Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 27. —— 1. Juli 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Heinrich Brugsch, der Aegyptolog.

1. Reiseberichte aus Aegypten. Geschrieben während einer auf Befehl Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Nilthale von Heinrich Brugsch. Mit einer Karte, drei Schrifttafeln und drei Beilagen. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Wanderung nach den Natronklöstern in Aegypten. Vorlesung, gehalten im Wissenschaftlichen Verein der Singakademie zu Berlin. Berlin, Dümmler. 1855. 16. 6 Ngr.
3. Mémoire sur la reproduction des caractères de l'ancienne écriture démotique des Égyptiens au moyen de types mobiles et de l'imprimerie. Berlin, Dümmler. 1855. 4. 7½ Ngr.
4. Grammaire démotique, contenant les principes généraux de la langue et de l'écriture populaires des anciens Égyptiens. Avec un tableau général des signes démotiques et dix planches y annexées par *Henri Brugsch.* Berlin, Dümmler. 1855. Fol. 25 Thlr.
5. Monuments de l'Égypte, décrits, commentés et reproduits par *Henri Brugsch*, pendant le séjour qu'il a fait dans ce pays en 1853 et 1854, par ordre de S. M. le roi de Prusse.
6. Nouvelles recherches sur la division de l'année des anciens Égyptiens, suivies d'un mémoire sur des observations planétaires consignées dans quatre tablettes égyptiennes en écriture démotique par *Henri Brugsch.* Avec quatre planches. Berlin, Schneider u. Comp. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nachgerade haben wir keinen Mangel an Reiseberichten aus und über Aegypten. Eine Reise in das Land der alten Pharaonen, zu den Pyramiden kann zur Zeit von deutschen Schulmännern füglich in einem Ferienausfluge abgethan werden. Gleichwol bewährt sich noch immer der alte Ausspruch: „Aus Afrika kommt immer etwas Neues", vorausgesetzt, daß der reisende Berichterstatter im Vollbesitz aller der Kunde ist, die bisher von dem alten Wunderlande bekannt geworden. Diese Eigenschaft besitzt Brugsch in anerkannt hohem Grade.

Brugsch ist die modernste ägyptologische Celebrität, und gedenkt man der Art, wie und in welchem Alter er seine ägyptischen Studien angefangen, so wird man versucht, ihn selbst für eine Art ägyptisches Wunder zu halten. Es mag daher in d. Bl. nicht unangemessen erscheinen, hier an die freilich etwas verspätete Besprechung von Brugsch's „Reiseberichten aus Aegypten" mit einem Rückblick auf die Anfänge seiner Studien eine Uebersicht seiner wichtigsten Arbeiten zu knüpfen, welche bisher als Früchte seiner Reise nach Aegypten bereits erschienen oder in nächster Zukunft zu erwarten sind.*)

Die ägyptische Antiquitätensammlung, welche jetzt den am meisten geordneten Theil des Neuen Museums in Berlin bildet, war, ehe sie nach ihrem jetzigen Ort verlegt wurde, in dem königlichen Garten Monbijou. Die lichten, niedrigen Fenster, die breiten Glasthüren des treibhausartigen Pavillons gestatteten von allen Seiten die Ansicht der hier aufbewahrten Curiositäten. Für Brugsch, dessen Aeltern in der Nähe dieses Gartens wohnten, hatte die Betrachtung derselben den unwiderstehlichsten Reiz. Die ungewöhnlichen Geräthe, die morschen Mumien, die kolossalen Steinsärge, vor allem die räthselhafte Bilderschrift der Hieroglyphen schienen einen eigenen Zauber auf den Knaben und heranwachsenden Jüngling zu üben, der am liebsten hier die wenige Muße,

*) Soeben erst kam uns ein Prospect mit der Anzeige zu, daß ein neues Werk von Heinrich Brugsch: „Die Geographie des alten Aegyptens und der anliegenden Länder besonders Palästinas" (in zwei Bänden und mit 60 Tafeln) künftigen Herbst in der Hinrichs'schen Buchhandlung zu Leipzig erscheinen wird. D. Red.

die ihm die Schularbeiten übrigließen, mit Vergleichen und Nachzeichnen zubrachte. Diese auffällig hervortretende Neigung wurde von Passalaqua, dem Director der Sammlung, auf das freundlichste unterstützt, und Brugsch war schon früh im Stande, hieroglyphische Schriften mit ziemlicher Sicherheit zu lesen.

Bereits als Schüler des Gymnasiums, in seinem neunzehnten Jahre, hatte Brugsch 1848 ein kleines Werkchen: „Scriptura Aegyptiorum demotica ex papyris et inscriptionibus explanata", in autographischem Zinkdruck herausgegeben und darin Ansichten ausgesprochen, die von den bisherigen über das Wesen und die Eigenthümlichkeit der demotischen Schrift, namentlich von denen des französischen Akademikers de Saulcy abwichen. Brugsch hatte das Glück, in dem Patriarchen der Wissenschaft, in Alexander von Humboldt seinen Mäcen zu finden, der ihn nicht blos durch leutseliges, belehrendes Wort gehoben und ermuntert, durch Empfehlung gefördert, sondern auch thatsächlich unterstützt und namentlich die Herausgabe der erwähnten Schrift auf eigene Kosten veranstaltet hat. Vor Brugsch waren im Allgemeinen von der demotischen Schrift und dem demotischen Dialekt, der sich in dem tausendjährigen Zeitraum von 700 v. bis 300 n. Chr. entwickelt und in lebendigem Gebrauch erhalten hatte, wenig mehr als einzelne Eigennamen und Wortgruppen bekannt, und nicht einmal das Schriftsystem klar, geschweige denn das Verhältniß dieses Idioms zum ältern hieratischen und spätern koptischen Dialekt. Die Arbeit deutschen Fleißes und deutschen Scharfsinns, wie gewöhnlich von der behaglichen Facultätsweisheit der Heimat unbeachtet, fand im Auslande, namentlich in Frankreich, ehrenvolle Anerkennung. Infolge dessen vermittelte Alexander von Humboldt dem jugendlichen Forscher die nachhaltigste Gnade seines Königs, die ihm den Besuch der ägyptischen Museen in Frankreich und England und endlich auch die Reise nach Aegypten möglich machte, über die uns gegenwärtig die Berichte vorliegen.

Durchglüht von Begeisterung für den Gegenstand seines Studiums, für welches er mit einem eigenen intuitiven Verstande, mit einem vorfühlenden Divinationsvermögen begabt scheint, voll Pietät und Gewissenspflicht, der ihm zutheil gewordenen königlichen Huld würdig zu entsprechen, vorbereitet und ausgerüstet mit gründlichster, das ganze Gebiet der ägyptischen Literatur und Archäologie umfassender Gelehrsamkeit, mit dem beharrlichsten Fleiße des Sammlers, der dem scheinbar Unbedeutenden dieselbe Sorgfalt und Liebe wie dem Wichtigsten zuwendet, mit dem Talente, den aufgehäuften Stoff zu bewältigen und zu ordnen, reiste Brugsch mit der Aufgabe, „die altägyptischen Inschriften in den noch erhaltenen Gräbern und Tempeln des Nilthals zu studiren und zu sammeln, um durch geeignete Publication den archäologischen Untersuchungen auf diesem Felde ein weiteres Material zu gewähren". Er bemerkt ausdrücklich, das Ziel der Wanderung sei nicht das jetzige Aegypten und sein Araberthum gewesen, sondern das alte monumentale Nilthal in den Zeiten und Zuständen, für welche die Geschichte bereits das Gedächtniß verloren zu haben scheint. Gleichwol markirt er sehr geschickt die grellen Contraste, welche die moderne heutige Staffage des alten Nilthals zu den erhabenen Resten des Alterthums bildet. Lebensvolle Schilderungen heutiger Zustände und Naturscenen wechseln passend und geschickt mit Heiterkeit und Humor in den überall klaren und einfachen Berichten einer eigentlich antiquarischen Gelehrtenreise.

„Thränen im Auge" begrüßte Brugsch nach der Ueberfahrt von Triest „das Land seiner Träume", ... „es war ja der Boden, wo man einst demotisch sprach und schrieb", — und die glücklichsten Umstände begünstigten die erfolgreichsten Studien. In Alexandrien boten die aufgegrabenen Fundamente der weltberühmten Bibliothek die erste Gelegenheit zu antiquarischen Untersuchungen. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst und einem Ausfluge zu den Natronseen und dem Kloster der Heiligen Jungfrau der Syrer in der libyschen Wüste (letzterer ist in der „Wanderung nach den Natronseen" ausführlich geschildert) wird Kairo die Station eines längern Aufenthalts. Von hier aus werden wiederholte Wanderungen zu den Ruinen von Memphis, nach den Pyramidenfeldern von Gizeh, Saqara und nach dem Serapeum unternommen.

Das Serapeum, eins der großartigsten Ruinenfelder eines dem Apis geweihten Tempels war kurz zuvor durch den französischen Archäologen Mariette entdeckt und die ganze Verehrungsstätte des hochgefeierten Apisstiers zutage gelegt worden. Selbst Lepsius hatte noch die ganze Localität in seinem Plane der Pyramiden von Saqara nur als einen Hügeldamm angedeutet, ohne zu ahnen, welch ein Schatz von Monumenten, von hieroglyphischen und demotischen Inschriften unter demselben verborgen lag. Mariette, der sich bei dem Dorfe Abusir aus den alten Kalk- und Backsteinen des Apistempels ein bequemes Wohngebäude aufgeführt, um den von ihm geleiteten Ausgrabungen stets persönlich nahe zu sein, fand in unserm Reisenden den willkommensten Mitarbeiter, und so ward Brugsch der Erste, der die Wichtigkeit dieser Entdeckung erkannte und ihre bedeutsamen Resultate hervorhob. Als das wichtigste erscheint bisjetzt die Regulirung der gelehrten Streitfrage über die fünfundzwanzigjährige Apisperiode und der Beweis, daß der Serapiscultus, den man nach Plutarch erst in der Zeit der Ptolemäer aufgekommen glaubte, uralt sei, indem bereits Ramses II. (um 1350 v. Chr.) diesen göttlichen Ochsen verehrt habe.

Auf dem gegenüberliegenden rechten Nilufer werden die Ruinen von Heliopolis besucht, Inschriften copirt, in der Uebersetzung mitgetheilt und dabei die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Nachgrabungen bei dem nahen Dorfe Materieh den Sonnentempel zutage fördern würden, der sicher besser erhalten sein dürfte als das nur aus Kalkstein erbaute Serapeum.

In wohlthuendem Wechsel folgt diesen gelehrten, antiquarischen Materien eine heitere Schilderung der heu-

tigen koptischen und armenischen Christen, eine naturtreue Beschreibung des Chamsin, und dann treten wir wieder mitten in die Ruinen des alten Memphis, wo uns der Monolithenkoloß Ramses' II. als identisch mit Sesostris vorgestellt wird. Nächstdem wird darauf hingewiesen, daß der südliche Theil von Memphis, den König Menes durch Wälle und Abdämmung des Nil gewann, die Akropolis der Stadt gewesen, und daß hier auch der Tempel des Phtha oder des Hephästos zu suchen sei, welcher als urältester Reichstempel bei den Aegyptern in höchstem Ansehen stand. Brugsch's Untersuchungen haben die „treue Ueberlieferung" Herodot's bestätigt, daß Psammetich I. dem Phtha die südlichen Propyläen des Tempels zu Memphis erbaut habe, dagegen die bisherige chronologische Annahme wesentlich erschüttert, welche Psammetich I. in die sechsundzwanzigste Dynastie rangirt. Nach Brugsch ist dieser Pharao nicht ein Enkel des Königs Neko, sondern vielmehr sein Vater.

In gleicher Weise werden überall die werthvollsten Resultate für Geschichte, Chronologie, Geographie, Culturzustände, Völkerkunde herausgestellt. Lichtenberg schrieb einst an Georg Forster, er habe einmal in einem Feenmärchen gelesen, ein Held reise und unter der Erde reise ihm beständig ein Schatz nach, wohin er auch gehe. Bedarf der reisende Held etwas, so pocht er nur leise an die Erde und der Schatz steht still und öffnet sich ihm. Brugsch erscheint auf seiner ganzen Tour wie jener glückliche Reisende in der Feenwelt. Wo und wie auch immer Gelehrsamkeit, Fleiß und Eigennutz den Boden schon vor ihm durchwühlt, Inschriften und Denkmale copirt, sein Stab berührt den Boden, die Wand, — und der gebannte Schatz bietet seiner Forschung neuen Reichthum.

So geht die Reise von Kairo am 13. September auf einer Barke den Nil aufwärts nach Oberägypten bis zu den Katarakten von Philä und von hier wieder stromabwärts nach Kairo. Mittelägypten, obwol schon öfter von Antiquaren und Archäologen besucht, bot noch immer sehr werthvolle Ausbeute, aber je weiter man den Nil aufwärts kommt, desto jünger werden die Denkmale, die in ihrer Gesammtheit auf beiden Ufern des Nil in unterhaltender und lehrreicher Weise vorgeführt werden. Wir müssen es uns versagen, in die Fülle des Details einzugehen, und können keine Einzelheiten von historischem Werthe hervorheben, welche die Denkmale von Beni-Hassan, Abydos, Dendyra, Karnak, Luqsor, Edfu, Ombos und von andern Localitäten darboten.

Und bei aller Hingebung an das Studium der todten, verwitterten Steinmale des Alterthums blieb der heitere Sinn des jugendlichen Reisenden auch für das blühende Leben der Gegenwart offen und empfänglich. Hören wir ihn nach einem Tage angestrengter Arbeit und Angst. Die Barke war mehrmals auf Sandbänke aufgestoßen und hatte ein starkes Leck bekommen, der größte Theil des Proviants war verdorben, doch der wissenschaftliche Apparat glücklicherweise gerettet.

Um meinen Leuten Ruhe nach der Anstrengung zu gönnen, blieb ich die folgende Nacht bei der Stadt liegen und genoß mit Frohsinn und Heiterkeit, unter Palmen, eines himmlischen Abends. Ein Abend ist hier wie der andere; das Schauspiel vor einer Stadt, wo gehalten wird, stets dasselbe, und nur die Stimmung des Gemüths läßt uns die Freude daran heute vielleicht mehr und inniger empfinden als morgen; ein trüber Seelenspiegel verzerrt die schönsten Bilder der Außenwelt. Die Luft ist lau und mild, der Abendwind bewegt leise die Kronen der Palmen, die gegenwärtig mit schimmernden Datteln reich beladen sind. Die Töchter der Stadt, nur in ein weites dunkelblaues Gewand gehüllt, mit Hals- und Armspangen und Fingerringen bis zum Ueberfluß geschmückt, kommen mit Krügen auf dem Kopfe, um Wasser zu schöpfen, wobei sie hurtig beim Anblick eines Fremden ihr Antlitz verhüllen. Da geht der Mond in vollem Scheine auf, die große Fläche des Nil, „des Meeres", wie ihn die Araber nennen, spiegelt seine glanzvolle Scheibe in tausend Strahlen wieder, und ein neues Bild belebt die Landschaft, über welche eine tiefe Ruhe und Stille ausgebreitet ist. Die Eingeborenen empfinden nichts von den Vorzügen ihres Klimas. Während ich in dem Anblick einer schönen Palme versunken war, bemerkte ein Araber: „Ya hawageh ala kul nahhle sitteïn para el miri" (O Herr, für jede Palme 60 Para Steuer!) (etwa 2⅓ Ngr.). Das ist seine Poesie von der Palme.

Diese lautere, reinmenschliche Stimmung spricht sich auch mitten in den Todtengräbeen aus. Brugsch sagt bei den Gräbern von Beni-Hassan:

Ich muß gestehen, daß mich die schönen Formen dieser hochberühmten Gräber, welche aus den eckigen, bröcklichen Massen des Felsens wie Perlen aus der Muschelschale hervortreten, ungemein überrascht haben, da sie alle Beschreibungen von Reisenden, alle Abbildungen weit hinter sich zurücklassen. Die Einfachheit und Harmonie im Baustil dieser Grotten, welche auch in architektonischer Beziehung eine gerechte Berühmtheit erlangt haben, gibt einen hohen Begriff von der Vollkommenheit der ägyptischen Baukunst zur Zeit der zwölften Dynastie, einer der blühendsten in der ganzen Pharaonengeschichte. Während die ältesten Denkmale der ägyptischen Baukunst, die Pyramiden, durch ihre gigantische Steinmasse, welche den Boden, worauf wir stehen, fast zu erdrücken scheint, in uns ein peinliches, unheimliches Gefühl hervorrufen — ist es doch, als ob eine magische, übermenschliche Kraft sie aufgethürmt habe —, so ist der Eindruck der Felsengräber von Beni-Hassan ein wohlthuender und erfreuender. Ernst und feierlich stimmen sie das Gemüth und erfüllen als Grabkapellen vollständig den Zweck, dem sie zu dienen haben. Die Pyramiden verlassen wir mit Staunen, von den Grotten von Beni-Hassan nehmen wir mit gerechter Bewunderung Abschied.

Die „Reiseberichte" sind im Wesentlichen aus den einzelnen an Ort und Stelle nach der Heimat geschriebenen Briefen entstanden. Sie haben den Farbenschmelz frischer Schilderungen der Erlebnisse eines jungen Gelehrten, der seine Festtage an jedem Denkmale feierte, welches ihm neue lehrreiche Bilder und Inschriften darbot. Sie bilden ein würdiges Seitenstück zu den Briefen von Lepsius und emendiren und ergänzen dieselben an nicht wenigen Stellen, obschon Brugsch aus dem Nilbett nicht weiter herausgekommen ist. Besondere Anerkennung verdient die reiche Mittheilung von Uebersetzungen der wichtigsten Inschriften, wodurch die allerdings nur meist für den großen Leserkreis ägyptologischer Laien geschriebenen Berichte auch für den professionirten Fachgelehrten von bedeutendem Werth sind, dem es nicht so leicht vergönnt ist, die kostspieligen Werke zu erlangen,

welche die ägyptischen Studien zu einer theuern Wissenschaft weniger Erwählten gemacht haben. Daß indeß diese Freigebigkeit in den Berichten der größte und dankenswertheste Vorzug unsers Reisenden sei, möchten wir nicht behaupten. Wer viel hat, gibt viel, und es ist viel mehr bewundernswerth, wie viel der jugendliche Mann allein, ohne irgend einen hülfreichen Beistand in der kurzen Frist eines einzigen Jahres gesammelt und für andere Arbeiten zurückgelegt hat, welche die eigentlichen wissenschaftlichen Forschungen enthalten sollten.

Die nächste dieser Arbeiten war das „Mémoire sur la reproduction des caractères de l'ancienne écriture démotique". Es gibt eine historische Uebersicht über die technischen und wissenschaftlichen Vorarbeiten zu der demotischen Grammatik, deren Herstellung nur durch die dankenswerthesten Anstrengungen der Verlagshandlung möglich geworden ist. Das „Mémoire" ist ein Vorläufer der „Grammaire", die in vieler Beziehung reicher ist als die „Grammaire égyptienne" Champollion's für das Hieroglyphische. Die demotische Sprache, ein Mittelglied zwischen dem Hieroglyphischen und dem Koptischen, enthält viele Wörter aus den Hieroglyphen, die in dem Koptischen gar nicht mehr vorkommen, andererseits auch wieder viele koptische Wörter, die im Hieroglyphischen nicht mehr vorhanden sind. Ihr grammatischer Bau ist bei weitem vollkommener als der der hieroglyphischen Sprache und die Schriftzeichen sind tachygraphisch aus den Hieroglyphen abgeleitet, wie auf drei Tafeln übersichtlich veranschaulicht wird. Die Schriftzeichen selbst sind theils phonetisch, theils ideographisch. Erstere begreifen in wechselnden Formen die 17 Laute des ägyptischen Alphabets und etwa 50 Silbenzeichen, während die Zahl der ideographischen Bilderzeichen ungleich größer ist. Sie beginnt mit den üblichsten Figuren und Zeichen, enthält ferner die signes déterminatifs de genre et d'espèce mit einem lexikalischen Reichthum an Beispielen und schließt mit den ideographischen Zahlzeichen. Den grammatischen Flexionen und Formen des Demotischen sind stets die entsprechenden des Koptischen zur Seite gestellt und in der Entwickelung der Sprache und Schrift drei Perioden unterschieden worden. Alle diese Uebergänge sind in einer reichen Anzahl correct und sauber lithographirter Tafeln zur augenfälligen Vergleichung gestellt.

Minder glücklich war dagegen Brugsch mit der Herausgabe seiner „Monuments de l'Égypte". Dieselben sollten bei dem Besitzer der vortrefflichen Officin von Eduard Hänel erscheinen. An 300 Tafeln in Großfolio sollten in fünf Abtheilungen zu einem Bilderatlas vereint werden, der mit der Uebersetzung der wichtigsten Inschriften und den nöthigen Erläuterungen in einem zusammenhängenden Text über die astronomische, geographische, mythologische, staats- und culturgeschichtliche Kunde des alten Wunderlandes neues Licht verbreiten sollte. Einige vierzig Tafeln, welche die ganze astronomische Abtheilung des Werks umfassen, waren mit zugehörigem Text in etwa acht Foliobogen bereits im December 1854 im Druck vollendet, als bei dem geschäftlichen Unfall der Verlagshandlung die Herausgabe dermaßen ins Stocken gerieth, daß selbst die bereits gedruckten zahlreichen Tafeln bis heute noch nicht in den Buchhandel gelangen konnten.

Für dieses Misgeschick, das den jungen Forscher in mehr als einer Rücksicht sehr hart berührte, wurde ihm durch Zufall von einem durch Berlin reisenden Engländer, Namens Stobart, eine freundliche Vergütung. Letzterer hatte auf einer Reise in Aegypten vier Holztafeln erworben, die auf beiden Seiten eng beschrieben waren. Er hatte sie als Curiosum gekauft, ohne ihren Werth zu kennen. Brugsch erkannte, daß sie in demotischer Schrift ein Verzeichniß von nahe an 1000 Planetenbeobachtungen enthalten, in denen ein ägyptischer Astronom aus den Zeiten Hadrian's den Eintritt der fünf Planeten in die Zeichen des Thierkreises während 20 Jahre genau verzeichnet hatte. Die „Nouvelles recherches" enthalten diese Tafeln, ihre Uebersetzung und Erläuterung. Diese Arbeit wurde in allen Theilen durch die astronomische Berechnung auf der Sternwarte in Greenwich bestätigt und durch Biot in Paris in ihrer Wichtigkeit anerkannt. Neuerdings hat diese Arbeit in einer Abhandlung des französischen Akademikers de Rougé die verdienteste Anerkennung gefunden.

Neben dieser Arbeit über Beobachtungen von Himmelserscheinungen blieb die Arbeitslust Brugsch's auch terrestrischen Untersuchungen zugewandt. Sie betreffen vorzugsweise die Herstellung einer Geographie des alten Aegypten nach der Eintheilung in Nomen und der Nachbarländer, besonders Palästinas, vorzugsweise nach dem Material, welches die Denkmäler darbieten. Brugsch will für diese Arbeit eine Fülle bisher kaum geahnten Materials besitzen und benutzen, sodaß dieselbe zwei Bände mit mehr als 80 Tafeln nebst Karten umfassen und hoffentlich in kurzem erscheinen wird.

Erinnert man sich neben diesen Arbeiten eines Einzelnen auch derjenigen von Lepsius, Rosellini, Wilkinson, Bunsen, Mariette, de Rougé, Birch u. A., so kann man sich der wissenschaftlichen Hoffnung hingeben, daß Aegypten nunmehr erst eine Quelle geschichtlicher Kenntnisse zu werden beginnt, und daß es den Charakter eines räthselhaften Curiosums immer mehr ablegt.

Julius Loewenberg.

Zwei östreichische Volksdichter.

1. Gedichte von Franz Stelzhamer. Stuttgart, Cotta. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Man sollte meinen, es müsse in Deutschland, seiner Volks- und Landesart entsprechend, von Volksdichtern wimmeln — und seltsam! kaum zählen wir ein paar von entschiedener Begabung. Wie reich ist in dieser Hinsicht die erste Culturperiode des Nordens, wie reich selbst noch das sang- und klangvolle Mittelalter! Welch eine Zahl von Volksdichtern weist allein Skandinavien auf vom ältesten Skalden Ulfurhinn Durgi an! welch eine Reihe von Runolainen bei den Finnen (Runo be-

deutet Gesang, Gedicht), von Barden bei den Celten, von Minstrels in England während der normannischen Glanzperiode! welch eine Armee von Troubadours im südlichen Frankreich, von Trouvères in den nördlichen Provinzen! Wer kennt nicht den großen Einfluß, den unsere Minne- und Meistersänger auf das deutsche Volkslied ausübten? Wie steht es jetzt dagegen? Ist die volksthümliche Ursprünglichkeit durch Vermischung mit französischer Sitte und alberner Modethorheit wirklich schon soweit verwischt worden, ist die einst so kerngesunde deutsche Kraft wirklich so ganz und gar heruntergekommen, daß in allen Gauen das Gerausche der Riesen eichen keinen Sohn des Volks mehr zu poetischen Klängen zu begeistern vermag? Zweifelsohne, alle Poesie ist aus dem Volksleben hervorgewachsen; diese einfachen Lieder und Weisen waren damals die Wiege des noch unschuldigen Zeitgeistes; heutzutage sitzt er mit goldglühenden Augen auf dem Dampfroß der Locomotive, ihr Gebrause, Geschnarre und Gerassel ist das dämonische Volkslied des 19. Jahrhunderts! So ändern sich die Zeiten. Es ist fast unbegreiflich, wie in solch raffinirter Zeit eine durch ihre Erscheinungsweise und Lebensart an das Minstrelthum mahnende Gestalt mitten im hypercivilisirten Europa auftauchen konnte. Diese originelle, naturwüchsige, dem Kern eines noch unverdorbenen Gebirgsvolks entsprossene Gestalt ist Franz Stelzhamer.

Wir wollen zum Belege dieses Ausspruchs einige Worte über den Volksdichter vorausschicken, ehe wir zur Besprechung seines Werks schreiten. Er stammt aus Piesenham, einem unbedeutenden Dorfe des freundlichen östreichischen Gebirgslandes ob der Enns. Weit und breit wird er in den dortigen Thälern nicht anders genannt als „dá Franz von Piesenham". Er zeigte bald einen lichten, offenen Kopf. Seine Aeltern, ganz einfache, schlichte Bauersleute, hätten es, wie gewöhnlich in solchen Fällen, sehr gern gesehen, daß Franz den geistlichen Stand erwähle. Er überwand seinen Widerwillen seiner Mutter zuliebe und begab sich in das Seminarium zu Linz, um die erfoderlichen theologischen Studien zu machen. Jedoch je näher die Einweihung heranrückte, desto größer wurde sein Abscheu gegen die schwarze Pfaffenkutte, und siehe da, eines schönen Morgens war der junge Vogel aus den Klostermauern entflohen. Im ersten Kraftgefühl seiner kühn wiedereroberten Freiheit schlug er, wie eine Frühlingslerche aufjubelnd, aus voller Brust jene Lieder an, die im Herzen des Volks tief einwurzelten und durch den poetischen Sinn dieser Gebirgsbauern zu immer neuen Knospenbildungen getrieben wurden. So durchzog er, die Zither unterm Arm, vielleicht der letzte Minnesänger, jahrelang die schönen heimatlichen Thäler, von Dorf zu Dorf, von Schenke zu Schenke; jede Thüre stand ihm offen, jedes Kind lief ihm entgegen, um den stets willkommenen Gast den Aeltern heimzuführen. Dadurch wurde „dá Franz von Piesenham" so außerordentlich populär, daß eine ganze eigenthümliche kurzabgerundete Gattung des obderennsschen Volksliedes nach ihm benannt wurde. Wo jetzt beim Becherklange oder Tanze zum Gelispel der Zither ein saft- und kraftvolles Lied erschallt, nennen es die Bauern einen „Stelzhamer", mag es auch wer immer gemacht haben. Als erklärter Liebling des Volks durfte er auf keiner Hochzeit fehlen; es wußte aber auch kein Zweiter die Herzen so im Strome der Heiterkeit schwimmen zu machen als er: was dem Magyaren in der Pußta die Zigeunerfidel ist, das ist dem obderennsschen Gebirgsbauer Stelzhamer's Lied zur Zither. So kam er endlich auch auf seinen echt romantischen Fahrten nach Wien, wo ihn unter Andern Nikolaus Lenau sehr freundlich aufnahm. Die bekannte Gemüthlichkeit der Wiener öffnete dem Natursohn die ersten Häuser und er trug ebenso ungenirt in den elegantesten Salons wie daheim in den Dorfkneipen seine Lieder vor. Jedoch selbst der größte Beifall fesselt ihn nicht lange an einen Ort; so ist er bald in Wien, bald in Oberöstreich, bald im dairischen Hochgebirg, bald in München, ein echter Troubadour! Er hat viele Nachahmer gefunden, wie Castelli, J. G. Seidl, Baron von Klesheim u. A.; der bedeutendste darunter dürfte wol Kaltenbrunner sein. Was jedoch bei Stelzhamer der reinste, unmittelbar hervorquellende Naturton ist, der schon aus der Brust des Bauerknaben, während er Ziegen oder Gänse hütete, erscholl, das ist bei den genannten Dichtern in östreichischer Mundart mehr oder weniger gemacht. Ein Sänger des Volks muß auch ein Sohn des Volks sein; dies bewährte sich in einer andern Art auch bei Adalbert Stifter, dem Freunde und Landsmann Stelzhamer's; der eigenthümliche Reiz seiner „Studien" steckt in formeller Hinsicht nirgends anders als in dem volksthümlichen Anstrich seiner breitspurigen Prosa, mit ununterbrochener Anwendung des Plusquamperfectums. Stifter wäre zehn mal leichter nachzuahmen als Stelzhamer, wenn nicht, zur Warnung aller jüngern Dichter sei es gesagt, auf aller Nachahmung der Fluch der Muse läge.

Wir glauben zum bessern Verständniß der Stelzhamer'schen Gedichtsammlung für norddeutsche Leser das Meiste beitragen zu können, wenn wir folgende Stelle der Vorrede entlehnen:

Ein Dialekt- oder sogenannter moderner Volksdichter, je sentimentaler, desto unwahrer — das gelte dem städtischen Leser zur Richtschnur. Der Volksmann braucht sie nicht von mir, der trägt sie in sich und verschließt vor weichteigigem Zeug hartnäckig sein Herz. Aber er verschließt es auch vor Anderm: Maurus Lindermaier z. B., der Vortreffliche, drang nur in die studirte Schichte, das eigentliche Volk ließ er unberührt. Er war nur mit seiner Sprache im Volk geblieben, mit seiner Denkungsart, mit seiner Empfindungsweise war er daraus gewichen, er hatte sich nach damaliger Zeit emancipirt und — war nicht mehr der Seinige. Unsere Neuern — doch der Leser hat seine Richtschnur, darum genug! Das ai wird wie das französische oi gelesen, z. B. Laid, Load; das bezeichnete á klingt hell, offen, das unbezeichnete dumpf, breit, dem o sich nähernd.

Das zur Erleichterung für Nichtöstreicher beigefügte „Idioticum", welches sich nicht „rückwärts", wie der Verfasser sagt, sondern am Schlusse des Buchs befindet, wird sich Stelzhamer wol bequemen müssen, um die

Hälfte zu erweitern, wenn er seinen Gedichten in Norddeutschland zu allgemeinerer Verbreitung Bahn brechen will. Woher soll z. B. ein Preuße oder Sachse wissen, daß „grawaugat" grauaugig bedeute? Es wimmelt von Worten im Buche, die den Bewohnern der Rhein- und Elbufer Hieroglyphen sind; kann sie der Leser nicht mit Hülfe des „Idioticum" entziffern, so wirft er das Buch unwillig beiseite. Nicht blos Religionen haben ihre geographischen Grenzen, auch Bücher und Zeitungen.

Die erste Abtheilung des starken, schön ausgestatteten Bandes enthält einen Cyklus von Liedern in obderennsischer Volksmundart. Hier ist Stelzhamer ganz in seinem Element, wie der Vogel in der Luft. Viele dieser Gedichte sind in ihrer ursprünglichen Naivetät, in ihrer Entfaltung einer kerngesunden, fast antiken Weltanschauung wahre Meisterstücke zu nennen. Das Menschliche ist ihr Grundinhalt. Wenige Volkssänger haben durch Anwendung der äußersten Gegensätze eine so schlagende Wirkung augenblicklich hervorzurufen gewußt wie „dá Franz von Piesenham". Wer des Dialekts nicht ganz mächtig ist, erlaube sich kein Urtheil hierüber. Man höre zum Exempel die zwei höchst originellen Liedchen:

Dá schen Bue.

Und weil i schan worn bi

Á Kerl soviel schen,
Na, so wieri ains thain,
Und wir heiráthen gehn;
Und suech már dö Schenste
Fünf Stund in án Krais:
I brauch nir als viel Glück
Und schen's Wöder áf d'Rais.

Dá grüen Kesá.

Dá grüen Kesá liegt spat und früe
In dá raothen Öpfelblüe,
's Keserl liegt á dánöbn —
Das is á Löbn!

Mi und mein Dorathe
Schaidt *) das graoß Atásee,
Kemmán á schwerli zamm,
Weil má nir ham.

Ueberhaupt ist der Verfasser im erotischen Volkslied äußerst glücklich. Von der ersten leisesten Regung zweier sich magnetisch anziehenden Herzen bis hinauf zum Zusammenblitzen zweier glühenden Leidenschaften weiß der Dichter alle dazwischen liegenden Sprossen der Amorsleiter taschenspielerartig hervorzuzaubern. Es spiegelt sich darin das frische blühende Leben dieser Gebirgsburschen und Mädels so klar wie in einer Felsenquelle ab. Einzelne Vergleiche sind köstlich, z. B.:

Wie sö in Früeling
Dá Kerschbám veráth,
So veráth sö á Liebschaft,
Má treibt's nu so stád. **)

Oder:

*) trennt.
**) still, heimlich.

Dnettá. (Just, genau auf ein Haar.)

So dnettá geht's zsamm
Und so dnettá troiffts zue:
I bogögn dár áf d'Nacht
Und du mir in dá Frue.

Und so dnettá geht's zsamm
Und so dnettá troiffts zue:
Du volangstá kain'n Fried,
Und i laß dá kai Rue.

Und so dnettá geht's zsamm
Und so dnettá troiffts zue:
Daß du á Dirndl bist
Und i á Bue.

Und wögn den — so dnettá
Da sán má benand *),
Und á wögn den — so dnettá
Bringt üs nir vonand.

Das sogenannte Techtlmechtl ist in dem Gedichte „Zwischen dá Liechtn" vortrefflich angedeutet. Nicht minder gut sind in ihrer Art „Ollweil lieber", die Liebe zum Leben alternder Leute zeichnend; „Bauernstolz", das hohe Selbstbewußtsein reicher Bauern schildernd, und „Lo ná gehn!", worin ein Prahlhans höchst gelungen silhouettirt wird. Dagegen scheint uns das Gedicht „Dá Fäullenzl" trotz der feinen Charakteristik viel zu lang zu sein. Ueberhaupt befinden sich in dieser Abtheilung einige Productionen, an welchen dieser Fehler zu rügen ist. In dem Schlußgedichte „Dá Vader is hainkemmá" feiert das Echtmenschliche der Vaterliebe in schlichten volksthümlichen Versen einen Triumph. Man höre die Schlußstrophe:

Und aft fäht 'n **) Vadern

Án Jed's umán Hals,
Hau — i waiß's nu vo mein'n her —
Dá Vader is Alls!

Dieses rührend schöne Gedicht hat eine Art von Epilog, aus dem wir unsern Lesern wenigstens einige sehr gelungene Strophen zum besten geben wollen, da wir es seiner Länge wegen nicht ganz citiren können:

Und iezt sag' i dir was,
Und da paß fein guet auf,
Ebbá daß dá wohl taugt
Für dein'n Löbenslauf:

Á Brunn ahne Wasser,

Á Wasser ahne Bruck,
Und á Haus ahne Dachung
— Drei traurige Stuck!

Á Halm ahne Aehern,

Á Braut ahne Ring,
Und á Stock ahne Raesen
— Drei traurige Ding!

Awa traurigá drei mal
Als das, glaub más gwiß,
Is á traurigs Paar Oeltern,
Den 's Kind gstorben is!

In der zweiten Abtheilung finden wir „Aeltere Lie-

*) sind wir beieinander.
**) fällt dem.

der in obderennsischer Volksmundart, verdeutscht vom Verfasser". Auf die Uebertragung derselben ins Hochdeutsche bezieht sich in der Vorrede folgende Stelle:

Bezüglich des Versuchs, einige meiner ältern Dialektlieder zu verdeutschen, um sie auch dem außeröstreichischen Leser zugänglich zu machen, habe ich nur zu bemerken, daß dieser Versuch weiter nichts ist als an die Verehrer und gründlichen Kenner der Originale die ergebene Frage: Soll ich darin standhaft fortfahren oder augenblicklich davon ablassen?

Wir antworten auf diese Frage mit Ja und mit Nein. Wir sagen Ja! wenn Stelzhamer keine andere Absicht damit verbindet als die eben selbstausgesprochene, das Buch dadurch allen Nichtöstreichern mundgerecht zu machen; wir sagen Nein! wenn der Verfasser sich dem süßen Glauben hingibt, mit diesen Verdeutschungen auch nur entfernt die Originale zu erreichen. Er misdeute diesen etwas herben Ausspruch nicht; der darin versteckte Vorwurf trifft ihn nicht direct; denn, offen gestanden, wir halten es für eine Unmöglichkeit. Der eigene Reiz des Volksdialekts ist durch nichts zu ersetzen. Die Originale ziehen, um uns eines Gleichnisses zu bedienen, federleicht in paradiesischer Unschuld an uns vorüber, die Uebertragungen ins Hochdeutsche schreiten genirt von dem zu engen Gewande gravitätisch ängstlich einher, oder stolpern gar über die zu faltenreiche Schleppe. Der Verfasser theilt wahrscheinlich diese Ansicht nicht — er denke nach Belieben; scheint er doch im Allgemeinen von der Kritik nicht viel zu halten. Dies beweisen uns außer Seite 172 noch die ominösen Schlußstrophen jenes langen Gedichts „Musa ruralis" („'s Waldfräuerl"), worin er der Welt berichtet, wie er schon als Hirtenknabe im freien Schöpfungsrund ein Dichter geworden sei; sie lauten:

Die Gänse waren verloren,
Der Vater hat dem Sohn
Dafür das Köpfchen geschoren,
Das war sein Musenlohn.

Und seid ihr nicht bess're Vergüter
Nun meiner Poesie,
Dann säß' ich noch lieber als Hüter
Im Wald rund um — mein Vieh.

Da die Kritik bereits vor Jahren die Originale die Revue passiren ließ, so können wir uns hier kürzer fassen. Wir glauben nicht ungerecht zu sein, wenn wir dem Verfasser den umgekehrten Vorwurf machen, den er in der Einleitung gegen Maurus Lindermaier aussprach, nämlich: Stelzhamer ist mit seiner Denk- und Empfindungsweise dem Volke treu geblieben, ganz und gar treu als echter Sohn des Gebirgs, deshalb wird er nie das Hochdeutsche total beherrschen lernen. Auch spukt dort und da Einiges aus der „studirten Schicht", wie er es nennt, in diesen Uebertragungen umher. So wird z. B. im „Lied der Heumähder" unpassend des Reims halber der Thanatos der Griechen ins Gebiet des Hochdeutschen heraufbeschworen — was wissen Heumähder vom Thanatos? Auch finden sich Verstöße gegen das grammatische Gesetz oder den grammatischen Gebrauch, wie beispielsweise in der überhaupt nicht schön klingenden Strophe:

All deines Herzens Hange
Laß sein dahingestellt,
Bis einst beim Wallfahrtsgange
Ein Hündchen weiß sich gesellt.

Die gelungenste dieser Uebertragungen dürfte wol das kleine nette Liedchen sein: „Die Blümlein", ihrem poetischen Werth nach die besten „Mein Mütterchen" und „Der einsame Mensch", doch sind die trefflichen Originale auch hier keineswegs erreicht. Es dürfte kaum einen Dichter geben, der nicht die Idee des Alleinseins zu einem Klagelied benutzt hätte; dennoch gelang es Stelzhamer, diesem Gedanken eine neue Seite abzugewinnen, ihn, wenn uns der Ausdruck erlaubt wird, zu potenziren. Nachdem dieser unglückliche Einsame über die Schwere alles irdischen Daseins eine Jeremiade gehalten, durchschauert ihn das schreckliche Gefühl, daß er auch im Jenseits ewig einsam sein werde, und dann donnert er zum Schlusse, gleichsam um den Fluch, der auf der Einsamkeit lastet, gewaltsam zu brechen, die Worte vor sich hin:

Geht es aber mir dort oben
Wie hier unten, ha, dann sei
Von mir selbst mein Selbst zerrissen
Und gemacht aus Einem — Zwei!

Hieran reiht sich: „Liebe, Gedicht in zwei Büchern." Der Verfasser gibt hierüber im Vorwort folgenden Wink: „Es erscheint hier aus längster, tiefster Verborgenheit fast scheu und schüchtern die Aussprühung meiner Jugend, das hochdeutsche Gedicht «Liebe»." Den Hauptinhalt dieser zwei Bücher kann sich wol Jeder denken, sie bilden nämlich eine lange Kette von erotischen Liedern, in denen Sehnsucht, glühende Leidenschaft, Wonne, Schmerz, Wehmuth und Hohn jenen Kreislauf machen, der so alt ist als die Menschheit, die „alte Geschichte, die ewig neu bleibt", um nicht die ganze berühmt gewordene Strophe Heine's zu citiren. Es handelt sich bei solchen Productionen um eine lebendig objective Darstellung trotz der subjectiven Empfindungsweise des Lyrikers; es müssen dadurch dem Leser die Flügelthore der Erinnerung einer selbst in der Jugend durchgekämpften Leidenschaft aufspringen und ihn noch ein mal in das Paradies oder in die Hölle der Gefühlswelt jener längstverrauschten Tage zurückzaubern. Wir nehmen keinen Anstand zu bekennen, daß dies dem Verfasser oft in hohem Grade gelungen sei — Stelzhamer ist ein Mensch, ein ganzer Mensch! Sein Naturell ist b[illegible] zu gefühlsreich, zu empfänglich für Eindrüc[illegible] eigentlich der Mann mehr gestählt sein soll [illegible]n verzeiht ihm das gern, weil er Einen da[illegible] die geheimsten Falten des menschlichen Herzens blicken läßt. Selbst in den ersten zarten Frühlingsregungen des sich entspinnenden Verhältnisses ist keine Spur von mondscheinbleicher Sentimentalität zu finden, seine Liebe ist gesund sinnlich vom ersten Augenblick bis zum letzten. Folgendes schöne Gedicht fodert zu einer wörtlichen Mittheilung auf:

Wie die frommen Lämmer weiden
Auf der grünen Frühlingshut,
Also weiden meine beiden
Augen auf dir wohlgemuth.

Und die Lämmer, wo sie gestern
Just ein Blümchen abgepflückt,
Finden heut' von seinen Schwestern
Doppelt reich den Platz geschmückt.

Aus den Augen fiel seit langen
Tagen Ein Blick nur auf mich,
Und es zeigten auf den Wangen
Nur zwei Rosenknospen sich.

Kaum doch hatte ich empfangen
Jenes ersten Blickes Gruß,
Und die Röslein auf den Wangen
Wärmte kaum mein erster Kuß:

Als sie täglich sich vermehrten
Wunderbar von Stund' zu Stund',
Jeder wirbt und bringt Gefährten,
Und so mehret sich der Bund.

Und in diesem Lustgewimmel
Taumelt nun mein Herz herum —
Das war wol dein schönster Himmel,
Hellas! dein Elysium.

Aber wozu dieser reflectirende Sprung auf Hellas? Das ist gesucht. Durch einen ganz einfachen Schluß würde das in formeller Hinsicht abgerundete Gedicht gewiß nur gewonnen haben. Vollendet in der Form sind auch „Arie", „Nur noch ein mal" und „Lied", die Gedichte jedoch, die sich dieses Vorzugs rühmen können, sind leicht zu zählen. Es bleibt uns ein Räthsel, wie ein Dichter, der auf einer Seite die Sprache so gewandt zu biegen weiß, wie in den eben citirten Liedern, auf der andern Seite sich so oft arge Verstöße zuschulden kommen läßt. S. 152 lautet eine Verszeile: „Was wollt' lassen und geben!" S. 260 heißt es: „Weil wohlgefällig sie neigte zu mir." Folgende Strophe ist nicht deutsch, um uns einem anerkannten Dichter gegenüber eines schonenden Ausdrucks zu bedienen:

Donna Mimosa! mürbes Kindlein!
Schalt ich und noch Allerlei,
Da ihr fast, als ich, das Kindlein
Und das Blümlein lieber sei.

S. 250 enthält die unmelodische Zeile: „Daß Bach mit regem Plauschen", ein östreichischer Provinzialismus, der im Hochdeutschen nicht passiren darf. An Bilderschwulst fehlt es auch nicht, z. B. in dem Gedichte „Vision". Eine Verirrung der Phantasie ist das Gedicht auf S. 215; geradezu lächerlich ist der Schluß: „Ich selber bin die Haide" (!!), ein Seitenstück zu jenem: „Mir ist wie einer Abendlandschaft!" was einst ein obscurer östreichischer Lyriker in seiner Bornirtheit gesungen. Der sonderbare Ton, den der Verfasser plötzlich auf S. 255 anschlägt, scheint versteckte Anspielungen auf das Jahr 1848 zu enthalten, Gedankenstriche sind wenigstens genug da. Die Mittelstrophen sind in ihrer epigrammatischen Kürze sehr originell. Erwähnungswürdig sind auch die glühend leidenschaftlichen Ergüsse S. 153, III; S. 163, 164 u. 182, VIII. Ein Gedicht der sonderbarsten Art, tiefernst in seinem Gedankengange, großartig einfach in der Sprache, heimlich hinweisend auf die nahe Verwandtschaft zwischen Liebe und Selbstmord, wahrlich so seltsam, so urkräftig mahnend, als hätte es der später reifer gewordene Goethe in der Werther-Periode geschrieben, ist Nr. III, S. 232. Die Kürze desselben erlaubt uns, es hier unsern Lesern mitzutheilen:

Urgroß ist Waldesruh!
Ewig rauscht der Baum Dasselbe,
Morgen murrt der Quell wie heut',
Nimmer braust der Sturzbach anders,
Immer rollt der Donner gleich.

Urgroß ist Waldesruh!
Ruhig kann der Baum vermodern
Und verwittern still der Fels;
Unberochen welke die Blume,
Ungenossen fault die Frucht,
Friedlich kann das Wild verenden,
Ungehindert mag der Mensch
Rauben, morden, dann verzweifeln
Und zuletzt — — —! ja, ja —
Urgroß ist Waldesruh!

So schön auch gegen den Schluß hin im zweiten Buche die Idee ist, daß er in seinem namenlosen Liebesschmerz zum Grabe der theuern Mutter pilgert, um dort Ruhe zu finden, so unpassend endet der ganze Cyklus mit einem lateinischen Choral, den in katholischen Ländern Mönche am Ostersonntag singen. Eher verträgt noch das Drama eine derartige Beimischung einer todten Sprache, die Lyrik nie. Diese lateinischen Brocken sind wol dem Vogel an den Schwanzfedern hängen geblieben, als er die Klostermauern von Linz im Rücken ließ. Uebrigens liegt ein großer Widerspruch darin, einmal den hellenischen Cultus der Venus hochzupreisen, wie in dem Gedichte S. 120, und ein andermal den Klostergerüchen des Mittelalters zu huldigen. Hier wollen wir eine Strophe citiren, die in mehr als einer Hinsicht den von uns bisher ausgesprochenen Tadel rechtfertigt:

Nein, wenn die alte Gäa
So jauchzet himmelwärts,
Ruf' ich nur: Culpa mea!
Und schlage an mein Herz.

Wer hochdeutsch dichten will, muß einen gewissen feinen Takt besitzen; Stelzhamer beweist jedoch oft, daß ihm dieser Takt fehle. Auch können wir den Zweifel nicht unterdrücken, daß sämmtliche hochdeutsche Gedichte eine „Aussprühung" der Stelzhamer'schen Jugend seien; mindestestens dürften die in der Form vollendetern in spätern Jahren umgegossen worden sein. Mehre Gedichte verrathen freilich durchweg eine reifere, männliche Weltanschauung, wie das oben citirte „Urgroß ist Waldesruh!" Noch eine Bemerkung, die vielleicht der Verfasser bei einer zweiten Auflage berücksichtigt. Die wenigen Excurse abgerechnet, welche die Leidenschaft in ihrem Culminationspunkt auf den Streifzügen durch die Wälder macht, wird 175 Seiten hindurch das Thema der Liebe abgehandelt — das ist denn doch für den Leser eine etwas starke Zumuthung. Liebe ist Honig, zu viel Honig widersteht. Nicht der beigemischte „derbe Erdge-

ruch", der „aus dem Liederbuch aufwirbelt", wird den Leser „zu einem allzu grämlichen Urtheilsspruch" verleiten (um des Verfassers eigene Worte aus dem „Schlußreim" zu gebrauchen), sondern die Geduldprobe, auf die ihn der endlose Cyklus erotischer Gesänge stellt, dürfte ihn dazu treiben. Wir geben also dem Verfasser den wohlgemeinten Rath, erstens die Feile noch ein mal sehr sorgsam anzulegen und zweitens ein paar Dutzend der schwächern Lieder ganz zu streichen; dann dürften in ästhetischer Beziehung diese Bücher der Liebe bedeutend gewinnen.

Hierauf folgt ein großes Gedicht in obderennsscher Mundart: „D'Ahnl" (die Großmutter). Stelzhamer betritt damit ein neues Feld; er zeigt sich, unsers Wissens wenigstens, zum ersten male als Epiker. Er verfolgte mit dieser größern Arbeit einen bestimmten Zweck und sagt hierüber in der Einleitung (S. IV):

Es ist dieses Gedicht unter allen meinen Gedichten das einzige, das aus einer Absicht entstanden ist, und hätte den Zweck: das östreichische Volk von der ihm von seinen eigenen Kindern angedichteten Zartfühligkeit, dem beständigen Belächlungsgrund unserer übrigen deutschen Brüder, in etwas frei zu machen. Um diese meine Absicht leichter zu erreichen, wählte ich den ewig und einzig großen Moment von junger Liebe und Ehelichung zweier Leutchen aus der lieben einfachen Landbewohnerschaft. Ich habe gelegentlich schon zwei mal gegen besagte Andichtung geeifert, aber es schien mir das noch immer nicht genug, wenigstens nicht eindringlich, nicht nachdrücklich genug, und ich entschloß mich in dem Gedicht „D'Ahnl" nebst aller andern Kraft auch die ungeschwächte Herzkräftigkeit meines lieben östreichischen Volks breitestens darzulegen.

Wir halten dafür, daß ihm dies mit dem wirklich ganz ausgezeichneten, in seiner Art alleindastehenden Gedichte vollkommen gelungen sei. Es ist uns in hochdeutscher Sprache kein Epos bekannt, daß an prallgliederiger Plastik, an nationaler Lebensfrische und an sprudelnder Originalität sich mit dem Stelzhamer'schen messen könnte. Dieses ländliche Epos hat ein urgesundes Bergvolk gedichtet, und „dá Franz von Piesenham" war der Teniers, der uns das Meisterbild dieser Bauernhochzeit vor das Auge führte. Der einfache Inhalt dürfte, mit Ueberspringung der reizenden Episoden, ungefähr folgender sein: Raosidl (Rosina), die schöne Enkelin der Ahnl, hat ihren „Ehrentag", der auf das festlichste zu gleicher Zeit mit der goldenen Hochzeit der Großältern gefeiert werden soll. Sie hatte sehr willig solange gewartet, lieber gar ihre Hochzeit bis zum Tode der Großmutter, die ihr den Bräutigam gewählt, hinausgeschoben, damit sie dann den Bauernburschen ihrer eigenen Wahl, nämlich den Vetter Hies (Matthias), der Knecht, jedoch nicht im großen Maierhofe ist, heirathen könnte. Hies hat sie bei einem heftigen Gewitter, als der Blitz in ihrer nächsten Nähe in einen Baum fuhr, sodaß Alle glaubten, die wie todt hinstürzende Raosidl wäre erschlagen, durch rasches thätiges Einschreiten und Pflege gerettet. Hies ist jedoch ein Großsprecher und steht daher nicht in der Gunst der Ahnl, sie billigt diese Liebe der einzigen Enkeltochter nicht. Wie gewöhnlich in solchen Fällen in Gebirgsländern, stellt sich auch Hies heimlich in der Dunkelheit der Nacht unter Raosidl's Fenster ein, und sie liebt ihren Retter so innig, daß sie allen Anstand, den sie als reiche Bauerstochter im Gegensatze zu den Mägden zu beobachten hat, beiseite setzt und sich zu ihm in den Garten schleicht. Aber die „Stanz, die rothe Her'", eine der Raosidl übelgesinnte Magd, die sie beim Fortschleichen belauschte, macht die Verrätherin. Sie weckt die Ahnl, die erbost allen Knechten, die sich den Schlaf erst aus den Augen reiben müssen, befiehlt, unter ihrem Obercommando das verliebte Pärchen gewaltsam zu überfallen und den Hies fortzujagen. Raosidl fühlt sich plötzlich von hinten gepackt, schreit ängstlich: „Jesásmari — Spitzbuem!" Der baumstarke Hies beginnt nun zornig eine Schlägerei und schmeißt die Burschen links und rechts hin, daß sie „umfliegen wie tanzende Strohsäcke". Indessen schließt die Ahnl die zitternde Raosidl in ihre Kammer ein. Hies, dem natürlich schon früher das Gerücht zu Ohren kam, Raosidl sei Braut, wird von nun an bei der Arbeit nachlässig, verbummelt ganze Tage und ergibt sich dem Trunke und Spiele. Drei Wochen darauf stellt d'Ahnl den „Sepp aus dem Baierland" der eingeschüchterten Enkelin dictatorisch als ihren Bräutigam vor, und die unter den Gebirgsbauern übliche Sitte, das Drangeld zu nehmen und den „Leibkauf" zu trinken, wird befolgt. Die Vorbereitungen zu dieser Doppelhochzeit setzen Groß und Klein im ganzen Dorfe in Bewegung. Der Hies, halbtoll vor Eifersucht, läßt sich von den durchziehenden Husaren anwerben, schreit im Wirthshaus: „Auf drei haushohe Räusche, mein' ich, wird das Handgeld wol reichen!" und singt:

Dá Hies, der hädt Raosidl gern,
's Raosidl mecht Hiesin wern,
Sá Hies, der bin — i,
Und má Raosidl is — sie.
Juhuhu!

Die Husaren fluchen dazu „Päffámderemdete!" und versprechen dem Hies bei einem Gewaltstreich behülflich zu sein. Nachdem die üblichen Ceremonien in und vor der Kirche vorüber sind, setzt sich der große Festzug, zu dem weit und breit geladene Gäste herbeiströmten, in Bewegung, um im Dorfwirthshaus die endlosen Tafelfreuden zu genießen. Die Musikanten ziehen mit klingendem Spiel voran. Die Husaren, von Hies angestiftet, versperren ihnen den Weg und suchen sie in Händel zu verwickeln. Nur durch das außerordentlich energische Benehmen des Bräutigams wird die momentan gestörte Ordnung des Festzugs sogleich wiederhergestellt, wofür ihm Raosidl den ersten freundlichen Blick zuwirft, denn alle Bauersleute hätten sonst das fatale Ereigniß für ein böses Omen gehalten. Der Bräutigam in seiner echt ländlichen Gutmüthigkeit ruft sogar den Husaren nach, seine Zornaufwallung verwünschend:

Gehts már áf d'Haozát dafür, frei'n Trunk habt's und's Tanzen kost't á nix;
Und ders 'n schensten kann — Mann á Wort! den leih i dö Braut selm.

Nun wird getafelt und gebechert, daß die Tische kra-

chen; der Humor macht sich Luft, Alles überläßt sich jener überschwänglichen Heiterkeit, deren bei solchen Gelegenheiten nur die Söhne des Gebirgs fähig sind. Mehr als Einer jubelt auf:

I bin á frischá Bue,
Tanz vo spát bis in d' Frue,
Tanzen und Weibáleut,
Das is mein Freud!

Die altgastfreundliche Sitte des Zutrinkens nimmt bei der großen Zahl der Gäste gar kein Ende, ja die Bauersfrauen sind dabei, um den Armen einen guten Tag zu bereiten, noch viel eifriger als die Männer, von denen es heißt:

D' Mannáleut trinkán wol viel, do nöt holb, was d' Weibá voschleppen —
D' Weibá, dö hán*) schan áso, wan s' á Freud ham, müeßen sös mitthailn!

Während dieses Zutrinkens, wobei Jeder der Braut Glück wünscht, wird Raosidl von einem Bauernburschen zugeflüstert, daß ihr heute noch ein großer Schreck bevorstehe. Die Braut erblaßt, denn sie denkt sich natürlich, daß Hies in seinem Grolle einen bösen Streich im Sinne führe. Die allgemeine Lust gipfelt sich beim Hereinbrechen der Dämmerung, worauf beim Anzünden der Kerzen eine schöne Apostrophe an das Licht erfolgt:

Liecht, klains Brüederl von Tag, Olls schäzt di und bschutzt di und putzt di,
Olls, was grecht is und schen, nur Wilden und Schlechten bist zwidá!
Liecht, klains Brüederl von Tag, na, was sagst zu dá Braut? gelt dö gföllt dá!
Brav, Büeberl brav! — Und da schau, wies umhupft und äugelt und gugerlt! u. s. w.

Die Folgen einer durchschwärmten Hochzeitnacht schildert der Dichter unnachahmlich in dem köstlichen Liedchen eines flotten Bauernburschen, der seine Stiefel durchtanzte:

Funklnagelnoiö Stiefel
Und d'Taschen voll Geld,
Und mein Vadá hat gsait:
Bue, botrocht dár iezt d'Welt!

Und i han már's betracht't —
O, wie schen is dö Welt!
Awá d' Stiefel hánd durl,
Dáhi is mein Geld.

In dá Früe bini furt
Und bin haim in dá Früe,
Und dáweil is das gschehá,
Waiß selm schier nüt wie!

Oder S. 372:

In Gstäu**) und in Gschrai
Sámár Ains worn mir Zwai,
Ahne Dell ahne Duft***)
Hád á Haozát kain'n Luft!

*) Han heißt hier: sind; gewöhnlich jedoch: ich habe.
**) Wirbelnder Staub und Tosen.
***) Dell und Duft, die durch das Tanzen vieler Menschen erwärmte Luft.

Mitten im ärgsten Getümmel erscheint ein Dutzend Husaren. Sie nehmen den Bräutigam beim Wort, daß er ihnen versprochen habe, sie mit der Braut tanzen zu lassen. Er kann nicht wortbrüchig werden, ruft daher Raosidl, die erst im Moment, als sie mit dem größten der ungarischen Reitersleute den Tanz „ländlárisch" antritt, Hies in der blauen Husarenuniform erkennt. Sie wird kreidweiß vor Angst. Es entsteht eine allgemeine Verwirrung, welche die Husaren benutzen, um die Braut zu entführen. Jeder fragt nach ihr, geschlossene Thüren werden von der Volksmasse eingerannt, das ganze Haus durchstöbert — Raosidl ist nirgends zu finden. Unterdessen eilte der Bräutigam wüthend ins Freie und jagt dem erspähten Hies durch einen förmlichen Zweikampf im Ringen wieder die Braut ab. Der Bräutigam feiert dadurch den höchsten Triumph — das Volk staunt ihn an. Selbst Raosidl, entrüstet über Hiesens unedles heimtückisches Benehmen, zollt dem treuherzigen Sepp von diesem Augenblick an die höchste Achtung, die sich nach und nach in Liebe verwandelt und die greise Ahnl die Freude erleben läßt, ein glückliches Paar auf dem großen Maierhofe zu sehen.

Unter der Masse von prallen Volksgestalten, die der Verfasser in trefflichen Episoden vorführt, nennen wir besonders „Kaspá Stauffá", den Todtengräber, dem sein unverwüstlicher Humor auch das Amt des Ceremonienmeisters bei allen Hochzeiten verschafft hat; dann der blinde „Nazi", eine in ihrer Art höchst merkwürdige Person, der „Saugau", auch genannt der „Gottsgnad-Stummerl", der „Pritschibrei-Woferl", ein besonders ungeschlacht lärmender Bursche, der „Spielsagel", der „Broiherr" (Braumeister) mit all seinen köstlichen dienstbaren Geistern, wie: „Brandfuchs, Gschwollenfueß, Stumpfnas und Hupfauf", und die ganze classische Compagnie der Musikanten vom „Dudu-Hagn" bis zum „Blofueß", der vom letzten Fest nur die Trümmer seiner Geige heimbrachte. Es zeichnen sich fast alle diese Gestalten durch eine Naturfrische, eine so tiefe Lebenswahrheit aus, daß ihre theils urgemüthliche, theils originell-kecke Redeweise im Hochdeutschen gar nicht wiederzugeben wäre. Unter den weiblichen Nebenpersonen sind wol die besten „d' Miez" und die „Ursch"; überhaupt ist diese Episode des Nazl ein fast vollendetes Meisterstück; fast ebenso gut jene, wie d' Ahnl die schwerzüngige „Lienl" nach dem Kaspá Stauffá sendet. Die Hauptfigur des Gedichts beherrscht diese Massen von Personen in einer Art und Weise, die bewunderungswürdig ist; nicht leicht dürfte ein Dichter die Zähigkeit, das bäuerische Selbstbewußtsein, den Scharfblick über den ganzen Wirkungskreis, die Energie eines thatkräftigen alten Weibes so gelungen gezeichnet haben als Steizhamer in seiner Ahnl. Den Hexameter wendete er mit vielem Glücke bei diesem Endsilben und ganze Worte verschluckenden Dialekt an. Er hat mit diesem prachtvollen Gedichte den Beweis geliefert, daß er den gefeierten Volkssängern ebenbürtig ist. Möge er nicht danach streben, auf dem Gebiete des Hochdeutschen zu glänzen, möge er uns lieber bald wieder mit einem epi-

schen Gedichte in obderennsischer Mundart beschenken! Wer im Volke fortlebt, der hat den schönsten Lorber errungen, wer im Herzen des Volks begraben liegt, der hat den herrlichsten Sarkophag; so einen kann selbst kein Phidias aus Marmor ausmeißeln!

2. Von der Wartburg. Eine Taubenpost in Liedern. Von Anton von Klesheim. Berlin, Schindler. 1855. 16. 24 Ngr.

Wir haben Klesheim bereits in der Einleitung als einen der Nachahmer Stelzhamer's bezeichnet. Der Hauptvorwurf, den wir nicht nur dem Verfasser, sondern allen diesen Herren machen, ist der, daß sie im wiener Dialekt schreiben; warum benutzen sie nicht lieber die an kernhaften Ausdrücken so reiche Mundart des unteröstreichischen Gebirgsvolks? Jede Residenz hat ihren Jargon, namentlich Wien, wo alle Nationalitäten des großen Ländercomplexes, aus dem das bunte Kleid der Monarchie gewebt ist, stark vertreten sind. Eine Sprache zieht da von der andern an, das Deutschöstreichische borgt Stammwurzeln von dem Slawischen oder Italienischen, kein Wunder, wenn dann ein Mischmasch entsteht, der zwar in gemüthlichen Kreisen der Geselligkeit seine Berechtigung, sogar seinen eigenen Reiz hat, sich aber zur Büchersprache nie recht eignet. Auch begreift man es kaum, wie der Verfasser auf den Gedanken verfallen konnte, die Wartburg, berühmt durch den Aufenthalt Luther's, den man den Urtypus alles Protestantismus zu nennen versucht ist, im wiener Dialekt zu besingen, die Burg des großen deutschen Sprachreinigers! Die Wahl dieses Stoffs war ein Misgriff. Den Verfasser scheint der Umstand, daß die sogenannte „heilige Elisabeth" eine Tochter des Königs Andreas von Ungarn war, dazu bewogen zu haben. Diese Verwandtschaft zwischen Thüringen und Oestreich kann jedoch die Anwendung des wiener Dialekts nicht rechtfertigen. Das Wunder spielt in diesen Liedern die größte Rolle; beinahe komisch ist die Aengstlichkeit des Verfassers, den Namen Luther nie auszusprechen. Trotz aller dieser Mängel ist das Buch doch nicht so schlecht, als einige Kritiker behauptet haben. Es befinden sich naive, schöne, mitunter sehr zarte Stellen darin, wie z. B. in der Beschreibung des jungen „Täuberl":

Ja, 's Junge war a wunderschön,
Wia Lilienschnee so rein;
Das blendend weiße Halserl faßt
Ein pechschwarz's Ringerl ein.

Das Schöpferl, das war rosnroth,
Und die klan Füaßerln a,
Die Aeugerln hats vom Müatterl g'habt,
Das Schnaberl vom Papa.

Auch beim Sängerkrieg auf der Wartburg und der Schilderung von Ofterdingen's Niederlage laufen hübsche Strophen mit unter, wie:

Doch Fünfe gegen An im Krieg
Is a fatale Sach;
Den Aner gegn Fünfe is
Halt doch a Bißerl z' schwach.

Und's Kopf verlieren, das hat wol
A Dichter nit gar gern,
Den weil der Kopf die Hauptsach is,
Kan ma'n nit leicht entbehrn.

So ließe sich noch Manches citiren, was sicherlich wenigstens die Freunde des östreichischen Dialekts mit dem Buche versöhnen dürfte. In andern Leserkreisen wird es sich freilich nie einbürgern; der Verfasser macht auch in seinem bescheidenen, gemüthlichen Nachruf an den Commandanten der Wartburg, Major von Arnswald, nicht den geringsten Anspruch darauf. Er scheint, der Schlußstrophe nach zu urtheilen, das Buch mehr für sich als für Andere geschrieben zu haben.

Emanuel Raulf.

Ueber die Ballade Leopold Friedrich's zu Stolberg „Die Büßende".

Wir erinnern uns einer literarischen Mittheilung — doch können wir unsern Gewährsmann nicht namhaft machen — Leopold Friedrich Graf zu Stolberg habe den Stoff zu seiner berühmten Ballade „Die Büßende" der Geschichte seines Hauses entnommen. Widersprechen wir dieser Thatsache vorläufig nicht, so lehrt doch die oberflächlichste Vergleichung, daß der Dichter Form, Behandlung seines Gegenstandes, ja die begleitenden Betrachtungen einem französischen Original entlehnt und mit nur geringer Freiheit über dasselbe geschaltet hat. Margarethe, Königin von Navarra und Schwester Franz' I. von Frankreich, läßt im „Heptaméron, ou histoire des amants fortunés" („Nouvelles de la reine de Navarre") die älteste Dame der heitern Gesellschaft, welche, aus den Herbstbädern von Cauterets in den Pyrenäen durch Regengüsse nach der Abtei Notre-Dame de Serrance (d'Arrens) verschlagen, durch Erzählungen das Ungemach und die Langeweile zu verscheuchen sich bemühte, die „Femme veuve, de longue expérience, nommée Oisille", eine Novelle vortragen, welche unzweifelhaft auf historischem Boden, wie viele jener reizenden Geschichtchen, beruht. Oisille beginnt ihre Novelle (XXXII): „Punition, plus rigoureuse que la mort, d'un mari envers sa femme adultère", mit der Versicherung: „qu'elle est avenue de mon temps et que celui même, qui me l'a contée, la vue." Indem wir bei jedem Leser Bekanntschaft mit unserer Ballade voraussetzen, heben wir nur die geschichtlichen Angaben, die Einkleidung und das Schlußraisonnement der so ernst und doch so frivol erzählenden Dame heraus. König Karl (von Frankreich), der achte des Namens, schickte einen Edelmann, Namens Bernage (zufolge einer Note des neuesten Herausgebers, „le bibliophile Jacob", ist richtiger zu lesen Bernard), Herrn von Civrai bei Amboise, nach Deutschland. Tag und Nacht reitend, gelangt derselbe an eine Burg, die den Gast nur nach großer Mühe aufnimmt, nachdem der Franzose sich als Diener des Königs zu erkennen gegeben. Der Eigner der Burg entschuldigt die Unhöflichkeit seines Gesindes mit dem bösen Willen der Verwandten seiner Frau, der ihn zwänge, sein Haus so zu verschließen, und erbietet sich dem Fremden als Gesandten des Königs zu allen Diensten. Darauf Abendtafel und das Erscheinen der schönen Unglücklichen ganz in der Weise, wie unser deutscher Dichter den Hergang so vortrefflich schildert. Dem beklommenen Gaste berichtet der Deutsche, er habe das schöne Weib entführt und furchtlos wider den Willen ihrer Verwandten geheirathet; dann folgt die entsetzliche Entdeckung, die sinnreiche, grausame Strafe, der Besuch im Gemache der Reuigen, das Gespräch mit ihr, ganz wie Stolberg im Verse darstellt; nur bedient Bernage sich der etwas gezwungenen, katholischen Wendung: „Madame, si votre patience est égale au tourment, je vous estime la plus heureuse femme du monde."

Am andern Morgen konnte der Franzose, ehe er seinem Geschäfte nachritt, beim Abschiede sich nicht enthalten, dem Wirthe zu sagen: „Aus Liebe zu Euch, wegen der Ehre und des Vertrauens, die Ihr mir erwiesen, mahne ich Euch, angesehen die tiefe Reue Eurer armen Frau, übt Mitleid mit ihr, zumal Ihr jung und ohne Kinder seid. Es wäre schade, daß ein solches Haus unterginge und daß Diejenigen Euch beerbten, die Euch nicht lieben." Lange dachte der Gatte diesen Worten nach, erkannte endlich die Wahrheit darin und gelobte Mitleid, wenn sie in ihrer Demuth beharre. Unter so tröstlicher Verheißung brach der Gast auf, verrichtete sein Amt und erzählte nach der Rückkehr seinem Gebieter, was er erfahren. Karl fühlte den Jammer mit, und weil sein Gesandter die Schönheit der Dame gepriesen, schickte er seinen Maler Jean de Paris, um ihm das Bild derselben zu verschaffen. Der Deutsche gab hierzu Erlaubniß und nahm nach langer Reue, aus Sehnsucht nach Erben und aus Mitleid, die Verstoßene wieder zu sich und erzielte dann mit ihr viele schöne Kinder. Die ehrbare Witwe Disille schließt: „Mes Dames, si toutes celles à qui pareil cas, comme à elle est advenu, buvoient en tels vaisseaux, j'aurois grand' peue que beaucoup des coupes dorées seroient converties en têtes de morts. Dieu nous en veuille garder, car si sa bonté ne nous retient, il n'y a aucun d'entre vous, qui ne fusse faite pis." Endlich ergeht sich die gerührte Gesellschaft in salbungsreichen oder sentimentalen Gemeinplätzen.

Unser deutscher Dichter, Ort, Zeit und Namen verschweigend oder vermischend, läßt den „Rittersmann von weitem zum Kaiser reiten, von Navarras Fürst gesandt". Die Schilderung der Burg, die Aufnahme ist costümirter, prächtiger, antiker, doch nicht zeitgemäßer; „krumme Hörner schallen"; „in der kerzenvollen Halle stehen alle Ahnen, aus gegossenem Metalle, schön gewappnet, ohne Zahl". Schwerlich fanden sich in einer Bueg auch des spätern Mittelalters so classische Kunstwerke; auch der Lakayer scheint nicht an seiner Stelle. Die Erzählung der Untreue ist motivirter, der Entführung so wenig gedacht als der scheuen Zurückgezogenheit des von den Verwandten verfolgten Entführers. Zur Entdeckung des Ehebruchs kehrt der Gatte aus „frohen Siegen unvermuthet" zurück, während in der Novelle der Argwohnvolle sich in dem Schlafgemache dee Ehrvergessenen versteckt. Die Reden der Sünderin und die Ueberlegung des Rachedürstenden sind dem Dichter zwar eigenthümlicher, doch nur Ausführung des kürzern Originals, sowie der Hergänge beim Besuch des schauerlichen Gemachs. Nach bang durchwachter Nacht thut der Franzose Fürsprache für die Büßerin und schwingt sich auf sein Roß. Jahre vergehen der Dulderin, da tritt Erbarmen in das gestrengen Mannes Herz; er nimmt sie wieder zu sich und zeugt Söhne und Töchter. Aus der Rolle des schmerzlich bewegten, mahnenden Dichters fallend, dem Original treu, dessen historische Zuthaten, die Sendung des Malers u. s. w., übergangen sind, schließt Stolberg störend:

> Uns're Frauen zu belehren....
> Auch die Herrchen zu bekehren,
> Die der Weiblein Herz bethören
> Und sich täglich bei uns mehren.
> Tausend Schädel, die wir sehen,
> Sollten auf dem Schenktisch stehen.

Jeder Leser wird erkennen, daß mit Anwendung statthafter poetischer Freiheit unser Dichter nach der Novelle vorträgt und das Gemälde der tragischen Eeeignisse nur durch das Auge Disille's, nicht durch Mittheilung etwa einer Familienchronik, einer Haussage aufgefaßt hat. Die Abweichung, Navarra statt Kael's VIII., ist eine willkürliche, vielleicht des volltönendern Silbenfalls wegen; odee dachte sich Stolberg, da Margarethe Königin von Navarra heißt und Karl im Original nicht den Zusatz „von Frankreich" hat, einen achten Karl in jenem Reiche, dessen Geschichte dem siebenundzwanzigjährigen Diplomaten (1777) fremdgeblieben sein durfte? Die Botschaft des Franzosen an den „Kaiser", die Heimkehr aus „langen siegreichen Kriegen" gewähren der deutschen Nachbildung einen geschichtlich-romantischen Aufputz; den Maler Jean de Paris einzuführen, gebot keine innere Nothwendigkeit. Genug, man sieht, der Dichter überarbeitete in seiner Weise einen ihm in poetischer Form schon überkommenden Stoff, ohne alle Absicht, denselben mit geschichtlich maekirten Zügen zu bereichern. Immer aber konnte ihm eine Haustradition vorschweben, und solche Unverbürgtheit der Thatsache seinerseits führt uns darauf, den Werth geschichtlicher Angaben seines Originals zu prüfen.

Königin Margarethe war eine der gelehrtesten, geistvollsten Frauen einer Zeit, deren sittliches Colorit und Gepräge sie unübertrefflich auffaßt und in der schalkhaften Zeichnung galanter Abenteuer ihres heroisch-liederlichen Bruders, seiner Günstlinge und seines Hofs zuverlässig ist. Aber absichtlich, um nicht iheen Erzählungen eine beleidigende Wahrheit zu geben, oder aus Unbekümmerniß einer schwatzhaften Frau läßt sie in ihren geschichtlichen Daten die Kritik vermissen und ergeht sie sich häufig in chronologischen Widersprüchen und Ungereimtheiten. Um nur Auffallendes zu erwähnen, jener Wilhelm, „comte d'Allemagne, de la maison de Saxonne, dont celle de Savoie est tant aillié", welcher in der Novelle XVII eine so feige, niederträchtige Rolle spielen muß, damit die Unerschrockenheit und Großmuth ihres geliebten Bruders Franz desto herrlicher strahle, ist jedem einigermaßen in der Zeit Franz' I. und Karl's V. Heimischen leicht erkennbar; ist der berühmte, gefürchtete Keiegsmann Wilhelm von Fürstenberg, welcher weder mit dem Hause Sachsen noch mit dem von Savoyen, aus welchem Margarethe's Mutter stammte, etwas gemein hat. Was sie erzählt, steht so lose, widerspruchsvoll in der Geschichte da und paßt so wenig zur Persönlichkeit des ehrsüchtigen Feldherrn und zu seinem spätern Verhältnisse zur Keone Frankreich, daß wir das Ganze für Verleumdung oder für eine Rodomontade des Königs halten möchten. Zwar ist das öffentliche und Privatleben des schwäbischen Grafen nicht durchaus unbescholten: zwei mal fiel er von Kaiser und Reich ab, zwei mal stand er in lästerlichem Gerüchte, und seine Kriegszüge sind wegen der Wildheit seiner Landsknechte verrufen; aber eines Mordanschlags auf seinen Wohlthäter war er, der Trost bedrängter Protestanten, der Freund Calvin's, Farel's und Johann Sturm's, nicht fähig. Hätte er auf so schmählichen Verdacht und nach solcher Begegnung Frankreich veelassen, schwerlich wäre er je wieder in Franz' I. Dienst zurückgekehet und des Vertrauens desselben wieder gewürdigt worden. Wer das Bild des schwäbischen Grafen im Ahnensaal zu Heiligenberg unweit des Bodensees betrachtet, jenen Riesen mit dem trotzigen Gesichte, dem ungeheuern Knebelbarte, leicht geharnischt, an der rechten Hüfte die Misericorde (den Dolch zum Gnadenstoße), die Linke gespannt am korbartigen Griff eines Landsknechtsdegens, die ganze Gestalt gelehnt auf einen mannshohen Zweihänder, dem wird kein deschimpfter Meuchelmörder beifallen. Dazu nun die Anachronismen in der Erzählung. Nach der Wahl Karl's von Spanien trat Wilhelm, geb. 1492, am 27. Mai 1521 ehrenvoll in französische Dienste, verließ dieselben vor Sickingen's Fall, vor dem Bauernkriege, focht 1528 für den Kaiser in Italien, schloß um 1533 dem vertriebenen Herzoge Ulrich von Würtembeeg sich an, warb und kämpfte von 1536—38 für Franz, empfing noch 1538 als „Cousin und treuer Diener" ein Füeschreiben desselben an den erzürnten Kaiser und wandte sich dann wieder auf die deutsche Seite, theils aus kirchlichem Eifer, theils wegen unerledigter Foderungen, theils aus Feindschaft mit dem gewaltthätigen Connétable Anne de Montmorency, der ihm den Tod geschworen. Wilhelm's lutherische Ketzerei, die er besonders als Schutzherr der jungen Gemeinde in Metz bewies, hatte des Valois Vertrauen auf den fremden Obersten nicht gestört; denn der mörderische Verfolger der Neuerer dachte gerade in Bezug auf diesen deutschen Helfer, wie Sleidan's und Rabelais' Gönner, jener weltkluge Jean du Bellai, Bischof von Paris und Dekan des Cardinalscollegiums, ihn des Bündnisses mit den Türken wegen belehrt: „Servez vous des corps des Turcs, comme vous

disiez autrefois du comte Guillaume, et laissez les âmes aux théologiens." Wilhelm erneuerte den Schrecken seines Namens auf Frankreichs Boden 1543, gerieth aber infolge unbesonnenen Muths bei Epernay in die Hände der Franzosen (1544) und ward erst Ende 1545 um hohes Lösegeld aus der Bastille freigegeben. Wegen seines Antheils am Schmalkaldischen Bunde in Ungunst des Kaisers, starb er im August 1549. Wie paßt nun in diesen urkundlich sichern Lebensgang die Erzählung der Königin, der Graf sei, durch den alten La Tremouille, durch Bonnivet des Mordanschlags bezüchtigt, mit Schimpf aus Frankreich gewiesen? Fällt das Ereigniß vor 1523, in die erste Dienstzeit Fürstenberg's, so ist das Vertrauen unerklärlich, welches ihm Franz von 1534—40 bewies; schied er 1540 so gebrandmarkt vom Hofe, so konnte weder La Tremouille noch Bonnivet, die Beide bei Pavia 1525 fielen, noch der Staatssecretär der Finanzen, Florimond Robertet, schon Karl's VIII. Minister, der längst todt war, noch Luise von Savoyen, des Konigs Mutter, gest. 1531, dabei betheiligt sein. So handgreifliche Widersprüche kümmern jedoch die französischen Gelehrten nicht; ungeachtet schon Brantôme („Oeuvres", V, 3) jene Novelle ausdrücklich auf Wilhelm von Fürstenberg bezieht, träumt der gelehrte „Bibliophile" Jacob, der neueste Herausgeber des „Heptaméron", von einem Bastard des Hauses Sachsen-Lauenburg, dem Abkömmlinge Wittekind's, jenem Zweige der askanischen Sachsenherzoge, welchem Karl V. 1547 die Kurwürde anstatt Johann Friedrich's verlieh. Zuversichtlich fügt der Bibliophile dieser lächerlichen Unwissenheit hinzu: **„Sans doute peu de temps après le siége de Dijon (1515) le comte G. se fit admettre au service de François I."**

Veebieten uns solche Irrthümer den Zeitangaben der Königin Margarethe unbedingt zu vertrauen, so dürfen wir kein kritisches Gewicht darauf legen, daß sie gerade Karl VIII. den Seigneur de Civrai nach Deutschland schicken läßt. Es kann auch Ludwig XII. gewesen sein, dessen politischer Verkehr mit dem Reiche lebhafter war als seines Voefahren auf dem Throne, der, gesättigt vom Ruhme und gleichgültiger gegen die Welthändel, am 7. April 1498 starb. Zu einer spätern Sendung paßt auch besser Jean de Paris, sprichwörtlich beeühmt als Maler Franz' I. und als heiterer Geselle, dessen Abconterfeiung der schönen Büßenden unerkannt vielleicht noch in einem Winkel altfranzösischer Königsschlösser hängen mag. Denn für geschichtlich wahr und unerfindbar halten wir den Inhalt der Novelle, welche Difille, die Witwe „de longue expéeience", um 1542 (Abfassungszeit des „Heptaméron") aus dem Munde Bernage's als „advenue de mon temps" berichtet. Wir wollen uns nur nicht durch eine zu feste, zu kurze, zu frühe Zeitangabe binden (1483—98), um Raum zu gewinnen, möglicherweise in der Hauschronik der Grafen zu Stolberg einer Thatsache als Grundlage der Novelle nachzuspüren.

Die Herren und Grafen zu Stolberg, von den Stahl- (Eisen-) Werken ihres Gebiets so benannt, stammen sicher von den Häuptern der alten Cherusker, nach J. Grimm der nur alterthümlich-verschollenen Bezeichnung der Altsachsen, ab, obgleich die Fabler des 16. Jahrhunderts, dem Hause zu schmeicheln, wissen wollen: Kaiser Justinus der Jüngere habe 566 einem vornehmen Römer, Otto de Columna, seinem verdienten Hauptmanne oder Jägermeister, die Sylva Hercynia geschenkt und ihm erlaubt, einen schwarzen Hirsch, den er als Waidmannsbeute seines Waldes dem Gebieter zugeschickt, in seinen Schild aufzunehmen. Erst jedoch mit dem Beginne des 15. Jahrhunderts treten die Herren zu Stolberg, früh mit dem Titel von Gottes Gnaden prunkend, bedeutsamee in die Geschichte ein, nachdem ein Botho als Erbschaft oder infolge einer Erbverbrüderung wegen seiner Frau das Gebiet der uralten, ausgestorbenen Harzgrafen von Wernigerode überkommen. Botho's Enkel, Heinrich, geb. 1436, der Sohn Botho's, den Landgraf Friedrich der Einfältige von Thüringen 1433 seinen „Hofmeister" im alten Sinne, d. h. Major Domus, nennt, führte ein bewegtes Leben; im Jahre 1463 wallfahrtete ee zum ersten male mit Herzog Wilhelm III. von Sachsen ins Heilige Land, blickte klug in der Welt sich um und heirathete als Witwer 1473 die Tochter des Grafen Ludwig von Würtemberg, Elisabeth. Noch ein mal im höhern Alter, im März 1493, schloß Heinrich sich der berühmten vornehmen Pilgerfahrt Kurfürst Friedrich's des Weisen an, die auch Lukas Cranach als Maler begleitete, und ward zum Ritter des Heiligen Grabes geschlagen. Graf Heinrich theilte aber keineswegs die „Jeeusalemssehnsucht" späterer Geschlechter, indem er das „Gelobte Land" in seiner Oede und unter dem Fluche der Unfruchtbaekeit betrachtend, wie Luther beeichtet, auseief: „er nähme sein Land in Deutschland dafür, das sollte ihm lieber sein." Freilich, die Abdachung des Oberharzes an der Güldenen Aue, auf welcher Stolbeeg thront, die fruchtbaren Gelände unter Wernigerode und das hohe Gebirge mit seinen Forsten, Wildbahnen und Silberbergwerken konnten dem gesundverständigen Ritterpilger solchen Tausch selbst gegen Zion schwer machen. Heinrich staeb erst 1508 und er ist wol zu hochbetagt in den Jahren 1483—98, als daß wie in ihm den gestrengen „jungen" Ritter „sans enfants" muthmaßen könnten, bei dem Bernage, etwa auf dem Wege von Kassel zu den Guelfen, in Stolberg oder Wernigerode, die tragische Einkehr gefunden; zu geschweigen, daß Feau Elisabeth, schon 1470 einmal mit dem Grafen Johann von Nassau-Saarbrück vermählt, wol schwerlich durch ihre Schönheit die Bewunderung des Franzosen erweckt und die Reise des Meisters Jean de Paris veranlaßt hätte. Mehr Wahrscheinlichkeit bietet die folgende Generation dar. Botho, geb. 1467, Ritter seit 1494, siedelte sein Geschlecht aus dem rauhen Cheruskerlande glücklich, wiewol nicht dauernd, in das schöne Land am Rhein und Main über. Am Donnerstag nach Katharina (24. November) 1499 bescheinigte Beethold, Erzbischof von Mainz, eine Eheberedung, „zwischen Heinrich Grafen und Herren zu Stolberg und Wernigerode von wegen Graf Botho seines Sohnes an einem und Frau Ludwigin (Louisen) von der Marck Wittwen und Eberhard's von Epstein, Frauen und Herren zu Königstein und Münzenberg, als von wegen ihrer Tochter und Schwester Anna am andern Theil, als die einander besichtigt und gefallen". Wie anberaumt ward die Heirath „Sontag nach Dorothea schierest" (6. Februar 1500) zu Butzbach oder Königstein durch „ehelichen Beischlaf" vollzogen. Dieser Ehebund war ein sehr kluger. Zwar konnte Anna noch nicht rechnen, ihre Brüder Eberhard, Philipp und Georg zu beerben, aber die väterliche Herrschaft, ein schönes Stück der Wetterau mit dem Schlosse Königstein, deei Stunden vor Frankfurt an der Höhe belegen, mit Münzenberg, Butzbach, Geudern und vielen Dörfern und Weilern bis an den Vogelsberg hin, war hochansehnlich; das Haus Epstein prangte mit vier Kurfürsten von Mainz, und obenein stand von der Mutterseite her noch stattliches Angefälle in Aussicht. Luise von der Marck, Philipp's von Epstein Witwe, stammte aus demselben Geschlechte, aus welchem der „grand sanglier des Ardennes", Robeet II., der Bischof von Lüttich und ganz jüngst Robert von der Marck, bekannter als „le jeune adventureux" und „Mareschal de Fleuranges", hervorgegangen. Eberhard von der Marck, Herr von Aremberg, hatte nämlich 1422 als zweite Frau die Agnes, Damoiselle (Eebin) de Roschefort in den Ardennen, geheirathet; aus seinee eesten Ehe rührten die Eber in den Ardennen, die Seigneurs von Sedan, Bouillon, Jametz u. s. w. her, aus der zweiten die Grafen von Rutschefort, deren einziger Sproß 1500 Ludwig III., Bruder der Witioe von Epstein, war. So konnten glücklichen Falls bedeutende Gebiete den Nachkommen Anna's, Gräfin zu Stolberg, heimsterben.

Es wäre nun wol ganz artig, wenn wir in der Dame niederländisch-französischen Geblüts, der Cousine jener wilden, leidenschaftsvollen „sangliers des Ardennes", die rührende Maria Magdalena des Hauses Stolberg nachweisen könnten. Dieses sittenstrenge Geschlecht möchte solcher Ahnfrau ebenso wenig sich zu schämen haben als die Königefamilien auf Preußens, Englands, Hannovers, Baierns, Hollands, Dänemarks Thronen und die Kurfürsten von Hessen, deren gemeinsame

Stammutter sie sein würde. Botho's und Anna's Tochter, Juliane, welche froh ihr Auge 1580 schloß, als sie einst 120 Kinder und Kindeskinder beisammen gesehen, heirathete nämlich Wilhelm den Aeltern von Nassau, den Vater Wilhelm's des Schweigers, und ihr Blut kam durch diesen in das pfälzische Kurfürstenhaus, dann dreifach, durch die Mutter des Großen Kurfürsten und dessen erste Gattin, sowie durch Friedrich's II. Mutter in das hohenzollernsche Geschlecht, ebenso in das zweibrückische, hessische, oldenburgische und in alle mit diesen verzweigten Fürstenfamilien. Wir würden sogar wagen, die aufrichtig Büßende der romantischen Poesie jener berühmtern Sünderin, Maria Stuart, deren späte Reue nicht immer ohne Gleißnerei erscheint, sittlich an die Seite zu stellen, und genealogisch den Stämmen Epstein und Marck gleichen Werth beilegen als den schottischen Earls und Inselkönigen, welche bis auf Ossian's und Fingal's Zeiten hinauf der Stuart zweiter Gemahl, Darnley, den gedachten Fürstenhäusern zubringt, die mit dem Cid Campeador, mit dem Admiral Coligny, mit den masovischen Herzogen mongolischer Vermischung wol manche leichtsinnige Frau unter den 16384 Aeltermüttern — gerade soviet sind es bis in die funfzehnte Generation aufwärts — zählen. Vollends bis zum Grafen von Bivar in die dreiundzwanzigste hinauf läßt die Ziffer sich gar nicht aussprechen. Auch würde ein diskret-genealogischer Forscher manchen Anstoß finden, wollte oder könnte er die mütterlichen Vorfahren der Sophie Dorothea, jener unglücklichen Prinzessin von Ahlden, Gemahlin Georg's I. von Großbritannien, bis in die feinsten Wurzelfäden der Häuser d'Olbreuse und Poussard in Poitou, Saintogne und Aunis verfolgen, weil höchst wahrscheinlich eine sehr leichtsinnige, wiewol „charmante" Sippschaft sich als Ahnen erlauchter Fürsten herausstellen möchte.

Wir müssen aber an der gedachten Bereicherung fürstlicher Genealogien auf romantischem Boden verzweifeln und offen gestehen, daß wir nicht den schwächsten Anknüpfungspunkt der Ehegeschichte Botho's des Glückseligen — so wird er genannt — und Anna's mit dem von Bernage erzählten Abenteuer finden. Keine Spur einer Entführung; der heilige Vater von Mainz, des Reichs erster geistlicher Kurfürst, besiegelt die Ehebeeedung und steht wahrscheinlich auch der Trauung bei; alle Erbschaftsfragen mit der Familie, alle üblichen Clauseln sind berichtigt; nirgends eine Spannung mit den Verwandten; endlich eine so fruchtbare Ehe, daß 12 Kinder vom Jahre 1501—16 aufeinander folgen und nur bis zur Geburt des dreizehnten und jüngsten, 1523, ein Zwischenraum von sieben Jahren eintritt. So paßt denn keine der Angaben Visille's auf das Haus Stolberg, und mit der nächsten Geschlechtsfolge schreiten wir, selbst wenn wir Bernage zum Diener Franz' I. machen wollten, weit über den Zeitraum hinaus, den wir als die möglichst späte Grenze abgesteckt haben. Demnach also hat die geschichtliche Erzählung Visille's nichts mit den Stolberg gemein, und möchte es verlorene Mühe sein, die Thatsache in irgend einem andern deutschen Adelshause aufspüren zu wollen.

Verschwimmt der historische Boden nun schon ins Ungewisse, so droht er gar zu versinken, wenn wir ganz dieselbe Geschichte als von einem ältern schwäbischen Dichter besungen neuerdings aufgefrischt sehen. Wir lesen nämlich in (Johann Jakob Bodmer's) „Altenglischen und altschwäbischen Balladen. In Eschilbach's Mundart. Zugabe zu den Fragmenten aus dem altschwäbischen Zeitalter und Gedichten" (zweites Bändchen, Zürich 1781) unter der Aufschrift „Die Büßerin" eine Ballade folgenden Inhalts: Der Sänger kommt mit seinem „Gespan, der ihn nie verläßt", mit der Laute, an den schönen Rhein, zur Burg eines Ritters, „Die seit viel Alter die Tugend hegt, daß sie von Niemand sich erben läßt, als nur wer Tugend und Ehren pflegt. Der Ritter gab mir Speise von seinem Tisch — Und schnitt mir Gewand von seinem Tuch. — Wir saßen am Tisch mit frohem Muth — Da kam ein Fräulein, ihr Tritt war sacht — Die Augen zu Thal, geschoren das Haupt — Das Kleid war rauh und schwarz wie die Nacht." Sie ißt nur wenig Bissen, winkt; die weiße Hirnschale erscheint; sie trinkt und eilt aus dem Saal. Der Sänger hat nicht Muth zu fragen, „minder als Parcival bei Amphortas"; doch der Wirth führt ihn zur Aufklärung funfzig Stufen nieder und schon vor der eisernen Thüre vernimmt der Fremde den rührenden Gesang der Selbstanklägerin. Drinnen steht das entfleischte Gerippe ohne Kopf; die Unglückliche sinkt in den Staub. Der betrogene Eheherr erzählt kurz ihr Vergehen; beklommen scheidet der Sänger von dannen. Nach Jahres Ablauf wiedergekehrt, findet er das Fräulein mit schönen Locken, Rosenwangen am Tisch; der Ritter hat der Dulderin verziehen, das Gerippe von seinem Gestelle genommen, mit dessen Kopf ins Grab gelegt. Die Glückliche, die Augen bergan, erzählt den Wandel der Dinge und der Dichter, „erglüht die Stirne vor Wonne", umarmt „Mit Indeunst den Mann, der in dem Gerichte — Sich, Gott nachahmend, der Büß'rin erbarmte".

Sehen wir nun in erneuter Gestalt eine alte Ballade vor uns, welche ein schwäbischer Sänger spätestens des 14. Jahrhunderts verfaßt haben muß, so steht es schlimm mit dem Erlebnisse Bernage's auf seinem deutschen Ritt. Margaerthe bleibt nur das Verdienst, einen romantischen altdeutschen Stoff, den sie, nach ihren Biographen auch der deutschen Sprache kundig, in irgendeiner Ueberlieferung vorgefunden, mit geschickter Hand localisirt und auf modernere Zeit übertragen zu haben. Oder sollen wir an der Ehrlichkeit des Schweizers, der ein Original nicht nennt, das auch sonst unsers Wissens nirgends aufgefunden ist, zweifeln, den verdienstvollen Herausgeber der Manesse'schen Sammlung einer Mystification, ja eines literarischen Betrugs zeihen? Die Anklage ist hart, aber gerechtfertigt durch Umstände, Ton der Dichtung, vor allem durch die Anmerkungen am Schlusse derselben. Der achtzigjährige Bodmer, der rüstige Vorkämpfer der schweizerischen Poetik gegen die sächsisch-Gottsched'sche, hatte seinen Groll gegen die norddeutschen Dichter und Aesthetiker nicht vergessen, zumal da ein jüngeres Geschlecht schon vor dem Hainbunde ihn, seine Anhänger und Bildungsgenossen bei weitem überflügelte. Die wilden, excentrischen Brüder vom Harz mochten 1775 beim Besuche des Patriarchen in Zürich mit Goethe durch ihr heidnisches, anstößiges Betragen nicht so günstigen Eindruck auf den alten Professor hinterlassen haben, als auf den Physiognom Lavater. Stolberg's Ballade, 1777 verfaßt in einer andern Sprache, in anderm Geschmack, in anderer Versart, als der schweizerische Bewunderer der Ritterpoesie gesetzlich gemacht zu haben glaubte, gewährte dem alten Herrn ein Aergerniß. Obenein hatte Friedrich Leopold 1778, in demselben Jahre, in welchem der Schweizer seine Uebersetzung der „Ilias" ans Licht gab, dasselbe Wagstück in Hexametern veröffentlicht. Voll Selbstschätzung und Ueberschätzung seiner selbst wollte Bodmer den sächsischen Musenjünger, dessen französisches Original er nicht kannte, zunächst belehren, wie ein solcher Stoff preiswürdig zu behandeln sei, und demselben zugleich das Verdienst der Erfindung schmälern. Darum dichtete er oder einer seiner züricher Freunde die „Büßerin" und ließ dieselbe 1781, zwei Jahre nach Boje's Ausgabe der Gedichte beider Brüder, drucken, mitten zwischen Umarbeitungen aus Th. Percy's „Reliques of ancient English poetry" und kleinen Rhapsodien aus dem Nibelungenliede. Das Moderne der Einkleidung und Sprache, der Reflexion in der „Büßerin" entgeht dem Aufmerksamen nicht leicht, ungeachtet der vielbelesene Sammler und Herausgeber schwäbischer Ritterpoesien nicht ohne Geschicklichkeit echt schwäbische Züge einzuweben verstand und das Gedicht nicht ohne Werth ist. Die Absicht der Mystification tritt nun vollends in den Anmerkungen des „Herausgebers" klar an den Tag. Es sind unleugbare Angriffe auf den Dichter der „Büßenden", theils versteckt unter Hervorhebung der Schönheiten und Vorzüge des eigenen Machwerks, theils werden Stellen der Ballade Stolberg's mit bitterm Tadel angeführt. So die „überflüssige" Erzählung des Ertappens im Bette, des Erstechens, der rachgierigen Ueberlegung des Mannes, worin Stolberg dem französischen Original treu folgt; „es wäre ungereimt gewesen zu sagen,

daß ihr größtes Leid sei, den Ehemann bei sich zu haben und den Trauten entfernt zu wollen" („à ce qu'elle voie vivant celui qu'elle a fait son mortel ennemi par sa faute, et mort pour l'amour d'elle, celui duquel elle avoit préferé l'amitié à la mienne", heißt es in der Novelle). Die ganze Schärfe verwerfender Kritik faßt der Schweizer im Schlußworte zusammen: Wie warm! (ist des Fremden Theilnehmung an der Dame Beseligung.) Hingegen mit welcher Unzufriedenheit des Hörers würde das süße Gefühl von Wehmuth und Wonne verderben, wenn man die Erzählung mit der kalten und ebenso grausamen Apostrophe endigte:

> Tausend Schädel, die wir sehen,
> Sollten auf dem Schenktisch stehen!

Als Ergebniß unserer Forschung glauben wir demnach vertreten zu können: Margarethe von Valois berichtet ein wahres Ereigniß, welches von hohem Interesse für die Kenntniß deutscher Sittenzustände, des Ehemannsrechts und strenger sittlicher Begriffe der Zeitgenossen Maximilian's I. bleibt; Friedrich Leopold von Stolberg hat seinen Stoff dem „Heptaméron" allein entlehnt; Oertlichkeit und Namen der Handelnden sind nicht nachzuweisen.

Da der Verfolg einer — vielleicht müßigen — Untersuchung uns einmal in die Vorgeschichte des geehrten Hauses geführt hat, möge dem Leser eine kurze Erläuterung derselben bis auf die Jugend des dichtenden Brüderpaars nicht unwillkommen sein, zumal da genealogische Handbücher und Conversations-Lexika dergleichen nicht bieten. Botho, wahrscheinlich schon der neuen Lehre zugewandt, starb 1537, nachdem zwei Jahre früher Anna nach dem Tode Eberhard's von Epstein das Erbe der Grafen von Königstein mit kaiserlicher Bewilligung angetreten. Ihr zweiter Sohn Ludwig, geb. 1505, auch durch seines Oheims Testament berechtigt, folgte der Mutter 1538 im Besitz des schönen Landes, zog vom Harze in die Wetterau und ererbte 1544 nach dem Tode seines mütterlichen Großoheims, Ludwig's III. von der Mark, auch die Grafschaft Rutschefort in den Ardennen. Seit 1548 Kaiser Karl V. einen neuen Wappenbrief gegeben, prangte das Schild der Stolberge mit reicher Blasonirung und ward durch den Anfall der Grafschaft Wertheim nach dem Hinscheiden des Eidams Ludwig's noch glänzender. Unser Graf, hintereinander Rath und Diener dreier Kaiser, bewahrte in den gefährlichsten Zeiten dem Reiche unverbrüchliche Treue. Als im Frühling 1552 die Bundesgenossen von Chambord durch den Bischof von Bayonne, Jean de Fresse, die deutschen Fürsten auffoderten, „die deutsche Freiheit retten zu helfen", und mächtige Kurfürsten dem trüglichen Ansinnen Heinrich's II. sich beugten, erwiderte der loyale Graf: er dürfe von seiner Pflicht als Lehnsmann des Kaisers, der ihm nicht im geringsten Anlaß gegeben, nicht weichen; wie im Sommer darauf der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg wie ein Gewitter am Rhein niederzog und der Räuber Oeffnung der Städte und Besten Ludwig's, Verpflichtung für die Krone Frankreich und 200000 Gulden wegen Vorschubs an die kaiserlichen Heerführer foderte, achtete der Standhafte solches „wider seine Ehre", und begehrte, eines Ueberfalls gewärtig, von seinem Schwager, Wilhelm von Nassau, den berühmten Meister von Mainz, Oyserkamm, um eilig sein Haus Königstein zu verbauen. Für solche Treue hochgeehrt, ward Graf Ludwig ausersehen, im Namen des Kaisers und Reichs mit dem Bischofe von Trident den jungen König Franz II. 1560 ernsthaft an die Rückgabe der drei Bisthümer zu mahnen; wenige Tage vor dem Tumulte zu Amboise verließen sie den unheilvollen Hof des blödsinnigen Knaben in Blois. Aber mit dem Tode Ludwig's (1574) verdunkelte sich nicht ohne eigene Schuld der Glanz des Hauses; zwar folgte sein Bruder Wolfgang, Dompropst zu Halberstadt, ihm noch in der Grafschaft Königstein; aber zwischen seinem Tochtermann, dem Grafen von Löwenstein, welcher Besitz von der Grafschaft Rutschefort ergriffen, und den Gevettern von Stolberg entbrannte 1581 ein Erbschaftsstreit, welcher vor dem Reichsgerichte unentschieden bis 1718 schwebte. Schlimmer noch erging es mit dem Rechte auf Königstein; als Graf Wolfgang 1581 gestorben, wurden seine Brudersöhne vom Kurfürsten Daniel von Mainz auf Grund einer kaiserlichen Anwartschaftszusicherung gewaltsam im Besitz gestört, Königstein nebst andern Schlössern durch den übermächtigen Prälaten besetzt, der Gesammtertrag eingezogen, sodaß schon 1590 der Verlust der Stolberge nahe anderthalb Millionen Gulden erstieg. In einem Vertrage von demselben Jahre um die Hälfte, also „enormissime", zumal als Minderjährige, übervortheilt, nahmen die Grafen den Proceß wieder auf, sahen sich aber nur kurze Zeit durch die siegreichen Waffen eines fremden Königs in Besitz. Gustav Adolf eroberte im December 1631 die Hauptveste Königstein und übergab die Grafschaft, versteht sich als ein schwedisches Lehn, den bedrängten Stolbergen, die nach dem Umschlage des schwedischen Glücks bei Nördlingen, 1635, dem katholischen Gegner wieder weichen mußten. Der Rechtsgang, nach dem Frieden wieder eingeleitet, schleppte sich am Reichshofrath, ungeachtet die angesehensten Reichsstände für die Stolberge sich müheten, über 100 Jahre hin; am Ende blieb ihnen vom Segen Anna's von Epstein nur das Schloß Geudern am Vogelsberge mit wenigen Dörfern, das Städtlein und Schloß Ortenberg; von den Herrschaften in den Ardennen durch Vergleich von 1755 mit den Fürsten von Löwenstein und Rutschefort nur einzelne Weiler und Maierhöfe mit vornehmklingenden Titeln. Inzwischen hatte der Stamm von Christopher (gest. 1638) ab in mehre Linien sich gespalten, welche erst mit dem Ende des 17. Jahrhunderts bedeutungsvoller sich aufschwangen. Die Ilsenburger Linie und die Stolberg-Stolbergische, gestiftet von Heinrich Ernst und Johann Martin, Christoph's Söhnen, theilten sich in den sichern Besitz; ersterer verlieh Ludwig Christian, geb. 1652, auf dem Schlosse Geudern am Vogelsberge mit Vorliebe weilend, jene kirchlich-sittliche Richtung, welche als Pietismus im Sinne des vorigen Jahrhunderts einen beachtungswerthen Theil des deutschen hohen Adels vor der Entsittlichung des Zeitalters Ludwig's XIV. bewahrt hat. Bis auf Ludwig Christian galten die Grafen von Stolberg zwar als fromme, friedliche, ehrbare Männer im Allgemeinen, — Kriegsleute finden sich selten unter ihnen —, unterschieden sich aber nicht durch strengere Kirchlichkeit von ihren Standesgenossen. Ludwig Christian heirathete nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer Prinzessin von Würtemberg, 1683 die Christina, Tochter jenes Taufpathen des großen Königs Gustav Adolf gleichen Namens, Herzogs von Mecklenburg-Güstrow, des „Gefälligen" in der Fruchtbringenden Gesellschaft, dessen fromme Muse leicht die überschwänglichste des Jahrhunderts war, wie denn in der Ausgabe seiner „Geistlichen Gedichte" sich ihrer nicht weniger als 300 finden. Vom Vater so vorherrschende religiöse Sinnesart ererbend, gewann die junge Fürstin von Geudern — so hieß sie als geborene Prinzessin, ehe noch ein Enkel gefürstet wurde — die geistliche Freundschaft Philipp Jakob Spener's, der als Pfarrherr im nahen Frankfurt eben sein Kirchlein in der Kirche gegründet hatte und bemüht war, gleiche religiöse Bestrebungen besonders unter den vornehmen Frauen zu „erwecken". Solches gelang ihm mit dauerndem Segen; die „erweckte Frau", des höchsten Alters genießend und Mutter von 24 Kindern, förderte, Witwe seit 1710, unter den überbliebenen Söhnen und Töchtern früh religiöse Erwärmung und vermählte sie mit Häusern der Wetterau, die, wie die Solms, Isenburge, Wittgenstein, Lippe, Leiningen und die fränkischen Erbach, die Promnitz in Sachsen, gleichzeitig eine wunderbare Aehnlichkeit der Seelenzustände durch Spener's Walten überkommen hatten. So nahm der Haupterbe Christian Ludwig, welcher bei der Theilung 1710 nach Wernigerode seine Residenz verlegte, 1712 Sophie Charlotte, des Reichsgrafen Johann Anton von Leiningen-Westerburg und Christina Luisa's von Sayn und Wittgenstein Tochter, zur Ehe, die als Schwester des tiefverschuldeten Herrn zu Grünstadt keine königsteinsche oder rutscheforter Erbschaft verhieß, dagegen als Tochter einer unter Ge-

sinnungsverwandten mit Ehrfurcht betrachteten, doch der Welt gewiß sehr anstößigen Mutter mächtig anzog. Mit Hinweisung auf unsere Aufsätze in dem „Historischen Taschenbuch" (Dritte Folge, dritter und vierter Jahrgang): „Die Erweckten im protestantischen Deutschland; besonders die Frommen Grafenhöfe", erwähnen wir nur, daß Frau Christina Luisa nach dem frühen Tode ihres Gemahls, des hochangesehenen Reichskammergerichtspräsidenten (gest. 1698), ziemlich nahe mit dem, wie wissen nicht, ob mehr wahnwitzigen oder verbrecherischen Treiben der „Buttlaeischen Rotte" im Berleburgischen betheiligt war, mit dem berüchtigten Ernst Christoph Hochmann von Hochenau verkehrte und endlich, nicht eben mehr jung, das „geistliche Liebesband", welches sie und einen Doctor der Medicin, Namens Bierbrauer, umschlang, nach dem Vorbilde ihrer Muhmen von Wittgenstein durch die Ehe vor der Welt rechtfertigte. Solcher Vorgänge ungeachtet heirathete der Sohn der „Fürstin von Geudern" nicht allein die Tochter, sondern nahm auch die Schwiegermutter mit ihrem Gatten und deren dunkelgebliebenen Nachkommen in seine weltlich fürstlich wie geistlich geschmückte Residenz Wernigerode für Lebenszeit auf. Zweiundsiebenzig Jahre alt, starb 1745 die Gattin des Bergraths und Leibmedicus Dr. Bierbrauer. Müssen wir einerseits hervorheben, daß der Spener'sche Pietismus der Vornehmen bei aller Demuth und Bruderliebe mit der Beobachtung des steifsten Adelsceremoniels, der minutiösesten Etikette, zumal grundsätzlicher Trennung der Standesverhältnisse sich vereinbarte — ließ sich doch selbst Ludwig von Zinzendorf, der eifrige Candidat des Predigtamts, durch einen barock costümirten Haiducken die Bibel zu Tübingen auf die Kanzel nachtragen, und mußten sogar an dem wahrlich bescheidenen Hofe Heinrich's XXIV. Reuß zu Köstritz gräfliche junge Herren eine Strafmiene des frommen Familienhaupts fürchten, wollten sie sich beikommen lassen, eine nur adelige Dame zur Tafel zu führen —, so dürfen wir auch nicht den Widerspruch verschweigen, daß, wenn einmal die Seelen Unebenbürtiger auf religiösem Gebiete innig sich begegnet waren, deutscher Reichsgrafenstolz das Bedenken überwand, solche Begegnung Auserwählter auch äußerlich zu sanctioniren. Ungleiche Ehen finden sich darum viele; ungleiche Freundschaften gediehen nur bis zu gewissem Grade; selbst das Verhalten der seelenprüfenden Prediger und Gewissensräthe zu vornehmen Erweckten unterlag streng der herkömmlichen Form.

Von Christian Ernst und Sophie Charlotte stammt die Hauptlinie von Wernigerode ab. Jene Residenz galt das ganze Jahrhundert hindurch, von welchem wir reden, gleichgestimmten Seelen, wie Jung-Stilling, als „Vorhof des Himmels"; „Religion, Wohlstand, Freiheit der Sitte, Frohsinn, Anstand und völlige Prätensionslosigkeit bestimmten den Charakter eines jeden Mitglieds dieser edeln Familie".

Dagegen gelang nicht, die nächsten Sippen auf Geudern dauernd in religiöser Uebereinstimmung zu erhalten. Zwar Friedrich Karl, der Bruder des ersten Wernigeroders, geb. 1693, folgte anfangs noch dem Familienzuge nach dem frommen Dänemark, welchen die nahe Verwandtschaft ihrer Mutter, der mecklenburgischen Prinzessin, Schwester der Gemahlin Friedrich's IV., früh vermittelte; er ward Ritter des Elefantenordens (1733), schloß sich aber dann der kaiserlichen, katholischen Partei im Reiche an. Dem neuen Kaiser Karl VII. seine Huldigung entgegenbringend, ward Friedrich Karl, schon des letzten Habsburgers Wirklicher Kämmerer, 1742 mit seinen Nachkommen in den Fürstenstand erhoben und widmete seine beiden jüngern Söhne, Gustav Adolf, geb. 1722, und Christian Karl, geb. 1725, nach dem Ende des unglücklichen bairischen Kaiserthums, dem Waffendienste der Königin von Ungarn. Im Oestreichischen Erbfolgekriege fochten Beide mit Auszeichnung in Flandern; Prinz Gustav Adolf, wahrscheinlich im Hennegau garnisonirend, heirathete um 1750 aus einem katholischen Hause, nämlich die Tochter des Fürsten Maximilian Emanuel von Hornes, die ihm am 20. September 1752 zu Mons Luise Maximiliane Karoline gebar; er selbst fiel am 5. December 1757 gegen Friedrich in der Schlacht bei Leuthen. Sein jüngerer Bruder, Christian Karl, bekleidete nach dem Ausscheiden des Herzogs von Zweibrücken (1760) unbeneidet den Oberbefehl der Reichsarmee. Wir zweifeln, daß schon Gustav Adolf zur römischen Kirche übergetreten sei; seine älteste Tochter war dagegen wol in derselben erzogen. Kanonissin in einem Damenstifte zu Mons, ward Luise Maximiliane Karoline, kaum 19 Jahr alt, durch eine todtgeborene Politik der Höfe von Madrid und Versailles auserwählt, zur Beunruhigung der protestantischen Thronfolge in Großbritannien den Stamm der Stuarts fortpflanzen zu helfen. In der Ehe des gealterten Prätendenten, Karl Eduard's, des „Chevalier de St.-George", und der Prinzessin von Geudern hätten die Sprößlinge erlauchter „Büßerinnen", Anna's von Stolberg und der Stuart, tragisch sich vereinigt, ließe die obenbesprochene Annahme sich beweisen. Bekannt sind die Lebensereignisse der Gräfin von Albany; dieselbe Innigkeit, Kraft und Wärme des Gemüths, welche in ihren protestantischen Vettern den Spener'schen Pietismus als allein befriedigenden Ausdruck fand, befähigten die geist- und seelenvolle Katholikin, des reichbegabten, freiheitsstolzen italienischen Dichters Muse, der Inhalt und die Krone des Daseins Vittorio Alfieri's zu werden. Ein Verhältniß, welches die Zartheit des beglückten Dichters mit scheuer Ehrfurcht gegen seine „Dame" auch noch als Selbstbiograph für spätere Zeiten bewahrte und nur in der Inschrift, welche Beider Grab einst bezeichnen sollte, Namen und Herkunft „Aloysiae Stolbergis, incomparabili animae candore praeclarissimae, A. Victorio Alfierio ultra res omnes dilectae et quasi mortale numen ab ipso constanter habitae et observatae" kundgibt, hat die indiscrete Geschwätzigkeit des „ausruhenden Gereisten" (Dutens), bald nach Alfieri's Tode (1803) veröffentlicht und durch Verknüpfung anstößiger Persönlichkeiten mit der Flucht der Vielgeprüften in die Klostermauern (1780) der Lästerung Vorschub gethan. Die Gräfin überlebte den Freund bis 1824. Künstler, welche sie in ihrem Alter zu Florenz kennen lernten, mochten an bizarren Gewöhnungen der Letzten des Namens Stuart nicht recht Behagen finden.

Inniger treu blieb die Stolberg-Stolbergische Linie, der unser Dichterpaar angehört, von Christoph's Sohn Johann Martin stammend, der Geistesrichtung der „Altfürstin von Geudern" und prägte sie, in Verbindung mit dem dänischen Hofe, fast noch schärfer aus. Dieses nordische Reich, seit dem 15. Jahrhundert und noch früher auch fast national eine Eroberung des deutschen Geistes, sah unmittelbar auf das Zeitalter eines Ludwig XIV., des heillos üppigen und sinnenbethörten Friedrich IV. die Herrschaft des ausgesprochensten, strengsten Pietismus folgen, einer Frömmigkeit, welche Strahlen der Erwärmung über einen großen Theil Deutschlands ausströmte. Schon wegen ihrer Tante, der hartgeprüften Königin Luise (gest. 1721), hatten die ältern Stolberge Beziehungen zu Dänemark gehabt; als aber der Kronprinz Christian VI., in der mütterlichen Religiosität erzogen, 1721 Sophie Magdalene, des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach und der Gräfin Sophie Christiana von Wolfstein in Franken Tochter, als Gemahlin heimführte, blickten alle Jünger des hier und da bedrängten Pietismus auf Dänemark als auf das Land der Verheißung, auf Kopenhagen als auf ein neues Zion. Zumal pilgerten die Glieder der verwandten reichsgräflichen Häuser Castell-Remlingen, Wolfstein, Zinzendorf, Reuß über die Eider und fanden nach Christian's VI. Regierungsantritt (1730) Elefantenordens- und Danebrogsritterketten, einflußreiche Aemter beim Hofe und in der Verwaltung, dabei ein „thätiges Christenthum" nach ihrem Gemüthsdrange. Die Stolberge aller Linien genossen der ehrenvollsten Aufnahme; so besonders Heinrich Ernst von Wernigerode und Christian Günther, geb. 1714, der Bruder des regierenden Grafen der Stolberg-Stolberger Linie. Im Jahr 1739 zum Kammerherrn und Rittmeister der königlichen Leibgarde zu Pferde erhoben, vermählte er sich zu

Hamburg mit Christine Charlotte Friederike, Reichsgräfin von Castell-Remlingen, einer nahen Verwandtin der regierenden Königin, und ward bald darauf Amtmann zu Segeberg in Holstein, was bekanntlich eine ansehnliche Stelle ist. Friedrich Anton Büsching, früh der hallischen Richtung gewonnen, besuchte 1750 als Hofmeister im Lynar'schen Hause das gräfliche Paar, dem schon die berühmten Söhne, Christian (1748) und Leopold (1750), geboren waren; dem ausbündigen Candidaten der Theologie konnte der „Aufenthalt nicht angenehmer gemacht werden als durch christliche Unterredungen, an denen es die gottseligen, belesenen und verständigen Wirthe nicht fehlen ließen". Doch bemerkte Büsching an der Mutter unserer Dichter Eigenheiten und Sonderbarkeiten, die ihren gefälligen Gemahl in der Duldsamkeit übten. Nicht eben rücksichtsvoll erzählt der Oberconsistorialrath 1785 und 1789 von der „leutseligen, gutgesinnten Dame" Wunderliches genug, worüber selbst ihr Secretär und Hofmeister bei Tafel freimüthige Bemerkungen, aber ohne Erfolg, sich entfallen ließe. So halte ihr Schooshund das Recht, auf der Tafel umherzugehen, die Speisen zu beriechen und zu schmecken, und ein Paar Eichhörnchen, welches „im Busen der Gräfin wohnte", erregte einen widrigen Eindruck. Vielleicht legte sie viele ihrer cynischen Sonderbarkeiten ab, als ihr Gemahl einige Jahre später als Oberhof- und Jägermeister, Danebrogsritter und Geheimerath nach Kopenhagen an den Hof der Königin-Witwe Sophie Magdalene berufen wurde. Daraus scheinen denn ihre Söhne mehr zwangscheue Natürlichkeit und wilde Genialität als pietistische Selbstüberwachung und ängstliches Schicklichkeitsgefühl nach Göttingen gebracht zu haben, wo die Befreundung mit den classisch-wilden Gesellen des Hainbundes sich nicht eignete, ungeregeltes Benehmen zu zügeln. In solcher Weise lernten Beide das väterliche Haus Goethe's im Sommer 1775 kennen; so die altväterisch-ehrbaren Züricher in demselben Jahre. Die nackte Natürlichkeit, die ungestüme, leidenschaftliche, mittelalterliche Geberdung, zumal Friedrich Leopold's, welche den feinsinnigern Reisegefährten Goethe nicht selten verlegen machte, das „unbändige, unchristliche, ja heidnische Naturell" ließ damals nicht ahnen, daß spät der Dichter der „Büßenden", die angeerbte religiöse Strengheit in abweichender Excentricität zum Gipfel treibend, selbst den trautesten Jugendfreunden zum Aergerniß gereichen werde.

Friedrich Wilhelm Barthold.

Jüdische Literatur.

Von der „Israelitischen Volksbibliothek" (Leipzig 1856) ist das dritte Heft, „Jüdische Dichtungen der spanischen und italienischen Schule", von Abraham Geiger, von einem auch für Nichtjuden sehr anziehenden Inhalt. Wir lernen hier einen ganzen Kreis jüdischer Dichter kennen, welche in den frühern und bessern Zeiten des Mittelalters in Spanien und Italien in hebräischer Sprache, aber in Makamen, ja selbst in Sonetten und Terzinen dichteten. Der kraftvollste unter den jüdischen Dichtern in Spanien ist Salomo Gabirol, den Abraham Geiger in seinem „gewaltigen Ringen" binnen kurzem dem Publicum vorzuführen verspricht. Hierauf folgte die Periode der künstlerischen Abrundung und der selbstgefälligen Koketterie mit der äußern Form, in der sich schon die leisen Spuren der Ermattung zeigen, wie sie mit der vollen Reife einzutreten pflegt. Unter seinen unmittelbaren Nachfolgern ragen jedoch Abu-Haran Moses ben Esra aus Granada (gegen 1070 geboren), Abraham ben Meir Aben Esra (1093—1167), am meisten aber Abu'l Hassan Juda Halevi aus Toledo (1080—1140) hervor, ein tiefes Gemüth, lieblich und schmelzend als Liebesdichter, ergreifend, wenn er seinen Schmerz über Israels Leid oder seine Sehnsucht nach Zion ausdrückt, sinnig als Spruchdichter, voll Würde und Kraft in ernsten Lebensbetrachtungen. Mit dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrhunderts treten die Epigonen auf, unter denen Juda ben Salomo Al-Charisi der bedeutendste ist. Dieser ließ es auch an allerlei muthwilligem Scherz und selbst derben Späßen nicht fehlen, und liebte es besonders, häßliche Frauen zu verspotten. In einem Gedicht „Der Floh" beklagt er sich, daß ihn dieser selbst an Sabbathen und Festtagen nicht in Ruhe lasse; nun lehrten zwar seine weisen Freunde, daß er keinen Floh am Sabbath knicken dürfe; er aber halte es mit der andern Lehre, wonach man des Mörders Tücken zuvorkommen müsse. Eine andere Gruppe bilden die polemischen Dichter, welche ihre Pfeile gegen den berühmten Maimonides oder die vom Judenthume abgefallenen Stammgenossen richteten, wie Isaak Polkar das that gegen Abner aus Burgos, der, nachdem er vom Judenthume abgefallen, als Alfons von Valladolid eine angesehene Stellung einnahm und in hebräischer Sprache eine antijüdische Schrift „Meichat Kenaoth" geschrieben hatte. Auch die jüdischen Dichter in Italien bevorzugten die Form der Makame, darunter der Römer Immanuel (geb. um 1272), dem Geiger einen Humor vindicirt, „dessen Keckheit sich in der jüdischen Literatur nicht wiederfindet". Aller Schranken spottet er in Verherrlichung der schönen und in Verhöhnung der häßlichen Frauen, wie der „Hörnerträger", und er hält sich in seinen derben Scherzen durchaus nicht immer in den Grenzen des Anstandes. Im höhern Alter, gegen 1328, sammelte dieser „weise Rabbi mit dem Satyrantlitze" seine Lieder, doch hatte ihn auch damals der ihm eigene Uebermuth nicht verlassen. Geiger hat das Interesse seiner Schrift noch durch die Mittheilung zahlreicher, rhythmisch übertragener Proben dieser jüdischen Dichter vermehrt.

Eine Art Curiosität ist „Nach der Zerstörung. Hebräische Elegien von L. A. Frankl. In hebräischer Nachbildung von M. Letteris" (Wien 1856). Diese Schrift muß zur Hälfte von hinten nach vorn und umgekehrt gelesen werden, nämlich die deutschen Gedichte von vorn und die hebräischen Uebersetzungen von hinten. Ueber letztere haben wir kein Urtheil; was die deutschen Gedichte betrifft, darunter „König David's Leichenzug", „Alexander und der Todtenkopf", „Jochannon ben Sakai", „Der letzte Hohepriester", „Gott weint", so sind diese fließend und wohllautend, hier und da auch nicht ohne Kraft, obschon sie freilich an Erhabenheit und Macht hinter den ewigen Gesängen des Psalmisten ein wenig zurückbleiben.

Zu den Hauptvertretern der neujüdischen Poesie in Deutschland gehört Julius Koßarski, früher ein Mitglied der sogenannten pommerisch-märkischen Dichterschule in Berlin, der sich jedoch seitdem durch tieferes Versenken in die altbiblische und talmudische Poesie und, wie es scheint, namentlich durch das Studium Freiligrath's weiter entwickelt und ausgebildet hat. Auch ist die Freiligrath'sche Weise für exotische Landschaftsmalerei, wie sie auch von Koßarski in seiner bereits 1847 erschienenen „Wallfahrt in Palästina" angebaut wird, ganz besonders geeignet. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß Koßarski ein pedantischer Nachahmer und Copist Freiligrath's sei; er hat von ihm nur das Colorit, nicht die Zeichnung, Anordnung und Gruppirung. Seine altbiblischen orientalischen Gemälde sind oft von recht wirkungsreicher Farbenglut, und wir würden uns wundern, daß seine Dichtungen wenigstens unter den Stammgenossen nicht den ihnen gebührenden Anklang gefunden zu haben scheinen, wüßten wir nicht, daß es auch unter den jüdischen Dichtern und Schriftstellern eine exclusive Coterie gibt, welche die Kunst des Ignorirens und Zurücksetzens sehr gut versteht und durch zunftmäßige Absperrung Andern die Concurrenz möglichst schwer macht. Koßarski gab später, 1852, „Sagen des Morgenlandes" heraus, die er nach talmudischen und andern hebräischen Quellen bearbeitete und die einen wahren Schatz Salomonischer Weisheit enthalten. Eigentliche Poesie findet sich darin freilich weniger als eine Fülle praktischer Moral und ein außerordentlicher Aufwand feinen Scharfsinns, namentlich wo es gilt, die oft zweideutigen Lehren des Talmud durch glücklich erfundene Parabeln zu erläutern und plausibel zu machen. Auch an einer Art schalkhaft

Eulenspiegel'schen Witzes fehlt es nicht, wie z. B. die Parabeln: „Die Einwohner von Sodom und ihr Stadtrichter", „Wie es einem andern Fremden zu Sodom erging", „Wie es dem Elieser, dem Knechte Abraham's, zu Sodom erging", „Wie die Einwohner von Sodom Wohlthaten übten", und mehre andere beweisen. Zum Gebrauche in Schulen, sowol jüdischen als christlichen — denn die in dieser Märchensammlung sich kundgebende Moral ist eine allgemeinmenschliche und auf die Begriffe des reinen Deismus basirte — sollten, meinen wir, diese „Sagen des Morgenlandes", von denen dem Vernehmen nach eine zweite Auflage erscheinen soll, ganz besonders zu empfehlen sein.

Praktische Moralsätze und Parabeln der talmudischen Schriften in Verse gebracht enthält auch die eben erschienene Sammlung „Talmudische Klänge. Gedichte von Ludwig Schulmann" (Hildesheim 1856). Wir müssen gestehen, daß wir solche Parabeln und moralische Erzählungen lieber in der gedrungenen, körnigen, etwas alterthümlich treuherzigen Prosa Koßarski's lesen. Es fehlt dem Verfasser der „Talmudischen Klänge" nicht ganz an Talent und noch weniger an sittlichem Wollen, aber an Durchbildung in sprachlicher und formeller Hinsicht. Es gebricht der Gestaltung häufig an Plastik und dem rhythmischen Tonsatz an eigentlicher Musik. Jedenfalls aber sind die meisten dieser Gedichte zu breit und weitschweifig und ohne die epigrammatische schlagende Kürze, welche dieser Gattung von Erzählungen zumeist den Erfolg verbürgt. Am besten hat uns die Erzählung gefallen, womit Rabbi Jizchak der Schmied seine Schüler ergötzte. Der Inhalt derselben ist in Kürze dieser: Ein Mann, der bereits ein Weib hatte, kam in seinem funfzigsten Jahre auf den Einfall, noch ein blutjunges Mädchen dazu zu heirathen. Als diese nun sah, daß dem Mann mehr und mehr das Haar ergraute, ärgerte sie sich darüber und überredete ihn, sich die grauen Haare ausrupfen zu lassen. Sein älteres Weib, da sie ihn plötzlich ganz schwarzhaarig und verjüngt erblickte, ärgerte sich wieder darüber, daß er vor ihr, die schon ziemlich weißhaarig war, etwas voraus haben sollte, und überredete ihn mit allerlei Vernunftgründen, sich auch die schwarzen Haare ausrupfen zu lassen. Dies geschah, und der dumme Ehemann war nun ein vollkommener Glatzkopf. Gewiß eine ebenso ergötzliche als, wenn man sie zu deuten weiß, lehrreiche Geschichte! Wenn übrigens die jüdischen Dichter christlicher Aera etwa den Anspruch erheben wollten, eine eigentlich jüdische Poesie geschaffen zu haben, so können wir ihnen dies nicht zugeben. Sie besingen wol jüdische Gegenstände und kleiden jüdische Lehrsätze, Märchen und Traditionen in Verse, aber zu einer eigentlichen Nationalpoesie gehören auch nationale poetische Formen; die jüdischen Poeten dichten aber nur in den Formen und Versmaßen, welche bei den Völkern, unter denen sie leben, gerade im Gebrauche sind, und auch der sprachliche Ausdruck hat nichts eigentlich national Jüdisches. Der Christ fühlt sich daher trotz der meist jüdischen Stoffe durchaus nicht in eine ihm fremdartige Welt versetzt, wozu noch kommt, daß der jüdische einfache Deismus und auch die jüdische Moral, soweit sie in den religiösen Schriften der Juden enthalten ist und nichts mit Ceremonialgesetzen zu thun hat, im Ganzen und von manchen zweischneidigen Sätzen abgesehen, eine allgemeingültige ist für alle Zeiten, Völker, Religionen und Confessionen.

M. Pinner, „Herausgeber des Talmud mit deutscher Uebersetzung, Mitglied der Asiatischen Gesellschaft zu Paris und der Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer zu Odessa", also ein sehr wichtiger Mann, denn nicht Jedermann ist Mitglied einer Alterthumsgesellschaft in Odessa, hat zu Berlin im Selbstverlag eine „Denkschrift für die Juden Preußens, besonders für die Juden Berlins, oder gründliche Darstellung der den jüdischen Vorständen zustehenden Rechte in religiöser, politischer und gesetzlicher Hinsicht" erscheinen lassen, nebst einem Anhange: „Die jüdische Religion, ihr Verfall, ihre Verbesserung, ihre Andacht." Diese vom orthodoxen Standpunkt gegen alle neuzeitlichen Reformbestrebungen polemisirende Schrift ist auch für den Nichtjuden interessant, indem sie in die innern Wirren und Streitigkeiten des Judenthums einen überraschenden Einblick gewährt und uns dort dieselbe innere Gährung oder Auflösung zeigt, die wir auch im Bereiche des Christenthums in so deutlichen Zeichen wahrnehmen. Die alten Formen scheinen eben überall im Zerfall und in Auflösung begriffen zu sein, denn auch im Islam beginnen diese Symptome allmälig hervorzutreten, sodaß man bereits von Jungtürken und Reformtürken sprechen kann, wie man von Jungdeutschen und Reformjuden spricht. Man darf nur begierig sein, welches noch unbekannte Dritte sich aus diesem aufreibenden Kampfe zwischen dem Alten und Neuen herausbilden wird. Der in der modernen Welt sich immer mehr Geltung verschaffende Einfluß des weiblichen Geschlechts bildet hierbei ein bedeutungsvolles Moment; auch Pinner deutet darauf hin, wenn er behauptet, daß man zu Rabbinern und Religionslehrern nicht mehr wie sonst die frömmsten Juden wähle, sondern schönrednerische, Anmaßung mit schlauem, jesuitischem Betragen verbindende Männer, deren Wahl um so sicherer sei, wenn sie wegen ihrer Jugend und angenehmen Leibesgestalt den Damen gefielen, denn diese seien bei der Wahl jetzt sehr betheiligt und ihre Stimmen seien oft entscheidend. Pinner möge übrigens in der Sache selbst denken wie er wolle, wenn er nur immer bei der Sache geblieben wäre; aber auch er entgeht dem modernen gar nicht sehr frommen Hange zu Persönlichkeiten nicht und mischt in seine Schrift zum Theil recht garstige Ausfälle gegen den Rabbiner Sachs und dessen angeblichen Protector Veit ein. Wunderlich macht sich die Beschuldigung, daß genannter Sachs nur Sachsen befördere, ein echter Preuße „mit seiner Geradheit und Gründlichkeit" werde gar nicht gehört, noch weniger berücksichtigt.

Die jüdische Literatur hat in den letzten Decennien eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen, und wenn es schon eine Thorheit wäre, selbst ihre Hauptrepräsentanten, denen immer eine gewisse Doppelrichtung und Doppelstellung innerhalb der modernen Welt anhängt, unsern größten christlichen Dichtern zur Seite zu stellen, so begreifen wir doch ganz den Stolz jüdischer Kreise auf diese eigenthümlich reiche Entfaltung literarischer Kräfte und Talente. Stellte doch D'Israeli sogar den vermessenen Satz auf, die christliche Welt könne nur durch Transfusion orientalischen, d. h. jüdischen Bluts regenerirt werden. Zwar erblicken wir bei einzelnen jüdischen Dichtern allerdings eine gewisse Hinneigung zur Romantik des Christenthums, im Allgemeinen bleibt es aber doch richtig, daß die aus dem jüdischen Stamm hervorgegangenen Schriftsteller im Grunde nur für ihre Interessen und ihre Leute wirkliche Sympathie fühlen, sie aber von den Christen mit einigem Egoismus für sich fodern, ohne sich gerade zu besonderer Gegenseitigkeit verpflichtet zu fühlen. Wenn die Juden übrigens mit ihrer Phantasie mehr in ihren altbiblischen Traditionen als in unsern mittelalterlichen Erinnerungen, die ihnen ohnehin nicht sehr angenehm sein können, und mehr in den Palmenwäldern des Morgenlandes als in unsern Eichenhainen leben, so können wir ihnen dies durchaus nicht verdenken, und wenn sie in Darstellungen ihrer altberühmten Geschichte Dasjenige zu unterdrücken lieben, was den Kindern Israel, die ja so manche Stämme bis auf Stumpf und Stiel ausrotteten, gerade nicht sehr zur Ehre gereicht, so wollen wir solange ihnen darüber keinen Vorwurf machen, solange noch in gewissen deutschen Geschichtschreibungen die deutsche Nation als ein Muster von Treue und Redlichkeit gefeiert und danach die Geschichte gefälscht wird, während schon die Zersplitterung Deutschlands von selbst auf eine lange Reihe vorhergegangener Treulosigkeiten und Unredlichkeiten schließen läßt; denn ohne diese wäre jene Zersplitterung gar nicht möglich geworden.

Nirgends sonstwo hat sich der jüdische Stamm literarisch so rührig gezeigt wie in Deutschland, woraus doch hervorgehen möchte, daß die deutschen Verhältnisse ihm gar nicht so ungün-

stig sind, als man wol vorgibt, und auch von christlichen Gelehrten ist in Bezug auf die historische Kritik und die Geschichte des Judenthums nirgends soviel geleistet worden als in Deutschland. Dies hat auch jüngst die „Revue des deux mondes" anerkannt, als sie bei Gelegenheit einer Besprechung der vierbändigen Ewald'schen „Geschichte des Volks Israel bis Christus" sagte: „Nur Deutschland, zufolge seines historischen Scharfsinns, der ihm in Betreff primitiver Geschichtsepochen besonders zugetheilt worden zu sein scheint, begriff die Wahrheit und gestaltete aus der Geschichte des jüdischen Volks eine Geschichte wie jede andere, nicht zugerichtet nach theoretischen vorweggenommenen Gesichtspunkten, sondern nach dem kritischen und grammatikalischen Studium der Texte. Die biblische Exegese, Stein für Stein mit bewundernswerther Folgerichtigkeit und einer unvergleichlichen Zähigkeit der Methode ins Werk gerichtet, ist ohne Zweifel das Meisterstück des deutschen Geistes und das vollkommenste Muster, was auch auf andere Zweige der Philologie angewandt zu werden verdient." Eins werden die Juden ihren christlichen Mitbrüdern nicht streitig machen können, nämlich dies: daß, soviel auch ihre sociale und rechtliche Stellung zur Zeit noch zu wünschen übriglassen mag, sie doch ihre Anliegen und Beschwerden durch die Presse ganz ungehindert zur Sprache bringen dürfen und daß sie dabei von Seiten der vorurtheilslosern Christen die bereitwilligste und liberalste Unterstützung finden. **H. M.**

Aus Paris.

Die „Bibliothèque polytechnique". Prachtausgabe der Nachfolge Christi in der Corneille'schen Uebersetzung. Militärliteratur.

Anfang Juni.

Masson, einer unserer thätigsten und intelligentesten Verleger, hat mit Unterstützung der ausgezeichnetsten Vertreter jeder einzelnen Wissenschaft seit längerer Zeit eine „Bibliothèque polytechnique" ins Leben gerufen, die jetzt schon fast alle in den Kreis dieser Sammlung gehörenden einzelnen Wissenschaften umfaßt. Eine jede dieser Abhandlungen bildet für sich ein vollständiges, zum bessern Verständniß des Textes mit zahlreichen Holzschnitten ausgestattetes Werk.

Die Arbeiten über Astronomie und Mechanik verdanken wir Delaunay, Mitglied des Instituts und Professor an der hiesigen Facultät, und zwei Arbeiten über Chemie dem talentvollen Chemiker und Physiker Regnault. Die eine Abhandlung umfaßt in einem Bande die Anfangsgründe der Wissenschaft, die andere bildet einen vollständigen Cursus, hat schon vier Auflagen erlebt und besteht aus vier Bänden. Gerhardt und Chancel sind Verfasser einer Abhandlung über qualitative Analyse in einem Bande, welcher bald eine andere über quantitative Analyse folgen wird. Die Abhandlungen über Mineralogie und Geologie sind von Beudant, und die Schnelligkeit, mit der sie zur fünften Auflage gelangten, ist ein schlagender Beweis von ihrem Werthe. Figuier, Redacteur des wissenschaftlichen Theils des Journals „La Presse", vermehrte das Unternehmen mit dem Werke: „Principales découvertes modernes." Sein Zweck ist, Jeden mit Allem bekannt zu machen, was auf Dampfmaschinen, auf Photographie, elektrische Telegraphen, Galvanoplastik, chemische Vergoldung, Aërostatik, Gasbeleuchtung, Aetherisation und die Bereitung des Schießpulvers aus Baumwolle Bezug hat. Vier schnell aufeinander folgende Auflagen beweisen für die Zweckmäßigkeit dieses drei Bände umfassenden Werks. Das Fach der Naturwissenschaft ist nicht minder gut ausgestattet, indem auch in dieser Kategorie mehre Mitglieder des Instituts für das Unternhemen thätig gewesen sind. Der verstorbene Jussieu lieferte eine Schrift über Botanik, Milne Edwards zwei Abhandlungen über Zoologie, wovon die eine schon ihre sechste Auflage erlebt hat, d'Orbigny die über Paläontologie (zwei Bände). Endlich erwähnen wir eines kleinen Bandes von Comte, das „Structure et physiologie animales" betitelt und mit schönen farbigen Illustrationen geschmückt ist.

Mehre Abhandlungen über angewandte Wissenschaften reihen sich an die Naturwissenschaften an: „Cours d'agriculture et d'arboriculture", von Dubreuil, Professor am Conservatoire des arts et métiers; „Instructions pratiques sur la pisciculture", von Coste; „Chaleur produite par les êtres vivants", von Gavarret, Professor der Physik an der medicinischen Facultät von Paris. Masson, um seiner Sammlung den Charakter möglichster Vollständigkeit zu geben, ließ für sie auch das bekannte Werk von Professor Lehmann zu Leipzig unter dem Titel „Précis de chimie physiologique animale" durch Driou, Professor am Lyceum zu Versailles, übersetzen. In die Rubrik der Naturwissenschaften müssen wir auch die „Souvenirs d'un naturaliste" (zwei Bände) von Quatrefages weisen. Diese „Souvenirs" bestehen aus einer Anzahl von Artikeln, welche der Verfasser in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht hatte. Es ist ein wahres Glück für die Verehrer der Wissenschaft, in solch einem kleinen Format jene Aufsätze beisammen zu finden, die, als sie in jenem obengenannten Hefte erschienen, allgemein gefielen und dem Wunsch und den Worten des Verfassers gemäß viele bedeutende Geister für die Zoologie gewannen.

Alle Fremden, welche die Ausstellung besuchten, haben unter dem eleganten Glaskasten, welchen die kaiserliche Buchdruckerei ihrem geschickten Architekten Destailleur verdankt, die prachtvolle Ausgabe der „Nachfolge Christi" bewundert, die ausdrücklich behufs der Ausstellung verfertigt worden war. Die Drucke, Ornamente sind in Gold und Farben, mit herrlichen Vignetten, glänzenden Anfangsbuchstaben in Holz und Stahlstich, verschiedenen Einfassungen nach den gemalten Arabesken der alten Manuscripte, die Farben sind auf das schönste gemischt und die Schattirungen vortrefflich. Die Uebersetzung (P. Corneille's, welche dem lateinischen Texte gegenübersteht) ist mit zahlreichen Zeichnungen und Holzschnitten verziert. Alle diese Arbeiten gehen von großen Künstlern aus und wurden von einer Specialcommission geleitet. Nichts wurde gespart, weder Kosten noch Aufmerksamkeit, um ein Meisterstück hervorzubringen. Das Publicum hatte anfangs, aber mit Unrecht befürchtet, daß man nur ein Exemplar abziehen würde, um dessen Preis unverhältnißmäßig zu steigern. Häufig konnte der Abdruck allerdings nicht stattfinden, doch erhebt sich die Auflage auf 103 numerirte Exemplare. Davon hat der Kaiser 73 vertheilt, die übrigen 30 wurden einer unserer ersten Buchhandlungen, der von Masson, cedirt. Ohne genau zu wissen, wie viele hiervon noch übrig sind, glauben wir auswärtige Regierungen, Bibliotheken und Büchersammler auf diese Gelegenheit, sich ein unschätzbares Musterwerk der modernen Typographie zu verschaffen, aufmerksam machen zu müssen.

Militärpersonen und Liebhabern militärischer Lectüre ist ein Werk von Bouet-Willaumez, Generalstabschef der französischen Pontusflotte, über die Land- und Seeschlachten zu empfehlen. Man erräth leicht, daß das keine eigentlichen Schilderungen sind, es ist vielmehr eine Abhandlung geschichtlichen und kriegswissenschaftlichen Inhalts, gemacht für Fachmänner, verständlich für Jedermann, eine methodisch-kritische Darlegung der Reformen in den Armeen und Flotten und der Taktik seit den ältesten Zeiten. Alle großen Entdeckungen der Kriegskunst, vom Schießpulver bis zur Dampfkraft, alle berühmten Schlachten, von Mantinea bis zur Alma, Salamis, Cannä, Actium, Tolbiacum, Hastings, Bouvines, Lepanto, Roßbach, Leipzig, Fontenoi, die großen Episoden der Revolutionskriege, des Kaiserthums und der Restauration bis zum neuesten Kriege, sind darin genau auseinandergesetzt und mit Planen und Zeichnungen anschaulich gemacht. Eine Art Panorama der Kriegs- und Seegeschichte aller Völker! 57.

Gustave Planche über die Pflichten und Rechte der Kritik.

Eine pariser Correspondenz machte in Nr. 24 des „Deutschen Museum" auf eine Abhandlung über die Pflichten und Rechte der Kritik von Gustave Planche in der „Revue des deux mondes" aufmerksam und bemerkte dabei, daß, obschon in dieser Abhandlung Niemand bei seinem wahren Namen genannt sei, sich besonders Jules Janin und Cuvillier-Fleury davon getroffen gefühlt hätten und daß hieraus ein Federkrieg entstanden sei.*) Seitdem haben wir Gustave Planche's Abhandlung, auf die übrigens auch schon mehre französische Journalstimmen unsere Aufmerksamkeit gelenkt hatten, gelesen und darin allerdings manche sehr beherzigenswerthe Wahrheiten angetroffen. „Für wen ist die Kritik?" fragt Planche, und er fährt fort: „Wenn man die Dichter fragt, würde die Antwort nicht zweifelhaft sein. Ohne weiteres Bedenken und wie mit Einem Munde würden sie sagen: Die Kritik nützt zu nichts; und wenn man weiter in sie dringen wollte, ihre ganze Meinung zu sagen, würden sie versichern, daß sie ihrer Ueberzeugung nach nicht nur ohne Nutzen, sondern selbst gefährlich sei. Das Lob freilich ist ihnen schon recht, aber eine Discussion ist ihnen unbequem." Planche muß freilich gestehen, daß auch für einen großen Theil der Leser die Kritik ohne Nutzen sei, nämlich für die „lecteurs indolents" und die „gens du monde", namentlich für die letztern, welche selbst durch die Kritik nur amüsirt sein wollten. Für diese Sorte Leser gebe es auch eine eigene Sorte Recensenten, die über Alles hinhuschten und nichts gründlich erörterten und denen Musik, Malerei, Poesie, kurz Alles nur ein Gegenstand des Scherzes und Witzes sei. Die Dichter ihrerseits kämen gegen die Kritik immer mit der Anmaßung angerückt, daß sie Genies seien. Das Genie sei nun ohne Zweifel eine sehr köstliche Gabe, aber es müsse, unter welcher Form es auch erscheine, stets mit dem gesunden Menschenverstande, mit Geschmack und mit der Wahrheit gepaart sein. Sei es dies nicht, so arte es aus und verändere dann seinen Namen, es sei dann nicht mehr Genie, sondern blos „singularité". Leider verzeihe man der Kritik Alles, Käuflichkeit, Heuchelei und Schmeichelei, nur nicht die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe. Wäre aber die Kritik stets ehrlich und aufrichtig gewesen, so würden sich nicht so viele Talente später den gröbsten Verirrungen hingegeben und sich dadurch zugrunde gerichtet haben. Die Kritik könne allerdings keine neuen Talente hervorrufen, aber sie könne dazu beitragen, daß die vorhandenen ihre Anstrengungen verdoppeln und sich von Verirrungen frei zu halten suchen. Auf Lohn und Dank habe der ehrliche Kritiker niemals zu rechnen (nur zu wahr!), aber es sei doch für ihn Genugthuung genug, wenn er wahrnehme, daß er nicht ganz unnütz gesprochen habe und daß seine Urtheile ihr Echo fänden und allmälig zum Gemeingut würden. Planche sagt weiter: „Was die benachbarten Nationen betrifft, so werden alle Einsichtigen den Unterricht, den wir von ihnen empfangen können, nicht in Zweifel ziehen. Es handelt sich nicht darum, die französische Denkweise nach dem Muster Spaniens oder Italiens, Deutschlands oder Englands umzugestalten. Jede Nation ist mit einem nur ihr eigenthümlichen Geiste begabt, den sie niemals in Vergessenheit gerathen lassen darf. Die sklavische Nachahmung des französischen Geistes hat den uns umgebenden Völkern gerade keinen Segen gebracht. Ziehen wir Nutzen von dieser Lehre und trachten wir nicht danach, Engländer oder Deutsche zu werden." Das meiste Aufsehen erregte folgende Aeußerung Planche's: „Für die Mehrzahl der Leser gibt es gegenwärtig weder gute noch schlechte Bücher, sondern einfach nur berühmte oder unberühmte Namen. Die unbedeutendste mit einem ausposaunten Namen unterzeichnete Seite wird ohne weitere Kritik angenommen, und Diejenigen, welche, was sie davon denken, zu sagen den Muth haben, werden, und hätten sie auch hundert mal Recht, als Neidhämmel betrachtet." Dies paßt auch vollkommen auf Deutschland, nur daß jede Coterie an ihrer Spitze ihren eigenen „ausposaunten" Namen hat, der oft durch ganz eigenthümliche Manoeuvres erworben wird. Zum Troste hätte dem französischen Kritiker hierbei der Gedanke gereichen dürfen, daß Papiergeld wol seine augenblickliche Geltung hat, aber doch leicht außer Curs gesetzt wird, während die echte Münze ihren Werth behält, selbst wenn die Inschrift des Namens ein wenig abgegriffen sein sollte.

H. M.

*) Cuvillier-Fleury, von Gustave Planche unter dem Namen Polyanthe gezeichnet, wie Pontmartin unter dem Namen Théodule, hat nämlich im „Journal des débats" eine heftige Erwiderung veröffentlicht und der Liste der von ihm selbst gelobten Akademiker eine Liste derjenigen Schriftsteller gegenübergestellt, welche das Protectorat Gustave Planche's in der „Revue des deux mondes" genießen. Auch Jules Janin hat in seiner Weise erwidert. L. Lalanne bemerkt im „Athenaeum français" zu diesen literarischen Fehden: „Wohlan, den Flamberg heraus! Planche wird ohne Zweifel die Antwort nicht schuldig bleiben und das Publicum als Richter wird mit unserm alten Regnier sagen:

. . . . Corsaires à corsaires,
L'un l'autre s'attaquant, ne font pas leurs affaires."

Die deutsche Literatur im Auslande vor dem Buche der Staël.

Wir begegneten jüngst in einem Blatte einer Behauptung ungefähr des Inhalts, daß, wenn es sich um die Geschichte des Einflusses der deutschen Literatur und Wissenschaft auf das Ausland und speciell Frankreich handele, erst mit dem berühmten Buche der Staël „De l'Allemagne" zu beginnen sei. Wir sind nicht dieser Ansicht. Das Staël'sche Buch, dessen Bedeutung wir gewiß zu würdigen wissen, hat die deutsche Literatur im Auslande sozusagen fashionabel und salonfähig gemacht; aber es wäre in der That wenig ehrenvoll für Europa gewesen, wenn es erst auf das Urtheil einer Frau hätte warten müssen, um von den philosophischen Systemen Wolf's, Leibniz' und namentlich Kant's, von den kunsthistorischen und ästhetischen Leistungen Winckelmann's, von der reformatorischen Kritik Lessing's, von Herder's Ideen und von Klopstock's, Wieland's, Goethe's, Schiller's und Bürger's Dichtungen Notiz zu nehmen. Napoleon hatte „Werther's Leiden" in einer der zahlreichen französischen Uebersetzungen bereits sieben mal gelesen und die französische Republik Klopstock, dessen „Messias" mehrfach ins Französische übertragen wurde, und Schiller den französischen Bürgerbrief ertheilt, noch ehe die Staël mit ihrem Buche aufgetreten war. Außer „Werther" waren von Goethe's Dichtungen schon im Anfange dieses Jahrhunderts „Hermann und Dorothea" und „Wilhelm Meister", Schiller's Tragödien, besonders die „Räuber", schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht blos übersetzt, sondern selbst nachgeahmt und in diesen Nachahmungen aufgeführt worden. Graf Louis Ramond von Carbonnières hatte schon Ende der siebziger Jahre Dramen nach dem Muster des Goethe'schen „Götz von Berlichingen" und der Lenz'schen Stücke verfaßt, es erschienen ferner gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein „Théâtre allemand" und dann ein „Nouveau théâtre allemand" und ein „Théâtre de Schiller" (nebst Zschokke's „Abällino"). Der Kampf zwischen der Romantik und dem Classicismus hatte schon vor der Staël seinen Anfang genommen, und André Chénier sah sich schon im Jahre 1807 veranlaßt, gegen die zu hohe Werthschätzung und den Einfluß Schiller's und Lessing's zu protestiren, während der bekannte Lustspieldichter Picard für die deutsche Tragödie (nicht für das deutsche Lustspiel) das Wort ergriff. Auch Benjamin Constant's „Wallstein" und seine „Réflexions sur le théâtre allemand" erschienen noch vor dem Buche der Staël. Von den sehr zahlreichen

Nachahmungen der Geßner'schen Idyllen und der Kotzebue'schen Theaterstücke wollen wir hier gar nicht sprechen, aber wol der wichtigen Arbeiten von Charles de Villers, Tissot und Degerando über Kant und die deutsche Philosophie gedenken, weil durch sie die philosophischen Studien in Frankreich einen ganz neuen Aufschwung erhielten. Blicken wir nach England, so war der „Werther" auch hier, wie in Frankreich, wie in allen europäischen Ländern, gleich nach seinem Erscheinen epochemachend. Klopstock's Messiade und Schiller's Tragödien wurden mehrfach übersetzt; schon 1799 gab Beryford seine „German ballads and songs" heraus; Coleridge lieferte von Schiller's „Wallenstein" eine noch jetzt für classisch gehaltene Bearbeitung; Shelley übersetzte mehre Scenen aus dem „Faust"; von Bürger's „Leonore" erschienen wol ein halb Dutzend Bearbeitungen, darunter eine von Walter Scott, der im Jahre 1797 auch eine vortreffliche Uebertragung des „Götz von Berlichingen" erscheinen ließ. Diese Anführungen, die wir noch gar sehr vermehren könnten, werden gewiß genügen, um Jedermann zu überzeugen, daß schon vor dem Erscheinen des Buchs „De l'Allemagne" die deutsche Literatur im Auslande sich einer bedeutenden Theilnahme und Anerkennung zu erfreuen hatte. Ebenso gut, wie man behaupten will, eine Darstellung des Einflusses der deutschen Literatur auf das Ausland habe erst mit dem Buche der Staël zu beginnen (oder wie Andere am liebsten möchten, sogar erst von Heine, so wunderlich das auch klingt), ebenso gut könnte man auch behaupten, eine Geschichte der griechischen Literatur habe erst mit Sophokles oder die der deutschen mit Schiller und Goethe zu beginnen. Ehe man auf den Gipfel eines Bergs gelangt, muß man sehr viele Schritte gethan haben. **H. M.**

Notizen.

Die Gräber zu Ottensen.

Der talentvolle lyrische Dichter Heinrich Zeise in Altona theilt in einigen der letzten Nummern der „Hamburger literarischen und kritischen Blätter" einen interessanten Aufsatz „Die Gräber zu Ottensen" mit. Man erfährt daraus unter Anderm, daß die berühmte Klopstocks-Linde liebend ihre Zweige auch über Schmidt's von Lübeck Grab breitet, eines trefflichen volksthümlichen Sängers, den man umsoweniger vergessen sollte, da er zu den Wenigen gehörte, die zur Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung den Muth hatten, im Liede das deutsche Banner hochzuhalten:

> Denn hoch und herrlich wird vor allen
> Erstehen deutsches Volk und Land;
> Ich höre Klopstock's Stimme schallen,
> Ich seh' das deutsche Banner wallen,
> Und in der Wolke Gottes Hand!

So heißt es in Schmidt's im Jahre 1806 gedichtetem „Gruß an die Deutschen". Wir erfahren aus Zeise's Mittheilungen ferner, daß auch der Oberst Köller-Banner, der als Theilnehmer an der Palastrevolution gegen Struensee in Laube's Tragödie „Struensee" und in Lobedanz' Roman „Narren des Glück's (vgl. Nr. 20 d. Bl.) eine Rolle spielt, zu Ottensen, und zwar freiwillig, sein Leben beschloß. Noch im Jahre der Hinrichtung Struensee's, 1772, entstanden Zwistigkeiten unter den Verschworenen, Köller mußte dem Einfluß Guldberg's weichen und sich mit dem Posten eines Interimsgouverneurs von Rendsburg begnügen. Zeise bemerkt: „Fast alle Verschworenen erreichten ein hohes Alter und bei allen wurde das Gewissen rege; Struensee schien der Geist Banquo's zu sein, welcher sich mit den Widersachern an die Tafel setzte, und sein Blut machte ihr Blut erstarren und ließ sie den rothen Wein verschütten. Köller-Banner, welcher den sogenannten Slaw'schen Hof bewohnt haben soll, zog sich menschenfeindlich von Allen zurück und ließ sogar die untern Fenster seiner Wohnung vermauern." Zeise erklärt, daß er die nähern Umstände in Betreff seines Todes nicht habe in Erfahrung bringen können und daß er auf die Mittheilung sich widersprechender Gerüchte, die ihm zugekommen, verzichten müsse.

Ein neuer nordamerikanischer Lyriker.

Ein jüngerer amerikanischer Dichter beginnt Aufmerksamkeit zu erregen, Thomas Buchanan Read mit Namen, von dem jüngst eine Dichtung „The house by the sea" in Philadelphia erschien. Das londoner „Athenaeum" sagt darüber unter Anderm Folgendes: „Die Handlung des «House by the sea» ist artig erfunden und gut durchgeführt; die Charaktere sind dramatisch und prägnant gezeichnet und der Gesammteindruck ein mächtiger und harmonischer. Da wir schon früher Gelegenheit hatten, Read als einen hoffnungsvollen Dichter zu bezeichnen, so freuen wir uns umsomehr, jetzt von seinem Fortschritt und seinem Erfolge melden zu können. Jedoch hat er diesmal nicht ein nationales Thema gewählt, sondern sich in die Coleridge'schen Regionen eines «Christabel» und «Ancient mariner» verstiegen. Ein sehr scharf prüfender Beobachter möchte auch wol einzelne an die «Golden legend» Longfellow's erinnernde Spuren und einen Einfluß jenes außerordentlichen Genius, Edgar Poe, darin entdecken." Der Kritiker des „Athenaeum" rühmt der Dichtung, obschon sie nicht ganz frei von Absurditäten sei, große Schönheiten und eine Fülle von Phantasie, Erfindungs- und Darstellungsgabe nach. Ob die Stelle: „Der Dichter streift, wie die meisten neuern Poeten, in seinem Werke fast über alle Wissenschaften und liebt es, seine Bilder abwechselnd aus der Geologie und Farbenlehre herbeizuholen", mehr im lobenden oder im tadelnden Sinne gemeint sei, wissen wir nicht recht zu sagen. Der Kritiker des „Athenaeum" schließt mit den Worten: „Wir dürfen Amerika zu dem Erscheinen eines neuen Dichters, der die Lorbern Longfellow's und Bryant's zu theilen bestimmt ist, wol Glück wünschen." **H. M.**

Bibliographie.

Biedermann, G., Die Wissenschaftslehre. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die Lehre vom Bewusstsein. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bremer, Frederike, Hertha. Aus dem Schwedischen. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Ngr.

Grimm, J., Ueber den personenwechsel in der rede. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 22 Ngr.

Grün, A., Gedichte. 11te Auflage. Berlin, Weidmann. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Unsrer Lieben Frau. 3te Auflage. Mainz, Kirchheim. 16. 16 Ngr.

Holmberg, H. J., Ethnographische Skizzen über die Völker des russischen Amerika. 1ste Abtheilung. Nebst einer Karte. Helsingfors. 1855. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Metzig, J., Suum cuique. Die rechte Antwort auf die Polen- und die grosse Zeitfrage. Zur Beherzigung für die europäischen Staatsmänner. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 20 Ngr.

Meyer, C., Nach dem Sacramento. Reisebilder eines Heimgekehrten. Aarau, Sauerländer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Minnesinger. Deutsche Liederdichter des XII. bis XIV. Jahrhunderts aus allen bekannten Handschriften und früheren Drucken gesammelt und berichtigt, mit den Lesarten derselben, Geschichte des Lebens der Dichter und ihrer Werke, Sangweisen der Lieder, Reimverzeichniss der Anfänge, und Abbildungen sämmtlicher Handschriften von F. H. von der Hagen. 5ter Theil. — A. u. d. T.: Bildersaal altdeutscher Dichter. Bildnisse, Wappen und Darstellungen aus dem Leben und den Liedern der deutsche-

Dichter des XII. bis XIV. Jahrhunderts. Nach Handschriftgemälden, vornämlich der Manesse'schen Sammlung, und nach anderen gleichzeitigen bildlichen Denkmalen etc. Mit geschichtlichen Erläuterungen von F. H. von der Hagen. Mit 75 Abbildungen auf 41 Tafeln in Folio. Berlin, Stargardt. Gr. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

More, Hanna, Ueber weibliche Erziehung. Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Einleitung über den gegenwärtigen Stand der Litteratur über weibliche Pädagogik begleitet von R. Koenig. Oldenburg, Stalling. 8. 7½ Ngr.

Mühlbach, L., Königin Hortense. Ein Napoleonisches Lebensbild. Zwei Bände. 2te Auflage. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Muys, G., Forschungen auf dem Gebiete der alten Völker- und Mythengeschichte. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Griechenland und der Orient. Köln, Heberle. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ethische Naturbilder. Von B. M. G. 1ste Centurie. Gratz, Ferstl. 16. 6 Ngr.

Oelbermann, H., Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Pfeifer, J., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Innsbruck. 1855. 16. 20 Ngr.

Pinelli, F., Piemonts Militair-Geschichte vom Frieden von Aachen bis auf unsere Tage. Mit Karten und Plänen. Aus dem Italienischen von A. Riese. 1ster und 2ter Band. [1748—1796. — 1796—1831.] Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Prahl, F., Chronica der Stadt Kiel nach den besten Quellen bearbeitet. Kiel, Akademische Buchhandlung. 4. 21 Ngr.

Ratzeburg, J. A. H. C., Vier Abschnitte aus einer Reise um die Erde. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 21 Ngr.

Rochholz, E. L., Schweizersagen aus dem Aargau. Gesammelt und erläutert. 1ster Band. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Rommel, E., Charlotte Corday. Eine historische Tragödie in fünf Acten. Hannover, Lohse. 16. 25 Ngr.

Schaefer, A., Demosthenes und seine Zeit. 2ter Band. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schenach, G., Metaphysik. Ein System des konkreten Monismus. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr.

Schirren, C., Die Wandersagen der Neuseeländer und der Mauimythos. Riga, Kymmel. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schlözer, K. v., Chasot. Zur Geschichte Friedrichs des Großen und seiner Zeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmid, C. v., Nachgelassene Erzählungen. Herausgegeben von A. Werfer. Mit einem Stahlstiche. Augsburg. 8. 10 Ngr.

Schmidt, B., Gedichte des Friedens und der Freude. Halberstadt, Frantz. 8. 7½ Ngr.

Schmoelzl, J., Der Feldzug der Bayern von 1806—7 in Schlesien und Polen. Ein Beitrag zur Geschichte des königl. bayerischen Heeres. Nach vaterländischen Quellen bearbeitet. Mit 11 Gefechts- und Belagerungs-Plänen. München. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Prinz Louis von Preußen und der Tag von Saalfeld am 10. Oktober 1806. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 3¾ Ngr.

Schulze, F. G., Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre, vornehmlich für Land-, Forst- und Staatswirthe. Nebst graphischen Darstellungen der Getreidepreise in den Jahren 1660—1855, einem Aufsatze über die Korntheuerung der Jahre 1853—1856 und praktischen Erörterungen über Handel, Taxation, Papiergeld und Banken. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Sieveking, Amalie Wilhelmine, Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift. Leipzig, G. Mayer. 1855. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stein, L., System der Staatswissenschaft. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Gesellschaftslehre. 1ste Abtheilung: Der Begriff der Gesellschaft und die Lehre von den Gesellschaftsklassen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Sudhoff, K., In der Stille. 2te verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Timm, Hermann und Dorothea von Goethe mit Einleitung und fortlaufender Erklärung. Stuttgart, Cotta. 8. 22 Ngr.

Überblick der Geschichte des westlichen Russlands von S. v. S. Aus dem Russischen. Mit 4 Karten. Moskau, Arlt. 8. 16 Ngr.

Velde, C. F. van der, sämmtliche Schriften. 5te Original-Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Arnold. Gr. 16. 6 Ngr.

Vincke, G. Freih., Zeitvertreibe. Lustspiel in Versen in einem Aufzuge. Hamm, Grote. 16. 8 Ngr.

Weisser, A., Die Züricher Mordnacht. Eine Volksgeschichte aus dem deutschen Städte-Leben in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wurzbach von Tannenberg, C., Bibliographisch-statistische Übersicht der Literatur des österreichischen Kaiserstaates vom 1. Jänner bis 31. December 1853. Erster Bericht erstattet im hohen Auftrage Sr. Exc. des Herrn Ministers des Innern Alexander Freih. von Bach. Mit 42 Tab. 2te vermehrte Auflage. Wien, F. Manz. Lex.-8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Altschul, Offenes Sendschreiben an Hrn. Dr. Carl Ernst Bock, Professor der pathologischen Anatomie zu Leipzig, den Entdecker der Selbstheillehre. Eine kritische Beleuchtung seiner polemischen Angriffe auf die praktischen Heilmethoden im Allgemeinen und auf die Homöopathie insbesondere. Prag, Bellmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Wissenschaftliche Beleuchtung des Materialismus. Zur Streitfrage: Existirt eine Seele oder ist die Geistesthätigkeit Gehirnfunction. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 16. 4 Ngr.

Falk, B., Kann das Prepinazionsrecht dem Principe der Gewerbefreiheit geopfert werden? Prag, Credner u. Kleinbub. 8. 3 Ngr.

Guizot, Sir Robert Peel. Eine politische Skizze. Nach dem Französischen der Revue des deux mondes. I. Berlin, Springer. Br. 8. 10 Ngr.

Haushalter, C., Geschichte des Mozart-Vereins. Denkschrift zur 100jährigen Jubelfeier Mozarts, actenmäßig dargestellt. Erfurt, Körner. Gr. 8. 10 Ngr.

Kobell, F. v., Denkrede auf Johann Nepomuk von Fuchs. Gelesen in der öffentlichen Sitzung der k. k. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1856. München. Gr. 4. 10 Ngr.

Krummacher, F. W., Lasset uns halten an dem evangelischen Bekenntniß ohne Wanken. Predigt zu Duisburg am 1. Juni 1856 gehalten. Duisburg, Ewich. Gr. 8. 2½ Ngr.

Prozeß gegen William Palmer, Dr. med. zu Rugeley in England wegen wiederholter Giftmischerei. Verhandelt vor dem Central-Gerichtshofe zu London, den 14. bis 27. Mai 1856. Mit dem Porträt Palmers. Berlin, Gebauer. Gr. 16. 5 Ngr.

Thiersch, F. v., Ueber den „Begriff und die Stellung der Gelehrten." Rede in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften zu ihrer 97. Stiftungsfeier. München. Gr. 4. 5 Ngr.

Trummer, C., Christus, der unbesiegliche König in seiner Kirche. Eine geschichtliche Rede, gehalten am 5. Februar 1856. Gratz, Ferstl. 8. 2 Ngr.

Walesrode, L., Der Cicerone. Ein Führer durch die Hamburger Kunstausstellung im April und Mai 1856. Hamburg, Nolte u. Köhler. Br. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate **Januar**, **Februar** und **März** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

17. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Vollständig in drei Bänden oder neun Lieferungen. Dritter Band dritte Lieferung (Schluss). 8. Geh. Preis der Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem, jetzt vollständig vorliegenden Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertragen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erschien in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung und 5 Thlr. für jeden Band.

Die Verlagshandlung hat von dem Werke gegenwärtig eine **neue Ausgabe in drei Bänden** veranstaltet, die auch einzeln zu dem Preise von 5 Thlr. für jeden Band nach und nach bezogen werden können. Der **erste Band** und ein ausführlicher **Prospect** sind in allen Buchhandlungen zu haben.

18. **Georg Forster.** Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von **Elisa Maier**. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr 10 Ngr.

Eine Biographie **Georg Forster's** von **Elisa Maier**, der Verfasserin der mit allgemeinem Beifall aufgenommenen, bereits in **dritter** Auflage erschienenen Schrift: „**Wilhelm von Humboldt.** Lichtstrahlen aus seinen Briefen rc." (geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.), gleich dieser von „Lichtstrahlen" aus den Briefen und Schriften des Geschilderten begleitet. Mit Recht ist in neuerer Zeit (durch Gervinus, Koenig, Kühne, Moleschott u. A.) die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums wieder mehr auf Georg Forster gelenkt worden. Möge die vorliegende Schrift dazu beitragen, ihn den weitesten Kreisen bekannt und werth zu machen.

Die Sämmtlichen Schriften Georg Forster's erschienen in demselben Verlage unter dem Titel:

Georg Forster's Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von **G. G. Gervinus.** Neun Bände. 12. 9 Thlr.

Dieselben bilden neun Bände und enthalten: seine und seines Vaters „Reise um die Welt in den Jahren 1772—75" (Band 1 und 2); „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich" (Band 3); „Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens" (Band 4, 5 und 6); Forster's reichhaltigen Briefwechsel nebst einer Charakteristik Forster's von Gervinus, endlich eine Uebersetzung der von ihm auf deutschen Boden verpflanzten indischen Dichtung „Sakuntala" (Band 7, 8 und 9).

Forster verbindet in seiner Prosa französische Leichtigkeit mit englischem Gewicht und wird mit Recht zu den classischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind cultur-historischer und sittlich-politischer Art: die Völker- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert, die seinen Namen unsterblich machen.

19. **Gall (Louise von), Frauenleben.** Novellen und Erzählungen. Herausgegeben und eingeleitet von **Levin Schücking.** Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eine von **Levin Schücking** herausgegebene Sammlung derjenigen Novellen und Erzählungen seiner unlängst verstorbenen Gattin Louise von Gall, die von ihr als die gelungensten Schöpfungen ihres Talents betrachtet und noch von ihr selbst zur Herausgabe vorbereitet wurden. Ueber Louise von Gall urtheilt unter Anderm der bekannte Literaturhistoriker **Hillebrandt**: „Sie besitzt unter allen romandichtenden Frauen der Gegenwart wol die meiste Eigenthümlichkeit und stellt sich in ihrer Art mit der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff zusammen." Die vorliegende Sammlung ist nicht willkürlich zusammengestellt, sondern bietet ein umfassendes Bild von Frauenleben und Frauengemüth, indem die einzelnen Novellen einer einzelnen Phase der weiblichen Entwickelung oder einer einzelnen Seite des weiblichen Charakters und Herzens entsprechen. So werden nach und nach — wie Schücking in der Einleitung sagt — das junge Mädchen mit seinen idealen Träumen, seinem Phantasieleben und seinen Launen, dann eine junge Frau, eine Mutter, die kluge, die geniale Frau, die Künstlerin, die alte Jungfer u. s. w. gezeichnet. Besonders bildet die Sammlung sonach eine anregende und unterhaltende Lectüre für Frauen.

20. **Graeser (C.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue anglaise.** Composée d'après les principes de M. le professeur **Ahn.** In-8. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language. Adapted from the 78th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

Vgl. Nr. 5, 6 und 28.

21. **Graeser (K.)**, Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der **Englischen Sprache.** Nach **Ahn's** Methode. 8. Geh. 8 Ngr.

Ein neuer Lehrgang zur schnellen Erlernung der **englischen Sprache**, nach der bekannten und jetzt allgemein für die beste gehaltenen Ahn'schen Methode, aber in wesentlich vervollkommneter Einrichtung. Der Verfasser war durch langjährige Erfahrung sowie durch die Ausarbeitung ähnlicher (in demselben Verlage erschienener) mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtsschriften für Engländer und Franzosen zu dieser Schrift vorzugsweise befähigt.

☞ **Lehrer erhalten von jeder Buchhandlung gern ein Gratisexemplar der Schrift, um sich näher damit vertraut zu machen.**

Ebendaselbst ist zu erhalten:

The Spelling Reform. Die Reform der englischen Orthographie auf Grund des von **Pitman** und **Ellis** erfundenen phonetischen Alphabets. In wissenschaftlicher und praktischer Beziehung dargestellt und erörtert von **Karl Graeser.** 8. 5 Ngr.

Aus phonetisch Gedrucktem, welches die Aussprache jedes Wortes mit Genauigkeit und in einer augenblicklich und sicher erkennbaren Weise darstellt, lernt man das Englische in wenig Stunden richtig lesen. In England und Amerika hat das phonetische System erfreulichen Anklang gefunden; zahlreiche phonotypische Werke („Vicar of Wakefield", „Rasselas", Shakspeare's „Tempest" und „Macbeth", das „Neue Testament" in zwei Ausgaben u. s. w.) sind bereits erschienen und werden vielfach benutzt. Nähere Erläuterungen hierüber enthält genanntes Schriftchen.

22. **Gregorovius (F.), Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corsica hat eine so glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zwei mal, in Amerika und in Italien übersetzt worden ist), daß gewiß auch die vorliegenden italienischen Schilderungen des seit vier Jahren in Italien weilenden Landsmanns auf günstige Aufnahme seitens des deutschen Publicums rechnen können. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weise des Verfassers. Die Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: Ein Besuch auf Elba; Der Ghetto und die Juden in Rom; Idyllen vom Baltischen Ufer; Idyllen vom Lateinischen Ufer; Römische Figuren; Capri, eine Einsiedelei.

23. **Hain (A.), Gedichte.** 8. Edinburgh, London und Leipzig. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser dieser Gedichte war ein Deutscher, der 1854 in Glasgow starb. In dem Vorwort heißt es: „Sein poetischer Nachlaß gibt Zeugniß davon, welch reiche Hoffnung mit ihm begraben wurde. So mögen denn diese Gedichte, mit deren Herausgabe der Wunsch der Freunde des Verstorbenen erfüllt wird, dem in der Blüte seiner Kraft abgerufenen Dichter neue Freunde werden, die es mit den alten beklagen, daß ein Liederquell, wie der hier sprudelnde, so früh versiegen sollte!"

24. **Hammer (J.), Einkehr und Umkehr.** Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Julius Hammer hat sich durch seine Dichtungen, besonders durch die bereits in fünfter Auflage erschienene Sammlung „Schau um dich und Schau in dich", einen Namen von so gutem Klang gemacht, daß er gewiß auch bei seinem ersten Auftreten als Romanschriftsteller auf freundlichen Empfang und lebhafte Theilnahme rechnen darf. Die Geschichte des Romans ist dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem sie das Beste, den idealen Gehalt, in harmonisches Gleichgewicht zu setzen bemüht ist. Sie dürfte manchem Leser und mancher Leserin nützliche Winke auf der Bahn des Lebens geben, die, wenn sie auch keine ungewöhnliche ist, doch die Nothwendigkeit eines innern festen Maßes dem Wandelnden nicht erspart, aber auch die in der Widmung ausgesprochene treffliche Wahrheit bekräftigt: „Es kehrt sich leicht Alles zum Guten, was man unternimmt, wenn man nur Gott vertraut und etwas praktischen Sinn dazu mitbringt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 28. —— 10. Juli 1856.

Schelling.

Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling's sämmtliche Werke. Zweite Abtheilung. Erster Band. — A. u. d. T.: Einleitung in die Philosophie der Mythologie von F. W. J. von Schelling. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Es hat vielleicht in der Geschichte des menschlichen Geistes noch nie einen Augenblick gegeben, in welchem das Verhältniß des literarisch gebildeten Publicums zur Philosophie auf so prägnante Weise eine Krisis für die letztere selbst bezeichnet, wie der gegenwärtige Augenblick ein solcher ist. Ueber Mangel an Theilnahme und Interesse dieses Publicums zwar, sowie ohnehin in noch höherm Maße des Volks in seinen untern Kreisen, hat man zu allen Zeiten Klage geführt. Man kann solche Klagen und damit in Verbindung Klagen über den innern Verfall der philosophischen Speculation in reichem Maße und lauter vielleicht noch als sonst auch aus jenen Jahren vernehmen, wo in der Mitte unsers Volks nicht nur die speculative Production vor den Augen Aller in ihrem lebendigsten Gange, sondern auch das Interesse des Publicums an ihr in einem ungewöhnlichen, vielleicht selbst unnatürlichen Grade gesteigert war. Auch haben diese Klagen ihren natürlichen und sehr begreiflichen Grund. Sie würden aufhören, wenn man nur einmal dahin gelangt wäre, sich über diesen Grund so, wie es in der That nahe genug liegt und dem Philosophen seinerseits am wenigsten schwer angehen sollte, zu verständigen. Denn es ist nun einmal so, es war von jeher nicht anders und wird, solange die menschliche Natur nicht eine andere wird, nicht anders werden: die Philosophie, obgleich es ihre Aufgabe ist, Früchte zu zeitigen, die für Alle sind, und obgleich sie auch in allen Culturperioden des menschlichen Geschlechts in der That solcher Früchte gar nicht wenige gezeitigt hat, ist doch, als eigenthümliche Geistesarbeit, eine Sache nur Weniger. Das Thun, die Arbeit dieser Wenigen kann, solange sie noch im lebendigen Gange ist, nicht einmal den Genossen selbst, die zu diesem enggeschlossenen Kreise gehören, vielweniger den Draußenstehenden ganz verständlich sein. Es ist daher nur ganz in der Ordnung, wenn von allen Arbeitern im großen Weinberge des Geistes der Philosoph am schwersten und spätesten sich die Anerkennung des von ihm Geleisteten erringt. Glücklich genug, wenn er im Leben durch seine persönliche Haltung, durch die auch nach außen durch unzweideutige Merkmale sich kundgebende Redlichkeit seines Strebens und Tüchtigkeit seiner Begabung sich eine nothdürftige Duldung zu gewinnen vermag! Dies, ich wiederhole es, ist der bleibende und allgemeine Charakter des Verhältnisses der Philosophie zum Publicum, aus welchem eben darum, weil er ein allgemeiner ist, nur Unverstand einen besondern Vorwurf gegen ein bestimmtes Zeitalter ableiten kann.

Aber die im gegenwärtigen Augenblick auf so scharf ausgesprochene Weise wie vielleicht noch nie stattfindende Abwendung der Bildungskreise namentlich des deutschen Volks von der philosophischen Speculation ist allerdings eine Erscheinung, die sich nicht vollständig erklärt, wenn man sie nur auf den Inhalt dieser allgemeinen Erwägung zurückführen will. So parador es klingen mag, so getraue ich mich es zu verantworten, wenn ich die Behauptung wage, daß eben sie, diese Abwendung, diese so auffallende Gleichgültigkeit des deutschen gebildeten Publicums gegen philosophische Forschung, ein Werk der Philosophie selbst ist, ein Werk der so angestrengten und schwungvollen philosophischen Denkarbeit der vorangehenden Jahrzehnde von dem Auftreten Kant's bis etwa zu dem Tode Hegel's und Schleiermacher's. Und dies nicht etwa in dem Sinne, als sei es die Vergeblichkeit, die Resultatlosigkeit dieser Arbeit, was diese Wirkung hervorgebracht habe. Wol mag es sich eine große Zahl, ja mag es sich die überwiegende Mehrzahl der Einzelnen, von denen die Wirkung empfunden wird, so vorstellen, als werde die Philosophie jetzt aus dem Grunde von ihnen verschmäht, weil sie trotz ihrer ungemessenen Versprechungen nichts wirklich geleistet habe, weil alle die mannichfaltigen Anläufe, die sie genommen, das Höchste zu leisten, das Ziel verfehlt und keinen irgend nennenswerthen Gewinn gebracht ha-

ben. So, ich wiederhole es, mögen es sich die Einzelnen vorstellen, und das werden wir dann nach unserer obigen Bemerkung über das allgemeine Verhältniß des Publicums zur Philosophie nur ganz in der Ordnung finden können. Wer aber der Sache tiefer auf den Grund blickt, der wird gewahr, daß die eigentliche Ursache der gegenwärtig herrschenden, aller philosophischen Speculation so ungünstigen Stimmung die gerade entgegengesetzte ist. Die Philosophie der zwei letzten Jahrzehnde des vorigen und der drei ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts, die Philosophie eines Kant, Fichte, Schelling (in seiner frühern Periode), Schleiermacher, Hegel und ihrer nächsten Mitarbeiter hat wirklich Das geleistet, was zu leisten ihre Aufgabe war und dessen tief empfundenes Bedürfniß namentlich während der ersten Hälfte des gedachten Zeitraums die Aufmerksamkeit der Nation in einer so ungewöhnlich gesteigerten Weise auf das Thun der philosophischen Speculation in ihrer Mitte gerichtet hatte. Sie hat, nicht für sich allein zwar, sondern unter lebendiger Theilnahme auch jener andern Richtungen der geistigen Productivität, aus deren Vereinigung die Literaturblüte unsers Volks hervorging, aber doch an ihrem Theile vor allen kräftig mitwirkend und den Reigen führend, den Umschwung der Weltanschauung, der Denk- und Sinnesweise und der wissenschaftlichen Behandlung aller Erfahrungskreise, insbesondere derer, die im weitesten Wortsinn dem Gebiete der Geschichte angehören, hervorgerufen, der keinem Kundigen sich verbergen kann, wenn er auf die Zeit vor dem Beginn jener Periode und auf die Gegenwart, in der wir leben, einen vergleichenden Blick wirft.*) Ausdrücklich infolge dieses Umschwungs hat eine gegen die frühere Art und Weise ihrer Behandlung gänzlich veränderte Detailarbeit in allen diesen Gebieten, eine empirisch-historische Forschung im großartigsten Maßstabe begonnen, welche seit schon nicht mehr ganz kurzer Zeit das Interesse und die Aufmerksamkeit der Nation, sofern dieselbe überhaupt der Wissenschaft zugewandt ist und der Natur der Sache nach zugewandt sein kann, in immer erweitertem Umfange, in immer gesteigerter Intensität in Anspruch nimmt. Solange dieses Interesse andauert, solange es in der Anwendung und Durchführung der neugewonnenen, ebenso reichhaltigen als großartigen Ideen durch alle Gebiete der natürlichen und noch mehr der geschichtlichen (linguistischen, social-politischen, ästhetischen, ethisch-religiösen) Erfahrung seine Befriedigung findet, solange schweigt naturgemäßerweise das Bedürfniß einer weiter vorschreitenden Speculation, oder das Interesse an ihr tritt in den gebildeten Kreisen der Nation in demselben Maße zurück, in welchem sie mit jenen Interessen beschäftigt und davon gefesselt sind. Die Philosophie selbst wird in einem solchen Zeitpunkte zu einem Gegenstande von vorwiegend nur historischer Behandlung. Sie tritt in die Reihe der Geisteserscheinungen ein, für deren organisch zusammenhängende, im höhern Sinn einheitliche und doch zugleich für alles Detail erst das rechte Verständniß eröffnende Betrachtung sie selbst zuerst den rechten Gesichtspunkt angegeben hat, dessen Früchte jetzt von der geistvollern Empirie, die erst durch sie ermöglicht ist, geerntet werden.

In diesem Sinne und von dieser Erwägung geleitet, kann heutzutage der Philosoph, dem es bei seiner Denkarbeit um die große Sache, der dieselbe gewidmet ist, und nicht um augenblickliche Ehre und Gewinn für sich selbst zu thun ist, die Gleichgültigkeit des Publicums gegen diese seine Arbeit mit voller Gemüthsruhe ertragen, ohne dadurch weder an dem Publicum und der Nation, noch an sich selbst und seinem eigenthümlichen Berufe, der wesentlich der Zukunft zugewandt ist, im geringsten irre zu werden, die Ueberzeugung nicht sinken zu lassen, daß auch sein Geschäft nicht ein überflüssiges geworden, daß früher oder später auch an ihn wieder die Reihe kommen wird, im raschern Wechselverkehr mit dem Publicum und der Nation, auf den er für den Augenblick verzichten muß, die Ideen zu verwerthen, die er jetzt nur für sich selbst und für wenige Genossen einsammelt; dafür hat der Gang der Dinge schon gesorgt, der sich auch nach dieser Seite seiner Beobachtung nicht entziehen kann. Denn immer deutlicher tritt es dem aufmerksamen Beobachter schon jetzt hervor, wie auch auf dem bereits gewonnenen Stadium geistiger Entwickelung noch keine Ruhe, noch kein Stillstand möglich ist. Schon jetzt hat in den Ideen, die augenblicklich noch in allen Gebieten der höhern Geistesarbeit herrschen, welche dermalen das Interesse der edler gebildeten Kreise ausschließlich an sich fesseln, ein Zersetzungsproceß begonnen, von dem sich mit Sicherheit voraussehen läßt, daß er nach Ablauf einer Zeit, die jetzt zwar noch nicht bestimmt werden kann, die aber schwerlich noch lange andauern wird, das Bedürfniß abermaliger Befruchtung durch eine neue Ideenproduction, wie sie nur von der fortschreitenden Speculation zu erwarten ist, mit gebieterischer Nothwendigkeit herbeiführen wird. Die Symptome dieser Auflösung zeigen sich, jedem nicht selbst durch diesen Proceß getrübten Auge vernehmbar, an den entgegengesetzten Enden des Gebiets unserer geistigen Cultur. Sie zeigen sich auf der einen Seite in dem Rückfall in die rein

*) Worin dieser Umschwung besteht und auf welche Principien er sich zurückführt, das habe ich vor jetzt bereits vierundzwanzig Jahren gedrängt darzulegen versucht in der kleinen Schrift: „Ueber das Verhältniß des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpunkte von Hegel's Abscheiden" (Leipzig 1832). Ich finde jetzt, bei einem flüchtigen Hinblick, den ich soeben, auf Veranlassung des Gegenwärtigen, in diese mir schon weit in die Ferne gerückte Schrift werfe, daß, was ich damals über das in der Ueberschrift des Büchleins bezeichnete Verhältniß bemerkt habe, in dem seitdem abgelaufenen Vierteljahrhundert sich auf das vollständigste bewährt hat. Eine Bemerkung scheint mir auch der Umstand zu verdienen, daß ich mich in der Auffassung des Charakters und der Principien jenes Umschwungs schon damals mit einem philosophischen Schriftsteller begegnete, der eben jetzt aufs neue wieder von Schelling's Tode die Veranlassung entnommen hat, mit Ansichten verwandten Inhalts hervorzutreten, jedoch bei seinem durchaus realistischen, dem speculativen Idealismus unserer neuern Philosophie feindlich entgegengesetzten Standpunkte in einem Sinne, der weit davon entfernt ist, von dem erfolgten Umschwunge die gebührende Ehre der Philosophie zu geben, nämlich O. F. Gruppe.

mechanische Naturbetrachtung, welche durch die mit Hülfe der Speculation gewonnene geistigere Naturanschauung schon als überwunden gelten konnte, und in der zufolge dieses Rückfalls immer mehr überhandnehmenden Neigung zu einem seelenlosen Materialismus in den Kreisen, in denen durch Bildung und Lebensberuf die realistische Richtung vorwaltet. Auf der andern in denjenigen Kreisen, welche durch den ihrigen auf die Anerkennung eines idealen Princips hingewiesen sind, zeigen sie sich in dem Ueberhandnehmen eines erstorbenen theologischen Dogmatismus und Kirchenthums. Noch ist im gegenwärtigen Augenblicke der gesunde Kern des nationalen Geistes stark genug, um auch ohne die Unterstützung neuaufgefundener philosophischer Principien eine mächtige Gegenwirkung zu üben und die früher gewonnenen Bildungsschätze zu wahren gegen den Andrang dieser beiderseitigen Richtungen, so gewaltig auch der Vorschub ist, welcher denselben auf der einen Seite durch die Mächte der social-politischen Auflösung, auf der andern durch die des Widerstandes und Rückschritts zutheil wird. Noch ist in den Kreisen literarischer Bildung, oft selbst da, wo man es bei der ausgesprochenen antitheologischen Glaubenslosigkeit am wenigsten erwartete, die Abneigung gegen den Materialismus überall auf das stärkste hervorgetreten. Mit nicht minderer Entschiedenheit sind nach der andern Seite auch von denjenigen Theilen des Volks, in denen unverkennbar ein tiefgefühltes Religionsbedürfniß sich regt und immer lebhafter hervortritt, doch der Dogmatismus und die hierarchischen Tendenzen bisher noch immer beharrlich zurückgewiesen worden, welche von den Regierungen in einer Weise, die nur zu ihrem eigenen Verderben ausschlagen kann, begünstigt darauf hinarbeiten, Religion und Christenthum von der allgemeinen Bildung loszutrennen und als Eigenthum einer theologischen Kaste zu monopolisiren. Dennoch wird kein Verständiger sich darüber täuschen, daß, solange für diese allgemeine Bildung keine andern theoretischen Principien gefunden sind, als jene, die, von der jüngsten Periode der Speculation her, obwol nicht mehr unmittelbar mit dem Charakter der Speculation bezeichnet, darin Wurzel gefaßt haben, die Schärfe der logischen Consequenz den Theorien jener zwei entgegengesetzten, untereinander streitenden, aber zur Niederhaltung der wirklich volksthümlichen Denkweisen und Ueberzeugungen sich gegenseitig einander in die Hände arbeitenden Richtungen zur Seite steht. Gegen diese so von doppelter Seite her drohende Gefahr, die in Wahrheit eine viel dringendere ist, als die wohlmeinenden Anhänger des bisherigen Bildungsstandes und die Bekenner der über ihm waltenden Principien des Glaubens und des Wissens es sich meist eingestehen wollen, ist auf die Länge keine Rettung, als in einer Philosophie, von der wir hoffen müssen, daß sie mit organischer Stetigkeit aus der Mitte dieser Principien hervorgehen, aber sich über sie sowol durch Stellung neuer Aufgaben als durch fortschreitende Lösung der bis dahin ungelöst gebliebenen auf ähnliche Weise emporheben wird, wie die deutsche Philosophie von Kant bis Hegel sich über die ihr vorangehende philosophische Speculation erhoben und diese ihre Erhebung durch den Einfluß, den sie heutzutage auch unbewußt und unvermerkt über die allgemeine Bildung übt, besiegelt hat.

In der Reihe jener Denker, welche auf die Denkweise und Weltanschauung der Gegenwart den oben bezeichneten, positiv gestaltenden Einfluß ausgeübt haben, nimmt unbestritten Schelling eine der ersten Stellen ein. Ihm war es beschieden, dem einseitig subjectiven Idealismus der Kantisch-Fichte'schen Philosophie gegenüber die entscheidende Wendung aufzufinden, welche den idealistischen Kerngedanken, der durch diese beiden großen Männer zur unvergänglichen Grundlage deutscher Geistesbildung geworden war, für den reichen Weltinhalt öffnete, der gleichzeitig und schon früher durch die Literaturblüte unsers Volks und deren Koryphäen, einen Klopstock und Winckelmann, einen Lessing und Herder, einen Goethe und Schiller, für eben diese Bildung gewonnen war; die Wendung, welche zugleich die speculative Entwickelung dieses Gedankens mit der philosophischen Speculation der frühern Zeit, mit welcher Kant und Fichte gänzlich gebrochen hatten, wieder verknüpfte, sodaß auch die reichen Schätze der ältern Philosophie erst von jetzt an ihr, dieser Entwickelung, einverleibt oder für sie so zu sagen von neuem erobert werden konnten. Schelling hat diese philosophische That durch einen kühnen Geistesblick in früher Jugend vollbracht, in einem Lebensalter, in welchem vor ihm vielleicht noch nie ein anderer Philosoph mit einer ähnlich epochemachenden aufgetreten war. Eben durch diesen Umstand ist aber die Stellung dieses denkwürdigen Mannes in der philosophischen Literatur und in der Literatur überhaupt zu einer so eigenthümlichen geworden, wie dazu die Geschichte der Philosophie, die Geschichte der Literatur aller Zeiten gleichfalls wol kaum ein zweites Beispiel darbieten möchte. Nur das Princip, nur der allgemeine Gedanke, durch welchen die vorhin bezeichnete Wendung herbeigeführt ward, gehört ihm an. An der Ausführung dieses Gedankens, von welcher er ein halbes Jahrhundert hindurch noch ein mitlebender Zeuge blieb und die im Verlaufe dieses Zeitraums so reiche und vielseitige Kräfte nach allen Richtungen der productiven Geistesthätigkeit in Anspruch nahm, Kräfte, die sich sämmtlich als durch ihn angeregt und befruchtet betrachten durften, hat er nur einen geringen persönlichen Antheil. Denn sein Geist war von vornherein nicht auf die weitere Ausbildung und Durcharbeitung des Gedankens, den er mit zündender Gewalt in die gährenden Elemente des Zeitalters hineingeschleudert hatte, angelegt. Kaum ausgesprochen, erlitt derselbe in seinem Bewußtsein eine Umwandlung, die ihn dem Zeitalter entfremdete, welches als seine nächste Aufgabe eben das Werk dieser Ausbildung und Durcharbeitung betrachten mußte, und die seinem Blick die Richtung nach einer Zukunft gab, welche Denen, deren Bewußtsein von dieser Aufgabe erfüllt war, nicht anders als unverständlich bleiben konnte. Bereits den Schriften

selbst, durch welche Schelling in der jugendlichen Blütezeit seines Genius auf die angegebene Weise Epoche machte, ist es deutlich anzusehen, wie wenig für den keck vordringenden Geist ihres Urhebers der Gedankeninhalt, der für die wissenschaftliche und ästhetische Bildung des nächstfolgenden Zeitalters eine normative Bedeutung gewinnen sollte, eine feste Grenze war oder es werden konnte. Dieselben tragen mehr oder weniger alle einen tumultuarischen Charakter; sie formuliren die Gedanken, welche sie aussprechen, in einer Weise, die sich für jeden Schärferblickenden als eine nur provisorische kundgibt, und sie führen weder im Allgemeinen noch im Besondern und Einzelnen nach irgendeiner Richtung einen wissenschaftlichen Abschluß herbei. Sie haben ihre ausgebreitete befruchtende Wirkung wol zum nicht geringen Theil eben diesem Umstande zu danken, daß sie durch den schwunghaften, begeisterten Ausdruck von Gedankenkeimen, die in ihnen selbst nicht zur Reife gebracht sind, die Selbstthätigkeit der für solche Keime empfänglichen Leser mächtiger anregen, als dies bei Schriften, die ihren Inhalt als etwas Fertiges und Vollendetes geben, der Fall zu sein pflegt. Kommt es jedoch bei einem in solcher Weise Begonnenen zur wirklichen Ausführung, so liegt es dann in der Natur der Sache, daß jene Anfänge hinter den gereiftern Arbeiten Derer zurücktreten müssen, welche auf dem Stadium der durch jene schöpferischen Anregungen hervorgerufenen Geistesentwickelung Posto fassen und ihre volle Begabung und Arbeitskraft einsetzen, um Dasjenige thatsächlich zu leisten, was dort nur zu leisten versprochen war. Man wird es daher nicht anders als in der Ordnung finden können, wenn als die eigentlichen Koryphäen derjenigen Entwickelungsperiode, zu welcher Schelling in seiner frühern Zeit die Losung gegeben hat, doch neben ihm und in mancher Beziehung mehr noch als er selbst, jene Andern angesehen werden, deren Geist in den Anschauungen festwurzelnd, die für Schelling eben nur ein Durchgangspunkt gewesen sind, den Gehalt derselben zu der wissenschaftlichen Objectivität herausgestellt hat, welche Schelling's Genius ihnen eben darum nicht zu geben vermochte, weil er in ihnen nicht seine heimatliche Stätte gefunden hatte. Wenn innerhalb des engern Gebiets der eigentlich speculativen Philosophie geraume Zeit hindurch Hegel als Derjenige galt, von welchem Schelling überflügelt worden sei, und wenn er noch jetzt bei nicht Wenigen dafür gilt: so hat dies seinen Grund eben darin, daß Hegel nach der Seite der abstracten, logisch-metaphysischen Speculation in strengwissenschaftlicher, dialektischer Methode die Ideen zur Ausführung zu bringen wenigstens versucht hat, welche Schelling nur summarisch, nur sozusagen in Bausch und Bogen ausgesprochen hatte. Im Gebiete der Naturphilosophie würde auf ganz ähnliche Weise der Ruhm Schelling's etwa auf Oken und neben ihm vielleicht zum Theil auf Männer wie Steffens, Schubert u. s. w. übergegangen sein, wenn hier sich das von Schelling Entworfene, von seinen Nachfolgern Ausgeführte in entsprechender Geltung hätte erhalten können und nicht vielmehr hinter der vorwiegenden Neigung des Zeitalters zu einer ganz nur mathematisch-empirischen Behandlung der Naturwissenschaften dergestalt zurückgetreten wäre, daß von einem Ruhme für derartige Leistungen überhaupt nicht mehr die Rede ist.

Um so entschiedener dagegen hat sich auf dem weiten Gebiete der wissenschaftlichen Thätigkeiten, welche der Erkenntniß des Geistes in seiner geschichtlichen Erscheinung gewidmet sind, das Gedächtniß der Anregungen, die auch hier von Schelling's Philosophie ausgegangen sind, mehr und mehr verloren in der Anerkennung des von den Forschern, die diesen Anregungen gefolgt sind, wirklich Geleisteten. Dies war hier um so natürlicher, je weniger auf der einen Seite jene Anregungen von vornherein in Gestalt einer bestimmten, namhaften Leistung hervorgetreten waren, und je mehr schöpferisches Verdienst auf der andern den Männern selbst zukommt, durch deren Arbeiten die Erkenntnißgebiete, welche hier gemeint sind, thatsächlich die neue Gestalt erhalten haben, welche sich nur theilweise auf jene Anregungen zurückführt, die ohne die hinzukommenden großartigen Leistungen vielleicht schon jetzt so gut wie spurlos verschwunden sein würden. Und doch wird man gerade hier am wenigsten das Zeitalter der Undankbarkeit anklagen können gegen den genialen Geist, dem es jene Anregungen verdankt. Denn so wenig auch Schelling's Name unter den eigentlichen Meistern der Sprach- und Alterthumsforschung, der Rechts- und Staatswissenschaft, der Mythologie und Kunstgeschichte, kurz der geschichtlichen Forschung und Darstellung im weitesten Umfange genannt zu werden pflegt und der Natur der Sache nach genannt werden kann, so ist doch auf diesen Gebieten sämmtlich, ungleich mehr als auf dem naturwissenschaftlichen, dem Schelling's Thätigkeit in jener jugendlichen Periode viel ausdrücklicher zugewandt war, das Andenken an die belebende und befruchtende Kraft der von ihm ausgesprochenen Ideen lebendig und sein Name in Ehren geblieben. Eine besondere Bemerkung wird es der Mühe werth sein hinzuzufügen noch in Bezug auf das Gebiet theologischer Forschung. Auch von diesem gilt in vollem Maße das Entsprechende, wie von jenen zuvorgenannten Gebieten. Auch hier ist unter dem Einfluß der von Schelling ausgesprochenen oder angeregten Ideen eine Krisis von tiefgreifendem Belange eingetreten, eine Umgestaltung, deren Tragweite man kaum noch berechnen kann, da sie keineswegs zur Zeit noch abgeschlossen, obwol aus Gründen, auf deren Erörterung wir hier nicht näher eingehen können, neuerdings zum Theil ins Stocken gerathen ist. Eben hier aber war die in entsprechendem Sinn wie auf jenen andern Gebieten durch die Principien der Schelling'schen Philosophie eingeleitete Bewegung gleich von vornherein durch einen ebenbürtigen Geist in die Hände genommen worden, und der Ruhm derselben ist auf ihn mit umsomehr Recht übergegangen, je selbständiger und selbstschöpferischer er gleich anfangs, in der Periode der ersten Anregung selbst, nicht als Schelling's Nachfolger, sondern als älterer, von ihm

völlig unabhängiger, obwol in den Grundgedanken seines Forschens und Wirkens mit ihm zusammentreffender Genosse aufgetreten war, und je beharrlicher er auf dem Standpunkt feststehend, welchen Schelling, nachdem er ihn kaum eingenommen hatte, schon wieder zu verlassen Anstalt machte, mit vielseitiger gewaltiger Arbeitskraft das begonnene Werk theils selbst in Ausführung brachte, theils Andern, die an seine Ausführung Hand legten, als Sammelpunkt und Leitstern diente. Dieser Geist ist Schleiermacher, von allen Mitarbeitern in dieser Richtung unstreitig derjenige, dessen Name nächst den Namen Schelling's und Hegel's am engsten verflochten ist in die Entwickelungsgeschichte der eigentlichen philosophischen Speculation. Denn von dieser läßt sich die Theologie ja doch ein für allemal nicht abtrennen, obgleich Schleiermacher selbst bekanntlich sie davon abzutrennen den Versuch gemacht hat.

Ueber den Grund der auffallenden Erscheinung, daß wir aus dieser so inhaltsvollen und mächtigen Bewegung der Geister, von der die nächste Vergangenheit und noch zum großen Theile die Gegenwart deutscher Literatur und Wissenschaft erfüllt ist, den erfinderischen Denker so schnell zurücktreten sehen, welcher zu ihr zwar nicht in jeder Beziehung den ersten, aber doch den für den einheitlichen Gesammtcharakter, der in aller Divergenz ihrer verschiedenen Richtungen und Strebungen ihr noch bisjetzt geblieben ist, entscheidenden Anstoß gegeben hat, kann Derjenige nicht im Zweifel bleiben, welcher dem Entwickelungsgange von Schelling's Geiste auch nur in der so rasch abgebrochenen Reihe der Schriften jener seiner jugendlichen Periode aufmerksam nachgegangen ist. Bereits unter diesen Schriften zeigen die letzten eine völlig umgewandelte Gestalt gegen die frühern. Schon in ihnen wird es deutlich, wie Schelling noch vor dem Eintritt in das reifere Mannesalter mit den Grundideen seiner jugendlichen Weltanschauung, welche zugleich die leitenden Grundideen der Literaturentwickelung für ein halbes Jahrhundert und wol noch darüber hinaus bleiben sollten, gebrochen hat. Dieser Bruch darf ihm nicht als ein Abfall gedeutet werden, nicht dahin gedeutet werden, als wäre er irre geworden an der Wahrheit des Gehalts dieser Ideen nach der Seite ihres Gegensatzes zu den Principien jener Weltanschauung, welcher er sie in jener jugendlichen Periode gegenübergestellt hatte. Gegen die Beschuldigung eines solchen Abfalls hat Schelling stets, bis an das Ende seines Lebens, Verwahrung eingelegt. Er würde mit solcher Verwahrung in seinem guten Rechte sein, wenn er sich nicht durch allzu lebhaften Eifer und durch einen nicht ganz zu rechtfertigenden Stolz, den er in die Behauptung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit legte, hätte verleiten lassen, auch den wirklich geschehenen Umschwung in Abrede zu stellen und bereits seiner frühern Laufbahn das deutliche Bewußtsein über die Einseitigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit des damals von ihm ausgesprochenen Ideengehalts unterzulegen, welches ihr, soviel wir aus den schriftstellerischen Denkmalen dieser Laufbahn entnehmen können, doch wol noch möchte fremd gewesen sein. Ob wir in dieser Voraussetzung irren, darüber wird es für den Geschichtschreiber dieser philosophischen Entwickelungsperiode Zeit sein, sich ein näher begründetes Urtheil zu bilden, wenn in der ersten Abtheilung der Sammlung von Schelling's Werken die Schriften jener frühern Periode, vervollständigt durch eine Reihe bisher noch ungedruckt gebliebener Arbeiten, in der streng chronologischen Abfolge ans Licht getreten sein werden, welche der Herausgeber (der zweite Sohn des Philosophen, Karl F. Aug. Schelling) dafür in Aussicht gestellt hat.

Wie übrigens sich dann auch solches Urtheil stellen möge, soviel steht schon jetzt fest, daß der wahre Grund von Schelling's so auffälligem Verstummen gerade von dem Zeitpunkt an, da es galt, an die Ausführung der früher ausgesprochenen Ideen Hand zu legen, und da das Werk dieser Ausführung in der vorhin bezeichneten Weise, nach den mannichfaltigen Richtungen hin, welche durch sie, diese Ideen, selbst vorgezeichnet waren, durch eine Reihe ebenbürtiger Geister unternommen ward, seinen Grund wesentlich nur in dem Hinausschreiten seines Geistes über die Grenzen hat, welche durch den unmittelbaren Gehalt jener Ideen vorläufig diesem Werke gezogen waren. Schelling's Geist fühlte sich vereinsamt inmitten der Welt, welche seinem Zeitalter aufzuschließen er selbst so mächtig und mit so umfassenden Erfolgen beigetragen hatte. Er war einer Zukunft zugewandt, auf welche der Blick Derer noch gar nicht gerichtet sein durfte, welchen die Aufgabe zugefallen war, die ganze Kraft ihres Geistes einzusetzen in die Verwirklichung Dessen, was durch jene Principien zunächst gefodert war, in die Hebung der Geistesschätze, welche in dem durch sie eroberten Boden verborgen lagen. Durch sein ganzes nachfolgendes Leben, bis zum späten Ziel desselben scheint ihn das Bewußtsein begleitet zu haben, daß für die Mittheilung der neu von ihm gewonnenen oder erstrebten Anschauungen das Zeitalter noch nicht gereift sei, daß dasselbe vollauf zu thun habe mit der Verarbeitung und Verwerthung des bereits gewonnenen Ideenschatzes und in dem Werke solcher Verarbeitung und Verwerthung nicht gestört sein wolle. Zwar dürfen wir seinem Urtheil nicht überall eine vollständige Gerechtigkeit zutrauen in der Abschätzung des Werthes und der Nothwendigkeit dieser Arbeit, der er selbst sich entfremdet hatte. Gegen die zwei im eigentlichern Wortsinne philosophischen oder philosophisch-theologischen Koryphäen derselben, Hegel und Schleiermacher, scheint eine tiefe Verstimmung in seinem Gemüthe platzergriffen zu haben. Auf dem Gebiete philosophischer Naturanschauung trat ihm das Zerrbild seiner eigenen, nur allzu kecken und phantastischen Gedankenskizzen in Oken's systematischem Versuche auf eine Weise entgegen, die ihm selbst gegen die weitere Beschäftigung mit physikalischer Speculation eine Abneigung scheint eingeflößt zu haben. Nur mit den Arbeiten der philologisch-geschichtlich-ästhetischen Gebiete vermochte er sich bis zu einem gewissen Grade zu befreunden, ohne jedoch in dem der historischen Speculation seiner eigenen frühern Zeit

so nahe verwandten Sinne, welcher den durchgängigen Standpunkt auch dieser Arbeiten bezeichnet, an ihnen theilzunehmen. Aber wie Schelling sich auch im Besondern und Einzelnen zu den philosophischen oder mit der Philosophie sich berührenden Arbeiten stellen mochte, welche der unbefangene geschichtliche Betrachter als gleich verdienstvolle mit seinen eigenen, gleich wesentlich zur Lösung der Aufgabe, welche durch den allgemeinen Gang der Geistesentwickelung dem Zeitalter gestellt war, gehörige erkennt, im Großen und Ganzen hat ihm das Bewußtsein gewiß nicht gefehlt, daß das Zeitalter noch eine Mission, zu der er für seine Person sich nicht mehr berufen fand, zu erfüllen habe, ehe an die neuen, unterdeß ihm gewordenen Anschauungen die Reihe eines erfolgreichen Hervortretens würde kommen können. Mit diesem Bewußtsein mag sich denn auch, mehr oder minder deutlich, wenn auch nicht immer mit völlig rückhaltsloser Offenheit eingestanden, das weitere Bewußtsein von der noch keineswegs nach allen Seiten und in jeder Beziehung überwundenen Unreife dieser Anschauungen verbunden haben. So keck und zuversichtlich Schelling in seiner jugendlichen Periode mit einem Gedankeninhalt aufgetreten war, der weder an sich selbst, noch dessen schriftstellerischer Ausdruck sich damals einer größern Reife oder Vollendung rühmen konnte, als die er gegenwärtig dem neugewonnenen zu geben würde im Stande gewesen sein, so vorsichtig, zögernd und rückhaltend hat er sich, wenige einzelne Fälle ausgenommen, wo ihn entweder ein in der frühern Weise seiner Jugend rasch ihn überkommender Eifer fortriß, oder ein äußerer, scheinbar einem solchen Unternehmen günstiger Anlaß halb wider seinen Willen dazu verleitete, in dieser spätern Zeit benommen. Es ist wol vorauszusetzen, daß an dieser Vorsicht neben den vorhin gedachten Erwägungen eine wenigstens annäherungsweise richtige Selbstschätzung des Maßes, wenn nicht seiner Leistungsfähigkeit, — denn von dieser scheint er jederzeit eine ziemlich schrankenlose Vorstellung gehegt zu haben, — so doch des in seiner einsamen, aber rastlosen Arbeit bereits wirklich Geleisteten oder Erreichten, verglichen mit dem Ideale, welches er sich, eben dieser Vorstellung von seiner Leistungsfähigkeit entsprechend, vorgehalten haben wird, einen nicht unbeträchtlichen Antheil hat.

Zur Kenntniß des von Schelling in dem langen Zeitraume seines Zurücktretens von dem Schauplatze unmittelbarer schriftstellerischer Wirksamkeit Angestrebten lag bisher dem Publicum eine doppelte Reihe von Documenten vor: die Druckschriften, mit denen er eine frühere Laufbahn geschlossen hatte, und die Berichte, welche über den Inhalt seiner Vorlesungen, namentlich der seit dem Jahre 1841 zu Berlin gehaltenen, aus nachgeschriebenen Heften von Zuhörern meist wider seinen Willen veröffentlicht worden sind. Unter jenen Druckschriften ist bei weitem die bedeutendste die 1809 im ersten Bande einer damals begonnenen, aber schon mit dem ersten Bande geschlossen gebliebenen Sammlung seiner „Philosophischen Schriften“ erschienene Abhandlung „Ueber das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände“; an sie schließen sich die Streitschrift gegen F. H. Jacobi (1812), ein Sendschreiben an Eschenmayer in der „Zeitschrift von Deutschen für Deutsche“ (1813) und die Abhandlung „Ueber die Gottheiten von Samothrake“ (1815). Bis zu der letztgenannten kleinen Schrift, welche sich als eine Beilage zu den „Weltaltern“ ankündigte, einer damals von dem Verfasser unternommenen, aber nicht zur Veröffentlichung gediehenen Darstellung der neugewonnenen religions- und geschichtsphilosophischen Weltansicht, war Schelling die Kluft noch nicht gewahr geworden, welche den neu von ihm betretenen Standpunkt von der Gesinnung und den Strebungen abtrennte, denen noch auf eine Reihe von Jahrzehnden hin die Herrschaft über das Zeitalter beschieden war. Er stand noch in der Meinung, sich in gleich unmittelbarer Weise mit dem Zeitalter verständigen und auf dasselbe einwirken zu können, wie ihm dies bei seinem frühern Auftreten gelungen war. Er war sich für seine Person der organischen Stetigkeit bewußt, mit der sich die neugewonnenen Ueberzeugungen aus den frühern entwickelt hatten, und lebte noch des Glaubens, bei ununterbrochener Fortsetzung seiner schriftstellerischen Laufbahn, durch unmittelbare Anknüpfung des Neuen an das Zuvorgegebene und mitunter ziemlich kecke Hinüberdeutung des Zuvorgegebenen in den Sinn des Neuen, mit derselben Stetigkeit das Publicum, welches er für seine frühern Ideen so offen und zu ihrer Aufnahme so bereitwillig gefunden hatte, auch zu den neugewonnenen herüberführen zu können. Wir wissen nicht näher anzugeben, in welcher Weise die Enttäuschung von dieser Illusion erfolgt und mit ihr, wie wir annehmen zu dürfen glauben, in naher Verbindung, bei gesteigerten Anfoderungen an sich selbst, so in Bezug auf Form wie Inhalt seiner Leistungen, das Bewußtsein über die noch mangelnde Reife der eigenen Production in Schelling erwacht ist. Genug daß um diese Zeit, im Laufe des zweiten Jahrzehnds des gegenwärtigen Jahrhunderts, für ihn selbst um das vierzigste Lebensjahr, jene Stockung seiner schriftstellerischen Thätigkeit beginnt, die wir auf die zwei hier bezeichneten Gründe zurückzuführen haben und nicht etwa deuten dürfen auf ein abermaliges Herausschreiten über den Standpunkt jener um die Abhandlung über die menschliche Freiheit sich gruppirenden Schriften, sodaß dadurch die letztern ihrer Bedeutung als Documente für das in jener spätern Periode Angestrebte verlustig gehen würden.

Denselben Gründen ist ohne Zweifel auch der Mangel an Stetigkeit in der Fortführung der akademischen Lehrthätigkeit zuzuschreiben. Diese hat er zwar seit dem Eintritt jener Periode schriftstellerischer Unfruchtbarkeit (damals lebte er, durch veränderte Berufsstellung vom Universitätslehramte entfernt, als Akademiker in München) zu drei verschiedenen malen wieder aufgenommen: in Erlangen 1820, in München 1827 und in Berlin 1841, aber jedesmal sehr bald aufgegeben. Das letzte Auftreten in Berlin war von einem Eclat begleitet, der zu der zurückgezogenen Haltung Schelling's während dieses Zeit-

raums einen auffälligen Contrast bildet. Wir dürfen wol annehmen, daß Schelling diesen Eclat vermieden haben würde, wenn er sich nicht durch die scheinbare Gunst der Umstände sein, wie wir voraussetzen dürfen, sonst so klares Bewußtsein über das Misverhältniß des Gedankeninhalts, den er auf seinem damaligen Standpunkte dem Publicum zu bieten hatte, zu dem allgemeinen Stande der philosophischen Bedürfnisse dieses Publicums und zu den Foderungen, die es an eine Philosophie stellt, welche mit dem Anspruch auf eingreifende Wirksamkeit unter ihm auftritt, auf einen Augenblick hätte trüben lassen. Wir danken dieser Täuschung jene zweite Reihe von Documenten, die uns, bis zu der jetzt begonnenen Herausgabe seines wissenschaftlichen Nachlasses, neben den vorhin genannten, noch der frühern Periode seiner Schriftstellerlaufbahn angehörigen und dieselbe abschließenden Druckschriften, zur Kenntniß der Philosophie dieser spätern Periode gegeben waren. In dem Widerwillen aber, den Schelling jederzeit gegen die unberufene Veröffentlichung des Inhalts seiner Vorlesungen an den Tag gelegt hat, gibt sich, neben andern Motiven, die ihm diesen Widerwillen eingegeben haben, doch nicht undeutlich auch die Wiederkehr jenes auf eine kurze Weile verdunkelten Bewußtseins seiner Entfremdung von den noch vorwaltenden Neigungen und Strebungen des Zeitalters kund. Auch wir können im Interesse der so wünschenswerthen unbefangenen Aufnahme und Würdigung des Inhalts, der jetzt nach Vollendung seiner Laufbahn begonnenen und hoffentlich binnen kurzem abgeschlossen vor uns liegenden Sammlung der Werke des großen Denkers durch das vaterländische Publicum jene Vorwegnahme eines Theils der Grundgedanken dieses Inhalts nur beklagen, welche freilich durch die auf so unvorsichtige Weise anspruchsvolle und Aufsehen erregende Haltung jener berliner Vorlesungen verschuldet war. Durch sie ist jenes dem Bewußtsein des abgeschiedenen Denkers selbst nicht fremde Misverhältniß auf eine Weise, die für ihn so unvortheilhaft als möglich war, zur Wahrnehmung des Publicums gekommen. Es ist dadurch in weiten Kreisen eine Misstimmung gegen ihn hervorgerufen worden, welche auch durch die jetzt zu erwartende Vorlage des Gesammtergebnisses seiner langjährigen stillen Forschungen nur schwer und langsam wird zu überwinden sein, um so schwerer und langsamer, je weniger von Dem, was in diesem Gesammtergebnisse dem wissenschaftlichen Publicum dargeboten werden wird, zu erwarten ist, daß es seinem innersten Kern und Wesen nach zu denjenigen Denkweisen, die in der Zeit noch immer die meiste Gunst genießen, in einem nähern Verhältnisse stehen wird als das damals Bekanntgewordene. Versuchen wir es jetzt, nach Maßgabe dieses bereits zuvor Bekanntgewordenen uns einen vorläufigen Begriff zu bilden von dem Inhalte des Systems, dessen Darstellung wir von der jetzt begonnenen Veröffentlichung des Schelling'schen Nachlasses zu erwarten haben; in der Absicht, um uns dadurch das Verständniß jenes Bruchstücks aus diesem Systeme zu erleichtern, welches in dem soeben erschienenen Bande bereits vorliegt, dem ersten nicht der beabsichtigten Sammlung von Schelling's Werken überhaupt, sondern der zweiten Abtheilung dieser Sammlung, welche ausschließlich dem bisher noch nicht durch den Druck veröffentlichten Nachlasse gewidmet ist.

Der Grundgedanke, von welchem Schelling's Philosophie seit jener Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit, welche den Wendepunkt bezeichnet, der sie von seiner frühern Philosophie abtrennt, beherrscht und geleitet wird, dieser Grundgedanke läßt sich ohne große Schwierigkeit in einem einfachen und wenigstens Denen, die eine ausreichende Bekanntschaft mit dem Princip jener seiner frühern Philosophie, welches in der Denkweise des gesammten Zeitalters so tiefe Wurzel geschlagen hat, dazu mitbringen, leicht verständlichen Ausdruck zusammenfassen. Es ist dieser: daß durch die Idee des Absoluten, des Absoluten der reinen Vernunft, welches in jener frühern Philosophie als begriffliche Einheit aller Gegensätze und vorab der Gegensätze des Unendlichen und des Endlichen, des Subjectiven und des Objectiven, des Idealen und des Realen, des Geistes und der Natur gefaßt worden war, nicht unmittelbar die Wirklichkeit, sondern nur die Möglichkeit des Daseins, die Möglichkeit Gottes und der Welt bezeichnet wird. Das Absolute nach Schelling's früherer Fassung, die im Wesentlichen auch die von Schleiermacher, Hegel, Oken, Krause und von der ganzen Reihe derjenigen Philosophen ist, welche sich in irgendeiner Weise das Princip des „Identitätsystems" angeeignet oder im Sinne desselben fortphilosophirt haben *), war oder sollte sein die lebendige, concrete Einheit, die über den Gegensätzen schwebt und alles in den Gegensätzen Begriffene, d. h. mit andern Worten die Gesammtheit alles Weltinhalts, dergestalt in sich zusammenfaßt, daß in Wahrheit und Wirklichkeit sie das allein Seiende in diesem Allem ist, die Gegensätze aber und das unter den Gegensätzen Begriffene nur die Form, in der das Eine und Ewige, sich in allen Unterschieden seiner Erscheinung doch ewig Gleiche oder mit sich Identische sich bethätigt. Von diesem Gedanken wird die Weltanschauung, die unter dem Einflusse dieser Denker sich gebildet hat, beherrscht. Sie

*) Einer aus dieser Reihe, der allerdings geistvolle und in der Darstellung und Verknüpfung seiner Lehren, wenn auch nicht in ihrer Erfindung originale, aber neuerdings durch einen Kreis von Anhängern über sein Verdienst gefeierte Arthur Schopenhauer, hat sich durch seine ausdrückliche Verwerfung der Idee des Absoluten in den Credit einer Unabhängigkeit von Schelling gesetzt, die er in der That nicht besitzt. Sein Doppelprincip des „Willens" und der „Vorstellung" ist, wie dem genauern Kenner der Entwickelungsgeschichte der neuern Speculation unmöglich entgehen kann, vielmehr das letztere von Kant, das erstere von Schelling entlehnt, und seine Weltanschauung nur eine ziemlich barocke, innerlich keineswegs zusammenstimmende Mischung von Bruchstücken der Philosophie dieser beiden Denker, unter brüsker Hinwegwerfung der eigentlich speculativen Elemente beider, wohin namentlich auch die Idee des Absoluten in ihrer Schelling'schen Fassung gehört. Das Glück, welches dieser Philosoph neuerdings gemacht, hat er zum nicht geringen Theile dem Umstande zu danken, daß er bei seinem allerdings nicht gering anzuschlagenden Talente populärer Darstellung seinen Lesern nur eine sehr mäßige Anstrengung zumuthet.

folgt seiner Leitung oder läßt seine Einflüsse walten, selbst wo sie ihn ignorirt oder ausdrücklich verleugnet. Sie folgt ihm überall, wo sie, in der Weise, die für den Geist unserer gegenwärtigen Literatur und Wissenschaft, im Unterschied von aller frühern, so bezeichnend ist, in den Erscheinungen der Natur und der Geschichte, der verborgenen Einheit nachgeht und die Gesetze der Lebensentfaltung aufspürt, die zuletzt an dem Princip einer lebendigen Einheit hängen, welche diese beiden Welten, die Welt der Natur und die Welt des Geistes, untereinander verbindet. An der Wahrheit dieses Grundgedankens hängt, unmittelbar oder mittelbar, alles das eigenthümlich Große derjenigen Periode moderner Gedankenbildung, die wir hier im Auge haben, und der ihr angehörenden Richtungen wissenschaftlicher Forschung und künstlerischer Darstellung; an seiner Unreife und Einseitigkeit in einer oder der andern Weise alle Mängel dieser Bildung und die eben jetzt so dringend über sie hereinbrechende Gefahr, ihres Princips verlustig zu gehen und, in ihre Elemente sich zersetzend, nach der einen Seite dem Materialismus, nach der andern einem starren Positivismus und Dogmatismus anheimzufallen. Diese Gefahr mag Schelling damals, wenn nicht klar erkannt, doch schon im Geiste vorausgewittert und geahnt haben, als er, unbefriedigt von dem Princip in der Gestalt, wie er selbst und wie die Genossen seiner Jugend es in jener begeisterten Periode des ersten Durchbruchs ausgesprochen hatten, eine neue, von Grund aus umgewandelte Gestalt dafür aufzusuchen begann. Er erblickte den Mangel jener frühern Gestalt jetzt wesentlich in der Verwechselung des rein rationalen Elements, d. h. Dessen, was unmittelbar der reinen, in allen Vernunftwesen sich gleichen Vernunft gegenwärtig, unmittelbar in ihr enthalten oder durch sie gesetzt ist, mit Demjenigen, was sich zwar der Form der reinen Vernunft nicht entziehen kann, sondern überall in seinem Dasein und Erscheinen durch sie bedingt und umgrenzt ist, aber dessen Wesen keineswegs durch diese Form erschöpft ist, keineswegs nur Das ist, was es zufolge der Vernunftform, zufolge dieser nothwendigen, nicht nicht und nicht anders sein könnenden Voraussetzung seines Daseins und seiner Erscheinung sein muß oder zu sein genöthigt wird. Der Gedanke des Absoluten, des Vernunftabsoluten als ewiger, vor aller Erfahrung zuvorgegebener Einheit der Gegensätze, die in ihm, als Momente seiner Form, der Form, durch die es selbst zur ewigen und nothwendigen Form alles Seienden und Wirklichen wird, von Ewigkeit her, also gleichfalls von aller Erfahrung unabhängig, enthalten sind — dieser Gedanke behält auch jetzt für Schelling seine volle Wahrheit. Er unterscheidet seine Speculation nach wie vor nicht nur von dem Empirismus oder gemeinen Realismus, der gar kein rationales Prius kennt, sondern Alles auf Erfahrung, auf äußere und innere Sinnlichkeit zurückführt, er unterscheidet sie auch von dem subjectiven oder transscendentalen Idealismus der Kantisch-Fichte'schen Periode, der zwar in der menschlichen Vernunft ein solches Prius kennt, aber dem dieses Prius nicht die Bedeutung des Absoluten hat. Aber er, dieser Gedanke, ist ihm jetzt nicht mehr, wie er es zuvor gewesen war, Alles in Allem. Er wird ihm nur die Grundlage eines noch Höhern, nur das Gefäß für einen Inhalt, der nicht mit ihm zugleich gegeben ist, nicht aus derselben Quelle der reinen Vernunft unmittelbar als solcher geschöpft werden kann. Alle philosophische Speculation ist ihm von jetzt an nur ein Suchen dieses höhern, über die Vernunft erhabenen Inhalts, nur ein Streben nach diesem Inhalt, welches nothwendig durch den Inhalt der reinen Vernunft, durch das Absolute des abstracten, anschauungs- und erfahrungslosen Denkens hindurchgehen muß, aber nicht bei ihm, als wäre es wirklich das Letzte, auf das es eigentlich ankommt, verweilen darf. Wie an dem Absoluten der reinen Vernunft alle Möglichkeit, so hängt an diesem Höhern alle Wirklichkeit des Daseins. Daher ist auch die Erkenntniß des Wirklichen, die philosophische Wissenschaft von der Wirklichkeit, der natürlichen wie der geistigen, überall bedingt durch die vorgängige Erfahrung und Erfassung dieses Höhern über der Vernunft; sie kann unter keiner Bedingung oder Voraussetzung allein auf dem Wege rein rationalen Denkens gewonnen werden.

Der Begriff jenes Absoluten der reinen Vernunft, welches Schelling früher als das alleinige Princip der philosophischen Erkenntniß betrachtet hatte, jetzt nur als Voraussetzung und Ausgangspunkt derselben betrachtet wissen will, deckt sich oder fällt unmittelbar in Eins zusammen mit dem Begriffe unbedingter Denknothwendigkeit. Das Prädicat solcher Nothwendigkeit wurde daher auf dem Standpunkte des „Identitätsystems" nicht blos den allgemeinen Formen und Gesetzen des Wirklichen ertheilt, denen man auch außerhalb der Philosophie eine logische, metaphysische oder mathematische Nothwendigkeit zuzuschreiben pflegt, sondern der erscheinenden Wirklichkeit selbst. Es wurde ihr wenigstens insofern ertheilt, als sie von jener Philosophie als wahre Wirklichkeit anerkannt wurde. Denn allerdings erfolgt jene Anerkenntniß dort nicht ohne den Vorbehalt, einen Theil dieser erscheinenden Wirklichkeit als nichtigen Schein von der Wahrheit und mithin auch von der Nothwendigkeit des Daseins ausschließen und dem Zufalle als dem allgemeinen Elemente dieser Nichtigkeit preisgeben zu dürfen. (Solche Bedeutung hat namentlich bei Hegel das von der „Natur" prädicirte „Außersichsein", der „Abfall".) Dem gegenüber ward für Schelling auf dem neugewonnenen Standpunkte seiner Lehre Grundprädicat des Wirklichen eben als Wirklichen die Freiheit; die Freiheit ausdrücklich in dem Sinne des Auchnichtsein- und Auchanderseinkönnens, ein Sinn, den jene frühere Philosophie aus jenem Worte hatte entfernen müssen, wenn auch sie desselben sich als Prädicats für die Wirklichkeit des Geistes zu bedienen fortfuhr, wo dann natürlich die unmittelbare Einheit der Freiheit mit der Nothwendigkeit behauptet werden mußte. Und so werden wir es denn nicht anders als in der Natur der Sache begründet finden, wenn wir Schelling jene neue Periode seiner

Speculation mit Untersuchungen über das Wesen der Freiheit eröffnen sehen. Die Beschränkung auf den Begriff der menschlichen Freiheit ist nur eine Zufälligkeit in der Ueberschrift jener für das Verständniß der gesammten nachfolgenden Philosophie ihres Urhebers so wichtigen Abhandlung. Die Abhandlung selbst ist, wie der Leser sich leicht davon überzeugt, dem Probleme der Freiheit in ihrem ganzen Umfange zugewandt. Das Problem der Freiheit wird aber dort in dem großartigen Sinne behandelt, wie es die principielle Bedeutung mit sich bringt, die es von jetzt an für den Verfasser der Abhandlung gewonnen hatte. Die Untersuchung nimmt gleich von vornherein ihre Richtung auf den Urquell aller Wirklichkeit und auf die Gegensätze, welche durch das Verhältniß dieses Quells zu dem Hintergrunde der reinen Vernunftnothwendigkeit oder der Idee des Absoluten (zu dem „Urgrunde" oder „Ungrunde", wie in der Terminologie theosophischer Mystik dort jener Hintergrund genannt wird) in dem Dasein, das aus diesem Quelle fließt, bewirkt werden. In der Fassung dieses Ziels der Untersuchung finden wir Schelling dort noch durch Einwirkungen bestimmt, welche später (ob in jeder Beziehung zum Vortheil der nachfolgenden Entwickelung seiner Philosophie, dürfte mit Recht zu fragen sein) für ihn zurückgetreten sind. Durch seinen Aufenthalt in München war er in persönliche Berührung mit Franz Baader gekommen, diesem genialen und tiefsinnigen Denker, der, die Entwickelungsphasen des transscendentalen Idealismus und des Identitätsystems überspringend, die Philosophie des Zeitalters mit einem salto mortale auf die Höhe zu erheben trachtete, die ihr erst durch mühsame, allmälige Ueberwindung aller dazwischenliegenden Stadien zu erklimmen beschieden scheint. Baader hatte ihn auf Jakob Böhme hingewiesen, dessen theosophisches System in der That wol von allen Lehrgestaltungen der frühern Zeit diejenige sein möchte, welche von der Idee der Freiheit in dem Sinne, wie Schelling sie jetzt anstrebte, am tiefsten und innigsten durchdrungen ist. Und so ist denn der Inhalt jener Abhandlung in der That nichts Anderes als eine Wiederzeugung Böhme'scher Ideen, in der strengern Form philosophischer Speculation, welche dem tiefsinnigen Naturalismus des görlitzer Handwerksmannes fremdgeblieben war; eine Wiederzeugung dieser Ideen von einem Standpunkt aus, der noch in keiner Richtung sich innerlich abgeschlossen hatte, sondern das Material, das ihm zu solchem Abschluß verhelfen sollte, eben erst aufzusuchen begonnen hatte. Es ist hier nicht der Ort, den Gründen nachzuforschen, welche Schelling bestimmt haben, diesen an Baader's und Böhme's Hand betretenen Weg, der ihm, weiter verfolgt, ohne Zweifel zu einer in mancher Beziehung von der später hervorgetretenen verschiedenen Gestaltung seiner Lehre geführt haben würde, alsbald wieder zu verlassen und einen andern, den er sich ohne fremden Beistand selbst anbahnen mußte, einzuschlagen. Das bald getrübte persönliche Verhältniß zu Baader mag hieran seinen Antheil haben; doch läßt sich nicht deutlich erkennen, inwieweit diese Trübung die Ursache und inwieweit sie die Wirkung der Entfernung Schelling's von dem ein für allemal feststehenden Gedankenkreise Baader's war.*) Einen wesentlichern Antheil dürfen wir wol dem Gedanken zuschreiben, welcher, vorbereitet bereits innerhalb des Identitätsystems durch die darin aufgenommenen Grundzüge einer „Philosophie der Geschichte", sich schon in der Abhandlung über das Wesen der Freiheit regt und bald nach derselben in Schelling's Geiste immer tiefere Wurzeln geschlagen zu haben scheint; dem Gedanken, daß von dem höhern, überrationalen Princip, von dem Princip, dessen freiem Walten alle Wirklichkeit des Daseins entstammt, nur eine geschichtliche Erkenntniß möglich ist. Bereits die Abhandlung über die Gottheiten von Samothrake und was bei Gelegenheit derselben über das nicht zur Reife gediehene Unternehmen der „Weltalter" verlautet, gibt ein Zeugniß, wie ämsig schon damals Schelling sich mit jenen Forschungen im Gebiete der Mythologie und Religionsgeschichte beschäftigt hat, deren Motive sowol als deren Ergebnisse sich so tief in die gesammte Gestaltung seiner spätern Philosophie, soweit uns dieselbe bisjetzt bekannt ist, hineinverzweigen. Philosophie der Mythologie und Philosophie der Offenbarung: so finden wir von jetzt an die Aufgaben bezeichnet, in denen Schelling das eigentliche Endziel, den alleinigen Selbstzweck seines Philosophirens erblickt. Alle andern

*) Das Verhältniß zwischen Schelling und Baader, das persönliche sowol als auch das wissenschaftliche, ist neuerlich von Seiten der Anhänger des Letztern auf eine sehr gereizte Weise öffentlich zur Sprache gebracht worden, namentlich vom Professor F. Hoffmann zu Würzburg in einer ausführlichen Vorrede zur zweiten Ausgabe der Sammlung von Baader's „Kleinen Schriften" (Leipzig 1850). In ihrem Rechte sind diese Vertheidiger Baader's unbestreitbar, wenn sie Protest einlegen gegen die so verbreitete Gewohnheit, Baader als einen Schüler und Nachfolger Schelling's, als einen Jünger der „Naturphilosophie" anzusehen; wenn sie dem gegenüber die wahre Stellung Baader's geltend machen, der, ein älterer Zeitgenosse Schelling's, von seinem ersten Auftreten an, welches dem Auftreten Schelling's noch voranging, eine philosophische Laufbahn verfolgte, die sich mit der Laufbahn Schelling's zwar mehrfach berührt, ohne aber irgendwie durch Letztern bestimmt zu sein, die vielmehr gleich anfangs mit vollkommen klarem Bewußtsein nach einem Ziele strebte, demjenigen verwandt, welches Schelling sich erst später gesetzt hat, zu einer Zeit, da Baader, wie bereits angedeutet, ungleich mehr Einfluß auf ihn als umgekehrt Schelling auf Baader übte. Diese völlige Unabhängigkeit Baader's von Schelling durch alle Perioden der schriftstellerischen Laufbahn beider Männer ist eine Thatsache, auf deren Anerkennung, ich wiederhole es, die Freunde und Schüler des Erstern zu bestehen ein gutes Recht haben. Anders aber möchte es sich verhalten mit dem damit verbundenen Versuche, das philosophische Verdienst Baader's über das Verdienst Schelling's und aller neuern Philosophen emporzuheben. Dieser Versuch beruht auf einer einseitigen Werthschätzung, auf einer solchen, welche nur die Beschaffenheit der allgemeinen Grundüberzeugungen eines Denkers zum Maßstabe des Urtheils über den Werth seiner Leistungen macht und nicht, worauf es bei aller Wissenschaft wesentlich ankommt, die Art und Weise und die Ergebnisse der Ausführung, und welche auch bei der Beurtheilung dieser Grundüberzeugungen die schweren und folgenreichen Gebrechen der Baader'schen übersieht. Was das Persönliche des zwischen beiden Männern ausgebrochenen Misverhältnisses betrifft, so enthalte ich mich darüber des Urtheils. Doch ist es mir wahrscheinlich, daß hier, wie in den meisten solchen Fällen, die Schuld eine getheilte war

Arbeiten, die er sonst noch unternimmt, alle philosophischen Gebiete, in denen er gelegentlich noch verweilt, gelten ihm nur als Durchgangspunkte seines Wegs zu diesen beiden. Durch diese Stellung seiner Aufgaben war, soviel wir wissen, zu den verschiedenen Zeiten seiner Wiederaufnahme der akademischen Lehrthätigkeit die Gestalt und Haltung bedingt, die er dem Inhalte seiner Vorlesungen gab. Eben sie tritt uns jetzt auch als das durchwaltende Princip in der Gestaltung seines philosophischen Nachlasses entgegen, der, wenigstens soviel den jetzt uns vorliegenden ersten Band betrifft, gleichfalls in die Form von Vorlesungen hineingearbeitet ist.

Christian Hermann Weiße.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Aphorismen über die neueste nordamerikanische Literatur.

Wir haben mit Absicht in der Ueberschrift das Wort „Aphorismen" gewählt, da wir uns nicht anmaßen können und wollen, nach dem uns gerade vorliegenden Material einen wirklichen „Essay" über die neueste nordamerikanische Literatur zu schreiben oder ein entscheidendes Urtheil über sie zu fällen. Zudem wächst uns von allen Seiten der literarische Stoff, um so zu sagen, so über den Kopf, daß wir uns selbst in Bezug auf die Schriften und Werke, die wir hier besprechen möchten, möglichst kurz fassen müssen. Endlich ist eins dieser Bücher, nämlich Bryant's Gedichte, so ungenügend übersetzt, daß wir dadurch nur ein höchst mangelhaftes Abbild des Dichters erhalten. Wir beginnen unsere Bücherschau mit folgender interessanten Erscheinung, die wir auch wegen ihrer Bedeutsamkeit etwas ausführlicher besprechen wollen:

1. Theodor Parker's sämmtliche Werke. Deutsch von Johannes Ziethen. Erster, dritter und vierter Band. Leipzig, Voigt und Günther. 1854—55. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Theodor Parker verdient unsere volle Beachtung. Er ist der populärste und beredteste Geistliche der Congregationalisten in Nordamerika und zwar Prediger der achtundzwanzigsten Congregationalistenkirche in Boston. Die dogmatisch-kirchliche Geistlichkeit erkannte auch in ihm bald ihren gefährlichsten Gegner und verwickelte ihn in eine Fehde, in welcher er seine Gegner buchstäblich zum Schweigen brachte. Aber überdrüssig, mit seinen geistlichen Collegen fortdauernd in offener Zwietracht zu leben, zog er sich eine zeitlang von der Kanzel zurück und bereiste während zweier Jahre England, Frankreich, Italien und Deutschland. Man vermißte ihn in Boston inzwischen schmerzlich, und nach seiner Rückkehr vermochte er den Bitten seiner Gesinnungsgenossen, das geistliche Amt wieder zu übernehmen, nicht zu widerstehen. Der Andrang ihn zu hören war so groß, daß keine Kirche Bostons an Räumlichkeit genügte, worauf er seine Vorträge in das Melodeon, den größten Saal Bostons, verlegte, der für etwa 3000 Personen Raum hat. In eine neue Verfolgung wurde er verwickelt, als er sich vor ein paar Jahren durch eine feurige Rede an gewissen Schritten betheiligt hatte, gerichtet gegen das Verfahren der Behörden, die einen Mann, Namens Anthony Burns, unter dem Vorwande der Straßenbettelei hatten ergreifen lassen, um denselben zuletzt unter militärischer Bedeckung an seinen Herrn, der ihn laut der fugitive slave bill reclamirte, abzuliefern. Parker wurde wegen „misdemeanor" vor Gericht gezogen. Der Proceß schloß jedoch mit einem „nolle prosequi" und ist von Parker in seiner Schrift „The trial of Theodore Parker, for the misdemeanor of a speech in Faneuil Hall against kidnapping etc." (Boston 1855) ausführlich geschildert. Den eigentlichen Text der letztern Schrift (221 Seiten) bildet seine sehr lange Vertheidigungsrede, die übrigens auch seine inculpirte Meetingsrede insichschließt. Die letzte Kunde über Parker erhielten wir durch Nr. 46 des „Londoner deutschen Journal", wonach die von Theodor Parker vertretenen amerikanischen freien Religionsgemeinden sich mit der von Johannes Ronge gegründeten londoner humanistischen Gemeinde zu einer Conföderation verbunden hätten.

Indeß schließe man hieraus nicht auf eine tiefere Seelenverwandtschaft zwischen Johannes Ronge und Theodor Parker. Jene Verbindung dürfte schwerlich eine andere als eine blos äußere und vorübergehende sein. Man braucht nur zwei oder drei Seiten in Theodor Parker's Schriften gelesen zu haben, um sich von einem Geiste angeweht zu fühlen, der mit dem Geiste der Rongianer sehr wenig Gemeinsames hat. Wichtig sind in dieser Hinsicht namentlich Theodor Parker's „Zehn Betrachtungen über Religion und Leben", welche (in zweiter Auflage) den dritten Band der deutschen Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" bilden. Parker ist ein wesentlich religiöser Geist, der sich vom Gottesbewußtsein nicht losgelöst hat. Den Gott der alten Juden, der selbst „eifersüchtig, parteiisch, rachsüchtig ist, der Jakob liebt und Esau haßt", diesen in menschlichen Leidenschaften befangenen Gott will Parker zwar nicht, das sei kein Gott für den „wissenschaftlichen Moralisten, für den Philanthropen, der von Liebe überströmt", er will einen „innerlichen und doch unendlichen und somit über der Sinnenwelt und dem Geiste stehenden Gott haben, einen Gott von unendlicher Vollkommenheit, Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe und Treue". Ihm ist schon der bloße Gedanke entsetzlich, daß es Menschen in der Welt geben könnte, die ohne Gottesbewußtsein wären, ohne Religion leben und sterben könnten. „Ich weiß", sagt er, „daß Viele denken, daß es sich mit der Religion unbequem lebt; aber die Schlimmsten wie die Besten denken, daß es sich mit der Religion gut stirbt. Die Menschen bereuen Vieles auf dem Todtenbette." So zählt er auch zu den Hauptmerkmalen eines religiösen Charakters, nicht nur gegen die Mitmenschen treu, gerecht und wahr zu sein, sie wie uns selbst zu lieben, ihnen nach unsern Kräften zu dienen und uns ihres Glücks zu freuen, sondern auch „Gott treu zu sein, ihn zu erkennen, das Bewußtsein seiner unendlichen Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte und Heiligkeit und somit vollkommene Liebe zu Gott, vollkommenes Vertrauen zu ihm, Freude an dem unendlichen Wesen Gottes zu haben" u. s. w. Ob Parker hiermit einen andern Sinn verbindet, als die Menge mit diesen Worten verbinden würde, wissen wir freilich nicht ganz sicher; jedenfalls sind es aber Worte, so warm und fromm, wie man sie meist von unsern Außerkirchlichen in Deutschland zu hören nicht gewohnt ist. Ebenso beruft er sich häufig auf Christus als auf unser göttlichstes, leider bis auf den heutigen Tag unerkanntes oder miskanntes Vorbild, nicht etwa auf Börne oder gar Heine, deren Schriften für so Viele das eigentliche moderne Neue Testament geworden sind.

Aber Parker ist überhaupt kein weltlicher und frivoler Mann. Er zeigt sich vielfach als Verehrer Herder's; er predigt Humanität und Liebe, Wahrheit und Recht und in einer oft so begeisterten, glühenden, dabei aber praktischen und körnigen Beredtsamkeit, wie sie bei uns nur selten gefunden wird. Er bleibt immer im Mittel- und Kernpunkt seiner Ideen, er schweift nie aus und besteigt nie das politische Stakenpferd, um uns das Beispiel eines kindischen Reiters zu geben, der die Bewegungen eines Reiters macht und doch nie ein wirkliches Roß bestiegen hat. Und dieser Kernpunkt ist eben die Humanität, die wahre und echte, die, wie sie Toleranz verlangt, so auch Toleranz übt und dafürhält, daß der echten Humanität keine politische Form zu eng und keine zu weit sei. Praktisch auf der einen Seite, ist Parker freilich auch Idealist fast in deutschem Sinne auf der andern Seite, doch ohne den phrasenhaften, Alles um sich her verachtenden geist-

gen Hochmuth, wie er so manchem deutschen Idealisten eigen ist. Ja er geht in dieser idealistischen Richtung fast zu weit und findet z. B. im menschlichen Geschlecht ein viel größeres Maß von Uneigennützigkeit, Tugend und Selbsterkenntniß, als wol wirklich der Fall sein mag. Die vielen Verfolgungen, welche Parker zu erdulden hatte, und die doch gerade dem Gegentheil dieser präsumirten Uneigennützigkeit und Tugend ihren Ursprung verdanken und ihn zum heftigsten Gegenkampfe veranlaßten, haben den seltenen Mann in seinem guten Glauben nicht wankend machen können. Wenn Parker sagt: „Wenn wir uns selbst sähen, wie uns Andere sehen, das würde uns oft zu Stolz und Einbildung führen. Wie viele nichtige Handlungen weiß ich von mir, die mir kein Verleumder ins Gesicht schleudern würde", so scheint Parker zu vergessen, daß Menschen von seiner Selbsterkenntniß eben äußerst selten sind.

Für uns Deutsche bietet Parker noch ein besonderes Interesse, indem, wie dies seine den ersten Band der „Sämmtlichen Werke" bildenden „Kritischen und vermischten Schriften" darthun, seine theologischen Ansichten hauptsächlich in der deutschen theologischen und philosophischen Forschung wurzeln. Das beweisen namentlich die Aufsätze „Deutsche Literatur", „Ueber das Vergängliche und Bleibende im Christenthum", „Strauß' Leben Jesu", „Gedanken über die Theologie mit besonderer Rücksicht auf Dorner's Christologie" u. s. w. Wenn er aber auch den dogmatischen Anbau verwirft, den spätere Theologen zur Wahrung ihrer Herrschaft oder im Dienste der weltlichen Macht dem Christenthume, das ja an sich das Einfachste von der Welt ist, hinzugefügt haben, so würde er es doch für eine nie abzubüßende Sünde halten, mit Gottesleugnerei zu prahlen und mit dem Materialismus und der Frivolität zu liebäugeln, so bleibt er doch bei der Religiosität und dem Gottesbewußtsein als unveräußerlichen und unentbehrlichen Gütern der Menschheit stehen. Aber freilich erblickt er die höchste Religiosität in der möglichst höchsten geistigen und sittlichen Vollkommenheit, nicht in vorgeschriebenen starren Satzungen, die das Herz nicht frei machen und den Geist nicht erlösen, die im Gegentheile oft der wahren Erkenntniß und der aufrichtigen Menschenliebe Fesseln und Handschellen anlegen. Die deutsche Literatur nennt Parker übrigens „die schönste, die reichste, die ursprünglichste, die frischeste und religiöseste Literatur der ganzen neuern Zeit", wobei er freilich nur an Männer wie Herder, „so süß und schön", Goethe, Schiller, Lessing, Jean Paul, Tieck, Schleiermacher, Kant, Fichte, Schelling, Hegel denkt. Er, der Nordamerikaner, nimmt sich in dieser Hinsicht der deutschen Literatur gegen den deutschen Wolfgang Menzel an, dessen „Literaturgeschichte" er als ein durchaus leichtsinniges und oberflächliches, vom einseitigsten Parteistandpunkt geschriebenes Machwerk verurtheilt, das nur geeignet sei, die falschesten Meinungen und Vorurtheile über das eigentliche Wesen der deutschen Literatur zu verbreiten und sie zu denunciren. Der Ausländer will uns, wenn er uns liebgewinnen und studiren soll, in unserer deutschesten Wesenheit und Eigenthümlichkeit kennen lernen, nicht als Nachahmer, und in dieser Hinsicht sagt Parker: „Die krankhafte Verneinung Byron's, seine Gefühlsschwärmerei, sein Menschenhaß und seine Unnatur werden alle Tage in Berlin und Wien nachgeäfft, Horaz und Swift, Anakreon und Bossuet, Seneca und Walter Scott haben, um Andere nicht namhaft zu machen, Nachahmer auf allen Straßen, die Einen beständig an den Zaunkönig erinnern, der sich einst in das Nest des Adlers setzte." Dann aber fügt er hinzu: „Dennoch ist die deutsche Literatur in hohem Grade ursprünglich. In Beziehung auf Frische hat sie nicht ihresgleichen seit Sophokles." Außer von Thomas Carlyle ist wol noch von keinem Ausländer der deutschen Literatur ein so begeistertes und dabei gründlich motivirtes Lob gespendet worden als von Parker. Hiermit mögen diese gediegenen, von geschickter Hand sehr lesbar übersetzten Parker'schen Schriften dem denkfähigen Theile des deutschen Publicums bestens empfohlen sein.

2. Blumenlese amerikanischer Novellen, Jagd- und Reiseskizzen. Erster Band. Göttingen, Wigand. 1855. Gr. 16. 15 Ngr.

3. Träumereien eines Junggesellen oder ein Buch des Herzens. Von Ik. Marvel. Aus dem Englischen von Ch....... Hannover, Meyer. 1856. 8. 20 Ngr.

Wie man weiß, liebt der Yankee die Aufschneidereien. Auch die „Blumenlese" enthält einige ergötzliche Proben davon. In einer der darin gesammelten Novellen: „Der Büffel und sein Kamerad", wird erzählt, wie der Held der Novelle von einem angeschossenen und dadurch wüthend gewordenen Büffel verfolgt wird. Der Büffeljäger springt über einen Graben und einen Felsenriß von 12 Fuß Breite, der Büffel ihm nach, nun springt der Jäger wieder auf den andern Felsenrand zurück, der Büffel thut desgleichen, und so geht es eine ganze Weile fort, etwa zwanzig mal hintereinander. Der Jäger klettert nun „wie eine Katze" einen hohen Baum hinauf, obschon der „heiße Athem des Büffels hinter ihm herdampfte", und er sitzt endlich fest in den Zweigen, obschon das Thier mit den Stößen seiner Hörner den Baum erschütterte. Der Jäger sitzt nun oben, aber gewiß in höchst peinlicher Lage, denn der unhöfliche Büffel macht keine Anstalt zu weichen und meint wahrscheinlich, der geängstigte Jäger müsse zuletzt doch herab und ihm auf die Hörner fallen. Was nun thun? „Mein Büchsenstocher, ein Stückchen geraden Drahts (erzählt der Jäger), hing mit seinem Oehr an einem meiner Westenknöpfe. Diesen nahm ich und bog ihn zu einer Angel zurecht. Nun brauchte ich eine Leine; ich schnitt also mit meinem Jagdmesser verschiedene Streifen aus meinem Taschentuch, knüpfte sie zusammen, band den Stocher als Angel daran und fing an nach dem Seile (nämlich nach dem Halfterstrick, den das Pferd des Jägers an dem Baum zurückgelassen hatte) zu fischen. Ein paar mal rutschte meine Angel hinunter, dann faßte sie es und mit unbeschreiblicher Freude zog ich es vorsichtig zu meiner Laube herauf, bis ich das lose Ende in der Hand hielt. Das andere Ende ließ ich, wo es war, befestigt, und mehr brauchte es nicht. Ich wollte den Büffel mit dem Lasso fangen und begann aus dem losen Ende eine Schlinge zu machen." Gesagt, geschehen! Der Lasso ist fertig; der Jäger läßt ihn herab und der dumme Büffel verfängt sich richtig in der Schlinge und rennt damit mehrmals um den Baum herum, bis er sich selbst damit erwürgt und mit heraushängender Zunge todt am Boden liegt. Das ist doch eine echte Jägergeschichte! Fritz Beutel hatte auch einige wunderliche Abenteuer mit Büffeln zu bestehen, hier aber hätte er lernen können, wie man eigentlich mit Büffeln umzugehen hat, nur daß dieser nordamerikanische Jäger sein Abenteuer und die höchst sinnreiche und complicirte Art, wie er sich aus der Gefahr zog, als etwas erzählt, was geglaubt werden soll. Der Verfasser trägt übrigens einen deutschen Namen, Reichenau. Aber auch mehre andere Erzählungen der Sammlung, wie „Ein Weihnachtsfest in den Urwäldern" von Percy St. John und „Die Regulatoren" von J. H. Robinson haben mit ihren Schilderungen abenteuerlicher Kämpfe viel Münchhausen'sches, wie denn überhaupt das Publicum in Romanen und Novellen eine Menge Münchhausen'scher Lügen hinunterschlucken muß, ohne dies meist zu merken. Es ist schon eine Unmöglichkeit, mit welcher Robinson seine Erzählung einführt. Der Held derselben, Henry, hat sich auf der Jagd verirrt und sieht plötzlich aus der Dunkelheit zwei verdächtige Männer hervortauchen, denen er zu folgen beschließt, um ihnen ihre Geheimnisse abzulauschen. Richtig thut er dies, und sie plaudern ihre Geheimnisse und beabsichtigten Schandthaten mit so lauter Stimme aus, und er hält sich ihnen immer so nahe, daß er jedes Wort hören kann, bis die Verbrecher ihr Versteck erreichen, von dem Henry sofort — bei Mondlicht! — mit Bleistift eine Skizze fertigt, um die spätere Wiederauffindung des Spitzbubennestes zu erleichtern. Dies Alles erscheint um so unglaublicher, wenn man weiß, bis zu welcher Schärfe und Feinheit sich Gehör und

Gesicht bei Leuten ausbilden, die wie jene Schurken fortdauernd in der Wildniß und im Kampfe mit Menschen und Thieren leben. Die finnigste Erzählung ist die als „amerikanische Preisnovelle" bezeichnete Erzählung „Zwei entfremdete Herzen" von Klara Merten, obschon es auch ihr an einzelnen sehr unwahrscheinlichen Situationen nicht fehlt.

Ganz anderer Art sind die „Träumereien eines Junggesellen" von Ik. Marvel, wiewol, so paradox diese Behauptung auch klingen mag, auch hier ein Münchhausen'sches Element sich wahrnehmen läßt und zwar in der Form gewisser Uebertreibungen nach der Gemüthsseite hin; denn wenn schon dem Verfasser in der dem Buche vorangestellten und der A. Dürr'schen Ausgabe der „Standard American authors" entlehnten Notiz mit Recht „deutsches Gemüth" zuerkannt wird, so zeigt sich dies bei ihm auch nicht selten als Extrem, als Hypergemüthlichkeit, die sich selbst etwas vorlügt und vorgaukelt, was doch nicht eigentlich gemüthswahr ist. Auch hat der Verfasser bereits ein Werk „Aufschneidereien" herausgegeben, welches satirischen Charakters und seinem Titel nach ohne Zweifel eine wirkliche und veritable Münchhauseniade ist. Der Verfasser versteht sich also auf eine Lieblingsneigung der Yankees. Sein eigentlicher Name ist Donald G. Mitschell. Unter seinem Autornamen Ik. Marvel gab er schon früher eine „Neue Aehrenlese" („Fresh gleanings"), „Betrachtungen über amerikanische Gesellschaftszustände", ein kleines Buch: „Der Sommer der Kämpfe", und (anonym) Schilderungen aus dem amerikanischen Leben unter dem Titel „Die Lorgnette" heraus, die so großes Interesse erregten, daß die angesehensten literarischen Notabilitäten, wie Paulding, Willis, Herbert, für die Verfasser gehalten wurden. Die „Träumereien eines Junggesellen" („Reveries of a bachelor") und sein später erschienenes „Dream life" erhöhten noch seinen Ruf als eines beliebten Schriftstellers. Im Jahre 1853 wurde er zum Consul der Vereinigten Staaten in Venedig ernannt, hauptsächlich wol, um ihm Gelegenheit zu geben, zu der von ihm beabsichtigten Geschichte der venetianischen Republik an Ort und Stelle Materialien zu sammeln. Er blieb jedoch nicht lange in der Lagunenstadt, ging vielmehr sehr bald nach Paris, wo er zwei Jahre lang blieb und seine Studien in der venetianischen Geschichte fortsetzte; auch soll er mit diesem Werke schon bedeutend vorgerückt sein. Gegenwärtig lebt Mitschell wieder in Nordamerika auf seinem schönen Landsitz Edgewood Farm bei Newhaven. Was seine „Träumereien eines Junggesellen" und sein uns in der Dürr'schen Ausgabe englisch vorliegendes Buch „Dream life, a fable of the seasons"*) betrifft, so bestehen sie aus Skizzen halb novellistischer, halb reflectirender Art und sind sinnig erfunden und gut geschrieben. Offenbar hat sich der Verfasser namentlich in Betreff des Stils nach Washington Irving, der wol unter allen nordamerikanischen Schriftstellern das classischste Englisch schreibt, gebildet; auch hat er ihm als seinem „Lehrer" sein „Dream life" gewidmet, und wir erfahren aus dieser Widmung, daß er auch persönlich mit ihm bekannt ist. Er erkennt in dieser Widmung an, daß er Keinem soviel verdanke als Washington Irving, und sagt darin mit Recht: „Ich wünsche einfach meine Huldigung demjenigen Schriftsteller darzubringen, der unsere Sprache zu den ausgewähltesten Formen der Schönheit ausgebildet hat, dem Manne, der unsere Herzen mit der Zärtlichkeit eines Freundes gerührt hat." Wir finden bei Ik. Marvel auch so ziemlich dieselbe Klarheit und lichtvolle Einfachheit des Stils und dieselbe sorgfältige, an die Sauberkeit der niederländischen Genremaler erinnernde Detailmalerei; nur fehlt ihm durchaus der feine ironische Zug und das humoristische Colorit, durch welche sich Washington Irving's „Skizzen" auszeichnen. Mitschell ist bedeutend weichlicher und gibt sich oft einem feingeistigen Epikuräismus hin, der sich gleich in der ersten Skizze seiner „Träumereien", in dem „Rauch, Flamme und Asche" überschriebenen Capitel verräth. Als Junggesell malt er sich hier die Freuden der Ehe vor, aber in der beliebten Weise, womit Jeder in der Ehe vorzugsweise sein eigenes Glück sucht, woher es denn auch kommt, daß das Glück der Ehen so sehr selten ein wirklich dauerhaftes ist. Die Liebe soll nicht Luxusartikel, nicht bloßer Comfort, nicht Egoismus, sondern in ihrer höchsten Form Selbstentsagung und Selbstopferung sein. Die Vortheile des bloßen Egoismus, auch in der Liebe, sind immer nur scheinbar und reichen nicht weit. Nicht was uns das andere Wesen sein kann, sondern was wir ihm sein können, müßte auch in der Liebe und der Ehe das Hauptmotiv sein, wie überhaupt, wenn es besser werden soll, in allen menschlichen Verhältnissen. Mitschell's Junggesell träumt sich auch in die Gefühle hinein, die in ihm der frühe Tod eines geliebten jungen Weibes erwecken würde, aber auch hier ist es nicht sowol der Schmerz um das junge Weib selbst, als das egoistische Gefühl der durch einen solchen plötzlichen Tod herbeigeführten Vereinsamung und der Störung in liebgewordenen Gewohnheiten, worauf er den Hauptaccent legt. Dieselbe luxuriöse, etwas selbstsüchtige Gefühlsschwelgerei, welche den Wurmfraß aller menschlichen Verhältnisse überall mit einer bunten Tapete verklebt, charakterisirt fast alle Reflexionen des Verfassers, die aber gerade dadurch bei der gegenwärtigen Stimmung Glück machen werden, und zwar zumeist bei gemüthsseligen Frauen und verweichlichten Männern.

*) Auch von dieser Schrift kommt uns soeben eine deutsche Uebersetzung zu: Traumleben. Ein Bild der Jahreszeiten. Von Ik. Marvel. Aus dem Englischen von Ch....f... Hannover, Meyer. 1856. 8. 20 Ngr.

4. Das Lied von Hiawatha nach H. W. Longfellow, deutsch von Adolf Böttger. Leipzig, Herbig. 1856. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

5. William Cullen Bryant's Gedichte, deutsch von Alexander Neidhardt. Stuttgart, Metzler. 1855. 32. 25 Ngr.

Hier haben wir die beiden bisher berühmtesten lyrischen Dichter Nordamerikas beisammen, und es wäre uns somit Gelegenheit geboten, beide in ausführlicher Erörterung zu charakterisiren. Indeß verzichten wir an dieser Stelle darauf. Bryant's Gedichte haben wir im Original nicht gelesen, was wir offen gestehen, weil es in unserer Zeit bei der Unmöglichkeit, Alles zu lesen, keine Schande ist, ein solches Geständniß zu machen, und diesen Dichter nach der mangelhaften Neidhardt'schen Uebersetzung zu würdigen kann uns nicht einfallen. Ueber Longfellow werden wir demnächst aus anderer Feder eine eingehendere Betrachtung bringen; auch haben wir über „Hiawatha" und namentlich über das Verhältniß dieser Dichtung in formeller Hinsicht zu dem finnischen Epos „Kalewala" schon in Nr. 2 das Nöthigste mitgetheilt. Anton Schiefner's trochäische deutsche Bearbeitung der „Kalewala" scheint dem nordamerikanischen Dichter, der bekanntlich ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur ist, dabei als Muster gedient zu haben, und es ist wol auch das erste mal, daß, wenigstens bei einem so umfangreichen Gedichte, der reimlose Trochäus, und zwar mit Glück, im Englischen angewendet worden ist. Ueber den Gegenstand der Dichtung verschafft uns der Verfasser selbst in einer Anmerkung folgende Aufklärung: „Diese indische Edda, wenn man sie so nennen darf, beruht auf einer unter den nordamerikanischen Indianern herrschenden Sage über eine Person von wunderbarer Abstammung, welche zu ihnen gesandt wurde, ihre Flüsse, Wälder und Fischteiche zu reinigen und sie in den Künsten des Friedens zu unterrichten. Er war unter mancherlei Stämmen unter den Namen Michabou, Chiabou, Manabozho, Tarenyawagon und Hiawatha bekannt. In diese Sage sind andere epische Legenden verwebt. Der Schauplatz ist unter den Odschibways an der Südküste des Obern Sees." Die nordamerikanischen Dichter sind von den europäischen wahrlich zu beneiden, daß sie noch solche wilde Völkerstämme mit ihren Mythen, daß sie jungfräuliche Prairien und Wildnisse und die schrittweise vordringende Civilisation in

ihrem Conflict mit diesen Urzuständen zu Gegenständen haben, die sie poetisch behandeln und verherrlichen können. Hier ist noch außerordentliches Material, in das auch Longfellow einen ziemlich glücklichen Griff gethan hat, obschon man sich in seine Dichtung mit einiger Ueberwindung hineinlesen muß, um allmälig zum Genusse ihrer mancherlei Schönheiten zu gelangen. Die Sage, die nichts als Sage ist, und die bloße Schilderung in etwas monotonem Versmaß haben, wir müssen es gestehen, trotz meisterhafter einzelner Stellen auf die Dauer doch etwas Ermüdendes, wie eine Wasserfahrt auf einem Floße, mögen die Stromufer auch noch so schöne einzelne Ansichten bieten. Die Böttger'sche Uebersetzung ist wirklich vortrefflich, fließend und ungezwungen wie ein Original, und wir glauben, daß die in Aussicht gestellte Freiligrath'sche Uebersetzung, wenn sie auch vielleicht kunstvoller und im Einzelnen noch sorgfältiger gearbeitet sein sollte, doch an leichtem Fluß und anmuthiger Geschmeidigkeit die Böttger'sche Uebersetzung schwerlich erreichen dürfte. Auch meinen wir, daß sie nach der Böttger'schen Bearbeitung ziemlich überflüssig sein und post festum kommen würde. Hier von der Böttger'schen Uebersetzung eine ganz kurze Probe. Hiawatha will einen Nachen zimmern und redet die Birke an:

„Gib mir deine Rind', o Birke,
Deine gelbe Rinde, Birke!
Die du bei des Flusses Rauschen
Hoch und stattlich wächst im Thale!
Will ein leichtes Boot mir bauen,
Bau'n ein schnelles Boot zum Fahren,
Hin soll's gleiten auf dem Flusse,
Wie das gelbe Blatt im Herbste,
Wie die gelbe Wasserlilie!

Wirf den Mantel ab, o Birke!
Wirf doch rasch dein weißes Fell ab,
Denn der Sommer ist gekommen,
Warm am Himmel steht die Sonne,
Und du brauchst kein weißes Fell mehr!"

— — — — —

Und der Baum mit allen Zweigen
Rauscht hinaus in Morgenlüfte,
Flüsternd mit geduld'gem Seufzer:
„Nimm den Mantel, Hiawatha!"

Mit dem Messer ritzt den Baum er,
Unter seinen feinsten Zweigen
Ueber seiner Wurzel schnitt er,
Bis der Saft daraus hervorquoll;
Und von oben dann nach unten
Spaltet er vom Stamm die Rinde,
Klaffte sie mit einem Holzkeil,
Schält sie unversehrt vom Stamme.

Als Gegenstück lese man folgende Verse aus der Neidhardt'schen Uebersetzung der Gedichte W. C. Bryant's:

Von deiner Hand berührt, läßt fahren's Gold
Die des Erpressers, das den Armen er
Entrissen. Der Meineid'ge, dessen Zung'
Gezüngelt' gegen Nachbars Leben erst,
Und der, der lachte fleckenlosen Rufs,
Sie trifft zermalmt von ihrer eig'nen Schand',
Des Todes Schweigen u. s. w.

Das sind keine Verse, sondern Kieselsteine, die ein Demosthenes höchstens in den Mund nehmen könnte, um seine Zunge an diesen steinharten Constructionen zu üben. Indeß selbst aus dieser rohen photographischen Nachbildung des Originals erkennt man alle jene Eigenschaften, welche den wahren Lyriker machen: Tiefe und Lauterkeit des Gemüths, warmes Gefühl für die Reize und Schönheiten der Natur, idealistische Stimmung; daher Begeisterung für alles Große und Edle, für Freiheit und Recht, Haß gegen alles Schlechte und Gemeine, Zwang und Unterdrückung, glühende Liebe zu den Nebenmenschen und allem Menschlichen und Neigung zu einer süßen Melancholie und elegischen Stimmung. Vor Longfellow, dem größern Künstler und jedenfalls vielseitigern und umfassendern Geiste, scheint Bryant in der That eine größere Ursprünglichkeit des lyrischen Gefühls vorauszuhaben. Das Lied, welches wir hier mit Auslassung der ersten Strophe als Probe hersetzen wollen, gehört nicht zu den bedeutendsten Erzeugnissen Bryant's, aber es ist von Neidhardt, wenn auch keineswegs makellos, doch noch am fließendsten übersetzt. Der Dichter beantwortet die in der ersten Strophe aufgeworfene Frage, in welcher Jahreszeit es am besten sei, um ein Mädchenherz zu werben, in folgenden Strophen:

Wirb die Schöne du, wenn rund
  Frühe Vöglein singen, —
Wenn auf duftend weitem Grund
  Frühe Blüten springen;
Wenn am Bachhang und am Rain
  Blumen glüh'n aufs neue
Liebeshauch und Schönheitsschein —
  Ja dann wirb' die Scheue!

Wirb sie, wenn in Rosenglut
  Sommernacht will sinken, —
Wenn auf munt'rer Bäche Flut
  Sternlein lieblich blinken:
Wenn durch dunkler Laube Zweig
  Mondlicht schon gegossen, —
Wirb sie, bis die Stunde weich
  Sanft ihr Herz erschlossen.

Wirb sie, wenn des Herbstes Schein
  Färbt den wald'gen Hügel, —
Wenn sich welke Blätter streu'n
  Auf der Quelle Spiegel.
Laß die Scene warnen sie,
  Wie so bald verrinne
Jugend, daß, eh sie verblüh',
  Liebe sie gewinne.

Wirb sie, wenn der Nordwind laut
  Klirrt um Fenster nächtig,
Und in stiller Kammer traut
  Scheint das Feuer prächtig;
Wenn der Wintersturm umher
  Flur und Auen bleichet;
Süßer dann der Liebe Mär'
  In das Herz sich schleichet.

6. Dürr's Collection of standard American authors. Leipzig, Dürr. 1855—56. 8. Jeder Band 15 Ngr.

Die nordamerikanische Literatur ist vergleichsweise noch ziemlich jung und hier haben wir bereits mitten in Deutschland eine ganze Sammlung nordamerikanischer „standard authors", wobei jedoch zu bemerken ist, daß unter „standard authors" nicht Das zu verstehen ist, was wir unter „Classiker" verstehen. Einen und selbst mehre „standard authors" kann in England und Nordamerika jedes Jahr hervorbringen, während es den gründlichen Deutschen gefallen hat, eine Anzahl von Schriftstellern, die zu gleicher Zeit gelebt, aber zum Theil nicht viel Gemeinsames unter sich haben, für immer (insofern nicht eine späte Nachwelt hierüber anders verfügt) als absolut classische auszuscheiden. Daß eine solche „Collection of standard American authors" in Deutschland entstehen konnte, ist doch wol ein Beweis, daß sich ein lebendiges Interesse für die nordamerikanischen Schriftsteller zeigen muß. Und in der That, wenn auch Nordamerika bisher gerade keine eigentlich epochemachenden, eine neue Richtung bezeichnenden Autoren hervorgebracht hat, so nehmen doch aus früherer Zeit Franklin, aus neuerer die Geschichtschreiber Bancroft, Prescott und Sparks,

die Dichter Edgar Poe (unter allen vielleicht der originellste), Longfellow und Bryant, denen sich in den jüngsten Tagen noch Thomas Buchanan Read zugesellt hat, der Theolog Parker, der Moralphilosoph Channing, und Cooper, Paulding und namentlich Washington Irving, als Romanschriftsteller und Genremaler einen höchst ausgezeichneten Platz in der Weltliteratur ein. Nur auf dem Gebiete der dramatischen Poesie sieht es in Nordamerika ganz leer und öde aus; vermuthlicherweise steht aber diesem keckten, selbstbewußten und unternehmungslustigen Volke seine größte Literaturperiode noch bevor. Die Dürr'sche Sammlung transatlantischer Schriftsteller, die sich nebenbei bemerkt durch Correctheit und Billigkeit auszeichnet, brachte bisjetzt Franklin's Selbstbiographie, Bryant's Gedichte, Hawthorne's Romane, Longfellow's und Edgar Poe's Werke, Ik. Marvel's „Reveries" und „Dream life", Sparks' „Continuation to B. Franklin's autobiography" und „Life of George Washington", Prescott's classische „History of Philipp II." und zuletzt noch G. W. Curtis' „Nile notes of a Howadji; or the American in Egypt", eine autorisirte Ausgabe, zu welcher der Verfasser ein eigenes Vorwort geschrieben hat, in dem es unter Anderm heißt: „These are the Nile notes of a young man. They are very enthusiastic, they may even be *keck*, but they are very sincere." Der Verfasser scheint in deutscher Sprache und deutscher Literatur bewandert zu sein, wie fast alle neuern amerikanischen Autoren, wie Longfellow, Bryant (der auch ein Gedicht auf Schiller's Tod gemacht hat), Edgar Poe, Theodor Parker, Bancroft u. s. w. Interessant sind auch die beigegebenen biographischen Einleitungen, deren einer wir unsere weiter oben mitgetheilten Notizen über Mitschell entlehnt haben. Mit größter Spannung wird man namentlich das Leben Edgar Poe's verfolgen, der, von einer der ältesten und angesehensten Familien Baltimores abstammend, aus Eigensinn und Aerger an der Wirklichkeit sich bekanntlich einem wüsten Leben und dem Trunke ergab und 1849, erst 30 Jahre alt, in einem Hospitale zu Baltimore an den Folgen seines aufreibenden Lebens starb. **H. M.**

Die Jugend Catherina's de' Medici. Von Alfred von Reumont. Mit einem Titelbilde. Berlin, Decker. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn der gelehrte Verfasser des vorliegenden Werks es nicht unter seiner Würde erachtete, seinen inhaltreichen Arbeiten eine bildende künstlerische Hand zu leihen, wenn er nicht gleich seinen italienischen Vorbildern mit unermüdlichem Forschertrieb sein ausschließliches Augenmerk immer nur auf die Ansammlung eines von ihm selbst nicht zu bewältigenden Materials richtete, wenn er, anstatt dasselbe zuletzt im Chaos liegen zu lassen, nur eine geringe Mühe darauf verwendete, dies Material geschmackvoll zu verwenden, und sich entschließen könnte, das auf ein endliches Resultat gerichtete Interesse seines Lesers zu berücksichtigen, so würde sein Ruf als Gelehrter weit über die Grenzen hinaustönen, die seinem Namen jetzt gesteckt sind. Alle die zahlreichen Arbeiten des Verfassers, universalhistorische wie monographische, gleichen sich in dem gemeinsamen Fehler, daß sie aus dem gesammelten Material nicht schaffen, sondern das Material selbst vor uns ausbreiten. Wir haben dies aufrichtig zu bedauern, weil Reumont für die Geschichte, die Culturzustände und die Kunst Italiens zur Zeit vielleicht der gelehrteste Mann ist und in der Masse des Wissens fast allen seinen Mitbewerbern auf diesem Gebiete voransteht, und weil er vollauf in der Lage ist, diesem in alle Richtungen hin ausgreifenden Vorrath des Materials eine Kunstform zu geben, die sie zu einem dauernden Gewinn für diesen Literaturzweig erheben könnte. In der Kenntniß der Details, in der Familiengeschichte der italienischen Fürstenhäuser, in den Specialitäten der Kunst- und Künstlerhistorie sind viele unserer berühmtesten Fachmänner wahre Kinder gegen ihn; allein er weiß seinen Fund nicht geltend zu machen zu seinem Ruhm: er arbeitet für andere minderwissende, aber geschicktere Leute.*)

Alles Dies belegt nun auch wieder die hier vorliegende Specialgeschichte der Jugend Katharina's de' Medici, der Königin und Mutter von drei Königen von Frankreich, deren Geist ein Menschenalter hindurch die Geschicke des großen Reichs gerade in der Zeit seiner Entwickelungskrise bestimmte und ordnete. Katharina, in Florenz geboren, war die Tochter Lorenzo's de Medici, Herzogs von Urbino, und der Madelaine de la Tour d'Auvergne von bourbonischer Abkunft. Die Geschichte ihrer Kindheit steht im innigsten Zusammenhange mit der Geschichte der Parteikämpfe in Florenz vom Jahre 1527—32, und diese Kämpfe treten denn auch in dieser Schilderung bald in den Vordergrund des Gemäldes, wo sie ein merkwürdiges Bild sonderbarer, verwirrter und undurchsichtiger Zustände darstellen. In der That, der Verfechter der legitimen Gewalt und der von Gott eingesetzten Obrigkeit fände hier eine schwere Aufgabe, wenn man von ihm verlangte, in diesem Gewirr der Streitenden die geheiligte Legitimität nachzuweisen und uns zu sagen, wer hier das Recht auf seiner Seite hat! Wir mindestens ergründen es nicht, ja es scheint uns in Wahrheit, daß Derjenige, der hier die Gewalt ergreift, sei er nun Cardinal, Gonfaloniere, Procurator oder sonst etwas, sie auch hat und mit Recht besitzt; wenigstens gibt der Verfasser uns keine entgegenstehende Ueberzeugung. Während dieser Kämpfe wird Katharina, Papst Leo's Großnichte, bald im Kloster Sta. Lucia in Florenz, bald in dem delle Murate, bald im Mediceischen Palaste erzogen und nicht lange nachher finden sich um die Hand der elfjährigen Katharina schon Bewerber. Filibert von Orange, Ercole von Este, Jakob V., der Herzog von Albany, Federigo von Gonzaga, Guidobaldo von Urbino u. A. waren nach und nach die Vorgänger Heinrich's von Orleans, der in einer Zusammenkunft Papst Clemens' VII. mit König Franz I. zu Bologna im Jahre 1532 den Sieg davontrug. Katharina war damals 13 Jahre alt, klein, mager von Statur, von unfeinen Zügen und hervorstehenden Augen, wie alle Medici, dabei lebhaft und feinen, leutseligen Wesens; später galten ihre Taille und ihre Hand für große Schönheiten, und ihr Bildniß von Bronzino, das Sebastian del Piombo unfertig ließ, zeigt angenehme, wenn auch nicht regelmäßige Züge. Ihre Ausstattung machte lange Verhandlungen nöthig: endlich bewilligte der sehr haushälterische Clemens 100,000 französische Sonnenthaler und 30,000 für den Verzicht auf die väterliche Erbschaft; allein Clemens mußte das Geld bei den Strozzi borgen und dafür Kirchenschätze verpfänden, die lange nicht eingelöst werden konnten! Ein überaus prächtiges Trousseau, mit vielen Meisterwerken der bildenden Kunst, ging natürlich nebenher. Der Bräutigam erhielt 50,000 Livres Jahreseinkommen und Katharina ein aus 10,000 Livres und dem Schlosse Gien bestehendes Witthum. Sie konnte daher keineswegs für arm gelten, obgleich die Hoffnung auf die drei Edelsteine Genua, Mailand und Neapel, welche sich an diese Verbindung knüpften, für Franz I. nicht in Erfüllung ging, vielmehr der Bräutigam selbst im Frieden von Chateau-Cambrésis allen seinen italienischen Ansprüchen entsagen mußte. Im folgenden Jahre 1533 ward die Hochzeit zu Marseille mit größter Pracht vollzogen. Papst Clemens selbst segnete das junge Paar ein, wie es uns ein Bild von Vasari im Palazzo vecchio zu Florenz darstellt. Zehn Jahre lang blieb die Ehe ohne Nachkommen; ihr Ge-

*) Da dieser Bericht nach der ersten Auflage abgefaßt, inzwischen aber eine zweite umgearbeitete Auflage (Berlin, Decker, 1856) erschienen ist, welcher der Verfasser größere Vollendung und Rundung, wie infolge der Benutzung weiterer Materialien auch im Einzelnen eine schärfere und genauere Präcisirung zutheil werden ließ, so dürften manche der in dieser Stelle enthaltenen Aussetzungen wenigstens auf die hier besprochene Schrift nicht mehr ganz zutreffend sein und mindestens eine Beschränkung zu erleiden haben. D. Red.

mahl hatte sich andern Verbindungen zugewendet, welche die Stellung der armen Katharina äußerst schwierig machten. Endlich soll Diana von Poitiers selbst die Gatten einander wieder näher gebracht haben und im Jahre 1544 ward ihr Sohn Franz II. zu Fontainebleau geboren. Im achtundzwanzigsten Lebensjahre war sie Königin von Frankreich, mit dem vierzigsten Witwe und Regentin. Als solche nimmt ihr Name einen bedeutenden Platz in der Geschichte dieses großen Reichs ein. Zwar ließ ihre standhafte Vermittelungspolitik, ein régime de bascule, ähnlich dem Ludwig Philipp's in unsern Tagen, sie zu ihrer Zeit vielfache Verkennung finden, und es ist wahr, sie hatte ihre moralischen Schwächen; aber immer zur Versöhnung geneigt, geistig und körperlich unermüdlich, stets guten Muths, stets friedfertig und hoffnungsvoll, wandte sie gewiß viel Unheil von Frankreich ab. Eine spätere Zeit ließ ihr Gerechtigkeit widerfahren, obgleich man damals ihre Vorsicht Mistrauen, ihre Geschicklichkeit im Unterhandeln Hinterlist und ihre Ausdauer Verstocktheit nannte. Gewiß ist, daß sie bei ihrer nie ermüdenden Thätigkeit und ihrer Friedensliebe nicht, wie man von den Valois sagte, mit einem Fuß im Grabe, mit dem andern im Blute stand.

Eine Reihe interessanter Urkunden und geschichtlicher Anmerkungen beschließt den Band, welchen eine Stammtafel der Medici und das Bildniß Katharina's nach Bronzino ziert. Der von Guicciardini entworfene Heirathscontract und eine Anzahl eigenhändiger Briefe Katharina's an die Aebtissin der Murate üben unter den Urkunden besondere Anziehungskraft; die letztern namentlich überraschen durch eine zarte Empfindung und ein Gefühl der Dankbarkeit, wie wir sie bei der vielverkannten Königin-Mutter von Frankreich wol nicht vermuthen durften. Man erkennt darin, wie irrig oft die Vorstellungen erscheinen, welche wir von politischen Charakteren aus der Geschichte empfangen. Einen dieser Briefe, welcher den Schwestern des Klosters reiche Geschenke darbringt, schließt Katharina in folgender Art: „Je suis bien marrie, qu'il ne s'est pas présenté meullieure occasion de vous faire paroistre l'amitié et grande affection, que je vous porte à toutes, et le désir que j'aye d'estre continuel en voz bonnes saintes et devotes prières, et quelles je vous recommande à tousjours la bonne santé et prosperité du Roy Mons. mon fils, de la Reyne Madame ma fille et de moy, priant Dieu, mes Dames, vous avoir en sa sainte garde. Escript a Paris le XIIII jour d'Aoust 1584. Catherine." Katharina starb zu Blois am 5. Januar 1589 im siebzigsten Jahre ihres Alters.

Hiermit entlassen wir diesen werthvollen Beitrag zur Specialgeschichte Italiens und Frankreichs, für welche besonders in den historischen Anmerkungen mancher bedeutende Fund zu machen ist. 2.

Ein Ehrendenkmal für Aerzte, Chirurgen und Apotheker.

Selbstbekenntnisse, oder vierzig Jahre aus dem Leben eines oft genannten Arztes. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1855. 8. 4 Thlr.

Jeder, der mit einigem Antheil den neuen Erzeugnissen der Literatur folgt, wird die Erfahrung machen, daß bei der vielleicht sehr langen Reihe von Büchertiteln, die dem Auge vorübergehen, der Blick plötzlich an einem Titel haften bleibt. Es scheint eine Art Bann uns daran festzuhalten. So ist es uns mit dem Titel des vorliegenden Buchs ergangen. Sind etwa die an Karl von Holtei erinnernden „vierzig Jahre" der Bannspruch? Kaum! Dagegen Selbstbekenntnisse, wenn sie so aufrichtig und unbefangen niedergeschrieben werden, wie ein ehrlicher Mensch das nur vermag, sind immer erfreulich und lehrreich, und wenn außerdem der Mann 40 Jahre lang ernsthaft mit sich selbst beschäftigt war, so läßt sich schon etwas erwarten. Nun aber ist dieser Mann ein Arzt. Als solcher hat er es mit Kranken und Collegen zu thun, und da soll mit den erstern leichter fertig zu werden sein als mit den andern. Da man dieses Geständniß so ziemlich von jedem Arzte vernehmen kann, so bildet sich fast unwillkürlich die Ansicht, Recht und Unrecht stehen pari. Unser Arzt will nun auch ein „oft genannter" sein. Selbst hat er sich nicht genannt. Es fragt sich daher: wer hat es gethan und wo ist er oft genannt? In Familien, die seine Hülfe in Anspruch nahmen? Was kümmert das das gesammte Deutschland oder auch nur das Lesepublicum? Oder in den literarischen Kreisen seines Fachs? Da begegnen wir zufällig Keinem, der ein solches Buch geschrieben haben könnte. Dann fragt es sich noch: wie ist er oft genannt? Und eben deshalb durfte er mit dem Namen nicht hinter dem Berge halten, denn welche haarsträubende Vermuthungen sind bei dieser Frage möglich! Dem sei nun wie ihm wolle, Referent fragt weder wer? wo? noch wie? Er öffnet vielmehr jetzt rasch die Thür, beschaut das Innere mit möglichster Aufmerksamkeit, tritt dann wieder heraus und berichtet dem harrenden, durch die Titelrandglossen in Spannung gesetzten Publicum, was er drinnen gesehen.

Also der Oftgenannte ist Sohn eines wenigbemittelten und geistig nicht sonderlich begabten Mannes. Sein Großvater nimmt ihn zu sich, schickt ihn ins Lyceum, wo er bis zum Primaner aufsteigt. Als solcher müßte er doch einigermaßen decliniren können; allein es lag wol nur an den Lehrern, von denen überhaupt kaum die Rede ist, daß der Primaner hinter den Rudimenten der lateinischen Sprache zurückblieb. Dagegen hat er sich immer gern mit der Natur beschäftigt, auch schon früh Reden gehalten: es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die Natur auf irgendeinen Professor hinarbeite. Der Hausarzt fördert den Durchbruch und der Primaner entscheidet sich vorläufig für die Chirurgie. Er besucht die anatomische Anstalt seiner Vaterstadt und ist damit auf den Punkt gehoben, wo „Moral, Sitte, Religion, Wahrheit, Gerechtigkeit, Consequenz" den angehenden Professor einer wahren Rotte von ärztlichen Ungeheuern gegenüberstellen. Von nun an begegnen wir nicht einem einzigen rechtlichen Menschen. Jeder der Herren sieht im Kranken nur ein Versuchs- und Erwerbsobject; wir müssen uns die empörendsten Scenen am Krankenbett gefallen lassen und daneben es mit ansehen, daß die gemeinsten Kunstgriffe nicht gescheut werden, um Stellung, Einfluß, Titel zu erhaschen. Daß dergleichen in der Welt vorkommt, wird Niemand leugnen wollen, und ebenso wenig, daß es einem Arzt wünschenswerth sein kann, über den geringsten und in unsern Tagen nichtsbedeutenden Titel „Herr Doctor" hinauszukommen. Allein es erregt Verdacht, wenn ein Autobiograph allein der Mann der Moral, Sitte und Religion sein will und nur dem einzigen Fehler unterliegt, der schon den Pharisäer ausrufen ließ: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute!" Gehen wir weiter! Für die Universität sind die Mittel nicht vorhanden; es wird dem Oftgenannten jedoch, um ihn loszuwerden, eine sehr gute Aussicht im preußischen Dienste vorgespiegelt und er wird Compagniefeldscher. In diesem Kamaschendienste ist es jedoch mit der Aussicht auf einen Professor oder dergleichen so schlecht bestellt, daß der Autobiograph vielmehr durch allerlei Cabale in eine misliche Situation, sogar in Arrest geräth. Der alte reiche Podagrist Stahlberg, dem Keiner als er sich hülfreich zu erweisen wußte, ist sein Retter. Er gewährt ihm sogar die Mittel für die Universität, und hier stehen wir an einer ganz eigenen Lücke. Nach Allem, was wir bisher uns mußten erzählen lassen, durften wir erwarten, daß eine Universität und insbesondere die medicinische Facultät überall Handhaben zur Darstellung von Persönlichkeiten, die dem Oftgenannten ja schon zu einer lieben Gewohnheit des Daseins und Wirkens geworden ist, unwiderstehlich darbieten würde, und wenn Oettinger in seinem „König Jérôme und sein Capri" die Erzählung einer der entsetzlichsten Scenen im Anatomiesaale zu Göttingen einem jungen Mädchen

in den Mund legt, so war nach der bisher bethätigten Richtung des Oftgenannten zu erwarten, daß er sich es nicht nehmen lassen würde, dieses lockende Vorbild wenn nicht zu überbieten, doch möglichst zu erreichen. Es war ferner wohl zu erwarten, daß die Lehrmethode, die Systeme der verschiedenen Professoren reichen Stoff liefern würden, die Neigung zu vernichtender Studentenkritik glänzend zu bethätigen. Nichts davon! Ueber die ganze Universität huscht der Oftgenannte mit einigen kurzen Phrasen so leicht hinweg, daß man nothgedrungen annehmen muß, er sei überhaupt nicht dagewesen, oder wol gar im ersten Semester schon — relegirt? Das ist doch wol zu viel vermuthet, denn der Oftgenannte erscheint in seiner lieben Vaterstadt als doctor medicinae et chirurgiae und das wird man nicht auf der Straße! Als Doctor ist er natürlich der gesammten Heilcoterie im Wege, denn er ist die Tugend selbst, von welcher jene, wie wir schon aus der Primanerzeit wissen, nicht ein Atom aufzuweisen hat. Ein junger weltkluger College weiht ihn überdem in die Philosophie des ärztlichen Carrièremachens ein, und damit steht er als galeatus der Rotte gegenüber. Von den verschiedenen Geschichten aus seiner in „Wahrheit, Gerechtigkeit und Consequenz" wurzelnden Praxis kann hier nur die der schönen Marianne hervorgehoben werden, da sie auf seine Carrière vom bedeutendsten Einfluß und daneben so gut erzählt ist, daß im Vergleich zu andern Partien des Buchs, wo mehrfach vulgäre Nachlässigkeit im Stil, selbst in der Grammatik zutage tritt, die Vermuthung sich aufdrängt, sie sei ursprünglich aus anderer Feder geflossen. Dem sei wie ihm wolle, Marianne, die Schulmeisterstochter und Gouvernante, durch eine noble, von Aerzten unterstützte Infamie an den Abgrund des Verderbens geschleudert, wird vom Oftgenannten gerettet und Gräfin. Natürlich macht sich nun Dankbarkeit geltend, indem sie den Oftgenannten nach der Residenz eines deutschen Kleinstaats übersiedelt, um hier durch edle Thaten und eine so geschickte als geheime Entbindung einer fürstlichen Maitresse sich trotz aller Cabalen des bis dahin allein dominirenden Arztes und einer durch das ganze kleinstaatliche Ländchen und in allen Beamtenfächern verzweigten Familie sich zu der ersten Stelle im medicinischen Colgium emporzuschwingen. Es versteht sich von selbst, daß jene Familie eigentlich das Land regiert und sämmtliche damit verschwägerte Aerzte, Chirurgen und Apotheker umsomehr Nichtsnutze sind, als sie — horribile dictu! — einem Bruderverein für Wahrheit, Menschenliebe und Gerechtigkeit angehören, in demselben sogar die ersten Beamtenstellen bekleiden. Dieser Verein scheint eine Freimaurerloge sein zu sollen. Unter solchen Umständen kann es nicht fehlen: der Oftgenannte sinkt in der fürstlichen Gnade, die sich andern Liebhabereien zugewendet; seine Verhältnisse werden von Tage zu Tage peinlicher. Da führt das allwaltende Geschick einen Universitätsprofessor nach der Residenz des deutschen Kleinstaats; der Mann weiß die hohen Begabungen des Oftgenannten gehörig zu würdigen und das Ende, nicht vom Liede, sondern des zweiten Bandes ist, daß im folgenden Bande sich die kleinstaatliche Größe als akademische Größe manifestiren muß, und für diese Ausgabe folgt ihm unser theilnehmendster Glückwunsch.

Werfen wir nun noch ein mal einen Blick auf Eins und Anderes. Zuerst muß gesagt werden, daß der Autobiograph mit jener Auffassungsgabe ausgestattet ist, welcher von Aeußerlichkeiten so leicht nichts entgeht. Er zeichnet die Personen, mit denen er verkehrt, handgreiflich. Man glaubt dergleichen schon mehrfach gesehen zu haben, und daher mag es denn auch wol kommen, daß z. B. der Zinngießer und das Liebesverhältniß seiner Tochter zu einem Candidaten der Gottesgelahrtheit uns als alte Bekannte aus dem Klencke'schen Roman „Der Parnaß in Braunschweig" entgegentreten wollen. Was sodann die Darstellung und Erörterungen aus dem Bereiche der medicinischen Wissenschaft anbetrifft, so sind wir irgend Neuem überall nicht begegnet. Es ist, und in diesem Falle befindet sich auch Referent, es ist gar nicht einmal nothwendig, daß man der Medicin und Chirurgie ein eigenes Studium gewidmet haben müsse, um zu erkennen, daß z. B. Osiander's Entbindungsprincip absolut falsch sei; daß die Selbstverbrennung mindestens noch manchem Zweifel unterliege; daß, wie alle Systeme überhaupt, so auch jedes medicinische, wenigstens in irgendeinem Punkte an Gebrechen laborire, woher es denn kommen mag, daß Eins ins Andere gerechnet die medicinische Praxis vielfach auf ein Tasten hinausläuft. Rademacher hat ja wol dieses Tasten wieder in ein System gebracht. Ferner: daß die Praxis im Allgemeinen sich auf den eben in Frage stehenden Körperzustand beschränkt, also, um es in alter nüchterner Weise zu sagen, von den vier Temperamenten keine Notiz nimmt. Die Physiologie kommt ja auch erst in neuern Zeiten mehr und mehr zur Geltung, und es ist möglich, von hier aus zu einer fester begründeten Therapie zu gelangen. Genug! Das Alles kann man wissen, ohne Arzt, ohne einmal Chirurg zu sein. Die Chirurgie aber ist im Buche so stark hervorschallender Grundton, daß der Oftgenannte sich damit das Ansehen gibt, als sei die Medicin nur eine Liebhaberei nebenher geblieben.

Doch zum Schluß! Wie oben angemerkt, muß der dritte Band den Oftgenannten nothwendig als Universitätsprofessor vorführen. Wenn jedoch ein Gerücht sich bestätigen sollte, wonach die beiden ersten hier besprochenen Bände dem Verfasser Ausweisung aus dem deutschen Kleinstaate zugezogen haben, so wird er als ein Mann der Wahrheit, Gerechtigkeit und Consequenz der eigenthümlichen Aufgabe zu genügen wissen, den Widerspruch zwischen der Darstellung seines Lebenslaufs und der Wirklichkeit desselben künstlerisch auszugleichen, und wenn etwa der Oftgenannte mit dem dritten Bande bereits vor das Publicum getreten wäre*), so wird doch der folgende Band Gelegenheit zu diesem Experimente bieten. Er kann ja, was er im zweiten Bande noch sein wollte, längst kein unschuldiger Neuling in der Schriftstellerei mehr sein. Der einfachste Weg, um über diesen Zwiespalt hinwegzukommen, wäre ein herzhaft gewagter Sprung in der Behauptung, der oftgenannte Arzt und der Verfasser seiner vierzig Jahre seien zwei durchaus verschiedene Personen. Diesen Rath wünscht Referent so wohlgemeint aufgenommen zu sehen, wie er gegeben ist. 50.

Erinnerungen aus den französischen Feldzügen.

Erinnerungen aus meinen Feldzügen in Oestreich, Tirol, Rußland, Sachsen und Frankreich in den Jahren 1809—15 und Episoden aus meinem Garnisonsleben. Von Friedrich Mändler. Nach dessen Tode herausgegen von Franz Joseph Adolf Schneidawind. Nürnberg, Lotzbeck. 1854. 8. 18 Ngr.

Der Herausgeber, durch seine kriegsgeschichtlichen Werke genügend bekannt, hat die Aufzeichnungen des verstorbenen Verfassers als eine Frucht reicher, oft schwer erkaufter Erfahrung für werth erachtet, der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Gewiß ist jeder Beitrag zur Geschichte der großen Zeit, deren Mitkämpfer mehr und mehr aussterben, hoch willkommen, und wir sind damit einverstanden, daß, je mehr Augenzeugen und Theilnehmer jener gewaltigen Begebenheiten ihre Erinnerungen mittheilen oder ihre Tagebücher öffnen, umsomehr der Zeitgeschichte und ihrem wahren und fruchtbringendem Anbaue gedient werde. Daher wird auch das vorliegende Werkchen mit Dank aufgenommen werden. Wenn es auch mehr dem Veteranen des „engern Vaterlandes", dem der Verfasser angehörte, und seinen Freunden und Schülern Interesse gewähren dürfte, als weitern Kreisen, und den Herausgeber zum Theil die Pietät gegen einen wackern Kriegsmann und Freund geleitet hat, so wird der Leser doch darin Manches von allgemeinerm Interesse finden. In dieser Beziehung wäre nur zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte noch mehr von

*) Es ist dies inzwischen geschehen. D. Red.

den innern Verhältnissen des bairischen Heers jener Zeit mitgetheilt, welche zwar seinen Landsleuten bekannt, dem größern Publicum aber weniger vertraut sind. Der Ton seiner Erzählungen ist in seiner Einfachheit und Anspruchslosigkeit zu rühmen, er theilt mit, was er zuerst in seiner untergeordneten Stellung (denn er trat als Conscribirter in Dienst) und später als Subalternoffizier zu bemerken Gelegenheit gehabt, ohne sich auf höhere militärische Betrachtungen einzulassen. Sein erster Feldzug war gegen Oestreich 1809, und die Offenheit ist anzuerkennen, mit welcher er seine Empfindungen bei dem ersten Moment, wo er den „tödtenden Feuerschlünden gegenüber stand", eingesteht. „Ich bekenne hierbei offen", sagt er, „daß bei diesem ersten Handkusse ich mich einer ängstlichen — wenn auch nur vorübergehenden — Beklemmung nicht erwehren konnte. Ein ähnliches Gefühl befällt Alle beim ersten Zusammentreffen mit dem Feinde oder Gefechte, was wahrheitsliebende alte Kriegsmänner und Kampfgenossen nicht in Abrede stellen werden." Darin hat er Recht und selbst der alte Blücher hat einmal geäußert: „Es trägt ein Jeder beim ersten Gefecht den Hundsfott in sich, man muß ihn nur nicht aufkommen lassen." Der Verfasser erzählt dabei den jocosen Fall, daß ein wenig beliebter Commandeur seinen Soldaten das Bücken vor den Kugeln verwiesen, sich aber in demselben Moment vor einer an ihm selbst vorüberpfeifenden zum allgemeinen Gaudium gebückt habe. Das leichte Bataillon, bei welchem der Verfasser, jetzt schon als Corporal, stand, wurde dann mit nach Tirol beordert. Wir lesen mit Interesse die Erstürmung des Strubpasses am Himmelfahrtstage, und manche Detailschilderung der folgenden Gefechte, wobei dann auch wenigstens einige Andeutungen der entsetzlichen Gräuel, welche die Baiern in Tirol verübt haben, nicht ganz zu vermeiden waren. Mehr darüber zu sagen, etwa gar Wrede's Tagesbefehl zu wiederholen: „Euer General spricht mit Thränen in den Augen zu euch und fodert euch auf, wieder Menschen zu werden" — das kann man allerdings von einem Offizier jener Armee nicht verlangen. Es ist schon genug, daß er die Erbitterung gesteht, welche die Truppen später, nachdem sie noch der Schlacht von Wagram und dem Treffen bei Znaym beigewohnt, erfaßte, als sie abermals Ordre zum Marsch nach Tirol erhielten, wobei sie schwuren, dort Niemand, nicht das Kind im Mutterleibe zu verschonen und keinen Stein auf dem andern zu lassen. Viele eigenthümliche Scenen aus diesem Feldzuge werden unsere Leser gewiß interessiren; durch solche Genrebilder erhält das Kriegsgemälde, das sie nur in großen Zügen kennen, erst seinen bestimmten Charakter.

Das zweite Capitel führt uns mit dem Verfasser nach dem Passeyr und in das Haus Andreas Hofer's, wohin derselbe mit 30 Mann detachirt wurde, um den Dienst der damals noch nicht bestandenen Gendarmerie zu verrichten, über Stimmung und Benehmen der Einwohner, Text und Inhalt der Sonntagspredigten alle acht Tage genauen Bericht zu erstatten und auf alle verdächtigen Personen zu fahnden: gewiß kein erfreulicher Soldatendienst. Mändler hat sich dessen mit möglichster Schonung entledigt. Hofer war damals schon gefangen abgeführt, seine Frau aber hat der Verfasser fast täglich besucht, jedoch sorgfältig vermieden, ein Gespräch mit ihr über das Schicksal ihres Mannes anzuknüpfen. Er schildert sie als eine schlichte Bauersfrau von mittler Statur und untersetztem Körperbau, sehr gutmüthig und wohlthätig, von allen Menschen im Passeyrthale geliebt und verehrt. Ueber die Erhebung von Tirol hat derselbe dort freilich eigenthümliche Ansichten gewonnen, z. B. die Tiroler seien, wie alle Gebirgsbewohner, sehr leicht zur Insurrection zu verleiten.

Im dritten Capitel wird der Feldzug des Bataillons Laroche nach Rußland 1812 erzählt. Dasselbe hatte den unangenehmen Auftrag erhalten, noch einige Zeit an der Weichsel zurückzubleiben, Schlachtvieh, Korn, Mehl u. s. w. von den Einwohnern zu requiriren und den Ertrag dieser Requisition dem bairischen Armeecorps nachzubringen. Man nahm den Einwohnern unbarmherzig fast Alles fort, 100 vollbeladene Wagen, 300 Stück Schlachtvieh waren zusammengetrieben und dennoch gelang es bei der größten Sorgfalt kaum die Hälfte des Transports, Brot und Mehl aber fast unbrauchbar, zu überliefern. Dies vereinzelte Beispiel gibt uns schon eine Einsicht in die Schwierigkeiten der Verpflegung in Gegenden, wo es an guten Communicationen und Transportmitteln fehlt; daß die Große Armee bereits auf dem Hinmarsche dadurch den ungeheuersten Verlust erlitten, ist bekannt, daß sie immer wieder mit gleichem Resultate hervortreten, beweisen die Ereignisse der Gegenwart. Welche Noth das bairische Corps an der Düna erlitt, schildert der Verfasser mit grellen Farben. Drei Kronenthaler wurden vergeblich für ein ganz kleines Laib Brot geboten, ein polnischer Gulden (5 Ngr.) mit Freuden für einen Fingerhut voll Branntwein gezahlt, die Soldaten mußten am Ekelhaftesten ihren Hunger stillen! Die Scenen des Rückzugs wollen wir unsern Lesern sparen. Die Baiern verloren dabei auf eigenthümliche Weise ihre Fahnen, welche, 22 an der Zahl, in einen Fourgon gepackt, unter schwacher Escorte vorausgeschickt, wahrscheinlich durch einen Spion verrathen und von Kosacken genommen wurden. Das Zusammentreffen mit der retirirenden Großen Armee zwischen Oszmiana und Smorgonie war ein schauderhafter, entsetzlicher Moment: der Verfasser sagt mit Recht, daß keine Feder im Stande sei, diesen Anblick entsprechend zu beschreiben. In dem furchtbaren Elend kamen aber auch Scenen vor, die den Humor — wenn ein solcher überhaupt noch möglich gewesen wäre — hätten wecken können, z. B. bairische Soldaten und Kosacken gemeinschaftlich französische Kassenwagen plündernd und sich um die Beute mit den Fäusten balgend, ohne die Waffen zu gebrauchen. Der Verfasser vindicirt der bairischen Armee — wir lassen dahingestellt, mit welchem Rechte — den Ruhm, die letzten und einzig Bewaffneten gewesen zu sein, welche den Rückzug der Großen Armee bis zunächst Kowno, wenn auch zuletzt nur noch mit 15—20 Mann (!) deckten.

Das vierte Capitel faßt den Feldzug in Sachsen 1813 und den in Frankreich 1814 zusammen. Das leichte Bataillon, bei welchem der Verfasser, nun als Lieutenant, stand, war der Division Raglowich und diese dem zwölften französischen Corps (Oudinot) zugetheilt; es kämpfte bei Bautzen auf dem äußersten rechten Flügel. Die Schlacht wurde bekanntlich auf dem andern entschieden, und als ein Adjutant des Kaisers dem Marschall Oudinot diese Nachricht brachte, sah sich hier Alles verwundert an, wie der Verfasser berichtet. Das Gefecht von Luckau wird von demselben, als vom feindlichen Standpunkte, mit weit mehr Anerkennung geschildert, als es von einem neuesten vaterländischen Schriftsteller geschehen. Zur Schlacht von Dennewitz kam die bairische Division erst Nachmittags, ihre Standhaftigkeit bei der schon allgemeinen Verwirrung ist bekannt. Was wir hier lesen, ist ein neuer Commentar zu Dem, was Aster bereits über Ney's Verkleinerung der deutschen Bundesgenossen gesagt. Franzosen, welche in den bairischen Vierecken Schutz suchen wollten, mußten mit Bayonneten zurückgewiesen werden und krochen dennoch zwischen den Füßen der Baiern hinein! Die folgenden Erzählungen, auch des fünften Capitels, das vom Feldzuge 1815 und der Friedensgarnison spricht, sind weniger von allgemeinem Interesse, da sie sich mehr mit des Verfassers persönlichen Verhältnissen beschäftigen, werden aber den engern Kreis, auf welchen das Werk berechnet ist, gewiß auch befriedigen. 54.

Notiz.

Zwei Vorträge von K. J. Nitzsch.

Unter diesem Titel erschien (Berlin, Wiegandt u. Grieben, 1855) eine kleine Schrift, die nicht unbeachtet zu bleiben verdient. Sie enthält zwei Vorträge des bekannten Theologen

Nitzsch, Professors und Mitglieds des Oberkirchenraths in Berlin, von welchen der erste, über Philipp Melanchthon, auf Veranlassung des Musikalischen Vereins für die Zwecke der Gustav-Adolf-Stiftung am 20. Februar 1855, dagegen der zweite, „Ueber die Religion als bewegende und ordnende Macht der Weltgeschichte", auf Veranlassung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 5. März 1855 in Berlin gehalten worden ist. Der erste dieser Vorträge führt uns den theuern Gottesmann und thätigen Mitarbeiter an dem Werke der Reformation in seinem Jugendleben, in seinem Mitwirken mit Luther und in seinem Alleinstehen und Alleintragen (nach Luther's Tode 1546) vor die Seele und gewährt uns in dieser Betrachtung ein „auserwähltes Beispiel von Reinheit und Hoheit in christlichem Dulden und Ausdulden", ein Beispiel zur Stärkung, zur Erhebung und zur Nachfolge, ein Beispiel, dessen wir zu allen Zeiten, namentlich aber in der gegenwärtigen Zeit reichlich bedürfen. Der andere Vortrag über einen hochwichtigen Gegenstand ist besonders anregend und bietet für einen jeden Christen, der, wurzelnd in der Gegenwart, doch auch ebenso gern rückwärts und vorwärts schaut und die Aufgaben weltgeschichtlicher Zukunft ins Auge faßt, die interessantesten Stand- und Gesichtspunkte dar. Für den gewissenhaften Protestanten enthält sie zugleich viel Tröstliches, aber sie mahnt ihn auch, ebenso wie die protestantische Kirche, an die heiligen Pflichten, die sie für die Interessen der Religion zu erfüllen haben. Ein vorzüglich wahres Wort finden wir hier S. 46: „Vergißt die Kirche, zumal in ihrem römischen Machtgewichte, mehr und mehr ihres Amtes, die christliche Bildung zu pflegen, weil sie selbstsüchtigerweise ihr gottgesetzliches Herrschen und Beherrschen als Zweck und als Bedingung des Weltheils setzt (wie im Mittelalter), so hat sie freilich die Rückwirkung dagegen zu erleiden", eine Wahrheit, die durch geschichtliche Beispiele weiter erläutert wird. Ebenso wird hier das Werk der Heidenmission in das gebührende Licht gestellt, und im Hinblick auf die Geschicke des Orients sagt der Redner am Schlusse mit Recht: „Wird nicht ohne Hinweisung auf das Schwert das Freiheitsrecht morgenländischer Christenheit errungen werden können, so doch gewiß die endlich siegende Kreuzfahrt ohne Schwert durch das Evangelium angehen. Dem aber muß vorausgehen, daß sich die europäischen Nationen zu irgendeinem christlichen Gemeingefühl erwecken lassen."

5.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Die Gränzen der Musik und Poesie. Eine Studie zur Aesthetik der Tonkunst. Prag, Mercy. 8. 24 Ngr.

Baumeister, H., Das Privatrecht der freien und Hansestadt Hamburg. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 6 Thlr.

Bouhours, B., Lebensgeschichte des heiligen Apostels von Indien und Japan Franz Xaver. Ins Deutsche übertragen. 2te Auflage. Münster, Coppenrath. 1855. 8. 1 Thlr.

Brinckmann, H., Johann von Leyden, König der Wiedertäufer zu Münster. Schauspiel in fünf Aufzügen. Münster, Coppenrath. 1855. Gr. 8. 12 Ngr.

Cohn, F., Die Geschichte der Gärten. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein in Berlin den 2. Februar 1856. Berlin, Jonas. 32. 8 Ngr.

Donders, F. C., Physiologie des Menschen. Deutsche Originalausgabe, vom Verfasser revidirt und vervollständigt und aus dem Holländischen übersetzt von F. W. Theile. 1ster Band: Die Ernährung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dunker, W., Lieder ohne Weisen. Stettin, Nagel. 32. 20 Ngr.

Göschel, C. F., Der Mensch nach Leib, Seele und Geist diesseits und jenseits. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 20 Ngr.

Grohmann, J. B., Der Oberrichter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Prag, Mercy. 8. 16 Ngr.

Hölemann, H. G., Die Krone des Hohen Liedes. Einheitliche Erklärung seines Schlußactes. Mit Einleitung über das Verständniß des Hohen Liedes und das Princip der Uebertragung alttestamentlicher Poesie. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 22 Ngr.

Anna Jogszis. Vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder, der Verbrecher rc. Vier Bändchen. Leipzig, H. Schultze. 8. 4 Thlr.

Kleinert, K., Historien. Bilder interessanter Personen und Ereignisse vergangener Jahrhunderte. Für Jung und Alt erzählt. Leipzig, Falcke u. Rößler. Gr. 16. 15 Ngr.

Köllner, K., Prometheus, der Verdammte. Ein dramatisches Gedicht. Verden, Steinhöfel. 16. 12½ Ngr.

Lenau, Nicolaus, Gedichte. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Mantis, Göthe im Fegefeuer. Eine materialistisch-poetische Gehirnsecretion. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 8 Ngr.

Meier, E., Geschichte der poetischen National-Literatur der Hebräer. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Paoli, Betti, Neue Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Pest, Heckenast. Gr. 12. 1 Thlr.

Perty, Ueber die Seele. Ein öffentlicher Vortrag, gehalten den 7. März 1856 zu Bern. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Phantasieen und Glossen aus dem Tagebuche eines konservativen Pädagogen. Ein Beitrag zu der Geschichte der pädagogischen Strebungen der Gegenwart. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 24 Ngr.

Rehbinder, N. Graf, Vom Meeresstrande. Gedichte. Berlin, Schroeder. 16. 15 Ngr.

Riehl, W. H., Culturgeschichtliche Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Runen finnischer Volkspoesie. Gesammelt und übersetzt von J. Altmann. Leipzig, Falcke und Rößler. 8. 15 Ngr.

Schaub, J. Aehre und Garbe. Eine Perlenschnur von Ideen, Sentenzen, Reflexionen und Charakteristiken aus deutschem Schriftthum gesammelt und geordnet. Leipzig, G. Mayer. 8. 20 Ngr.

Schenkel, D., Die Reformatoren und die Reformation im Zusammenhange mit den der evangelischen Kirche durch die Reformation gestellten Aufgaben geschichtlich beleuchtet. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 1 Thlr.

Schiller, Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht. Für Schule und Haus herausgegeben von K. G. Helbig. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Schleicher, A., Handbuch der litauischen sprache. I. — A. u. d. T.: Litauische grammatik. Prag, Calve. Gr. 8. 2 Thlr.

Schwarz, H., Die Chemie und Industrie unserer Zeit, oder die wichtigsten chemischen Fabrikationszweige nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft. In populären Vorträgen. 1ste Abtheilung: Wärme und Licht. Mit 32 Illustrationen. Breslau, Kern. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von K. von Rotteck und K. Welcker. 3te umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von K. Welcker. 1ster Band. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 8 Ngr.

Weisser, A., Geschichte des glückhaften Schiffs oder der warme Hirsbrei auf dem Freischießen zu Straßburg im Jahre 1576. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

25. **Hammer (J.), Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Fünfte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon bereits eine **fünfte Auflage** nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine spätern Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", poetische Productionen ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

26. **Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Fünfte Auflage. 8. Gebunden in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein **Wörterbuch der drei Hauptsprachen der Gegenwart,** dessen Trefflichkeit am besten durch das jetzige Erscheinen einer fünften Auflage verbürgt wird.

27. **Harthausen (A., Freiherr von), Transkaukasia.** Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger **Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere.** Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen. Zweiter Theil. Mit zahlreichen Holzschnitten und einer Karte. 8. Geh. 2 Thlr. 25 Ngr.

Dieses mit dem erschienenen zweiten Theile nunmehr **vollständig** vorliegende neueste Werk des berühmten Verfassers der „Studien über die innern Zustände Rußlands" ist bereits von demselben in englischer Uebersetzung veröffentlicht worden und hat in England die günstigste Aufnahme gefunden. Es ist eine aus eigener Anschauung geschöpfte geistvolle Schilderung der Gegenden am Kaukasus, der dortigen Völkerschaften: der Armenier, Georgier, Tscherkessen rc., ihrer Zustände und ihres Charakters. Der Verfasser berücksichtigt ebenso wol die hochwichtige Vergangenheit dieser Gegenden — mit den Namen Prometheus, Nimrod, Argonautenzug, Cyrus, Alexander, Pompejus rc. verknüpft — als ihre nicht minder wichtige Gegenwart und Zukunft, zunächst mit dem Namen Schamyl innig verbunden, das politische wie das sociale und geistige Leben.

Der erste Theil des Werks kostet 2 Thlr. 15 Ngr. und enthält außer zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten ein getreues Porträt des Patriarchen Narses von Armenien in Stahlstich und zwei Lithographien, Abbildungen der Berge Kasbek und Elborus. Die dem zweiten Theil beigegebene **Karte der Kaukasus-Länder,** bearbeitet und gezeichnet von **Henry Lange,** ist auch einzeln zu dem Preise von 8 Ngr. zu erhalten.

28. **Heerklotz (A.), Reddita Reddenda.** Extracts in English prose, to be retranslated into German. 8vo. Geh. 20 Ngr.

Dieses für Engländer bestimmte Uebersetzungsbuch enthält Stücke, die, ursprünglich deutsch, leicht wieder zurückzuübertragen sind. Zugleich macht dieses Buch die Engländer mit einer Anzahl der bedeutendsten deutschen Schriftsteller bekannt.

Vgl. Nr. 6 und 20.

29. **Jung (A.), Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste.** 8. Geh. 20 Ngr.

Eine allen Freunden des **Gutzkow'schen Romans** zu empfehlende geistvolle Schrift über die Bedeutung, die Charaktere und die wahre Tendenz dieses Werks.

Gutzkow's Roman erschien in **dritter Auflage** unter dem Titel:

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern von **Karl Gutzkow.** Dritte Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Dieser gestaltenreiche, lebensvolle Roman, ein **Zeitgemälde** von geschichtlichem und **bleibendem Werthe,** eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur überhaupt, wovon rasch zwei Auflagen vergriffen wurden, ist jetzt in der vom Dichter gründlich revidirten **dritten Auflage** vollständig erschienen, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise. Durch diese **Volksausgabe** wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk dem **Privatbesitze** noch mehr zugänglich gemacht zu sehen. Auch elegant **gebundene** Exemplare des Werks sind (zum Preise von 8 Thlr. 20 Ngr.) durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

30. **Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Vierte Auflage. 8. Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Daß dieses **Wörterbuch** bereits in **vierter Auflage** vorliegt, ist gewiß der beste Beweis, daß es seinen Zweck erfüllt und deshalb aufrichtig empfohlen werden kann, zumal sein Preis sehr mäßig ist.

31. **Lobedanz (E.), Narren des Glücks.** Historischer Roman. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Ein in Norwegen und Dänemark spielender historischer **Roman,** der dem Leser namentlich das noch mehrfach in Dunkel gehüllte Leben Struensee's nach theilweise bisher nicht veröffentlichten Quellen in höchst spannender Weise vorführt. Der Verfasser desselben, **Edmund Lobedanz,** ist bei der deutschen Lesewelt durch drei höchst gelungene Uebersetzungen schon rühmlichst bekannt.

Letztere erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Romeo und Julia. Tragödie des **Shakspeare.** Deutsch von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Antigone. Tragödie des **Sophokles.** Deutsch von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Sakuntala. Nach dem Indischen des **Kalidasa** von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Drei Perlen der dramatischen Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker, in meisterhaften Uebersetzungen, die sich in ihrer äußern Ausstattung den beliebten **Miniatur-Ausgaben classischer Dichtwerke** anreihen und eine Zierde jeder eleganten Bibliothek bilden werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig ist soeben erschienen:

Handbuch der allgemeinen Geschichte.

Für höhere Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete.

Von **Dr. W. Assmann**, Professor.

Zwei Bände (4 Theile, jeder zu etwa 25 Bogen).

Es sind erschienen: Erster Theil: **Geschichte des Alterthums.** Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 20 Sgr.

Vierter Theil: Geschichte der neuesten Zeit. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 20 Sgr.

Der letztere bildet unter dem besondern Titel:

Geschichte der neuesten Zeit,

von 1789 bis 1848.

Zum Verständniß der Gegenwart,

ein Ganzes für sich.

Der Verfasser hat sich aus Gründen, welche er in der Vorrede entwickelt, bewogen gefunden, den vierten Band seines Werks nach dem ersten und vor dem zweiten und dritten Bande erscheinen zu lassen.

Die „Geschichte der **neuesten Zeit**" rc., welche soeben die Presse verlassen hat, ist insbesondere darauf berechnet, durch eine Vergegenwärtigung der politischen und allgemeinen geistigen Entwickelung seit dem Anfange der großen französischen Revolution bis auf unsere Tage zu einem klaren Verständniß der Gegenwart zu verhelfen.

Jeder Gebildete aber, der sich zu einem Urtheile über die Zustände der Gegenwart befähigen will, fühlt das Bedürfniß eines zusammenhängenden Studiums der Geschichte. Neben den größern Darstellungen wird ein Handbuch der Geschichte von mäßigem Umfang, das mit einer gedrängten und doch anziehenden Darstellung der wichtigsten historischen Ereignisse große Genauigkeit in Angabe der Thatsachen in wahrhaft pragmatischem Zusammenhang und eine vorzügliche Klarheit der Uebersicht verbindet, eine willkommene Erscheinung sein.

Das Werk ist ebenso sehr für praktische Belehrung, wie zur Grundlage für historische Studien geeignet. Insbesondere soll dasselbe den zahlreichen Lehrern, welche den „Abriß" desselben Verfassers eingeführt haben, zur Erleichterung dienen, ist aber auch für Schüler bestimmt, für welche der Abriß nicht mehr genügt.

Das Handbuch bildet 2 Bände in vier Theilen (à etwa 25 Bogen), von denen der erste das Alterthum, der zweite das Mittelalter, der dritte die Neuzeit bis 1789, der vierte die neueste Zeit umfaßt.

Der zweite und dritte Band erscheint in kürzester Frist.

Der Preis jedes Theils (— zu je 25 Bogen groß Median in einer viel Material umfassenden typographischen Räumlichkeit —) ist 20 Ggr. = 25 Sgr. und es ist außerdem jede Sortimentshandlung in den Stand gesetzt, da wo Lehranstalten oder Schüler zum Ankaufe mehrer Exemplare zusammentreten, auf je 6 Exemplare ein Frei-Exemplar zu bewilligen.

Brockhaus'

REISE-BIBLIOTHEK

für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**
Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**
Harzbilder. Von **Heinrich Pröhle.**
Von Berlin nach Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
Die Schlachten bei Leipzig. Von **Karl Gustav von Berneck.**
Brüssel. Von **J. E. Horn.**
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von **Nikolaus Hocker.**
Die Thüringische Eisenbahn. Von **Adolf Bock.**
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von **Aurelio Buddeus.**
Briefe aus Südrussland. Von **Marie Förster.**
Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**
Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von **Max Kurnik.**

Preis des Bändchens 10 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Solitaire, Bilder der Nacht. 16 Sgr. — Dunkler Wald. 20 Sgr. — Trauter Herd. Sämmtliche Schriften, 14 Bändchen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 29. —— 17. Juli 1856.

Inhalt: Schelling. Von **Christian Hermann Weiße.** (Beschluß.) — Adolf Bube. Ein Nachtrag zu der Anzeige von Putlitz' „Luana". Von **August Henneberger.** — Literarische Städtephysiognomien. — Literarische Notizen aus England. — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Schelling.

(Beschluß aus Nr. 28.)

„Einleitung in die Philosophie der Mythologie", so lautet die Ueberschrift, durch welche der Gesichtspunkt angedeutet wird, unter den der verewigte Verfasser den Inhalt dieses Bandes gestellt hat, der freilich weit hinausreicht über Das, was wir nach den sonst geltenden Vorstellungen von einer solchen Einleitung erwarten würden. Derselbe ist in zwei Bücher vertheilt; das erste kürzere kündigt sich an als „historisch-kritische", das zweite längere als „philosophische Einleitung in die Philosophie der Mythologie" und zugleich als „Darstellung der rein rationalen Philosophie". Diese letztere wird also, so scheint es, hier nicht um ihrer selbst willen gegeben, sondern um von der Seite der Philosophie als solcher her die Einleitung in die Philosophie der Mythologie zu vervollständigen. Wir enthalten uns für jetzt jeder weitern Betrachtung über die Sonderbarkeit dieser Unterordnung einer wissenschaftlichen Disciplin von so allgemeiner, grundlegender Bedeutung für das Ganze der philosophischen Erkenntniß, wie ja doch nach Schelling die „rein rationale Philosophie" dies sein soll, unter einen Gesichtspunkt von scheinbar nur so particularem Belang und werfen zunächst einen Blick auf den Inhalt des ersten Buchs. Dieses gibt wirklich, was seine Ueberschrift ankündigt: eine Einleitung in die Mythologie von vorwiegend historisch-kritischer Haltung, eine eingehende Charakteristik der verschiedenen bisjetzt versuchten Behandlungsweisen und Darstellungen der Mythologie, welche überall das Ziel eines philosophischen Verständnisses im Auge hat und in eine ausdrückliche Darlegung der Bedingungen solchen Verständnisses ausmündet. Ihrem Geist und Inhalt nach schließt diese Einleitung sich direct an jene philosophische Behandlung mythologischer Gegenstände, von welcher Schelling in der Abhandlung über die Gottheiten von Samothrake ein interessantes Bruchstück gegeben hat. Sie kann daher als eine Brücke angesehen werden, welche der Verfasser geschlagen hat von jenem Schlußpunkte seiner frühern schriftstellerischen Laufbahn herüber zu den Documenten seiner spätern philosophischen Thätigkeit, die jetzt der Nachlaß vor uns entfalten soll. Sie kann es umsomehr, als sie, obgleich in der Gestalt, wie sie hier abgedruckt ist, vom Verfasser in spätern Jahren (den letzten seines münchner und den ersten seines berliner Aufenthalts) überarbeitet, doch ihrem wesentlichen Inhalte nach frühern Ursprungs ist. Sie besteht nämlich in der Hauptsache aus jenen Vorlesungen, von deren Inhalt das Publicum bereits durch den letzten Theil von Erdmann's „Geschichte der neuern Philosophie" eine vorläufige Kunde erhalten hat. Vor jetzt beinahe 30 Jahren von Schelling in den Druck gegeben, waren damals diese Vorlesungen von ihm zurückgenommen, in der nachfolgenden Zeit aber sind sie dennoch zur wenig veränderten Grundlage der vorliegenden Darstellung gemacht worden. Die Spuren der Zeit ihrer Entstehung bemerkt man noch deutlich in der Auswahl der besprochenen und beurtheilten mythologischen Ansichten. Diese nämlich sind, neben einigen ältern, fast ausschließlich nur die im zweiten und im Anfange des dritten Jahrzehends des gegenwärtigen Jahrhunderts hervorgetretenen. Schon Otfried Müller's Lehren finden nur nachträglich eine kurze Erwähnung*), die

*) Auch diese flüchtige Erwähnung der Müller'schen „Prolegomena" (der so ausführlichen und so tief eingreifenden mythologischen Erörterungen O. Müller's in den „Geschichten hellenischer Stämme und Städte" und in seinen kleinern Abhandlungen geschieht auch hier keine Erwähnung, ebenso wenig wie der Untersuchungen von Buttmann, Welcker u. A.) findet sich noch nicht in dem frühern, auf Verlangen des Verfassers vertilgten Abdruck dieser Vorlesungen, von welchem Kenntniß zu nehmen dem Referenten vor einiger Zeit durch eine gefällige Mittheilung des Exemplars, welches sich in dem Besitze des Professor Erdmann in Halle befindet, Gelegenheit gegeben war. Dieser Umstand, in Verbindung mit andern ähnlichen Unterlassungen, würde mich geneigt gemacht haben, die Zeit jenes Abdrucks früher anzusetzen als Erdmann („Geschichte der neuern Philosophie", III, 2, 97) und als jetzt (in dem Vorworte) auch der Herausgeber des Nachlasses und etwa die Angabe des Verfassers, „daß einige von Müller 1825 aufgestellte Sätze mit einigen der seinigen, vier Jahre früher vorgetragenen übereinzustimmen scheinen konnten", auf diesen Abdruck zu beziehen, wenn ich nicht Bedenken tragen müßte, in diesem Punkte den Herausgeber eines Irrthums zu zeihen. Im Uebrigen ist, soviel ich mich er-

so reichhaltigen und wichtigen, mit den Anschauungen des Verfassers sich so nahe berührenden mythologischen Philosopheme Hegel's aber (in der „Phänomenologie des Geistes" und in den Vorlesungen über Aesthetik und über Religionsphilosophie), von denen man hätte meinen können, daß sie dem Verfasser vorzugsweise ein Gegenstand theils der Beistimmung, theils der Entgegnung hätten werden müssen, diese Philosopheme und mit ihnen Alles, was in irgendeiner Weise sich an Hegel anschließt (darunter auch die 1828 erschienene mythologische Schrift des Referenten), sind gänzlich übergangen. Wir können es hier nicht unternehmen, von den kritischen Erörterungen, welche in der vorliegenden Darstellung die vier ersten Vorlesungen anfüllen und auf die der Verfasser dann in der neunten noch ein mal zurückkommt, einen Auszug zu geben. Nur die eigenthümlichen positiven Anschauungen, die in der fünften bis achten Vorlesung entwickelt, dann in den beiden letzten Vorlesungen dieses ersten Buchs kurz recapitulirt und zu dem Ganzen der philosophischen Erkenntniß in Beziehung gesetzt werden, haben wir in der Kürze zu bezeichnen.

Es ist nicht wenig charakteristisch für diese Anschauungen, daß an ihre Spitze die Frage gestellt wird: wie entstanden Völker? Der Verfasser stellt nämlich im strengsten Ernste die Behauptung auf, daß nicht die Mythologien ein Erzeugniß der einzelnen Völker, die in der Geschichte als ihre Träger auftreten, sondern daß umgekehrt die Völker ein Erzeugniß der mythologischen Religionsideen sind, und dieser Satz wird für ihn zum Ausgangspunkte seiner gesammten geschichtlich-philosophischen Entwickelung des Inhalts dieser letztern. Er erklärt sich für die Annahme einer ursprünglichen Einheit des menschlichen Geschlechts; nicht nothwendig einer äußern, materiellen Einheit der physischen Abstammung — was S. 97 fg. zu Gunsten auch einer solchen gesagt zu werden scheint, das findet seine Berichtigung später in einer ausführlichen, dem zweiten Buche einverleibten Erörterung über den wahrscheinlichen Ursprung der Racenvölker, S. 500 fg. —, aber einer geistigen, eines in sich einigen, unmittelbar von Gott gewirkten Anfangs alles geistigen, alles im eigentlichen Wortsinn geschichtlichen Menschheitlebens. Solcher Anfang liegt nach ihm in dem Bewußtsein Eines allgemeinen und der ganzen Menschheit gemeinschaftlichen Gottes, in einem Bewußtsein, welches er jedoch noch nicht Monotheismus, wenigstens nicht reinen oder absoluten, nur etwa relativen Monotheismus genannt wissen will, solange es noch nicht durch den ausdrücklichen Gegensatz gegen die Vielgötterei bekräftigt ist. Zur Erklärung der letztern dient wesentlich die Unterscheidung zwischen simultanem und successivem Polytheismus. Nicht der erste, sondern der letzte ist der eigentliche und ursprüngliche. Alle Göttervielheit entsteht geschichtlich daraus, daß aus dem ersten Gott ein zweiter als wirkliche, lebendige Macht über das Bewußtsein hervortritt und im Elemente des religiösen Bewußtseins eine Herrschaft gewinnt, die sich über alle äußern und innern Thätigkeiten und Zustände des Lebens erstreckt, sodaß der Mensch mit seinem Gotte zugleich ein anderer wird, gespalten in eine Mehrheit von Völkern, in Sprache und Sitte, in körperlicher und geistiger Beschaffenheit ebenso weit auseinandergehend wie im Religionsglauben. In den Unterschieden und Gegensätzen des letztern drückt sich der innere Zwiespalt aus, welcher die höhere, das Bewußtsein der Menschheit durchwaltende und beherrschende Macht in sich selbst zertheilt. Ueber den Ernst, den solchergestalt Schelling in die kühne Behauptung hineingelegt, daß der successive Polytheismus Wahrheit hat, Wahrheit von nicht geringerm Gehalt oder Werth als die Wahrheit des ursprünglichen, nur relativen Monotheismus; daß, mit andern Worten, die tiefsten oder eigentlichen Gründe des Polytheismus und mit ihm der geschichtlichen Völkertrennung in übergeschichtlichen Ereignissen zu suchen sind, in Ereignissen, welche die Gottheit selbst nicht unberührt lassen, wenn sie auch zunächst im menschlichen Bewußtsein vorgehen, welches sich durch eine freie Urthat von dem Wesen Gottes abgetrennt hat, — über diesen Ernst kann im Allgemeinen kein Zweifel sein. Doch wird das letzte Wort zur Erklärung der Möglichkeit dieser Ereignisse im gegenwärtigen Zusammenhange nicht ausgesprochen. Die Absicht ist ohne Zweifel, die Lösung dieses Problems den zukünftigen Darstellungen der mythologischen und Offenbarungsphilosophie anheimzugeben. Auch die weitere geschichtliche Ausführung wird man natürlich in dieser Einleitung nicht erwarten. Nur über das Verhältniß der biblischen Geschichte zu dem „mythologischen Processe", dessen Begriff sich unmittelbar aus der aufgestellten Grundansicht ergibt, enthalten die fünfte und die siebente Vorlesung einige nähere Andeutungen. Daß die vorausgesetzte Urthatsache der Völkertrennung mit den Erzählungen von der Sündflut und von der Sprachverwirrung beim babylonischen Thurmbau in Verbindung gebracht wird, wird man leicht errathen. „Ganz unabhängige historische Forschung", so kündigt der Verfasser unter Berufung auf Jerem. 51, 7 uns vorläufig an und verspricht eine zukünftige Ausführung, „führe darauf, daß in Babylon der Uebergang zum eigentlichen Polytheismus geschehen." Uebrigens sucht er in einer Weise, der man wenigstens das Sinnreiche nicht absprechen will, an einige Züge der biblischen Erzählung die Voraussetzung zu knüpfen, daß es die

innere, die Kritik der fremden Ansichten in einigen Punkten dort weiter ausgeführt als in der vorliegenden Ueberarbeitung; die Darlegung des eigenen Standpunkts aber bricht ab, ohne vollendet zu sein. Was Schelling damals zu einem so gewaltsamen Entschluß gegen sein eigenes, seines Verfassers in jedem Betracht würdiges Werk vermocht haben mag, habe ich nicht mit Sicherheit entdecken können. Indeß vermuthe ich, daß einigen Antheil an diesem Entschlusse gewisse ziemlich schroff ausgefallene Aeußerungen gegen kirchliche Rechtgläubigkeit haben mögen, durch welche Schelling unter seinen damaligen Verhältnissen Anstoß zu geben fürchten und die er nach seiner eigenen, mehr und mehr sich dem positiven Offenbarungsglauben zuneigenden Gesinnung nicht mehr gutheißen mochte. Auch diese Aeußerungen würden mir, wenn das Urtheil über diese Frage noch frei wäre, einen frühern Zeitpunkt der Abfassung zu verrathen scheinen. In der gegenwärtig vorliegenden Bearbeitung sind sie, wie ich nach jenen Erwägungen nicht anders erwarten konnte, in der That weggeblieben.

Angst vor der gänzlichen Zerstreuung, deren Folgen wir an den beinahe entmenschten und der Thierheit verfallenen wilden Völkerschaften Afrikas, Amerikas und Australiens beobachten, das Entsetzen vor dem Verlust alles Einheitsbewußtseins war, was nach jener großen Erschütterung des menschlichen Urbewußtseins und Urzustandes die einzelnen Völker der Weltgeschichte in sich zusammenhielt und sie in ihrem religiösen Cultus, in ihrer bürgerlichen und politischen Verfassung ein Palladium ihrer Einheit suchen ließ.

Sodann aber wird ein besonderer Fleiß gewandt auf die geschichtliche Nachweisung der Nichtinnerlichkeit jenes ursprünglichen, dem Heidenthum und Polytheismus vorangehenden relativen Monotheismus mit der Offenbarungsreligion des Alten Testaments. Schon der Ausdruck Offenbarung, so bemerkt der Verfasser gewiß nicht ohne Grund, bedeute überall nur ein durch frühere Vorgänge Vermitteltes, nie ein Unmittelbares, Erstes, Ursprüngliches. „Solange das erste Menschengeschlecht in dem ersten Gott einfach und ohne Zweifel den wahren verehrte, war kein Grund, den wahren als solchen zu unterscheiden. Als jener durch einen nachfolgenden Gott zweifelhaft zu werden anfing, da erst suchte es den wahren in ihm festzuhalten und lernte so diesen unterscheiden." An diese Bemerkung knüpft sich eine Unterscheidung der bekannten hebräischen Gottesnamen: Elohim bezeichne den noch nicht von sich selbst unterschiedenen Gott der Urzeit, Jehovah den den Göttern des Polytheismus ausdrücklich entgegengesetzten Gott der monotheistischen Offenbarung. (Dieser Unterschied soll nach dem Verfasser, der von einer Trennung der Mosaischen Geschichtserzählung in eine Mehrheit von Urkunden nichts scheint wissen zu wollen, überall mit Absicht festgehalten sein.) Der Polytheismus war unvermeidlich, wenn das menschliche Geschlecht nicht an den ersten Gott gebunden bleiben sollte, der nicht der falsche, aber doch auch nicht der schlechthin wahre ist. Aber mit dem polytheistischen Cultus zugleich findet sich auch die Unterscheidung und Verehrung des wahren Gottes, die nach 1. Mos. 4, 26 mit dem zweiten, durch den Namen Enos bezeichneten Menschengeschlecht begonnen hat. Sie findet sich nicht mehr in der Menschheit überhaupt, auch nicht bei einem Volke — denn Alles was Volk heißt, ist schon dem Polytheismus verfallen —, aber bei einem einzigen Geschlecht, das außer den Völkern geblieben ist. Bei eben diesem Geschlecht ist nun allein auch Offenbarung. Dieselbe Potenz, welche dem einen Theil der Menschheit der Anlaß zur Vielgötterei wird, erhebt dieses vorbehaltene Geschlecht zur wahren Religion. Aber auch ihm bleibt diese Religion eine werdende. Sein Gott selbst, der Gott, den es in seinem Bewußtsein als denselben und auch nicht denselben mit dem Gotte der Urzeit anschaut, ist ein werdender, ein Gott der Zukunft: das findet der Verfasser auch in dem Namen des Jehovah ausgedrückt. Das Ziel dieses Werdeprocesses der Offenbarungsreligion ist eines und dasselbe mit dem Ziele des mythologischen Processes, welcher gleichzeitig im heidnischen Polytheismus vor sich geht. In dem christlichen Monotheismus, der vollendeten Offenbarung, finden beide Processe ihren Abschluß. Diese gesammte Darlegung, auf deren näheres Detail wir aus Mangel an Raum hier nicht eingehen können, dient nun aber dem Verfasser wesentlich, den Satz festzustellen, um den es ihm in dieser „historisch-kritischen" Einleitung zuletzt allein zu thun ist, da er an ihn die später folgende philosophische Entwickelung der Mythologie zu knüpfen gedenkt. Ich meine den Satz: „daß der ursprüngliche Mensch natura sua das Gott Setzende ist; Monotheismus also die letzte Voraussetzung aller Mythologie, aber erstens ein übergeschichtlicher, zweitens nicht ein Monotheismus des menschlichen Verstandes, sondern der menschlichen Natur, ein Monotheismus der Gott zugewandten, in Gott gleichsam verzückten Natur des Menschen." Nur unter Voraussetzung eines derartig relativen, von dem eigentlichen, mit Wissen verbundenen unterschiedenen Monotheismus kann die Mythologie begriffen werden. Denn der mythologische Polytheismus ist wesentlich nichts Anderes als der Weg von dem unfreien Zustande, von der einseitigen Gewalt jenes ursprünglichen, die Möglichkeit des Polytheismus noch unüberwunden in sich tragenden Monotheismus zu dem wahren Monotheismus, der, wie die Menschheit einmal ist, nur als Resultat des mythologischen Processes gewonnen werden kann. Weil die Mythologie nicht ein künstlich, sondern ein natürlich, ja unter der gegebenen Voraussetzung mit Nothwendigkeit Entstandenes ist, so lassen sich in ihr nicht Inhalt und Form, Stoff und Einkleidung unterscheiden. Die Mythologie ist nicht allegorisch, sie ist tautegorisch (ein von Schelling gebilligter Ausdruck Coleridge's). Die Götter sind ihr wirklich existirende Wesen, die nicht etwas Anderes sind, etwas Anderes bedeuten, sondern nur Das bedeuten, was sie sind. (Die Entmannung des Uranos, die Entthronung des Kronos brauchen, nach S. 198, um einen verständlichen und begreiflichen Sinn anzunehmen, nicht anders als buchstäblich verstanden zu werden.) Man kann auch nicht etwa Lehre und Geschichte unterscheiden, die letzte als bloße Einkleidung der ersten betrachten. Die Mythologie ist, wofür sie sich gibt, wirkliche Theogonie, Göttergeschichte. Da indeß wirkliche Götter nur die sind, denen Gott zugrunde liegt, so ist der letzte Inhalt der Göttergeschichte die Erzeugung, ein wirkliches Werden Gottes im Bewußtsein, zu dem sich die Götter nur als die einzelnen erzeugenden Momente verhalten. Der mythologischen Religion wird am Schlusse dieses Buchs das Prädicat der natürlichen Religion beigelegt und gegen die falsche Deutung dieses Ausdrucks auf eine aller positiven, geschichtlichen Elemente entbehrende, angeblich reine Vernunftreligion Protest erhoben.

Soviel von dem Inhalte des ersten Buchs, über das wir uns hier eines näher eingehenden Urtheils enthalten, weil es uns scheinen will, als ob die darin ausgesprochenen Ideen über das allgemeine Wesen der Mythologie erst im Zusammenhange mit der geschichtlich-philosophischen Ausführung, welche für die spätern Theile

des Nachlasses in Aussicht gestellt ist, eine vollständiger begründete Würdigung werden finden können. Nur das Eine erlauben wir uns: den Wunsch auszusprechen, daß der Inhalt dieser „historisch-kritischen Einleitung“ eine sorgfältige Beachtung und Beherzigung finden möge bei den Forschern der Mythologie, denen der Verfasser durch seine Darstellung Sorge getragen hat, ihn vollkommen zugänglich zu machen, auch ohne alles nähere Eingehen auf die Fragen systematischer Philosophie, welche die Philologen und Alterthumsforscher sich bekanntlich gern wie alle Empiriker soweit als möglich vom Leibe halten. Insbesondere auf den Gebieten des griechisch-römischen und des nordischen Alterthums (auf dem des morgenländischen scheint dies, soviel Referent hat bemerken können, nicht ganz in gleichem Grade der Fall zu sein), ist die Bearbeitung der Mythologie gerade jetzt wieder, seitdem man die Wege Creuzer's und anderer aus der Schule der Romantiker hervorgegangenen Mythologen verlassen hat, die freilich durch ihre historische Akrisie starke Blößen gaben, im Begriff zurückzusinken in den plattesten, trivialsten Naturalismus der Deutung und Auslegung. (Ein Beispiel hiervon, welches um so betrübender ist, je hervorstechender die Verdienste dieses Werkes sind, nicht blos in der Zusammenstellung des mythologischen Stoffs, sondern auch in dem lebendigen Sinne für die Poesie dieses Stoffs, gibt die neuerlich hervorgetretene Darstellung der griechischen Mythologie von L. Preller.) Schelling's vorliegende Abhandlung, was man auch gegen manche ihrer einzelnen Behauptungen einwenden möge, eignet sich doch durch die Macht und Tiefe ihrer Grundideen, sowie durch die Klarheit und eindringende Schärfe ihrer Ausführung in einem Grade wie nicht leicht eine vorhandene ähnliche Schrift dazu, Allen, die gegen das Verständniß höherer Dinge nicht gänzlich verschlossen sind, wenigstens die allgemeine Wahrheit zum Bewußtsein zu bringen und ans Herz zu legen, daß alle Mythologie, die zu irgendeiner Zeit oder unter irgendeinem Volke zum Gegenstand eines religiösen Glaubens geworden ist, irgendwie einen Gehalt von wirklich religiöser Bedeutung haben, irgendwie, mit andern Worten, aus religiöser Erfahrung hervorgegangen sein muß. Wer gegen diese Wahrheit sich nicht verschließt, der wird unmöglich bei jener Behandlung der Mythologie sich beruhigen können, deren neuerdings wieder die Gelehrten dieses Fachs sich befleißigen und sie als einen Fortschritt der Wissenschaft über den Standpunkt Creuzer's hinaus anzupreisen nicht müde werden.

Wenden wir jetzt von dem ersten Buche des vorliegenden Werks unsere Blicke auf das zweite, so fällt uns beim ersten Anblick die lockere Verbindung auf, in welche der Inhalt desselben mit dem Inhalte des ersten gebracht und unter den Gesichtspunkt einer philosophischen Einleitung in die Philosophie der Mythologie gestellt ist. Da der Verfasser seinerseits kaum einen Versuch macht, dieselbe zu rechtfertigen, sondern vom ersten Anfange dieses zweiten Buchs an so gut wie alle directe Rückbeziehung auf den Inhalt des ersten Buchs fallen läßt, so möchten wir die Vermuthung wagen, daß sie für ihn selbst vielleicht nur die Geltung einer provisorischen gehabt und daß er sich vorbehalten haben könne, bei der letzten an die Darstellung dieses zweiten Buchs zu legenden Hand diese Verbindung aufzulösen und einen angemessenern Weg der Einführung seines Inhalts aufzufinden. Daß nämlich diese letzte Hand der Darstellung, wie sie vorliegt, annoch fehlt, bemerkt das Vorwort des Herausgebers ausdrücklich und würde auch ohnedies dem Leser leicht bemerkbar geworden sein. Dieses zweite Buch ist ein Werk erst der letzten Lebensjahre des Verfassers: „das Jüngste, was Schelling geschrieben, an dem er nach dem Willen Gottes abbrechen sollte, ohne noch die letzte Hand daran gelegt zu haben.“ Die Darstellung der „reinen Vernunftwissenschaft“ hatte, so werden wir weiter belehrt, dem Verewigten, nachdem er die positive Philosophie ausgearbeitet, gar sehr am Herzen gelegen. Einzelne Bruchstücke derselben hatte er in besondern Vorträgen der berliner Akademie der Wissenschaften mitgetheilt. Diese sind jetzt, mit Ausnahme einer einzigen, die am Schlusse als Anhang beigefügt ist, vom Verfasser selbst dem Zusammenhange des vorliegenden Werks einverleibt. Auf die Vollendung dieses Werks aber war die Veröffentlichung alles Uebrigen ausgesetzt geblieben. Dieser Umstand zeigt wol besonders deutlich, wie viel Werth Schelling auf das Verhältniß dieses Theils seiner Philosophie zu den übrigen gelegt hat, und wie wenig es in seinem Sinne gelegen haben kann, denselben auch endabschließlich, sowie hier der Fall ist, nur als Episode in der Einleitung zu einer besondern Disciplin zu behandeln. So wird es denn auch für uns das Angemessene sein, jene zufällige Verbindung der rein rationalen oder, wie er es auch ausdrückt, negativen Philosophie, die Schelling in diesem Buche zu geben unternommen hat, mit der Einleitung in die Philosophie der Mythologie ganz auf sich beruhen zu lassen und ihren Inhalt in der Selbständigkeit und Beziehung auf das Ganze der Philosophie, die er für sich in Anspruch nimmt, ins Auge zu fassen.

Der philosophische Entwickelungsgang von Schelling's Geiste, wie wir ihn eben darlegten, könnte vielleicht erwarten lassen, daß er, nachdem jener Umschwung in ihm erfolgt war, welcher ihn in Dem, was er früher als das Ganze der philosophischen Wissenschaft betrachtet hatte, jetzt nur einen Theil derselben erkennen ließ, zunächst die durch den veränderten Gesichtspunkt nothwendig gewordene Umgestaltung dieses Theils zum Augenmerk seiner wissenschaftlichen Arbeit gemacht haben werde. Es darf uns jedoch nicht allzu sehr überraschen, wenn wir von dieser Voraussetzung das Gegentheil eintreten sehen. Bereits die Abhandlung über das Wesen der Freiheit war ganz dem Positiven zugewandt, welches dem Absoluten der reinen Vernunft gegenüber als ein Neugefundenes gelten durfte. Erst ganz am Schlusse derselben sehen wir, wenn auch als den „höchsten Punkt“ der Untersuchung bezeichnet, den Begriff des „Urgrundes oder Ungrundes“ eintreten, in welchem wir jenes Ab-

solute, das alleinige Princip der frühern „Identitätsphilosophie“, wiedererkennen. Dem entspricht nun die hierauf eintretende Hinwendung zur geschichtlichen Auffassung jenes übervernünftig Thatsächlichen, dessen Entwickelung fortan den Inhalt der „positiven Philosophie“ bilden sollte, zur philosophischen Mythologie und Offenbarungsphilosophie. Geraume Zeit hindurch scheint Schelling einzig damit beschäftigt geblieben zu sein, in Studien dieser Richtung sich des Besitzes dieser neugewonnenen Anschauungen zu versichern, das Vernunftabsolute dabei nur als sozusagen selbstverständliche Voraussetzung im Hintergrunde haltend und demselben höchstens in einleitenden Betrachtungen und kritischen Rückblicken auf frühere Philosopheme eine indirecte und gelegentliche, nie aber eine directe und ausdrückliche Beachtung widmend. Ob er in dieser Zeit wirklich der Meinung gewesen sei, daß es einer ausdrücklichen Wissenschaft des rein Rationalen gar nicht bedürfe, daß die „positive Philosophie“ sich selbst genüge und, in ähnlicher Weise wie, nach Spinoza, das Licht sich selbst und das Dunkel, so mit sich selbst zugleich jenen negativen Hintergrund ihrer selbst offenbare, lassen wir dahingestellt.*) Wie aber dem auch sei, das Bedürfniß, der Darstellung seiner positiven Philosophie einen Unterbau zu geben in der ausdrücklichen Darstellung auch der „negativen“, hat sich ihm durch die erstere herausgestellt; es hat ihn, wie der Herausgeber es ausdrückt, „im Alter zu dem System seiner Jugend zurückgeführt, zu dem System, das in seinen Augen zu keiner Zeit abgethan, vielmehr neu zu erstehen und erst seinen wahren Werth als Voraussetzung jener zweiten Philosophie zu erhalten bestimmt war“. Und so gibt sich denn dieser zweite Haupttheil des vorliegenden Bandes im Wesentlichen für das hier Angedeutete, für eine Reproduction des „Identitätsystems“ von dem Standpunkt und für den Standpunkt, auf welchem dieses System nicht als das Ganze, sondern nur als die allgemeine rein rationale Grundlage der Philosophie begriffen wird.

Um nun über das hier Gegebene in möglichster Kürze zugleich eine Uebersicht und ein Urtheil zu gewinnen, halten wir für das Dienlichste, von hinten anzufangen; von dem Aufsatze „Ueber die Quelle der ewigen Wahrheiten“, der einzigen unter jenen akademischen Abhandlungen, welche, von dem übrigen Zusammenhange der Darstellung abgetrennt, am Schlusse abgedruckt worden ist. Der Ausdruck „ewige Wahrheiten“ (veritates aeternae s. necessariae) wird hier in seinem historischen Sinne genommen, in dem Sinne, in welchem dieser Begriff sich, was Schelling, der sich hauptsächlich an Leibniz hält und nur im Vorübergehen der Scholastiker gedenkt, zu bemerken unterlassen hat, auf Augustinus zurückführt, welcher seinerseits damit an die Platonische Ideenlehre anknüpft. Mit Recht hebt Schelling vor allem den Zusammenhang hervor, in welchem dieser Begriff mit dem Grundsatze steht, daß die Wesenheiten aller Dinge ewig sind (essentias rerum esse aeternas), sowie auch, daß unter „Wesenheit“ hier im Gegensatze der Existenz oder Wirklichkeit die Möglichkeit der Dinge verstanden wird. Für diese Möglichkeit also wird von den theistischen Denkern, die den Begriff ewiger Wahrheiten aufstellen, eine von dem göttlichen Willen, der Quelle aller Wirklichkeit, unabhängige Quelle angenommen: das göttliche Wesen von denjenigen Scholastikern, die mit Thomas von Aquino an dem Begriff einer Mittheilbarkeit dieses Wesens keinen Anstoß nehmen, eine auch von dem göttlichen Wesen noch unabhängige Möglichkeit der Dinge von den Scotisten. Daß die wahre Quelle in dem göttlichen Verstande zu suchen sei, ist nicht erst ein auf Anlaß des Streits zwischen Descartes und Bayle, wie Schelling irrthümlich annimmt, von Leibniz gefundener Ausweg, sondern eben darauf beruht die auch den Scholastikern überall geläufige Theorie des Augustinus, die wir bei dem alten Kirchenlehrer ausführlicher noch und mit mehr methodisch eindringender Speculation entwickelt finden als bei Leibniz. Die Lehre, daß aus der göttlichen Vernunft (unter intellectus denkt Augustinus offenbar Dasselbe, was Leibniz unter entendement) die Möglichkeiten der Dinge mit unbedingter Nothwendigkeit, aus dem göttlichen Willen aber ihr wirkliches Dasein mit der Zufälligkeit sich herschreibt, die von dem Begriffe des freien Willens unabtrennlich ist, diese Lehre ist ganz und ungetheilt die des Augustinus. Weshalb ihm dieser Ausdruck nicht genügt, sagt uns Schelling eigentlich nicht. Er kommt mit einer raschen Wendung auf jene Fassung zurück, die er zuvor als die Scotistische angeführt hatte, und bezeichnet die „reine Möglichkeit“, den Inbegriff der „ewigen Wahrheiten“ als ein Etwas (ein „nescio quod“) ursprünglich unterschieden von Gott, von dem aber Gott gleich durch den ersten Act seines Seins, durch sein reines Sein, das an und für sich lautere Wirklichkeit ist, ohne irgendeinen Beisatz von Potenz oder Möglichkeit, so zu sagen Besitz ergreift, — daß er jenes für sich selbst Nichtseiende ist und so demselben zu einer Wirklichkeit verhilft, deren die reine Möglichkeit, das Absolute der reinen Vernunft, ohne Gott entbehren würde. In diesem Begriffe Gottes als des ursprünglichen Daß, des actus purus, der als solcher zugleich das ens universale, der Inbegriff aller Möglichkeiten ist, glaubt Schelling das Kant'sche „Ideal der reinen Vernunft“ wiederzufinden (vgl. die dem vorangehenden Zusammenhange einverleibte Abhandlung über diesen Begriff, S. 282 fg.), wobei er jedoch unterlassen hat, jene ältere Abhandlung Kant's (den „Einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“) zu beachten, in welcher dieser Denker den hier ausgesprochenen Ideen seines Nachfolgers ungleich nähergetreten ist als später in der Vernunftkritik.

*) Daß eine zeitlang in Schelling's philosophischen Vorträgen das Element der Vernunftwahrheit und Vernunftnothwendigkeit mehr, als es eigentlich in seinem Sinne lag, zurückgetreten sein muß, dafür scheinen Auffassungen der Art wie z. B. in Stahl's „Rechtsphilosophie“ zu zeugen, die sich in erster Auflage mit großer Zuversicht auf Schelling beruft, aber dabei eine Lehre aufstellt, in der wir höchstens die eine Seite der Schelling'schen wiedererkennen.

Nach diesem Ergebnisse der Schlußabhandlung stellt sich uns das Verhältniß der Aufgabe, welche Schelling dem negativen oder rein rationalen Theile seiner Philosophie gesetzt hat, auf eine ebenso klare als einfache Weise heraus. Die Aufgabe ist eben diese: den Inhalt der ewigen Wahrheiten in methodischer und dadurch erschöpfender Weise zu ermitteln. Es hat seine Richtigkeit, daß bei allen jenen Philosophen, bei denen soviel von ewigen Wahrheiten die Rede ist, von Augustinus an bis auf Leibniz herab, doch nie der Versuch zu ihrer methodischen Entwickelung gemacht worden ist. Es hat ferner seine Richtigkeit, daß von der nachfolgenden Philosophie in Schelling's gegenwärtigem Sinne, also direct und ausdrücklich, solcher Versuch gar nicht gemacht werden konnte, aus dem Grunde nicht, weil dieser Philosophie (einen vorübergehenden Moment der Kant'schen, der eben durch die vorhin angeführte Abhandlung bezeichnet wird, vielleicht ausgenommen) das Bewußtsein über die Bedeutung des Begriffs der ewigen Wahrheiten und über sein Verhältniß zu dem eigentlich positiven Erkenntnißinhalte abhanden gekommen war. Die Wahrheit dieses Verhältnisses vorausgesetzt (in deren Anerkennung Referent mit Schelling übereinstimmt), konnte also Schelling mit gutem Recht das Bewußtsein hegen, hier zum ersten male mit klarer Einsicht und scharfer Abgrenzung der Philosophie eine Aufgabe gestellt zu haben, deren Lösung zwar nicht die letzte und höchste philosophische Erkenntniß oder Wissenschaft selbst ist, wol aber eine nothwendige Vorbedingung solcher Erkenntniß oder Voraussetzung solcher Wissenschaft. Unbeschadet dieses Bewußtseins finden wir ihn jedoch durch die ganze vorliegende Darstellung hindurch auf das ämsigste bestrebt, sowol für das methodologische Princip als auch für die einzelnen Momente und Stadien dieser Ausführung Anknüpfungspunkte aufzufinden in der frühern Philosophie, besonders in der des Alterthums. Ja es begegnet ihm zu wiederholten malen, daß er geradezu Erörterungen über gewisse nicht immer mit der erfoderlichen historischen Genauigkeit von ihm aufgefaßte Philosopheme des Aristoteles und Anderer, in denen er eine Verwandtschaft mit den seinigen zu erblicken meint, an die Stelle einer selbständigen Entwickelung seiner eigenen Philosopheme setzt. Auch in diesem Verfahren würden wir, wenn es mit einem vollständigen Ueberblick über den wirklichen Entwickelungsgang der Philosophie und mit eindringender Erkenntniß der jedesmal herbeigezogenen Materialien geübt würde, mit Freuden ein großartiges Bewußtsein anerkennen über den lebendigen, organischen Zusammenhang dieser jüngsten Phase der philosophischen Speculation, welche von dem Denker selbst herbeigeführt worden ist, den wir in dieser Weise von einem überlegenen Standpunkte auf seine Vorgänger zurückblicken sehen, mit der speculativen Gesammtarbeit der vorangehenden Jahrhunderte. Allein wir müssen bekennen, daß wir jene Eigenschaften, ohne deren Vollbesitz ein historisches Philosophiren, ein Einhergehen in historischen Erörterungen da, wo man eine selbständige Gedankenentwickelung erwartet, mehr eine Schwäche verräth, als von einer Stärke zeugt, allzu sehr an der vorliegenden Darstellung vermissen, als daß wir uns in jener Anerkennung nicht gestört finden sollten. Die Beschäftigung mit dem reichhaltig herbeigezogenen, aber auch wenn, was hin und wieder, aber nicht überall der Fall ist, glücklich ausgewählten, doch nur zu oft unzureichend verstandenen oder gewaltsam behandelten Material macht im Ganzen mehr den Eindruck einer Nothhülfe, um die Mängel der eigentlichen Ausführung zu verdecken oder über die Schwierigkeit des Fortgangs hinwegzukommen, als daß wir uns zu der erwähnten günstigern Deutung solchen Verfahrens mit Ueberzeugung bekennen könnten. Wir stehen nicht an, es gleich hier auszusprechen, daß es nach unserm Urtheil Schelling nicht gelungen ist, den Weg einer echt methodischen Entwickelung der „ewigen Wahrheiten" aufzufinden und die Aufgabe mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu lösen, die er mit einer Energie und Klarheit des speculativen Bewußtseins, der wir unsere volle Anerkennung keineswegs versagen, seiner gegenwärtigen Darstellung gestellt hat.

Sogleich an der Stelle, wo es sich um das Problem der Auffindung eines allgemeinen methodologischen Princips für die Entwickelung der reinen Vernunftwissenschaft handelt, sehen wir Schelling anknüpfen an den Gedanken eines alten Philosophen, dem er zu diesem Behuf eine näher eingehende Betrachtung widmet. Und zwar ist in diesem Falle die Wahl dieses Gedankens eine sehr glückliche. Es ist der Ausspruch Plato's am Schlusse des sechsten Buchs der „Republik" über einen doppelten Weg der reinen Vernunfterkenntniß, dessen Scheidepunkt die Grundbegriffe und Axiome der Mathematik bezeichnen, den einen von diesem Punkte abwärts, der zur mathematischen, den einen von eben diesem Punkte aufwärts, nach Wahrheiten von noch allgemeinerer und universellerer Bedeutung, in denen auch die Grundwahrheiten der Mathematik nur als Folgerungen inbegriffen sind, der zur philosophischen, zur rein speculativen oder, wie wir sagen würden, metaphysischen Erkenntniß führt; der letztere wird eben dort als der Weg der Dialektik bezeichnet.*) Aber seine Behandlung dieser in der That überaus merkwürdigen und lehrreichen Stelle ist eine sehr mangelhafte. Sie muß umsomehr dies bleiben, je weniger der Verfasser sich die Mühe nimmt, auf ihren Zusammenhang, welcher doch im nachfolgenden siebenten Buche umständlich entwickelt wird, näher einzugehen. Was sollen wir dazu sagen, wenn Schelling sich mit der Frage abquält, worin denn jene „Voraussetzungen"

*) Referent, welcher in verschiedenen seiner Schriften diese Stelle zu ähnlichen Zwecken wie hier Schelling angeführt hat, hat in seinen Anmerkungen zu den Büchern des Aristoteles „Von der Seele" (Leipzig 1829, S. 125 fg.) aus dieser Stelle in Verbindung mit den Andeutungen, die wir über die mündliche Lehre des Plato in so reichhaltiger Menge bei Aristoteles finden, Folgerungen gezogen in Bezug auf den wahrscheinlichen Inhalt und Entwickelungsgang dieser Lehre, von denen er nur zu bedauern hat, daß sie von Geschichtsforschern und Geschichtschreibern der Philosophie des Alterthums so wenig beachtet worden sind.

(ὑποθέσεις) bestehen mögen, von denen Plato verlangt, daß auch die philosophische Dialektik von ihnen ausgehe, jedoch in der Absicht, um sie als Voraussetzungen aufzuheben und so zu dem wahrhaft Ersten oder Absoluten zu gelangen, und wenn er auf diese Frage allerhand wunderliche Antworten ersinnt, während es doch Jedem, der die Stelle in ihrem Zusammenhange betrachtet, alsbald klar werden muß, daß es eben die Voraussetzungen der reinen Mathematik selbst sind, von denen nach Plato der Dialektiker ebenso wie der Mathematiker, aber nach der entgegengesetzten Richtung, ausgehen soll? Allerdings ist der Fehlgriff in dem Verständniß dieser von vornherein mit so richtigem Blick herbeigezogenen Stelle kein zufälliger. Für die gesammte Behandlung der rationalen Philosophie in der vorliegenden Darstellung ist es charakteristisch, ist es, dürfen wir sagen, verhängnißvoll, daß ihr Urheber auch nicht einmal die Frage aufwirft, wie sich denn zu der Erkenntniß, die hier gesucht wird, zu der aller Erfahrung (nicht psychologisch, aber der Sache nach) vorausgehenden oder zuvorkommenden Erkenntniß der reinen Vernunftwahrheit, die als solche die absolute Möglichkeit des Seienden ist, die Wahrheiten der Mathematik verhalten. Auch die Wahrheiten der Mathematik gehören ja, von der Erfahrung unabhängig, wie sie es sind, dem reinen Verstande an. Auch sie bezeichnen ja, im Unterschiede der Wirklichkeit, eine bloße Möglichkeit des Daseins, des raumzeitlichen Daseins, das, ehe es noch ist, d. h. ehe es noch irgendwie zur Verwirklichung gelangt, schon an die Gesetze, die ihm die Mathematik vorschreibt, gebunden, schon in die Formen, die sie ihm verzeichnet, eingeschlossen ist. Wie Plato, so liebt in seiner Weise auch Augustinus *), den Begriff der ewigen oder reinen Vernunftwahrheit vorzugsweise an den Begriff der Zahlen und Zahlenverhältnisse, der Raumfiguren und ihrer geometrischen Eigenschaften anzuknüpfen, oder ihn durch Anführung derartiger Beispiele zu erläutern; er offenbar in der Voraussetzung, die bei Plato nicht ohne Einschränkung zutreffen würde, daß alle Wahrheiten der Mathematik auch ewige Wahrheiten, reine Vernunftwahrheiten sind, wenn auch nicht an und für sich schon die eine, allumfassende und untheilbare Vernunftwahrheit selbst. Schelling hat, indem er derartige Betrachtungen ganz außerhalb seines Gesichtskreises ließ, die zunächst sich darbietende Gelegenheit verscherzt, für seine rationale Philosophie einen Inhalt zu gewinnen, einen Inhalt, verständlich auch für die außerphilosophische Vorstellung, für die metaphysische Speculation aber das Object einer dialektischen Entwickelung, wodurch ihr dieselbe thatsächliche Unabhängigkeit von aller Erfahrung, deren sich die Mathematik erfreut, gesichert und zugleich der Weg zu einer Evidenz ihres Wissens, der mathematischen gleich, wenigstens angebahnt wird. Und doch scheint es, wenn anders wir aus der Beschaffenheit des Vorliegenden einen Schluß zu bilden wagen dürfen, nichts Anderes als die Verlegenheit um solchen Inhalt gewesen zu sein, was ihn solange hat zögern lassen, mit dem rein rationalen Unterbau für seine positive Philosophie, den er doch selbst für ein so dringendes Bedürfniß erachtete, hervorzutreten. Ob der Weg, wol mehr nur der Beschwichtigung als der wirklichen Befriedigung solchen Bedürfnisses, den er im Gegenwärtigen eingeschlagen hat, irgendwie sich als ein für die Gestaltung der „positiven Philosophie" gewinnbringender erweisen mag, das wird künftig, wenn die Darstellung dieser letztern vorliegt, zu beurtheilen sein. Für jetzt müssen wir uns begnügen, von seinen Ergebnissen, sowie dieselben sich für sich selbst darstellen, eine Vorstellung zu geben.

Den gesammten Inhalt der rationalen Philosophie hat Schelling in eine Formel zusammengefaßt, die, wie er selbst uns darauf aufmerksam macht, jeder Kenner seiner frühern Philosophie aber dies auch ohne seine ausdrückliche Hinweisung bemerkt haben würde, nur eine Umbildung derjenigen ist, mit der er gleich beim Hervortreten des „Identitätsystems" Dasjenige auszudrücken suchte, was er damals und seitdem wiederholt in verschiedenartigen Beziehungen als eine Dreiheit der Potenzen im Absoluten zu bezeichnen pflegte. In ihrer gegenwärtigen Fassung lautet sie: $-A$, $+A$, $\pm A$. Was sagt uns diese Formel? Schelling selbst antwortet: das $-A$ sei reines Können ohne alles Sein, reines Subject, das $+A$ reines Sein ohne alles Können, reines Object, das $\pm A$ das von beiden im positiven, nicht negativen Sinne Ausgeschlossene, Subjectobject, Beisichseiendes. Niemand wird diese Erklärung an und für sich verständlicher finden als die Formel selbst; wir müssen daher versuchen, die Erklärung im weitern Zusammenhange der Entwickelung aufzufinden. Ich glaube den Leser am schnellsten in Stand zu setzen, die Intention des Verfassers, wenn nicht vollständig zu begreifen, doch zu ahnen, wenn ich diese Entwickelung einfach bezeichne als eine abstract logische Analyse des Begriffs der reinen, noch von keiner Wirklichkeit getragenen, aber alle Wirklichkeit bedingenden Möglichkeit, die nach allem Obigen Schelling für den alleinigen Gegenstand der reinen Vernunfterkenntniß, für das der reinen Vernunft allein unmittelbar durch sich selbst Gewisse, keines Gegebenseins durch ein Sein außerhalb der Vernunft Bedürftige gilt. Möglichkeit, Können ist nothwendigerweise Möglichkeit, Können von Etwas, von einem Etwas, welches wir sonach als das Object des Könnens werden bezeichnen können. Der Begriff dieses Etwas ist von dem des Könnens unterschieden, dergestalt unterschieden, daß beide als Begriffe sich gegenseitig einander ausschließen, das Können als Können nicht das Etwas ist, was das Können eben sein kann, das Etwas, das Sein als Sein oder Etwas, nicht das Können, als dessen Object es im Begriffe beider gesetzt wird. Das eben meint Schelling, wenn er beide als ein Minus und ein Plus einander gegenüberstellt, das

*) Z. B. im zehnten Buche der „Confessionen", in der für das Verständniß seiner Lehre von den ewigen Wahrheiten höchst wichtigen Erörterung des Begriffs der memoria.

können, das Subject, als ein Nichtsein, das Sein, das Object, als ein Nichtkönnen. Da aber beide Begriffe dennoch nothwendig zueinander gehören, der eine nicht ohne den andern zu denken ist, so muß die Nothwendigkeit ihres Zusammenhangs sich in einem dritten Begriffe ausdrücken, der weder der eine noch der andere und doch zugleich der eine und der andere ist. Dieser Begriff ist das von beiden ausgeschlossene, aber eben in diesem Ausschließen nicht verneinte, sondern bejahte Dritte. In ihm erschöpft der Begriff der reinen Möglichkeit sich dergestalt, daß kein weiterer Fortgang innerhalb desselben (obwol allerdings ein Fortgang über ihn hinaus) denkbar ist. Die Welt der reinen Vernunft, die Welt der reinen Denk- und Daseinsmöglichkeit, ist ein streng in sich geschlossenes Universum; aber sie ist nur dadurch, daß von außen (θύραθεν nach einem auch von Schelling angeführten Ausdrucke des Aristoteles, welcher dort aber nur auf das Verhältniß des geistigen Princips zum sinnlichen oder seelischen im Menschen bezogen wird) zu ihr hinzutritt und von ihr Besitz ergreift. So wird sie, in dieses höhere Princip, in den actus purus der Gottheit aufgenommen, zur Möglichkeit eines Andern, eines Außergöttlichen, einer Welt in Gott, und so gestaltet sich die reine Vernunftwissenschaft zur Wissenschaft von dem reinen Was der Welt, in ihrem Unterschiede von der Gottheit, von welcher solchem Was gegenüber nur das reine Daß prädicirt werden kann.

Ehe wir zur Bezeichnung des weitern Inhalts übergehen, den Schelling für seine rationale Philosophie durch die Betrachtung dieses Was zu gewinnen sucht, welches (wie die Formel an und für sich selbst noch nicht) die Voraussetzung des Daß (aber nur die begriffliche, nicht die factische) bereits zum Hintergrunde hat, wird es angemessen sein, noch ein mal ausdrücklich die Frage aufzuwerfen: was es denn eigentlich ist, das Schelling zur Aufstellung jener wunderlichen Formel veranlaßt haben kann, die er in der That auf eine Weise handhabt, wodurch Manche sich an den Gebrauch von Zauberformeln zur Hebung verborgener Schätze erinnert finden werden. Ich antworte und glaube der Sache nach diese Antwort schon im Obigen gegeben zu haben: es ist die Verwechselung des Begriffs einer reinen oder absoluten, aller Wirklichkeit vorangehenden Möglichkeit mit solcher Möglichkeit selbst, mit dem Inhalte, welchen die Möglichkeit an und für sich, unabhängig von und vor allem wirklichen Dasein haben muß, wenn der Gedanke einer solchen Möglichkeit mehr sein soll als Das, wofür ihn der philosophische Realismus und Dogmatismus — unter solcher Voraussetzung nicht mit Unrecht — nimmt, mehr als ein lediglich subjectives Hirngespinnst, wenn er ein wahrer Gedanke, der Gedanke eben der „ewigen Wahrheit" sein soll. Einen Inhalt, offenbar hinausgehend über den nackten leeren Begriff des reinen Könnens oder der reinen Möglichkeit, haben von jeher die Philosophen, welche sich zu dem Begriffe der „ewigen Wahrheiten" bekannten, diesem Begriffe, haben sie also der absoluten Daseinsmöglichkeit als solcher — denn die ewigen Wahrheiten sind eben die absolute Möglichkeit des Daseins — zugeschrieben. Sind sie auch nicht selbst schon zu einer methodischen Entwickelung solchen Inhalts gelangt, so haben sie doch, wie wir vorhin an dem Beispiele des Augustinus zeigten, ein sicheres Bewußtsein über die Stelle, wo etwa jener Inhalt zu suchen ist, überall bethätigt. Schelling hat sich über den Standpunkt dieser Philosophen thatsächlich erhoben durch die erst von ihm, wie von keinem seiner Vorgänger, zu klarem Bewußtsein gebrachte Foderung einer Entwickelung dieses Inhalts durch inductive, dialektische Methode. Aber befangen, wie er es durch seine ganze philosophische Laufbahn hindurch geblieben ist, in einem allerdings genialen, aber doch nicht in der Weise, wie er sich dessen überredet hat, für die Lösung aller wissenschaftlichen Probleme ausreichenden Aperçu über die Bedeutung des Gegensatzes von Subjectiv und Objectiv als formalem Princip der Einheit des Absoluten, hat er auch hier gemeint, dem Begriffe der absoluten Daseinsmöglichkeit einen Inhalt abgewinnen zu können, einfach nur durch Nachweisung des auch in ihm enthaltenen Gegensatzes einer subjectiven und einer objectiven Seite und der nothwendigen Identität von beiden. Dürftig wie dieser Inhalt ist, konnte er ihm dennoch als Reichthum erscheinen, gegenüber der absoluten Inhaltlosigkeit jenes so verbreiteten Begriffs von reiner Möglichkeit, welcher die Bedeutung derselben auf den Satz des Widerspruchs in seiner vulgärsten Fassung zurückführt. Daß die neuere Philosophie gerade in denjenigen Partien ihrer Entwickelung durch und seit Kant, welche Schelling von dem ersten Anfang seiner Laufbahn an mit ungebührlicher Geringschätzung vernachlässigt hat (ich meine die rein logisch-metaphysischen, die mit Kant's Vernunftkritik beginnen und bisjetzt in Hegel's „Logik" und was sich an diese anschließt, gipfeln), ein reichhaltiges Material zur Lösung des Problems sich erobert hatte, allerdings ohne das Problem selbst sich in der Weise, wie jetzt Schelling, zum Bewußtsein zu bringen, das ist Schelling ebenso entgangen, wie ihm die Andeutungen der ältern Philosophie von Plato bis auf Leibniz zur Auffindung solchen Materials unbeachtet oder unverstanden geblieben sind. Und so blieb ihm denn auf seinem Standpunkte nichts übrig als eine so gewaltsame und erkünstelte Lösung, wie die neuerdings aufgestellte oder wieder hervorgesuchte Formel sie enthält, d. h. mit andern Worten: als der Versuch, aus dem abstracten Begriffe der absoluten Möglichkeit die Vorstellung eines Inhalts dieser Möglichkeit, nach Kant's charakteristischem, gewiß in diesem Falle, wenn irgendwo, eine treffende Anwendung leidenden Ausdrucke, „herauszuklauben".

Indeß, wie schon bemerkt, die „rationale Philosophie" nach Schelling's Intention ist mit jener die Dreiheit der „Potenzen" im Vernunftabsoluten ausdrückenden Formel noch nicht zu Ende, sie soll vielmehr mit ihr nur erst beginnen. Die drei Potenzen der Formel sind an sich nichts Wirkliches, aber sie erhalten eine Wirklichkeit, sie erhalten die Bedeutung als „ewige Wahr-

heiten" von jenem über sie erhabenen und an sich von ihnen freien Princip, welches eben dadurch sich als das wahrhaft Seiende (τὸ ὄντως ὄν nach Plato) kundgibt, daß es von ihnen Besitz ergreift und sein Sein zu dem ihrigen, das ihrige zu dem seinigen macht. (Schelling liebt dies so auszudrücken: Gott ist das Seiende. Unter dem „Seienden" nämlich wird hier das Absolute der reinen Potenz verstanden, das „ist" aber im prägnanten Sinne genommen, als Actualisirung der Potenz.) „Schon eine tiefere Auffassung der Natur möchte den einfachen Gedanken als glaublich erscheinen lassen, daß in dem ganzen und wundervollen Schauspiel derselben nur auf reelle, wirkliche Weise der Proceß sich wiederholt, den wir als Gedankenproceß kennen gelernt haben." Und so kommen wir denn hiermit bei der aus Schelling's früherer Periode wohlbekannten naturphilosophischen Lehre von der Potenzenreihe des wirklichen Daseins an, dem „bisjetzt noch immer einzigen eigentlichen Funde der nach-Kant'schen Philosophie". Auch die Erkenntniß dieses in der Wirklichkeit vorgehenden Processes soll nach Schelling's gegenwärtiger Fassung noch dem rein rationalen Theile der Philosophie angehören, oder vielmehr erst recht ihren eigentlichen Inhalt ausmachen. Denn obgleich das Daß dieses Processes an einer Thatsache hängt, die nicht mehr als reine Vernunftnothwendigkeit begriffen werden kann, so ist doch sein Was einzig und allein durch den Inhalt der bekannten Formel für das Vernunftabsolute bestimmt. Von hier an insbesondere beginnt immer mehr das den Charakter der vorliegenden Darstellung lauf eine so auffällige Weise bezeichnende Streben hervorzutreten, dieselbe mit den philosophischen Lehren des Aristoteles in Einklang zu setzen und beide wechselseitig durcheinander zu erläutern. Wenige Leser werden finden, daß damit der eigenen Sache sonderlich gedient sei; noch weniger werden die Kenner des Aristoteles das Verständniß dieses Philosophen wesentlich dadurch gefördert finden wollen. Doch fodert es die Achtung vor einem Geiste wie Schelling, daß wir wenigstens die Frage aufwerfen, was für ihn neuerdings diese Wahlverwandtschaft zu dem großen Denker des Alterthums herbeigeführt hat. Die richtige Antwort möchte sein, daß die Verwandtschaft in der Bedeutung liegt, welche für Aristoteles der Gegensatz von „Sein der Möglichkeit nach" und „Sein der Wirklichkeit nach" (δυνάμει und ἐντελεχείᾳ ὄν) behauptet, ein Gegensatz, der als durchwaltendes Princip, als Grundform alles empirisch Gegebenen in der That zum nicht geringen Theile die Auffassung dieses Gegebenen in dee Philosophie des Stagiriten bedingt. Dies mag Schelling herausgefühlt haben; doch ist es ihm bei seiner ohne Zweifel nur desultorischen Beschäftigung mit Aristoteles nicht gelungen, das wahre Verhältniß des Aristotelischen Standpunkts zu dem seinigen mit voller Klarheit zu durchschauen und Aehnlichkeit sowol als Unähnlichkeit überall richtig herauszufinden. (Vor allem hätte festgestellt werden müssen, daß Aristoteles eine reine Dynamis als Prius aller Wirklichkeit, wie Schelling setzt und zwar mit Recht eine solche annimmt, nicht kennt, sondern daß alle Dynamis bei ihm etwas empirisch Bedingtes ist; ein Umstand, der es allerdings als von gewisser Seite gerechtfertigt erscheinen läßt, wie man das System des Aristoteles als Realismus, nicht im Sinne der neuern Philosophie als Idealismus zu betrachten pflegt.) Darum trifft er auch keineswegs überall die wirklich vorhandenen Punkte der Verwandtschaft; er quält sich dagegen ab, für abstract logische Begriffsbestimmungen des Aristoteles, welche dort von ganz andern Principien aus gefunden und bearbeitet werden, eine Identität mit den seinigen herauszubringen, die gar nicht wirklich vorhanden ist. So unter Anderm in der ausführlichen Abhandlung über die Aristotelischen vier Classen von Ursachen, die noch dazu unbegreiflicherweise mit der Vierzahl der Elemente verwechselt werden, indem er auf sie die quinta essentia beziehen zu dürfen meint. Dennoch nehmen diese historisch-kritischen Erörterungen in gegenwärtiger Darstellung den Platz ein, an welchem wir der Anlage des Ganzen zufolge eigentlich eine Naturphilosophie würden erwarten müssen, eine Darstellung der Potenzenreihe, sowie sie aus Gott, dem actus purus, zu eigenem Selbstsein entlassen, eine Natur, eine körperliche Erscheinungswelt auswirkt. Nur eine Abhandlung über das Wesen der Materie und über die Bedeutung der drei Dimensionen des Körperlichen wird in der achtzehnten und neunzehnten Vorlesung noch nachgebracht, letztere in der Absicht, um auch diese Dreizahl ganz in der Manier der ältern Naturphilosophie, auf die der Verfasser hier auch ausdrücklichen Bezug nimmt, auf die Dreiheit der obigen Formel zurückzuführen. Uebrigens hebt die selbständige Entwickelung von dem Momente wieder an, wo der Verfasser, auch hier noch an der Hand des Aristoteles, auf den Begriff der Seele geführt wird, die er, der absolut sich selbst gleichen Substanz Gottes (A^0) gegenüber, als a^0 bezeichnet, das soll heißen, als Das, was abgeleiteterweise sich ebenso, als Actus, zu den Potenzen verhält, wie Gott, der actus purus, ursprünglicherweise. In dem Begriffe der Seele gipfelt die Möglichkeit (denn ein für alle mal nur von Möglichkeiten ist in diesem Theile der Philosophie die Rede) eines außergöttlichen, aber eben durch die Stufenreihe der Potenzen zu Gott sich zurückführenden Daseins. Die Seele ist, was Gott ist, die Totalität des der Möglichkeit nach Seienden, aber sie ist nicht zugleich, wie Gott, gegen dasselbe frei. Erst mit diesem Schritte, dem Schritte zum Begriff der Seele, „ändert sich der Charaktee der Wissenschaft, indem außer Dem, was noch immer durch reines Denken als Möglichkeit gefunden wird, eine Wirklichkeit da ist, die außer dem Denken ist und diesem von nun an (aber nicht als Quelle der reinen Vernunftwissenschaft als solcher) parallel geht und ihm zur Probe oder Bestätigung dient". Diese Aeußerung erscheint nach dem Vorhergehenden insofern einigermaßen befremdlich, als ja auch schon der Gottheit und den Potenzen, insofern sie durch Gott bejaht und zum Fürsichsein erhoben sind, eine Wirklichkeit zugeschrieben war,

unterschieden von Dem, was die Potenzen an sich oder als Prius der Gottheit sind. Allein sie motivirt sich durch die damit verbundene Erläuterung, daß diese Wirklichkeit, die Wirklichkeit der „Ideenwelt", als deren Ort wir uns einen intelligibeln Raum und als deren Zeit wir uns die Ewigkeit denken sollen, nicht die Welt unserer Erfahrung, nicht also die Welt ist, deren Anschauung wir von dem Standpunkt unserer gegenwärtigen menschlichen Erkenntniß als Controle für die Ergebnisse reiner Vernunftwissenschaft zu benutzen in Stand gesetzt sind. Diese letztere Welt, die gemeinhin sogenannte reale, hat außer jener ersten, allem Andern zuvorkommenden Urthatsache des Daseins der Gottheit noch eine zweite thatsächliche Voraussetzung, und zwar eine solche, als deren Ort eben der Begriff der Seele, der Seele als Einheit der Potenzen in der Ideenwelt, zu bezeichnen ist. Die Seele, während sie sich zu den Potenzen als Actus verhält, hat dagegen der Gottheit gegenüber die Bestimmung, sich als reine Potenz zu verhalten und Gott als den allein wahren Actus in sich walten zu lassen. Allein es liegt in ihrem idealen Wesen die Möglichkeit, auch Gott gegenüber sich als selbständiger Actus zu setzen und zu behaupten. Von dieser Möglichkeit müssen wir annehmen, daß sie, vor Entstehung der empirisch-realen Welt, in deren Mitte oder auf deren Gipfel der Mensch sich befindet, durch den Willen der Seele zur That geworden ist. Wir müssen es annehmen, denn nur aus der Annahme eines solchen „urzufälligen" Wollens läßt die Beschaffenheit der Welt, wie sie unserer Erfahrung vorliegt, sich begreifen. Die Erklärung dieser Beschaffenheit ergibt nämlich sich durch die fortgehende rein rationale Entwickelung des Begriffs jener Möglichkeit, von der angenommen wird, daß sie zur That geworden ist. Die Seele, durch jene unnatürliche Selbsterhebung aus ihrer wahren Daseinssphäre, der innern göttlichen, herausgeworfen, erleidet eine Hemmung ihrer freien Kraftentfaltung. Sie wird auf die niedern Daseinsstufen zurückgedrängt und erscheint so als Materie, als ins Unendliche strebende, aber eben so ins Unendliche gehemmte Ausdehnung, in der aber die darin gebundene, aber auch in der Gebundenheit nicht rastende Idee die Phänomene der Körperlichkeit erzeugt.*) (Dies eben gibt den Anlaß zur Einschaltung jener naturphilosophischen, an den Begriff der drei Dimensionen des Raums sich knüpfenden Betrachtungen, deren wir vorhin gedachten.) Mit jenem ersten, zufällig wirklichen Wollen in der Seele, die eben durch jenes Wollen zur individuellen wird, ist ferner „eine unendliche Möglichkeit anderer, gleichberechtigter, ebenfalls individueller Seelen gesetzt, an welche je nach vorbestimmter Ordnung und nach der jeder zukommenden Stelle die Reihe des Wollens, d. h. des Actes kommt, durch den jede sich selbst und mit sich die Welt aus der Idee setzt". Dadurch wird es „zur Wahrheit", „daß eines Jeden Ich — zwar nicht die absolute Substanz ist, denn dieser voreilige Ausdruck Fichte's kann nicht für correct gelten, wol aber daß der unergründliche Act der Ichheit eines Jeden zugleich der Act ist, durch den für ihn diese Welt — die Welt außer der Idee — gesetzt ist". Dieses Ergebniß, von Schelling als dasjenige bezeichnet, welches die lange, seit dem Alterthum andauernde Krisis der philosophischen Wissenschaft beschließt, ist subjectiver Idealismus, der Idealismus in der Gestalt, wie Kant ihn aufstellt, Fichte, der sich zwar durch das große Wort: „Dasjenige, dessen Wesen und Sein blos darin besteht, daß es sich selbst setzt; sowie es sich setzt, ist es, und sowie es ist, setzt es sich", eine unvergängliche Bedeutung in der Geschichte der Philosophie erworben, durch Leugnung der „Dinge an sich", d. h. nach Schelling's gegenwärtiger Deutung, der Ideenwelt, ins Bodenlose verkehrt hat, sodaß Schelling in seiner frühern Periode ihm zu Hülfe kommen und durch Auffindung der inwohnenden Vernunft oder des intelligibeln Zusammenhangs der Dinge einen objectiven Idealismus begründen mußte, welchen dann wieder ein hier nicht Genannter, aber deutlich Bezeichneter (Hegel) in ähnlicher Weise, wie früher Fichte den Kant'schen, verunstaltet hat. Die Welt also, wie sie durch jene Urthat das Ich begonnen, in jedem individuellen Ich mit dessen Entstehung von neuem gesetzt wird, die materielle, die irdische Welt (die Welt der Gestirne soll nach S. 430 noch zur Ideenwelt gehören) ist nach Schelling's gegenwärtiger Lehre in der That nur eine erscheinende. Ihr gehört auch der Mensch nach der Seite an, nach welcher er Seele ist; nur das Sichselbstsetzende in ihm, der Geist (der Aristotelische νοῦς ποιητικός), hat Anspruch auf ewige Dauer und für ihn tritt, je nach seinem Verhältniß zur Gottheit, mit der Abtrennung von der sinnlichen Seele die Alternative von Seligkeit oder Unseligkeit ein. (Die Bemerkungen über Unsterblichkeit, die hier folgen, werden nach des Verfassers gegenwärtiger Gewohnheit wieder an etymologische, exegetische und mythologische Erörterungen geknüpft.)

Von dem idealistischen Standpunkte, den er in der hier angegebenen Motivirung zu behaupten sich entschlossen zeigt, verheißt Schelling in der einundzwanzigsten Vorlesung, auch hier in Uebereinstimmung nicht nur mit Baader, sondern auch mit Hegel (man denke an des Letztern berühmt gewordenes Wort von dem „Lichtausschlag"), der Philosophie einen Gewinn, von dem Manche wol mit Referenten der Meinung sein werden, daß es mehr ein Gewinn für die alte theologische Orthodoxie als für die echte Speculation sein würde. Es erscheint ihm nämlich solcher Standpunkt als das Mittel, „das viele Grenzenlose, das «bisjetzt noch» (sollen wir etwa Richers und andere diesem Ehrenmanne congeniale Geister herbeirufen, um es auch aus diesen loszuwerden?) in den Naturwissenschaften sich findet, hinwegzuschaffen und die ausschweifenden Gedanken, in denen ganz besonders die Menge sich gefällt, in die dem Philosophen

*) In diesem Philosophem über den Ursprung und das Wesen der räumlichen Materie trifft Schelling auf bemerkenswerthe Weise mit Baader zusammen, den er aber auch hier keiner Erwähnung würdigt.

erwünschte Enge zu bringen". Der unendliche Raum ist, sammt der nur scheinbaren, nicht wirklichen Körperlichkeit der Gestirne, dieser der Ideenwelt angehörigen Wesenheiten, nur ein Truggebild des durch seine Selbsterhebung aus der Ideenwelt herabgefallenen Ichbewußtseins; desgleichen die unendliche Zeit. Die antediluvianischen Gebilde aller drei Naturreiche sind nur phantastische Spiele der mit den wirklichen Gestalten des Lebens auch durch den Schein solcher, die unter andern Lebensbedingungen möglich gewesen wären, den erkennenden Geist des Menschen neckenden Naturseele (bekanntlich ein Einfall Voltaire's, der jetzt anfängt, in majorem dei gloriam von den Theologen acceptirt zu werden). Durch solche Abenteuerlichkeiten rächt sich die Verkennung der Gestalt, in welcher das Absolute der reinen Vernunft auch dem schlichtesten Menschenverstande präsent und zugänglich ist, an der verkehrten Vornehmigkeit einer Speculation, welche auf diesen Menschenverstand mit ungebührlicher Geringschätzung herabblickt! Die Theorie des Raums und der Zeit ist der Angelpunkt, um welchen sich in entgegengesetzter Richtung der wahre und der falsche Idealismus bewegt und von jeher bewegt hat. Wer aus misverstandener Abneigung gegen die „schlechte Unendlichkeit" (gegen welche schon im griechischen Alterthum die philosophische Speculation einen Kampf geführt hat, der bei ihren damaligen Vertretern wenigstens eine bessere Entschuldigung zuläßt als bei deren modernen Nachfolgern) den Begriffen der Zeit und des Raums die Anerkennung versagt, daß ihre Unendlichkeit die eigene Unendlichkeit des Vernunftabsoluten ist, der geräth dadurch mit den bewährtesten Grundanschauungen und Ergebnissen der mathematisch-physikalischen Empirie in einen Kampf, der zuletzt in eine leidige Donquixoterie auszuarten droht und von dem gesunden Selbst- und Weltbewußtsein des allgemeinen Geistes schon jetzt als solche betrachtet wird. An die Betrachtungen über die Anfänge des empirischen Universums werden übrigens hier die schon oben erwähnten Erörterungen über die ursprünglichen Unterschiede des Menschengeschlechts geknüpft, mit denen wir unsererseits uns im Ganzen mehr in Uebereinstimmung finden.

Von dem Inhalte der drei letzten Vorlesungen wollen wir mit Uebergehung der nur flüchtigen und doch, wie Alles, sehr anspruchsvoll vorgetragenen psychologischen Bemerkungen (auf wenigen Blättern, die von Citaten aus Aristoteles strotzen, will Schelling eine „vollständige Theorie" des natürlichen Erkennens gegeben haben), mit welchen dieselben eröffnet werden, nur der etwas näher eingehenden Erörterungen über praktische Philosophie gedenken, welche allerdings bemerkenswerth sind, schon um des eigenthümlichen Verhältnisses willen, in das sie sich zu den Zeitbestrebungen stellen. Von der praktischen Philosophie nämlich wird der reinen Vernunftwissenschaft derjenige Theil zugeschlagen, welcher die Gesetze des menschlichen Wollens und Handelns entwickelt, sofern dieselben nicht das positive Verhältniß des Menschen zur Gottheit, sondern sein Verhältniß zunächst nur zu sich selbst oder zu seinem Geschlecht zum Inhalt haben. „Nicht die ganze Möglichkeit ist durch den Einzelnen erfüllt. Er läßt also unbestimmbar viele Möglichkeiten als durch sich selbst unerfüllt außer sich. Diese Möglichkeiten, da in allen nur die eine Idee ist, haben unter sich ein solches Verhältniß, daß je eine zur Ergänzung der andern gereicht und so die eine nicht sein könnte ohne die andere, und wenn diese nicht zum Sein zugelassen wäre, auch jede andere (also jeder Einzelne, durch den diese erfüllt ist) keinen Anspruch auf dasselbe hätte. Dies ist also eine intelligible Ordnung, die älter ist als die wirklichen Menschen und nicht erst von der Wirklichkeit sich herschreibt." In dieser Weise begründet Schelling den Standpunkt einer rein rationalen Ethik, welche nach seinen Andeutungen unmittelbar zusammenfällt mit Rechtsphilosophie und philosophischer Politik. Der Inhalt dieser Disciplin geht nach den hier gegebenen Andeutungen in einen ziemlich scharf prononcirten Conservatismus und Quietismus aus, und zwar wird dieses Resultat ausdrücklich motivirt durch die negative Stellung dieses Inhalts gegen die höhere positive Daseinssphäre, welche dem geschichtlichen Menschheitsleben erst seinen eigentlichen, positiv werthvollen Inhalt geben soll. Nichts ist nach Schelling verkehrter, als in dem Staate als solchem einen positiven und wol gar den höchsten Zweck des Menschheitslebens erblicken wollen, da er doch, als Verwirklichung der Rechtsordnung, nur ein Mittel, freilich ein durchaus unentbehrliches Mittel zur Erreichung der wahren und eigentlichen Zwecke ist, jener Zwecke, deren Erkenntniß nicht mehr der reinen Vernunftwissenschaft, sondern der positiven Philosophie angehört, welche nach dieser praktischen Seite die Bedeutung einer Philosophie der Geschichte annimmt. Solcher Verwechselung aber bezüchtigt Schelling die Theorie des modernen Constitutionalismus, welche daher von ihm mit entschiedener Ungunst behandelt wird. Er beklagt es, daß durch die Gestaltung, welche diese Theorie für den modernen Staat erobern will, die edelsten Kräfte des Menschengeistes von dem Höhern, welches allein dem Leben einen Werth gibt, abgelenkt und dazu verleitet werden, sich in einem fruchtlosen, zuletzt nur den selbstsüchtigen Zwecken Einzelner dienenden Parteigetriebe abzuarbeiten. Er erkennt „als berechtigt und nothwendig ein Streben des Menschen, den Druck des Staats zu überwinden". „Aber", so fügt er hinzu, „diese Ueberwindung muß als innerliche verstanden werden. Trachtet zuerst nach dem innern Reich, so wird der unvermeidliche Druck auch der rechtmäßigen äußern Ordnung für euch nicht mehr vorhanden sein, noch werdet ihr «den Uebermuth der Aemter», den Hamlet als eine der Unerträglichkeiten anführt, die uns aus diesem Leben forttreiben könnten, sonderlich empfinden!"

Wir verkennen die Wahrheit nicht, welche in dieser Mahnung enthalten ist, recht eigentlich dem letzten Zurufe, welchen der abscheidende tiefsinnige Denker an ein Zeitalter, dem er sich entfremdet fühlte, gerichtet hat. Auch wir haben stets die Ueberzeugung gehegt, daß es,

für die Menschheit im Großen wie für den einzelnen Menschen etwas Höheres gibt als das sociale und politische Leben nur als solches, und daß die Ueberschätzung des socialen und politischen Lebenselements, die sich in den tonangebenden Tendenzen der Gegenwart auf mehrfache Weise kundgibt, in engem Zusammenhange steht mit der Verkennung dieses Höhern, mit der seit dem Zurücktreten des alten Glaubens vorwaltenden und auch durch die bisjetzt herrschend gebliebene Philosophie genährten Neigung des Zeitalters, das irdische Dasein für die einzige und letzte Daseinsform des Menschengeistes und den Menschengeist für Eines und Dasselbe mit dem Geiste der Gottheit zu halten. Dabei aber können wir die abstracte Trennung jener beiden Lebenssphären, der social-politischen auf der einen und der religiösen mit Einschluß der wissenschaftlichen und künstlerischen, auf die uns Schelling's Unterscheidung einer rationalen und einer positiven oder theologischen Ethik hinzuführen scheint, auch nicht gutheißen. Auch das höchste Ziel des Strebens, das „höchste Gut", kann sich dem strebenden Menschengeiste nur in Gestalt einer sittlichen Lebensgemeinschaft einverleiben; einer über die Grenzen dieses irdischen Daseins hinausreichenden allerdings, einer Gemeinschaft der Art, wie sie durch das auch von Schelling hier in Erinnerung gebrachte große Wort „Himmelreich" angedeutet wird, aber darum nicht einer solchen, zu welcher die irdischen Gemeinschaften des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft in gar keiner ausdrücklichen Beziehung, in gar keinem positiven Verhältnisse stehen dürften. Vielmehr die wahre, auf dem Wege der Geschichte zu lösende Aufgabe der Menschheit war von jeher und wird für immer bleiben diese, jene beiden Gemeinschaften, die irdische und die überirdische, — die staatliche und die kirchliche, — in lebendiger Verbindung miteinander und gegenseitig durcheinander zu verwirklichen und sich eben durch die immer steigende Vervollkommnung der niedern in die höhere hineinzuleben.

Es ist wahr, die Lebensgemeinschaft des Himmelreichs, die unsichtbare Kirche, ist als völlig unabhängig zu denken nicht nur von jedem einzelnen Staate, sondern auch von der menschlichen Gesellschaft im Großen und Ganzen. In der Behauptung solcher Unabhängigkeit gehen wir selbst noch einen Schritt weiter als Schelling, da uns nicht wie diesem Denker das menschliche Geschlecht als der alleinige Träger alles creatürlichen Geisteslebens gilt. Allein es ist ebenso wahr, daß für den Menschen, solange er dem natürlichen und geschichtlichen Zusammenhange des irdischen Daseins angehört, jene höhere Lebensgemeinschaft sich durch die niedere, die in dieser Welt steht und deren unmittelbare Zwecke ihr durch diese Welt, durch die sinnliche Wirklichkeit als solche gesetzt sind, auf positive, nicht blos auf negative Weise vermitteln muß. Der Staat, die bürgerliche Gesellschaft, beide haben ihren wahren Gehalt und Werth eben darin, daß sie sich zu der übersinnlichen Wirklichkeit nicht als äußere Mittel nur, sondern wie Leib zur Seele verhalten, daß sie mit ihr in einer organischen Gemeinschaft stehen. Dadurch eben gewinnt auch das Staatsleben eine Bedeutung als Selbstzweck, und die Kräfte, welche auf seine Verwirklichung und Vervollkommnung verwandt werden, sind für das Höhere nicht verloren, oder das Höhere nicht für sie. Eben dadurch nun erhält auch die Foderung einer lebendigen, persönlichen Betheiligung der Einzelnen oder der Völker im Großen am Staatsleben, die richtig verstandene Foderung des verfassungsmäßigen Selfgovernment, eine höhere Weihe und Berechtigung, als Schelling ihr zugestehen will. Der Einzelne, indem er sein Dichten und Trachten, sein Denken und Thun dem Staatsleben zuwendet, wird eben dadurch, sofern dieses sein Streben nur rechter Art ist und im rechten Sinne erfolgt, der unsichtbaren sittlichen Lebensgemeinschaft keineswegs entfremdet, im Gegentheil er wird ihr gerade auch auf diesem Wege einverleibt. Wir stellen nicht in Abrede, daß es auch noch andere Wege gibt, welche die Einzelnen directer noch und unmittelbarer dem höhern Lebensziele zuführen. Aber was die Völker im Ganzen betrifft, so scheint uns jedes Blatt der Geschichte dafür zu zeugen, daß zwar nicht das Maß politischer Lebensthätigkeit selbst, wol aber das lebendig gefühlte Bedürfniß einer solchen jederzeit der fast untrügliche Gradmesser ihres Berufs und ihrer Empfänglichkeit auch für das geistig Höhere war, und daß nur erstorbene oder im Ersterben begriffene Völker sich zu einem politischen Quietismus der Art, wie der hier von Schelling empfohlene, bequemt haben.

Christian Hermann Weiße.

Adolf Bube.

Ein Nachtrag zu der Anzeige von Putlitz' „Luana".

In den neulich in d. Bl. (Nr. 12) abgedruckten „Aesthetischen Bedenken" glaubte ich darauf hinweisen zu müssen, zu welchem sublimen Unsinn wir auf dem Weg der poetischen Natursymbolik, wie die Kleinmeisterei unserer Tage diese versteht, nothwendig gelangen müssen. Gelegenheit dazu gab mir die „Luana" von Putlitz, ein Gedicht, in welchem der Verfasser Leben und Thaten der Mondstrahlenjungfrau episch zu verklären bestrebt ist.

Diesem Raffinement einer halb mystischen, halb kindisch tändelnden Naturanschauung möchte ich nun in Adolf Bube *) einen Dichter gegenüberstellen, der die Natur ebenfalls zu dem Hauptgegenstand seiner Poesie gemacht, sie aber zu dem Zweck nicht zierlichst verfeinert hat, um dieselbe in berliner Theecirkeln zu dünnen Butterbröten mit Theewasser verzehren zu lassen. Vielmehr schildert er die Natur in ihrer Größe, in ihrer Schönheit, lieblich oder schreckenerregend, jedenfalls aber als Natur und bringt dadurch auf jedes poetisch gestimmte Gemüth, dem die Blumengeister, Mondscheinjungfrauen und all der neuromantische Naturschwindel noch nicht den Geschmack für das Einfache und Gesunde verdorben haben, einen der jedesmaligen Intention entsprechenden sichern Erfolg hervor. Und doch begnügt er sich nicht mit dem bloßen Abconterfeien der ihn umgebenden Natur — die gewöhnliche Klippe, an welcher die landschaftliche Poesie scheitert —, sondern weiß durch geistige und gemüthliche Bezüge die Außenwelt unserm Innern

---

*) Naturbilder. Gedichte von Adolf Bube. Dritte vermehrte Auflage. Gotha, Stollberg. [illegible]. 8. 5 Ngr.

zu vermitteln, ohne je das Bewußtsein zu verlieren, daß diese symbolisirenden Züge der Natur nicht immanent, sondern spontane Hineintragungen des Menschengeistes sind. Einzelne dieser Gedichte genießen eine wohlverdiente Verbreitung; wer kennte nicht das tiefempfundene Lied „Der Auswanderer am Orinoco"? Die meisten übrigen aber verdienen ebenfalls bekannt zu werden. Zur Probe, in welcher Weise Bube die treu geschilderte Natur in geistige Beziehungen zu setzen weiß, nur ein kleines Gedichtchen, überschrieben

Die Nachtviole.

Nun ist der laute Tag vergangen
Und Dunkel hält die Flur umfangen:
Die Nachtviole sendet Duft
Entzückend in die kühle Luft.

Mir ist, als ob ein Dichterleben
Sich in die Einsamkeit begeben
Und frei im zaubervollen Lied
Aushauche, was ihm Gott beschied.

Wie fern aber der Dichter der Selbsttäuschung steht, als seien die von ihm hineingetragenen Deutungen der Natur absolute, und wie weit es ihm daher abliegt, die Natur als solche personificiren zu wollen, das spricht er in einem andern Lied sehr verständig aus:

Verschiedene Deutung.

Stellt sich des Himmels Wolkenschar
In schöner Abendröthe dar,
So nennt's der Krieger blut'ge Schlacht,
Der Gärtner helle Rosenpracht,
Der Kaufmann sammtne Purpurglut,
Der Schiffer lichte Meeresflut,
Der Thürmer wilden Flammenstreit,
Der Priester Glanz der Ewigkeit:
Kurz, Jeder trägt das Bild hinein,
Das steht in seines Herzens Schrein,
Und glaubt und schwört zuletzt wol gar,
Daß seine Deutung recht und wahr.

So seien denn diese Naturbilder, welche von dem gesunden poetischen Sinn des Dichters zeugen, auch in der neuen eben erschienenen Auflage bestens empfohlen.

August Henneberger.

Literarische Städtephysiognomien.

Es liegen uns zwei Schriften vor: „Pesther Briefe über Literatur, Kunst, Theater und gesellschaftliches Leben. Von Demeter Dudumi" (erste Lieferung; Pesth 1856) und „Weimar. Von Elisabeth Sangalli" (Leipzig, O. Wigand, 1855), die ihrer Tendenz nach verwandt sind, indem sie die beiden Städte Pesth und Weimar in ihrer literarischen, geistigen und gesellschaftlichen Physiognomie zur Anschauung zu bringen suchen und namentlich deren Theaterverhältnisse behandeln. Die Hauptstadt Ungarns ist schon darum von besonderm Interesse, weil sie ein Doppelgesicht zur Schau trägt, ein deutsches und magyarisches, und während wir uns aufrichtig darüber freuen, daß der magyarische Geist sich auch in literarischer und künstlerischer Hinsicht immer kräftiger, obschon doch meist im Anschluß an die ältern Literaturen und Kunstformen Europas entwickelt und nicht mehr blos ein martialischer ist, so ist es für uns als Deutsche doch von besonderm Interesse, in Pesth auch eine Pflanzstätte deutscher Cultur, Sitte, Literatur und Kunst zu erblicken, von der aus sich diese langsam, aber sicher in jenen östlichen Regionen strahlenförmig weiter verbreiten. Von dem Wachsthum des deutschen Elements zeugt vornehmlich die Ausdehnung, welche das deutsche Zeitungs- und Journalwesen in Pesth gewonnen hat. Den Anfang nahm diese deutsche Journalistik in Pesth mit der „Pesth-Ofener Zeitung", die 1845 begründet wurde; seitdem sind folgende deutsche Zeitungen und Journale hinzugetreten: der „Pesther Lloyd", der bereits, Dank der fleißigen, einsichtsvollen und taktvollen Leitung des Hauptredacteurs Weiß, die Concurrenz mit den vielen großen wiener Zeitungen siegreich besteht; ferner die von O. von Müller redigirte „Ungarische Post", welche von Demeter Dudumi als vortrefflich gerühmt wird, das von G. Birnbaum redigirte „Localblatt", ein kleineres politisches Journal, Sigismund Saphir's „Sonntagszeitung", Levitschnigg's „Pesther Sonntagsblatt", ein Blatt für den Salon und mit mehr „Upasgift als Tinte" geschrieben, und Karl Beck's „Frische Quellen", über die wir gleich nach ihrer Entstehung einige Bemerkungen gebracht haben. In Bezug auf das magyarische Literaturelement enthält Demeter Dudumi's Schrift manche interessante Einzelheiten. Der Verfasser versichert, daß die magyarische dramatische Poesie sowol im ernsten wie im komischen Gebiete Manches geleistet habe, was Beachtung verdiene. Er glaubt, daß es ein ebenso ehrenwerthes als gewinnreiches Unternehmen sein würde, falls ein Verleger die bessern Werke ungarischer Dramatiker in Art einer Bibliothek, die man z. B. mit Katona's „Bánk Bán" und Jókai's „Manlius Sinister" eröffnen könnte, in gediegener Verdeutschung der Oeffentlichkeit übergeben wollte. Zu den bessern dramatischen Dichtern Ungarns gehörte auch Karl Obernyik, zuletzt Professor in Kecskemét und im vorigen Jahre auf einer Ferienreise in Pesth an der Cholera verstorben. Mehre seiner Schau- und Trauerspiele sind aufgeführt worden, und 1842 errang er den Preis der Akademie von 100 Dukaten mit dem Drama „Magnat und Bauer", das jedoch wegen der damaligen Zeitverhältnisse nicht zur Aufführung zugelassen werden konnte. Auch mehre ungarische Nationalopern, von denen einige schon zum Theil wegen der darin eingewebten magyarischen Volksmelodien von Interesse sind, werden von dem Verfasser sehr gerühmt, wie Erkel's „Hunyady László", Császár's „Morsinai Erzsébet" (Elisabeth von Morsina), Thern's „Tihany ostroma" (Belagerung von Tihany) u. s. w.

Wie dies jetzt gebräuchlich ist, reibt sich der Verfasser gelegentlich auch an Shakspeare, ohne jedoch dessen Größe zu verkennen, nur glaubt er noch zu viel Shakspeare'sche Elemente in Poesie und Aesthetik spuken zu sehen. Wir aber fragen, in welchem irgend nennenswerthen Stücke, das seit etwa zehn Jahren zur Aufführung kam, spukt noch Shakspeare'scher Einfluß? Etwa in Gutzkow's, Laube's, Freytag's Dramen, in Brachvogel's „Narciß", im „Fechter von Ravenna", in Gottschall's „Pitt und Fox", in Jordan's „Liebesleugnern", in Mosenthal's „Deborah", in Roderich Benedix' „Mathilde", in Hackländer's „Zur Ruhe Setzen", in der Birch-Pfeiffer „Lady von Worsley-Hall" oder in Theodor Apel's „Nähkäthchen"? Geht! ihr kämpft gegen einen Schemen, der euch durchaus nicht mehr im Wege ist. Wir Wenigen, die wir noch auf Shakspeare'scher Fährte schritten, die wir uns dem jedenfalls doch verzeihlichen Wahne hingaben, die deutsche Bühne könne oder müsse auf diesem Wege aus ihrer Erschlaffung gerettet werden, wir gestehen es offen, für lange so gründlich gegen euch, gegen den Geschmack der Schauspieldirectoren und Regisseure wie auch eines Theils des Publicums den Kürzern gezogen zu haben, daß ihr wenigstens die Großmuth haben solltet, uns nicht immer wieder unsern Irrthum oder unsern Mangel an Coulissenpraxis, kurz unsere Niederlage ins Gedächtniß zurückzurufen. Habt ihr nicht einmal daran genug, daß wir unsern Irrthum, vielleicht freilich nur einen Irrthum auf Zeit, offen eingestehen und auf alle dramatische Productivität verzichtet haben? Vielleicht kommt auch an euch die Zeit — wir wünschen sie euch nicht, aber wahrscheinlich kommt sie auch ohne alles Zuthun von unserer Seite — wo ihr den Schmerz dieses freiwilligen oder gezwungenen Verzichtleistens an euch selbst empfinden werdet.*)

---

*) Heinrich Laube spricht in der Vorrede zu seinem eben erschienenen Trauerspiel „Graf Essex" von den „süßen" Kritikern, welche keine

In ihrer Schrift über Weimar zieht die pseudonyme Elisabeth Sangalli zuvörderst einen Vergleich zwischen dem classischen Weimar, welches der Vergangenheit, und dem modernen Weimar, welches der Gegenwart und vielleicht der Zukunft angehört. Sie erörtert dann die Bestrebungen des gegenwärtigen Großherzogs und Maria Paulowna's für eine freiere Geistesrichtung und für allgemeinere Bildung in Weimar und kommt dann, wie dies in Deutschland fast unausbleiblich zu sein scheint, in längerer Ausführung auf das Theater, auf Liszt's Verdienste um die Oper, namentlich aber auf die Leistungen ihres Gatten Marr zu sprechen. Jetzt, wo Marr wieder zum Wanderstabe gegriffen hat, würde die Dame ihre Broschüre wol in einem ganz andern Sinne, wenn überhaupt schreiben. Was die classische Periode Weimars betrifft, so hat diese nach ihrem Dafürhalten nur für einen „exclusiven Kreis, für künstlerische Individualitäten, für die schönheitsdurstige Aristokratie" existirt; „ins Volk drang kein erwärmender Strahl", fügt sie hinzu. Unsere Zeit hat nach ihr eine andere Aufgabe; sie verlangt in ihrer „Totalität" danach, „alle Bemühungen des Culturlebens mit dem wirklichen Leben in Harmonie zu bringen", u. s. w. Leider hat aber, behauptet die Verfasserin weiter, alles geistige, intelligente, wissenschaftliche und künstlerische Ringen seine hartnäckigsten Gegner im deutschen Philisterthum. In dieser Welt der Philister ist man, wie die Verfasserin versichert, „weder human noch empfänglich; man denkt im Sinne des üblichen Kanzleistils, man modelt sein Empfinden nach den Landesparagraphen und Gesetzen; aus den Actenstößen entnimmt man seine Vorstellungen und Reflexionen, entelirt auf die Idee, daß nichts bestehen kann, was nicht im Bureau, hinter dem Schreibtische in dicke Folianten eingetragen. Das Philisterthum reibt und hebt sich nur am persönlichen Parteigetreibe, voller Neid und Misgunst, voller Spott und Tadel über die Geistesaristokratie." Ueberhaupt weiß die Dame, die mit Fremdworten und philosophischen Kunstausdrücken mehr als nöthig um sich wirft, ganz ordentlich zu räsonniren und zwar stets vom Resonanzboden des modernen und zuweilen auch des specifisch Marr'schen Bewußtseins aus.

H. M.

Literarische Notizen aus England.

Rudolf Köpke's Schrift „Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters" sind von der deutschen Kritik ziemlich stiefmütterlich behandelt worden, obschon man sie wol mit Recht eine der interessantesten neuern Erscheinungen auf dem Gebiete der Biographie nennen darf. Den Vorwurf, gegen dies Buch nicht ganz gerecht gewesen zu sein, haben übrigens unsers Wissens schon früher die „Hamburger Jahreszeiten" der deutschen Kritik gemacht. Zu dem reichhaltigen Inhalt kommt bei diesem Buche noch eine künstlerisch anmuthige Form, durch die es sich gewiß über alle Autobiographien erhebt, die seit Goethe's „Aus meinem Leben" erschienen sind; denn auch diese Tieck'schen Erinnerungen sind wesentlich als eine Autobiographie zu betrachten. Dagegen fängt die Aufmerksamkeit des Auslandes an, sich darauf zu richten. Wir haben schon früher eines Artikels des „Athenaeum français" gedacht, worin auf das Buch als auf ein vielseitig interessantes hingewiesen wurde. Nun bringt auch das londoner „Athenaeum" längere Auszüge daraus, welche mit folgender Vorbemerkung eingeleitet werden: „Trotz des großen Rufs, dessen sich der Name Ludwig Tieck's erfreut, gibt es doch wol nur wenige Autoren, die der großen Masse der Leser in persönlicher Hinsicht so wenig bekannt wären. Die reizenden Erzählungen, welche zu der Zeit erschienen, als das deutsche Feenland noch ein neues Gebiet war, gelten vielleicht manchem Engländer als charakteristischere Typen des Germanismus als irgendeine der Productionen Goethe's und Schiller's, und doch, wenn sich derselbe Brite ein Bild von dem unermüdlichen Tieck machen will, so wird dies so verschwommen und unbestimmt gerathen als nur möglich. Natürlich werden wir nicht ganz Dasselbe von des Dichters Landsleuten sagen können, ohne uns einer Uebertreibung schuldig zu machen; dennoch glauben wir, daß in Betreff des Haupts der romantischen Schule selbst unter den Bewohnern Dresdens und Berlins ein unermeßliches Misverhältniß zwischen seinem Rufe und der Kenntniß von ihm stattfindet." Namentlich haben die Tieck'schen Märchenerzählungen den ganzen Beifall des englischen Kritikers. „Wer", sagt er, „könnte jemals den «Blonden Eckbert», den «Getreuen Eckart» und alle jene köstlichen Erzählungen vergessen, welche im «Phantasus» gesammelt sind? Die Wiedererweckung der alten Volksmärchen und die Neuerfindung von Erzählungen, welche denselben Geist athmen, gaben ein wundervolles Gährungselement unter den altklugen Berlinern ab, welche sich einbildeten, daß sie über solche Altweibermärchen schon längst hinaus seien." Auch die Verdienste, welche sich Tieck um die Anerkennung und gerechtere Würdigung Shakspeare's, Cervantes', der romanischen Literaturen überhaupt, der Minnesinger und der altdeutschen Kunst in Deutschland erwarb, werden von dem englischen Berichterstatter nach Verdienst hervorgehoben.

Bunsen's „Zeichen der Zeit" sind von Miß Susanna Winckworth, die sich namentlich mit der religiösen Literatur Deutschlands beschäftigt und erst jüngst eine von uns bereits erwähnte Sammlung vortrefflich gelungener englischer Nachbildungen deutscher Kirchenlieder unter dem Titel „Lyra Germanica" herausgab, unter dem Titel „Signs of the times, being letters on the dangers to religious liberty in the present day" ins Englische übersetzt worden. Der „Leader" sagt davon: „Es ist dies das bemerkenswertheste Werk, welches in der neuesten Zeit aus der Feder eines Staatsmanns erschienen ist." Für Deutschland von besonderm Interesse ist auch ein neues Werk von Sir John Forbes: „Sight-seeing in Germany and the Tyrol, in the autumn of 1855", ferner Edward Cayley's zweibändige Schrift „The European revolutions of 1848".

H. M.

Bibliographie.

Bacherl, F., Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in zwei Abtheilungen. Nördlingen, Beck. 8. 10 Ngr.

Bodemer, H., Die industrielle Revolution mit besonderer Berücksichtigung auf die erzgebirgischen Erwerbsverhältnisse. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 20 Ngr.

Briefe des Großherzogs Carl August und Göthes an Döbereiner. Herausgegeben von O. Schade. Weimar, Böhlau. 8. 1 Thlr.

Büst, F., Fest-Predigten. Trier, Lintz. 8. 27 Ngr.

Chevalier, M., Zwolf national-ökonomische Vorträge. Gehalten im Collége de France bei Eröffnung der Jahreskurse 1840—41 bis 1851—52. Rechtmäßige deutsche Ausgabe. Besorgt von J. E. Horn. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr.

Cornill, A., Arthur Schopenhauer, als Uebergangsformation von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung dargestellt. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 20 Ngr.

Wahnsinnsscenen nach Shakspeare'schem Muster auf der Bühne mehr dulden wollen und bemerkt dann: „Erinnern wir uns doch bei Zeiten, daß wir hiermit auf dem behaglichen Abhange tänzeln, welcher zu blumiger aber sumpfweicher Wiesenfläche führt. Da ist recht fette Vegetation, aber schwammig sind die Gräser, unkräftig alle Gewächse." Wir vernehmen dieses Wort gerade von dieser Seite mit aufrichtigem Vergnügen, nur freilich könnten auch wir es nicht billigen, wenn einzelne Shakspeare'sche Motive einem sonst sehr modern gehaltenen Drama als isolirte Effectmittel blos äußerlich aufgeklebt werden sollten.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

32. **Meyer (C. F.), Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke.** Dritte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses bereits in dritter Auflage erschienene Wörterbuch kann sowol seiner Zweckmäßigkeit als des überaus billigen Preises wegen ganz besonders empfohlen werden.

33. **Noback (Ch. und F.), Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.** Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte. Siebentes Heft. (Peru — Stettin.) 8. Geh. 12 Ngr.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

34. **Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères,** depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par **Léopold Neumann,** docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome second. In-8. Geh. 3 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge **Oesterreichs** mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks bedarf keiner Rechtfertigung. Dasselbe ist auf **vier Bände** berechnet, die möglichst rasch hintereinander erscheinen werden. Der soeben erschienene **zweite Band** umfaßt die Jahre 1801—15. Namentlich wird eine große Anzahl noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. In einer Vorrede zu dem ersten Bande (1855, 3 Thlr.) spricht sich der Verfasser ausführlich über das ganze Unternehmen aus.

In demselben Verlage erschienen folgende **wichtige diplomatische Werke:**

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, **Réglements consulaires des principaux états maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—, **Phases et Causes célèbres du droit maritime** des nations. 2 vol. In-8. Geh. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann.* 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Martens (Ch. de), Causes célèbres du droit des gens. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

—, **Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hierzu erscheint demnächst.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, **Éléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

35. **Reichenbach fil. (H. G.), Xenia Orchidacea.** Beiträge zur Kenntniss der Orchideen. Sechstes Heft: Tafel LI—LX.; Text Bogen 16—18. 4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Orchideen haben seit 25 Jahren in Europa den ersten Rang unter den Gewächshauspflanzen eingenommen. Die zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung dieser Pflanzen haben die Zahl der von Linné gekannten Arten um das 50fache vermehrt, und so groß ist die Schwierigkeit der Kenntniß dieser blühenden Legion, daß nur zwei Botaniker leben, welche sich gleichmäßig mit den Orchideen der verschiedensten Gegenden vertraut gemacht haben. Nur durch wissenschaftliche Abbildungen kann das Studium dieser Pflanzen wieder etwas zugänglicher werden. Gewöhnt, jede verbesserte Art zu zeichnen und reich bedacht mit in den Tropen gefertigten Farbenskizzen besitzt der Verfasser einen großen Schatz von Darstellungen dieser merkwürdigen Gewächse. Das Interessanteste beabsichtigt derselbe hiermit zum Gemeingut zu machen.

Das Werk wird in einer beschränkten Anzahl von Decaden erscheinen. Jede Decade bringt 5 besonders schöne und auffallende Formen, deren Blüte gemalt; 15 andere werden schwarz auf den andern fünf Blättern gegeben. Dazu deutscher und lateinischer Text.

Man wird daraus ersehen, wie der Verfasser sowol alte berühmte Originalsammlungen als die neuesten Reiseergebnisse sich zugänglich machte und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, daß ein sehr reiches Material umsichtig ausgebeutet den entschiedensten Nutzen für die Erschließung der Orchideen bietet.

Ein **Prospect,** der unter Anderm sehr günstige Besprechungen des Werks aus der Feder Prof. Lindley's, des berühmten englischen Botanikers und Kenners der Orchideen, mittheilt, ist in allen Buchhandlungen zu haben.

36. **Ruge (A.), Die neue Welt.** Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit einem Vorspiel: **Goethe's Ankunft in Walhalla.** 8. Geh. 20 Ngr.

Daß **Arnold Ruge** nach langem Schweigen wieder literarisch auftritt und daß dies noch dazu mit einem Gedicht, einem Drama in Versen, geschieht, wird sicherlich Aufsehen erregen, ebenso daß die ganze Tendenz des Stücks sozusagen mehr conservativer Art ist. Der Schauplatz ist Paris im Jahre 1848, die handelnden Personen sind deutsche Künstler und Gelehrte mit ihren Frauen. Das Gedicht verdient jedenfalls die Beachtung aller literarischen Kreise, wenn ihm auch Viele mit Vorurtheil entgegentreten werden.

37. **Schmidt (H.), Erinnerungen eines weimarischen Veteranen** aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Iffland, Haydn &c. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein nur wenige Bogen umfassendes, aber höchst interessantes und unterhaltendes Buch, da es nicht nur werthvolle neue Originalmittheilungen über die Repräsentanten der Blüteperiode der deutschen Literatur in Weimar und andere berühmte Männer enthält, mit denen der Verfasser, ein 77jähriger Veteran, in persönlichem, freundschaftlichem Verkehre stand, sondern auch die Persönlichkeit des Verfassers und seine eigenen interessanten Erlebnisse besonders in der Theaterwelt den Leser fesseln werden.

38. **Schulz-Bodmer (W.), Der Froschmäusekrieg** zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. 8. Geh. 1 Thlr.

Ein neuer höchst interessanter Beitrag zu dem **Vogt-Wagner**'schen Streite, eine humoristisch gehaltene Schrift, die sich gegen die materialistischen wie gegen die spiritualistischen Hypothesenmacher richtet und durch Mischung von Scherz und Ernst die „unfruchtbare Zänkerei zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" zu beendigen sucht. Der Verfasser ist als geistvoller politischer und namentlich militärischer Schriftsteller (z. B. durch seine jüngst erschienene „Militärpolitik") rühmlichst bekannt. Sein „Froschmäusekrieg" hat durch tiefeingreifenden Inhalt wie durch unterhaltende Form — in welcher Beziehung die „Schlußrede von Karl Vogt" besondere Beachtung verdient — Anspruch von Allen gelesen zu werden, welche die Schriften von **Vogt, Büchner, Schaller, Frauenstädt** u. s. w. kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

BROCKHAUS' REISE-ATLAS.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Unter diesem Titel erscheint in dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig eine **Reihe von Eisenbahnkarten, Flusskarten und Städteplänen**, wie sie bisher noch nicht existirten und aus denen sich allmälig ein **Reise-Atlas für ganz Deutschland** gestalten soll, obwol jedes Blatt für sich ganz selbständig ist. Das Unternehmen bildet ein Seitenstück und eine Ergänzung zu **Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.** Während letztere dem Reisenden interessante Reiselectüre bietet und zu seiner Unterhaltung und Belehrung über die von ihm besuchten Gegenden während der Fahrt dient, soll der **Reise-Atlas** ihn über Alles genau orientiren, was ihm auf irgendeiner Fahrt oder in einer Stadt entgegentritt, und alle speciellen Notizen geben, die in der Reise-Bibliothek ausgeschlossen sind. Jedes Blatt besteht deshalb aus einer **Karte** oder einem **Plan** (in Lithographie mit Farbendruck) und aus einer **Beschreibung** der betreffenden Fahrt oder Stadt nebst allen dem Fremden nöthigen Notizen. Ausserdem sind auf den Karten oder Plänen **Abbildungen** der interessantesten Sehenswürdigkeiten (in Stahlstich) angebracht. Das Ganze ist in der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlagshandlung hergestellt. **Jedes Blatt** (in Octavformat, sauber cartonnirt) **kostet 5 Sgr.**

Erschienen sind bereits folgende Blätter:

Leipzig-Dresden. Führer für Reisende auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. (Zugleich auch in einer Miniatur-Ausgabe.)

Die Sächsische Schweiz. Führer für Reisende auf der Elbdampfschiffahrt zwischen Dresden und Leitmeritz, der Sächsisch-Böhmischen Staatseisenbahn von Dresden nach Prag sowie in der Sächsischen Schweiz. Mit 9 Abbildungen in Stahlstich (Amselfall, Herrnskretschen, Hohnstein, Königstein, Kuhstall, Prebischkegel und Kreuzstein, Prebischthor, Rathener- und Basteifelsen, Grosser Winterberg).

Leipzig-Hof. Führer für Reisende auf der Sächsisch-Bairischen Staatseisenbahn. Mit 2 Abbildungen in Stahlstich (Göltzschthal und Elsterthal).

Hof-Nürnberg. Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Hof nach Nürnberg. Mit 6 Abbildungen in Stahlstich (Dom zu Bamberg, Burg und Johanneskirchhof zu Nürnberg, Plassenburg bei Culmbach, Tüchersfelde, Vierzehnheiligen und Staffelstein, Waldstein).

Leipzig. Plan der Stadt und Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Augusteum, Börse, Brockhaus' Officin, Buchhändler-Börse, Katholische Kirche, Pleissenburg, Post, Rathhaus, Rosenthalthor, Thomaskirche).

Dresden. Plan der Stadt und Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Albrechtsburg, Eisenbahnbrücke, Alte Elbbrücke, Frauenkirche, Japanisches Palais, Katholische Kirche, Museum, Palais im Grossen Garten, Brühl'sche Terrasse, Theater).

Weitere Karten und Städtepläne werden in rascher Folge erscheinen.

Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig** ist erschienen:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Hermann Hettner.

In drei Theilen. Erster Theil. Die englische Literatur von 1660—1770.

8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 2 Thlr. 16 Ggr., in englischem Callico-Einbande 3 Thlr.

Im großen Stile der Geschichtschreibung, den Schlosser und Macaulay in unsern Tagen so wirkungsvoll erneuerten, hat der Verfasser in selbständiger Weise „Wesen und Verlauf" unserer nächstvergangenen Culturperiode gezeichnet. Die Literaturgeschichte ist hier im Sinne einer eigentlichen Culturgeschichte behandelt. Mit der Hingebung echt deutschen Gelehrtenfleißes hat er die Thatsachen erschöpft, mit längst bewährtem philosophisch-ästhetischen Blicke künstlerisch geordnet und mit offenem Sinn für die Gestaltungen des Lebens ausgedeutet. Durch diese einheitliche Darstellung der wissenschaftlichen, künstlerischen und socialen Zustände und Bedingungen wird, wir dürfen es mit Zuversicht sagen, das vorliegende Werk eine wesentliche und tiefgefühlte Lücke der Wissenschaft ausfüllen, der es in der That bisher noch immer an einer solchen umfassenden Geschichte der großen Aufklärungskämpfe des vorigen Jahrhunderts gefehlt hat.

Der hier erscheinende erste Band gewinnt ein um so größeres Interesse, je inniger er mit den soeben ausgegebenen neuesten Bänden Macaulays zusammenfällt und deren cultur- und literargeschichtliche Ergänzung bildet. Die beiden folgenden Bände werden in möglichst kurzer Frist folgen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 30. —— 24. Juli 1856.

Materialismus oder Spiritualismus?

Erster Artikel.

Eine neue Weltanschauung ist daran, sich in die Gemüther der Menschen einzuleben. Sie geht herum wie ein Ansteckungsstoff. Jedes junge Gemüth der gegenwärtig lebenden Generation wird davon ergriffen; je mehr Lebensfülle es in sich hat, desto mehr. Es kommt aber darauf an, wie es vorbereitet ist, den neuen Impfstoff zu empfangen. Trifft er auf ganz unvorbereitete Seelen, so erzeugt er Materialismus, in besser vorbereiteten höhere Formen der Erkenntniß und Wissenschaft. Wohin das Alles zuletzt will, ist noch verborgen. Nur soviel ist gewiß, daß das Alte veraltet ist und das Neue sich gewaltig hervordrängt, als wäre die Menschheit mit einer neuen Menschheit schwanger.

Eine große Anregung hat der Streit zwischen den beiden Physiologen Rudolf Wagner und Karl Vogt im vorigen Jahre gegeben. Er hätte das aber nicht gethan, wenigstens nicht in soweit hinausreichendem Maße, wenn nicht die Seelen und Gedanken überall mit reichlichem Zündstoff für solche Anregungen erfüllt gewesen wären, und zwar nicht blos nach der Seite des Materialismus, sondern ebenso sehr und wahrscheinlich wol in einem noch weit erhöhtern Maße nach der Seite des Spiritualismus hin.

Der Menschengeist ist durch so viele neue Entdeckungen, Erfindungen, Hülfsmittel des Lebens mit neuen Eindrücken überschüttet, in neue Elemente des Wissens getaucht worden, welche seine alten Anschauungen in vielfacher Weise zu tief erschüttert haben, als daß sich Alles in ganz kurzer Zeit wieder ins Gleichgewicht setzen könnte. Und auch das Gleichgewicht selbst, wohin Alles zuletzt immer zurückkehrt, kann nicht das alte sein, sondern nur eine neue Geburt, wobei alle höchsten Productionskräfte, welche dem Geiste der gegenwärtigen Menschheit zugebote stehen, werden mitzuwirken haben.

Diejenigen miskennen ganz und gar diese geistige Bewegung, welche glauben, daß sie blos negativer Natur sei. Sie hat vielmehr einen wohlbegründeten positiven Kern. Sie ist eine Fortsetzung der Bewegung, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts, von Kant ausgegangen, das wissenschaftliche Leben und mit ihm alle Erziehungs- und Bildungskräfte der Nation heilsam zu reformiren begann. Diese philosophische Reform ist noch lange nicht beendigt, gerieth vielmehr durch Ausbreitung der naturphilosophischen Romantik in eine verderbliche Stockung. Das Verdienst ist nun dem heutigen Materialismus zuzugestehen, daß er hauptsächlich mit dazu beiträgt, uns aus dem Seelenschlafe zu rütteln, in welchen zu verfallen wir außerdem bedroht sein würden. Wenigstens läßt jener nicht ab, darauf aufmerksam zu machen, daß das Band eines unmündigen Kinderglaubens nicht im Stande ist, freie und edle Seelen mit Freudigkeit und Opfermuth zu rüsten, um den wirklichen feindlichen und zerstörerischen Gewalten der Gegenwart die Brust entgegenzuwerfen.

Aber freilich ist dann auch wieder der Materialismus unbegreiflich stark in den Zeichen der Zeit desorientirt, wenn er glaubt, daß die Seichtigkeiten, welche er zur Schau trägt, die wirkliche Nahrung seien, womit die Gegenwart, welche heißhungerig und bethört nach ihr langt, gesättigt werden könnte. Die Pfütze bleibt immer eine Pfütze, wenn auch der vom heißen Durste verlechzende Wüstenwanderer begierig aus ihr trank, als ob sie klares Wasser wäre. Man wird sich von ihr hinwegwenden, sobald man die Brunnen des klarern Wassers gehörig kennen lernt. Und auch darin zeigt der Geist der Gegenwart seine ganze Frische und Lebenskraft, daß es fortwährend nicht an Solchen fehlt, welche dem Materialismus nicht blos in polemischem und zurückdrängendem Streben als erbitterte Feinde vom beengten Glaubensstandpunkte her entgegentreten, sondern vielmehr die von ihm gebotene Gelegenheit einer Disputation über die höchsten Interessen der Menschheit in sorgsam eingehender Weise und ohne Erbitterung benutzen, um heilsamen und beglückenden Philosophemen, deren haderstillende und besänftigende Kraft von den Zeiten des Plato und Sokrates her in der Menschheit sich erprobt hat, erneuerte Wege zu bahnen. Dient nun der Materialismus dazu, durch einen scharfen Anreiz auf die Gemüther den Acker

der öffentlichen Meinung zu pflügen, damit sie bereitwilliger werde, den Samen jener so alten und doch immer wieder den Eindruck des Unerhörten machenden Ideen, in deren Vollziehung im Menschengeschlechte die eigentliche Hoffnung seiner Zukunft ruht, in sich aufzunehmen, so wird er nach erfüllter Bestimmung ruhig zu Grabe gehen können, ohne eine künftige Auferstehung fürchten zu müssen.

Vor kurzem noch galten Vogt und Moleschott als die einzigen Vertreter des Materialismus vom reinsten Wasser. Czolbe und Büchner sind ihnen mit rasch erworbener Berühmtheit zur Seite getreten. Treten wir zu ihnen hin und sehen uns genauer an, was sie wollen.

1. Neue Darstellung des Sensualismus. Ein Entwurf von Heinrich Czolbe. Leipzig, Costenoble. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

2. Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung von Louis Büchner. Dritte Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1855. 8. 1 Thlr.

Czolbe will, daß die Wissenschaft auf eine Erkenntniß des Uebersinnlichen verzichte, und glaubt, daß dieses am besten erreicht werde, wenn man Anschaulichkeit im Denken zum ersten Grundsatze erhebe. Die Wissenschaft soll durchweg anschaulich werden, anstatt daß sie sich bisher nur zu häufig mit unanschaulichen Erklärungen begnügte in Feldern, wo anschauliche möglich waren. Wer wollte im Interesse aller Lernenden nicht von ganzem Herzen in den Wunsch einstimmen, in allen Fällen, wo anschauliche Erklärungen möglich sind, denselben vor den unanschaulichen den Vorzug zu geben! So erinnern sich gewiß noch alle ehemaligen Schüler des Mathematikers Thibaut in Göttingen mit Vergnügen daran, wie sehr dieser das Interesse am Studium der Geometrie dadurch zu heben wußte, daß er die Beweise in möglichst anschaulicher Form gab, wodurch das Studium dieser Wissenschaft damals zu einer beliebten Modesache für Jedermann wurde. Aber ein Anderes ist es, ob das Anschauliche als solches, wie Czolbe will, ein Unterscheidungsmerkmal gründlichern Verständnisses und tieferer Einsicht sei. Hiergegen erheben sich doch große Bedenken. Wäre dieses so, so wäre z. B. der Zustand der Arithmetik bei den Pythagoräern, welche sich die abstracten Verhältnisse der Quadratzahlen nur erst an geometrischen Figuren zu verdeutlichen wußten, ein vollkommenerer Zustand dieser Wissenschaft gewesen als der gegenwärtige, bei dem man diese Krücke nicht mehr nöthig hat. Und sollen wir den seitdem noch hinzugekommenen Differentialcalcul, durch welchen die heutige Wissenschaft das Größte leistet, darum für minder gewiß und zuverlässig halten, weil er sich schlechterdings nicht veranschaulichen, sondern nur in abstracten und völlig bildlosen Gedanken auffassen läßt?

Von der strengen Anfoderung deutlichster Anschaulichkeit ausgehend, zog bereits vor etwa 20 Jahren ein gewisser Wirth mit großem Ernste aufs neue die Kopernicanische Hypothese einer Bewegung der Erde in Zweifel und man konnte dem Manne, wenn man seinen Grundsatz, daß nur das vollkommen Anschauliche wahr sei, gelten ließ, durchaus nicht Unrecht geben. Es hat aber nichts davon verlautet, daß irgendeiner unserer namhaften Astronomen, welche doch, da sie Sonnen- und Mondfinsternisse so genau vorher berechnen, wol etwas von der Sache zu verstehen scheinen, sich durch den Grundsatz des Sensualismus an der mit der Sinnanschauung in so großem Widerspruch stehenden Hypothese hätte irre machen lassen. Daher läßt es sich denn auch nicht leugnen, daß die Astronomie mit diesem Grundsatze in ebenso großer Feindschaft lebt als die Mathematik.

Der Grundsatz, nur das Anschauliche sei wahr, muß demnach wol aufgegeben werden. Es ist, so leid es uns thut für alle langsamen Köpfe, auch kein wahres Wort an ihm. Wäre es wahr, so würde mit einem male alles Das in der Naturwissenschaft zusammenstürzen, was man das Exacte darin nennt. Denn überall, wo die Exactheit anfängt, hört die Anschaulichkeit auf. Es bliebe nichts übrig als eine unendliche Masse von wüsten Beobachtungen, Experimenten und Erfahrungen, wie sie das Alterthum ebenfalls schon hatte, ohne daß es etwas Nützliches mit ihnen anzufangen wußte, eben darum, weil es den anschaulichen Stoff noch nicht durch den unanschaulichen Calcul zu zersetzen und zu verzehren verstand. Das Wünschenswerthe, was in der Anschaulichkeit liegt, reducirt sich daher blos auf den Vortrag der Wissenschaft.

Aber auch hier darf man die Foderung des Anschaulichen nicht auf die höchste Spitze treiben, wenn sie nicht die unbefangene Auffassung der Erfahrungsthatsachen trüben und hindern soll. Wer z. B. die Denkgesetze durch Kreise, den Zeitverfluß durch eine Linie, den bittern Geschmack durch stechende Nadeln, den süßen durch sanft gleitende Wellen, die Liebe durch ein flammendes Herz u. dergl. veranschaulicht, der muß doch immer zugleich dafür sorgen, daß der Gegenstand nicht mit dem Bilde verwechselt werde und der Schüler nicht einer bloßen Spielerei mit Bildern, Zeichen und Symbolen anheimfalle. In diese Spielerei verfielen z. B. im Alterthum die Pythagoräer, indem sie die geometrischen Figuren geradezu mit allen den abstracten Gegenständen verwechselten, für welche sie dieselben als anschauliche Symbole beim Unterrichte gebrauchten. Die Sinnbildnerei und spielerische Hieroglyphik, in welcher sich die naturphilosophische Schule schon etwas übernommen hatte, könnte so wieder zur üppigsten Blüte gelangen.

Es ist der Mühe werth, in Betreff eines Hauptpunkts näher auf Das einzugehen, was Czolbe ein anschauliches Erklären nennt. Er hält dafür, daß die Eindrücke der Sinnorgane sich in Gestalt von mechanischen Schwingungen in der elastischen Nervenmasse zum Gehirn fortpflanzen und in ähnlicher Art die Willensimpulse in den motorischen Fäden vom Gehirn aus sich verbreiten. Da nun bekanntlich eine einfache Fortpflanzung der Nerventhätigkeit von der Peripherie ins Centrum und umgekehrt

für sich allein noch nicht hinreicht, Bewußtsein zu erzeugen, er aber die Annahme einer im Gehirn wohnenden bewußten Seele vermeiden will, weil dies ein unanschauliches Princip sei, so sucht er auch das Bewußtsein aus jenen mechanischen Schwingungen auf eine anschauliche Art zusammenzusetzen. Die Schwingungen, welche, solange sie in geradliniger Richtung liefen, unbewußt waren, sollen im Gehirn in eine in sich selbst rückläufige Kreisbewegung treten. Diese kreisförmige Bewegung gewisser mechanischer Erschütterungen ist das Bewußtsein.

Hat denn aber das Bewußtsein wirklich eine Verwandtschaft mit einer in sich rückläufigen Bewegung? Dann müßten ja das Roulette, der Haspel, das Rad auch Analoga des Bewußtseins zu erkennen geben. Wir merken nichts davon. Ebenso gut könnten wir daher auch das Bewußtsein eine Erweichung des Gehirns, eine Aussonderung elektrischen Stoffs, einen chemischen Proceß im Dunste der Hirnhöhlen nennen. Das Eine bietet genau ebenso viel Aehnlichkeit als das Andere, nämlich nicht die geringste. Das Bewußtsein ist zwar wahrnehmbar, aber schlechterdings nicht anschaulich, auf ganz ähnliche Art, wie z. B. auch der Donner, der süße Geschmack, der Schmerz, der Zeitverfluß wahrnehmbar, aber nicht anschaulich sind. Man nimmt Vieles mit der größten Gewißheit unmittelbar als existent wahr, was man doch nicht mit Kreislinien oder recht- und spitzwinkeligen Figuren aufs Papier zeichnen kann. Es ist nicht blos der Opticus, welcher uns von Dem, was ist, Kunde gibt. Und wenn man ihm, was äußerliche Erkenntnisse anbelangt, auch eine gewisse Superiorität über die andern Sinnesnerven einräumen darf, weil seine Anschauungen am weitesten in die Außenwelt hineinreichen, so nimmt er dafür in der Zahl der Sinne und Erkenntnißquellen, welche über unser Inneres Kunde geben, einen desto tiefern Rang ein. Wer beim Bewußtsein an nichts als mechanische Kreisbewegungen denkt, der treibt bloßen Scherz mit diesen Dingen, ähnlich dem Schulknaben, welcher, anstatt die Aufgabe, die ihm zu schwer ist, zu lösen, Männchen auf das Papier zeichnet. Wem es Ernst mit der Sache ist, der steigt in die Wahrnehmung des Bewußtseins selbst ein, beobachtet die innern Symptome des Aufmerkens, des Lernens, des Erwartens, des Beobachtens, des Fragens, des Ueberlegens, des Zweifelns, des Fürwahrhaltens u. s. w. Gelingt ihm dies, so tritt er auf Fels, während jene anschauliche (oder richtiger: sinnbildernde) Methode ist wie der Flugsand der Wüste.

Sehr naiv bemerkt daher auch Czolbe, daß die sensualistischen Demonstrationen nach der anschaulichen Methode in der Regel erst dann rechte Ueberzeugungskraft erlangen, wenn man außer ihrer logischen Begründung sich auch noch an sie gewöhnt hat. Wir möchten hinzusetzen, daß, wer sich nur recht geflissentlich gewöhne, auch hierdurch allein schon zur Ueberzeugung gelangen könne, wobei er jedenfalls am sichersten geht, indem die logische Begründung ihn weit eher an verschiedenen Orten wieder unsicher machen könnte.

Zwei besondere Punkte treten aber noch hinzu, welche diesem Sensualismus keine lange Lebensdauer versprechen. Der erste ist der Conflict, in den er mit dem gegenwärtigen Zustande der geologischen Wissenschaft tritt. Er lehrt nämlich, die Arten der Organismen seien im Wesentlichen unveränderlich, jede erzeuge fortdauernd nur eine gleiche. Daher sei die Weltordnung ewig und die Organismen in ihr niemals ursprünglich entstanden. Und ebenso wie von Ewigkeit her voneinander verschiedene Menschenracen bestanden haben müssen, ebenso sei auch an der Stabilität der Lebensdauer, Körpergröße und sonstigen Körperbeschaffenheit des Menschengeschlechts festzuhalten. Dieser Ansicht von einer niemals entstandenen Erde mit niemals entstandenen Pflanzen, Thieren und Menschen wird außer ihrer wissenschaftlichen Berechtigung zur weitern ästhetischen Empfehlung eine „nüchterne Erhabenheit" zugeschrieben. Wir fürchten, daß hier ein Punkt ist, wo Czolbe gegen die Geologen von Fach einen nicht minder schweren Stand haben wird, als ihn die Bestreiter der Kopernicanischen Hypothese gegen die Astronomen von Fach haben. Solchen gewagten Stellungen sollte sich nur Der aussetzen, welcher wirkliche Einsichten und nicht, wie Czolbe an diesem Punkte, bloße Absichten zu vertheidigen unternimmt.

Der zweite Punkt ist der Versuch, die Principien des Sensualismus nicht nur mit den Sittengesetzen einer strengen Moral, sondern auch mit den Institutionen einer bestehenden Kirche in Einklang zu setzen. Dieser Versuch zeigt, daß der Sensualismus hier in der Seele seines Urhebers selbst mehr als ein bloßer Durchgangspunkt, denn als ein bereits befestigter Standpunkt zu betrachten sein möchte. Die moralischen Bedürfnisse sind ihm das Wohlwollen gegen Andere und das Streben nach eigener Vollendung. Das Motiv des sittlichen Handelns besteht einerseits aus der Theilnahme für Andere, welche sich mit der Vorstellung der Art und Weise, ihnen zu helfen, verbindet, andererseits aus dem persönlichen Ehrgefühle, welches die Vorstellung einer anständigen Lebensweise associirt. „Diese Auffassung der Ethik steht mit der Existenz einer Kirche nicht im Widerspruch. Gerade der Sensualismus, welcher in diesem Punkte so wesentlich mit einem tiefern Christenthume übereinstimmt, bedarf einer äußern Kirche, welche das Gute nicht nur einmal lehrt, sondern fortdauernd daran mahnt, zu guten Werken anleitet, im Unglück tröstet und unterstützt." Diese religiöse Stimmung, welche bekanntlich nicht bei allen Sensualisten vorkommt, setzt es ganz außer Zweifel, daß in dem Czolbe'schen Naturalismus sich selbst unbewußt eine weit höhere Weltanschauung gährt, welche sich blos noch durch das falsch gegriffene Princip einer durchgehenden Anschaulichkeit im Denken an ihrer freiern Ausbildung gehindert sieht.

Was Büchner's „Kraft und Stoff" betrifft, so hat diese Schrift bereits die Ehre einer dritten Auflage erfahren.*)

*) Die erste und zweite Auflage sind in Nr. 43 d. Bl. f. 1855 besprochen worden. Der dritten ist nun auch bereits eine vierte gefolgt. D. Red.

Was sogleich in der Vorrede zur letztern als höchst bemerkbar in die Augen springt, ist die eigenthümliche Manier des Verfassers, seine Gegner zu widerlegen. Er hält es mehrentheils für hinlänglich, ihre Worte blos zu citiren, um dieselben dadurch sofort der schuldigen Verachtung der Lesewelt preiszugeben. Dieses hat allerdings etwas Imposantes und erzeugt einen Ton von ganz unnachahmlicher Ueberlegenheit. Er redet z. B. von der erhabenen Unverständlichkeit und der speculativen Schwärmerei eines Philosophen, welcher in der „Allgemeinen Zeitung" gegen ihn zu Felde gezogen war. Als Beleg dieser Unverständlichkeit und Schwärmerei wird angeführt, daß jener Philosoph einen „selbstbewußten, alldurchdringenden Gott" annimmt, welcher „nicht raum- und zeitlos, sondern das Raum und Zeit Setzende und Erfüllende sei". Ueber diesen Begriff hat Büchner keine andern Worte als ein gleichsam erschrockenes Stammeln: „Selbstbewußtsein, Alldurchdringung, Realisirung des idealen Wesens des Geistes, Raum- und Zeitsetzung und Erfüllung, in der That, viel auf einmal für einen Gott, welcher, wie es scheint, nicht blos dem Bedürfniß des Philosophen, sondern auch dem des Theologen genügen soll!" Man sieht, den Herren, die uns die himmlischen Dinge wie erkrankte Glieder amputiren möchten, ist nichts fataler, als wenn theologische Begriffe, wie Gottheit und Seele, ihrer ungereimten Gestalt, worin sie häufig in einer mit unreinen Elementen versetzten Dogmatik angeeignet wurden, durch speculative Arbeit enthoben werden und nun anfangen, aufs neue in ihrer ganzen angestammten Schönheit und Würde zu strahlen. Denn sie fühlen hierbei am meisten ihre Einsamkeit und das Verlorene ihrer Sisyphusarbeit. Sie fühlen, daß, wenn die Zeit erst herannaht, wo der geläuterte religiöse Begriff über den ungeläuterten siegt, dann selbst der beste Fegebesen der Unsauberkeit, wenn er Zeit seines Lebens nichts Anderes konnte als fegen, nur zu dem abgefegten Kehricht mit ins Feuer geworfen wird. Sie fühlen, daß die Schönheit und Würde wiederhergestellter religiöser Wahrheiten und zu dem wirklichen Jenseits emporgerichteter Gedanken das Herz der Mehrzahl der Menschen mit unwiderstehlichem Zauber fesselt, und daß die Zahl der verstimmten Seelen immer die Minderzahl bilden wird. Sie fühlen, daß der Atheismus und die Seelenlosigkeit nur Caviar ist für verwöhnte und abgestumpfte Gaumen, ein Gewürz, wodurch sich der Uebermuth einer mit allen Bildungsmitteln überfütterten Seele auf seinen höchsten Gipfel treibt, womit man aber keinen Hungerigen sättigen kann. Sie fühlen mit einem Worte, daß sie vereinsamt stehen trotz alle Dem.

Sollte Büchner ehrlicherweise unfähig sein, sich eine selbstbewußte, Raum und Zeit setzende und mit ihrem eigenen Wesen erfüllende Urkraft auch nur zu denken? Er möge uns versichern, soviel er wolle, wir halten ihn für viel zu denkgewandt und zu wohlunterrichtet, um ihm dieses so geradezu aufs Wort zu glauben. Höchstens können wir annehmen, daß er gegen diesen Gedanken ein solches Vorurtheil gefaßt hat, daß er ihn sich überhaupt als polizeiwidrig zu denken verbietet und nun, ohne den Versuch auch nur gemacht zu haben, sich im Ernste einbildet, ihn nicht vollziehen zu können. Denn dieser Gedanke gehört keineswegs etwa zu jenen sensualistischen Gedanken, an die man sich erst langsam zu gewöhnen hätte, um sie denkbar zu finden, sondern seine Denkbarkeit leuchtet sogleich beim ersten Versuche umsomehr ein, als eine Geist und Herz erheiternde und erleuchtende Kraft von ihm ausströmt, sobald man sich ihm in aller Reinheit hingibt, ohne ihn durch anderweitige Zusätze zu trüben und zu stören.

Büchner besitzt außerdem seine Stärke in der eigentlichen Sophistik, nämlich nicht ohne Beredtsamkeit und Sachkenntniß über naturwissenschaftliche Themata, welche häufig mit seinem Grundthema wenig oder nichts zu thun haben, als über bequeme Gemeinplätze angenehm zu disseriren. So z. B. vertheidigt er innerhalb gewisser Grenzen die generatio aequivoca auf eine recht geistreiche Art und gibt sich dem Gedanken eines Generationswechsels mit großer Vorliebe hin. Nicht allein daß derselbe bei Salpen, Medusen, Polypen und Blattläusen vorkommt, nicht allein daß Blasenwürmer sich in Bandwürmer umwandeln können, auch Schnecken sollen sich aus Holothurien erzeugt haben, und so könnte vielleicht irgendwann eine Zeit gewesen sein, wo solcher Umwandlungsproceß sich auch auf höhere Thierspecies erstreckte, wo z. B. Spitz und Windhund aus Pudel oder Mops, Wolf aus Hund, Pferd aus Esel, Mensch aus Affe werden konnte, sodaß dann Gott nicht nöthig hatte, jedes dieser Thiere besonders und hinterher am sechsten Tage den Menschen zu erschaffen. Vorausgesetzt wird bei dieser Demonstration, daß dem Leser, welchem die aparte Schöpfung des Menschen am sechsten Tage hierdurch zweifelhaft wird, auch dadurch sofort das Dasein Gottes zweifelhaft werde. Damit ist zugleich der Standpunkt desjenigen Publicums näher bezeichnet, auf welches die Beweisführungen Büchner's recht eigentlich berechnet sind. Wie wenig aber die Vertheidigung von generatio aequivoca und Generationswechsel mit der materialistischen Ansicht als solcher zu thun hat, sieht man am besten daran, daß Czolbe mit ebenso großer Entschiedenheit beide Annahmen bestreitet, als Büchner dieselben vertheidigt. Czolbe steht im Wahn, daß, wenn man dieselben zuließe, der Materialismus nicht bestehen könne, und so widerstrebt er ihnen. Büchner steht im Wahn, daß, wenn man ihnen widerstrebe, dadurch die Lehre von den sechs Schöpfungstagen einen Halt gewinne, und so vertheidigt er sie. Diese Dinge werden eben vertheidigt oder bestritten, je nachdem sie gerade zur Absicht zu passen scheinen oder nicht. Sie können aber auf sehr verschiedene Weise zur Erreichung derselben Absicht verwandt werden, wie man an diesem Beispiele sieht. Man sieht zugleich hier, welch eine sichere Straße der Materialismus wandelt. Siegt in der Naturwissenschaft die generatio aequivoca, so braucht Czolbe blos auf Büchner's Seite zu treten, siegt die entgegengesetzte Theorie, so findet Büchner bei Czolbe einen Zufluchtsort.

Bei alle Dem muß man sowol bei Büchner als bei Czolbe Eins mit gebührender Achtung anerkennen, nämlich den wirklich vorhandenen, wenn auch irregehenden Trieb zur wissenschaftlichen Durchforschung der höchsten Dinge und den lebendigen Drang, mit dem erfahrungsmäßigen Wissen nicht blos auf der Oberfläche einer unverstandenen Erfahrungswelt, umringt von Nebeln angeerbter Mythen, stehen zu bleiben, sondern der Wahrheit unbedenklich ins Auge zu schauen. Man muß dies um so bereitwilliger anerkennen, als dieser Zustand sich keineswegs von selbst versteht, vielmehr das Princip des Materialismus einen sehr starken Keim zum Gegentheil in sich beherbergt. Denn ein wirklicher theoretischer Wissenschaftseifer und eine Leugnung aller geistigen Substanz stehen miteinander auf ähnliche Art in einem verborgenen Widerspruch, wie z. B. der moralische Zorn, womit sich in Plato's „Republik" das Gemüth dieses Dichterphilosophen einst gegen alle Poesie und damit gegen die tiefste Substanz seines eigenen Wesens ereiferte, blos weil einige Dichter sich in Composition der Götterfabeln und Zuertheilung menschlicher Eigenschaften an die Götter ein wenig übernommen hatten. Ebenso wenig als daran zu zweifeln ist, daß es Plato mit dieser Invective gegen alle Poesie momentaner Ernst war, ebenso wenig ist daran zu zweifeln, daß es diesen für Wissenschaft um ihrer selbst willen glühenden Adepten mit ihrem Materialismus momentaner Ernst ist im Angesichte einiger speculativen Philosophen, welche sich in der Abziehung des Menschengeistes von den irdischen Dingen vielleicht etwas übernommen haben. Aber wird die Sache auf diesem Punkte stehen bleiben? Schwerlich. Das Alterthum bietet uns hier eine belehrende Parallele. Demokrit von Abdera, der reine Atomistiker und Materialist, war ganz gleich unsern heutigen Männern des Stoffwechsels, ein für Wissenschaft und ihr Fortschreiten glühender Mann, welcher sein Leben und Vermögen im rastlosen Eifer für neue Entdeckungen opferte. Als aber erst durch Epikur die Lehre Demokrit's eine ausgebreitete und Gemeingeist entwickelnde Schule wurde, trat die wissenschaftliche Spannung so sehr in den Hintergrund, daß die Epikuräer von allen antiken Sekten diejenige wurden, deren Mitglieder am unselbständigsten auf die Worte des Meisters schwuren, ein gemüthliches Leben, fern von wissenschaftlichen und politischen Debatten, allem Uebrigen vorzogen und sich am wenigsten über schwierige Probleme weiter den Kopf zerbrachen. So hat im Alterthum doch zuletzt die innere Consequenz der Sache den edeln, aber inconsequenten Aufschwung des Anfangs besiegt. Wir besitzen noch keine Epikuräer, sondern stehen erst bei Demokrit. Und der Demokritische Geist ist immer, sowol heute als im Alterthum, ein edler und vornehmer Geist und verdient als solcher alle Achtung.

Werfen wir nun einen Blick auf die entgegengesetzte Seite und lassen wir hier den mehr systematischen Schriften von positivem Inhalt die blos polemischen als Tirailleurs vorangehen.

3. Dr. Büchner's Kraft und Stoff, oder die Kunst, Gold zu machen aus nichts. Auch ein Zeichen unserer Zeit, beleuchtet und gewürdigt von einem Freunde der Naturwissenschaft und Wahrheit. Erste und zweite unveränderte Auflage. Darmstadt, Lange. 1856. Gr. 8. 5 Ngr.
4. Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. Von Wilhelm Schulz-Bodmer. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 1 Thlr.
5. Köhlerglaube und Afterweisheit. Dem Herrn K. Vogt in Genf zur Antwort von Freiherrn von Reichenbach. Wien, Braumüller. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Briefe gegen den Materialismus. Von Friedr. Fabri. Stuttgart, S. G. Liesching. 1856. 8. 1 Thlr.
7. Menschenseele und Physiologie. Eine Streitschrift gegen Professor Karl Vogt in Genf von J. Frohschammer. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1855. Gr. 8. 22 Ngr.

Das Pamphlet gegen Büchner von dem „Freunde der Naturwissenschaft und Wahrheit" ist so schlecht, daß es eine Sünde wäre, ein Wort darüber zu verlieren. Dagegen ist der „Froschmäusekrieg" von Schulz-Bodmer mit vorzüglich heiterm Humor geschrieben und hält den Leser von Anfang bis zu Ende in der angenehmsten Stimmung. Dabei aber blickt ein gründlicher Ernst in Beziehung auf die religiösen Fragen der Gegenwart überall durch und macht die Schrift vorzüglich lesenswerth. Dem Verfasser kommt der ganze Streit, wovon es sich hier handelt, vor als eine große Kinderei. Er sieht in den Pedanten beider Extreme nur Candidaten eines bei uns sich immer steigernden Chinesenthums, welche sich weniger durch die Länge als die Richtung ihres Zopfs unterscheiden, den die Einen nach der Erde hängen lassen, während ihn die Andern aufrecht tragen. Auch urtheilt er, daß Karl Vogt in diesem Streit weniger demokratischen als byzantinischen Geist an den Tag lege, nämlich einen Geist unmännlicher Zänkerei über Gegenstände, welche den menschlichen Horizont übersteigen. Dabei gibt er sich im Vorwort als einen Freund und Dutzbruder von Karl Vogt zu erkennen, dem er alle diese Complimente mit einer freundschaftlichen Freimüthigkeit ins Gesicht sagt, welche uns wenigstens das tröstliche Gefühl gibt, daß wir, wenn auch in manchen Stücken Chinesen, doch von der heuchlerischen Höflichkeit dieser Nation noch ein paar Schritte weit entfernt sind.

Schulz-Bodmer bringt gegen Vogt im Punkte der Religiosität viel Vortreffliches und Lesenswerthes vor. Ihm ist die leichtsinnige und wohlfeile Impertinenz unerträglich, womit Vogt das religiöse Volksbewußtsein beleidigt und eine Sache der Begeisterung, der moralischen Erhebung und des Trostes im Volke als einen willkürlich ersonnenen dürren Aberglauben tractirt. Er setzt recht deutlich auseinander, daß, so erbost man auch mit Recht sein möge über manche verdrehte Vorstellungen, welche, durch leidiges Schulgezänke der Theologen in die Kirche eingeschlichen, häufig den gesunden Sinn für Gottes freie Natur und eine frische muthige Auffassung des Lebens verderben, man doch dabei nie soweit gehen dürfe, den gesunden Kern echter Religiosität im Volke selbst anzutasten, wenn man nicht den einzig festen Bo-

den, auf welchem sich gegen jene Misbräuche agiren läßt, selbst unter den Füßen verlieren will. Offenbar ist Vogt der Unterschied zwischen Religiosität und Theologie bisher noch nicht im Gemüthe aufgegangen. Könnte er ihn bei dieser Gelegenheit von seinem Freunde lernen, so würde dies jedenfalls ein unendlicher Gewinn für ihn sein. Besonders möchten wir ihn aufmerksam machen auf folgende treffliche Stellen:

Nicht blos jede Religionsstiftung, sondern überhaupt der Ausdruck jeder wahren Religiosität ist eine That der Begeisterung. Diese vollzieht sich nicht im Gebiete des abstracten Denkens. Die religiöse Begeisterung will sich der Materie einprägen, sie muß sich in dieser zu offenbaren suchen. Sie greift also, wie alle Poesie, zu Gleichnissen, Bildern und Symbolen; sie versinnlicht sich in der ihr angemessenen Reihe concreter Vorstellungen. — Die echte Religiosität, wie jeder lebendige und darum poetisch schaffende Glaube, ist durch und durch demokratischer Natur. Denn sie hat ihre Quelle in dem höchsten Rechte jeder Persönlichkeit, ihr ganzes Hoffen und Fürchten, Sehnen und Wünschen frei ausathmen zu dürfen. — Der zur ausschließlichen Rechtgläubigkeit gestempelte Dogmatismus dagegen ist der geistliche Polizeistaat, der den weltlichen Polizei- und Militärstaat zum gewöhnlichen Begleiter hat. Er kann auf die Dauer nur ägern, statt zu befriedigen. Denn er muthet uns zu, daß wir uns Herz und Hand wärmen sollen an dem in Wasserfarben an die Wand nachgemalten Feuer der religiösen Begeisterung; und nachdem er den Wein ausgeschüttet aus den Schläuchen, ohne ihn in neue zu füllen, läßt er seine Gläubigen am Leder kauen, das er ihnen als himmlisches Manna vorsetzt.

Indessen behandelt Schulz-Bodmer das Wissenschaftliche des Streitpunkts denn doch wol etwas zu sehr als Bagatelle, weil er von der falschen Voraussetzung ausgeht, daß die Wahrheit, ob eine Seele sei oder nicht, die Physiologie gar nichts angehe, indem diese immer nach naturwissenschaftlicher Methode verfahren müsse, ohne auf die Existenz einer solchen Rücksicht zu nehmen. Durch diese vermeintliche Unbefangenheit tritt er entschiedener selbst auf Vogt's Seite, als er es sich bewußt ist. Denn nur dann, wenn wirklich gar keine Seele wäre, würde eine solche auch gar keinen Einfluß üben auf die Processe der Verdauung, des Athmens, des Blutlaufs, der Thränendrüsen u. s. w. Hält man nun alle diese Processe für vollkommen und ausreichend erklärbar ohne Seele, so gibt man die letztere doch immer nur zu im Sinne eines gewissermaßen mythologischen Wesens, welches nicht nur für die Theologie, sondern auch für den populären Idealismus der Volksreligion unentbehrlich sein mag und welches deshalb auch dem mit dem Volke um jeden Preis gehenden Demokraten als ein respectabler Gegenstand erscheinen muß. Für die Wissenschaft existirt aber dann doch ein solches Wesen entschieden nicht.

Schulz-Bodmer kämpft daher zuletzt immer nur für den veralteten Standpunkt einer trüben wissenschaftlichen Unentschiedenheit gegen das neue muthige Drängen auf Entscheidung. Er sagt:

Man kann den materialistischen Physiologen diesen Denkkitzel von der Identität ihrer Gedanken und Hirnsecretionen wohl gönnen. Aber es ist ziemlich überflüssig, daß sie sogleich auch jedes Cacatum als ein Pictum zur öffentlichen Kunstausstellung bringen.

Dies ist nicht richtig gedacht. Gibt es eine wirkliche Seele, so darf man eine solche wahrheitswidrige Verwechselung, wie die des Gehirns mit derselben, auch der physiologischen Wissenschaft und ihren Vertretern nie und nimmer gönnen. Denn es gibt in der Wissenschaft keinen unschädlichen Irrthum. Und eine ohne alle Rücksichtnahme auf die Seele erklärende Physiologie und heilende Arzneikunst erklärt und heilt nothwendig falsch, sobald es wirklich eine Seele gibt.

Auch Reichenbach vertheidigt gegen Vogt nur den alten Standpunkt einer völligen Unentschiedenheit über das Seelenwesen. Das Od als ein Stoff, welcher für einige Individuen sichtbar, für andere unsichtbar ist, wird von ihm angewandt, jenen Standpunkt zu befestigen. Seine vorzüglich hierher schlagenden Worte sind diese:

Der Philosoph sagt: Materiell ist, was wir mit den Sinnen erkennen; immateriell ist, was wir mit den Sinnen nicht erkennen. Nun komme ich da freilich Philosophen und Physikern ärgerlich in die Quere mit meinem verwünschten Ode. Das ist vielen Menschen unerreichbar durch die Sinne, also immateriell, vielen andern leicht erreichbar, also materiell; was soll man nun mit dem widerborstigen Dinge anfangen, das alle Paßvorschriften höhnt? Und wenn dann der Eine für die Materialität, der Andere für die Immaterialität der Seele sich verficht, wie weit sind sie dann voneinander?

Aber ganz so leicht vermischen sich die Gegensätze doch nicht. Obgleich wir z. B. die Farbe mit den Sinnen wahrnehmen, so fällt es doch keinem Physiker ein, dieselbe für einen Körper, nicht einmal für die objective Eigenschaft eines Körpers zu halten. Und umgekehrt hält er die Atome für Körper, obgleich sie Niemand durch die Sinne wahrnimmt. Darum wird auch das Od ebenso wenig als die Elektricität oder die Wärme schon dadurch zu Körpern, daß man sie durch die Sinne wahrnehmen kann, sondern man nennt die Dynamide nur darum körperlich, weil man annimmt, obgleich man es nicht weiß, daß dieselben nur allein als bloße Eigenschaften an Massen existiren, sodaß sie nicht für sich selbst bestehen können, sondern immer einer Masse als Substanz oder Träger bedürfen. Lernten wir Erscheinungen kennen, welche bewiesen, daß die Dynamide aus den Zuständen, in denen sie Eigenschaften an Massen sind, übergehen könnten in Zustände, in denen sie der Massen nicht mehr als Träger ihrer Functionen bedürfen, so würden die Dynamide trotz ihrer sinnlichen Wahrnehmbarkeit nicht mehr körperliche Kräfte sein, sondern würden zu den Seelenkräften mit blos temporärer körperlicher Function (dergleichen wahrscheinlich Verdauung und Blutumlauf sind) gerechnet werden müssen. Nicht also die sinnliche Erkennbarkeit, sondern die Ablösbarkeit von den Massen ist die Eigenschaft, wodurch körperliche von psychischen Kräften sich unterscheiden. Das Od kann uns in dieser Sache ebenso wenig eine Stütze geben als die andern Dynamide, da die bisherige Meinung von ihrer Unablösbarkeit eben nur eine bloße Meinung ist. Ja wenn wir es recht genau nehmen wollen, so sind wir über die allermeisten Kräfte in der Natur in Betreff dieses Punkts gänzlich im Dunkeln, und es sind

zuletzt nur allein die Schwerkraft und die Kraft des Trägheitswiderstandes, von denen wir mit völliger Bestimmtheit wissen, daß sie nur körperliche Kräfte sind.

Es hilft nichts, die Frage nach der Seele auf den alten Standpunkt der Unentschiedenheit und des Achselzuckens zurückzuschrauben. Damit wird weder ein Verlangen nach höherer Wahrheit gestillt, noch dem Uebermuth der Materialisten entschieden entgegengetreten. Gegen Entschiedenheit drüben hülft nur Entschiedenheit hüben. Und reicht das Wissen hierzu nicht völlig hin, darf auch der Glaube als ein richtunggebendes Agens ins Wissen ergänzend eintreten, wie uns Fabri in den „Briefen gegen den Materialismus" auseinandersetzt. Dieser Gedanke läßt sich hören. Gehen wir genauer auf ihn ein.

Die „Briefe gegen den Materialismus", welche vom Standpunkte des orthodoxen Protestantismus geschrieben sind, gehen von dem leitenden Grundsatze aus, daß nicht das Wissen, sondern das Glauben es sei, das den Menschen leite bei der Wahl der Weltanschauung, der sie huldigen, weil eine ununterbrochene Influenz unsers Willens auf die Erzeugung unserer Gedanken bestehe, weswegen der Mensch auch für sein Denken sittlich verantwortlich sei. Dieser Grundsatz ist gewiß, in der reinen Theorie aufgefaßt, richtig und wahrheitgemäß. Wir haben ein inneres Gefühl davon, welche Gedanken es sind, die uns aufwärts, und welche, die uns abwärts führen, welchen wir uns gern überlassen möchten und welchen nicht. Die guten, die heilsamen, die religiösen Gedanken kündigen sich als solche an, denen wir uns gern und mit ganzer, ruhiger und freudiger Seele hingeben können, die unreinen, die falschen, die zweideutigen als solche, denen wir aus Gewohnheit, aus Trägheit, aus Ehrgeiz, aus Erwerblust, aus Feigheit, falscher Scham und allerlei sonstiger Noth und Misère des Lebens anhangen und denen wir doch eigentlich, wenn wir uns recht fragen, uns nicht gern hingeben mögen, weil wir fühlen, daß sie uns außer uns setzen, uns mit uns selbst entzweien. Mancher Mediciner z. B. behauptet nothgedrungen, daß die Seele eine Function des Gehirns sei, blos weil er zu schwach ist, den Hohn gewisser Collegen zu ertragen, von denen er weiß, daß sie im entgegengesetzten Falle an seiner wissenschaftlichen Befähigung zweifeln würden. Mancher Philosoph behauptet nothgedrungen die Unzerstörbarkeit der Atome, blos weil er dem Physiker, der solche annimmt, nicht überflüssigerweise zum Gespötte werden mag. Aber auch mancher Theolog behauptet nothgedrungen die specifische Gottheit Christi, blos weil er einen unüberwindlichen Abscheu davor hat, ein Rationalist gescholten zu werden. Man darf diesen Mediciner, Philosophen und Theologen nicht Heuchler nennen, obgleich sie etwas behaupten, ja vorkommenden Falls hitzig vertheidigen, wobei eigentlich ihre innerste Seele nicht betheiligt ist. Man kann es nur bedauern, daß das Leben dieser Männer nie zu der innern Sammlung gelangt ist, Das, was ihre eigene Seele denn wirklich und eigentlich will, herauszuspüren und herauszufühlen. Sie sind sich selbst entrissen, sie kennen sich selbst noch nicht, sie müßten erst zu sich selbst kommen. Das nun, was wir in solcher Selbstbesinnung wirklich wollen, ist der Glaube, welcher sich als einfacher Willensact ohne alle Gründe in uns kundthut. Sobald wir uns aber dieses unsers innersten Willens bewußt werden, muß er als mitbestimmender Grund auf all unser Denken einwirken und kann gar nicht anders als darauf einwirken. Aus dem Denken aber fließt das Wissen. Folglich ist der Grundsatz, daß das Glauben das Wissen mitbestimme, tief aus der Seele geschöpft und unbedingt richtig.

Aber in der Anwendung läßt sich mit diesem Grundsatz viel Misbrauch treiben, und der Verfasser der „Briefe gegen den Materialismus" hat sich leider von solchem nicht freigehalten. Er erweist den Materialisten zu große Ehre, womit er sie aber schwärzer macht, als sie wirklich sind. Er nimmt nämlich ihr System als Ausfluß eines tieferwogenen Glaubens, anstatt es für Das zu nehmen, wofür es sich gibt und was es ist, ein oberflächliches Rechenexempel des einseitig physikalischen, von aller religiösen Selbstbesinnung abstrahirenden Verstandes. In diesem Punkte hat Schulz-Bodmer Vogt bei weitem richtiger beurtheilt. Und wenn nun gar noch in diesen „Briefen gegen den Materialismus" den sämmtlichen Dogmenbekennern die überschwängliche Ehre erwiesen wird, auch ihr Bekenntniß unbesehens für einen reinen und unzweideutigen Ausfluß wirklichen Glaubens zu nehmen, so leitet sich dadurch eine Scheidung der Schafe von den Böcken ein, welche, so bequem sie einer gewissen Art von Theologie sein mag, ebenso schroff dem psychologischen Thatbestande widerstreitet.

Natürlich gibt es dann bei einer solchen Eintheilung der Menschen in Gläubige schlechtweg und Ungläubige schlechtweg kein Mittleres, sondern alle die Systeme, welche zwischen specifischem Christenthum und Materialismus in der Mitte zu liegen scheinen, wie der Rationalismus, Theismus, Deismus, Pantheismus, Idealismus, Spiritualismus, können nur noch als Spielarten des Materialismus gelten, indem sie zum Theil sich noch weit gefährlicher erweisen als der nackte Unglaube. Die Gefahr nämlich besteht in der ihnen beigemischten Heuchelei, einen gewissen trüglichen Schein des Glaubens bei sich zu führen und dadurch die Gefahr zu verdecken, welche beim Materialismus wenigstens Jedermann offen vor Augen liegt. Namentlich wird hier vor dem von Schleiden vertretenen Kantisch-Fries'schen reinen Theismus stark gewarnt, während doch sogar der katholische Priester Michaelis, Director des Collegium Borromäum zu Münster, in seinem Sendschreiben an Schleiden („Der kirchliche Standpunkt in der Naturforschung", Münster 1855) gerade an dieser besonnen philosophischen Haltung eines unserer berühmtern Naturforscher seine Freude kurz zuvor öffentlich an den Tag gelegt hatte. Freilich muß sich auch der katholische Priester gefallen lassen, bei dieser Gelegenheit vom evangelischen den harten Vorwurf zu bekommen, daß er Schleiden gegenüber das Specifische des christlichen Glaubens nicht hinreichend gewahrt habe. S. 150 heißt es:

Wie konnte Herr Michaelis gänzlich übersehen, daß Schleiden diesen Ausgangspunkt zuletzt dahin entfaltet, daß das Ideale im Realen wiederum untergeht, der Geist in der Natur, in derselben Natur, die doch nur eine leere Form und Abstraction sein soll, sodaß die ganze Entwickelung zuletzt in einem sich selbst aufzehrenden Gegensatze, in Nihilismus endigt! Wie kann da Herrn Schleiden die Ueberzeugung von der realen Existenz und persönlichen Fortdauer des Menschen, der Glaube an einen persönlichen Gott nur mit einigem Schein angedichtet werden!

Das ist hart genug. Wir müssen übrigens gestehen, daß wir von diesem Consequenzen ziehenden Gallimathias über ein „Untergehen des Geistes in der Natur, des Idealen im Realen" bei Schleiden, nebst dem daraus hervorgehen sollenden Nihilismus, auch nicht eine Silbe verstehen und wissen daher nichts weiter darüber zu sagen, als daß es dem Herrn Pfarrer gelungen ist, aus Schleiden's „Studien" Dinge herauszulesen, von denen kein sterbendes Wort darin steht.

Uebrigens finden wir auch dieses allenfalls zu entschuldigen. Wer völlig entschlossen sein inneres Fürwahrhalten an den Standpunkt eines stabilen Glaubens überliefert hat, kann sich sehr schwer einen richtigen Begriff machen von den Strömungen und Kämpfen, welche in einem vom wissenschaftlichen Forschergeiste ergriffenen Gemüthe vor sich gehen. Manches hier sich emporringende Große muß ihm klein und unbedeutend, manches gänzlich Unbedeutende, wie z. B. ein irgendwo falsch gegriffener Ausdruck, ungeheuer und empörend vorkommen. Es ist die Zeit noch nicht vorhanden, wo vom Standpunkte der einzelnen Confessionen aus mit dem neuen naturwissenschaftlichen Geiste prompte Abrechnung gehalten werden könnte. Dazu ist die Gährung noch viel zu unklar und zu sehr erst in ihren frühesten Stadien begriffen. Man warte nur. Es werden noch Dinge erscheinen, von denen anfangs nichts zu ahnen war. Der stabile Glaube aber möge, damit er doch auch etwas zu thun habe, unterdessen Alles, was nicht seine Montur nebst der richtigen Anzahl Knöpfe an derselben trägt, mit rüstiger Hand bekämpfen.

Auch Frohschammer erweist sich in seiner Streitschrift gegen Vogt als tüchtiger theologischer Kämpe, aber nur allein gegen den Materialismus, nicht auch zugleich gegen den Spiritualismus, und zwar dieses ebenfalls nicht nur mit Indignation, sondern auch vielerwärts mit Geist und Feinheit. So z. B. ist das Traumgesicht, in welchem er den Platonischen Sokrates redend einführt, um über die heutige Materialistenschule ein Urtheil zu fällen, trefflich und geistreich ausgeführt. Es sei in unsern Materialisten und ihrer freiwilligen Verzichtleistung auf persönliche Unsterblichkeit ein edler Zug nicht zu verkennen, meint Sokrates in seiner mythisch-tiefsinnigen Weise, ein Zug, welcher dem unserm Leben vorausgegangenen paradiesischen Zustande einer höhern Thierwelt angehöre, nämlich sich sowol für den Menschen als auch füreinander freiwillig zu opfern ohne Aussicht auf Lohn oder Unsterblichkeit, blos aus Liebe zum Tode und zum Zurücksinken in die Seligkeit allgemeiner Natur. Er fährt fort:

Das Große also hat, wie du siehst, die Wissenschaft an sich, daß sie selbst dann, wenn sie der schmählichsten Entartung verfällt, wie hier, dennoch niemals ganz der Gemeinheit anheimfällt, wie das allerdings durch die gewöhnlichen Leidenschaften geschieht; sondern einen gewissen Ernst und eine Art Würde sucht selbst verirrte Wissenschaft im Menschen zu erhalten.

Wir sagen Ja und Amen.

Frohschammer beginnt mit vier in der „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Artikeln gegen Vogt und würdigt dann dessen Antwort einer höchst ausführlichen Replik. Alles ist gedankenreich und in einem durchweg würdigen Tone gehalten, gegen welchen Vogt's bekannte Manier seltsam absticht. Frohschammer schiebt seinem Gegner nie etwas ins Gewissen, sondern vertheidigt seinen Glaubensstandpunkt nur mit reinwissenschaftlichen Waffen. Freilich hat eine solche Vertheidigung niemals den vollen Reiz eines reinphilosophischen Kampfs, bei welchem jeder Kämpfer nur Das allein vertheidigt, was er von innen her selbst auf wissenschaftlichem Wege hervorbringt, nicht blos als unantastbare Satzung in Ehren hält und gegen ungerechte Angriffe schützt. Wer sich zum Vertheidiger eines angegriffenen theologischen Standpunkts aufwirft, der übernimmt die Pflicht, neben seiner eigenen Glaubensrichtung auch immer zugleich die objective Glaubenssatzung zu schützen, soweit als sie mit jener stimmt. Da dieses die Aufgabe sehr erschwert, so können dabei Subtilitäten und Wortgefechte nie gänzlich vermieden werden und man muß in dieser Beziehung billig im Urtheilen sein, besonders wenn so intelligent und umsichtig aufgetreten wird, als dies bei Frohschammer der Fall ist.

Karl Fortlage.

Eine deutsche „Tauride".

Sebastopol. Dichtungen von Rudolf Gottschall. Breslau, Trewendt und Granier. 1856. 8. 1 Thlr.

Für den Erfolg und den vom Dichter beabsichtigten Eindruck einer Dichtung ist es nöthig, daß sie zur rechten Zeit erscheint. Wir Modernen, für die Alles nur Schauspiel ist, sind so vergeßlich. Der letzte Act ist vorbei; der Vorhang ist nach der brillanten Schlußkatastrophe gefallen, und wir fragen, was es im Theater morgen Neues geben wird. Wer wollte leugnen, daß das große heroische Trauerspiel von Sebastopol, in dem zum Schlusse ganze Stadttheile, Festungen und Schiffsgeschwader in die Luft sprangen, uns fast schon mehr in den Hintergrund gerückt scheint als der Siebenjährige Krieg? Vielleicht schon darum, weil der Kampf um Sebastopol doch keinen Heros erzeugt hat, an dem wir den persönlichen Antheil nehmen wie an Friedrich dem Großen. Alle die Saint-Arnaud, Canrobert, Bosquet, Mayran, Brunet, Lavarande, Raglan, Brown, Cathcart, Campbell, Gortschakow, Chrulew, Todleben, Nachimow, Kornilew und wie sie alle heißen mögen, die Helden auf beiden Seiten, die aus diesen fürchterlichen Kämpfen übriggeblieben sind oder sie mit ihrem Leben bezahlt haben, erwecken uns nicht das Interesse wie der Preußenkönig oder wie später Napoleon, und es ist schon ein großer

Nachtheil für einen Epiker, wenn ihm sein militärischer Stoff nicht Gelegenheit dietet, das Interesse auf einen oder auf zwei Helden zu concentriren. Ohne Achilles und Hektor würde auch die „Ilias“ in bloße einzelne Raufereien auseinanderfallen. In der That, wer spricht jetzt noch von Sebastopol? Der Name ist fast wie ein Tintenfleck, den die löschpapierenen Verhandlungen der pariser Conferenzen ausgelöscht haben. Das ist das Hauptunglück für unsern so talentvollen und feurigen Dichter. Die auf einen so feurigen poetischen Nachklang nicht gefaßten Diplomaten, welche in Paris versammelt waren, haben ihn wahrscheinlich um den besten Theil seines Erfolgs gebracht. Diesen, nicht uns, hat er wegen unserer Befürchtung, daß die Dichtung zu spät komme, um noch auf einen großen Erfolg Anspruch zu haben, seine Freundschaft eventuell in der Form einer Antikritik aufzukündigen, obschon er freilich damit nichts gegen diese Herren ausrichten würde. Denn ihre ebenso undurchdringliche als elastische Gummihaut ist an Antikritiken gewöhnt und nimmt keinen tiefern Eindruck an. Ihr Herr und Meister Talleyrand hat zwar, wie jüngst ein londoner Blatt erzählte, einmal in seinem Leben Thränen vergossen, als nämlich Wellington zur Zeit, da Talleyrand Gesandter in London war, im Parlament ihn gegen Londonderry's persönliche Angriffe aufs wärmste in Schutz genommen und feierlichst versichert hatte, daß Talleyrand der unbescholtenste und tugendhafteste aller Menschen sei. Talleyrand war davon so gerührt, daß ihm, als er den Bericht darüber in der „Times“ las, die hellen Unschuldsthränen über die Backen liefen. „Das ist das erste mal, daß ein staatsmännischer College von mir Gutes gesprochen hat“, äußerte er dann zu einem Vertrauten. Die Ueberraschung war auch zu groß, selbst für die Nerven eines Talleyrand. Seitdem hat man von solchen sentimentalen Ueberrumpelungen bei Diplomaten nichts wieder wahrgenommen.

Mein ironisches Alterego, das man von meinem kritischen Ich ja unterscheiden möge, nämlich Fritz Beutel, hat die Affaire von Sebastopol freilich in einem der Gottschall'schen Auffassung vollkommen entgegengesetzten Sinne angeschaut und dargestellt. Ich war ernstlich besorgt darum, wie diese ironische Auffassung seitens meiner andern, ich will nicht sagen bessern Hälfte meines Ich vor dem Publicum bestehen würde. Der Ausgang der ganzen krimschen Affaire hat aber inzwischen diese Auffassung nicht zuschanden gemacht, vielmehr, wie mich dünkt, glänzend gerechtfertigt. Während wir zur Zeit der höchsten Kriegsfurie mit den französischen und englischen Zeitungen, mit dem „Punch“ und dem „Charivari“ die Russen für veritable Bestien in menschenähnlicher Gestalt halten mußten, werden wir jetzt von dem Vertheidiger von Kars und dem englischen Oberbefehlshaber eines Bessern belehrt. Die Russen sind keine Bären, vielmehr können wir von ihnen, was Disciplin, Tapferkeit und Edelmuth betrifft, sammt und sonders noch unendlich viel lernen, und Murawjew und seine Paladine sind wahrhafte Engel in Menschengestalt, von einer edlern Gattung, wie man sie noch in frühern Zeiten fand, jetzt aber nicht mehr findet. Aehnliches versicherte der englische Befehlshaber und noch erst jüngst Williams of Kars bei einem Festmahle in London, bei dem auf die Russen Cheers auf Cheers ausgebracht wurden. Auch die französischen Generale waren, wie man weiß, mit den russischen Feldherren bei den Versöhnungsschmäusen, die über den Leichenhügeln von Sebastopol gehalten wurden, Ein Herz und Eine Seele. Bei solchen bittern Faschingsscherzen tritt auch der Clown wieder in seine Rechte, wie auch ein sonst sehr ernsthaftes Journal anerkannt hat. Wer nicht mehr jung ist, wer sich der Zeit erinnert, wo die Russen als Retter Deutschlands gefeiert wurden („der Preuß' und Russe steht als Held“, hieß es damals in einer von Himmel componirten Kriegshymne des Oestreichers Heinrich von Collin), wer sich erinnert, wie man nacheinander für die griechischen Freiheitskämpfer, gegenüber den Türken als barbarischen „Bluthunden“, für die Julirevolution, für den „Bürgerkönig“, für die Tricolore, dann für die Polen, später für die Februarrevolution, für die Ungarn, für das deutsche Vorparlament, für den Reichsverweser, für die Union, für die deutsche Flotte u. s. w. schwärmen mußte, wie wir dann in unsern Tagen genöthigt wurden, gegen die Russen als Bestien zu declamiren, die Türken als hochgesinnte Vertreter der Civilisation hochleben zu lassen, die Griechen für lauter Straßenräuber zu halten, in dem Manne von Boulogne und Strasburg deshalb, weil er unsern constitutionellen Hoffnungen für das Festland auf unberechenbar lange Zeit einen tödtlichen Streich versetzte, das Fatum Europas und den „Retter der Gesellschaft“ zu erblicken, wie wir genöthigt wurden, mit vollkommener Gemüthsruhe den liberalen Orleanismus durch die Republik und die Republik durch den cäsarischen Napoleonismus ersetzt, dabei aber den Börsen- und Actienschwindel nicht abgeschafft, vielmehr in größerer Blüte als jemals zu sehen, dazu Polen nicht frei, Deutschland, Italien nicht einig, die deutsche Flotte verschleudert, Schleswig-Holstein den Willkürmaßregeln des Danismus preisgegeben, Oestreich in den Banden des Concordats — wer dies Alles und vieles Andere mit- und durchgelebt hat, dem wird man es nicht verdenken wollen, wenn er sich mit diesem Alles demoralisirenden unaufhörlichen Wechsel und Schwindel, wobei zuletzt doch wieder Alles ziemlich beim Alten bleibt, nicht anders abzufinden weiß als vermittels der Ironie.

Diese Ironie ist freilich nicht der Standpunkt Rudolf Gottschall's, und ohne Zweifel hat auch dieser entgegengesetzte Standpunkt seine volle Berechtigung. Gottschall ist eine wesentlich pathetische Natur; sein Ausdruck zielt nach dem Erhabenen, und eine humoristische und ironische Auffassung der Dinge liegt ihm gänzlich fern. Der Kampf um Sebastopol war, reinmilitärisch genommen, jedenfalls eins der größten Kriegsschauspiele, welche die Welt gesehen hat, und nicht blos Sebastopol, sondern Jedermanns Empfindungen und Leidenschaften befanden sich im Belagerungszustande. Wir Alle ver-

folgten die Wendungen des Kampfs mit einer Theilnahme, die nicht lebhafter sein konnte, wennschon sie mehr den Massengefechten und den fortschreitenden furchtbaren Zerstörungsarbeiten der ehernen Belagerungsmaschinen und den unermüdlichen russischen Gegenanstalten als einzelnen Persönlichkeiten gelten konnte, wie es denn überhaupt ein Fluch unserer Zeit zu sein scheint, daß sie die Individuen, auch die kräftigsten, nach und nach aufreibt oder unvermuthet und ganz plötzlich beiseite wirft. Mußte doch selbst der vielgefeierte Omer-Pascha noch ganz zuletzt das Misgeschick haben, mit seiner Expedition zum Entsatze von Kars vollständig zu scheitern, und selbst die siegreichen Feldherren, wie Bosquet und Pélissier, waren eben nur Sabreurs, die tapfer und geschickt manoeuvrirten, ohne daß sich an ihre Thaten irgendein dramatisches oder tieferes menschliches Interesse knüpfte.

Rudolf Gottschall hat den Kampf, von seiner auf die Sinne wirkenden Macht und Größe hingerissen, in seinen Dichtungen eben fast nur als imposantes Kriegsschauspiel behandelt und führt es in einzelnen Tableaux dem Leser vor: die Schlacht an der Alma, den verzweifelten Reiterkampf bei Balaklawa, die Metzelei von Inkerman, die kleinern nächtlichen Kämpfe, welche von den russischen „Unverzagten" gegen die feindlichen Laufgräben unternommen wurden, den für die Russen so verderblichen Kampf an der Tschernaja, ihre letzte und vergebliche Anstrengung im offenen Felde, die Erstürmung des Malakow, die Vernichtung von Südsebastopol, den unter dem Schutze auffliegender Citadellen und Straßenquadrate bewerkstelligten Rückzug der Russen. Diese Schilderungen sind alle voll Feuer und Leben, und, soweit sich dies von einem Nichtaugenzeugen erreichen läßt, auch voll Anschaulichkeit und Wahrheit. Es sind keine blos in Reime gebrachte Bulletins und Zeitungsberichte; denn Gottschall besitzt viel instinctives dichterisches Feuer für die Behandlung solcher Gegenstände. Nur macht sich die Ausführung in immer brennenden Farben vielleicht zu sehr auf Kosten einer strengen musculösen Zeichnung geltend. Dabei fiel es uns auf, daß der Dichter den misglückten Angriff auf den Malakow und Redan vom 18. Juni, der ihm zu einem wirkungsreichen Bataillenstück Stoff genug geboten hätte, in der weichen Form eines mehr reflectirenden Sonetts abfertigt. Als Verehrer militärischer Tapferkeit, wo er sie auch finde, als wahrhaft chevaleresker Geist und als kosmopolitischer neutraler Deutscher ist er unparteilich genug, auch die Heldenthaten der Russen und neben einem Saint-Arnaud, Pélissier u. s. w. auch Todleben, „Rußlands Vauban", und den Admiral Nachimow zu feiern. Cobden und Bright würden freilich die Friedenspfeife an manchen Stellen vor Schreck aus den Händen fallen lassen, z. B. wenn sie bei Gottschall selbst Pélissier's „Ausräucherungen" in den Darahgrotten mit der Bemerkung entschuldigt fänden, daß der Krieg nicht des Jammers Ruf höre und als ein in die Welt flammendes Strafgericht die Opfer nicht zähle. „C'est la guerre!" sagt der deutsche Dichter achselzuckend mit Napoleon. Wenn wir freilich Gottschall's „Sebastopol" mit der früher besprochenen „Tauride" von Barthélemy vergleichen (ein seitdem erschienenes Heldengedicht „Sebastopol, ou la campagne de Crimée, poëme en six chants", von Felix Lion, einem in Mexico ansässigen Franzosen, haben wir nicht gelesen), so müssen wir zur Ehre des deutschen Dichters bekennen, daß bei ihm, wie sich bei einem deutschen Dichter eigentlich von selbst versteht, auch das Gemüth nicht leer ausgeht, wie so manche eingeflochtene genrehafte Episoden und dann ganze Gedichte wie „Christfest" und „Frühling" beweisen. Aus dem letztern theilen wir hier eine Probe mit.

Und die ersten Frühlingsglöckchen
Läuten in den hellen Röckchen
Aus dem flieh'nden Schnee hervor,
Und verwundert lehnt die holde
Hyacinthe ihre Dolde
An ein starr' Kanonenrohr.

Und der Crocus träumt in Frieden
Neben Kugelpyramiden,
Und ein ganzer Tulpenflor
Hebt die Häupter seltsam fragend,
Aus dem Kriegsgeräthe ragend,
In die sonn'ge Luft empor.

Finken zwitschern in den Büschen,
Während rings von kriegerischen
Salven das Gefilde bebt.
Aus des Frühlings grünem Bette,
Mit der Bombe um die Wette,
Himmelan die Lerche schwebt.

Welches Lied die Kugeln pfeifen,
Kann die Ammer nicht begreifen,
Nicht der Hänfling im Gebüsch;
Und sie staunen tief im Neste
Ueber diese fremden Gäste
Und ihr seltsames Gezisch.

Doch wer setzt wol eine Grenze
Diesem ungestümen Lenze?
Schon umrankt er jedes Zelt!
Draußen, in des Lagers Gassen,
Nirgends weiß man sich zu lassen
Vor der grünen Blütenwelt!

Barthélemy klatscht zuletzt bei dem Anblick des in einen Schutthaufen verwandelten Sebastopol wüthend Bravo wie zu einer gelungenen effectvollen Theaterdecoration, der deutsche Dichter gedenkt auch in einer Stelle der Unzahl menschlicher Leiden, welche sich diesem Vernichtungswerk zugesellten. Es heißt im letzten Gesange seines „Sebastopol":

Verschüttet vom Gebälk, vom Ruß geschwärzt
Der karge Hausrath am versunk'nen Herde,
Wo eine Mutter einst ihr Kind geherzt,
Das einz'ge Glück der Armuth auf der Erde,
Der Sonnenschein, der einen Regenbogen
Noch zaubert auf den Sturm der Lebenswogen.
Der kleinste Vogel hat sein trautes Nest;
Der Aermste klagt, wenn er den Herd verläßt,
Um den sich selbst die zitternden Gedanken
Der Trauer und Verzweiflung innig ranken!
Denn selbst der Schmerz, der rings die Welt vergißt,
Hat eine Stätte, wo er heimisch ist!

Gott hat die Welt, der Käfer seinen Halm!
Jetzt — Schutt und Trümmer! Raucheswolken schweben
Umher, angstvoll am Boden wogt der Qualm;
Er mahnt an ein gequältes Menschenleben!
Und rings die ruß'gen Scheite schwarz und karg —
Aus solchem Holz der Armuth Wieg' und Sarg!

Nichts kann wahrer sein, als wenn der Dichter in dieser Stelle das Kind „das einzige Glück der Armuth auf der Erde“ nennt. Wem irgend einmal der Vorhang über einer Stätte der Armuth gelüftet worden ist, der weiß es, daß es nur das Kind ist, welches den Armen mit dem Leben versöhnt, der einzige Lichtpunkt in seinem sonst trostlosen Dasein, der einzige Vermittler zwischen ihm und der Menschheit. Dies ist ein tiefer Zug von dem Gefühl des Dichters, obschon der Gedanke vielleicht naiver ausgedrückt noch wirksamer sein würde. Aber pathetischen Dichtern geschieht es häufig, daß sie der einfachsten Vorstellung durch das Pathos des Ausdrucks Abbruch thun. Ein Kind als „Sonnenschein“ gedacht, der einen „Regenbogen noch zaubert auf den Sturm der Lebenswogen“, hat nichts Kindliches mehr. Zuweilen gelingt es dem Dichter, aus dem Gewühl kämpfender Massen, aus den Staub- und Rauchwirbeln der Schlacht eine Einzelgestalt in individuellen Zügen hervortreten zu lassen, was jedesmal einen wohlthuenden Eindruck macht. So schildert er den englischen General Brown in einem Momente der Almaschlacht in folgenden Versen:

Seht Sir George Brown! Wie reitet er gelassen!
Wie friedlich er den Hals des Schimmels klopft,
Als ritt' er durch des Hydeparks grüne Gassen,
Von dessen Wipfeln rings, den regennassen,
Erquickend ein Gewitter niedertropft!
Da sieh! Der Schimmel bäumt, und Roß und Reiter
Verschlingt ein Staubgewölk! Ein banges Halt!
Zuckt durch die Reihen der erschrock'nen Streiter!
Da aus dem Staube taucht die Lichtgestalt
Des würd'gen Führers auf, und wie sein Degen
Winkt hell sein Aug' dem nahen Sieg entgegen!
„Noch bin ich unversehrt! Mir nach, mir nach!
Auf, Dreiundzwanz'ger, euer Ehrentag!“

Vielleicht hätte der Dichter gerade in diesen epischen Gesängen einen volksthümlichern Ton anschlagen sollen, aber seine immer hochgestimmte rauschende Leier gibt einmal diesen Ton nicht her, und man kann von einem Dichter Alles verlangen, nur nicht daß er aus seiner individuellen Art und Natur heraustritt. Gottschall beherrscht keine große Scala von Stimmitteln, namentlich sind ihm die naiven, eigentlich sentimentalen und humoristischen Töne versagt, aber die, die er beherrscht, beherrscht er mit großer Sicherheit und weiß sie energisch zur Geltung zu bringen. Zum Schluß wirft der Dichter einen Blick auf Rußland, über welches die Gerechtigkeit, das „müde Jammerbild“, ihres Zornes volle Schale ausgeschüttet habe; „das Schwert des Brennus in des Ostens Wage“ sei an diesem großen Rachetage zerbrochen. Allerdings war der ganze Verlauf der orientalischen Frage eine starke, selbst demüthigende Lection für Rußland, es wäre aber denkbar, daß das kluge und schlaue Rußland diese Lehre in einer Weise benutzte, die es vor ähnlichen Berechnungen und Schlägen sicherstellt und ihm gestattet, bei gelegenerer Zeit — denn die Allianzen und Situationen ändern sich leicht und die Träger dieser oder jener Politik sind sterblich — nur um so furchtbarer dazustehen. Rußland ist nur an einem äußern Gliede seines Riesenleibes geschrammt, nicht an seinen eigentlichen Lebensorganen tödtlich verwundet worden, und ein Verlust an materiellen Kräften ist gerade bei einem Reiche wie Rußland leicht wiederhergestellt. Dauernder werden aber jedenfalls die allgemein culturhistorischen Folgen des Zusammenstoßes sein, und diesen, scheint es, hätte der Schlußhymnus des Dichters gelten sollen.

Hermann Marggraff.

Reiseliteratur.

1. Eine Reise nach Centralafrika, oder Leben und Landschaften von Aegypten bis zu den Negerstaaten am Weißen Nil von Bayard Taylor. Uebersetzt von Johannes Ziethen. Leipzig, Voigt und Günther. 1855. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Seit es dem Forschergeiste und der modernen Wissenschaft gelungen ist, die Sprache der zwei bis drei Jahrtausende alten Denkmäler des Orients und Aegyptens zu entziffern und der Geschichte der Menschheit auf jenen Gebieten neue Zeiträume zu erobern, scheinen die genannten Länder auch auf die große Classe derjenigen Reisenden, denen eigentlich wissenschaftliche Interessen ferner liegen, eine ganz besondere Anziehungskraft zu äußern. Dies gilt namentlich von den amerikanischen Touristen, welche ihr Reisepensum in der Alten Welt nicht eher absolvirt zu haben glauben, als bis sie wenigstens Palästina und Aegypten gesehen haben. Wie man früher in England bei einem vollkommenen Gentleman es als etwas ganz Selbstverständliches voraussetzte, daß er in Italien gewesen sei, so scheint es dermalen in Amerika unumgängliches Gesetz der Mode zu sein, daß Jeder, welchen sein Stern einmal über den Atlantischen Ocean geführt hat, sein Wort als Augenzeuge mit dreingeben könne, wenn es sich um den Orient und um orientalische Fragen handelt. Nun möchte es immerhin angehen, wenn es hierbei sein Bewenden hätte; allein leider fühlt sich von diesen Herren Touristen fast einer um den andern verpflichtet, das Publicum mit einer Reisebeschreibung zu beschenken, gegen deren Details sich, wie die Erfahrung zur Genüge dargethan hat, vom Standpunkte der Glaubwürdigkeit aus die gegründetsten Bedenken erheben lassen. Man thut daher wohl daran, sich in jedem Falle erst ein wenig nach den persönlichen Verhältnissen und Antecedentien eines amerikanischen Reisebeschreibers umzuthun.

Bayard Taylor, der Verfasser des uns zur Besprechung vorliegenden Werks, machte bereits vor zehn Jahren eine Reise „mit Wanderstab und Ranzen“ durch einen großen Theil des westlichen und südlichen Europa, deren Beschreibung er nach seiner Rückkehr unter dem Titel „Views afoot“ herausgab. Die Eindrücke einer zweiten Reise in Amerika selbst sprechen sich namentlich in seinen 1848 erschienenen „Rhymes of travel, ballads and other poems“ aus, denen schon vor seiner europäischen Reise eine kleine Gedichtsammlung vorausgegangen war. Er lebte bis zum Antritt seiner jüngsten Reise in Neuyork, wo er Mitredacteur der „Tribune“ war und sich mit Bryant's Tochter verheirathete. Für uns Deutsche ist er insbesondere als Uebersetzer mehrer Gedichte des ihm befreundeten Freiligrath von Interesse.

Die Reise in das Innere von Afrika unternahm der Verfasser nur, „um einen von schwerer geistiger Arbeit erschöpften Körper wiederherzustellen“. Was ihn dabei anzog, war we-

niger das historische und geographische Interesse dieser Gegenden, als vielmehr der Wunsch, an ihrem freien, kräftigen, halb barbarischen Leben theilzunehmen. Es mag nun freilich auf den ersten Anblick ziemlich sonderbar erscheinen, daß Jemand zur Kräftigung seiner Gesundheit Centralafrika aufsucht; hat man aber aus der Lectüre des vorliegenden Werks das unverwüstlich heitere, lebensfrische Temperament des Verfassers kennen gelernt, so hört nicht nur jede Verwunderung auf, sondern man freut sich auch herzlich, daß er sich eine derartige Aufgabe gestellt hat. Wen die Natur nicht mit einer so glücklichen Gemüthsanlage ausgestattet hat, der wird niemals im Stande sein, die Eindrücke einer mit soviel Gefahren, Beschwerden und Unannehmlichkeiten verknüpften Reise, wie die in das Innere Afrikas, mit der nothwendigen Objectivität zu schildern; es wird ihm vielmehr gerade so gehen wie jenen englischen Touristen, die sich mit grünen Schleiern, doppelten Sonnenschirmen und blauen Brillen für die Reise ausrüsten und aus der vom hellsten Lichte übergossenen wilden rothen Wüste die Vorstellung einer Welt von blauem Sande, mit einem grünen Himmel überwölbt, zurückbringen.

Die Schilderungen des Verfassers zeichnen sich durch große Mannichfaltigkeit und Fülle, sowie durch Lebhaftigkeit, Anschaulichkeit und Originatität auf das vortheilhafteste aus, tragen aber dabei das Gepräge ungeschminkter Wahrheit, was sich seinen Landsleuten selten nachrühmen läßt. Viel Neues bringt er uns allerdings nicht; indeß gibt er wenigstens mehr als die große Masse der gewöhnlichen Touristen, deren Reiseziel in der Regel der zweite Katarakt des Nils ist, und selbst das Allbekannte und schon oft Beschriebene erscheint bei ihm in frischem Gewande und von vielen charakteristischen Zügen durchflochten. Dies gilt namentlich von einer Reihe Bemerkungen über altägyptische und hellenisch-ägyptische Kunst, die man bisher im Allgemeinen nur in dem ihr Eigenthümlichen, in dem als abnorm, als ungeheuerlich Betrachteten, also blos als Manifestation des geschichtlichen Geistes im Allgemeinen und als Vorstufe oder Abart höherer Kunstformen zu würdigen pflegte, während unser Autor mit Recht auf das absolut Schöne in vielen Figuren und Kunstwerken hinweist. Anderswo hebt er es als einen bedeutsamen, obwol ihm selbst nicht recht erklärlichen Zug der ägyptischen Baukunst hervor, daß häufig gerade das Unsymmetrische den großartigsten Eindruck auf den Anschauenden hervorruft, eine Thatsache, welche diejenigen Aesthetiker, welche nicht in der Symmetrie die erste Grundbedingung des Schönen in der Architektur sehen, sondern ihre Idee vielmehr in der unter verschiedenen Umständen durch wesentlich verschiedene Mittel zu bewältigenden Kraft der Masse und deren primären Eigenschaften suchen, bestens acceptiren werden. Ueberhaupt dürften Schilderungen wie die im vorliegenden Werke enthaltenen geeignet sein, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die ägyptischen Alterthümer nicht blos Stoff der eigentlichen Alterthumswissenschaft bleiben, sondern auch von der Aesthetik eifriger als bisher benutzt werden sollten. Aus ihnen sind reiche Data zur Lösung ästhetischer Probleme zu schöpfen; namentlich dürfte kein Land zur Entscheidung der wichtigen Frage über die Grenzen der Architektur und Sculptur so bedeutsame Thatsachen an die Hand geben als gerade Aegypten.

Eine der interessantesten Partien des Werks schildert das Zusammentreffen Taylor's mit Auguste Mariette, einem jungen Franzosen, von welchem der Verfasser voraussagt, daß die Großartigkeit seiner auf dem Boden des alten Memphis bereits gemachten Entdeckungen die Welt überraschen werde, sobald seine Zeichnungen und Beschreibungen erschienen seien, und dessen Namen er noch neben denen von Burckhardt, Belzoni und Layard in die Geschichtsbücher eingetragen zu sehen erwartet. Er bezeichnet ihn als den eigentlichen Entdecker von Memphis, dessen Haupttheil die Alterthumsforscher früher eine Meile weiter östlich suchten. Die Mittheilungen, welche der Verfasser von diesem unermüdlichen und für seinen Zweck aufopfernd begeisterten Manne über die Schwierigkeiten und Resultate seiner Nachforschungen erhielt, sind für den Freund der Wissenschaft allerdings niederschlagend. „Er entschuldigte sich, daß er uns so wenig zu zeigen habe, da er aus Rücksicht auf den Vandalismus der Araber genöthigt sei, alle seine Entdeckungen zuzuschütten, nachdem er seine Zeichnungen und Messungen gemacht. Die ägyptische Regierung sei schlimmer als theilnahmlos, denn sie zaudere nicht, aus den Sphinxen Kalk zu brennen und aus Marmorblöcken Kasernen für schmuzige Soldaten zu bauen... Mariette... mußte sich mit der einfachen Erlaubniß begnügen, diese merkwürdigen Ruinen ausgraben und beschreiben zu dürfen. Er konnte sie weder schützen, noch die Sculpturen und Inschriften, die sich transportiren ließen, wegführen, und zog es deshalb vor, sie wieder der sichern Obhut des Sandes anzuvertrauen." Gegen dieses „Wegführen" erklärt sich freilich unser Autor an vielen Stellen seines Werks mit gerechter Entrüstung. „Dieses Grab", sagt er unter Anderm bei Gelegenheit der Beschreibung des berühmten, von Belzoni in Gurneh auf dem Boden des alten Theben entdeckten Grabes Ramses' I., „ist bereits schlimmern Plünderern als den Medern und Persern zur Beute geworden. Belzoni entführte den Sarkophag, Champollion schlug die herrlichen Pfeiler und das Architrav des Eingangs zu der untern Kammer fort, und Lepsius endlich hat die Pfeiler zerstört und ihre schönen Gemälde für das Museum in Berlin in Besitz genommen. An einer Stelle, wo der Letztere eine schöne Thür gänzlich zugrunde gerichtet hat, hat ein Franzose in seiner Entrüstung mit rother Kreide geschrieben: Meurtre commis par Lepsius. Bei all den Gräbern von Theben, wo man die empörendsten und augenfälligsten Beraubungen sieht, sagte der Führer: Lepsius. Wer kann es den Arabern zum Vorwurf machen, daß sie diese kostbaren Denkmäler muthwillig verderben, wenn ihnen von der Eitelkeit ägyptischer Alterthumsforscher ein solches Beispiel gegeben wird?" Dieses Urtheil ist unter den vom Verfasser selbst oben angeführten Umständen jedenfalls zu herbe; doch gestehen wir ein, daß es ihm alle Ehre macht und jedem für das wahre und dauernde Interesse der Wissenschaft Begeisterten, namentlich aber uns Deutschen, die wir uns in der Person Lepsius' mit angegriffen sehen, Stoff zu reichlichem Nachdenken bietet. Mit welch heiligem Zorn hat nicht Byron seinen Bannstrahl auf das Haupt jenes Frevlers unter seinen Landsleuten geschleudert, der, ebenfalls angeblich im Dienste der Wissenschaft, das Pantheon zu Athen schändete! Welch Geschrei der Empörung erhob sich nicht erst noch vor kurzem bei der Kunde, daß ein Amerikaner aus schnöder Gewinnsucht wiederholten Raub ehrwürdiger Denkmäler an der Stätte des Heiligen Grabes begangen habe! Und wäre das Hinwegführen der ägyptischen Alterthümer etwa mehr zu entschuldigen, dafern es nicht als das einzige Mittel erschiene, sie der Nachwelt und der Wissenschaft zu erhalten? Das mag allerdings der Standpunkt sein, von dem ein Champollion, ein Belzoni, ein Lepsius bei ihrem Verfahren ausgegangen sind, und es wäre in höchstem Grade ungerecht, dasselbe mit der Gemeinheit der ebengenannten Heiligthumsschänder oder auch nur mit der Barbarei eines Mummius in Korinth, eines Bonaparte in Italien vergleichen zu wollen. In jedem Falle aber wäre es eine beklagenswerthe Nothwendigkeit, auf deren Beseitigung jeder für das Schöne wahrhaft begeisterte Mensch, der die Erde als den geweihten Schauplatz der Weltgeschichte und die Denkmale der Kunst als Perlen und Edelsteine betrachtet, welche sich der Menschengeist im Laufe der Jahrhunderte sinnig in die Zauberfiguren seines Prachtgewandes eingewebt hat und die nicht willkürlich aus ihren Fäden herausgerissen und über andere Stellen verstreut werden können, mit allen Kräften hinarbeiten soll. Diese Nothwendigkeit waltet aber gar nicht ob; wenn die ägyptische Regierung zu barbarisch ist, um die ihren Händen anvertrauten Schätze gebührend zu würdigen und treu zu wahren, so sollten die civilisirten Mächte Europas diese Aufgabe selbst in

die Hand nehmen, Männer aber wie Lepsius sollten ihnen diese heilige Pflicht dringend und unablässig vor Augen halten. Die Mittel zur Erreichung dieses Ziels sind so einfach, daß wir nicht zu warten brauchen, bis Elihu Burritt's Ideal sich verwirklicht hat. Ich sehe nicht ein, warum nicht, während die Kanonen am Gestade des Schwarzen Meeres donnerten, zu gleicher Zeit ein englischer und ein russischer, ein deutscher und ein französischer Beauftragter über die Sache der Wissenschaft in Aegypten — und anderswo — hätten wachen können.

Wir können unserm Reisenden natürlich nicht von Station zu Station folgen; wir bemerken daher nur, daß er von Assuan durch die große nubische Wüste nach Berber aufbrach, die Ruinen von Meroë unweit des heutigen Schendy besuchte und endlich Chartum, die Hauptstadt von Sennaar und zugleich von sämmtlichen durch Mehemed-Ali eroberten Sudanländern, erreichte und zum Mittelpunkte seiner weitern Ausflüge und Nachforschungen machte. Hier fand er die freundschaftlichste Aufnahme und Unterstützung bei dem damaligen östreichischen Consularagenten Reitz, einem in jeder Beziehung vortrefflichen Manne, der leider schon 1853 ein Opfer des Klimas geworden ist. Chartum ist bekanntlich (vergl. unter Anderm Nr. 44 d. Bl. f. 1855) zugleich Sitz des apostolischen Vicars der katholischen Mission in Centralafrika, Knoblecher, welcher durch den in deutschen Journalen veröffentlichten Bericht über seine Reise den Weißen Nil hinauf im Jahre 1850, bei der er bis zum vierten Grad n. Br. oder 60 Meilen über den Punkt hinauskam, den d'Arnaud und Werne erreicht hatten, und die ihn daher an die Spitze der Nilforscher stellt, in weitern Kreisen bekannt geworden ist. Unser Autor schildert ihn als einen Mann von nicht mehr als 35 Jahren, aber gründlicher Bildung, der mehre Sprachen spricht und einen Reichthum von wissenschaftlichen Kenntnissen besitzt, der seinen künftigen Forschungen großen Werth verleihen wird. Außerdem traf er in der Mission noch einen italienischen Mönch und zwei andere Priester, einen Deutschen und einen Ungar. Die Ergründung Centralafrikas, jenes bis vor kurzem noch völlig unentdeckten Räthsellandes, scheint beinahe ausschließlich die Mission deutschen Geistes und deutschen Heldenmuths geworden zu sein. Während der mittlere Theil, das ausgedehnte Kernland Sudans von Timbuktu bis weit über den Tschadsee hinaus an die Grenzen Darfurs, von Männern wie Overweg, Barth und Vogel durchforscht ward oder noch wird, haben Rüppell und Russegger in den letzten 25 Jahren zu unserer Kenntniß des östlichen Sudan wichtige Beiträge geliefert und erweitert noch immer die Thätigkeit der Mitglieder der katholischen Mission, vor allen Knoblecher's, unsern Blick weit in das Herz der darüber hinausliegenden geheimnißvollen Gegenden. Leider können wir auch in diesem Falle nicht auf unsere Mitbürger stolz sein, ohne über unsere Nation zu erröthen; die Einen arbeiten im Auftrage der englischen Regierung, die Andern zunächst in katholischem Interesse. Indeß dürfen wir wenigstens den östreichischen Generalconsul in Chartum als Vertreter Deutschlands betrachten und uns der Hoffnung hingeben, daß durch einen tüchtigen Mann, wie auch Reitz einer war, sich von hier aus neue Bahnen brechen lassen. Die geschickte Weise, wie der Letztere die Sitteh Sewakin, Tante des Sultans Adah, des gegenwärtigen Herrschers von Darfur, bei ihrer Durchreise nach Mekka behandelte, dürfte nach der Meinung unsers Autors leicht dazu dienen, den Europäern diesen bisher verschlossenen Staat zu öffnen. Dagegen bewährt sich rücksichtlich des nächsten Zwecks der katholischen Mission auch hier wieder der allerwärts erprobte Erfahrungssatz, daß an eine Bekehrung derjenigen Völker, welche sich einmal einer alten Culturreligion wie Buddhaismus, Brahmaismus und Mohammedanismus zugewandt haben, nicht zu denken ist. Der Islam hat im Laufe des letzten Jahrhunderts ganz in der Stille das ausgedehnte Gebiet von Centralafrika auf friedlichem Wege erobert und wird nimmermehr dieser oder jener christlichen Kirche, sondern nur der christlichen Cultur weichen. Die Mitglieder der katholischen Mission müssen sogar den Schein eines Bekehrungsversuchs vermeiden, wenn sie ihren Einfluß als Jugendlehrer nicht völlig verlieren wollen. Das sollte man bei dem jetzt neuerwachten Missionseifer wohl beherzigen, wenn man nicht aufs neue vergeblich arbeiten und auch die bisherigen segensreichen Resultate des Missionswesens für Handel und Verkehr, für Erd- und Völkerkunde, für Sprach- und Geschichtswissenschaft auf das Spiel setzen will.

Was Taylor's Leben in Chartum, seine Ausflüge in die Umgegend und seine Fahrt auf dem Weißen Nil bis zu den Schilluknegern unter 12° 30′ n. Br. betrifft, so müssen wir auf seine eigene, an interessanten Charakterzügen, überraschenden Scenen und fesselnden Abenteuern reiche Schilderung verweisen. Dasselbe gilt von der im siebenundzwanzigsten Capitel enthaltenen übersichtlichen Beschreibung der bis nach Logwek unter 4° 10′ ausgedehnten Reise Knoblecher's auf dem Weißen Nil, deren Abenteuer der Vicar unserm Verfasser in Chartum erzählte oder aus seinen Tage- und Skizzenbüchern ihn ersehen ließ. Diese Partie enthält in gewisser Beziehung die merkwürdigsten, wenigstens die neuesten Thatsachen des ganzen vorliegenden Werks. Von Chartum, dessen bunte Einwohnerschaft mit ihren mannichfaltigen Sitten und Gebräuchen, dessen ausgebreiteten Handel mit den benachbarten Stämmen und dessen politische Verhältnisse zu diesen sowie zum Vicekönig von Aegypten uns der Verfasser auf das anschaulichste schildert, kehrte derselbe durch die Bejudawüste über Napata, dessen Tempel und Ruinen er besuchte, und über Alt- und Neudongola nach Aegypten zurück, nachdem er zuvor noch die berühmten Felsentempel von Abu-Simbel und den großartigen Koloß Ramses' II. (Sesostris' d. Gr.) in Augenschein genommen hatte. Das Bild, welches uns der Autor von dem Zustande Sudans und Nubiens, von der Lage ihrer Bewohner und von den Folgen des gegenwärtigen Regierungssystems unter Abbas-Pascha entwirft, zeigt, wie wenig Wurzel Mehemed-Ali's Reformen in dem unglücklichen Lande geschlagen haben, und macht es mehr als wahrscheinlich, daß bei der ungeheuern Wichtigkeit, welche die ganze Westküste des Rothen Meeres von Jahr zu Jahr in immer höherm Grade für ganz Europa und Südasien gewinnt, die europäischen Großmächte über kurz oder lang unmittelbarer als bisher in die innern Verhältnisse Aegyptens eingreifen und auf diesem Wege zugleich das Räthselland Abyssinien der europäischen Cultur erschließen werden.

Am 4. November 1851 war Taylor zuerst im Hafen von Alexandria eingelaufen, und der 1. April 1852 war der Tag seiner Rückkehr nach Kairo, von wo er kurz darauf nach Syrien abreiste. Die Beschreibung seiner Reise in diesem neuen Welttheile, welche er uns in Aussicht stellt, werden wir herzlich willkommen heißen, namentlich wenn ihn dieselbe über die Ruinen Babylons und Ninives geführt haben sollte, zu deren Würdigung ihn die gewonnene Anschauung der Ueberreste altägyptischer Kunst in vorzüglichem Grade befähigt hat.

Die Uebersetzung ist, soweit sich dies ohne Einsicht in das Original beurtheilen läßt, im Allgemeinen als recht gelungen zu bezeichnen und somit das vorliegende Werk in jeder Beziehung als eine ebenso belehrende wie unterhaltende Lectüre zu empfehlen.

2. Abenteuer in den Wildnissen von Australien. Von William Howitt. Aus dem Englischen von H. Sebald. Berlin, Janke. 1856. 16. 15 Ngr.

Der Leser, welcher in diesem Buche eigentliche Belehrung über die darin vorkommenden Gegenstände suchen wollte, würde allerdings fehlgreifen; im Gegentheil dürfte Jedem, der es zur Hand nimmt, eine große Vorsicht und stete Bezugnahme auf anderweite Quellen anzurathen sein. Sonst aber ist das Buch mit gutem Gewissen zu empfehlen; die Schilderungen aus dem Natur- und Menschenleben jener terra incognita zeichnen sich

durch ungewöhnliche Frische, Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit aus und versetzen den Leser in eine reiche Mannichfaltigkeit von Scenen, deren handelnde Personen offenbar nicht bloße Phantasiefiguren, sondern lebensvolle Gestalten von Fleisch und Bein sind, deren Skizzen der Verfasser an Ort und Stelle entworfen hat. Dies hätte freilich mit etwas mehr Geschmack und Sauberkeit geschehen können, insofern des Verfassers plastische Kunst oft die Holzart des Hinterwäldlers zu verrathen scheint; allein vielleicht wäre dann das Markige und Charakteristische verloren gegangen, das dem Buche seinen eigenthümlichen Reiz gibt. Die Schilderungen der Landschaft, des Pflanzen- und Thierlebens werden sämmtlich an die eigenen Lebensereignisse des Erzählers — eines ziemlich alten „boy" — angeknüpft und erscheinen infolge dieser Methode in so kräftiger Zeichnung und lebhafter Färbung, daß der Leser die ihm vorgeführten Charaktere des Ansiedlers und Schäfers, des Gärtners und Ochsentreibers, des Goldwäschers und Buschkleppers nicht so leicht wieder vergessen wird. Die Uebersetzung könnte hier und da etwas fließender sein, ist aber wenigstens wegen ihrer Treue und Gewissenhaftigkeit anzuerkennen.

3. Helgoland. Schilderungen und Erörterungen von Friedrich Oetker. Mit einer Ansicht und zwei Karten. Berlin, Besser. 1855. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk läßt sich nur uneigentlich in die Kategorie der Reisebeschreibungen einordnen. Es ist vielmehr das Resultat mehrjähriger genauer Studien während eines zweimaligen Aufenthalts auf der Insel und verfolgt den Zweck, die massenhaften Unrichtigkeiten, welche sich nicht nur in die seit der Eröffnung des Seebades im Jahre 1826 zahlreich erschienenen kleinern Reisewerke, sondern sogar in wissenschaftliche Erörterungen und Darstellungen eingeschlichen haben, zu widerlegen und endlich einmal gründlich zu beseitigen. Diesen Zweck hat denn auch der Verfasser so vollständig erreicht, daß sein Werk von nun an jedenfalls als eine der zuverlässigsten Autoritäten über den darin verhandelten Gegenstand gelten wird. Dasselbe enthält in der That eine in jeder Beziehung vollständige und umfassende Monographie der Insel Helgoland und könnte sogar als Muster der Behandlung dienen, wenn der Verfasser es unterlassen hätte, an seine Reise und seine persönlichen Verhältnisse anzuknüpfen. Damit soll indeß unsererseits kein Tadel ausgesprochen sein, da das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt für die Mehrzahl der Leser jedenfalls anziehender ist, als wenn der Verfasser jede äußerliche Zuthat beseitigt hätte.

Wir wollen aus der reichen Fülle des uns dargebotenen Stoffs nur einiges Wenige herausgreifen, um damit anzudeuten, daß es nicht leicht irgendeine Wissenschaft geben wird, deren Bearbeiter nicht aus Oetker's Werke neue Data schöpfen und alte Irrthümer berichtigen könnte. So heißt es z. B. S. 82: „Neuerdings stützt sich Schleiden in dem reichen Buche «Die Pflanze und ihr Leben», wie es scheint, auf denselben Gewährsmann (v. d. Decken). Dadurch würden sich auch bei diesem Schriftsteller einige Ungeheuerlichkeiten in der Schilderung Helgolands, die dem Werke nicht eben gut anstehen, erklären." Einen ähnlichen Beleg finden wir in den erst voriges Jahr erschienenen „Studien" von Schleiden, wo unter Anderm erzählt wird, daß wegen der Wichtigkeit des Wachtelfangs für die Bewohner Helgolands der Prediger auf der Kanzel auf die Nachricht von der Ankunft der Zugvögel durch die Sitte verpflichtet gewesen sei, seine Rede mit den Worten: „Amen, theure Gemeinde. Die Wachteln kommen", abzubrechen, eine Thatsache, die Schleiden wahrscheinlich aus Wachsmann oder Boas entlehnt hat, Oetker aber als völlig unbegründet widerlegt.

Wir müssen uns begnügen, den Geologen, den Ornithologen, den Ichthyologen und überhaupt den Naturforscher auf das reichhaltige Werk selbst zu verweisen; auch der Historiker und Alterthumsforscher wird darin eine Reihe der interessantesten, auf dem Prüfsteine einer gesunden, nüchternen und scharfsinnigen Kritik erprobten Thatsachen vorfinden. Wir erinnern unter Anderm an die Geschichte Wieben Peter's, des Seeräubers von Meldorp, dessen Charakter ein prächtiges dithmarsisches Gegenstück zu der echt dramatischen Figur des brandenburgischen Michael Kohlhaas darbietet. Ueberhaupt enthält das ganze Werk in seinen höchst gelungenen Sitten- und Charakterschilderungen, sowie in einer Reihe der interessantesten Einzelzüge eine wahre Fundgrube für den Aesthetiker. Wie entscheidend sind z. B. die S. 193 angeführten Thatsachen, daß Helgoland trotz seiner so eigenthümlichen Lebensbedingungen, Anschauungen und Sitten weder eigene Volkslieder noch Volksmärchen und Sagen hat! Natürlich, denn dadurch unterscheidet sich eben die Genesis der Sitte von der der Sage, daß jene überall, auch in beschränktem Kreise, erwächst, während diese nur auf breiterm Boden gedeiht und sich ausprägt. Auch der Politiker und der Jurist finden in den durchaus eigenthümlichen Verfassungs- und Rechtsverhältnissen der Insel eine Reihe ganz neuer und überraschender Thatsachen zum weitern Ausbau ihrer Wissenschaften; wir erinnern nur unter Anderm an die Partien, welche das Strand- und Bergerecht und die Lootsenverhältnisse, sowie den sonderbaren Zustand der im Verwaltungs-, Gerichts- und Kirchenwesen auf der Insel herrschenden Anarchie behandeln. Endlich sei noch des Fleißes rühmend gedacht, mit welchem der Verfasser eine Menge der schätzbarsten Notizen über die Sprache der Helgoländer, einen Dialekt des Neufriesischen, beibringt. Das sechzehnte Capitel enthält im Auszuge eine ziemlich vollständige Grammatik dieses Dialekts, dessen einzige Quelle das lebendige Wort der Inselbewohner ist; daher ein vortreffliches Hülfsmittel für den germanischen Philologen, welches nur eine kurze Erörterung der Lautverhältnisse noch zu wünschen übrig läßt.

Wir versagen es uns ungern, genauer auf das Einzelne des vorliegenden Werks einzugehen, das sich ebenso sehr durch scharfe Beobachtung und fleißige Benutzung aller bisherigen Leistungen auf dem von Oetker betretenen Gebiete, namentlich der werthvollen Forschungen Lappenberg's und Wiebel's, wie durch eine elegante, durchsichtige, aber zu gleicher Zeit lebhafte und humoristisch gewürzte Darstellung und echtpatriotische Gesinnung empfiehlt. Wer den praktischen Gesichtspunkt voranstellt, dem wird das Buch in seinen Mittheilungen über das helgoländer Badeleben ebenfalls alles Wissens- und Wünschenswerthe darbieten und die Stelle eines Reisehandbuchs oder Führers zur Befriedigung ausfüllen. Möchten wir dem Verfasser recht bald wieder auf einem verwandten Gebiete begegnen! 72.

Aus den deutschen Gauen.

1. Wendische Weiden. Erzählungen aus dem wendischen Volksleben von Eduard Ziehen. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1854. Br. 8. 1 Thlr.
2. Im Wald und am Gestade. Skizzen und Bilder von Ernst Willkomm. Dessau, Gebrüder Katz. 1854. 8. 1 Thlr.
3. Neue Bilder und Geschichten aus Schwaben von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Krabbe. 1854. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
4. Ländliche Skizzen aus Franken von H. Nordheim. Weimar, Kühn. 1854. 8. 15 Ngr.
5. Volksgeschichten von Louis Würdig. Dessau, Neubürger. 1853. 8. 12 Ngr.

Wir haben hier unter gemeinsamem Titel eine Anzahl Schriften zusammengefaßt, die sämmtlich mehr oder weniger aus dem Streben hervorgehen, die Stammeseigenthümlichkeiten der deutschen Völkerschaften in ihren individuellen Formen zur literarischen Gestaltung zu bringen. Es ist dies das alte, unserer Nation so recht eigenthümliche Streben, in die Einzelheiten hinein Alles auszubilden; dem entspricht auch die

besondere vielgetheilte Staatenbildung, dem entquillt so mancher frische Strom des warmen individuellen Lebens, demselben Streben aber verdanken wir auch gar manchen starken Zug der politischen Ohnmacht auf den Blättern der deutschen Geschichte. So berechtigt auf der einen Seite dieses Streben ist, so sehr es mit dem Grundcharakter des germanischen Lebens zusammengewachsen ist, ebenso schädlich ist es auch, wenn dasselbe, in einseitiger Weise ausgebildet, nichts als die Zersplitterung fördert und dem gesammten Streben nach einheitlicher Gestaltung fortwährend den Spiegel der innerlichsten Spaltung und Zerklüftung entgegenzuhalten bestrebt ist. Wir haben in den gegenwärtigen Zeiten der allgemeinen Reaction umsomehr auf unserer Hut zu sein, daß wir nicht als einzelne Wellen machtlos zerschellen in dem großen Völkermeere; ich sage, wir haben umsomehr überall dem übertriebenen Streben nach individueller Stammesentwickelung entgegenzutreten, als gerade die Feinde der deutschen Nation und der deutschen Bildung um so lebhafter für diese Trennung sich interessiren, ja dieselbe immer unheilbarer zu machen suchen. Wir müssen umsomehr darauf hinarbeiten, überall das Gesammtbewußtsein eines großen deutschen Volkes zu fördern, rege zu erhalten, als wir ja Alle fühlen, wie viel uns daran fehlt, und wie tief und wie laut dennoch in den letzten Jahren das Bedürfniß in allen Schichten des deutschen Volkslebens sich kundgegeben hat. Verlieren wir den Muth nicht in der allgemeinen Erschlaffung und halten wir fest unser Auge auf die Zukunft gerichtet, auf daß Deutschland aus einem geographischen Begriffe, aus seiner literarischen Einheit auch zu einem wirklichen politischen Ganzen heranwachse; schüren wir einstweilen in der Stille der Nacht das heilige Feuer, das einst leuchten soll als Oriflamme der großen deutschen Nation auf den Zinnen der Weltgeschichte, schüren wir Jeder nach seiner Kraft das heilige Feuer, dieweil noch die Raben um den grauen Thurm des Kyffhäusers krächzend fliegen!

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wenden wir uns nun zur Besprechung der einzelnen Bücher, welche dazu die Veranlassung gaben. Eduard Ziehen nennt sein Buch „Wendische Weiden". Die Weide gehört zu den Lieblingsbäumen der Wenden. Fast bei jedem Dorfe findet sich ein kleines Weidenwäldchen; ebenso sind die Triften, die Höfe, die Wiesen und die Wege mit zahlreichen Weidenbäumen bepflanzt; auch in den alten wendischen Volksliedern in der Ober- und Niederlausitz kommen die Weiden vor, z. B.:

Winter, Sommer, Weidenbaum,
Saß ein Mädchen am Weidenbaum,
Saß und schaute, wann der Schatz
Aus der Schenke kommen wird.

Zum bessern Verständniß des Ganzen theilt der Verfasser in einem Vorworte einige Bemerkungen über den Schauplatz der Erzählungen mit, welche den Band füllen. Die auf dem linken Elbufer ansässigen Wenden stammen von den Obotriten her, welchen Karl der Große 804 Wohnsitze am Arendsee in der Altmark anwies. Die Häuser der von Wenden gegründeten Dörfer liegen hufeisenförmig rings um einen freien Platz herum, sodaß der Ort gewöhnlich nur eine einzige Einfahrt hat. Die Gebäude wenden sämmtlich die Giebelseite nach diesem freien Platz und die Stallungen, Scheunen und Hofräume befinden sich hinter denselben; auch unterscheiden sich die wendischen Häuser in ihrer Bauart wesentlich von den germanischen. Während bei diesen die Ständer und Riegel nur dazu da sind, um dem Mauerwerk Festigkeit zu geben, sieht man auf der nach dem freien Platze gekehrten Giebelseite der wendischen Wohnhäuser eine wahre Mosaikarbeit von rothen Backsteinen und schmalem Ständer- und Riegelholz, welches eine Unzahl kleiner Fächer bildet, die das sauber mit Kalk ausgestrichene Mauerwerk ausfüllt. Die Dächer sind stets mit Stroh gedeckt; auf der Giebelseite befindet sich auch der Haupteingang, eine breite, hohe, rothangestrichene Bogenthür mit beweglicher Schwelle und zwei Flügeln. Der Balken über der Thür ist mit grellen Farben buntscheckig bemalt. Auf dem Giebel der Vorderseite prangt ein hoher zinnerner Aufsatz, eine Art von Blumenstrauß mit einer Windfahne. Ueber innere Einrichtung der Häuser, Trachten und Sprache der Wenden finden sich in der Vorrede noch manche interessante Aufsätze, denen wir schon im stuttgarter „Morgenblatt" früher begegnet sind. Das Buch enthält folgende Erzählungen: „Der Sohn der Witwe", „Der Dorfmusikant", „Der Müller", „Die Hirtentochter", „Unter dem Weidenbaume". Diese Erzählungen, in natürlicher Einfachheit und schlichter Entwickelung gehalten, entlehnen fast alle als Hauptmotive der Verwickelung die Standesunterschiede der liebenden Paare. Die Eigenthümer der Höfe heißen Hufner oder Vollhufner, deren Zahl jedoch nicht sehr groß ist, Halbhufner, Kossathen und Anbauer, welche letztere nur wenige Morgen Landes besitzen. Der Vollhufner verheirathet seine Tochter oder seinen Sohn höchst ungern an einen Kossathen; es macht sich auf diese Weise ein Besitzstolz oder Unterschied geltend, der zu Verwickelungen führt, die man auch sonst im Bauernleben des übrigen Deutschland antrifft. Nehmen wir z. B. den Hauptinhalt der ersten größern Erzählung einmal vor Augen, so sehen wir einen armen Jüngling Detlev freien um Anna, die Tochter des Vollhufners. Der Vollhufner hatte anfangs sich nicht dagegen erklärt, solange Detlev die Aussicht hatte, in den Besitz des Gutes seines kinderlosen Oheims zu gelangen; als dieser aber sein Gut verkauft und scheinbar in Armuth gerathen war, begünstigte der Vollhufner einen andern Bewerber um Anna's Hand, den Schulzensohn Heinrich Riebenow. Zwischen diesen beiden Nebenbuhlern entspann sich nun bald ein heftiger Streit, der fortwährte, bis zur Zeit der französischen Occupation auch diese Gegend, worin die Erzählung spielt, dem großen Kaiserreiche einverleibt wurde. Die Aushebungen und Rüstungen zum Zuge gegen Rußland begannen; Detlev mußte der Fahne folgen, während der Schulze seinen Sohn freikaufte. Er mußte von Anna Abschied nehmen, welche ihm beim Scheiden sagte: Wenn du nicht wiederkehrst, so sterbe ich, ehe zwei Jahre vergehen. Heinrich Riebenow glaubte nun freies Spiel zu haben, er begann seine Bewerbungen einzuleiten und der Vater Anna's sagte zu. Aber diese blieb standhaft, obgleich ihr Bewerber auf jegliche Weise die Nachricht von Detlev's Tod zu verbreiten suchte. Ein Sturz vom Pferde befreite das geängstigte Mädchen jedoch von diesem Bewerber und da kam endlich der Langvermißte, Todtgeglaubte wieder. Der Onkel Detlev's hatte sein großes Vermögen aus Angst vor dem Kriege begraben, er gab es jetzt her und Detlev und Anna wurden ein Brautpaar. In diese Geschichte ist noch eine Sage aus dem wendischen Volksleben von den Doppelsängern verwebt, die wir jedoch nur als Nebenwerk für den Hauptgang der Erzählung ansehen können.

Das Buch von Ernst Willkomm enthält recht frische einfache Erzählungen aus den flachen Gestaden der Nordsee, den Halligen und Marschen, sowie die beste und schlichteste Erzählung des ganzen Buchs: „Der Zeidler aus der Haide." Der Inhalt desselben ist vorzugsweise auf eine Schilderung der Sittenzustände und Gewohnheiten in den Haidegegenden gegründet. Die Bienenzucht spielt natürlich hierbei eine Hauptrolle. Von großen Verwickelungen, spannender Schürzung des Knotens ist bei den sämmtlichen Erzählungen dieses Buchs nichts zu finden; es sind landschaftliche Bilder, die hier und da selbst nur als einfache schlichte Reiseskizzen gehalten sind, sie alle zeugen aber von Geschick, die Natur aufzufassen, und sind mit Recht eine bessere, heilsamere Lectüre als die Machwerke, die mit Geistlosigkeit die Schuhe der neufranzösischen Romantiker austreten. Das Buch enthält sechs Erzählungen: „Der Zeidler", „Der Halligmann", „Ein Besuch auf Sylt", „Der Schlickläufer", „Die verbindenden Flammen" und „Die Kringelhöcht".

Das dritte der obenangeführten Werke führt uns aus den Niederungen der Nordsee in das Bergland von Schwaben.

Es ist dies ein sehr bogenreiches Werk einer jungen oder alten Schwäbin, die mit liebenswürdiger Bescheidenheit in der Vorrede uns entgegentritt; sie sagt nämlich, sie schreibe um deswillen keine Vorrede, weil man darin eine gewisse Aengstlichkeit für ein Zeichen schwäbischer Unbeholfenheit und Engherzigkeit ansehen könnte. Was vielleicht allein der Entschuldigung bedürfe, seien die angefügten Dorfgeschichten, nachdem dieses Feld von so glücklicher Hand urbar gemacht und nachher so vielfach ausgebeutet werden. Schließlich tröstet sie sich jedoch damit, daß diese vielleicht doch, da das wirkliche Leben immer wieder neue Seiten bietet, wenn auch kein poetisches, doch vielleicht einiges psychologische Interesse erwecken und so neben ihren poesiereichen und originellen Vorgängern ein Recht auf ihre Existenz erwerben könnten. Wir wollen mit der naiven Schwäbin nicht streiten, bemerken nur, daß es uns aufgefallen ist, wie die Verfasserin, welche in der Erzählung „Aus dem Leben einer Hausfrau der alten Zeit" so entschieden als Vertheidigerin der engern, auf den Haushalt und die Familie beschränkten Thätigkeit des Weibes auftritt und in einer andern Erzählung „Aus dem Leben einer Hausfrau der neuern Zeit" alle die Nachtheile rügt, die für die Familie entstehen, wenn das Weib mit Dingen sich befaßt, die zwar an und für sich nicht schlecht sind, aber ihrer Ansicht nach doch über den Beruf des Weibes hinausgehen, daß es uns aufgefallen ist, sagen wir, wie die Verfasserin das vor ihren praktischen Anschauungen verantworten will, daß sie uns mit einem 25 Bogen starken, einige zwanzig Erzählungen enthaltenden Buche beschenkt hat. Doch mit liebenswürdiger Inconsequenz wollen wir keinen Streit beginnen. Die Verfasserin hat in kleinem Rahmen uns alle die Ereignisse, wie sie die Wellen des Lebens an den Strand werfen, gefaßt; sie führt uns auf „krummen und geraden Lebenswegen" redselig weiter, sie zeigt uns mit raschfertigen Worten „Gestalten aus der Alltagswelt", liefert uns eine ganze Galerie von „Hagestolzen" und führt uns schließlich aufs „Dorf".

Aus dem waldigen Schwaben versetzt uns das vierte angezeigte Buch nach den sonnigen Fluren Frankens; es sind ländliche Skizzen, wie der Verfasser sie nennt, um den Namen Dorfgeschichten nicht zu gebrauchen. Wir müssen gestehen, daß nachgerade dieses Genre anfängt sich bedeutend zu verflachen, und wenn wir den Skizzen Northeim's auch ein gewisses Interesse, das man ja gern an einer einfachen Erzählung nimmt, nicht absprechen wollen, so hält dies doch nicht soweit vor, daß wir eine besondere Empfehlung dem Büchlein zu leisten im Stande wären. Das Büchlein enthält sechs Erzählungen: „Der Großvaterstuhl", Die Kathrin", „Einmal gelogen", „Mittwoch nach Ostern", „Die Butternickel", „Was ist Zufall?" Daran reiht sich das Büchlein von Würdig, was sich als Volksgeschichte maskirt, bei Lichte besehen aber auch nichts Anderes als blaßgefärbte Dorfgeschichte ist. Es enthält drei Erzählungen: „Hildebrand's Fried, oder das Mannlehngut", „Die Angermüller" und „Die Murrfusel". Schon die Titel dieser Geschichten zeigen, daß wir hier einen, mehr oder weniger local gefärbt, mehr oder weniger psychologisch begründet, mehr oder weniger schlecht charakterisirt, mehr oder weniger mit „Bärbel", „Heirle", „Vierecktig" oder „Schweinsäugle", „Anneliese" und „Brünnele" versetzten Apparat der Dorfnovelle wiederfinden. 25.

Reliquien von Jens Baggesen.

Als wir den Titel folgender Schrift erblickten:

Fragmente von Jens Baggesen. Aus dem literarischen Nachlasse des Verfassers. Herausgegeben von August Baggesen. Kopenhagen, Reitzel. 1855. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

machten wir uns bereits darauf gefaßt, Stoff darin für eine längere biographische Charakteristik oder einen literargeschichtlichen Artikel zu finden. Wir sahen uns jedoch in unserer Erwartung getäuscht. Die Schrift enthält nichts oder doch sehr wenig von allgemeinerer Bedeutung, sondern meist nur Abhandlungen über Sprache im Allgemeinen und über nordische Sprache insbesondere, über die allgemeine Grammatik, besonders in ihrem Verhältniß zur Logik, über die gothisch-griechische oder vierte ursprüngliche Sprache und Literatur (nach Baggesen's Ansicht), über die Genealogie der nordischen Sprachen, über den Sprachklang, über die grammatischen Haupteigenthümlichkeiten der dänischen Sprache, über die Vorzüge der dänischen und über die Vorzüge der deutschen Sprache. Es sind darin viele geistreiche und originelle, zuweilen aber auch ziemlich barocke und gewagte Behauptungen, und Linguisten von Fach, denen wir die Lectüre dieser Schrift besonders empfehlen, mögen sehen, wie sie damit fertig werden. Der deutschen Sprache vindicirt Baggesen das Privilegium, die Sprache der Gelehrsamkeit κατ' ἐξοχήν zu sein, er vindicirt ihr Ernst, Würde und Hoheit und meint, daß, wenn sie auch an äußerm Wohlklang sich mit der griechischen, italienischen und dänischen Sprache nicht messen könne, sie doch mit Recht auf ihre mannichfaltige rhythmische Bewegung stolz sein dürfe. Wunderlich genug scheint sie ihm für den Scherz nicht sonderlich geeignet; selbst die Goethe'schen und Jean Paul'schen Scherze erscheinen ihm oft platt oder würdelos, und nur Lichtenberg, den er dabei mit einigen Zeilen allerdings treffend charakterisirt, läßt er als Ausnahme gelten. Nur Lichtenberg, versichert Baggesen, sei echt launevoll, echt ironisch und drollig und bewirke oft lautes Lachen bis zum Umfallen; seine Scherze seien meistens humoristische Einkleidungen wissenschaftlicher Wahrheiten, nicht selten mit mathematischer Strenge des dabei Gedachten ausgeführt. Im Allgemeinen ist hierzu nur zu bemerken, daß eben jede Nation ihre eigene Art hat, komisch und humoristisch zu sein, und daß uns Deutschen nationaldänische Späße eben auch oft sehr fremdartig und selbst platt vorkommen dürften; denn nichts ist so eigenartig und selbst eigensinnig als das komische Element. Als Beweis des größern äußern Wohlklangs der dänischen Sprache gegenüber der deutschen stellt Baggesen der Voß'schen Uebersetzung eines bekannten Homerischen Hexameters:

Und ein schrecklicher Klang entschell dem silbernen Bogen,

folgende von ihm besorgte und, wie er sagt, ihm von Voß beneidete dänische Uebersetzung entgegen:

Med en forfaerdelig klang sprang straengen tilbage paa buen!

Aber soviel wir vom Dänischen wissen, keine einzige ordentliche Cäsur, aber umsomehr Incisionen. Dann der furchtbare Spondeus „klang sprang" in der Mitte des Verses und die rasche Aufeinanderfolge des spr und str in „sprang" und „straengen"! Man muß hier eben genau rechnen, da Baggesen dem Voß'schen Hexameter „drei s, drei ch und drei r" nachrechnet.

Außerdem enthält diese Sammlung noch einige kleinere Aufsätze gemischten Inhalts, in denen wir jedoch nicht viel gefunden haben, was uns Deutschen jetziger Zeit von besonderm Interesse sein könnte. Doch tragen sie meist das Gepräge eines originellen Geistes, z. B. folgender Ausspruch: „Zur Schätzung der wahren Größe eines Schriftstellers reicht auch nicht einmal Gelehrsamkeit hin. Reichte sie hin, so würde meine Behauptung für Deutschland wenigstens wegfallen, wo der größte Pöbel, sogar an Zahl, glaube ich, der gelehrte ist." Diese kleinern Aufsätze gehören zum Theil zu der Epoche der letzten schriftstellerischen Thätigkeit des Verfassers während seines Aufenthalts in der Schweiz und in Deutschland 1823—26. Die Vorlesungen über Sprache, die freilich von den neuern Forschungen auf diesem Gebiete vielfach überholt worden sind, ohne deshalb an einem gewissen individuellen Reiz zu verlieren, hatte Baggesen als Professor der dänischen Sprache und Literatur an der Universität zu Kiel ausgearbeitet; Krankheit verhinderte ihn jedoch, sie vollständig zu halten. Das vorhandene Manuscript war übrigens nicht zum Druck vorbereitet, sondern nur als gesammelte Materialien für 24 Vorlesungen

vorhanden, und was theils aus zu speciellen Notizen, theils aus zu ausführlichen Erörterungen bestand, ist hier weggelassen. Der Herausgeber, August Baggesen, Sohn von Jens Baggesen, stellt noch einen zweiten Band in Aussicht, der noch viele, besonders philosophische und humoristische deutsche Fragmente aus Jens Baggesen's Nachlaß enthalten soll. Jens Baggesen hielt zwar die deutsche Sprache nicht sehr geeignet für Scherz und Spaß, aber er selbst scherzte und spaßte doch gern in deutscher Sprache. **H. M.**

Notiz.

Johanna Sebus und das Kleveland.

An die Heldin von Brienen, Johanna Sebus, deren Opferthat Goethe in seinem bekannten schönen Liede verklärt und gefeiert hat, erinnert uns folgendes Schriftchen: „Johanna Sebus. Ein Cultur- und Sittengemälde infolge des Goethe'schen Heldengedichts von J. H. Hagenberg" (Merseburg 1855). Der bei weitem größte Theil der Schrift, deren Ertrag für die im vorigen Jahre Ueberschwemmten am Niederrhein bestimmt ist, beschäftigt sich mit einer topographischen und ethnographischen Schilderung des Klevelandes oder vielmehr jenes Thals, welches oberhalb Xanten seinen Anfang nimmt und sich bis zur holländischen Grenze nach Nimwegen hin in einem Umfange von 18 Quadratmeilen erstreckt. Es ist dies ein außerordentlich fruchtbarer, aber auch den Ueberschwemmungen des Rhein sehr ausgesetzter Landstrich, wogegen er durch Deiche geschützt wird, die mit der äußersten Sorgfalt erhalten und beaufsichtigt werden. Denn nirgends ist ein Deichbruch so gefährlich als in diesen Niederungen. Die Deichgräfe und deren Unteraufseher, die sogenannten Heimräthe, gehören daher mit zu den wichtigsten Personen des Ländchens. Interessant sind die Mittheilungen des Verfassers über die Sitten und Gewohnheiten der klever Bauern, die uns in unserer schon öfters über die deutschen Bauern überhaupt ausgesprochenen Ansicht bestätigen, daß man nämlich bei ihnen gemeinhin die Sentimentalität nicht suchen darf, welche düsseldorfer Genremaler und manche Dorfnovellendichter ihnen für den Salongebrauch angekränkelt haben. Der Verfasser sagt: „Wirklich scheinen um die Sentimentalität unserer Landleute enge Grenzen gezogen zu sein. Ihr ganzes Wesen ist zu sehr nach außen gekehrt, als daß tiefe Gemüthlichkeit sie zu beherrschen im Stande wäre" u. s. w. Diese allgemeine Wahrnehmung schließt jedoch nicht aus, daß sie bei ganz außerordentlichen Vorkommnissen der energischsten That und des größten Opfers fähig sind. Johanna Sebus, die wegen ihrer nicht gewöhnlichen Schönheit und außerordentlichen Frömmigkeit weit und breit als das „Brienensche Hannchen" bekannt war und durch ihre Lieblichkeit auch die Aufmerksamkeit der französischen Soldaten erregte, ist davon ein Beweis. Ihr Opfertod in der Schreckensnacht vom 12. auf den 13. Januar 1809 ist durch Goethe's tiefgefühltes und malerisches, von Zelter für Solo- und Chorgesang in Musik gesetztes Gedicht zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, ausführlicher darüber zu sprechen. Die Franzosen, welche für die Größe solcher Opferthaten und für heroische Handlungen immer einen besonders empfänglichen Sinn zeigen, errichteten der edeln Jungfrau zum immerwährenden Andenken ein einfaches Denkmal aus Stein mit einer Marmorplatte, welche in halberhabener Arbeit ein sturmbewegtes Wasser darstellt, auf welchem eine aufgehende Rose treibt. Unterhalb des von einem Sternenkranze eingefaßten Rundstücks befindet sich eine französische Inschrift. Unsere ältern Dichter, Bürger und Goethe, ließen sich noch durch solche in ihrer Einfachheit große Thaten dazu hinreißen, sie im Liede zu verherrlichen; an das Herz unserer neuern Dichter scheinen sie nicht zu treten; sie hätten sonst wol Gelegenheit gehabt, den Tod Alwin Reinbold's zu verherrlichen, der, ein jüngerer Bruder der Dichterin Adelheid Reinbold (Franz Berthold) und selbst Dichter *), am 24. August 1846 bei einem kühnen Rettungsversuch in Tarnopol edel unterging, wie in der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 13. November 1846 ausführlicher geschildert ist. Doch nein, ein Dichter hat seine That, die wir bei dieser Gelegenheit den Lesern gern ins Gedächtniß zurückrufen möchten, allerdings besungen, nur war es kein deutscher, sondern der galizische Dichter Orlowsky. **H. M.**

*) „Lyrische und dramatische Dichtungen von Alwin Reinbold" (Leipzig 1846).

Bibliographie.

Deutschmann, F. H., Die Weltgeschichte. 1ster Band: Geschichte des Alterthums. Gießen, Ricker. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
Dilitz, J., Gedichte. Innsbruck, F. Rauch. 16. 18 Ngr.
Ebert, A., Entwicklungs-Geschichte der französischen Tragödie vornehmlich im 16. Jahrhundert. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ellis, W., Elementar-Grundsätze der Volkswirthschaft. Deutsch bearbeitet nach der zweiten Original-Ausgabe und mit einem Vorwort von V. Müller. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Hübner. 8. 18 Ngr.
Enslin, K., Frankfurter Sagenbuch. Sagen und sagenhafte Geschichten aus Frankfurt am Main. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 25 Ngr.
Fichtes und Schellings philosophischer Briefwechsel aus dem Nachlasse Beider herausgegeben von J. H. Fichte u. K. Fr. A. Schelling. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 20 Ngr.
Fillié, H., Feldblumen. Gedichte. Dessau, Gebr. Katz. 16. 18 Ngr.
Des illustrirten Frauenzimmers anderer Theil und Ende. Auch mit vielen Bild—Bildern Vieler. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.
Meine Freuden und Leiden im Bade. Oder Bad-Ereignisse. Mit sieben Bildern. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.
Gatty, Mrs. A., Parabeln aus dem Leben der Natur. Aus dem Englischen. 2te Auflage. Leipzig, Arnold. 16. 10 Ngr.
Gaume, Die Religion in der Zeit und in der Ewigkeit, oder Einführung in die Begründung und das Verständniß des Christenthums nach der „katholischen Religionslehre". Aus dem Französischen übersetzt von L. Haug. Regensburg, Manz. Gr. 8. 19½ Ngr.
Gellert's, C. F., sämmtliche Schriften. Neue rechtmäßige Ausgabe. 1ster Theil. Mit Gellert's Bildniß. Berlin, Weidmann. Gr. 16. 8 Ngr.
Gerstäcker, F., Californische Skizzen. Leipzig, Arnold. Br. 8. 2 Thlr.
Groth, K., Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart. Mit einem Glossar nebst Einleitung von K. Müllenhoff. 6te vermehrte und verbesserte Auflage. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 12. 1 Thlr.
— — Dasselbe. Mit einer wortgetreuen Uebersetzung und einem Vorwort für hochdeutsche Leser unter Autorität des Verfassers herausgegeben. 5te vermehrte und verbesserte Auflage. Erste mit der Uebersetzung. Ebendaselbst. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
Grün, A., Goethe's Faust. Briefwechsel mit einer Dame. Gotha, Scheube. Gr. 8. 1 Thlr.
Haag, Eug., und Em. Haag, Heinrich IV., König von Frankreich und Navarra. Ein Lebensbild. Aus dem Französischen übersetzt von T. Hugues. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 15 Ngr.
Hensel, C., Eliza und ihr Bramin. Ein Schattenriß. Posen, Merzbach. 16. 15 Ngr.
Heusinger, E., Sage und Geschichte aus den Sachsenländern. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hutterus, J. M., Jephtha und seine Tochter. Dramatisches Gemälde aus der heiligen Vorzeit. Trier, Lintz. 16. 15 Ngr.

Knigthon, W., Tropische Skizzen oder Erinnerungen eines indischen Journalisten. Deutsch von M. B. Lindau. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 24 Ngr.

Kurnik, M., Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Lane, E. W., Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. Aus dem Englischen übersetzt von J. T. Zenker. 2te mit Zusätzen vermehrte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Dyk. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Laube's, H., dramatische Werke. 8ter Band. — A. u. d. T.: Graf Essex. Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Marvel, Jk., Traumleben. Ein Bild der Jahreszeiten. Aus dem Englischen von Ch....... Hannover, Meyer. 8. 20 Ngr.

Meißner, A., Heinrich Heine. Erinnerungen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meyer, E., Der Freiheitskrieg der Bataven unter Civilis. Hamburg. Gr. 4. 24 Ngr.

Meyer, J. B., Zum Streit über Leib und Seele. Worte der Kritik. Sechs Vorlesungen, am Hamburger akademischen Gymnasium gehalten. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

Michaelis, K. G., Die Paliken. Ein Beitrag zur Würdigung altitalischer Culte. Halle, Lippert. Gr. 8. 15 Ngr.

Moleschott, J., Licht und Leben. Rede beim Antritt des öffentlichen Lehramts zur Erforschung der Natur des Menschen, an der Züricher Hochschule. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 12 Ngr.

Mühlbach, L., Friedrich der Große und sein Hof. 2te und 3te Folge. — A. u. d. T.: Friedrich der Große und seine Geschwister. Historischer Roman. 1ste und 2te Abtheilung à 3 Bände. 2te Auflage. Berlin, Janke. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pape, J., Schneewittchen vom Gral. Epos in 12 Gesängen. Münster, Cazin. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pertz, G. H., Aus Stein's Leben. 1ste Hälfte. 1757—1814. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Probst, F., Exequien. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 15 Ngr.

Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann. Romantische Geschichte. 7te aufs neue durchgesehene und verbesserte Auflage. Drei Theile. Tangermünde, Doeger. 8. 3 Thlr.

Röse, F., Die Psychologie, als Einleitung in die Individualitäts-Philosophie. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Sand, George, Die Musikanten-Zunft. Deutsch von Claire von Glümer. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Satori-Neumann, J., Eugenie du Plessy. Historische Novelle. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Major von Schill. Scenen aus der vaterländischen Geschichte. Von einem Zeitgenossen. Eine Reliquie. Breslau, Kern. 16. 1 Thlr.

Schiller und Lotte. 1788. 1789. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schlude, A., Gedichte. Mit einer biographischen Skizze von C. Reinhold. 2te Auflage. Freiburg im Br., Wangler. 16. 10 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, E., Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration. Historisch und kritisch dargestellt. Zwei Bände. Berlin, C. Heymann. 8. 2 Thlr.

Schnetger, A., Arnold von Selenhofen, Erzbischof von Mainz. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gotha, Scheube. 16. 24 Ngr.

Schulz, F., Gedichte nebst einer Skizze aus dem Tagebuche, „Taufe und Begräbniß.“ Halle, Lippert. 16. 15 Ngr.

Stähelin, E., Der Uebertritt König Heinrichs des Vierten von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche, und der Einfluß dieses Fürsten auf das Geschick der französischen Reformation von dem Zeitpunkte der Bartholomäusnacht an bis zum Erlasse des Ediktes von Nantes. Eine reformationsgeschichtliche Studie. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tafel, J. F. J., Swedenborg und der Aberglaube. Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. M. J. Schleiden, Professor in Jena. Tübingen, Verlags-Expedition. Gr. 8. 16 Ngr.

Trummer, C., Die Musik von Vormals und Jetzt, vom Diesseits und Jenseits. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 15 Ngr.

Wagner, H., Geschichte der Hohen Carls-Schule. Mit Illustrationen von C. A. v. Heideloff. 1ster Band. Die Carls-Schüler nach archivalischen Quellen. 1stes Heft. Würzburg, Etlinger. Gr. 8. 9 Ngr.

Weinholtz, K., Das organisch-idealistische System der Philosophie. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 24 Ngr.

Winter, Amalie, Wunder und Märchen des 19. Jahrhunderts. Lebensbilder aus der Gesellschaft. Leipzig, Kollmann. 8. 25 Ngr.

Wittmaack, T., Geschichte der Seelengefühle vom naturhistorisch-rationellen Standpunkt mit Berücksichtigung ihrer ästhetischen Seite. Für gebildete Leser herausgegeben. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Bekenntnisse zweier Convertiten über die neuesten religiösen und politischen Fragen. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 9 Ngr.

Crome, F., Der dänische Transitzoll im Verhältniß zu den Städten Lübeck und Hamburg und zum Welthandel. Eine publicistische Darstellung. Lübeck, Aschenfeldt. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Erhöhung der Tabaksteuer und ihre Folgen. Leipzig, Hebenstreit. Gr. 8. 5 Ngr.

Feddersen, F., Dänemarks und Nordamerikas Streit über den Sundzoll. Frei nach dem Dänischen von Baron C. Dirckinck Holmfeld. Kopenhagen. 8. 10 Ngr.

Kurze Geschichte der Reformation in Baden. Als Jubeldenkmal zum Lobe und Preise der göttlichen durch allen Jammer hindurchhelfenden Gnade der evangelischen Kirche Badens gewidmet. 2te Auflage. Karlsruhe, Gutsch. Gr. 8. 7 Ngr.

Die Gewerbefreiheit in Oesterreich. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Entwurfes eines Gewerbe-Gesetzes. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 15 Ngr.

Gröben, Ida Gräfin von der, Wissenschaft und Bibel mit Beziehung auf Dr. Bunsen: „Hippolytus und seine Zeit, Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit,“ und auf die Recension dieses Werkes in Dr. Hengstenberg's Kirchenzeitung. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die denkwürdigen Jahre 1856 und 1857 und was sich in ihnen begeben wird. Hamburg. Altona, Verlags-Büreau. Gr. 8. 1 Ngr.

Krummacher, F. W., Bunsen und Stahl. Zur Verständigung über den neuesten Kirchenstreit. Drei Vorträge gehalten vor der Versammlung des Evangelischen Vereins in Potsdam. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 9 Ngr.

Müller, A., Hengstenberg und die evangelische Kirchenzeitung. Ein Wort der Mahnung. Berlin, Gebauer. 8. 10 Ngr.

Reichenbach, L., Erinnerung an die Stunden der Muse Sr. Majestät des höchstseligen Königs Friedrich August, bei Auslegung von Reliquien im Namen der Gesellschaft Isis gesprochen. Dresden, Kuntze. 1855. Gr. 8. 6 Ngr.

Ueber die Sünde wider den heiligen Geist. Von einem protestantischen Laien. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 7 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate **Januar**, **Februar** und **März** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 29.)

39. **Schwarz (K.), Zur Geschichte der neuesten Theologie.** 8. Geh. 2 Thlr.

In diesem ausdrücklich nicht nur für Theologen, sondern zugleich für einen größern Leserkreis bestimmten Werke sucht der besonders durch seine treffliche Schrift über Lessing rühmlichst bekannte Verfasser den innern Gang, welchen die Theologie in der neuesten Zeit genommen, anschaulich zu machen. Die leichte und gefällige Darstellung, die rückhaltlose Freimüthigkeit, mit welcher die Wortführer der theologischen Parteien charakterisirt werden, die einschneidende Schärfe des Urtheils, welches sich gegen Freund wie Feind mit unbestochener Gerechtigkeit wendet, läßt manches helle und überraschende Streiflicht auf die theologischen wie kirchlichen Zustände der Gegenwart fallen und macht diese Schrift zu einer überaus wichtigen, namentlich für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen. Unter den vielen interessanten Partien dieser Geschichte der letzten 20 Jahre heben wir nur die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, ferner die eingehende Charakteristik Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. A. hervor.

40. **Strehlke (F.), Martin Opitz.** Eine Monographie. 8. Geh. 24 Ngr.

Eine fleißige Monographie über **Martin Opitz**, den gefeiertsten deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts und als Begründer der Schlesischen Dichterschule von wesentlichem Einfluß auf die deutsche Dichtkunst, die er aus ihrem damaligen tiefen Verfall zu erheben wußte. Die vorliegende Schrift ist die einzige, seit dem gänzlich veralteten Werke des Gottschedianers Lindner (1740) geschriebene Monographie über Opitz und schon deshalb ein werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte.

In demselben Verlage erschienen früher:

Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. Herausgegeben von **Wilhelm Müller.** 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

41. **Vetus Testamentum** graece iuxta LXX interpretes. Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis et epilegomenis instruxit **Constantinus Tischendorf.** Editio altera correctior et auctior. 2 tomi. 8. 4 Thlr. Ausgabe auf Schreibpapier 6 Thlr.

Die so bald nöthig gewordene zweite Auflage der Tischendorf'schen Septuaginta beweist, daß die ihr bei ihrem Erscheinen von vielen Seiten ausgesprochene Anerkennung eine wohlbegründete war und daß sie in der That, wie sich Dr. Rudelbach ausdrückt, „ein tiefgefühltes Bedürfniß in angemessenster Weise befriedigte". Durch die Festhaltung des vaticanisch-römischen Textes, nur revidirt in den dringendsten Fällen, unter Beifügung sämmtlicher Lesarten der drei im Titel genannten so wichtigen Urkunden, deren zwei die gelehrte Welt ausschließlich dem Herausgeber verdankt, entspricht sie ebenso den praktischen wie den strengwissenschaftlichen Foderungen. Die Vorzüge der neuen Auflage bestehen, außer größerer Correctheit des Drucks und manchen Verbesserungen im Texte, in den Noten und im Apparate, besonders in der Anfügung des Chisianischen Textes vom Propheten Daniel, und in der völligen Erneuerung und Vermehrung der Prolegomena, worin über die Geschichte der Septuaginta und ihrer Ausgaben sowie über ihre sämmtlichen ältesten Urkunden (deren sieben, darunter vier Palimpseste, erst durch die neuesten Entdeckungen des Herausgebers gewonnen wurden) ausführliche Nachweise nebst mehren Supplementen des kritischen Apparats gegeben werden.

Von dem Herausgeber erschienen in demselben Verlage:

Codex Claromontanus sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Parisiensi celeberrimo nomine Claromontani plerumque dicto sexti ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit **Constantinus Tischendorf.** 1852. 4. Cartonnirt. 24 Thlr.

Für den Originaltext der Paulinischen Briefe sind nur drei Documente, die dem **Codex Claromontanus** an Alter und Bedeutung nahe stehen, auf unsere Zeit gekommen; für den altlateinischen Text ist nur eins, aber um drei Jahrhunderte jüngeres, mit ihm vergleichbar. Karl Lachmann stellte die Wichtigkeit dieser Handschrift so hoch, daß er im voraus eine Herausgabe derselben als ein „unsterbliches Verdienst um die Kritik des Neuen Testaments" bezeichnete, und erklärte, daß ihr Vorhandensein dem Texte der Paulinischen Briefe eine größere Sicherheit gewähre als sie irgendein anderer Theil des neutestamentlichen Textes besitze. Die Arbeiten Wetstein's und Sabatier's, auf denen hundert Jahre lang die neutestamentliche Kritik basirt war, hat der Herausgeber als höchst unvollständig und fehlerhaft nachgewiesen.

Bei der besondern Wichtigkeit des Werkes für die christliche Kirche und die philologische Wissenschaft hat die Verlagshandlung die Kosten nicht gescheut, dasselbe als eins der ersten wissenschaftlichen Prachtwerke Deutschlands auszustatten.

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronimum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Constantinus Tischendorf.** 1847. 4. 18 Thlr.

Das **Evangelium Palatinum ineditum** enthält den lateinischen Evangelientext, wie er sich in einer Handschrift, aus dem 4. oder 5. Jahrhundert stammend, unlängst vorgefunden hat. Das Original befindet sich in der k. k. Bibliothek zu Wien und war bisjetzt noch ohne alle Bearbeitung geblieben. Die Ausstattung des Werks ist der Wichtigkeit desselben entsprechend.

42. **Wehl (F.), Hamburgs Literaturleben** im achtzehnten Jahrhundert. 8. Geh. 1 Thlr 15 Ngr.

Ein **Varnhagen von Ense** gewidmeter werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte, eine für jeden Gebildeten in hohem Grade interessante Schilderung von Hamburgs wichtigem Literaturleben im vorigen Jahrhundert. Der Pastor Goeze und Lessing, Reimarus, Eckhof, Schröder und Charlotte Ackermann, Hagedorn, Frau von Genlis, Klopstock und viele andere berühmte Persönlichkeiten werden dem Leser vorgeführt. Die Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, welche der seit längerer Zeit in Hamburg lebende bekannte Schriftsteller daselbst mit großem Beifall hielt.

43. **Wilfried von der Neun, Welt und Herz.** Dichtungen. Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Arndt, Rückert und **Uhland** haben die Widmung dieser bereits in zweiter Auflage vorliegenden Gedichtsammlung angenommen.

44. **Wolfram (L.), The German Echo.** A faithful mirror of German every-day conversation. With a vocabulary by **Henry Skelton.** 8vo. Geb. 1 Thlr.

Preisermässigungen.

Nachstehende Taschenbücher, **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller,** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **10 Ngr.**
Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexis (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig. (2). — Wilhelm Martell. (6). — J. Mosen (2). — T. Mügge (3). — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Therese (2). — L. Tieck (2).
—— Jahrgänge 1837 und 1838 à **6 Ngr.**
Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola. — L. Tieck. — L. Rellstab. — F. v. Heyden.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck.* 6 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **15 Ngr.**
Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albani (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Frank (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — Friedrich Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — C. Reinbold. — W. Vogel. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer.* 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**
I.—X. Jahrg. (1830—39) **10 Thlr.**
XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I—X., 1840—49) **10 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**
Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W. Barthold (9). — A. Böckh — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kolloff (2). — A. Kurtzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (2). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Soldan (2). — J. D. F. Sotzmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachsmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

Casanova's Memoiren,

französisch und deutsch, zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Mémoires de J. Casanova de Seingalt écrits par lui-même. Edition originale. 12 vols. 12. 12 Thlr. (Früher 21 Thlr.)

Aus den Memoiren des Venetianers Jakob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dur in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuscript bearbeitet. Zwölf Bände. 12. 12 Thlr. (Früher 31 Thlr. 15 Ngr.)

Commissions-Artikel.

Kraymann (E.), Der Führer in Marienbad und in dessen Umgebungen. Für Kurgäste. Dritte umgearbeitete Auflage. Mit 10 lithographirten Ansichten und dem Situationsplan des Kurorts. 8. Geh. 1 Thlr.
Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:
Die neuere Medicin in Frankreich, nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. Erste Abtheilung. 8. 1846. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bottner (A.), Lehrbuch der Contorwissenschaft für den deutschen Buchhandel. 4. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 15 Ngr.
Von demselben Verfasser erschien früher:
Lehrbuch der Buchhaltung für den deutschen Buchhandel. Zwei Abtheilungen. 4. 1852. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 15 Ngr.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des Professor Dr. **Hermann Brockhaus.** Zehnter Band. Vier Hefte. 8. 1856. 4 Thlr.
Mit einer „Bibliographie für Linguistik und orientalische Literatur".
Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Pharmacopoea austriaca. Editio quinta. 8. Viennae. 1855. 1 Thlr.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par **Borel d'Hauterive.** 1856. 13me année. In-12. Paris. 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Bresnier, Cours pratique et théorique de Langue arabe. Alger. 1855. In-8. 4 Thlr.

Quelques mots sur les Communions occidentales, à l'occasion d'un mandement de Mgr. l'Archevêque de Paris. Par un Chrétien orthodoxe. 8. Geh. 12 Ngr.

Pitzipios (Jacques G.), L'Église Orientale. Exposé historique de sa séparation et de sa réunion avec celle de Rome. Accord perpétuel de ces deux Églises dans les dogmes de la Foi. La continuation de leur union. L'apostasie du Clergé de Constantinople de l'Église de Rome, sa violation des institutions de l'Église orientale, et ses vexations contre les chrétiens de ce rite. Seuls moyens practicables pour rétablir l'ordre dans l'Église orientale, et arriver par là à l'union générale et à la restauration sociale de tous les chrétiens. Rome. Imprimerie de la Propagande. 1855. In-8. 4 Thlr.

Monumenti, Annali e Bulletini pubblicati dall' Instituto di corrispondenza archeologica nel 1855. Volume unico. Roma. 14 Thlr.

Ticknor (M. G.), Historia de la literatura española. Traducida al castellano con adiciones y notas criticas, por D. Pascual de Gayangos y D. Enrique de Vedia. Tomo III. Madrid. 1855. En-8. 3 Thlr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias. En-8. (In gespaltenen Columnen.) Madrid. 1855. Preis des Bandes 5 Thlr.
T. XXX. XXXI. Obras del Padre *Juan de Mariana* T. I. II.
T. XXXII. Poetas liricos de los siglos XVI y XVII, coleccion ordenada por Don *Adolfo de Castro.* Tomo I.
T. XXXIII. Novelistas posteriores a Cervantes. Tomo segundo, con un Bosquejo historico sobre la Novela española, escrito por D. *Eustaquio Fernandez de Navarrete.*
T. XXXIV. Comedias escogidas de *Fray Lope Félix de Vega Carpio.* T. II.
T. XXXV. Romancero y Cancionero sagrados. Coleccion de Poesias cristianas, morales y divinas, sacadas por D. *Justo de Sancha.*

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 31. Juli 1856.

Inhalt: Karl Schwarz über die neuesten Bewegungen in der Theologie. — Die Naturdichter Franz Bacherl und Anton Schlude. — Kirchliche Bewegungen in Spanien. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Karl Schwarz über die neuesten Bewegungen in der Theologie.

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Karl Schwarz. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr.

Ein theologisches Buch — quel horreur! werden viele Leser d. Bl. rufen, wenn ihnen gegenwärtige Anzeige zu Gesichte kommt. Und wundern sollte es uns nicht, wenn selbst manche ernster Gesinnte, denen es nicht blos um leichte Unterhaltung, sondern um wirklich wissenschaftliche Belehrung zu thun ist, schon durch den Titel des angezeigten Buchs von weiterer Kenntnißnahme sich abschrecken ließen. Denn die Kluft zwischen der allgemeinen Bildung unserer Tage und Allem, was theologisch heißt, ist in der That so tief, daß es beinahe unmöglich scheint, dem gebildeten Laien auch nur die entfernteste Theilnahme für die Vorgänge auf dem Gebiete der Theologie abzugewinnen. Und dennoch wird es nachgerade hohe Zeit, daß Alle ohne Unterschied, die überhaupt noch den Sinn für geistiges Leben sich bewahrt haben, den theologischen und kirchlichen Angelegenheiten ihre ernsteste Aufmerksamkeit zuwenden. Solange es sich noch um den innern Kampf verschiedener theologischer Richtungen handelte, um die Geltung dieses oder jenes Glaubenssatzes, um die Verpflichtung der Geistlichkeit auf die kirchlichen Bekenntnißschriften und um den Umfang oder die Tragweite dieser Verpflichtung, da mochte es erlaubt scheinen, daß die Nichttheologen den Theologen überließen, dergleichen Streitigkeiten untereinander auszufechten. Aber gegenwärtig steht Größeres und Wichtigeres auf dem Spiele. Nicht mehr wie vor acht Jahren der Staat, sondern die Kirche ist jetzt die Wahlstatt, wo die entscheidenden Schlachten des Geistes geschlagen werden; und in diesen Schlachten handelt es sich um nicht mehr und nicht weniger als um die heiligsten Güter unserer Nation, um das Recht des freien schöpferischen Gedankens in Kunst und Wissenschaft, um Sein oder Nichtsein einer Kunst und einer Wissenschaft überhaupt.

Welches die Gegensätze seien, die sich gegenwärtig in der Kirche auf Tod und Leben bekämpfen, darüber darf seit Bunsen's berühmter Schrift Keiner mehr zweifelhaft sein; sie hat wol Manchen unsanft aufgerüttelt aus behaglichen Träumen und ihn von der Nothwendigkeit überzeugt, auf die Zeichen der Zeit zu achten. Wenn wir das rohe Geschrei vernehmen, mit dem jetzt die Umkehr, d. h. der Selbstmord aller Wissenschaft gefodert wird, wenn wir hören, wie jetzt der Kreuzzug gepredigt wird wider unsere ganze classische Literatur, wie man auf die „Volksverführer" Schiller und Goethe die erbittertsten Schmähungen häuft und nicht eher ruhen will, als bis die letzte Erinnerung an sie aus dem Herzen des Volks gerissen ist, da thut es wahrhaftig noth, die Lärmtrommel zu rühren und alle lebendigen Kräfte unserer Nation zum Kampfe gegen die hereinbrechende Barbarei zu sammeln.

Wahr ist es, und gesagt werden muß es auch, der Sturm, welchen jetzt eine alle Rücksichten hintansetzende Schar gegen die Männer unserer Bildung und Wissenschaft läuft, ist die gerechte Strafe für die Vernachlässigung aller kirchlichen Interessen von Seiten der letztern selbst. Jetzt rächt sich die schmähliche Gleichgültigkeit gegen alle kirchlich-theologischen Fragen, die bisher in den tonangebenden Kreisen des guten Geschmacks und der weltlichen Wissenschaft herrschend war. Die allgemeine Bildung ist ihre eigenen Wege gegangen und hat die Theologie und die Kirche links liegen lassen; mag es Scheu gewesen sein, sich klar zu werden über die Stellung der Kirche zum Leben, oder Mangel an kirchlich-religiösem Bedürfniß überhaupt oder Beides zugleich — jene Theilnahmlosigkeit, um nicht zu sagen Feindseligkeit wider Alles, was Kirche und Christenthum heißt, das ist die Achillesferse unserer so hochgepriesenen Bildung, und den theologischen Eiferern ist es zu danken, wenn die Gebildeten unserer Tage noch in der zwölften Stunde aufmerksam gemacht werden auf ihre verwundbare Stelle. Man hat das Bewußtsein verloren, daß alle Gebiete des geistigen Lebens ineinandergreifende Ringe einer einzigen großen Kette sind, von denen keiner losgelöst werden kann, ohne die ganze Kette zu zerstören; man kann und will es noch immer nicht einsehen, daß die Bewegungen auf einem Gebiete nothwendig die andern zugleich mitergreifen müssen, und daß gerade in der lebendigen Wech-

selbeziehung aller das Gedeihen und der Fortschritt jeder einzelnen von ihnen beruht. Weil ihr die theologische Bewegung in ihrem Werden unbeachtet gelassen, so ist sie im Stillen zu grauenvoller Macht erstarkt und greift ein hundertarmiger Riese in eure Wissenschaft, eure Kunst, euer häusliches und geselliges Leben hinein; weil ihr in vornehmer Selbstgenügsamkeit einen Prachtpalast rein weltlicher Bildung zu erbauen versucht habt und die Thore verschlossen hieltet, um den Eintritt der Kirche und Theologie zu verhindern, so dringt jetzt der Feind durch die unverwahrten Fenster ein und klirrend fallen die kostbarsten Glasscheiben euch zu Füßen. Ihr habt keinen Sinn für ein wahrhaft lebendiges freimachendes Christenthum gehabt, denn ein solches kann nur im kirchlichen Gesammtleben gedeihen, und die Hüterin und Pflegerin dieses Gesammtlebens ist und bleibt die von euch vergessene Theologie, — ei so wundert euch nicht, wenn ihr jetzt plötzlich inne zu werden meint und darüber klagt, daß eure geistlichen Führer wieder Herren eures Glaubens würden und das Banner des echten Lutherthums vorantragend die willenlose Schar zurückführten nach dem heiligen Rom.

Noch ist es Zeit, den heranbrausenden Sturm zu beschwören, aber Eins thut vor allem noth: lebendige Theilnahme Aller, voran der Vertreter unserer Wissenschaft, Kunst und Literatur an den kirchlich-theologischen Streitfragen der Gegenwart. Nicht dringend genug kann dieser Mahnruf erhoben werden! Wir sagen mit Vorbedacht: der kirchlich-theologischen Streitfragen. Denn ob auch ein Unterschied ist zwischen Kirche und Theologie, so wurzeln doch, zumal heutzutage, die kirchlichen Bewegungen in der theologischen Wissenschaft und ein Verständniß der erstern ist unmöglich ohne Kenntniß des allgemeinen Ganges, den die letztere in der jüngsten Vergangenheit genommen hat. Die großen Geisteskämpfe verstehen zu lernen, welche die Theologie der Gegenwart bewegen, ist daher ein dringendes Bedürfniß für Alle, die überhaupt noch lebendigen Antheil nehmen an dem geistigen Leben unserer Nation.

Mit um so größerer Freude begrüßen wir die vor kurzem erschienene Schrift von Schwarz, die bereits in zweiter Auflage vorliegt, und diesem Bedürfnisse entgegenzukommen sich zur recht eigentlichen Aufgabe stellt. Ausdrücklich hat der schon durch seine Schrift „Lessing als Theolog" rühmlichst bekannte Verfasser nicht blos die engere Genossenschaft der Theologen von Fach, sondern einen größern Leserkreis vor Augen; er hat es auf sich genommen, zunächst den wissenschaftlich gebildeten Laien den innern Gang der neuesten Theologie, die Gegensätze, in welche sie zerfallen, die Vermittelungen, welche sie versucht, anschaulich zu machen. Ueber die Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe hat sich der Verfasser, wie er selbst gesteht, keinen Augenblick im Zweifel befunden; er hat es sich auch schwerlich verhehlt, wie gerade eine Darstellung wie diese, wo das Eingehen auf bekannte und einflußreiche Persönlichkeiten unvermeidlich ist, zwar eine gewaltige Anziehungskraft auf ein nach pikanter Kost verlangendes Publicum üben, ihm selbst aber Feindseligkeiten aller Art zuziehen werde, und dies um so zuverlässiger, da er mit aller Entschiedenheit der Gesinnung auf der Seite Derer steht, welche ein anderes Christenthum wollen als das zur Zeit von oben herab begünstigte; aber „er hat nur einen durch alle diese Mislichkeiten zum Ziele führenden Weg gesehen, den der rückhaltlosesten Freimüthigkeit".

Wir können es uns nicht versagen, dem Verfasser ein herzliches Glück auf! zuzurufen zu seinem Beginnen. Da ist doch wieder einmal ein kräftiger, gesunder Charakter in einer geistig versumpften und vermoderten Zeit, ein freier Mann, der, ohne feige Rücksichten zu nehmen nach oben oder nach unten, mit offenem Visir für seine Ueberzeugungen einsteht, ein scharfer und klarer Denker, der mit unerbittlicher Logik alle Unklarheiten, Halbheiten und Verworrenheiten unserer Zeit ans Licht zieht, ein von tiefem sittlichen Ernste geadeltes Gemüth, dem es heilige Gewissenssache ist, jedes Blendwerk zu zerstreuen, damit die ewige göttliche Wahrheit desto heller und glänzender strahle; ein fröhlicher, siegesgewisser Vorkämpfer jenes Christenthums, das einen ewigen Vertrag mit der freien Wissenschaft und aller vernünftigen Freiheit geschlossen hat; ein Arbeiter im Weinberge des Herrn im höchsten und edelsten Sinne des Worts, der nicht blos Unkraut ausreutet und üppig aufgeschossene Schmarotzerpflanzen mit scharfem Winzermesser beseitigt, sondern der auch die edeln Gewächse pflegt und die Erde lockert, aus der sie ihre Nahrung ziehen. Und eben dieses letztere ist besonders bemerkenswerth in unserer Zeit: nicht im Dienste kalter, herzloser Verneinung, sondern um Bausteine herbeizuschaffen zu einem tüchtigen Neubau der Kirche, hat der Verfasser sein Buch geschrieben. Die schärfste, einschneidendste Kritik, die an manchem hochberühmten Namen geübt wird, manche hochgepriesene Autorität antastet, sie steht im Dienste eines lebendigen Christenthums, des Christenthums, welches mit allen edeln Bildungselementen unserer Zeit geeint, nicht nur nichts verloren hat an gläubiger Innigkeit und heiligem sittlichen Ernste, sondern eben dadurch erst recht befähigt ist, eine neue Macht über alle Herzen und alle Gewissen zu werden. Der geistvolle Kirchenhistoriker Hase hat kürzlich in Bunsen die erste Schwalbe begrüßt, welche das Herannahen des Geistesfrühlings verkündigt — sie ist ein zweiter lieber Frühlingsbote. Helfe Gott, daß recht viele andere bald folgen!

In ebenso klarer Erörterung als lebendiger und fesselnder, fast möchte ich sagen pikanter Darstellungsweise führt uns der Verfasser in drei Büchern den gesammten geistigen Entwickelungsgang unserer Theologie in den letzten 20 Jahren vor. Das erste Buch, die „Einleitung", behandelt zuerst die moderne Theologie, Hegel, Schleiermacher, Neander, dann die neue Orthodoxie, Hengstenberg und die „Evangelische Kirchenzeitung". Das zweite Buch, überschrieben „Der historisch-kritische Proceß", bespricht Strauß' „Leben Jesu" und die Gegenschriften, die Fortbildungen in der Evangelienkritik, die Tü-

dinger kritische Schule und ihre Gegner. Das dritte Buch ist betitelt: „Der philosophisch-dogmatische Proceß." Hier kommt zuerst die Auflösungstheologie, die Strauß'sche Kritik, der Feuerbach'sche Humanismus, der Radicalismus zur Sprache; sodann die Vermittelungstheologie (Ullmann), die Epigonen der speculativen Dogmatik (Liebner, Lange, Martensen), Rothe's Theosophie, der speculative Theismus (Fichte, Weiße), die Unionstheologie, die „Protestantische Kirchenzeitung"; hierauf die Repristinationstheologie, das Neulutherthum, das Hyperlutherthum, die Lehre vom Amt und von der Kirche, die katholisirenden Cultusformen, die Sympathien für den Katholicismus überhaupt. Das letzte Capitel endlich faßt in einer „Schlußbetrachtung" die gesammten Gegensätze der Gegenwart und die Aussichten und Aufgaben der Zukunft zusammen.

Wir glauben uns den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir versuchen, sie durch einen übersichtlichen Bericht in den reichen und anziehenden Inhalt dieser Schrift einzuführen und sie dadurch wo möglich zu eigener Lesung begierig zu machen. Wir wählen hierbei die Form einer freien, in sich zusammenhängenden Darstellung unter möglichstem Anschlusse an des Verfassers eigene Worte, aber ohne völlige Unterordnung der eigenen Individualität. Es wird uns diese Art des Berichterstattens um so leichter, da wir fast in allen Stücken in dem Verfasser einen Gesinnungsgenossen begrüßen.

Die neueste Theologie beginnt mit dem Jahre 1835, mit dem Erscheinen des „Leben Jesu" von Strauß. Nicht als ob in diesem Werke der schöpferische Anfang einer neuen geistigen Entwickelungsreihe gegeben wäre — im Gegentheil, seine positive Kraft ist unendlich gering —, aber desto größer ist seine zerstörende Wirkung gewesen.

Mit ihm beginnt eine völlige Zersetzung, eine Scheidung des bis dahin Zusammengehörenden, eine Zerstörung unendlich vieler Illusionen, eine Aufhebung vieler Unklarheiten. Und auf dem Grunde dieser Zersetzung treten ganz neue Parteibildungen hervor, spitzen sich die Gegensätze in geschärfter Weise zu.

Die Bedeutung, d. h. die historische Nothwendigkeit der durch das „Leben Jesu" bezeichneten Krise liegt in dem diesem Auflösungsprocesse vorangehenden Zustande der Theologie.

Die alten Gegensätze des Rationalismus und des Supranaturalismus, die aus dem vorigen Jahrhundert bis in die ersten Jahrzehnde des gegenwärtigen herüberreichten, waren wissenschaftlich überwunden. Beide hatten sich als gleich einseitig und oberflächlich, unfruchtbar und nüchtern, haltlos und zusammenhangslos erwiesen. Der nächste Anstoß zu ihrer Ueberwindung kam von der Romantik, die, von der Poesie und Philosophie ausgehend, alle einzelnen Wissenschaften, die Theologie, Geschichte, Politik, Jurisprudenz ergriffen hatte, ein vollständiger Umschwung des ganzen Denkens und Empfindens gewesen war. Im schroffen Gegensatze zu der spießbürgerlichen Moral und platten Verständigkeit, die im Rationalismus nur in ihrer herabgekommensten Gestalt hervortrat, setzte die Romantik das Gemüths- und Phantasieleben in die ihm entrissene Herrschaft wieder ein, lehrte das Unendliche im ahnenden Gefühle ergreifen und verkündete die unmittelbare ewige Gegenwart der Gottheit im menschlichen Geiste. Aber alsbald war sie ausgeartet in ein verschwommenes, nebelhaftes Phantasiren, in ein weichliches Schwelgen in poetischen Stimmungen, in ein eitles, inhaltloses, weil der Wirklichkeit entfremdetes Spiel. Aus dem prosaischen Leben in eine willkürlich geschaffene Welt der Träume und der Märchen, der Wunder und der Legenden sich flüchtend, verlor sie den festen Boden des Denkens und selbst alle sittlichen Grundlagen unter ihren Füßen. Die Romantik für sich allein hat es nur zu einer ästhetischen Begeisterung einzelner schöner Seelen, nicht zu einer wahrhaft religiösen Erhebung des gesammten Volksgeistes gebracht; diese Erhebung kam erst durch die Noth und den Ernst der Zeit. Die Freiheitskriege sind es, von denen ein die Massen durchdringender neuer religiöser Geist, eine neue Einkehr des religiösen Gemüths in sich selbst, ein neuer Aufschwung und ein neuer Ernst des sittlich-religiösen Lebens seinen Ursprung nahm. Auf diesen Voraussetzungen ruht die sogenannte neuere Theologie, an deren Spitze zwei Männer stehen, die, hervorgegangen aus der romantischen Gährung, ohne in deren Verirrungen unterzugehen, den Verstand wieder aufnahmen in die Speculation, die Wissenschaft wieder versöhnten mit dem Glauben. Diese Männer sind Hegel und Schleiermacher, die bei aller Verschiedenheit ihrer Wege die Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen zum gemeinsamen Ausgangspunkte ihrer Speculation gemacht haben.

Durch Hegel, eine gewaltige, gediegene, „geistig massive" Natur, ist die Zucht des Denkens in einer geistig zerfahrenen Zeit, die Arbeit der Wissenschaft in einer Periode genialer Genußsucht in ihr Recht wieder eingeführt worden; die Unwiderstehlichkeit seiner logischen Kraft hat ihn zum geistigen Herrscher fast über ein Menschenalter erhoben. Neben ihn trat Schleiermacher, der Reformator der neuern Theologie, der, ohne eine eigentliche Schule zu gründen, den nachhaltigsten Einfluß auf die entgegengesetztesten Naturen geübt hat und der Stützpunkt geworden ist für die verschiedenartigsten Richtungen. Er hat der Religion zuerst ihr eigenthümliches Gebiet gesichert, hat „diese lang verschüttete Region des Geistes gleichsam von neuem entdeckt"; aber indem er die innere Erfahrung des religiösen Gemüths, das fromme Selbstbewußtsein zur unumstößlichen Grundlage alles theologischen Denkens machte, hat er zugleich alles Andere, was nur die in der Form der Reflexion gefaßte Aussage dieses frommen Selbstbewußtseins war, dem wissenschaftlichen Denken zur Prüfung überwiesen und so eine tief eindringende, reinigende und scheidende Kritik der Dogmen begonnen.

Eigenthümlich ist nun der Gang, welchen die von jenen beiden Männern begonnene geistige Bewegung genommen hat. Die Hegel'sche Speculation, ihrem geheimsten Zuge nach Begriffsvergötterung, die Auflösung

aller wirklichen Lebensgestaltungen in für sich selbst bedeutungslose Momente des in rastlosem, Alles setzendem und wiederaufhebendem Processe sich selbst entfaltenden Begriffs, gleichsam ein philosophischer Commentar zu dem bekannten Ausspruche des Mephistopheles: „Alles, was besteht, ist werth, daß es zugrunde geht", trat mit dem gerade entgegengesetzten Satze: „Alles, was ist, ist vernünftig", als Vorkämpferin der politischen und theologischen Restauration in die Schranken und begann schon in ihrem Meister, mehr aber noch in einem Theile seiner Schüler, wie Daub, Göschel, Hinrichs, Conradi, Dorner u. A., die orthodoxe Wiederherstellung aller altkirchlichen Dogmen, der Dreieinigkeit des göttlichen Wesens und der beiden Naturen Christi, der Lehren von der Offenbarung, der Erbsünde und der Stellvertretung. Freilich ward den alten Formeln meist eine ganz andere Vorstellung untergeschoben, aber gerade über diesen Thatbestand war keine Klarheit vorhanden, und in der Fassung einzelner Lehren, wie namentlich der von der Menschwerdung Gottes, zeigte sich schon damals ein bedenkliches Schwanken. In den Schleiermacher'schen Kreisen war die zersetzende und reinigende Kritik des Meisters von der bei weitem überwiegenden Zahl der Jünger vergessen; um die Wette sah man die Schleiermacherianer, Twesten an der Spitze, sich bemühen, durch „Vertiefung" des christlichen Denkens wieder einzulenken in die Bahn der Orthodoxie; allmälig ward der ganze Inhalt der alten Dogmatik in Schleiermacher'sche Formeln hineingetragen. Andere, die besonders an der Gefühlstheologie Schleiermacher's sich erbaut hatten, wie namentlich „der letzte Kirchenvater", Neander, schwankten haltlos zwischen widersprechenden Vorstellungen hin und her, von dem Drange des Vermittelns beseelt und doch ohne die Schärfe des Denkens, die allein zur wirklichen Ueberwindung der Gegensätze befähigt. Die von Schleiermacher angebahnte Kritik der christlichen Offenbarungsurkunden fand fast nur einen einzigen namhaften Vertreter: De Wette. Und neben diesen unklaren Vermittelungsversuchen war schon damals in Hengstenberg und den Mitarbeitern der „Evangelischen Kirchenzeitung" eine rücksichtslose Schar hervorgetreten, die mit der Lehre von der völligen Verfinsterung der menschlichen Erkenntniß durch die Sünde die unbedingte Wiederherstellung der alten Orthodoxie zu rechtfertigen suchte, auf Grund einer äußerlich mechanischen Vorstellung von der göttlichen Eingebung der Heiligen Schriften alle Kritik im voraus verdammte und einen unerbittlichen, durch Anklagen und Verdächtigungen aller Art geführten Krieg gegen alle rationalistische Ketzerei eröffnete. Der Staatsgewalt empfahl sich diese Partei (hierin ganz anders gesinnt als die um ihres Gewissens willen Verfolgungen aller Art erduldenden Altlutheraner) durch die Lehre vom unbedingten Gehorsam gegen die weltliche Macht, freilich auch dadurch, daß sie, hierin Altlutheraner, ihrem Wiederherstellungseifer Halt gebot, wo es Gründe der Staatsklugheit oder der Zweckmäßigkeit erheischten. Von der modernen Philosophie entlehnte sie das äußere Gewand, in welches namentlich die „Dilettanten" der „Evangelischen Kirchenzeitung", ein Stahl und Leo, vortrefflich sich zu hüllen verstanden.

Solches war die Lage der Dinge 1835. Es schien Aussicht auf langen Frieden zu sein: der neuen Vermittelungstheologie, gleichviel ob sie an Hegel oder Schleiermacher sich anlehnte, schien die Zukunft zu gehören; die Hengstenberg'sche Rechtgläubigkeit, wie widerwärtig sie auch schon z. B. einem Neander zu werden anfing, ward wenigstens als heilsames Gegengewicht gegen den Unglauben anerkannt.

Da brach das Wetter herein von einer Seite, von welcher es Niemand erwartet hatte. Ein junger tübinger Magister, ein Repetent des alten ehrwürdigen theologischen Stifts, an dem die Bengel, die Storr, die Flatt und Steudel gelehrt, ein Mann, der mit dem ganzen Ernste und der Gründlichkeit seiner schwäbischen Natur Theologie und Philosophie studirt, an Hegel und Schleiermacher sich gebildet, er war es, der die Brandfackel der Kritik mitten in die Veste des Glaubens hineinschleuderte. Es war ein Mann, der bei dem allgemeinen Rausche der Hegel'schen Speculation nüchtern geblieben, der durch die Verirrungen und Illusionen der Zeit mit klaren Sinnen hindurchgegangen, der den Verstand nicht verloren vor lauter Vernunft, der außerdem ein Meister war in der Form, der in ästhetischer Abrundung und Vollendung mit sicherster Herrschaft über den Stoff seinen Gegenstand wie ein Werk plastischer Kunst hinstellte.

Die Bedeutung des Buchs liegt in eben Dem, was man ihm zum Vorwurfe machte, daß es wesentlich nur eine genaue Zusammenstellung alles Dessen gibt, was die letzte Periode der historischen Kritik erarbeitet.

Es ist ebenso sehr ein Product der Vergangenheit, als es dieselbe über sich hinaushebt und zum Abschluß bringt. Es laufen hier alle bisherigen kritischen Forschungen über das Leben Jesu zusammen, aber sie werden zugleich vervollständigt, geschärft, zugespitzt, zusammengefaßt, auf einen Grundgedanken zurückgeführt. In dieser Nothwendigkeit des ganzen Verfahrens, das sich wie ein Naturproceß vollzieht, in dieser affectlosen Objectivität, mit der der Verfasser gleichsam zurücktritt vor seinem Werk und nur der Rechenmeister ist, welcher die einzelnen Posten aufführt und zusammenzählt, lag das Imponirende oder vielleicht richtiger das Erschreckende des Buchs. Es stand mit der harten Gleichgültigkeit des Schicksals da, es war die Schlußrechnung, gezogen in der Kritik der evangelischen Geschichte, und die Inventur lautete auf Bankrott. Die evangelische Kritik war bereits von allen Seiten angenagt durch die Kritik: hier zeigte sich, sie sei bis auf den Kern zerfressen.

Das Neue der Strauß'schen Kritik lag darin, daß die natürliche Deutung der Wundergeschichten mit Entschlossenheit verbannt und dafür die von Andern schon angebahnte mythische Erklärungsweise rein und in ihrem ganzen Umfange durchgeführt wurde.*) Die gesammte Lebensgeschichte Jesu erscheint nach ihm als ein Erzeugniß der mythenbildenden Messiaserwartung seiner Zeit, die Glaubwürdigkeit der evangelischen Erzählungen vernichtet sich selbst durch die Widersprüche derselben untereinander, in dem Kriege Aller gegen Alle reibt ein Be-

*) Die Bedeutung des Strauß'schen Werks und die Stellung, die es in der wissenschaftlichen Entwickelung eingenommen hat, ist besonders lichtvoll erörtert in der berühmten Einleitung von Baur in seiner Schrift über die kanonischen Evangelien.

richt den andern auf und es bleibt zum Schluß nichts übrig als ein sehr dürftiges Gerüst des Lebens Jesu: fast nur in den Reden, namentlich in der Bergrede, läßt sich ein fester, durch die Flut der mündlichen Ueberlieferung nicht völlig aufgelöster Kern herausschälen.

Die Wirkung, die das Erscheinen des „Leben Jesu" verursachte, war eine ungeheuere: Alles eilte zur Rettung der bedrohten geschichtlichen Grundlagen des Christenthums herbei. Aber der wirkliche wissenschaftliche Gewinn dieser „Strauß-Literatur" war ein sehr geringer: der halbe und willkürliche Standpunkt der Vermittelungstheologie, ihre Abschwächung des alten Dogmas von der Inspiration, namentlich aber die geheime Abneigung gegen die Wunder, die unter dem Scheine der bemüthigen Ergebung „unter der Hand die schwersten Stücke beiseite brachte" und ein haltungsloses Schwanken zwischen natürlicher, mythischer und übernatürlicher Deutung hervorrief, alles Dies trat in den Gegenschriften eines Steudel, Neander, Tholuck (des von Schwarz sehr pikant gezeichneten „Romantikers unter den Theologen") unverhüllt hervor. Doch hat Tholuck den schwächsten Punkt der Strauß'schen Kritik, die Ausführungen über die apostolische Echtheit der Evangelien, richtig herausgefühlt und Ullmann nöthigte in seiner Schrift „Historisch oder mythisch?" den Kritiker zu nicht unerheblichen Zugeständnissen, indem er namentlich mit gutem Grunde darauf hinwies, daß Strauß die Bedeutung der Persönlichkeit für das geschichtliche Leben verkannt habe. Dagegen erklärte die „Evangelische Kirchenzeitung" das „Leben Jesu" für eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern „theologischen Literatur", indem sie in Strauß die nothwendige Consequenz aller und jeder Kritik und nur in einer völligen Umkehr von diesem Wege das Heil der Kirche erkannte.

Dieser fromme Wunsch ging indessen nicht in Erfüllung. Im Gegentheile war das Signal für eine neue Evangelienkritik gegeben. Zunächst versuchte Weiße, obwol Strauß sehr nahestehend in vielen Negationen, dennoch durch Untersuchungen über das Verhältniß der Evangelisten untereinander in dem Evangelium des Markus als dem ursprünglichsten von allen einen festen historischen Boden zu gewinnen. Andere zum Theil sehr gründliche Arbeiten reihten sich an, und während die „tollgewordene Logik" eines Bruno Bauer sich ihr eigenes Vernichtungsurtheil sprach, waren es besonders Ferdinand Christian von Baur in Tübingen und seine Schüler, welche die kritischen Untersuchungen im umfassendsten Sinne wiederaufnahmen. Der negativen Kritik eines Strauß ward die „positive" Kritik zur Seite gestellt, welche die Entstehung der neutestamentlichen Schriften aus dem Gedankenkreise ihrer Zeit und ihren dogmatischen Eigenthümlichkeiten heraus zu erklären suchte und von der Evangelienkritik zu dem gründlichsten mikroskopischen Studium der gesammten Literatur des ersten und zweiten christlichen Jahrhunderts fortschritt. Diese „Tübinger Schule" hat zuerst eine wahrhaft historische Behandlung des neutestamentlichen Kanon in der von Wolf für die Homerischen Gesänge, von Niebuhr für die römische Geschichte angebahnten Weise begründet. Fortan galt das Christenthum nicht mehr als ein von vornherein Fertiges, Insichvollendetes, sondern als ein durch Kämpfe und Gegensätze hindurch allmälig sich Entwickelndes, und hauptsächlich fand man in den Parteigegensätzen des Petrinismus und Paulinismus den Schlüssel für das Verständniß der ganzen urchristlichen Literatur. Da diese Gegensätze erst in sehr langsamer Entwickelung sich aneinander abgerieben oder miteinander vermittelt haben sollten, so war das allgemeines Aufsehen erregende Ergebniß dieser Kritik kein geringeres als dieses, daß fast sämmtliche Schriften des Neuen Testaments als Tendenzschriften betrachtet und in eine weit spätere Zeit herabgerückt wurden. Baur selbst erkannte außer den vier größern Paulinischen Briefen nur noch die Offenbarung des Johannes als ein echtes Erzeugniß des apostolischen Zeitalters an; doch hat er mit dieser Ansicht selbst innerhalb seiner eigenen Schule nicht völlig durchdringen können. Es würde zu weit führen, diese kritischen Untersuchungen hier auch nur nach ihren Hauptmomenten zu verfolgen; indem wir daher für alles Weitere auf die von Schwarz entworfene interessante Skizze verweisen, lassen wir uns an der doppelten Bemerkung genügen, daß die von den Tübingern angeregten kritischen Fragen, unter denen namentlich die nach dem Ursprunge des vierten Evangeliums obenansteht, noch gegenwärtig den Gegenstand der lebhaftesten Streitverhandlungen bilden, positive Ergebnisse aber, welche geeignet wären, die dem Glauben der Kirche durch die Kritik geschlagenen Wunden zum Theil wieder zu heilen, keineswegs durch die von den principiellen Gegnern herrührenden Widerlegungsschriften, sondern fast nur durch die rückläufige Bewegung innerhalb der Schule selbst, oder durch solche Gelehrte, die wenigstens unter dem Einflusse der Baur'schen Forschungen stehen, erzielt worden sind.

Neben dem historisch-kritischen Proceß ging der philosophisch-dogmatische her. Auch hier begann Strauß das Werk der Zerstörung. Mit schneidender Schärfe legte er in seiner „Dogmatik" alle innern Widersprüche der bisherigen Speculation, alle verwirrenden Selbsttäuschungen und unklaren Mischungen alter Dogmen mit modernen Gedanken bloß, aber bei aller Meisterschaft der Kritik blieb als letztes Ergebniß eine trostlose Leere. Der Grundgedanke war der unlösbare Widerspruch zwischen Glauben und Wissen, zwischen Religion und Philosophie, ein verhängnißvoller Irrthum, der auf der Vermischung der Religion mit der Vorstellung von ihr beruhte und folgerichtig zur Bekämpfung aller Religion führen mußte. Diesen Schritt hat Feuerbach gethan. Ihm war die Religion eine grundverderbliche Vorstellung, eine welthistorische Heuchelei, hervorgegangen aus einem krankhaften Doppelsehen, vermöge dessen der Mensch sein eigenes Wesen als ein anderes fremdes Wesen sich gegenüberstellt; das Christenthum aber, an dem sich alle Vorwürfe, die er der Religion im Allgemeinen machte, ge-

schichtlich bestätigen sollten, ward unter seinen Händen zur widerlichsten Caricatur. Hatte Strauß — obschon nicht mit völliger Consequenz — den Pantheismus als die eigentlich richtige Auslegung des Hegel'schen Gottesbegriffs sich angeeignet und den Satz aufgestellt, daß Gott nicht sowol als Einzelpersönlichkeit, sondern als Allpersönlichkeit vorgestellt werden müsse, d. h. daß er nicht persönlich sei, sondern erst persönlich werde in den einzelnen menschlichen Subjecten, als die erst im menschlichen Geiste zum Bewußtsein sich erschließende absolute Idee, so erklärte Feuerbach diese ganze Vorstellung von einer sogenannten reinen Idee, die als solche über dem Menschen schwebe, für eine ebenso lächerliche als verderbliche Abstraction und suchte nach Zerstörung aller Trugbilder von Jenseitigkeit den lebendigen, empfindenden und genießenden Menschen als das einzig Wirkliche festzuhalten. Aber während er so nothwendig dazu getrieben wurde, alles über dem Einzelnen stehende Allgemeine zu leugnen, setzte er im Widerspruche mit sich selbst die Idee der Menschheit auf den Thron, von dem er die Gottheit herabgestoßen, und redete von dieser mit einer eigenthümlichen Art von Schwärmerei. Kommt auch diese Inconsequenz auf Rechnung seiner edlern Natur, die besser war als seine wüsten Behauptungen, so ereilte ihn doch nur das gerechte Gericht, wenn ein Max Stirner und der ganze Haufe der „berliner Kritiker" jetzt auch einen Feuerbach um seines „Humanismus" willen zu den Pfaffen, den Knechtsnaturen und den gläubigen Heuchlern warfen und als Apostel des nacktesten, gemeinsten Egoismus jede Hingebung an ein Allgemeines für Narrheit oder Heuchelei erklärten. Ein ähnliches Ende nahm der religiöse und politische Radicalismus der „Junghegelianer", der Partei der einen Standpunkt um den andern in reißendem Fortschritte „überwindenden" „Halleschen Jahrbücher", welche zwischen inhaltsleerem, phrasenhaftem Idealismus und einem geistlosen Materialismus bewußtlos hin- und hergetrieben folgerecht in dem letztern, in der Lehre eines Vogt, Moleschott, Büchner u. A. endete.*) Dies ist der Verwesungsproceß der mit Hegel so großartig begonnenen Bewegung. Ihr Endergebniß war die vollständigste Geistesermattung auf dem politischen wie auf dem religiös-sittlichen Gebiete und als nothwendige Folge hiervon die mit der politischen Hand in Hand gehende theologisch-kirchliche Reaction, die Rückkehr zu den „historischen Mächten", d. h. zu einer längst zurückgelegten Vergangenheit. In theologisch-kirchlicher Beziehung schritt die Repristination von der Rechtgläubigkeit Hengstenberg's zum Luther'schen Confessionalismus fort, ging aber bald selbst über Luther und dessen „demagogische" Neigungen hinaus bis zur Aufrichtung eines unprotestantischen Kirchenthums und zur unverhüllt an den Tag gelegten Sympathie mit dem Katholicismus.

Dieses Neulutherthum hat zunächst mit dem durch die preußische Union aus der Landeskirche hinausgetriebenen Altlutherthum das Dringen auf Herstellung der confessionellen Besonderheiten gemein, kennzeichnet sich aber im Unterschiede von demselben schon durch einen sehr starken Beigeschmack von politischer Reactionsstimmung, von politischen Stichworten der Kreuzzeitungspartei, von Vertrauen auf die Macht und Dauer der gegenwärtigen politischen Strömung.

Die Stahl'schen „göttlichen Ordnungen" und „Gliederungen" und die unbedingte Unterwerfung unter diese göttlichen Autoritäten haben guten Eingang gefunden bei einer Anzahl herrschlustiger junger Pastoren, die die göttlichen Ordnungen der Fürsten und Edelleute willig aufnahmen, sie auf das kirchliche Gebiet übertrugen und zu einem „göttlich geordneten Amte" ausprägten.

Hiermit hängt weiter zusammen ein Dringen auf „reine Lehre", statt auf praktische Frömmigkeit, auf das altkirchliche Dogma als einer unbedingten göttlichen „Objectivität" im Gegensatze zu dem „subjectiven" Gefühlschristenthum des mit der wiederauflebenden Orthodoxie der „Evangelischen Kirchenzeitung" wenigstens eine zeitlang befreundet gewesenen Pietismus. Der letztere unterliegt wegen seiner Gleichgültigkeit gegen die verstandesmäßige Formulirung des Dogmas gleicher Verdammniß wie der Rationalismus: beide haben sich „wie Herodes und Pilatus" gegen die lutherische Kirche verbunden. Desto höheres Gewicht wird auf das „Rechtsleben und die Rechtsverhältnisse der Kirche" gelegt: die Kirche ist ja nicht eine Idee, sondern eine geschichtliche Erscheinung, folglich hat nicht das geschichtlich Gewordene, sondern allein das geschichtlich Gewesene ein Recht zu bestehen, und die Aufgabe ist einfach die, durch juridische Beweisführung darzuthun, welches das im 16. oder 17. Jahrhundert festgestellte „Bekenntniß der Kirche" sei, um jede Abweichung der subjectiven Ueberzeugung vom altkirchlichen Dogma von vornherein als eine Auflehnung gegen die göttlichen Ordnungen zu verurtheilen. Es handelt sich hierbei um nichts weiter als um ein einfaches Rechenexempel; ist die juridisch zu Recht bestehende dogmatische Formel richtig gefunden, so ist von Rechtswegen jeder Meinungsstreit beendigt. Mit diesem Maße werden zunächst die Universitätsprofessoren gemessen und wie neulich in Hannover die Foderung aufgestellt, daß, soweit die lutherische Landeskirche reiche, die volle und ganze lutherische Lehre bekannt und gelehrt werden müsse. Diese Lehre ist ja aber, wie uns Stahl in seiner Schrift „Wider Bunsen" belehrt hat, schon längst ein mal für alle mal festgestellt. Die nothwendige Folge dieser rein äußerlich juristischen Haltung, dieser „theologischen Juristerei" und „juristischen Theologie" ist (im scharfen Unterschied vom Altlutherthum, das ein Martyrium war) eine durchaus aggressive Richtung, und nicht mehr gegen den Rationalismus, sondern gegen die rechtgläubigen Unionstheologen gegen die Nitzsch, Dorner, Müller wird Fronte gemacht als gegen gefährliche Feinde der Kirche. Daher nun ein ununterbrochenes Eifern für die Zertrümmerung der Union und für Wiederaufrichtung confessioneller Sonderkirchen und im Bunde hiermit ein Sturmlaufen in Petitionen und Protesten gegen theologische Facultäten oder gegen

*) Hat es doch selbst Feuerbach nachmals für eine würdigere Beschäftigung seines Geistes erachtet, statt des Evangeliums des Humanismus das der phosphorescirenden Erbsen zu predigen.

einzelne theologische Lehrer, die Auffoderung an die Studirenden zum Mistrauen gegen ihre „von der Kirche abgefallenen" Lehrer und die an manchen Orten auch erfolgreiche Mahnung an die Regierungen, die Lehrstühle mit Professoren zu besetzen, die die volle und ganze Lehre der lutherischen Kirche bekennen.

Zur schärfsten Ausprägung ist diese Richtung in einem engern Kreise, in der extremen Partei der Hyperlutheraner oder der hierarchisch katholisirenden Lutheraner gekommen, an deren Spitze besonders Löhe, Kliefoth, Vilmar, Münchmeyer u. A. stehen. Der Ursprung dieser hierarchischen Gelüste liegt nicht in der politischen Reaction, sondern geht, wie nahe sich dieselben auch mit ihr berühren, weiter zurück.

Es ist das Kirchenthum überhaupt und die Kirchenlehre, auf welche im Gegensatze zum Christenthum und zur subjectiven Frömmigkeit schon mit dem Beginne der neuen Orthodoxie die stärksten Gewichte gelegt wurden; es ist mit einem Worte die Richtung auf eine todte, äußerliche, traditionelle, dem Bewußtsein und dem Leben der Gegenwart entfremdete Objectivität, welche mit Nothwendigkeit zu den katholisirenden Theorien von Kirche und Kirchenamt führte.

Es ist das Dringen auf äußere Bekenntnißgerechtigkeit, das Jagen nach einer „absoluten Autorität", die Sucht, eine äußere Autoritäts- und Gesetzeskirche herzustellen, das in der Kirche aufs neue aufgelebte judaistische Gesetzthum, welches schließlich zu einem offenbaren Abfall vom Protestantismus, zu einem von den Häuptern selbst ehrlich eingeräumten Widerspuche gegen die ursprüngliche Lehre Luther's und sogar gegen die sonst so hochgehaltenen Bekenntnißschriften geführt hat.

Diese neueste Richtung tritt heraus zunächst in der Lehre von der Kirche. Im ausdrücklichen Gegensatze gegen die „irrigen Anschauungen" des Altprotestantismus wird hier nicht der Glaube, sondern die magische Kraft des Sacraments als das Kirche bildende Element, die Kirche selbst nicht mehr als die Gemeinschaft der Gläubigen, sondern als die Gemeinschaft der Getauften bestimmt; die Lehre Luther's von der unsichtbaren Kirche wird im Einklange mit dem Katholicismus bekämpft: es gibt nur eine Kirche, deren Glieder die Gläubigen ebenso gut wie die Ungläubigen sind, und diese Kirche ist eine objectiv äußerliche Institution *), vor der die Einzelnen ebenso unbedingt als vor dem bürgerlichen Gesetze sich zu beugen haben. Von dieser Kirche gilt gut katholisch der Satz: „Außer der Kirche kein Heil." Noch weiter in den Katholicismus hinein führt die Lehre vom geistlichen Amte, dessen Voraussetzung die unmittelbare göttliche Stiftung und die Mittheilung besonderer göttlicher Kraft ist, im Unterschiede von dem zur bloßen Redensart herabgesetzten allgemeinen Priesterthum der Gemeinde. So sagte einmal Vilmar in seinem Organe, dem „Hessischen Volksfreund":

Das geistliche Amt hat allein noch göttliches Mandat in vollkommenem Maße und in reicher Fülle, sonst Niemand, nicht das gläubige Individuum in der Gemeinde, nicht die Gemeinde, und wäre sie auch eine Gemeinde der Heiligen. In dem geistlichen Amte liegt die Kraft des Gesetzes und des Evangeliums, die Kraft des Sacraments, die Kraft zu binden und zu lösen. Dieses Amt ist ein Amt der That und Kraft, nicht der bloßen Mittheilung und Verkündigung von Dingen, die wir sonst schon wissen und haben.

Auch hier ist der Widerspruch gegen Luther und gegen die Symbolischen Bücher, die in dem Gegensatze zum Katholicismus zu weit gegangen seien, ein offen erklärter. Die Lehre Luther's aber von der Gemeinde und der Stellung des Geistlichen zu ihr ist, wie Heinrich Leo uns belehrt, „die Wurzel aller der die menschliche Gesellschaft in den letzten Jahrhundeeten bedrohenden Lehren", seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" ist ein „demagogisches Buch", durch welches er „schwere Verantwortung auf sich geladen".

Das letzte Ziel dieser Lehre vom geistlichen Amte ist die Wiederherstellung des katholischen Sacraments der Priesterweihe sammt seiner Voraussetzung, dem Dogma von der ununterbrochenen Fortpflanzung des Heiligen Geistes im priesterlichen Stande: und noch kürzlich lasen wir in öffentlichen Blättern, daß eben dieses Dogma unter die Thesen für eine auf dem Sandhofe in Frankfurt a. M. zusammentretende Lutheranerconferenz mit aufgenommen worden ist.

Daß auch die Confirmation, Dank den von Vilmar über sie uns gegebenen Erläuterungen, im Begriffe steht, in das katholische Sacrament der Firmung umzuschlagen, wollen wir, um Weiterungen zu vermeiden, übergehen, und nur darauf möge zum Schlusse noch hingewiesen werden, daß auch auf liturgischem Gebiete eine offen zur Schau getragene Vorliebe für katholische Cultusformen (selbst bis zu dem Namen der „Messe" herab) sich eingestellt hat. Am bezeichnendsten ist das Streben, statt der Predigt, die Luther für das größte und fürnehmste Stück im Gottesdienste erklärte, vielmehr den heiligen geheimnißvollen Altardienst zum Mittelpunkte zu erheben, wie denn neuerlich die Fodeeung aufgetaucht ist, das Sacrament des Altars allsonntäglich und selbst wenn keine Gemeinde zum Empfange versammelt sei, zu verwalten. Es fehlt nichts als die Lehre von der Brotverwandlung selbst: und zu dieser ist doch wenigstens ein anerkennenswerther Anlauf genommen.

Mit einem Worte, das Ziel des neuesten Lutherthums ist — Rom, und wie unverhüllt man die Sympathien für die Kieche „des Vielen noch verborgenen Segens" zur Schau trägt, dafür hat Bunsen kürzlich in den „Zeichen der Zeit" die Beweise geliefert. Auch die Schwarz'sche Schrift enthält eine artige Mustersammlung sehr unzweideutiger Aussprüche von Kahnis und Heinrich Leo, und besonders sei allen Lesern die sehr treffende Charakteristik des letztern Mannes empfohlen. Wir könnten leicht noch mit einer Anzahl Kernsprüche anderer gesinnungsverwandter Männer dienen, doch werden die von Schwarz gegebenen Pröbchen schwerlich nach Weiterm lüstern machen.

In der Mitte zwischen den beiden großen Gegensätzen des Radicalismus und des katholisirenden Luthera-

*) Auf diesem Satze beruht z. B. die ganze Beweisführung Stahl's in seiner Schrift „Wider Bunsen".

nismus stehen sehr viele und verschiedenartige Richtungen. Da ist zunächst die alte Vermittelungstheologie, die Abschwächung Schleiermacher'scher Gedanken, welche viel von einer organischen Weltanschauung und von Aufhebung der alten Gegensätze in eine höhere Einheit zu reden weiß, dennoch aber an innerer Haltlosigkeit und unklaren Gedankenmischungen leidet, von der neuen Philosophie sehr stark ergriffen ist, ohne doch mit den alten supranaturalistischen Auffassungen völlig zu brechen. Der schwächste Punkt dieser Richtung tritt in der Christologie ans Licht, wo das sonstige, noch so folgerecht durchgeführte Streben, das Christenthum in die volle menschliche Wirklichkeit einzuführen, durch den widersprechenden Versuch durchbrochen wird, dasselbe doch auch wieder aus einem außerordentlichen Eingreifen Gottes in den sonstigen Weltverlauf zu erklären und so den am Anfang glücklich aus der Dogmatik verbannten Begriff eines den stetigen Natur- und Geschichtszusammenhang unterbrechenden Uebernatürlichen, wenn auch in mehr oder minder verschämter Weise, zur Hinterthür wieder hereinzubringen. Dieser Richtung, welche in sich die mannichfaltigsten Schattirungen enthält, gehören im Wesentlichen auch die auf Verschmelzung Hegel'scher und Schleiermacher'scher Gedanken mit altkirchlicher Orthodoxie beruhenden Versuche eines Lange, Martensen u. A. an, in denen uns trotz der oft sehr tüchtigen speculativen Anläufe die wunderlichsten Abenteuerlichkeiten und die verworrensten Gedankenmischungen begegnen. Dagegen zeichnet sich Richard Rothe vor den zuletzt Genannten trotz mancher Phantasien, die man ihm zugute halten muß, durch seine geschlossen einheitliche Weltauffassung und sein „stracks vor sich hingehendes", „vor keiner Consequenz erbebendes" Denken sehr vortheilhaft aus; und namentlich durch die speculative Fassung des Gottesbegriffs steht Rothe im engsten Zusammenhange mit einer andern Reihe von Denkern, den Vertretern des speculativen Theismus, den Philosophen J. H. Fichte, C. H. Weiße u. A. Dies ist diejenige Richtung, welcher nach der Ansicht von Schwarz, der auch wir aus innigster, seit langem gefestigter Ueberzeugung unsere Zustimmung geben, einzig und allein die Zukunft beschieden ist. Sie macht zunächst mit aller Kraft des Geistes Fronte gegen den grundverderblichen giftigen Irrthum des Pantheismus, der trotz seiner bedeutenden negativen Verdienste dennoch in der That die Gottheit ebenso wie die Welt vernichtet. Denn im Pantheismus geht, wie Schwarz sehr treffend bemerkt,

einmal die Schönheit der Welt und der Reichthum ihrer Gliederung verloren; sie wird zu einem Schaum und Schein, zu einem Nichtsein am Sein, zu einer steigenden und wieder fallenden Welle des Oceans; es geht aber auch andererseits dabei die Tiefe, Innerlichkeit und schöpferische Energie der Gottheit verloren, welche in sich keinen Halt- und Ruhepunkt gewinnt und nichts als ein Strömen und Schäumen, ein Blasentreiben der Endlichkeit ist und in dieser zweck- und resultatlosen Thätigkeit beständig in die Endlichkeit umschlägt, um sie dann wieder in sich zurückzunehmen.

Dagegen ist nun das Streben des speculativen Theismus darauf gerichtet, die Welt ebenso wie die Gottheit in ihrer Selbständigkeit und Geschiedenheit voneinander, wodurch beide erst zu einem wirklichen, nicht blos scheinbaren Dasein kommen, zu belassen und dennoch durch die nothwendige Zusammengehörigkeit und Aufeinanderbezogenheit beider die vom Pantheismus mit Recht gefoderte einheitliche Grundanschauung zu gewinnen:

Im speculativen Theismus ist die Wahrheit des Pantheismus erhalten, daß die Gottheit nicht selbst wieder eine Einzelheit neben andern, sondern die höchste Allgemeinheit, die Alles durchdringende ist, daß das Unendliche nicht dem Endlichen gegenübersteht, um so wieder selbst zu einem Endlichen zu werden, sondern daß es die die Endlichkeit penetrirende, sich selbst ihr einpflanzende Energie ist. Aber hier kommt auch andererseits der Gedanke zu seinem Rechte, daß jene höchste Allgemeinheit zugleich lebendige Allgemeinheit ist, d. h. selbstbewußte, sich in sich zusammenfassende, aus der Weltdurchdringung ewig in sich zurückkehrende.

Die einheitliche Grundanschauung wird hierdurch so wenig aufgehoben, daß Gott und Welt vielmehr aufs innigste verbunden, der Schöpfungsbegriff von seiner Zufälligkeit befreit, die gesammte Entwickelung in der Geschichte des Geistes aber als ein Ineinandersein von göttlicher und menschlicher Thätigkeit gefaßt wird, welche weder die eine der andern pantheistisch opfert, noch auch andererseits für eine supranaturalistische Durchbrechung des einheitlich geschlossenen Weltverlaufs irgendwo eine Stelle hat.

Auf demselben Boden stehen im Wesentlichen die eigentlichen und treuen Schüler Schleiermacher's, die nicht über ihn hinaus zu einem modernen Dogmatismus weitergegangen sind,

die vielmehr den ganzen Schleiermacher in seinem vollen lebendig-persönlichen Eindruck in sich aufgenommen und dabei erfahren haben, wie tief das religiöse und das ethische, das intellectuelle und das praktische Geistesleben in diesem Manne verbunden war, welche Schätze der Objectivität dieser sogenannte „Subjectivismus" zu heben vermochte, ja wie diese Gefühlstheologie mehr war als sie sein wollte, wie sie Gewissenstheologie war.

Hierher gehört eine Reihe der geistvollsten und tüchtigsten Prediger der Gegenwart, ein Jonas, Sydow, Eltester, Pischon, Schweder, W. Müller, Rütenik, Howard u. A., vor Allen aber der treffliche Alexander Schweizer. Alle diese Namen werden auch in ihrer praktischen Thätigkeit zusammengehalten durch die gemeinsame Sache der Union.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Bedeutung der in das kirchliche Leben der Gegenwart so tief einschneidenden Unionsfrage zu erörtern. Nur die drei verschiedenen Auffassungen der Union, wie sie namentlich innerhalb der preußischen Landeskirche nebeneinander hergehen, mögen an der Hand unserer Schrift mit wenigen Worten bezeichnet werden.

Die eine ist die Partei der orthodoxen Staatstheologen, eines Stahl und Hengstenberg, welche die Union der lutherischen und reformirten Kirche auf das möglichst geringste Maß, welches sich nur immer aus den königlichen Cabinetsordres herausdeuten läßt, zurückführen wollen. Ihr Streben geht darauf hin, die Union

zu einer bloßen Gemeinsamkeit des in sich wiederum nach den Confessionen gesonderten Kirchenregiments (höchstens noch unter Zulassung der Abendmahlsgemeinschaft) herabzudrücken, d. h. sie in eine blos äußerliche Conföderation der in ihrer vollen Besonderheit erhaltenen oder wiederherzustellenden Confessionen zu verwandeln. Diese Auffassung würde zur völligen Auflösung der Union fortschreiten müssen, wenn anders nicht der ausdrückliche Wille des Königs von Preußen dieser letzten Consequenz zur Zeit noch einen Damm entgegensetzte.

Eine zweite Partei ist die der sogenannten conservativen oder Consensusunion, die Partei der „Unionsdoctrinäre", deren namhafteste Vertreter zur Zeit Nitzsch und Julius Müller sind. Auf dieser Seite stehen die rechtgläubig gewordenen Schleiermacherianer, überhaupt alle Anhänger der sogenannten Vermittelungstheologie. Von der Voraussetzung ausgehend, daß der Unterschied der lutherischen und reformirten Bekenntnisse (der „Dissensus") nur für die Wissenschaft, nicht aber für die Praxis von Wichtigkeit sei, verlangt man eine Union nicht blos des Kirchenregiments, sondern auch des Bekenntnisses, und hat sich bereits dazu angethan, das Gemeinsame der Bekenntnisse (den „Consensus") als Grundlage eines neuen Symbols zu formuliren. Die bisherige Geltung der Sondersymbole soll damit nicht aufgehoben sein, wird aber dennoch thatsächlich aufgehoben, ein mal, indem Einiges aus ihnen als unwesentlich preisgegeben wird, noch mehr aber dadurch, daß dieselben hinfort ihr bisheriges Ansehen für die Kirche als solche verlieren. Aber was noch schlimmer ist, das neue Consensussymbol ist ein künstliches Flickwerk aus verschiedenartigen Bestandtheilen, die sich nicht miteinander vertragen, ein „entsetzlich gründliches Theologensymbol, das den Gewissen nur noch eine größere Last auferlegt als zuvor", obendrein nur das Gemächte einer zwar orthodox sein wollenden, aber (wie Kahnis mit vollem Rechte bemerkt) in keinem Punkte noch wirklich orthodoxen neu-alten Schuldogmatik.

Die dritte Partei endlich ist die „bekenntnißlose", wie sie von ihren Gegnern genannt wird, oder vielmehr die „antidogmatische", die in der Ueberzeugung, daß der alte Streit über die Unterscheidungslehren jetzt weit umfassendern und tiefergreifenden Gegensätzen Platz gemacht hat, zu einer richtigern Schätzung des Dogmas überhaupt gelangt ist, in welchem sie ganz im Einklange mit Schleiermacher nur das im Verhältnisse zur Religion Abgeleitete, nur die „Reflexion auf die Religion, welche nicht selbst Religion ist", erkennt. Zu dieser Partei, deren Organ die 1854 gegründete „Protestantische Kirchenzeitung" ist, gehören eben jene oben genannten treuen Schüler Schleiermacher's, ein Jonas, Sydow, H. Krause u. A., Männer wie Dittenberger, Gaß, Schweizer, Redepenning, gelehrte Kritiker wie Hitzig, Credner, Knobel, Ewald, Historiker wie Gervinus, speculative Philosophen wie Weiße, die gesammte theologische Facultät von Jena und noch eine ganze Reihe geachteter theologischer und nichttheologischer Namen. Sie haben sich entschlossen, einen Kampf auf Tod und Leben mit der Orthodoxie zu führen, d. h. mit jener Orthodoxie, welche die Wissenschaft verdammt und die Kirchenlehre als eine ein mal für alle mal fertige, als ein Gesetz, dem man nur Unterwerfung schuldig ist, vergöttert.

Man stellte sich auf die ewige und einfache Grundlage des Christenthums: „Christus selbst, wie ihn die Schrift bezeugt." In diesem einigen Grund erklärte man sich „schlechthin gebunden und in dieser Gebundenheit schlechthin frei von aller Menschenautorität in Dingen des Heils". In diesem Christusglauben erkannte man das wahrhafte Princip des Protestantismus, und diesen freien Protestantismus in allen seinen Folgerungen gegen jede Art von Autoritätswesen zur Durchführung zu bringen, zeigte man sich entschlossen.

Indem man sich anschloß an den ganzen und vollen Schleiermacher, war man durchdrungen von der Wahrheit des großen Schleiermacher'schen Worts, daß der lebendige christliche Glaube einen freien und ewigen Vertrag mit der nach allen Seiten hin freien wissenschaftlichen Forschung geschlossen habe, oder besser gesagt, mit ihr im innersten Lebensgrunde eins sei, und nicht blos mit der freien Wissenschaft, sondern mit aller vernünftigen Freiheit,

mit der Freiheit der Person und des Eigenthums, des Gewissens und des Denkens, des bürgerlichen Lebens und des öffentlichen Verkehrs, der Selbständigkeit der Staaten wie der Kirche. Man stellte sich hier in den Mittelpunkt des Paulinischen, sowie des echten und ursprünglichen lutherischen Christenthums, wie es in der „Freiheit eines Christenmenschen" so köstlich und gewaltig ausgesprochen ist. Man wollte den evangelischen, den wahrhaft gläubigen und darum im Innersten freimachenden Glauben. Man wollte die Gottgebundenheit, welche selbständig macht gegenüber allen Mächten der Welt. Und man wollte diese evangelische, weil frei und duldsam machende Gläubigkeit gegenüber dem jüdischen Geiste der Gesetzlichkeit, sei es das Gesetz der Confession, der Hierarchie oder der bureaukratischen Gewalt. So stellte man dem Bekenntnisse des Unglaubens wie dem des knechtischen Glaubens ein freudiges Bekenntniß innerlichen, lebendigen, freimachenden, mit allen sittlichen und wissenschaftlichen Mächten im tiefsten Grunde geeinten Glaubens entgegen.

Das sind die Grundsätze, welche die Männer der „Protestantischen Kirchenzeitung" verbinden, das die Grundsätze, von denen aus allein eine Reinigung und Fortbildung unserer Theologie unternommen werden kann. Welches aber die Aufgaben dieser Theologie seien, auf deren Lösung unsere ganze Entwickelung hinstrebt, wie dieselbe zunächst eine speculative sein müsse, d. h. eine auf der folgerichtigen Durchführung einer wahrhaft speculativen, d. h. einheitlichen und zusammenhängenden Weltanschauung beruhende, wie sie ferner eine wahrhaft historische sein müsse, die das Christenthum in seinem ganzen Verlaufe als ein geschichtlich gewordenes begreift, endlich eine ethische, die das innere Band von Religion und Sittlichkeit wiederherstellt und ebenso wol die Dogmatik vom ethischen Standpunkte aus zu reinigen und zu läutern, als auch die Moral vom religiösen Standpunkte aus zu vertiefen hat, dies hat der Verfasser in seiner vor allem lesenswerthen Schlußabhandlung in vortrefflicher Weise auseinandergesetzt. Mögen die Aussichten auch für die nächste Zukunft des Erfreulichen

noch so wenig bieten, möge namentlich eine noch weit größere Ausbreitung und Machtentfaltung jener streng confessionellen Partei nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar wünschenswerth sein, damit alle Unklarheiten überwunden werden und alle Gegensätze möglichst scharf und klar sich herausstellen können: an dem Glauben halten auch wir mit unerschütterlicher Zuversicht fest, daß das deutsche Volk, eben weil ihm nicht blos ein religiös-sittliches, sondern auch ein wissenschaftliches Gewissen eingeboren ist, sich unmöglich auf die Dauer bei dem blos herkömmlichen Autoritätsmäßigen, wie auf staatlichem, so auf kirchlichem Gebiete, beruhigen werde. Mag auch die endliche Lösung der großen Aufgaben, wie der Verfasser sagt, einer neuen Geisteserhebung und sittlichen Wiedergeburt unsers gesammten Volkslebens erharren, Eins steht uns nicht minder fest — und hier kommen wir auf das am Anfange unsers Aufsatzes Ausgesprochene zurück —, nämlich daß diese Lösung nur dann eintreten werde und eintreten könne, wenn bereits jetzt alle Vertreter der echten Bildung und der wahren Wissenschaft sich mit uns Theologen zur gemeinsamen, ernsten, mühevollen Geistesarbeit vereinigen. Schon sind eine Anzahl der besten Männer Deutschlands, ein Gervinus, Albrecht, Häusser, Weiße, Bunsen, diesem Rufe gefolgt. Und wahrlich, es thut unserer Theologie und Kirche noth, daß Männer dieser Art wie einst ein Lessing, Herder, Jacobi ihr zu Hülfe kommen, daß namentlich Philosophie und Geschichte nicht von ihrer Seite weichen, daß der schärfste Wahrheitssinn und die echteste Bildung mit der Religion im Bunde bleiben. Geschieht dies nicht, bleibt die öffentliche Religion und die wiederhergestellte Kirche verlassen von diesen Mächten, ein nur herkömmliches, ein todtes, der Wirklichkeit fremdes Autoritätswesen, fehlt es im Innersten an Wahrheit und Befriedigung, so mag der äußere Bau der Kirche noch so fest erscheinen, ihre Dogmen durch dreihundertjähriges Alter ehrwürdig und ihre Geistlichen ohne Ausnahme symboltreu: ein mächtiger Sturm und eine verhängnißvolle Revolutionsnacht wirft dies ganze wurmstichige Gebäude über den Haufen und bedeckt mit Trümmern das feile Priestergeschlecht, welches das Heiligthum der Wahrheit durch Menschenfurcht und Geistesträgheit entweihte!

86.

Die Naturdichter Franz Bacherl und Anton Schlude.

1. Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in zwei Abtheilungen von Franz Bacherl. Nördlingen, Beck. 1856. 8. 10 Ngr.
2. Der Fechter von Ravenna und die neuesten literarischen Borreien. Von Friedrich Mayer. Erster und zweiter unveränderter Abdruck. Nürnberg, Schmid. 1856. 8. 7½ Ngr.
3. Gedichte von Anton Schlude. Mit einer biographischen Skizze von C. Reinhold. Zweite Auflage. Freiburg i. B., Wangler. 1856. 16. 10 Ngr.

Dem weltkundigen Franz Bacherl, dem „Literaten, Schullehrer und Realitätenbesitzer", haben wir hier ein anderes poetisches Naturkind gesellt, Anton Schlude, ursprünglich Gänsejunge, dann Geigenspieler, Rattenfänger, Fischhändler, Nachtwächter, endlich wandernder Naturdichter. Es fällt uns nicht ein, uns über die Chargen und Aemter, welche beide Dichter bekleidet haben oder noch bekleiden, hier lustig zu machen; im Gegentheil scheint es uns, als ob Diejenigen, welche bei dem Streit um die Autorschaft des „Fechter von Ravenna" nicht müde wurden, dem Shakspeare von Oberpfaffenhofen immer wieder den „Schulmeister" vorzurücken, den Streit in keineswegs würdiger Weise geführt hätten. Den bei uns sehr verbreiteten Hang, dem Stande und Berufe einer Person, welche man gern lächerlich machen möchte, irgendeinen Makel anzuheften, können wir keineswegs zu den löblichen Gewohnheiten des deutschen Volks rechnen. Zur Zeit Langbein's mag es noch eher seine Berechtigung gehabt haben, den Schulmeister „Bakel" als eine lächerliche Person figuriren zu lassen, heutzutage aber sollte man doch wol eingesehen haben, daß der Beruf eines Schullehrers zu den ehrenwerthesten, nützlichsten und achtbarsten Functionen überhaupt gehört. Und warum sollte nicht auch ein Dorfschullehrer ein Genie sein können? War Homer nicht ein großer Dichter, ohne an einer deutschen Universität Vorlesungen gehört und den Doctorgrad erworben zu haben? Hat der Dichter des Buchs Hiob irgendeinen der unzähligen modernen Titel oder irgendein Diplom besessen? Wer war Shakspeare? Freilich, wenn wir der Miß Bacon glauben wollen, so wären dessen angebliche Dramen nur auf seinen Namen getauft und Lord Bacon und Sir Walter Raleigh die eigentlichen Väter. Diese neu aufgebrachte Hypothese gehört auch zu den Zeichen unserer Zeit, in welcher, hinter demokratischer Maske, das Aristokrateln und Vornehmthun immer weiter um sich greift, selbst unter Künstlern, Dichtern und Schauspielern, ja selbst schon unter den sogenannten „Naturdichtern", die sämmtlich auch etwas Anderes sein wollen als Dichter aus dem Volke und für das Volk. Inmitten unsers ganzen übertrieben gekünstelten und systematisch geschulten und geregelten Zustandes scheint alle naturgemäße Productionskraft im eigentlichen Volke erloschen. Wenn ein Mann aus dem Volke bei uns sich aufs Dichten verlegt, so verleugnet er zuvörderst seinen Ursprung, er studirt sich in die Anschauungen und Formen der Kunst- und Schuldichtung ein, er singt nicht, wie der Vogel in den Wäldern singt, aus frischer freier Brust, sondern zwitschert kunstmäßig wie der Staar, dem man irgendeine künstliche Melodie mühsam eingelernt hat. Wir haben in Deutschland keinen namhaftern Naturdichter, der wie so mancher englische, wie der Ettrick-Schäfer und namentlich Burns, nicht nur an die Weisen, sondern auch an die Vorstellungen des alten Volksgesangs angeknüpft hätte. Sie wollen alle über ihren Stand hinaus und auch Franz Bacherl wird sich nicht wenig gekränkt fühlen, wenn er sich hier mit einem Dichter zusammengestellt sieht, der ehemals die Gänse hütete und mit Maulwurfs- und Rattenfallen hausiren ging. Aber wir dürfen ihm diese Kränkung, wenn sie eine ist, nicht ersparen.

Das angebliche Urbild des „Fechter von Ravenna", Franz Bacherl's Tragödie „Die Cherusker in Rom", liegt nun vor uns, sodaß es uns gestattet ist, mit der Taucherglocke der Kritik uns in die Tiefen dieser Dichtung zu versenken; aber es ist dies eine Operation, bei der uns, aufrichtig gestanden, Besinnung und Athem fast auszugehen drohen. Das Ganze stellt sich als ein so abgeschmacktes Product dar, wie es wol die Literatur keines andern Volks aufzuweisen hat, obschon es an einzelnen Lichtblicken nicht fehlt, welche als Symptome wiederkehrender Vernunft diesen methodischen oder unmethodischen Wahnsinn an einigen Stellen durchbrechen, und wir fürchten, daß selbst die Douchen und Sturzbäder der Kritik den Verfasser von seiner poetischen Monomanie nicht heilen werden. Wir sagen dies nicht, weil, sondern obwol er ein Schullehrer ist; denn von einem Schullehrer hätten wir wenigstens erwartet, daß er seine Muttersprache richtig schreibt und ein wenig logisch denkt, während seine sogenannte Tragödie von den abscheulichsten Verstößen gegen die deutsche Grammatik und die Gesetze des einfachen gesunden Menschenverstandes wimmelt. Dennoch sind wir aus mehren Gründen für die Veröffentlichung dieses merkwürdigen Products immerhin dankbar.

Die Tragödie „Die Cherusker in Rom" besteht aus zwei

„Abtheilungen" (was aber, wie wir sehen werden, eine ganz falsche Bezeichnung ist), von denen die erste „Hermann's und Teutonias Fürstin oder die Gefangene in Rom. Ein Bühnenstück in fünf Aufzügen" betitelt ist. Dieses angeblich 1849 verfaßte „Bühnenstück" ist für „größere Bühnen" bestimmt und in einer Art gereimter Daktylen oder liederlicher, hüpfender Anapästen geschrieben, während ehrliche Hans Sachs'sche Knittelverse hier weit besser am Platze gewesen wären. Die zweite Abtheilung nennt sich „Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in drei Aufzügen", ist 1852 verfaßt und zufolge der Angabe auf dem Titel „für kleinere Bühnen", also nicht für Hofbühnen, sondern etwa für Sommerbühnen oder den wandernden Thespiskarren oder für Puppentheater bestimmt.*) Diese sogenannte zweite Abtheilung, im Ganzen nur etwas über drei Druckbogen stark, ist in freien gereimten und ungereimten Versen geschrieben und nicht eine „Abtheilung" der ersten sogenannten Tragödie, sondern nur eine Recapitulation derselben in verkleinertem Maßstabe, ja einige Verszeilen der erstern wiederholen sich in dieser zweiten fast wörtlich, etwa in folgender Weise. In „Hermann's und Teutonia's Fürstin" ruft Winna, die Begleiterin der Thusnelda, aus:

O! Ein Römer! Ein Römer — natürlich!
So nichts Deutsches, nicht Deutsch auch kein Wörtchen versteh'n,
Und von alle Dem nichts auch, wie groß und wie hehr;
Wenn so wirklich das deutsche Land — Deutschland uns wär'!

Thusnelda sagt darauf:

Wenn das deutsche Land wirklich uns Deutschland auch wär',
Und noch Hermann, noch Hermann sein König,
O! dann wäre, fürwahr! solch ein römisches Heer
Für die Deutschen um Vieles zu wenig!

In den „Cheruskern in Rom" lautet die Stelle:

Winna.
Ein Römer!
Wol natürlich!
Nicht Deutsch versteh'n,
Und nichts von dem,
Wie groß und hehr,
Wenn Deutschland — wirklich Deutschland wär'!

Thusnelda (mit kräftiger Stimme).
Wenn Deutschland wirklich Deutschland wär',
Und Hermann noch sein König,
O! dann bliebe solch ein Römerheer
Für Deutschland — viel zu wenig.

Diese Stelle, auf die der Verfasser ersichtlich einen besondern Werth legt, mag zugleich als charakteristische Probe seiner sinnlosen und unbehülflichen Denk- und Schreibweise dienen. Von einer geordneten Scenenfolge und einem Dialog ist überhaupt gar nicht die Rede. Die Personen treten auf, werfen sich einige Fragen, Exclamationen, Verwünschungen und altbairische Flüche, einige Ha! Ach! Ja! und O! und ganze Lasten von Sprachfehlern und trivialen Flickwörtern zu und verschwinden dann, um gelegentlich wieder auf die Bühne zu stürzen, sich gleich ungebührlich aufzuführen und wieder davonzugehen. Eine andere Hauptstelle, die sich, nur ein klein wenig variirt, in beiden Abtheilungen wiederholt, ist folgende. In „Hermann's und Teutonia's Fürstin" ruft der ungeschlachte Thumelicus:

Daß doch alle die Wetter dies lästige Deutsch
Auch in kleinlichte Trümmer zerschlagen!
Wenn solch' Deutsche da — Deutsche doch wären;
O dann wären sie wahrlich — sie wahrlich doch deutsch!
All dies Flittergeplause der Deutschen —
Macht die Deutschen und Deutschland mir niemals auch deutsch!

*) „Die Cherusker in Rom" sind inzwischen auch wirklich am 23. Juli im münchener Lipperltheater zur Aufführung gekommen. Bacherl wurde zehn mal gerufen!

In den „Cheruskern in Rom" ruft derselbe Thumelicus:

Daß auch die Wetter all dies Deutsch
Zu deutschen Trümmern schlagen!
Wenn Deutsch doch Deutsch auch wär',
Dann wär' es wahrlich Deutsch!
Solch Flitterplaus
Macht Deutsch mir niemals Deutsch!

Ueberhaupt finden sich über die Deutschen in dieser Tragödie die merkwürdigsten und orakelhaftesten Bemerkungen. Thusnelda sagt z. B. von dem Deutschen:

Sein Gedanke ist ernster und höher sein Ziel,
Liebt das Große im Kleinen — mit Wenigem viel.

Winna sagt zu Thusnelda:

Sei getröstet und fröhlichen Muthes;
Denn es lebet, es lebt noch dein liebendes Kind,
So gesund und so frisch, wie die Deutschen es sind.

Die Stellen, in denen auf die „Deutschen" das „Peitschen" gereimt ist, haben wir nicht gezählt; jedenfalls aber sind sie überaus zahlreich. Zur Charakterisirung des Bacherl'schen Deutsch mögen nur noch folgende Stellen dienen. Narbonius sagt:

Ha! ich will sie erforschen mit eiligem Fuß,
Wenn des Todes für so was auch sterben ich muß.

Caligula ruft:

O! wie könnte auch so was die Fürstin nicht freu'n.

Narbonius:

O! gewißlich mein Kaiser! so wahr ich auch bin.

Flavius:

Ja! zu todte sind alle, so wahr ich auch bin.

Classisch sind auch folgende Stellen. Thusnelda (zu Cetta, der Geliebten des Thumelicus):

Du geschnüpfiges Ding! Welch ein loses Geschwätz!

Cetta.
Hä, hä, hä — du zerlumpichtes Bettelgesind'!

Winna.
O die kecklichte Memme!
(Auf Cetta los.)
Entfliehe von hier!

Cetta.
Wie gescheit nicht da diese Deutschen auch sind!
Werd' schon geh'n, wenn's mich freut, wenn ich will!
(Tritt ab.)

Cetta sagt ein andermal zum Calpurnius:

Schon erzittert dem Feigling die Seele,
Wenn ein schuldloses Mädchen von Liebe da spricht!
Muß doch selber von Herzen auch lachen
Ueber all diese komischen Sachen! —
Hä, hä, hä, hä, hä, hä u. s. w.

Dieses „Hä, hä, hä" u. s. w. wiederholt sich überhaupt sehr häufig und bezeichnet bei Bacherl immer den höchsten Grad von Hohn und hämischer Bosheit.

Als Flavius die Leiche des Thumelicus erblickt, ruft er:

Ha! entsetzlich! entsetzlich! wer so was gethan!
Ach! Thumelicus — todt hier — im eigenen Blut!
O was fangen wir Alle am Ende noch an? —
Ha! erschrecklich! erschrecklich! wer so was auch thut!

Bacherl läßt die Fürstin nicht sterben, sondern „verenden", wobei sie auf das „Sopha" zurücksinkt. Ueberhaupt sind die Hinweisungen, die für die Schauspieler in den Parenthesen enthalten sind, oft sehr drollig, z. B. „(nach einigen wilden Bewegungen)"; „(etwas in sich vertieft)"; „(Monolog)"; „(Das ganze Theaterpersonal in Bewegung)"; „(Fußtritte von außen her)"; „(Narisco und die vier Häuptlinge durchstürmen den

Garten)" u. s. w. Man erkennt hieraus, daß der Verfasser bestrebt ist, recht praktisch und direct für die Bühne zu arbeiten. In dieser Hinsicht wenigstens hat er den modernen Theaterpraktikern etwas abgelernt, wennschon diese Manie bei ihm wie Alles in Caricatur ausartet. Die angeführten Proben könnten den Leser leicht zu dem Glauben verleiten, daß die Bacherl'schen Federübungen wenigstens sehr vielen Lachstoff bieten und sich zum Zweck des Amusements sehr gut lesen lassen müßten. Das ist jedoch keineswegs in sehr reichlichem Maße der Fall. Der Unsinn, wenn er sich durch 109 Seiten monoton hinschleppt und dabei zugleich so anspruchsvoll auftritt wie hier, ermüdet zuletzt. Die Einfälle eines Monomanen — und auf dem Gebiete der dramatischen Production wenigstens ist Bacherl ein Monomane — können wol nur in den seltensten Fällen komisch wirken; auf die Dauer haben sie eher etwas Schreckhaftes.

Wir kommen nun zu einer Frage, die für uns noch immer die Hauptfrage bleibt, nämlich wer eigentlich die Fabel erfunden hat? Die Ausführung in den Bacherl'schen Stücken ist, wie wir gesehen haben, überaus roh, schülerhaft und absurd, die Fabel dagegen ist gut erfunden, denn sie ist im Wesentlichen ganz dieselbe wie im „Fechter von Ravenna"; ja selbst die Charaktere, so wenig auch von einer verständigen Entwickelung derselben bei Bacherl die Rede ist, sind in ihrer Grundirung, in ihrer Stellung und Gegenstellung und in den ihnen zugrunde gelegten Tendenzen den Charakteren im „Fechter von Ravenna" in überraschendster Weise ähnlich. Wir haben auch bei Bacherl den halb wahnsinnigen, blut- und weinsaufenden, menschenverhöhnenden Caligula (statt des von Göttling aufgestellten Tiberius), die edle deutschpatriotische Thusnelda, den naturburschenhaften, halb burlesken, materialistischen und mit Allem, was Deutsch heißt, seinen Spott treibenden Thumelicus, ferner die Geliebte des Thumelicus, die, wie auch einige andere Nebenfiguren, nur den Namen bei Bacherl gewechselt hat und Cetta statt Lycisca heißt, u. s. w. Die Bacherl'schen Figuren sind freilich nur bloßer Rohstoff, bloße Lehmklumpen, aber doch schon wie von Kindeshand in eine Art menschlicher Form geknetet; es sind ihnen Löcher eingedrückt, welche die Augen bedeuten sollen; es ist ihnen ein Lehmstück wie eine Art Nase angesetzt, und andere Lehmklümpchen stellen den Leib, die Arme, die Beine vor. Dennoch erkennt man selbst in dieser Roh- und Misbildung die Grundform der im „Fechter von Ravenna" auftretenden Personen. Die Handlung, soweit es die bloßen Thatsachen betrifft, ist hier wie dort dieselbe, wennschon bei Bacherl jede dramatische Verknüpfung und Entwickelung vermißt wird. Man trifft sogar auf einzelne Phrasen und Redewendungen, die im „Fechter von Ravenna", nur in edlern und elegantern Klangformen, wiederklingen. Selbst in Friedrich Mayer's Broschüre, in der, wie wir hier nur kurz bemerken wollen, offen für Friedrich Halm und seinen „reichen Genius" plaidirt wird, ist zugestanden, daß zwischen den Cheruskerdramen Bacherl's und Friedrich Halm's ein „seltener Parallelismus" stattfindet. Abweichend sind Beide fast nur darin, daß Friedrich Halm in seinem Stück auch die Gemahlin des Kaisers auftreten läßt, wogegen bei Bacherl der brutale Cäsar das Gelüst ausspricht, die deutsche Fürstin zur Umarmung zu zwingen, ein Motiv, welches der elegante Verfasser des „Fechter von Ravenna" fallen ließ. Friedrich Halm hat — und hierauf kam es doch eigentlich an — nicht glatt und rund erklärt, daß er von der Bacherl'schen Arbeit gar keine Kenntniß gehabt habe, er hat nur die Göttling'sche Abhandlung als seine eigentliche Quelle genannt. Bacherl aber versichert in einer Schlußbemerkung zu „Hermann's und Teutonia's Fürstin" neuerdings, daß er dieses Stück bereits 1849 verfaßt und nebst einem andern Stück, betitelt „Die beiden Franz", 1850 zu einer Preisbewerbung an die artistische Direction des Hofburgtheaters in Wien eingesandt habe; und in einer Schlußbemerkung zu den „Cheruskern in Rom", die uns aber aus anderer als Bacherl's Feder herzurühren scheint, macht er unter sehr spitzigen Bemerkungen gegen eine gewisse „genuß- und habsüchtige Umgebung", in die sein Stück gerathen sei, noch ein mal aufs entschiedenste seine Vaterschaft geltend, von der ja auch O. von Schorn moralisch und thatsächlich aufs unerschütterlichste überzeugt zu sein scheint.*)

Daß ein sonst confuser, excentrischer Kopf wie Bacherl zuweilen auch einen guten Einfall haben könne, wird wol Niemand in Abrede stellen wollen. Man begegnet im Leben Leuten genug, welche in ihrem Kopfe das tollste Zeug ausbrüten, zuweilen aber auch durch eine sehr glückliche Inspiration überraschen, die sie aber, wenn sie zur praktischen Ausführung ihrer Idee schreiten, wieder aufs wunderlichste verderben und verzerren. Auch stoßen wir bei Bacherl unter allem Wust auf einzelne Lichtblicke, wie namentlich in den Reden des halbtollen Caligula, in dessen Munde die wirblige Schreibweise Bacherl's überhaupt weniger auffällt. Auf die Göttling'sche Abhandlung als dritte Quelle für beide Stücke läßt sich der erwähnte Parallelismus nicht wol zurückführen, und was die Ballade „Thusnelda" von Eblotar betrifft, welche vor Decennien in der „Abendzeitung" gestanden haben soll, so dürfte diese auf eine noch weitere, uns unbekannte Quelle zurückweisen, die entweder Bacherl oder Friedrich Halm oder auch Beide vielleicht gekannt haben mögen, ohne dies unter den jetzigen Umständen eingestehen zu wollen. Wir geben diese Ansicht nur als Hypothese, denn behaupten läßt sich so etwas nicht. Uebrigens würden wir es Friedrich Halm, möge er von dem Stoff und der Idee des Bacherl'schen Stücks entweder durch ihm gewordene Einsicht des Manuscripts oder auch nur durch Hörensagen Kenntniß erhalten haben, nicht sehr zum Vorwurf machen, wenn er die Bacherl'sche rohe Idee benutzt und dadurch das Repertoire der deutschen Bühnen um ein wirksames Theaterstück bereichert hätte. Benutzungen der Ideen und Erfindungen Anderer begegnen wir bei fast allen Dichtern, selbst bei größern als Friedrich Halm; es kommt nur darauf an, daß sie in loyaler Weise benutzt werden. Freilich müssen wir zugleich vor einem Extrem warnen, das sich jetzt in dieser Hinsicht scheint geltend machen zu wollen. Man stellt nämlich förmlich als Princip auf, daß die Benutzung jeder fremden Idee ohne weiteres erlaubt sein müsse und daß nur die geschickte und geschmackvolle technische Ausführung für etwas, für den eigentlichen Prüfstein des Talents, die ursprüngliche Erfindung aber für gar nichts oder doch nur für sehr wenig anzuschlagen sei. Sich in solchen Einseitigkeiten zu verrennen, ist immer bedenklich und führt stets zu Misbräuchen. Jedenfalls müssen wir die Frage wegen der Urheberschaft der Idee, die dem „Fechter von Ravenna" zugrunde liegt, auch jetzt noch als ungelöst betrachten; von unserer Seite ein sicheres Votum über diese wunderliche Angelegenheit abzugeben, maßen wir uns keineswegs an.

Anton Schlude's Gedichte sind, von Wessenberg durchgesehen und „mit freundlich nachhelfender Hand gefeilt", bereits in zweiter Auflage erschienen. Schon früher hatten der in München verstorbene Dichter August Schnezler durch einen Aufsatz in der strasburger Zeitschrift „Erminia" (auch besonders abgedruckt) und K. Spindler durch ein „Lebensbild" in seinem „Vergißmeinnicht" die Aufmerksamkeit auf diese jedenfalls merkwürdige Persönlichkeit zu leiten gesucht. Zu der gegenwärtigen zweiten Auflage seiner Gedichte hat C. Reinhold

*) Die Buchhandlung von W. Kaulen in Düsseldorf kündigt als demnächst erscheinend an: „Die Autorschaft des Fechter von Ravenna, nachgewiesen von O. von Schorn", worin angeblich diese „berühmte Frage" zur „endgültigen Entscheidung" gebracht sein soll. Die von der Bläsing'schen Buchhandlung in Erlangen angekündigte Schrift: „Der Fechter von Ravenna. Großes historisches Trauerspiel in fünf Acten. Freie Uebersetzung aus dem Deutschen eines unbekannten Autors", ist jedenfalls eine Parodie. Wir werden also leider genöthigt sein, noch einmal auf diese „berühmte Frage" zurückzukommen.

eine biographische Einleitung geschrieben, und da Schlude's Gedichte eigentlich nur durch die Kenntniß von seiner Persönlichkeit und seinen Lebensschicksalen ein tieferes Interesse erhalten können, so halten wir uns zunächst und zumeist an diese. Reinhold schildert uns diesen Naturdichter als ein Männchen von kleiner Statur, mit bräunlichem Krauskopf, knöchernen Händen und äußerst beweglichen Beinen. Das runzlige Gesicht ist dadurch entstellt, daß ihm ein Auge ausgeschnitten ist. Der abgeschabte Sammtrock ist sauber gebürstet, die ganze Kleidung zwar ärmlich, aber propre. Seine arglose Gutmüthigkeit und eine gewisse naive Schalkhaftigkeit sind an ihm umsomehr zu schätzen, da er von Leuten aus der sogenannten gebildeten Classe schon öfters verkannt, ja wol misbraucht und verhöhnt worden ist, wie dies in der Natur der Deutschen neben ihrer gerühmten Gutmüthigkeit leider recht gut Platz zu haben scheint. Eine Unterhaltung mit Schlude ist schwer zu führen, da er das Gehör verloren und außerdem ein ganz wunderliches Organ hat. Man muß Papier und Bleistift bei sich haben und jede Frage, die man an ihn richten, jede Antwort, die man ihm geben will, aufschreiben. Auf diesem umständlichen Wege vermittelt sich der Verkehr mit ihm; aber je länger und je öfter man sich mit ihm unterhält, um so höher steigt er auch in der Achtung Aller, die sich durch seine absonderliche Erscheinung nicht zurückschrecken lassen. Anton Schlude ist im November 1808 zu Hansen, einem kleinen Dörfchen im badischen Donauthale, geboren als das elfte von 15 Kindern. Sein Vater war ein armer Schuster. Kaum hatte Anton die sechste Woche erreicht, als einer seiner Verwandten aus Versehen heißen Brei in sein rechtes Auge fallen ließ, das nun verloren war. Hierzu kamen noch mancherlei Krankheiten. Dagegen entwickelten sich seine geistigen Fähigkeiten rasch, und durch verwunderliche Redensarten und Phantasien setzte er seine Umgebungen in Erstaunen, doch blieben auch Spöttereien und Verhöhnungen seitens der Nachbarkinder nicht aus. Gänsehüten war die Hauptbeschäftigung in seiner frühesten Kindheit. Dann kam er in die Schule und zeigte hier einen erstaunlichen Wissenstrieb; er konnte nicht genug erfahren und lernen, und er lernte leicht. Er wurde Musikant, doch brachte er es auf der Geige nicht allzu weit, da der Unterricht durch eine tödtliche Krankheit unterbrochen wurde, die ihn drei Jahre hindurch in immer neuen Rückfällen niederwarf. Neben dem Geigenspiel trieb er die Maulwurfs- und Rattenfängerei. Inzwischen hatte sich in ihm eine tiefe Liebe zu einer Verwandten, Victoria, entwickelt, die er gegen Verunglimpfungen eines übelwollenden Buben geschützt hatte und die er auch in seinen Gedichten feiert. Victoria wurde ihm aber treulos und reichte einem glücklichern Nebenbuhler Schlude's die Hand. In seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre gab er die Rattenfängerei auf und wurde nun mit einem Gehalt von 25 Gulden jährlich als Nachtwächter des Dorfes angestellt. Den Tag über verkaufte er Fische und Nachts über hielt er die Nachtwache und dichtete, und er verlebte damals, seiner poetischen Schwärmerei sich hingebend, selige Nächte. Aber auch als Nachtwächter hatte er Unglück. Er verlor sein Gehör, und als eines Abends im Garten eines Einwohners Aepfel gestohlen wurden, ohne daß er, der nichts hörte, Lärm gemacht hatte, wurde ihm der Dienst abgenommen. Als ihn Victoria von ihrer Schwelle gewiesen und Schmerzen in seinem übriggebliebenen Auge ihn zu quälen anfingen, verließ er seine Heimat und tappte sich mühsam wie ein Blinder nach Freiburg fort, wo ein befreundeter Arzt ihm erklärte, daß sein noch nicht erloschenes Auge nur dann zu retten sei, wenn das andere herausgeschnitten würde. Schlude unterwarf sich der schmerzhaften Operation, deren Qualen ihm nur durch das ihm immer vorschwebende Bild seiner auch jetzt noch geliebten Victoria versüßt wurden, und geheilt wurde er aus dem Spital entlassen. Hierauf ließ er ein Bändchen Gedichte drucken, welches bei seinen Freunden und Bekannten Absatz fand, dann noch ein zweites, mit dessen Absatz es nicht recht vorwärts wollte. Er zog nun mit den Exemplaren in Würtemberg umher, wurde zu Hechingen aus dem Museum von einer hohen Person als gemeiner Vagabund ausgewiesen, später kaum minder hart von den Professoren in Tübingen, von den Dichtercollegen in Stuttgart (wo nur G. Pfizer von ihm Notiz nahm, dem er auch ein Gedicht gewidmet hat), und ähnlich in Heidelberg und Manheim behandelt. Er mußte seine Uhr versetzen und überhaupt die härtesten Entbehrungen und Demüthigungen erdulden. Aber auch später Unglück über Unglück! Sein und seiner Schwester Hausstand war zerrüttet, ein neues drittes Bändchen seiner Gedichte wurde von einem Bekannten in einem Anfall von Irrsinn vernichtet und ihm 1849 das noch gesunde Auge durch ein Baumreis so verletzt, daß sich auch dessen Sehkraft seitdem wesentlich vermindert e. Dagegen fand ein Bändchen Poesien: „Harfentöne zum Preise Gottes", guten Absatz und erlebte zwei Auflagen, auch erhielt er von der badischen Regierung ein Geldgeschenk von 50 Gulden. Indeß wo reicht ein solcher Nothpfennig hin? Man lese seine tragische Geschichte, die C. Reinhold nach seinen eigenen Mittheilungen zusammengestellt hat, und thue zu dem Zweck ein Werk der Mildthätigkeit und bestelle ein Exemplar seiner Gedichte. Sie haben weder in Form noch Inhalt etwas Anstößiges und zeugen von einem warmen Gefühl für Recht, Wahrheit, Freundschaft und Treue. Daß sie sich in den altbekannten Formen der Kunstdichtung und nicht im naiven Volkston bewegen, versteht sich bei einem deutschen „Naturdichter" eigentlich von selbst. Bei dem Anblick alter Rüstungen singt Anton Schlude:

> Ha, welche Kraft war da vonnöthen,
> Zu tragen solchen Waffenschmuck?
> Muß da der Enkel nicht erröthen,
> Fühlt er schon seiner Kappe Druck?

Manche werden dies vielleicht im Munde eines Krüppels komisch finden; wir finden es einfach rührend.

H. M.

Kirchliche Bewegungen in Spanien.

Auch ein Zeichen der Zeit, und für sehr Viele ein gewiß nicht unwillkommenes, liegt darin, daß, nicht etwa in Deutschland, oder gar in Oestreich, sondern — in Spanien im vorigen Jahre eine zwei Bogen starke Flugschrift unbehindert erschienen ist und verkauft wird, die den Titel führt: „Nulidad de la definicion dogmática de su Santidad Pio IX acerca del misterio de la inmaculada concepcion" (Madrid 1855), und deren Verfasser sicherm Vernehmen nach ein spanischer Geistlicher ist. Man ersieht aus dieser Schrift über eine Sache, von der uns ein verständiger Spanier schreibt, daß sie leicht „largas consecuencias entre nosotros" haben könne, daß es auch in Spanien nicht an Männern fehlt, die auf dem kirchenrechtlichen Standpunkt eines Febronius stehen und demgemäß den Muth haben zu behaupten, daß gültige Entscheidungen auch von streitigen katholischen Glaubenssätzen nur von einer ordentlich berufenen und abgehaltenen Kirchenversammlung ausgehen dürfen, nicht aber einseitig vom Papst allein, oder auch mit Zuziehung einer beliebigen Anzahl von Bischöfen, wie letzteres im vorliegenden Fall geschehen ist. Der Verfasser hatte diesen Satz, der auch von einem Andern schon in dem Zeitblatt „Iberia" geltend gemacht worden war, anfänglich ganz kurz in der „Europa" aufgestellt und begründet. Nun aber, da ihm die ultramontane Zeitschrift „Esperanza", der spanische „Univers", mit großer Heftigkeit entgegengetreten war, hielt er es für angemessen, dieselbe eingehend zu widerlegen. Nachdem er dies nun mit ebenso großer Gelehrsamkeit als Schärfe und Entschiedenheit gethan hat, fodert er, gleich dem Verfasser des Artikels der „Iberia", die Regierung nachdrücklich auf, dem päpstlichen Erlaß, wie es ihr Recht und ihre Pflicht sei, die Genehmigung (das Exequatur) zu versagen.

Wir könnten nach zuverlässigen Mittheilungen, die uns von Spanien mündlich und schriftlich gemacht worden sind, vielfache Beispiele des Eifers geben, womit auch dort noch immer, aber ebenfalls ganz vergeblich, eine starke Partei das Mittelalter wieder heraufzubeschwören sucht. So hat der Erzbischof von Sevilla es für unstatthaft erklärt, daß ein Professor der dortigen Hochschule die Werke Rousseau's und Voltaire's besitzt; so haben zwei Bischöfe bei der Regierung darüber Beschwerde geführt, daß sogar die „Gaceta de Madrid" Ketzereien enthalte, indem sie ein gutes Buch von Bordas: „Des pouvoirs constitutifs de l'église", rühmend erwähnt habe u. s. w. Ueber die rückläufigen Ansichten einiger sonst höchst achtbarer Spanier, wobei man kaum umhinkann: Tout comme chez nous! zu rufen, schreibt uns ein spanischer Freund folgende treffende Worte: „Unerträglich ist das ewige Gerede von Ueberlieferung, Autorität, Papst, Bibel, Offenbarung; wie groß ist doch die Verblendung, das ewige Wort nicht zu lesen, was Gott allen Menschen in das Herz geschrieben hat, und sich nur an den todten Buchstaben der Bücher oder der veralteten Ueberlieferung der Menschen zu halten (buscar). Diese Leute wollen, daß der Glaube heute Das bewirke, was er in seinen besten Zeiten nicht vermocht hat. Wann war je der Glaube und die Autorität lebendiger und mächtiger (mas eficaz) als im Mittelalter? Wann war das Volk gläubiger? wann die Wirksamkeit der Autorität ungehinderter? Und trotzdem, als die Menschen sich geändert hatten, nahm der Glaube ein Ende, die Autorität verrottete in sich selbst und erstarrte, und heute müssen wir das Werk wieder (von vorn) anfangen auf der Grundlage der vernünftigen Ueberzeugung. Diese Leute glauben nicht, daß wir dem Gesetz treu seien, weil wir nicht servil sind, noch glauben sie, daß wir gute Christen seien, weil wir nicht blindgläubig sind. Mögen sie denn mit Gott (ihres Wegs) gehen und uns in Frieden lassen! Ein Jeder wird sein Heil im Namen des Gottes suchen (se salvará), an den er glaubt!" 87.

Notizen.

Die „généraux heureux".

In einer von seinem Bruder Heinrich mitgetheilten Denkschrift des Generals Friedrich von Gagern begegneten wir folgender Bemerkung: „Der verdienteste, geschickteste Feldherr kann Unfälle erleiden, die blos dem Zufalle zuzuschreiben sind; wem aber das Glück oft ungünstig war, der wird ängstlich und verliert nicht allein das Selbstvertrauen und die Kühnheit, ohne welche im Kriege nichts Großes ausgeführt wird; denn was bestimmt das Urtheil der Menge über den Führer als der Erfolg! Darin liegt ein hinreichender Grund, Feldherren, die oft unglücklich waren, kein Heer anzuvertrauen, und mit Recht sagte Ludwig XIV.: «Il me faut des généraux heureux.»" Derselbe Ausspruch erleidet im Grunde auch auf Literatur und Künste seine Anwendung. Auch hier bedarf es der „généraux heureux", auch hier entscheidet über das Schicksal der Künstler und Schriftsteller zumeist im Anfange ihrer Laufbahn eine Reihe glücklicher Griffe und Erfolge, die namentlich dadurch errungen werden, daß der Künstler oder Dichter mit kluger Berechnung oder mit glücklichem genialen Instinct den Zeitgeschmack befriedigt oder auch nur dem Bedürfniß einer Gesellschaftsschicht entgegenkommt. Selbst Goethe würde, wenn er, statt mit „Götz von Berlichingen" und „Werther", zuerst mit der „Natürlichen Tochter" oder „Epimenides' Erwachen" aufgetreten wäre, höchstens einen succès d'estime gehabt haben. Wer im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn eine Reihe glücklicher Erfolge gehabt hat, kann dann schon etwas wagen; sie verleihen ihm das Gefühl der Sicherheit; er trotzt auf sich, sein Talent, sein Glück, auf das Vertrauen der Verleger und seines Publicums; wem aber das Glück im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn nicht wohl wollte, der wird eben, wie der unglückliche General nach Friedrich von Gagern, ängstlich und verliert Selbstvertrauen und Kühnheit. Von bloßen Scheinerfolgen, die vielleicht nur durch journalistische und andere Manoeuvres errungen waren, sprechen wir hier natürlich nicht. Es hat allerdings auch Fälle gegeben, wo Dichter und Künstler erst nach einer Reihe misglückter und zweifelhafter Anstrengungen durchgriffen und zuweilen sehr spät, aber diese Fälle sind zu zählen. Jedenfalls gehört dazu eine besondere Zähigkeit und Ausdauer, wie sie den meist reizbaren Dichter- und Künstlernaturen nur selten eigen ist. Um so häufiger sind in allen Literaturen die Beispiele von Schriftstellern, die, ursprünglich mit großem Talent, vielleicht selbst mit Genialität begabt, durch eine Reihe erfolgloser Anstrengungen oder halber Erfolge entmuthigt, entweder der Dichterei ganz entsagten oder das Schriftstellern nur noch als Existenzmittel handwerksmäßig betrieben. Auch wurzeln sich, infolge offener oder geheimer literarischer Conspirationen, leicht Ansichten über einen Schriftsteller fest, die sich wie Schlingkraut um seine Füße werfen und seinen freien Gang behindern, und mit Recht sagt Goethe in Bezug auf Diderot, nachdem er dessen Dialog „Rameau's Neffe" eine der vorzüglichsten Arbeiten desselben genannt: „Seine Nation, ja sogar seine Freunde warfen ihm vor, er könne wol vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganzes schreiben. Dergleichen Redensarten sagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitere Untersuchung geschmälert." Ueber diese heimtückische und feindselige Macht der bloßen „Redensarten", die aus Bosheit oder ohne Ueberlegung nachgesprochen werden, ließe sich sehr viel sagen. Uebrigens bleibt es immer gewagt, einem Schriftsteller bei seinem ersten Auftreten oder einem Buche bei seinem ersten Erscheinen sein Schicksal voraussagen zu wollen. Man kann wol über den Werth oder Unwerth eines Buchs sein Urtheil abgeben, aber die Sympathien und Antipathien des Publicums sind unmeßbar und scheinen oft nur vom Witterungswechsel und atmosphärischen Vorgängen abzuhängen.

Der Abbé Bautain über die Redekunst.

Wenn ein Deutscher über die Kunst, sich öffentlich als Redner hören zu lassen, ein Buch schriebe, so würde er ihm vielleicht den Titel geben: „Die Kunst, in 24 Minuten (oder Stunden oder Tagen) ein Redner zu werden"; ein Franzose nennt ein solches Buch „Étude sur l'art de parler en public". So wenigstens lautet der Titel einer Schrift des Abbé Bautain, eines würdigen Geistlichen, der sich niemals in die theologischen Streitigkeiten des Tages gemischt hat, indem er wahrscheinlich der Ansicht Bossuet's ist, daß gerade diese Zänkereien am meisten geeignet seien, das Evangelium „trop pesant" und das Christenthum „impossible" zu machen. Es wird ihm dies in französischen Blättern zu besonderm Verdienst angerechnet, was doch zu beweisen scheint, daß es sonst unter den fähigern Geistlichen in Frankreich viele kampflustige geben muß. Wenn Abbé Bautain in seiner Schrift vielleicht mit Recht bemerkt: „Der Charakter der christlichen Kunst und was sie zugleich erhaben erscheinen läßt, ist dies, daß in ihren Werken der Geist über den Stoff, die Seele über den Körper, der Mensch über die Natur die Oberhand behält", so folgt daraus doch gewiß nicht nothwendig, daß, wie der Verfasser weiter behauptet, der christliche Redner deshalb, weil er Christ sei, jederzeit über dem heidnischen Redner stehe. Oder meint er dies etwa nur in Bezug auf die geistliche Beredtsamkeit? Aber auch der erstere Satz in dieser Allgemeinheit kann bestritten werden. Wo fängt die sogenannte christliche Kunst an und wo hört sie auf? Haben wir heutzutage überhaupt noch eine Kunst, die im Sinne unsers Abbé eine christliche genannt werden könnte? Oder standen nicht schon Michel Angelo, Rafael, Correggio, die venetianischen Meister, Rubens u. s. w., obschon sie auch Madonnen, d. h. reizende, zum Theil selbst verführerische junge Mütter malten, auf vollkommen „heidni-

schem" Standpunkte? Haben die vielen italienischen Meister, welche die Geschichten der Leda, Jo, Danae, des keuschen Joseph, des Lot bei seinen Töchtern, der Susanna im Bade und andere heilige und unheilige Nacktheiten malten, dies vom christlichen Standpunkte gethan? Der Abbé ist übrigens von seiner Kunst höchlichst eingenommen; „das gesprochene Wort", sagt er, „hat Flügel, während alle Schrift in den unbeweglichen Gießformen des Alphabets festgebannt ist". Das ist ziemlich sinnlos; Niemand von uns hat Demosthenes oder Cicero sprechen gehört, und doch haben sich ihre Worte bis auf uns verpflanzt, und zwar nur vermittels der Schrift. Zu den Eigenschaften, die ein Redner besitzen müsse, rechnet er auch einen gewissen Instinct, der den Menschen so zu sprechen nöthige, wie den Vogel zu singen. Im Ganzen glauben wir, braucht man den alten Satz: Fiunt oratores, nascuntur poetae, nicht mit unserm Abbé umzukehren, sondern von beiden zu sagen, daß sie geboren werden. Es gehört zum Redner sowol als zum Dichter eine natürliche Anlage, zu jenem außerdem noch ein gewisses Selbstvertrauen; Uebung wird aber bei beiden hinzukommen müssen, wenn sie wirklich etwas Vollendetes leisten wollen.

H. M.

Bibliographie.

Bernhardt, W., Dr. Ernst Chladni der Akustiker. Eine Biographie und geschichtliche Darstellung seiner Entdeckungen zur Erinnerung an seinen 100jährigen Geburtstag den 30. November 1856. Wittenberg, Mohr. Gr. 8. 15 Ngr.

Castrén's, M. A., Reiseberichte und Briefe aus den Jahren 1845—1849. Im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von A. Schiefner. Mit 3 lithographirten Beilagen. St. Petersburg. Leipzig, Voss. Lex.-8. 2 Thlr.

Chateaubriand, Der Geist des Christenthums. Uebersetzt von J. F. Schneller. 2te nach der neuesten Originalausgabe revidirte und theilweise berichtigte Auflage. 1ste Lieferung. Freiburg i. Br., Wagner. 8. 9 Ngr.

Czolbe, H., Entstehung des Selbstbewußtseins. Eine Antwort an Hrn. Prof. Lotze. Leipzig, Costenoble. Gr. 8. 10 Ngr.

Einige Dorf-Weisthümer aus Mähren. Von P. Ritter v. Chlumecky. Wien. Lex.-8. 25 Ngr.

Ehrlich, J. N., Ueber das christliche Princip der Gesellschaft. 14 Vorlesungen. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 24 Ngr.

Feuillet, O., Die kleine Gräfin nach dem Französischen und: Hier sind Baustellen zu verkaufen nach dem Französischen des E. About. Deutsch von R. Menger. Stettin, Graßmann. Gr. 12. 22½ Ngr.

Frenzel, J. G. A., Die Kanzel in der Domkirche zu Freiberg gezeichnet und gestochen nebst einer kurzgefassten historischen Darstellung dieses Kunstwerkes. Leipzig, R. Weigel. Imp.-Folio. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fritz, L., Liebfrauen-Predigten. 1stes Bändchen: Ueber den englischen Gruß. Schaffhausen, Hurter. 8. 22½ Ngr.

Gautier, T., Avatar. Eine phantastische Novelle. Deutsch von F. H. Kugler. Stettin, Graßmann. Gr. 12. 20 Ngr.

Urkundliche Geschichte des Geschlechts der von Hanstein in dem Eichsfeld in Preußen nebst Urkundenbuch und Geschlechts-Tafeln. 1ster Theil. Cassel, Bohné. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Haecker, P. W., Zur Theorie des Magnetismus. Nürnberg, J. L. Schmid. Gr. 8. 2 Thlr.

Haltrich, J., Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen gesammelt. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Die Hausfreunde oder die hoffnungsvolle Morgendämmerung. Eine Erzählung. Tübingen, Verlags-Expedition. Gr. 8. 15 Ngr.

Helfferich, A., Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie der Geschichte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hinschius, P., Das landesherrliche Patronatrecht gegenüber der katholischen Kirche. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 15 Ngr.

Holland, E. G., Leben und Werke Channing's. Aus dem Englischen frei übersetzt von B. S. Leipzig, H. Schultze. Gr. 16. 12 Ngr.

Hüffell, K., Ueber den Beruf der Geschwornen nach Grundsätzen der Strafrechtstheorie der öffentlichen Gerechtigkeit. Sendschrift an den Königl. Ober-Staatsanwalt Ritter Hrn. Neuenburg zu Neuwied. Wetzlar, Rathgeber. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Kaisergräber im Dom zu Speier, deren theilweise Zerstörung im Jahre 1689 und Eröffnung im Jahre 1739. Eine Untersuchung nach geschichtlichen Quellen und Akten des vormaligen Fürstbischöflichen Speier'schen Archivs. Mit Urkunden und 1 Tafel. Carlsruhe, Braun. Gr. 8. 12 Ngr.

Keppner, F. J. A., Kurze Geschichte der musikalischen Ideen. Freiburg im Br., Wagner. 8. 9 Ngr.

Kortüm, A., Die Lebenskraft. Ein Beitrag zur medicinischen Biologie. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Mühlbach, L., Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Kaiser Joseph und Marie Antoinette. Vier Bände. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Mundt, T., Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neueren Entwickelungen und Problemen. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmid, C. v., Gesammelte Schriften. Originalausgabe von letzter Hand. Supplemente: 1stes Bändchen. Augsburg. 8. 12½ Ngr.

Simrock, K., Der gute Gerhard und die dankbaren Todten. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagenkunde. Bonn, Marcus. Gr. 12. 16 Ngr.

Strauß, V. v., Weltliches und Geistliches. Eine Sommerlese in Gedichten und Liedern mit einem Osterspiel. Heidelberg, K. Winter. 32. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Weber, O., Blätter vom Stamm Napoleon. Gedichte. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 25 Ngr.

Weißl v. Ehrentreu, Fanny, Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Historisches Drama in vier Akten, nach dem Roman: „Le chevalier de maison rouge" von Dumas. Ofen 1855. Gr. 8. 18 Ngr.

— —, Franziska, geb. Bórik v. Dosá, An mein Vaterland. Ofen. Gr. 16. 4 Ngr.

Wohlmuth, L., Starnberg. Eine See-Idylle. Nürnberg, v. Ebner. 32. 7½ Ngr.

Wurstemberger, L., Peter der Zweite, Graf von Savoyen, Markgraf in Italien, sein Haus und seine Lande. Ein Charakterbild des 13. Jahrhunderts, diplomatisch bearbeitet. Mit einem Urkundenbuche. 1ster Theil. Bern. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Armbrust, G., Vertheidigung der Hamburger Bachgesellschaft gegen die Angriffe des Hrn. Carl G. P. Grädener. Hamburg, G. W. Niemeyer. Gr. 8. 6 Ngr.

Burg, A. Ritter v., Ueber den Einfluss des Maschinenwesens auf unsere socialen Verhältnisse. Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1856. Wien. 8. 4 Ngr.

Ueber die Nothwendigkeit erhöhter praktischer Volksbildung. Ein Antrag an den Johannes-Zweig-Verein des Landgerichts-Bezirkes Rain. Augsburg, Jaquet. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 32. —— 7. August 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche.

1. Schiller und Lotte. 1788. 1789. Mit zwei Porträts und Facsimile. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
2. Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Von Arnold Schloenbach. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Schiller's Laura, nebst andern Erzählungen und Novellen von Kathinka Zitz. Mainz, Faber. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Schiller's Jugendjahre von Eduard Boas. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Zwei Bände. Mit Schiller's Bildniß. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 2 Thlr.
6. Geschichte der Hohen Karlsschule von Heinrich Wagner. Mit Illustrationen von Karl Alexander Heideloff. Erster Band: Die Karlsschüler nach archivalischen Quellen. Erstes Heft. Würzburg, Etlinger. 1856. Gr. 8. 9 Ngr.
7. Schiller's Eintritt in Weimar. Von Kuhlmey. (Abhandlung.) Berlin. 1855. Gr. 4. 15 Ngr.
8. Schillerhäuser. Von Josef Rank. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 10 Ngr.
9. Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Von Heinrich Schmidt. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder u. s. w. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
10. Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer. Aus den Jahren 1800—31. Leipzig, Hartung. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
11. Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner. Herausgegeben von Oskar Schade. Weimar, Böhlau. 1856. 8. 1 Thlr.

Erster Artikel.

Der bekannte Ausspruch eines der weimarer Heroen, daß, wenn die Könige bauen, die Kärrner zu thun haben, hat sich an ihnen selbst erfüllt. Sie bauten an der Literatur wie Könige, und nun wird aus allen Ecken und Winkeln Material über Material zusammengescharrt und -gekarrt, um ihre Verhältnisse zueinander und zu andern Personen in ein möglichst klares Licht zu setzen. Andere Autoren benutzen diese Materialien wieder, warm wie sie aus dem Brütofen des Buchhandels kommen, um daraus größere oder kleinere porträtartige Charakteristiken herzustellen oder diesen oder jenen Zeitabschnitt aus dem Leben dieses oder jenes Dichters zu schildern und zum Theil, was jedenfalls das Dankenswertheste ist, das frühere Material zu sichten, Authentisches von Unauthentischem zu sondern und gewisse landläufig gewordene Erzählungen auf ihren Unwerth zurückzuführen.

Was nun die jetzt so häufig gewordenen Briefsammlungen betrifft, die den Hauptbestandtheil jener Materialien bilden, so sind wir weit davon entfernt, ihr Interesse und ihren vielfach sehr hochzuschätzenden biographischen, oft selbst literarhistorischen Werth in Abrede stellen zu wollen. Indeß möchten wir uns möglichst bescheiden und vorsichtig (denn es ist schwer, gegen den Strom zu schwimmen) die Bemerkung gestatten, daß damit, wie es uns scheint, doch nicht selten einiger Misbrauch getrieben wird. Wir wollen hier nicht ausführlicher auf die schon angeregte Gewissensfrage zurückkommen, ob es auch in allen Fällen erlaubt sei, so ohne weiteres nachgelassene, oft die tiefsten Herzensgeheimnisse betreffende Briefe zu veröffentlichen. Das ist, wie gesagt, reine Gewissensfrage, wiewol es keinen Privatmann oder öffentlichen Mann geben wird, der nicht Herzensgeheimnisse hätte, gegen deren unbefugte Veröffentlichung nach seinem Tode er mit vollem Recht Protest einlegen würde. Indeß scheint die öffentliche Moral, die ja auch wol für den Schriftsteller bis zu einem gewissen Grade maßgebend ist, sich dahin entschieden zu haben, daß solche Veröffentlichungen „im Dienste der Literatur" nicht nur erlaubt, sondern selbst geboten seien; ja die Modernen

haben in dieser Hinsicht ein so weites Gewissen, daß sogar Briefe, z. B. von Goethe, nach dessen Tode sofort abgedruckt wurden, gegen deren Veröffentlichung er bei Lebzeiten aufs förmlichste und feierlichste protestirt hatte. Dies ist nun allerdings ein indiscretes, wenn nicht noch schlimmeres Verfahren, dessen Zulässigkeit wir in jedem Falle bestreiten müssen, und wenn man in dieser Richtung weiter gehen wollte, so würden wir fast geneigt sein, Jakob Engel, dem Philosophen für die Welt (der übrigens in dieser Hinsicht für seine Person wol nicht besorgt sein durfte), Recht zu geben, wenn er Jeden für einen „Schurken" erklärte, welcher Geständnisse, die er unter vier Augen gemacht, oder Briefgeheimnisse von ihm nach seinem Tode veröffentlichen wollte.

Indeß sind wir auch keineswegs der Meinung, daß man im Punkte der Veröffentlichung handschriftlicher Nachlasse allzu ängstlich sein und aus allzu delicater Gewissenhaftigkeit verschmähen dürfe, solche Briefe und Geständnisse zur Oeffentlichkeit zu bringen, die von wirklich literarhistorischer Bedeutung oder von einem biographischen Inhalt sind, wodurch der schriftstellerische Entwickelungsgang des betreffenden Autors oder Dichters in diesen oder jenen bisher dunkel gebliebenen Momenten aufgeklärt wird oder diese oder jene zweifelhafte Stelle in seinen Schriften ihre Erklärung findet. Wo wie bei Bürger, Ernst Schulze und andern Dichtern die Liebe ein so hervortretendes Element auch in ihren Dichtungen bildet, da ist es von Interesse, auch über den Gegenstand ihrer Liebe möglichst vollständige Auskunft zu erhalten. Endlich werden durch einmal vorausgegangene Publicationen dieser Art spätere oft unumgänglich nöthig gemacht, wenn z. B., wie dies nicht selten der Fall ist, eine Persönlichkeit infolge augenblicklicher Misstimmung oder vorgefaßter Meinung seitens des einen schreibenden Theils in ein falsches Licht gestellt worden ist oder persönliche Conflicte aufgerührt worden sind, die in weitern brieflichen Mittheilungen von der Gegenseite ein anderes Licht erhalten und gründlicher und mehr zum Vortheil der Gegenseite motivirt werden. Ein Briefwechsel ergänzt und berichtigt den andern, und hat man sich erst auf solche Publicationen eingelassen, so muß man oft nothgedrungen darin fortfahren. Es geht dann etwa wie bei Criminalprocessen, wo ein Zeuge immer den andern nöthig macht. Ueberhaupt können sehr verschiedenartige und sehr schlagende Gründe für die Veröffentlichung dieses oder jenes literarischen Briefwechsels sprechen und schwer ins Gewicht fallen.

Leider enthalten diese Briefwechsel nicht selten einen unermeßlichen Ballast von Allotrien, die dem Publicum ebenso wenig zur Unterhaltung als dem Literarhistoriker zur Belehrung gereichen können und durch die das Buch ganz unnöthigerweise verdickt und vertheuert wird, und es heißt doch dem Publicum etwas viel zumuthen, auch für solchen Ballast noch sein gutes Geld auszugeben. Jeder weiß ja, wie Briefe geschrieben werden und was für gewöhnliches Zeug, auch von geistreichen Männern, zum Theil darin abgehandelt wird. Kann es für irgendwen Interesse haben, zu erfahren, daß an dem und dem Tage des Jahres 1788 oder 1789 schlechtes Wetter gewesen, daß die Briefschreiberin oder der Briefschreiber sich deshalb in schlechter Stimmung befand oder daß sie an Kopfschmerz und Schnupfen gelitten haben? Wenn wir jetzt durch wiederaufgefundene Briefe Homer's erführen, daß er im Jahre so und soviel vor Christus den Katarrh oder den Stockschnupfen gehabt oder an Migräne gelitten, was könnte uns das kümmern? Könnte ein Interpret davon Gebrauch machen, um uns eine dunkelgebliebene Stelle in seinen Epen zu erklären, oder ein Aesthetiker, um uns ihre Schönheit deutlicher zu entwickeln? Ja, ich glaube, es habe der Bewunderung für Homer, Aeschylus oder Shakspeare keinen Eintrag gethan, daß wir sowenig von ihrem Leben wissen und nicht in Erfahrung bringen konnten, wie auch sie an den kleinen Miseren des Lebens gelitten haben, gleich uns gewöhnlichen Menschenkindern. Im Gegentheil, es dürfte der Verehrung für einen Dichter oder Künstler nur förderlich sein, wenn ihr Leben etwas von einem Mysterium für uns hat. Kammerdienergeständnisse werden auch einem Könige und Helden gefährlich. In der Nachtjacke macht sich auch der Held und beim Schnupfen und bei geschwollener Backe auch der Dichter sehr übel, möge sein Geist auch in gesundem Zustande in den höchsten transscendentalen Regionen schweben, was sich eben im Zustande eines Katarrhs erster Qualität von selbst verbietet. Gegenwärtig, wo man tief in der Persönlichkeitsliteratur steckt und hier wie im Leben dem Nachbar gern in Küche und Keller, in Topf und Schüssel guckt, scheint zwar in Deutschland diese Art Literatur mehr als in irgendeinem andern Lande an der Tagesordnung zu sein, aber es ist zu fürchten, daß das Uebermaß und die mancherlei Enttäuschungen, denen das Publicum dabei ausgesetzt ist, früher oder später zum Ueberdruß an der ganzen Gattung führen dürften. Auch schlagen solche Briefsammlungen nur selten wirklich ein. Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin" hatten zwar einen fast unerwartet glänzenden Erfolg, aber das Interesse dieser Sammlung beruhte auch auf ganz andern Eigenschaften als auf der Mittheilung kleinlicher und oft selbst peinlicher persönlicher Mittheilungen, wie man ihnen so häufig in solchen Publicationen begegnet. Noch ein Bedenken müssen wir aussprechen, und zwar dieses, daß diese überwiegende Beschäftigung mit den persönlichen Verhältnissen nicht nur der Dichter und Gelehrten, sondern auch anderer Individuen, mit denen sie in Berührung kamen, sehr geeignet sein dürfte, die Theilnahme des Publicums von ihren Dichtungen und Werken selbst abzuziehen. Ich glaube in der That, daß man Goethe's und Schiller's Werke nicht mehr so häufig liest, seit man soviel über ihre persönlichen Verhältnisse lesen muß. Es können Fälle vorkommen, wo durch das Bekanntwerden persönlicher Bezüge sich das Interesse an einer Dichtung lebhaft, wenn auch nur augenblicklich steigert, aber diese Fälle sind gewiß nur selten. Jedenfalls würden wir es für zweckmäßig halten, wenn die Briefe be-

rühmter Personen mehr als bisher gesichtet, wenn nur die wirklich bedeutendern vollständig mitgetheilt, aus den andern aber das Interessantere in eine fortlaufende biographische Charakteristik verflochten würde. Dies geschieht aber gegenwärtig sehr selten; man sucht mit dem genießbaren Gemüse auch das dazwischen wuchernde Unkraut mit loszuschlagen. Vielleicht mag es auch schon vorgekommen sein, daß gegen die Herausgeber solcher Briefschaften der Wunsch ausgesprochen wurde, sie in diesem Sinne zu ordnen und zu sichten, daß aber von Seiten der Herausgeber hierauf nicht eingegangen wurde. Um nun das theilweise jedenfalls höchst brauchbare Material der allgemeinen Benutzung nicht zu entziehen, mag man sich endlich von der andern Seite zur Veröffentlichung des ganzen Convoluts, wie es geboten wurde, entschlossen haben.

An der Spitze der oben verzeichneten Bücher, welche den Gegenstand unserer Betrachtung bilden, stehen zwei Briefsammlungen, die von nicht gewöhnlichem Interesse sind und von denen die zweite, etwas früher erschienene gewissermaßen als die Fortsetzung der erstern zu betrachten ist. Die eine umfaßt den Briefwechsel zwischen Schiller einerseits und den beiden Schwestern von Lengefeld andererseits und zeigt uns, wie sich die Bekanntschaft mit Charlotte allmälig zu inniger Sympathie, dann zur Liebe und endlich zur Brautschaft entwickelte, so jedoch, daß man bei dem Dichter, wie wir später sehen werden, fast eine Art Doppelliebe anzunehmen sich versucht fühlt, indem sich an mehren Stellen seiner Briefe eine fast noch glühendere Verehrung für die ältere Schwester Karoline zu bekunden scheint. Die andere bringt den Briefwechsel zwischen Charlotte von Schiller und Knebel, der zum geringern Theile ebenfalls in die Jahre 1788 und 1789 fällt, zum bei weitem größten Theile aber der Zeit nach Schiller's Tode, nämlich der Zeit von 1806—24 angehört und dessen Hauptinteresse uns darauf zu beruhen scheint, daß er uns zeigt, wie die Gattin des idealsten unter den deutschen Dichtern von ihrem idealistischen Standpunkt, auf den ihr Gatte sie gehoben hatte, die politischen, literarischen und socialen Erscheinungen der nach-Schiller'schen Periode beurtheilte, wobei es an den interessantesten Vergleichspunkten nicht fehlen kann. Im Ganzen gewähren uns beide Briefwechsel die Ueberzeugung, daß wol kein deutscher Dichter ein stolzerer Vertreter der „Aristokratie des Geistes" gewesen ist als Schiller; und ein ganz eigenthümliches Geschick wollte es, daß ihn sein Lebensweg gerade mit den beiden Schwestern von Lengefeld zusammenführte, die ebenfalls von Hause aus einer ähnlichen Richtung zuneigten, die, wenigstens die ältere Schwester, überall „Gemeinheit" witterten und nun in dem gleichgearteten Schiller das von ihnen bis dahin umsonst gesuchte Ideal, ihr Dichterideal erkannten. Nachdem sie sich gefunden, mußten sich diese drei so eigenthümlich organisirten Wesen wol innig aneinander schließen, um in der sie anekelnden großen Menschenwüste, in der sie sich zu befinden glaubten, wenigstens zu dreien sich selbst genug zu sein und gegen der Welt „Gemeinheit" ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen. Lotte von Lengefeld, die Anspruchslosere, vielleicht geistig minder Begabte, aber ehrlicher Ringende und unbefangener Urtheilende, scheint freilich mehr durch die fortdauernd auf sie einwirkenden Einflüsse Schiller's wie ihrer ältern Schwester zu dieser etwas schwindelhaften Höhe erhoben worden zu sein; denn es geben sich bei ihr vielfach gemüthlichere und weichere Stimmungen und naivere Anschauungen kund, denen die beiden Andern im Bunde weniger zugänglich waren.

Wenn wir überhaupt Schiller's Lebensschicksale genauer verfolgen und sie mit unbefangenem Blicke betrachten, so werden wir von der vulgären Meinung wol abkommen müssen, daß sein Leben nur aus einer Reihe von Fatalitäten und Jammergeschichten bestanden habe. Im Gegentheil kann man sogar behaupten, daß, von gewissen Miseren abgesehen, die einmal in Deutschland von dem gelehrten und dem Schriftstellerstande unzertrennlich zu sein scheinen, kein aus gleich beschränkten Verhältnissen hervorgegangener deutscher Dichter so Großes erreicht hat, keinem Alles so nach seinen Wünschen und seinem idealen Streben gemäß geglückt ist. Auf der Karlsschule fühlte er sich eingezwängt, wie sich eben alle genialen Köpfe in der Jugend vom Schulzwang gepreßt und gedrückt fühlen. Er glaubte sich auch wol unbillig zurückgesetzt; aber man braucht nur die authentische Darstellung der betreffenden Periode bei Boas nachzulesen, und man wird finden, daß die meisten seiner Vorgesetzten niemals seine genialen Anlagen verkannten, daß er mehrfache Preise erhielt, daß man ihn bevorzugte, in Gegenwart des Herzogs Festreden zu halten, daß der Herzog selbst ihm in seiner Weise wohlwollte und gegen den Intendanten von Seeger erklärte, Schiller werde, wenn er fleißig zu sein fortfahre, einmal gewiß „ein recht großes Subjectum" werden, welche Prophezeiung in aller Weise eingetroffen ist. Freilich fügte er hinzu, daß des jungen Schiller „Feuer" gedämpft werden müsse; denn diese sprudelnde Schiller'sche Genialität vertrug sich einmal nicht mit der Disciplin der Karlsschule, auf der sich übrigens Geist und Genie, wenn sie nur die Gesetze der äußern Disciplin respectirten, ziemlich frei bewegen konnten. Lag es doch dem Herzoge selbst daran, aus den Zöglingen der Anstalt große Männer zu bilden. Schiller entzog sich den spätern Zumuthungen, welche der Herzog an sein Genie stellte, und dem ihm drohenden Unwetter durch die Flucht, und diese gelang ihm vollkommen, wenn auch freilich nicht ohne Entbehrungen, die in der Natur der Sache lagen. Ueber die Nothstände, welche ihn allerdings in jener Periode bedrängten, konnte sich Schiller wol einigermaßen hinweggehoben fühlen durch den großen allgemeinen Beifall, der seinen „Räubern" gleich nach ihrem ersten Bekanntwerden zutheil wurde. Er konnte von diesem Ruhm freilich nicht leben, aber ein erhebendes, ihn zu weiterm Schaffen ermuthigendes Gefühl mußte es doch für ihn

sein, so im ersten Anlauf die Zustimmung seiner Nation erhalten, sie ihr fast abgetrotzt zu haben. Er fand einen Gönner an einem Dalberg, der freilich nicht viel für ihn that, aber doch seine „Räuber" auf die Bühne gebracht hatte und ihn auch sonst in aller Weise ermuthigte. Frau von Wolzogen und der Appellationsrath Körner kamen ihm in uneigennützigster Weise mit beträchtlichen Darlehen und Geldunterstützungen zu Hülfe, wie sich dessen wol wenige deutsche Dichter von Seiten bloßer Privatpersonen zu erfreuen gehabt haben. In Norddeutschland wurde ihm, wohin er kam, eine freundliche Stätte bereitet; das entgegenkommende Wohlwollen edler Menschen trug und hob ihn. Man nahm ihn in den weimarischen Kreis auf, und von so neuem Datum seine Ansprüche auch waren, fand er sich doch sofort in Eine Reihe mit Goethe, Herder und Wieland gestellt. Man verschaffte ihm, der von Hause aus Mediciner war, eine Professur der Philosophie oder speciell der Geschichte in Jena, und der liberale Regent des Landes nahm nicht den geringsten Anstoß daran, daß Schiller die nicht wenig revolutionären „Räuber" und „Cabale und Liebe", jenes furchtbare Pasquill auf die Hofwirthschaft Karl Eugen's, geschrieben, daß er sich den Verpflichtungen gegen seinen frühern Landesherrn durch die Flucht entzogen, daß er sich dabei eines falschen Namens und Titels bedient hatte. In unsern Tagen des vervollkommneten polizeilichen Bewußtseins würde ihm ein solcher Verstoß gegen alle polizeiliche Ordnung schlecht bekommen sein; glücklicherweise gab es aber damals in Deutschland neben den despotischsten Höfen auch andere, die in dieser Hinsicht aufs liberalste und menschlichste dachten, liberaler selbst als der vielleicht größte Theil ihrer Unterthanen. Zwar verbesserte sich seine pecuniäre Lage durch die Uebernahme der Professur anfangs nicht sehr, immerhin aber war es doch eine officielle Stellung und zwar eine Stellung, um die sich viele studirte junge Männer in Deutschland als um ihr höchstes Lebensziel bemühen. Im Uebrigen erkannte zu der Zeit Schiller selbst in einem Schreiben an Körner an, daß er sich, was seine äußere Lebenslage betreffe, „wirklich gut" befinde. Fast zu gleicher Zeit erreichte er noch ein anderes Ziel, dem er nachstrebte, indem er sich mit einem an Geist, Bildung und Gemüth hochstehenden adeligen Fräulein vermählte, und obschon sie nicht bemittelt war, so weiß man doch, daß, wie die Welt einmal ist, der Rang der Frau auch auf die sociale Stellung des Mannes Einfluß hat und ihm in jeder Hinsicht, was seine äußere Stellung anlangt, zum Vortheil gereichen wird. Ueberhaupt ließe sich leicht nachweisen, daß es Schiller's, des Hochfliegenden, Ehrgeiz war, den Verkehr von Personen zu suchen, die höherer Geburt und höhern Rangs waren als er, wogegen er dem Verkehr mit tieferstehenden Leuten oder gar mit Leuten aus dem Volke geflissentlich ausgewichen zu sein scheint. Schiller zeigte sich — und wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen? — in Verfolgung seiner Zwecke durchaus ebenso praktisch als energisch, viel praktischer, als man fast von einem Dichter erwarten durfte und als so manche andere Poeten sich gezeigt haben, die denn darüber auch elend zugrunde gegangen sind. Dies hing wol auch mit seinem bewundernswerthen zähen Thätigkeitstriebe zusammen, der ihn auch als Dichter auszeichnete. Erwähnen wir noch, daß Schiller nach und nach den Bürgerbrief der französischen Republik, den Raths- und Hofrathstitel und später das Diplom der stockholmer Akademie der Wissenschaften erhielt, daß er in den Reichsadelstand erhoben wurde, daß wol kein deutscher Dichter so viele öffentliche und freiwillige Ovationen entgegengenommen hat (in Leipzig nach der Aufführung der „Jungfrau von Orleans", in Weimar und dann in Lauchstädt nach der Aufführung der „Braut von Messina", wozu noch die von dänischen und deutschen Verehrern des Dichters im Jahre 1791 zu Hellebeck, nördlich von Kopenhagen, begangene Schillerfeier zu rechnen ist), daß auf Baggesen's Anregung, der später freilich in den Xenien gerade nicht sehr säuberlich behandelt wurde, ihm von Dänemark aus für drei Jahre ein sehr beträchtliches Geldgeschenk gemacht wurde, welches ihn für diese Zeit aller seine Productionskraft schmälernden Noth enthob, daß man sich gegen das Ende seines Lebens von Berlin aus förmlich um seinen Besitz bewarb und daß er, was für seine sehr gesteigerten Ansprüche an Lebenscomfort beweist, damals erklärte, er getraue sich in Berlin nicht mit einem Gehalt leben zu können, welcher unter 600 Friedrichsdor betrage; erwägt man endlich, daß seine Person schon zu seinen Lebzeiten eine der deutschen Nation fast geheiligte war, daß er überhaupt das Glück hatte, in einer Zeit zu leben, wo das Publicum noch nicht blasirt, in seinem Geschmack noch nicht hundertfältig getheilt und in der vollkommenen Stimmung war, sich für ideale Tendenzen und Gestaltungen aufs wärmste und rückhaltsloseste zu begeistern — rechnet man alles Dies zusammen, so wird man nicht wohl in Abrede stellen können, daß wenige deutsche Dichter von den Umständen und dem Wohlwollen und der Liebe Mitfühlender so emporgetragen wurden und keiner so große Resultate erzielte als Schiller.

Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß Schiller nicht auch zeitweilig alle Herbheiten und Bedrängnisse des Dichterlooses durchgekostet hat. Seine eigenen Geständnisse hierüber liegen in seinen Briefen vor. Es mußte weit mit ihm gekommen sein, wenn er im Jahre 1783, noch im Vollgefühle seiner aufstrebenden Jugendkraft, einmal schrieb: „Ich schenke meine dichterischen Lorbern in den nächsten boeuf à la mode und trete meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben!" Aber diese äußersten Bedrängnisse, die allerdings, wenn nicht zu rechter Zeit gute Menschen ihm zu Hülfe gekommen wären, seinen Genius vielleicht für immer gebrochen haben würden, waren doch nur vorübergehend und fielen in die Zeit seiner Jugend, wo man, auf sich allein gestellt, dergleichen leicht überwindet und beim nächsten Sonnenblick des Glücks vollkommen vergessen hat. Auch später mach-

ten Noth oder doch vorübergehender Geldmangel von Zeit zu Zeit Gelegenheitsbesuche bei dem Dichter, wie dies alte zudringliche Bekannte wol zu thun pflegen, und zu dem Wohlgefühl einer auch für die Dauer gesicherten pecuniären Lage hat er es wol nie gebracht; auch wurde er hierdurch wol gehindert, zu rechter Zeit irgendeine größere Erholungsreise zu unternehmen, die möglicherweise dazu beitragen konnte, sein der Nation so kostbares Leben noch auf einige Zeit zu erhalten. Indeß wenn wir auch zugeben, daß die Nation ihren Lieblingsdichter wie einen Edelstein in Gold hätte fassen sollen, so wissen wir ja auch, daß der Arbeiter auf rein idealem Gebiete nur höchst selten nach seinem Verdienste belohnt wird. Wer daher nach der Dichterkrone die Hand ausstreckt, verzichte darauf, daß diese Krone aus Gold bestehen werde; wem es aber um reichlichen pecuniären Gewinn und um einen überschäumenden Becher des Lebens statt um einen nur zur Nothdurft gefüllten zu thun ist, der verlege sich eben auf ein anderes Geschäft als das des Dichters, das freilich keins der Plusmacherei ist. Es ist ferner wahr, daß Schiller auch mitunter mit neidischen und erbärmlichen Intriguen und Anfeindungen zu kämpfen hatte, wie er selbst in einem an die beiden Lengefelds gerichteten und Jena den 10. November 1789 datirten Briefe erzählt; aber auch in dieser Hinsicht theilte er das Loos fast aller geistig Hochragenden, zumal wenn sie zugleich Lehrer an einer Universität sind. In der Einleitung zu den von Oskar Schade herausgegebenen „Briefen des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner" finden wir folgende hierher passende Bemerkung:

Wer deutsche Universitäten kennt, wie sie waren und wie sie sind, neben dem Großen all das erbärmliche Kleine, die niedrigen Cabalen und den Handwerksneid ordinärer Universitätsprofessionisten, den gespreizten Dünkel der Ignoranz auf dem goldenen Stuhle der Wissenschaft, wer all diese Misère kennt, dem werden jene seltenen Erscheinungen edler, humaner und uneigennütziger Jünger der Wissenschaft (Oskar Schade meint hiermit den trefflichen Döbereiner) um so höher und unvergeßlicher stehen.

Preisen und bewundern wir umsomehr die Kraft und die gewaltige Ausdauer, womit Schiller im Kampfe mit diesen Miseren, mit Noth und Mangel und besonders mit selten durch das Gefühl vollkommener Gesundheit unterbrochenen Krankheitsanfällen Sieger blieb und so Herrliches vollendete. In dieser Hinsicht wüßten wir ihm kaum einen Zweiten als ein leuchtendes Muster eisernen Wollens und Vollbringens zur Seite zu stellen.

Nach diesen allgemeinen einleitenden Bemerkungen, die es uns ersparen werden, durch Anführung gewisser Details an solchen Stellen, wo sie vielleicht störend sein könnten, unsere weitern Betrachtungen zu unterbrechen, wenden wir uns dem eigentlichen und ersten Gegenstande dieser Betrachtungen, dem Briefwechsel Schiller's mit Charlotte und dieser mit Knebel zu.

Das Buch „Schiller und Lotte" ist nicht eben von dünner Taille und schlanker Gestalt; es ist im Gegentheil sehr corpulent und umfaßt nahe 600 Seiten, was beiläufig bemerkt auch so ziemlich das Volumen der „Briefe von Schiller's Gattin" ist. In dem kurzen Vorwort bemerkt Schiller's Tochter, Emilie von Gleichen-Rußwurm, daß sie diese Briefe zwischen Schiller und seiner Lotte dem deutschen Publicum als ein theueres Vermächtniß ihrer seligen Aeltern übergebe, daß sie in dieser Beziehung lange mit sich gekämpft, daß aber zuletzt in ihr die Ueberzeugung gesiegt habe, jedem Schiller zugewandten Herzen würde diese Gabe willkommen sein. Ein ganzes treues Bild der schönen Zeit der Liebe Schiller's sei nur in dieser Briefsammlung zu geben gewesen, obschon, wie Frau von Gleichen weiter bemerkt, die bedeutendsten Briefe Schiller's durch Karoline von Wolzogen in dem „Leben Schiller's" wie in deren „Nachlaß" bereits eine Veröffentlichung gefunden. Durch letztern Umstand ist zwar die literarische Bedeutung dieser Briefsammlung wesentlich geschwächt, indeß wird es jedem Verehrer Schiller's von Interesse sein, hier von Moment zu Moment zu verfolgen, wie Schiller's anfangs mehr auf geistigen und literarischen Sympathien beruhendes Verhältniß zu Charlotte allmälig in Liebe und Zuneigung überging und mit gegenseitigem Geständniß dieser Liebe und mit Verlöbniß endete. Man könnte freilich, wie schon bemerkt, fast von einem Liebesverhältniß zu beiden Schwestern sprechen, und Schloenbach versichert in seiner Schrift „Zwölf Frauenbilder" geradezu, daß Charlotte nicht die eigentliche Dichterliebe Schiller's gewesen, daß vielmehr seine ideale Liebe weit mehr der ältern Schwester, Karoline von Beulwitz, spätern von Wolzogen, gegolten habe. Allerdings bietet der vorliegende Briefwechsel zu dieser Vermuthung Handhaben genug. Oft richtet Schiller seine Briefe an beide Schwestern, als wären sie Eine Person. Er schreibt einmal:

Ach, es ist nur die Erinnerung an euch, an die Seligkeit an eurem Herzen, was mich gegen alle Erscheinungen um mich her so unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht.... Alle diese trüben Gestalten werden nur in eurem Anblick verschwinden. Euch vor meinen Augen, eures Besitzes mir bewußt, werde ich mich mit Allem, was mich umgibt, versöhnen und den dürftigen Erscheinungen um uns her von der schöpferischen Glut meiner Seele Strahlen und Leben borgen. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Glück, das eure Liebe auch schon in fernen Ahnungen mir gewährt, in meiner Seele sich erhöhen könnte. Aber mit jedem Tage wird es reichlicher und unerschöpflicher.

Und ein andermal:

Wäret ihr schon mein! Wäre dieses jetzige Erwarten das Erwarten unserer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in diesem Traum. Schon im lebhaften Gedanken an euch fühl' ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner..... Was wird es sein, wenn ihr mir wirklich gegeben seid, ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von euren Lippen athmen kann!

Wir könnten solcher Stellen noch sehr viele anführen. Einige Briefe an Karoline sehen wie eine förmliche Liebeserklärung aus und sind der Ausdruck wahrer Schwärmerei, so wenn er am 3. November 1789 an sie schreibt: „O ich könnte unmenschlich sein gegen Andere und von ihrem Leben und ihrer Gesundheit nehmen und dir es

geben!“ Mitten in seiner Schwärmerei scheint er sich aber zu erinnern, daß er zu weit gehe, daß er an eine bereits Verheirathete schreibt, deren Schwester seine Braut ist, und er versteckt dann schnell, wie es scheint, seine Glut für Karoline hinter ein „ihr“ oder „euch“, damit doch auch seine Verlobte ihr Theil davon erhalte. Einer ähnlichen Doppelliebe zu zwei Schwestern begegnen wir auch bei einigen andern deutschen Dichtern, so bei Bürger und Ernst Schulze.

Schiller sucht sich von Zeit zu Zeit Rechenschaft über dieses Verhältniß zu geben und zwischen dem „Soll“ Charlottens und dem „Haben“ Karolinens eine Bilanz zu ziehen. Er schreibt am 15. November 1789 an Charlotte:

Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu sehen.

Nach diesem Geständnisse, welches allerdings etwas nach einem gewissen feingeistigen Egoismus schmeckt, denkt er aber sofort an Karoline und er schreibt:

Nur dein Schicksal, meine Karoline, ist es, was mir Unruhe macht. Ich kann dieses trübe Verhältniß noch nicht aufklären, und es wird noch verwirrter, wenn ich an meine Lage denke. Bleibe ich in Jena, so will ich mich gern ein Jahr und etwas darüber mit der Nothwendigkeit aussöhnen, daß du mit B. allein lebst. Von diesem Jahre kannst du die Hälfte bei uns zubringen und die kleinen Zwischenräume machen es erträglicher u. s. w.

Lottchen hätte hiernach wol einigen Grund zur Eifersucht gehabt, aber sie blickte sowol zu ihrer Schwester als zu Schiller wie zu höhern, ihr überlegenen Wesen auf*), und sie zeigte darin eine ähnliche Selbstverleugnung wie Bürger's erste Gattin Elise, nur allerdings mit dem großen Unterschiede, daß Schiller's Zuneigung zu Karoline mehr idealgeistiger Art war, während in Bürger's und Molly's Liebe mehr das sinnliche Element vorgewaltet zu haben scheint. Es ist fast rührend zu lesen, wie Charlotte ihrem Schiller ein von ihr geschriebenes Reisetagebuch überschickt, doch ohne Zweifel in der Erwartung, dem geliebten und verehrten Manne damit eine große Ueberraschung zu bereiten und sich in seiner Achtung höher zu stellen, und wie Schiller dann die kurzen nichtssagenden Worte zurückschreibt:

Dein Tagebuch habe ich mit Vergnügen gelesen, aber daß du auf der Solitude so gar nichts von der Zukunft geahnt hast, das ist doch arg! Besonders da du und Karoline soviel auf geheime Sympathien haltet. Mit Vergnügen habe ich einige mir bekannte Plätze in deiner Beschreibung wiedergefunden.

*) Charlotte schreibt einmal an Schiller: „Ich überdachte eben, wie du uns Allen als ein höheres Wesen beistehst und uns aufrichtest“, und ein andermal: „Ein dürftiges Leben ist mein Loos ohne dich! Die Welt ist so klein, so arm! Nur in dem Gedanken an dich liegt die Freude meines Lebens.“

Kühler und geringschätziger kann man sich ja über eine solche Gabe, die von einem geliebten Wesen kommt, gar nicht aussprechen, und die schmerzliche Enttäuschung, welche diese magern Worte Charlotte bereiteten, drückt sich auch wol in der kurzen Bemerkung in dem Antwortschreiben Charlottens aus: „Daß dir mein Tagebuch einiges Vergnügen gegeben hat, freut mich.“ Aus diesem Schiller'schen „mit Vergnügen“ mochte sie wol erkennen, daß Schiller in ihrem Tagebuch ein nur gewöhnliches Machwerk erblickt hatte und daß er sie, nur um sie zu schonen, mit dem trockenen Compliment, er habe es „mit Vergnügen“ gelesen, abspeiste. Spuren dieser kühlen Behandlung von oben herab begegnen wir in seinen Briefen öfters. Er schenkte ihr seine und bis zu einem gewissen Grade ohne Zweifel innige Theilnahme, aber er betrachtete sie nicht wie ihre Schwester als ein ihm geistig ebenbürtiges Wesen; sie war ihm bei der Abschätzung ihrer geistigen Eigenschaften nur soviel werth, als sie sich gefallen lassen wollte, sein Geschöpf zu sein; sie sollte nichts sein durch sich selbst, sondern Alles werden durch ihn, den höhern Geist. Und doch verdiente sie diese Geringschätzung nicht; sie beurtheilte die Menschen von einem gemüthvollern Standpunkte, nicht von dem der souveränen Verachtung, wie Schiller und ihre Schwester, die sich hierin begegneten; aber ihr Urtheil zeigt sich fast überall als ein gesundes, frisches, unbefangenes, und ihr Streben, sich geistig auszubilden und sich über Alles zu unterrichten, verdient die höchste Anerkennung; sie las nicht nur die neuesten hervorragenden Werke der deutschen Literatur, sondern auch Homer, Virgil, Plutarch, Apollonius, Herodot, Buffon, Voltaire, Gibbon, Fénelon, philosophische, astronomische und naturhistorische Schriften, in späterm Alter sogar nationalökonomische, die sonst von den Frauen als eine zu trockene Lectüre gemieden werden. Die schätzenswerthen Gaben des Herzens und Geistes, welche Charlotte besaß, hat denn auch Schiller während ihres Ehestandes immer mehr würdigen lernen, und je näher sie ihm trat, desto ferner trat ihm wol auch ohne Zweifel das stolzere Bild ihrer Schwester, schon deshalb, weil diese doch niemals die gemüthvolle Ergänzung seines etwas schroff geistigen, pathetischen Wesens hätte bilden können, deren er bedurfte. Dagegen erblicken wir in ihren Urtheilen späterer Zeit eine größere Schärfe und theilweise auch Spuren jener geringschätzigen Weltbetrachtung von oben herab, welcher sich ihr Gatte zuneigte.

Von diesem Standpunkte Schiller's zeugen auch manche seiner Aeußerungen, die in diesem Briefwechsel enthalten sind, und er konnte sich dieser etwas rigoristischen Grundstimmung selbst zu der Zeit nicht vollkommen entschlagen, als das aufblühende Verhältniß zu den beiden Schwestern ihm auch die Gemüthsseite des Lebens aufschloß und er mehr, als ihm sonst eigen, zu heitern Scherzen sich aufgelegt zeigte, wie sich dies auch wol hier und da, wenn auch nur selten, in seinem Briefwechsel mit Charlotte wahrnehmen läßt. Die Menschen befriedigen ihn nirgends. Am 20. November 1788

schreibt er aus Weimar: „Es sieht vielleicht misanthropisch aus, aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleist's Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein"; und in demselben Briefe: „Es ist brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben. Das erhebt über diese platte Generation und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern, kraftvollern Menschenart"; am 4. December 1788 in Betreff Körner's: „Er ist dort in einer Wüste der Geister. Die Kursachsen sind nicht die liebenswürdigsten von unsern Landsleuten"; aus Jena am 24. Juli 1789: „In der That — ich mache täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volke hier zu leben. Alles ist so alltägliche Waare, und die Frauen besonders sind ein trauriges Geschlecht." Mit seiner Universitätsstellung in Jena zeigte er sich sehr bald unzufrieden. So schreibt er am 10. November 1789: „Im Aeußern habe ich mich ganz und gar nicht verbessert; im Gegentheil, ich habe Verlust erlitten und mir heillose Bekanntschaft aufgebürdet, Verhältnisse, die mir zuwider sind", und es ist richtig, daß ihm der Brotneid seiner Collegen manche erbärmliche Streiche spielte, über die er in demselben Briefe berichtet. Mehr und mehr verfiel auch Schiller in Jena einer tiefen Verstimmung, über die ihn Lotte nur mit der Vorstellung zu trösten wußte: „Deinen Geist, der so fein ist, so über Andere erhaben, wird es überall anstoßen, sobald du in nähern Verhältnissen mit der Welt bist." Dahin gehören auch die vielen harten Urtheile über Personen (das auffallendste darunter ist wol das bekannte absprechende über Alexander von Humboldt), z. B. folgendes über Wieland: „Wieland ist ein jämmerlicher Tropf, wenn er auf sich zu reden kommt, welches kein so gar seltener Fall ist", die unbilligen Urtheile über Knebel, der sich dafür später durch die Theilnahme, die er nach Schiller's Tode dessen Familie zeigte, in so edler Weise rächte, u. s. w. Günstigen Urtheilen über andere Personen begegnen wir dagegen äußerst selten, außer daß er, merkwürdig genug, des Aesthetikers Moritz (Anton Reiser) mit wärmster Anerkennung gedenkt und ihm „viel Tiefe des Geistes und der Empfindung zuerkennt"; ja er gesteht, daß Moritz neue Saiten in seiner Seele berührt und einige Gefühle in ihm hervorgebracht, die er bis dahin nur dunkel ahnen konnte. Dagegen beschränkt Schiller an einer andern Stelle seine Lobsprüche auf Moritz durch folgende Clausel:

> Was er mündlich an einigen Orten hier behauptet hat, ist übertrieben und fällt ins Lächerliche. Es scheint, daß er keinen Dichter erkennt als Goethe und allenfalls noch einen — Herder vielleicht; da doch Goethe (von Herder mag ich gar nicht reden) bei diesen Foderungen*) sehr zu kurz kommen würde. Aber Moritz rechnet den „Egmont" sogar unter diese vollendeten Producte, welchen Goethe selbst hoffentlich nicht für vollkommen hält. Ich ärgere mich über jeden Sektengeist und Vergötterung Anderer; aber an Moritz ist sie mir doppelt unausstehlich, weil er selbst ein vortrefflicher Kopf ist.

*) Moritz foderte nämlich, daß ein Product aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganzes sein müsse; fehle nur ein einziger Radius zu diesem Cirkel, so sinke es unter das Unnütze herab. Schiller nennt dies eine übertriebene Behauptung.

Auch über Goethe finden sich in diesem Briefwechsel mehre Urtheile. So schreibt Schiller aus Weimar am 14. November 1788:

> Goethe wird bei uns bleiben, ob er schon so gut als ganz ausgetreten ist und alle Geschäfte abgegeben hat. Alles spricht hier mit ungemeiner Achtung von ihm und will ihn zu seinem Vortheil verändert gefunden haben. Er soll weit weniger Härten haben als ehemals.

Lotte in ihrer mehr gemüthlichen Weise schreibt aus Rudolstadt am 28. December 1788 an Schiller:

> Daß Sie Goethe's Theilnahme an dem Schicksal Anderer haben kennen lernen, freut mich; er hat so etwas Zutrauenerweckendes in sich, daß ich ihm Alles sagen könnte; ich habe mich schon oft gefreut, wenn ich hörte, wie er sich für das Wohl Anderer interessirt.

Sehr herb und in ganz anderm Sinne lautet ein übrigens schon allgemeiner bekanntes Urtheil Schiller's über Goethe vom 5. Februar 1789, worin er Goethe beschuldigt, sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen zu haben, und dann hinzufügt: „Dieser Charakter gefällt mir nicht." Lottchen bemerkt hierauf:

> Sie haben ein Urtheil von G. gefällt, das mir Einiges klar macht in seinem Charakter, was ich sonst nicht gut zusammenreimen könnte; daß er sich ein Ideal von Egoismus gebildet hat und daher sich an nichts recht innig zu seinem eigenen Glück anschließen kann. Er kann den Menschen viel für sie selbst geben, aber Andere ihm nichts, dies habe ich schon oft bemerkt. Er kommt sich daher oft so einsam vor, weil er sich zu groß fühlt, und ich glaube, dies kann ihm trübe Augenblicke machen, deren er viele hat.

Schiller schreibt aus Weimar am 25. Februar 1789 an Karoline:

> Was Sie von Goethe schreiben, mag allerdings wahr sein — aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüsten Insel oder auf dem Schiff mit ihm allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da Jeder in der Welt, wie Hamlet sagt, seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig baares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. Ist er ein so ganz liebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir Alle Engel sind.

Diese Schlußbemerkung ist beißend genug.

Wir können von diesem Briefwechsel nicht scheiden, ohne einer Ansicht Schiller's über martialische Tapferkeit zu gedenken, die für uns nicht wenig Auffallendes hatte. Lotte hatte sich bei Gelegenheit von Müller's „Schweizergeschichte" mit großer Bewunderung für die Tapferkeit der Altschweizer ausgesprochen. Schiller schreibt darauf:

> Ich mache den Schweizern die Tapferkeit und den Heldenmuth nicht streitig — nichts weniger. Aber ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind. Ohne Das, was die Franzosen férocité nennen, kann man einen solchen Heldenmuth nicht äußern; die Heftigkeiten, deren der Mensch in einem Zustand roher Begeisterung fähig ist, kann man der Gattung blos als Kraft, aber dem Individuum nicht wohl als Größe anrechnen.

In der That, wir hätten von dem Verfasser der

„Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" und dem Dichter des „Wilhelm Tell" nicht erwartet, ihn so begeisterungslos für eine That wie die des Arnold Winkelried zu finden, oder schrieb er dies nur aus dem bloßen Geist des Widerspruchs, der so häufig gerade großen Geistern innewohnt? Charlotte bemerkte darauf auch sehr wahr und schön und von höherm Standpunkt als diesmal Schiller:

Ich möchte Ihnen den Krieg ankündigen, lieber Freund, daß Sie meinen Schweizerhelden nicht so groß finden, wie er uns vorkommt. Es war kein Anfall von wilder Wuth, in dem er sich aufopferte, sondern eine ganz reiflich erwogene That; er sah nur dies Mittel, um seine Nation zu retten, um die feindlichen Speere abzuwenden und seinen Kameraden Luft zu machen.... Nennen Sie es nicht férocité — bitte! Ich möchte rechte Beredtsamkeit haben und die Dinge so schön darstellen können wie Sie, um Sie zu überzeugen.

Der „vertraute Freund", an welchen die in vielfacher Hinsicht sehr interessanten „Briefe von Schiller's Gattin", dem frühern Fräulein Charlotte von Lengefeld, gerichtet sind, ist Ludwig von Knebel, der „menschenfreundliche Timon" und, wie Düntzer in der Einleitung zu dieser Briefsammlung von ihm bemerkt:

Ein Mann von feinem, tief anklingendem, vielseitig gebildetem Sinne, von lebhaftem Feuer, herzlicher Gemüthlichkeit, innigem Wohlwollen und reinem Edelmuth, dessen volle Lebenslust der durch seine Erziehung gesteigerte Mangel frischen, thatkräftigen Selbstvertrauens leider gar empfindlich dämpfte, ihn oft mit argwöhnischem Mismuth und trüber Unzufriedenheit erfüllte, und da er dem Widrigen und Feindseligen nicht die mannhafte Kraft selbstbewußten Lebens entgegenzusetzen, dieses als ein nothwendiges Uebel zu ertragen vermochte, sondern zu leidenschaftlichster Aufregung sich hingerissen fühlte, ganz eigentlich aus der Welt herausgetrieben wurde, in welcher zu wirken er gerade vorzüglich bestimmt schien.

Doch wird es hier zuvörderst angemessen sein, einige Bemerkungen über das Verhältniß Knebel's zu Schiller und den beiden Lengefeld vorauszuschicken, wozu Düntzer's Einleitung und der Briefwechsel zwischen Schiller und den beiden Schwestern die nöthigen Haltpunkte bieten. Schiller hatte dem Major von Knebel nach seiner Ankunft in Weimar seinen Besuch gemacht, doch ohne daß dadurch der Grund zu einer innigern Verbindung gelegt worden wäre. Im Sommer 1787 hatte Knebel in Begleitung der englischen Offiziere Heron und Inverney Rudolstadt besucht, wo er auch im Hause der Frau Oberhofmeisterin von Lengefeld einsprach, deren Bekanntschaft er durch Frau von Stein gemacht hatte. Knebel schrieb über diese Bekanntschaft an seine Schwester Henriette: „Die Lengefeld'schen in Rudolstadt sind gar gute Leute; ich habe nicht bald eine bessere Familie gesehen;" und in Betreff Charlottens: „Lotte oder Fräulein von Lengefeld hat bei ihrer beinahe kindlichen Unschuld wirklich einen erhöhtern Geist für alle und auch sehr ernsthafte Wissenschaften." Die anschmiegsamere, naivere und die Menschen weniger herb beurtheilende jüngere Schwester fühlte sich auch zu Knebel sehr bald hingezogen, und es entspann sich zwischen ihnen in den folgenden Jahren ein Briefwechsel, der, soweit er wenigstens die Jahre 1788 und 1789 umfaßt, von Düntzer ebenfalls mitgetheilt ist. Dagegen war Knebel das gemeinsame Stichblatt von Schiller und Karoline von Lengefeld. Letztere schrieb über ihn an Schiller: „Es gibt keinen Menschen, der sich besser zu einem Komödiencharakter schickte, als er mit seiner buntscheckigen Philosophie. Gott hat ihn eigens dazu geschaffen, glaub' ich, daß eine Komödie aus ihm gemacht werden soll." Und ein andermal schreibt sie: „Der gar liebe Knebel scheint mir nicht tragen zu können, daß G. (Goethe) neben ihm glänzt und ihn vielleicht verdunkelt. Er ergießt sich nun über die Menschen, daß sie eigentlich doch nichts gewännen, wenn sie nur immer strebten, ihre Kräfte zu entwickeln, und nicht auch ihren moralischen Sinn dadurch veredelten." Schiller bemerkt über ihn in einem Briefe aus Weimar vom 11. December 1788: „Knebel habe ich nicht gesehen. Die Art, wie er Ihnen den Shaftesbury empfohlen, machte mich lachen. Es sieht just so aus, als wenn eine sehr häßliche Person einem Andern eine Seife recommandirt, mit der Versicherung, sie mache schön und sie habe sich ihrer fleißig bedient." Ein andermal spottet Schiller über Knebel's „gar zu gutes Herz", dann wieder, wie wir bei Düntzer lesen, über die „kindliche Einfalt der Vernunft", wozu Goethe ihn, den „Hofphilosophen", wie alle seine Anhänger angeleitet habe. So noch an andern Stellen, in denen wir keineswegs den „gutmüthigen" Spott zu erkennen vermögen, welchen Düntzer in diesen Moquerien finden will, für die übrigens, wie wir hier beiläufig bemerken, in einem Blatte eine Art Eifersucht seiten Schiller's als Motiv angenommen worden ist.

Nach Schiller's Tode bewies aber Knebel's edle, aufopfernde Handlungsweise gegen des Dichters hinterlassene Familie, daß auch das „gute Herz" und die „kindliche Einfalt der Vernunft" ihren Werth haben. Nicht bei Denen, welche ihren Geist und ihr Talent zur höchsten Spitze aufgetrieben hatten, fand Schiller's Witwe Hülfe und innigere, thätige Theilnahme, sondern bei den „guten Herzen", die unaufgefodert und freiwillig der durch ihres Gatten Tod schwer geprüften Frau zum Beistand herbeieilten. Knebel, das „gar zu gute Herz", ließ sich in seinem wohlthätigen Wirken für Frau von Schiller nicht irre machen durch die Geringschätzung, welche ihre ältere Schwester und ihr Gatte ihm gezeigt hatten. Knebel wußte gar wohl, was er sagte, als er gegen die einseitige Entwickelung der „Kräfte" zum Nachtheil des moralischen Sinns und der praktischen Menschenliebe eiferte. Er sah in seinen nächsten Umgebungen, wohin diese einseitige Ausbildung der „Kräfte" führt und führen muß, wenn darüber die Kraft zum echten thatkräftigen Wohlwollen nicht mitentwickelt wird. Er sah — und die vielen bisher veröffentlichten Briefwechsel enthalten hierfür thatsächliche Belege genug — wie diese Ausbildung nur nach der einen Seite hin zu einem Stolze und Egoismus führt, mit dem ein vollkommenes inneres Glück und ein friedlicher, wahrhaft humaner Verkehr der Menschen untereinander ganz unvereinbar ist, er sah, wie die edeln erhabenen Gesinnungen, welche

diese großen Geister predigten, in ihrem Umgang untereinander, — wenn wir das schöne, jedoch mehr auf literarischer als anderer Grundlage ruhende Verhältniß zwischen Goethe und Schiller ausnehmen —, nur sehr wenig zur Anwendung kamen, wie Neid, Misgunst und Eifersucht auch hier die innigsten Verhältnisse zerstörten, wie die Sucht, vom Nächsten Böses zu reden, auch in diesen Kreisen sich eingenistet hatte, wie zuletzt die Interessen der Aesthetik auf breitester Basis und die Inscenesetzung eines neuen Dramas diese großen Geister so in Beschlag nahmen, daß sie nicht mehr hinlänglich Zeit übrig behielten, ernstlich an die so sehr darniederliegenden vaterländischen Interessen zu denken und sich ihrer thatkräftig anzunehmen. Wie gering man auch von einem „guten Herzen" denken mag, so wird man doch wol zugeben, daß es weit gekommen sein mußte, wenn man es sogar zum Stichblatt des Spottes und Witzes machte. Es schlägt seitdem auch sehr wenig eigentliches gesundes Herz in der deutschen Literatur, viel weniger als fast durchgehends, Byron etwa ausgenommen, in der englischen, namentlich nachdem es Jean Paul im Gegensatz zu den Uebrigen fast zu verschwenderisch ausgegeben hatte. Die Romantiker konnten dieses unnütze Ding gar nicht brauchen, und wie es seit der literarischen Wirksamkeit Dieser und Jener, welche statt der Herzen nur Stechäpfel in der Brust getragen zu haben scheinen, in dieser Hinsicht in der deutschen Literatur aussieht, brauchen wir wol nicht erst ausdrücklich hervorzuheben. Der Hochmuth des Geistes kommt — wie bei Nebukadnezar, ehe er Gras fressen mußte — immer vor seinem Falle, und es ist ein höchst charakteristisches Wort, welches Schiller's Frau am 10. April 1813 an Knebel schrieb:

> Ich warte seit acht Tagen auf die Kosacken und beneide Sie, daß Sie welche gesehen haben, oder doch ihnen so nahe waren. Ich fange an, die rohe Natur immer mehr zu ehren; zur Roheit kommen die Menschen immer wieder zurück, sobald sie sich ihren Leidenschaften preisgeben. Und bei der ersten Art Roheit ist noch Hoffnung zum Fortschreiten, da bei der letztern der Weg zum Paradies verloren ist. Diese Resultate sind mir recht klar in meinem Gefühl.

Das schrieb Charlotte von Schiller nur sechs Jahre nach ihres Gatten Tode und als Goethe, Jupiter und Apollo in Einer Person, vom hohen weimarischen Olymp herab mit dem Wink seiner Augenbrauen die Rohen noch schreckte. Doch hat er sowol wie selbst Charlotte von Schiller den Beginn der Kosackenperiode in der deutschen Literatur ja wol noch erlebt. Diese Erscheinung schreibt sich wol zumeist daher, daß die barbarische Verwilderung, an der wir im 16., 17. und bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein krankten, im Volke noch nicht überwunden ist, daß ein Schönheitsbedürfniß als Allgemeingefühl gar nicht besteht, daß nicht von unten auf gelichtet und aufgeklärt wurde, und daß die Fackeln, welche einzelne hervorragende Geister an dem Lichte früherer Jahrhunderte anzündeten, nur in den obern Regionen und nur solange Licht verbreiten, als die Schwaden und bösen Wetter nicht nach oben zu steigen die Kraft haben. Daß sie aber diese Kraft besitzen, haben sie seitdem gezeigt. Eine wirklich volksthümliche Literatur herzustellen hatte man verschmäht, wir hatten nur eine Literatur für die gleichberechtigten Vornehmen und Hochgebildeten und jetzt haben wir zum Theil nur eine Literatur für die Blasirten.

Was den Briefwechsel selbst betrifft, so enthält darüber die Einleitung folgende bemerkenswerthe thatsächliche Andeutung: „Leider ist es uns nicht vergönnt, die für die Verhältnisse des weimarer Hof- und Dichterlebens so bedeutenden Briefe der Frau von Schiller vollständig mitzutheilen. Ein Theil liegt wohlverschlossen an sicherm Orte, und dürfte dessen Erlösung keineswegs in naher Aussicht stehen." Knebel's Briefe an Frau von Schiller lagen dem Herausgeber ebenfalls nicht vor, dagegen war es ihm vergönnt, von Knebel's Briefen an seine Schwester Henriette Kenntniß zu nehmen und daraus Einiges in der Einleitung mitzutheilen. Wir können uns nicht versagen, aus einem dieser Briefe (vom 11. Juni 1811) folgende, von der freien Gesinnung des Verfassers zeugende Stelle anzuführen:

> In einem einmal verrückten Staat, bei einer solchen Nation (Knebel meint damit Neapel) ist schwer zu helfen. Ganz anders ist es bei einem deutschen Staat, wo die Menschen meist an einen bloden und blinden Gehorsam gewöhnt sind und sie wenig andere Leidenschaften und Bedürfnisse haben als die Bret- und Titellust — und doch sehen wir, was geschehen ist! Es wäre vielleicht besser, wenn manchem unserer Fürsten nicht weisgemacht werden wäre, daß er selbst regieren müsse.

Obschon nun allerdings, nach des Herausgebers Aussage, viele und, wie es scheint, inhaltreiche Briefe der Frau von Schiller sobald nicht an das Tageslicht treten dürften, so ist Das, was uns hier geboten wird, doch sehr reichhaltig und rechtfertigt vollkommen die Versicherung Düntzer's, daß uns in diesen Briefen das Bild der edeln Gattin Schiller's sprechend entgegentrete. Sie zerfallen eigentlich in zwei Abschnitte, in die Briefe aus den Jahren 1788 und 1789, die den bei weitem kleinern Abschnitt bilden, und in die Briefe, die sie nach Schiller's Tode an Knebel richtete. Aus der Zeit ihrer ehelichen Verbindung mit Schiller findet sich nur ein einziger und zwar nicht sehr bedeutender vom 24. Januar 1799. Sie war ohne Zweifel durch ihren Gatten etwas von Knebel auseinandergehalten, der, je mehr er sich Herder zuneigte, sich umsomehr von Schiller entfernte. Auch aus den Jahren 1806—11 finden sich nicht sehr viele Briefe, immer häufiger werden sie aber seit 1811 bis zum Jahre 1824 (Frau von Schiller starb bekanntlich 1826 zu Bonn), und es mag nicht eben häufig vorgekommen sein, daß ein Briefwechsel zwischen zwei Personen durch eine solche Reihe von Jahren mit gleicher Ausdauer geführt worden ist, was doch gewiß als ein Beweis gelten darf, daß Beide sich in Betreff des geistigen Verkehrs mehr und mehr unentbehrlich wurden. Die Briefe aus ihrem Fräuleinstande an Knebel sind im Ganzen ungenirter, naiver und frischer als die aus denselben Jahren an Schiller, gegen den sie sich mehr zusammennahm. Interessanter sind für uns aber jedenfalls

die spätern Briefe, weil sie uns die seltene Frau auf einer höhern Stufe der Entwickelung darstellen, zu der sie durch inniges Zusammenleben mit ihrem Gatten, durch vielseitigen Verkehr mit geistvollen Personen und durch rauhe Lebenserfahrungen herangereift war. Zuvörderst fällt uns in ihren Anschauungen ein interessanter melancholischer Zug auf. Die Menschen und Zustände gefallen ihr nicht, es scheint ihr Alles wie siech und im Ableben begriffen. „Die Menschen sind erschöpft wie die Erde um uns", schreibt sie am 1. Mai 1813; ein andermal: „Ich könnte wochenlang leben, ohne Lebende zu sehen, wenn mir die Blüten ihres Geistes in ihren Schriften nur blieben"; dann wieder, am 14. Februar 1816: „Der Geist der Unterdrückung hat mehr Spuren in dem Innern zurückgelassen, als man dachte. Weil die Unterdrückung die Gemüther einengte, so haben sie sich nun an den Egoismus gehalten, und dieser verflacht die Welt"; am 27. März 1818: „Es ist eine Zerstreuungssucht hier (in Weimar), die in Leerheit ausartet, und man kommt selbst mit denen man etwas zu sprechen hätte, nicht dazu, kluge Dinge zu berühren. Goethe ist gar nicht sichtbar, und die Masse des Verstandes, der im Umlauf war ehemals, ist beinahe aufgebraucht, und man fühlt keine neue belebende Begeisterung um sich. Ich bin oft, als wenn ich aus der Schattenwelt wiederkehrte"; am 10. October 1818: „Die neuere Generation, mit der ich späterhin als Zeitgenossin leben müßte, wenn ich alt werden sollte, hat noch nicht die Gabe, mein Herz an sich zu ziehen, und es sprechen wenig Stimmen für sie in mir. Das Beste und Schönste hat für mich gelebt"; am 21. November 1818: „Auch ist die jetzige Generation doch recht der frühern, noch lebenden unähnlich. Es gibt so viele zarte Anklänge der Seele, die, dünkt mir, jetzt gar keinen Ton mehr finden, sich auszusprechen"; am 19. März 1820: „Es ist, als wenn das wahre belebende Princip uns fehlte; keine stärkende Kraft belebt das Gemüth wie den Körper; moralisch und politisch erschöpft erscheint mir die menschliche Gesellschaft"; am 19. März 1823: „Die neuere Welt ist mir nicht eben sehr erfreulich noch schätzbar. Es ist ein ewiger Streit der Phantasie und des Verstandes und die Anmaßung und Leerheit zeigen sich leider so oft"; ferner: „Wie wird erst die Nachwelt uns richten! Wie werden die einzelnen Nationen und Individuen, die des Edelsten fähig waren, in dem großen Haufen und Masse des Unreinen versinken! Schwach, jämmerlich, aller Bosheit hingegeben erscheint die Welt, wie man sie jetzt sieht." Das ganze Zeitalter dünkt ihr unpoetisch (vom 29. Mai 1813), und in ihrer düstern Weltansicht geht sie mehrmals soweit, weil die Sonne seit einiger Zeit nicht recht scheinen wollte, an eine drohende allgemeine Verfinsterung und Verdichtung der Erde zu glauben, wobei sie an Knebel ganz ernsthaft die Frage richtet, ob man keine Ursachen gefunden, die über den gegenwärtig mangelnden Sonnenschein Aufschluß gäben? Auf diesen Mismuth, der sich noch in andern zahlreichen Stellen ausspricht, bezieht sich auch Knebel, wenn er bereits im Juni 1811 an seine Schwester schreibt, daß die Schiller Alles trüb und düster finde wie eine Nebelwelt; Knebel fährt fort:

> Worüber ich sie denn schon gewaltig geplagt habe, weil ich es nicht leiden kann, da kein Mensch mehr Ursache hat, heiter und zufrieden zu sein, als sie. Ihre Kinder, ihr Vermögen, Alles ist in gutem Stand, wie sie sich's nur wünschen kann. Aber so ist's, das Glück können weit weniger Menschen noch ertragen als das Unglück. Immer schauen sie nach außen, nach der Welt, nach Wetter und Himmel und machen sich muthwillig unglücklich. Diese Thorheit muß man scharf bestrafen, besonders in diesen Zeiten, wo so Viele reell zu klagen hätten.

Nur ist es eigenthümlich, daß Knebel sich hier selbst unzufrieden zeigt, d. h. mit der ihn im Grunde gar nichts angehenden Unzufriedenheit der Frau von Schiller. Er selbst war auch unzufrieden mit den Menschen, weshalb man ihn auch den „menschenfreundlichen Timon" nannte; er war es eben aus Menschenfreundlichkeit, weil die Menschen nicht so waren, wie er sie haben wollte, weil er mit seinem Wesen und guten Herzen leicht anstieß und verkannt wurde. Die Unzufriedenheit ist ja auch im höchsten Grade nöthig und dem menschlichen Geschlecht so gut wie der Hunger von Natur eingepflanzt; ohne Unzufriedenheit mit dem Bestehenden wäre der vollkommene Quietismus da und kein Fortschritt und keine Verbesserung möglich, weder im Schicksale der Einzelnen noch in dem der Menschheit. Nur freilich muß diese Unzufriedenheit aus edeln Motiven, aus der Liebe zur Menschheit hervorgehen, wie bei Knebel selbst, oder aus der Abneigung gegen alles Häßliche, Leere und Frivole, wie bei Frau von Schiller. Im Ganzen aber scheint freilich der prätentiösen modernen Bildung ein verdrießlicher, unzufriedener Zug und den Deutschen besonders eine gewisse kleinliche Aergerlichkeit anzuhaften. Gnade einer Stadt, über die gerade der Himmel seine Schleußen öffnet, wenn ein deutscher Tourist in ihre Thore einfährt — sie wird in seinen nächsten Reiseskizzen sehr übel wegkommen!

Einzelne vortreffliche Aussprüche der Frau von Schiller sind folgende: „Wie die Welt sich bilden wird, wissen die Götter allein; denn die Menschen wissen nur, was sie mögen, nicht was sie thun sollten im Ganzen"; oder: „Sowie ich recht viel Gutes, Edles in der Nation finde, so glaube ich doch, sollten die Deutschen nicht zu viel sprechen, um nicht — platt zu werden. So habe ich immer ein geheimes Grauen gehabt, wenn ich von Popularität reden hörte. Soweit sind wir noch nicht. Bei uns muß der Mensch meistens von dem Gelehrten getrennt werden." Ueber das Hofleben spricht sie öfters sehr abfällig und erwähnt gelegentlich, daß eine Dame vom russischen Hofe ihr gestanden, wie sie erst an den deutschen Höfen den eigentlichen Hofzwang habe kennen lernen; in dem engern Cirkel der russischen Kaiserfamilie sei es ihr vergönnt gewesen, sich aufs allerfreieste und ohne Zwang zu bewegen. Unter den Nationen haben die Engländer ihre größte Sympathie, und schon 1788 schreibt sie an Knebel, daß die Deutschen kein Vaterland

hätten, daß sie in England oder in einer Republik geboren zu sein wünschte, um ihr Vaterland auch lieben zu können; auch spricht sie 1823 ihr besonderes Wohlgefallen darüber aus, daß Schiller's Name in den englischen Blättern so oft erwähnt würde. Ueber die Anmaßlichkeit und Corruption der Franzosen hat sie oft sehr herbe Worte. „Die Nation wird einem immer verächtlicher", schreibt sie am 8. Juli 1815, und: „Man weiß nicht, ob Napoleon die Nation verdorben oder durch sie verdorben worden." In Betreff der Oestreicher bemerkt sie: „Die eigenthümliche nationelle Gutmüthigkeit der Oestreicher lockt einen anfangs, und man glaubt so gern, daß die Menschen es gut meinen, und nimmt leicht für die That, was Worte bleiben. Und früher habe ich ein natürliches Vertrauen auch gehabt, doch jetzt denke ich anders — aus Erfahrung." Dagegen haben die Preußen, freilich zur Zeit ihres höchsten Aufschwungs, 1813, den unbedingten Beifall der Frau von Schiller. Sie schreibt am 14. November 1813:

Wenn ich nur allen Preußen, die mir begegnen, etwas Gutes erzeigen könnte! Die Nation ist mir recht heilig. Ich habe soviel Schönes und Gutes von ihnen selbst gehört und soviel Antheil und Liebe für Schiller's Andenken gefunden, daß mir auf einmal ein neues Gefühl des Antheils und der Liebe wiedererwacht ist.

Mit besonderer Neugier werden wir ihren Urtheilen über die Mitbewerber Schiller's um die dichterische Palme nachspähen. Wir werden sagen müssen, daß sie einen durchaus wohlthuenden Eindruck machen und dem Gemüth wie dem Verstande der Frau ein ehrenvolles Zeugniß ausstellen. Die Verbitterungen und Misstimmungen, die zuletzt in das Verhältniß zwischen Herder und ihrem Gatten einen trennenden Keil getrieben hatten, haben in ihrem Gemüth keinen Stachel zurückgelassen. Sie schreibt am 18. Februar 1818 über den Eindruck, den die neue Sammlung von Herder's Poesien auf sie gemacht hätte. Sie bemerkt dabei sehr schön:

Er selbst sagte es oft, daß er kein Dichter sein wolle, aber die Macht der Poesie, die in seinen Empfindungen vorwaltet, und seine schönen, reichen Gedanken sind in so leichte, anmuthige Worte gehüllt, daß es einem wie eine schöne Musik tönt.... Herder's Geist und seine Anmuth gestalten sich von selbst poetisch, das hohe, reine Gemüth, das in dem Leben keine Sprache fand, bedurfte der innern Harmonie des Geistes, und seine Sprache versteht man nur recht tief und innig, wenn das ganze Wesen sich uns nähert. Der Unterschied ist recht zu bestimmen, daß jene Dichter (Homer, Goethe, Schiller) wie eine große Naturgewalt ergreifen, während Herder wie eine schöne Naturerscheinung glänzend und mild vorüberzieht und in wenigen Naturen den Anklang erweckt, den er erwecken sollte, weil wenige ihn rein aufzufassen vermögen.

Ein andermal liest sie Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" und sagt: „Ich erstaune über die Größe und den Reichthum seiner Ansichten und über den schönen Gang seiner Forschungen." Ganz besonders fühlt sie sich von Herder's einfachem und doch so trefflichem Ausspruch ergriffen: „Wie reich und wie enge ist doch das menschliche Herz!" Sie findet, daß die Herder'sche Art zu reflectiren diejenige sei, die am meisten den Geist aufrichte und Kräfte erwecke, und so kommt sie noch öfters auf Herder mit vollster Liebe zu sprechen. Minder fühlt sie sich von Wieland angezogen. „Sein Leben und Wesen wird mir (schreibt sie), ich gestehe es offenherzig, immer noch ihn höher stellen als seine Werke" u. s. w. Goethe dagegen hat ihre ganze Sympathie und Bewunderung, und wenn die Annahme nicht zu gewagt scheinen sollte, möchten wir fast behaupten, daß ihr in ihren reifern Jahren die Dichtungen Goethe's näher standen als die ihres Mannes. Wir wollen darauf keinen großen Accent legen, daß sie in ihren Briefen verhältnißmäßig nur äußerst selten auf die Werke ihres Gatten zu sprechen kommt. Dies dürfte vielleicht demselben leicht zu erklärenden Gefühl zuzuschreiben sein, durch welches sie sich untersagte, nach Schiller's Tode der Bühnendarstellung irgendeines seiner Stücke beizuwohnen. Wir schöpfen diese Vermuthung vielmehr aus dem Wesen Charlottens selbst, wie wir es aus ihren Briefen erkannt zu haben glauben. Ueber den „Faust" schreibt sie z. B.: „Ich bin so mit «Faust» verwebt, daß ich alle Stellen erkenne und auch auf jede Lebenssituation andere passende Stellen daraus anwende, daß mir die leiseste Anregung gleich das Ganze nahe bringt. Ich glaube, so lebten die Griechen in der «Ilias», und so genießt man auch die Poesie, wenn sie sich ins Leben verflicht." Ferner: „So wie unser deutscher «Faust» wird wol in keiner Nation uns ein solches Meteor erscheinen, denn es ist einzig, wie Goethe seinen Reichthum darin aussprach, die Gefühle einer Natur, die das Höchste erfassen will und, von der sichtbaren Welt mit ihrer Tiefe in die unsichtbare schreitend, allen lebhaften Wünschen und Phantasien sich hingibt. Ich habe neulich einen ganzen Abend daraus vorgelesen." Und ein andermal: „Man begreift gar nicht, wie viel in Goethe's Geist waltet und wie viele Kräfte sich da bewegen und auf- und niedersteigen, wie es in «Faust» heißt, als wenn man vor solchen Resultaten seines Forschens und Strebens wie vor einem neueroberten Welttheil steht." Auch was sonst Goethe noch in dieser Periode schrieb, ist immer ein Gegenstand ihrer unbedingtesten Bewunderung, selbst die „Farbenlehre" und „Epimenides' Erwachen". Interessant ist eine Beschreibung von Goethe's oder Werther's Lotte, der Hofräthin Kestner. Sie schildert sie als „eine sehr hübsche Frau, wol weit in den Sechzigen. Bedeutende Augen und schöne Gestalt hat sie sich erhalten und ein schönes Profil, aber leider wackelt der Kopf und man sieht, wie vergänglich die Dinge der Erde sind. Sie hat Goethe auch sehr anders gefunden. Sie ist geistreich, gebildet und nimmt großes Interesse an den Weltbegebenheiten". Gegen Kotzebue drückt sie mehrfach ihre ganze Verachtung aus, und von den Schlegel sagt sie etwas herb, beide Brüder würden, trotz ihrer vielen Kenntnisse und Verstandes, „klanglos zum Orcus hinabgehen". Ueber Alexander von Humboldt, den sie übrigens persönlich lieb zu haben versichert, lautet ihr Urtheil ziemlich ebenso wunderlich absprechend wie das bekannte ihres Mannes.

Von den Nachlebenden will sie im Allgemeinen nicht

viel wissen. „Lesen kann man die Neuern nicht", sagt sie, „nur durchfliegen." In Betreff Theodor Körner's schreibt sie: „Er war unter dem günstigen Einfluß seines Vaters vielleicht zu nachgiebig von der Mutter behandelt und hatte noch keinen Standpunkt ergriffen, und ich glaube, daß er ein Geschöpf der neueen Zeit war" u. s. w. Es finden sich noch viele interessante Urtheile über Calderon, Shakspeare, den „Cid", Luther, Friedrich den Großen, die persische Poesie, die Staël, Chateaubriand, Iffland, Jacobi, Byron, Hamann und den Mysticismus, Zacharias Werner, Müllner, Tieck, Oehlenschläger, Theodor Amadeus Hoffmann („den ich aber nicht so hochstelle wie Frau von Goethe und ihre Freundinnen", bemerkt sie), Jean Paul, der, wie sie am 18. November 1820 schreibt, sich bei „philosophischer Entsagung des Biers" noch lange eine leichte und schöne Phantasie hätte erhalten können, Schubert, dessen „Nachtseite der Natur" sie mit größtem Interesse studirt. In Betreff dieser Urtheile verweisen wir auf das Buch. Man wird sie mit großem Vergnügen lesen, und wenn man schon nicht immer mit ihnen übereinstimmen mag, so zeugen sie doch von großem Verstand und bedeutender Urtheilskraft und treffen, wie man auch aus den oben mitgetheilten erkennen wird, mit wenigen schlagenden, flüchtig und nicht immer sehr correct hingeworfenen Worten das Richtige und Wesentliche. Auffallend war uns noch folgende Bemerkung vom 15. November 1815: „Eine sehr schöne Idee hatte Gersdorff aufgestellt, daß Reformation und Revolution manchen Reichen der Welt und Staaten noch bevorständen, ehe es besser würde, und das glaube ich auch." Diese Idee fand man also zu der Zeit noch neu und außerdem „sehr schön".

Frau von Schiller und ihre ältere Schwester nehmen auch in der Bildnißreihe, welche Arnold Schloenbach unter dem Titel „Zwölf Frauenbilder" u. s. w. herausgegeben hat, einen hervorragenden Platz ein. Außer ihnen hat der Verfasser noch die Herzogin Amalie, Mutter Karl August's, die Herzogin Luise, dessen Gattin, dann die allervortrefflichste „Frau Rath", Goethe's Mutter, Charlotte von Stein, Charlotte von Kalb, Sophie Laroche, Angelika Kaufmann, die Französin Germaine von Staël-Holstein, die ebenfalls einem ganz andern Bildungskreise als dem weimarischen angehörende Rahel von Ense und den weiblichen Kobold Bettina von Arnim in seiner Porträtgalerie vereinigt, eine ohne Zweifel sehr auserlesene Gesellschaft der interessantesten, geistreichsten, in ihren Kreisen einflußreichsten, zum Theil auch sehr excentrischen Frauen, unter denen, wir gestehen es, Goethe's Mutter den wohlthuendsten Eindruck macht, obschon sie nicht in eigenen Schriften oder in geistreichen Briefschaften, sondern in ihrem großen Sohne und in den Einflüssen, die dieser in unberechenbar langer Folge auf künftige Generationen auszuüben bestimmt ist, fortleben wird. Das ist doch noch eine naive, durch und durch gesunde Urnatur, einer von jenen weiblichen Kerncharakteren, von denen ein Exemplar aufzutreiben jetzt gewaltig schwer fallen möchte. Sie verdient es, ein Gegenstand der Poesie zu sein, und so widmet ihr auch der Verfasser in der That ein schönes frisches Gedicht, wozu keine der andern Frauengestalten ihm Stoff und Anregung gab. Die meisten andern von Schloenbach charakterisirten Frauen können, weil der elementare Stoff und die reine Naturprägung bei ihnen durch die Einflüsse geselliger und literarischer Bildung und einer bis zum Aeußersten gesteigerten, etwas erhitzten und überreizten Cultur verwischt erscheint, wol Gegenstand geistreicher Betrachtung, aber nicht der Poesie sein. Der Verfasser selbst deutet Das, was wir hier meinen, im Vorwort mit den Worten an: „Zu leugnen wie zu verschweigen ist freilich nicht, daß in jenen Frauenkreisen oft ein außerordentlicher «Luxus des Geistes», des Gefühls und der Worte herrschte, manch Unschönes und Ungesundes vorkam, viele Thränen, Seufzer und Krämpfe verbraucht und doch bei den meisten volle Proportionen und erstaunlich hohe Jahre gewonnen wurden" u. s. w. Auf der andern Seite ist es aber von höchstem Interesse, zu beobachten, mit welchem unermüdlichen Fleiß, fast dem Fleiß eines Gelehrten, die Frauen jener merkwürdigen Zeit danach trachteten, sich allseitig zu unterrichten, die höchsten poetischen Schöpfungen der Alten Welt kennen zu lernen und sich die schwierigsten Resultate wissenschaftlicher Forschung anzueignen. Wir haben gesehen, wie die Fräulein von Lengefeld Plutarch, Apollonius, Homer, Virgil u. s. w. lasen und aus ihnen sogar den Hauptbestandtheil ihrer geistigen Nahrung schöpften. Die Herzogin Amalie lag denselben Studien ob. Schloenbach citirt aus einem Schreiben derselben folgende Stelle: „Mein Fleiß im Griechischen geht mit großen Schritten; diesen Winter studire ich den Aristophanes, welchen ich zuweilen mit Wieland lese; ich finde an ihm sehr viel Vergnügen, sein beißender Witz ist unerschöpflich, und mit allem Dem hat er soviel Grazie, daß man ihm gern Alles verzeiht, auch selbst seine schmuzigen Sachen. Ich habe mit den «Fröschen» den Anfang gemacht, die so gut auf unsere Zeit passen." Freilich gehörte für eine Fürstin ein etwas geschlechtsloser Standpunkt dazu, auch die „schmuzigen Sachen" im Aristophanes verzeihlich zu finden; im Ganzen aber lag doch in jener Zeit ein gemeinsamer Trieb nach dem Großen, Hohen und Allgemeinschönen, der wieder auf unsere Poeten zurückwirkte. Die Menschen, Männer wie Frauen, sind gegenwärtig ohne Zweifel viel zerstreuter, flüchtiger, frivoler und äußerlicher, und wenn eine auf Bildung Anspruch machende Dame heutzutage ein paar deutsche Dorfgeschichten, einige neueste englische und französische Romane und andern Kram gelesen und ein paar Journale flüchtig durchblättert hat, so glaubt sie Alles gethan zu haben, was man Namens der weiblichen Bildung von ihr verlangen kann. Wir dürfen nun freilich nicht leugnen, und wir haben dies bereits mehrfach angedeutet, daß jener hohe Bildungszustand zur Zeit der weimarischen Epoche auch sein sehr Bedenkliches hatte, indem er sich in oligarchischer Hoffart vom eigentlichen Volksbedürfniß

egoistisch isolirte und zu wenig Elemente des praktischen Lebens in sich aufnahm, sodaß, als die Personen, die ihn vertraten, dahingegangen waren, er so gut wie fast nichts übrig ließ und, weil er auf das Volk nicht befruchtend zurückwirkte, der alsbald wieder umsichgreifenden Barbarei und Geschmacklosigkeit keine Schranke setzen konnte, ja daß selbst Diejenigen, welche berufen waren, die geistige Bildung fortzupflanzen, diesem Zuge nachgaben oder den Muth verloren, sich mit gemeinsamen Kräften gegen diese Verwilderung zu stemmen. Es würde jedoch zu weit führen, wenn wir dieses Capitel bis zu der Darlegung der jetzigen Roheiten des Materialismus und der politischen Parteitendenzen, in denen die Humanitätsrichtung des vorigen Jahrhunderts fast vollständig zugrunde ging, weiter ausspinnen wollten.

Was nun die Schloenbach'schen Charakteristiken betrifft, so müssen wir von unserm Standpunkt allerdings tadelnd bemerken, daß er die von ihm geschilderten Frauen zu vereinzelt und nicht genug im Zusammenhange mit der allgemeinen literarischen, politischen und socialen Bewegung ihrer Zeit betrachtet, daß er mit einem Worte zu wenig combinatorisch verfährt. Indeß wollte er auch kein Buch für Literaten und Literaturforscher, sondern für das große, allgemeiner gebildete Publicum schreiben, und so mag zu diesem Zwecke seine Weise gerade die rechte sein. Seine Charakterbilder sind nur Skizzen, aber in anmuthigen Farben und Umrissen hingeworfen; sie sind mit Wärme, Frische und instinctiver Anschauung, zuweilen vielleicht mit zu großem Enthusiasmus ausgeführt, aber gerade dadurch wol geeignet, Vergnügen zu gewähren, und dürften namentlich weiblichen Lesern als eine angenehme und vielfach anregende Lectüre zu empfehlen sein. Auf Einzelheiten der Schrift können wir, da sie nicht eigentlich als Quelle für literarhistorische Studien zu betrachten ist, hier nicht weiter eingehen; nur in Bezug auf das Capitel über Bettina von Arnim fühlen wir uns veranlaßt, einige Bemerkungen zu machen. Wir selbst hatten jüngst in Nr. 25 d. Bl., und zwar nach der „Modenzeitung", die Entdeckung des Engländers Lewes mitgetheilt, daß die bekannten 17 Liebessonette Goethe's nicht der Bettina, wie diese vorgab, sondern der Pflegetochter des Buchhändlers Frommann, Minna Herzlieb, galten, wobei wir bemerken, daß diese Dame, unsers Wissens die Tochter eines als Kanzelredner beliebten, längst verstorbenen Superintendenten in Züllichau, jetzt sich wieder in dieser Stadt befindet und, wie man uns mittheilte, im Besitze des Goethe'schen Manuscripts dieser Sonette ist. Wir geben auf solche persönliche Enthüllungen nicht gerade übermäßig viel, da eine Dichtung, wenn sie überhaupt keinen poetischen Werth hätte, ihn dadurch nicht erhält, wenn man ihre persönlichen Bezüge nachweist; in diesem Falle jedoch heißen wir die von dem Engländer gemachte Entdeckung willkommen, da dadurch jeder fingirte Anspruch Bettina's auf diese Sonette beseitigt und eine zweifelhafte Stelle dieser Sonette durch die nun enthüllte directe Anspielung auf den Namen Herzlieb ihre Erklärung gefunden hat. Wir bemerkten in jener Notiz ganz kurz, daß es Bettina bisher unterlassen habe, dieser Enthüllung des Engländers gegenüber jene 17 Sonette als eine ihr gehörende Liebesgabe Goethe's zu reclamiren. Die „Hamburger Jahreszeiten", die noch erst jüngst einen recht beachtenswerthen Aufsatz über den allzu mächtigen und dadurch vielfach verderblichen Einfluß der Frauen auf die Literatur gebracht hatten, fühlten sich gemüßigt, in dieser einfachen Bemerkung eine „Art Schadenfreude" zu erkennen, ohne zu merken, daß es doch auch gewissermaßen in das Capitel collegialischer Schadenfreude gehört, überall gleich Schadenfreude zu wittern. Es handelte sich dabei aber nur um die Feststellung eines Factums. Beide Geschwister Brentano theilten den Geschmack für Mystificationen; Clemens ließ sie jedoch nur in Privatcirkeln aus, Bettina mystificirte das Publicum. Lange Zeit — dies ist Thatsache — nur zu lange glaubte das deutsche Publicum an diese poetische Gaukelei, ja selbst das Ausland; denn sonst würde „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" nicht soviel Aufsehen auch außerhalb Deutschlands erregt haben. Bettina, die Erfinderin der „Schwebereligion", ließ das europäische Publicum in der Schwebe und bei seinem Wahn. Zwar mögen inzwischen Düntzer u. A. durch ihre Forschungen in eigentlich literarischen Kreisen die Ueberzeugung festgestellt haben, daß der ganze Briefwechsel nur ein „liebliches und reizendes Gedicht" sei; aber wenn es sich wirklich so verhält, so genügte dies allein nicht, es bedurfte einer Erklärung der Bettina selbst, wenn sie sich nicht dem Verdacht aussetzen wollte, das Publicum absichtlich haben täuschen zu wollen. Noch selbst Schloenbach hält die ganze Mystification für Wahrheit. Er sagt ganz ernsthaft: „Wenn Bettina auch nie etwas Anderes gethan und gewirkt hätte, als unserm Altvater Goethe Das gewesen zu sein, was sie ihm war, schon allein dadurch hätte sie die Liebe und den Dank der deutschen Nation verdient"; er meint, daß dieser Briefwechsel zu den „merkwürdigsten und eigenthümlichsten dieser Art Literatur" gehöre, und will daher gern darüber hinwegsehen, daß auch er „Literatur" und nicht von Zartheit und Delicatesse als „süßheiliges Geheimniß" zurückgehalten worden sei; endlich zieht er einige absonderliche Stellen aus Goethe's angeblich an das „Kind" gerichteten Briefen aus, die uns sehr wenig Goethe'sches zu haben scheinen, und er berichtet mit allen Details jene phantastische Situation, wie Bettina sich von Goethe auf den Schoos nehmen läßt, um an seiner olympischen Brust einzuschlafen. Zu diesen Mystificationen dürfte zum Theil vielleicht auch gehören, was Bettina über die Liebe erzählt, von welcher Goethe's Mutter als Mädchen zu dem Kaiser Albrecht ergriffen gewesen sein soll, wie man auch bei Schloenbach nachlesen kann. Der Verfasser hat seine Schrift der „Goethe-Gemeinde" gewidmet. Es gehört in unsern Tagen fast einiger literarischer Muth dazu, sich offen zur „Goethe-Gemeinde" zu bekennen.

„Schiller's Laura, nebst andern Erzählungen und Novellen" ist der Titel einer Novellensammlung von **Kathinka Zitz.** Der populäre Name Schiller's dient der Sammlung natürlich nur als Aushängeschild; denn die Erzählung „Schiller's Laura", die allein in den Kreis unserer Betrachtung gehört, umfaßt kaum den fünften Theil des ganzen Buchs. Das bekannte Verhältniß Schiller's zu Margaretha, der Tochter des reichen Buchhändlers Schwan, die er in seinen glühenden Liedern als „Laura" feierte, bildet den Stoff der Novelle, die mit offenbarem, stellenweise fast einen keck männlichen Ausdruck tragenden realistischen Talent geschrieben ist. Auch die bei Frauen so äußerst selten anzutreffende Gabe humoristischer Auffassung ist der Verfasserin nicht versagt, wie namentlich die Charakteristik des launigen Streicher beweist. Dabei fehlt es aber der Verfasserin an Geschmack; sie liebt in Bildern und Gleichnissen zu sprechen, und diese sind oft sehr sonderbar, z. B.: „es herrschte eine Kälte, daß Streicher Eiszapfen schwitzte"; „er (Schiller) war traurig wie ein langer Wintertag, düster wie eine Ballade von Stolberg"; „plötzlich nahmen seine Augen (Stengel's, eines Libertins) eine solche Ausdehnung an wie Fischaugen, und die zarten Katzenpfötchen, die eben zu Tigerklauen hatten werden wollen, wurden klugerweise wieder eingezogen"; „er ward augenblicklich ruhig und sehr höflich und von da an unverwundbar wie eine Schildkröte; er ging rücklings und die schwerste Drohung hätte ihm über den Rücken gehen können, ohne ihm eine Schuppe zu verletzen"; und so an vielen andern Stellen. Eine gute Bemerkung ist folgende: „Es ist leider zur Schande der Menschheit ein vielbewährter Erfahrungssatz, daß wir die Freunde, die wir im fröhlichen Lenz hatten, verlieren, wenn der traurige Winter kommt, und wenn man gar nur Thränen zu geben hat, so muß man sie meistens allein weinen." Aber selbst auf die Gefahr hin, von der Verfasserin unter die „Wölfe der Kritik" gerechnet zu werden, welche den Talenten, diesen weißwolligen unschuldigen Lämmern, das süße Blut aussaugen, um ihr schwarzes Herz damit zu sättigen, müssen wir doch in einem Hauptpunkt mit der Verfasserin rechten. Sie deckt ein Verhältniß Margarethens mit dem Wüstling Stengel, welches großes Herzeleid über den alten Schwan und über sie selbst brachte (oder gebracht haben soll), in allen Details aufs rücksichtsloseste auf. Entweder hat ein solches Verhältniß bestanden, dann ist das Preisgeben desselben durch Kathinka Zitz eine durchaus unstatthafte Indiscretion, oder sie hat es zu ihrem novellistischen Zwecke, vielleicht mit Benutzung eines bloßen Gerüchts, fingirt und ausgemalt, dann ist es eine abscheuliche Verleumdung — schlimmer in beiden Fällen, als wenn einmal ein „Wolf der Kritik" das wollene Fell eines Talents ein wenig zerzaust. Im Gegentheil, hier wird das Talent zum Wolf, das, heißhungerig nach Stoff, in den Hausfrieden tückisch eindricht. Daß unsern Novellen- und Romanschreibern nichts heilig ist, daß für sie keinerlei Pietät besteht, daß es ihnen nicht darauf ankommt, den Namen einer geachteten Familie, verhüllt oder unverhüllt, an den Pranger zu schlagen, wenn die ans Licht der Oeffentlichkeit gezogene Sache nur pikant ist, das haben wir leider nur zu oft wahrgenommen, und wir halten diese Indiscretion und Respectlosigkeit für den häßlichsten Zug, für den garstigsten Trieb, der in neuern Zeiten die literarische Moral unterwühlt. Wir bekennen uns offen zu dieser pedantischen Ansicht und glauben keinen Grund zu haben, uns ihrer zu schämen. Ebenso wenig können wir es billigen, daß die Lebensläufe unserer öffentlichen Personen und Dichter immer mehr der bloßen literarischen Industrie verfallen, in jüngster Zeit aber vor allen das Leben Schiller's, das in jeder immer nur denkbaren literarischen Form ausgebeutet und breitgeschlagen wird.

Hermann Marggraff.

Zur Literatur der Freimaurerei.

Bausteine zum Tempel des Menschenthums. Die Johannismaurerei in Logenreden dargestellt von Friedrich Auwald. Leipzig, Kollmann. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Freimaurerei scheint heutzutage in eine neue Epoche ihrer Existenz treten zu wollen. Mehr und mehr treten Anhänger derselben aus dem geheimnißvollen Dunkel ihrer Logen heraus in die Oeffentlichkeit und sprechen sich aus vor allem Volke über die eigentliche Idee und den Begriff der Freimaurerei, sowie über den Zweck, welchen der Freimaurerbund verfolgt, und über die Mittel, welche er dazu gebraucht. Es geschieht dies mit mehr oder weniger Wärme für ihre Sache, öfters wol auch mit tadelnder Berührung Desjenigen, was der Eine oder der Andere in den Formen des Bundes als nicht mehr zeitgemäß findet, oder was er an der speciellen Tendenz anderer Maurersysteme als des seinigen nicht billigen kann. Aber eigenthümlich bleibt es immer, daß, während früher nur abtrünnige Mitglieder des Bundes öffentlich über denselben zu sprechen wagten und dabei dem Vorwurfe des Eid- oder doch Wortbruchs nicht entgingen, jetzt im Gegentheile die Stimmen aus den Logen selbst heraus in die Außenwelt erschallen und daß darüber allem Anscheine nach keine Misbilligung von Seiten des Bundes ausgesprochen wird.

Wir können der Freimaurerei zu dieser Aenderung ihres Princips nur Glück wünschen. Bei den vielfachen Angriffen, welche sie namentlich in neuerer Zeit nicht allein von obscuren Scribenten, sondern selbst von namhaften Männern erfahren hat, kann und wird es ihr nur nützlich und förderlich sein, wenn ihr Wesen nicht länger als Geheimniß bewahrt und dadurch die Beschuldigung bestärkt wird, als habe man es in den Logen mit politischen Umsturzplanen, Atheismus und sonstigen argen heimlichen Sünden zu thun. Auch scheint die Verheimlichung des Zwecks, den der Freimaurerbund hat, in der That durch nichts geboten; soviel wir davon in neuerer Zeit erfahren haben, ist er ein so einfach edler, auf Selbstvervollkommnung und Menschheitswohl gerichteter, daß er wol von keinem Unbefangenen gemisbilligt werden wird.

In der That glauben wir, und meinen es auch bei vielfachen Gelegenheiten wahrzunehmen, daß die Freimaurerei die öffentliche Meinung unter den gebildeten Ständen meist entschieden für sich hat und daß selbst Diejenigen, welche der Verbrüderung nicht angehören, es billigen, wenn zur Uebung und Ausbreitung der von jedem rechtlichen Manne getheilten, von jedem richtigen Moralsysteme gelehrten und von allen bessern Religionen bestätigten Grundsätze ein großer Bund seine Thätigkeit über die ganze Erde verbreitet und unter allen Nationalitäten, Glaubensgenossenschaften, Ständen und Kasten eine menschliche Einheit herbeizuführen, die Würde aller gleichge-

schaffenen und einer gleichen göttlichen Bestimmung entgegengehenden sterblichen Geschöpfe unsterblichen Geistes zu wahren und unter ihnen die allgemeine Bruderliebe als höchstes Gesetz zur Geltung zu bringen sich bestrebt. Und diese vorwiegende Stimmung der öffentlichen Meinung scheint nicht ohne Erfolg für den Bund zu sein, da nach öffentlichen Nachrichten fortwährend, namentlich auch in Deutschland, neue Maurerlogen gegründet werden und Personen der höchsten Stände in dieselben eintreten. Warum dennoch — mit diesen Erscheinungen in grellem Contraste — in den katholischen deutschen Staaten die Freimaurerei entweder verboten ist, oder doch möglichst beschränkt wird, das hängt mit dem Grunde mehrer anderer Tageserscheinungen zusammen, über welche zu sprechen hier nicht der geeignete Ort sein würde.

In der uns vorliegenden Schrift veröffentlicht ein Logenbeamter 34 von ihm in seiner Loge gehaltene Vorträge und gibt ihnen den auf dem Titel erwähnten Collectivnamen „Bausteine zum Tempel des Menschenthums". Wir haben den größten Theil derselben mit großem Vergnügen gelesen und daraus von neuem die Ueberzeugung gewonnen, daß die heutige Freimaurerei, geläutert von den Schlacken früherer Zeiteinflüsse, die vollste Berechtigung zu einer ehrenvollen selbständigen Existenz in Anspruch nehmen darf, daß sie weder überflüssig noch bedeutungslos, am wenigsten aber nach irgendeiner Richtung hin von schädlichem Einflusse ist. Sehr klar und umfassend spricht sich der Verfasser namentlich in zwei Vorträgen über das Verhältniß der Maurerei zum christlichen Glauben und in zwei andern über die Selbständigkeit derselben in ihrem Verhältnisse zu den Institutionen des Christenthums aus, sowie auch zwei fernere Vorträge das Verhältniß der Maurerei zum christlichen Sittenleben und zum christlichen Staatsleben beleuchten. Ein und derselbe lebendige Geist waltet, wie der Verfasser behauptet, gegenseitig im Christenthume wie in der Maurerei, und die Wahrheit beider ist, wie alle Wahrheit, nur eine. Sollte einst das Licht der Welt jedes Dunkel auf Erden durchbrechen und besiegen und das Himmelreich seines Glaubens, seiner Liebe und seiner Hoffnung die Erde sich unterthan gemacht haben, dann wäre die Freimaurerei als besonderes Institut überflüssig. Bis dahin aber reicht sie der Kirche die Hand und behauptet einen eigenthümlichen Stand theils durch strenge Beschränkung ihrer Wirksamkeit auf die Verwirklichung der ihr zugrunde liegenden Idee, theils durch die Form, unter welcher sie als Institut ihre Jünger an die Arbeit ruft. Als ihre Grundidee wird aufgestellt sittlich-freie Vollendung aus reiner Liebe zur Menschheit. Von der Form der Freimaurerei erfahren wir, daß sie einfach, übereinstimmend und frei von allem Fremdartigen und Erkünstelten ist, solange die Thätigkeit der Logenversammlungen nicht auf fremde und untergeordnete Dinge gerichtet wird. Zugegeben wird, daß die Freimaurerei den forschenden Wahrheitssinn nähre und dadurch dem starren Buchstabenglauben entgegentrete, der Verfälschung des wahren Glaubens vorbaue; aber es wird auch mit warmer Rede darauf hingewiesen, daß des Glaubens Same nur durch die sittliche Kraft zum Keime gelange. Maurer im Geiste und in der Wahrheit sind die besten Freunde der Kirche. Sie stehen auf der Warte der Freiheit und rufen mit der Stimme des freien Geistes Denen zu, die in dem Knechtsdienste und in der Ceremoniensklaverei des hochmüthigen Priesterthums sich zu fesseln in Gefahr sind: „Wachet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Hütet euch, selbst euch zu betrügen um die Güter des ewigen Lebens und dem frömmelnden Scheinwesen statt der erhabenen Wahrheit euch hinzugeben! Wachet, daß ihr nicht der Menschen Knechte werdet und heuchlerisches Menschenwerk höher achtet als die Gebote eures heiligen Gottes!" u. s. w. Einem Maurersysteme angehörend, welches die Nichtchristen vom Maurerbunde ausschließen will, erklärt sich dennoch der Verfasser entschieden gegen diese Ansicht und läßt sich deshalb unter Anderm S. 194 mit edelm Freimuthe folgendergestalt vernehmen: „Da freie Maurer bei allem schuldigen Gehorsam gegen die Obern, denen die Leitung des Ordens anvertraut ist, ihre in der Wahrheit begründeten Ueberzeugungen nicht zurückhalten dürfen aus Furcht, Misfallen zu erregen und Anstoß zu geben, so spreche auch ich es unverholen aus, daß die Zurückweisung edler Juden, welche die Prüfung vor dem Auge des allsehenden Meisters besser als manche Christen bestehen, dem Geiste der Maurerei durchaus widerspricht und daß wir durch freundliches Entgegenkommen uns das schöne Bewußtsein verschaffen sollten, manche ihnen und ihrem Volke widerfahrene Unbill möglichst wieder gut zu machen und in ihnen tüchtige Arbeiter an unserm Baue zu gewinnen."

Ein zuweilen etwas langathmiger Periodenbau und sonst hier und da vorkommende Verstöße gegen die bessere Stilistik wäre das Einzige, was wir an diesem Buche zu tadeln wüßten, das, mit Wärme geschrieben, gewiß nicht verfehlen wird, auch seine Leser zu erwärmen. 21.

Vom Meer bis nach den Alpen. Schilderungen von Bau, Farbe und Form unsers Continents auf einem Durchschnitte von England bis Sicilien. Oeffentliche Vorträge, gehalten in Bern im Jahre 1854 von L. Rütimeyer. Bern, Dalp. 1854. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Der Abbé Graf von Montgaillard sammelte mit Raffinement und unglaublicher Mühe die verdrießlichsten Anekdoten, und indem er dieselben etwas chronologisch und polirt zusammenstellte, nannte er diese Werke „Geschichtswerke" und sich selbst einen gelehrten Historiker. Wie der gute Abbé so Geschichte schrieb und alle Parteien mit seinen Anekdoten quälte, so schreibt man heutzutage meistentheils Naturgeschichte, ein Lieblingsfeld des deutschen Publicums seit etwa zehn Jahren. Wir haben Gott sei Dank! soviel Schund in diesem Fache der Literatur, daß wir gar nicht erst darauf hinzuweisen brauchen; das Publicum hat einmal Geschmack an Naturgeschichte — nichts billiger, als daß förmliche Fabriken von „populären" Naturgeschichtswerken angelegt werden, die oftmals den schändlichsten Misbrauch mit dem Lieblingsfache, der Natur, treiben. Wir motiviren diesen Ausspruch nur durch Hinweisung auf ein umfangreiches naturgeschichtliches Werk: „Der Erdball und seine Naturwunder", auch unter dem Titel „Wunder der Urwelt" (Berlin, Hempel), von einem gewissen Zimmermann; dies Werk hat sich binnen Jahresfrist in 36000, sage 36000 Exemplaren verkauft, obgleich es fast nur Anekdoten, Irrthümer, Lügen und Märchen enthält. Indessen ist es nicht unser Zweck, darauf weiter einzugehen; wir benutzten diesen Eingang nur, um das uns vorliegende Werk nicht in die Kategorie solcher Machwerke fallen zu lassen und ihm als einem Originalwerke von richtigen Anschauungen und wissenschaftlicher Bedeutung unsere Anerkennung zu zollen. Man muß dergleichen gute Werke besonders hervorheben, da es jetzt zur Manie geworden ist, nur „populär"-fabrikmäßige Naturgeschichten zu schreiben.

Der Verfasser beschäftigt sich lediglich mit dem Erdboden, einer Seite aus dem reichen Material der ganzen Naturgeschichte, die seltener als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung auftritt und mehr die Arbeit eines Jeden zu sein scheint, der mit offenen Augen Das betrachtet, was um ihn liegt. Aber Wenige pflegen sich die Mühe zu nehmen, die einzelnen Elemente zu isoliren, sondern die Meisten begnügen sich mit dem Gesammteindruck. Diese Elemente darzustellen, aus denen die Oberfläche des Landes besteht, das ist der Zweck dieses Buchs, einer Art Reisebeschreibung von England an bis nach Italien, doch prüfend und mit Vorliebe dieser Prüfung sich hingebend.

Das Buch ist wie gesagt von Anekdotenspickerei ganz

frei und dabei sehr interessant zu lesen, an spannenden Schilderungen reich und noch reicher an wissenschaftlichem Geist. Ein großer Fehler desselben ist nur die Verworrenheit des Materials, und man sieht, daß der Verfasser oftmals Hülfsmittel benutzte, um einigermaßen wieder in den Gang seiner Vorträge hineinzukommen. So oft wir auch deshalb auf schöne, poetisch gedachte Schilderungen stoßen, wie z. B. von der zerstörenden Kraft des Meeres: „Diese stille, rastlose Gewalt, mit der, ein schlauer und geduldiger Feind, es die kleinsten Vortheile zu benutzen weiß, sich langsam Breschen schlägt, erst klein und unscheinbar, nur wie zum Scherz"... und „wie unbemerkte dünne Wassersäulen, die sich immer mehren, weit vom Ufer, unterirdisch, durch enge Röhren aufdringen und aufblitzen, erst nur für Augenblicke, dann mitten schon im feindlichen Gebiete, die Küste umstellen, als Feind schon im Rücken stehen, und noch kurze Zeit, so stürzen dröhnend hohe Felsen, bedeckt mit altersgrauen Bäumen, hinab ins Grab der Wellen, die hohnlachend darüber schlagen, um den Angriff ämsig zu erneuern" — so oft wir auch dergleichen Darstellungen finden, so sehr reißt uns manche gehackte Schilderung wieder unselig daraus hinweg. Man höre z. B. folgende Einleitung: „Sowie wir eine alte Münze, deren Ränder, deren Züge im Lauf der Zeit verblichen, sich abgerundet, abgestumpft, umprägen, umschmelzen, wobei aus tausend solcher Münzen das Metall vermischt wird, gemengt zu einer Masse, aus der die neue Münze, scharf mit Kanten, scharfen Zügen, hervorgeht, so bildet die Natur aus Continenten, deren Hügel, deren Thäler im Verlauf von Zeiten, die selbst die Geschichte nicht zu messen im Stande, sich abgerundet, sich abgenutzt, die neuen Länder, neuen Hügel, neuen Thäler, mit scharfem Bild, mit schroffen Zügen" u. s. w. Das ist doch wol ein Ragout, aus dem es schwer wird sich herauszuschmecken. Aber zum Glück ist dem Verfasser dies nur bei den Anfängen der Abschnitte zugestoßen, die bekanntlich immer sehr schwer sind, besonders wenn man nicht recht weiß, was man sagen will. Ist der Verfasser erst warm geworden, so ist seine Darstellung fließend, schön und spannend.

Das Wasser betrachtet er als das Urelement, welches das Land überhaupt zerstört hat, wie z. B. England und die obern Theile des europäischen Continents, und untersucht nun auf sehr anschauliche Weise die Kette der Gesteine, die Frankreich und England gemeinsam haben. Ebenso interessant ist die Verbreitung der Menschen von ihm geschildert; denn die Naturwissenschaft geht in dieser Beziehung weiter als die Geschichte, deren Tritt dahinaus schwankend wird, deren sonst so helles Licht dabei zu flackern beginnt und allmälig erlischt, je mehr sie sich der Quelle ihres eigenen Ursprungs nähert. Die Vertheilung von Land und Meer war sicherlich früher schon dieselbe wie heutigen Tages; auf welche Weise nun die Menschen die Erde bevölkerten, darüber hat man sich schon genug gestritten und eine sichere Kunde von frühern Völkern erwartete man allein von den Schädeln, die sich in ihren Gräbern finden; aber die Vergleichung dieser Schädel mit denjenigen heutiger Völker hat doch noch keine sichern Schlüsse gestattet und man weiß nicht, ob man auf bloße Racen oder auf verschiedene Arten daraus schließen soll.

Was uns der Verfasser schildert und was er beobachtet, das ist eben nichts Neues und kein besonderes Forschen nach bisher Ungekanntem; doch es soll dies auch wol nicht sein, sondern eben nur eine populäre und anziehende Reproduction des bereits von der Wissenschaft Untersuchten. Aber der Verfasser beschreibt dabei, was er selbst gesehen und erforscht hat, und das ist sehr wichtig; wir finden deshalb auch überall eine lobenswerthe Beobachtung der Erdschichten, der Pflanzenwelt und des Gewässers, dieser drei Factoren, welche addirt die Welt bilden, und sind mit großem Interesse den geistreichen Reflexionen gefolgt, die oftmals mit philosophischem Sinn sich geltend machen. „Die heutige Form der Oberfläche des Festlandes", sagt der Verfasser, „die Formen der Gebirge sind nur zurückgelassen worden, damals als die bewegenden Kräfte sich gleichsam zurückzogen, um an andern Stellen zu wirken. Was folgt hieraus? Daß wir nur als Gäste einer Epoche der Ruhe hier wohnen." Man sieht, der Verfasser ist weniger forschend als genau prüfend.

Bei der Wanderung durch Italien veranschaulicht er uns zugleich die Gegenden jener reichen Natur daselbst und verschmilzt seine naturwissenschaftlichen Prüfungen dabei mit besondern geographischen Notizen, namentlich in dem Abschnitte, in welchem er von den Farben spricht, welche besonders durch die verschiedenen Pflanzen der Erde gegeben werden. So führt uns denn der Verfasser angenehm und belehrend zugleich von den weißen Dünen der Nordsee und den grünen Hügeln in den Schatten der alten Riesenbäume Englands, bis an die Grenze der Schweiz, durch die Clusen des Jura und die Wellenhügel des Emmenthals; vom Golfe Genuas die Küste eines schönen Meeres entlang bis nach Neapel, bis auf die blauen Cactusfelder Siciliens und den vulkanischen Boden des Aetna. Wir sehen das Leben drunten in der Tiefe des Meeres und beobachten den Bau, die Oberfläche und Farbe der Länder, ja die Geschichte derselben durch die Zeiten, wo fremde Pflanzen und seltsame Thiergestalten allmälig Bahn für den spätern Menschen gebrochen haben. Um deswillen halten wir das Werk für ein sehr verdienstliches unter dem Haufen falsch copirter und mit Anekdoten gespickter Naturgeschichtswerke, die dem Publicum oft so gewissenlos vorgelegt werden.

70.

Von unserm Büchertisch.

Von Gustav Schwetschke, dem humorliebenden und humoristischen Verfasser der „Novae epistolae", erschien in einem Format, daß man das Büchlein ziemlich bequem in einer Westentasche beherbergen könnte, in deutscher rhythmischer Uebertragung: „Paul Scarron's Typhon, oder der Gigantenkrieg" (Halle, Schwetschke, 1856). Man darf dem Uebersetzer für seine Arbeit dankbar sein, da der scurrile Scarron in Deutschland viel mehr seinem Namen nach als in seinen Werken bekannt ist. Scarron zeichnete sich vor den meisten andern Humoristen dadurch aus, daß er in seinem Leben, obschon ihn die Gicht zu einem elenden Krüppel gemacht hatte, ebenso burlesk war wie in seinen Schriften (bekannt ist, daß er sich „Scarron von Gottes Gnaden, Kranker der Königin" nannte, welchen Titel sich beizulegen er sich von der damaligen Königin von Frankreich als Gnade ausgebeten hatte) und daß er zu den gewiß sehr wenigen Menschen gehörte, die lachend gestorben sind. Von einem so lustigen Manne wird man auch gern etwas lesen wollen. Man nehme daher den „Typhon" zur Hand, der von Schwetschke sehr gelungen und fließend übertragen oder wol besser nachgebildet ist und den der Uebersetzer ein „Muster der Burleske" nennt. Auch hat Schwetschke „Trissino's Canzone an Papst Clemens VII. Text und Uebersetzung" (Halle, Schwetschke, 1855) erscheinen lassen. Trissino hat diese Canzone an Clemens wahrscheinlich kurz nach dessen Thronbesteigung im Jahre 1523 gerichtet. Sie enthält in schönen Versen den Aufruf zu einem Kreuzzuge gegen die Türken, um Griechenland wieder freizumachen.

Zur Zeit der Reformation lebte zu Siena als Universitätslehrer der classischen Literatur Antonius Palearius, der in einer Schrift die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß der Mensch aus Gnaden gerecht werde, durch den Glauben an Jesum Christum. Er selbst wurde dafür zum Tode an den Galgen verurtheilt und die Schrift, wo man sie auftreiben konnte, durch die Inquisition und die Jesuiten vernichtet, was in einem solchen Umfange gelang, daß, obschon in Venedig bis zum Jahre 1543 allein 40,000 Exemplare gedruckt und verbreitet worden waren, Leopold Ranke sich vergebens bemühte, irgendein Exemplar in Italien und Deutschland aufzutreiben, wie er dies in seiner „Geschichte der Päpste" erzählt. Erst in jüngster

Zeit ist ein aus den Flammen gerettetes Exemplar in England aufgefunden worden, und Erich Stiller, Pfarrer in Harburg, veranstaltete davon nach dem italienischen Text eine Uebersetzung unter dem Titel: „Das wiedergefundene goldene Büchlein: Von der Wohlthat Christi. Von Antonius Palearius" (Hamburg, Kittler, 1856). Der Uebersetzer benutzte dabei übrigens auch die englische Uebersetzung von 1548, die französische von 1554 und eine 1855 in Leipzig erschienene deutsche, der er jedoch, wie er versichert, nicht in allen Punkten beistimmen konnte. Die Schrift ist auch deshalb von großem Interesse, weil ihre große und schnelle Verbreitung den deutlichen Beweis liefert, wie empfänglich die Völker Italiens zu der Zeit für das Evangelium waren.

Von der im mainzer Verein für Kunst und Literatur herrschenden geistigen Rührigkeit zeugen unter Anderm folgende Schriften: „Hamlet, zwei Vorträge, gehalten im Verein für Kunst und Literatur zu Mainz von Louis Noiré" (Mainz, Zabern, 1856) und „Die Fürbitte der Thetis. Eine Vorlesung, gehalten im mainzer Kunst- und Literaturverein am 25. Januar 1856 von F. H. von Kittlitz. Mit einem Vorworte von K. Klein" (Mainz, Zabern, 1856). Dem Verfasser der erstern kam es darauf an, wie er selbst sagt, „dem unbefangenen Leser, der sich durch dieses Proteusdrama hindurcharbeiten wollte, den leitenden Faden in die Hand zu geben und die hervorragenden Punkte überall kurz und scharf zu bezeichnen". Er bediente sich dabei Goethe's meisterhafter Entwickelung als Grundlage, benutzte aber auch, was er bei Gervinus und Eckardt fand. Während uns der hier behandelte Gegenstand ganz vortrefflich zu einem Vortrage vor einem allgemeiner gebildeten Publicum geeignet scheint, möchten wir doch die Geduld fast bewundern, womit die Mitglieder des mainzer Literatur- und Kunstvereins den zweiten Vortrag angehört haben, da in ihm ein ziemlich trockener, fast rein philologischer Gegenstand behandelt, nämlich nachzuweisen gesucht wird, daß die bekannte Erzählung von der Thetis und ihrer Fürsprache beim Zeus im ersten Gesange der „Ilias" nicht als ein Beweismittel gegen die Einheit des Dichters sowol als des Gedichts zu betrachten sei.

Einer längern Unterlassungssünde haben wir uns schuldig gemacht gegen die Schrift: „Des Silentiarius Paulus Beschreibung der H. Sophia und des Ambon. Metrische Uebersetzung mit Anmerkungen von C. W. Kortüm" (Berlin, Ernst und Korn [Gropius], 1854). Diese alte, in mehr als einer Hinsicht interessante Beschreibung der Sophienkirche ist früher von Ducange in lateinische Prosa übertragen, eine Uebersetzung des Ambon aber bisher noch nicht im Druck erschienen. Bei den eigenthümlichen Schwierigkeiten des in diesem Gedicht behandelten Gegenstandes bedurfte es gewiß großer Mühe und Feile, um die Uebersetzung in so lesbare und fließende Hexameter zu fassen. Interessant sind namentlich auch die Anmerkungen, in welchen auch mehre wichtige Textverbesserungen des Philologen Meineke mit dessen Erlaubniß ihren Platz gefunden haben. Das Gedicht ist ein Gelegenheitsgedicht, eine Akroase (Vorlesung) von der Gattung, wie sie die Römer seit dem letzten Jahrhundert der Republik als Unterhaltung in höhern Kreisen liebten, sein Zweck die Verherrlichung der Sophia und ihres Erbauers und Wiederherstellers. Der Verfasser, Paulus, Enkel des Florus, von dem auch die griechische Anthologie 82 Epigramme meist erotischen Inhalts bewahrt, führte den Beinamen Silentiarius von seinem Amte. Die Silentiare (von silentium, ἡσυχία) waren nämlich kaiserliche Beamte, welche dafür zu sorgen hatten, daß in Gegenwart des Herrschers ehrfurchtsvolles Schweigen beobachtet werde, doch hatten sie auch noch andere Functionen. Ihre Anzahl betrug ursprünglich nicht weniger als 30. Ueberhaupt darf man das Hofceremoniel auch unserer Tage, wenn es auch vielfach andere Formen und Namen angenommen hat, im Wesentlichen auf die Einrichtungen des oströmischen Kaiserhofs zurückführen. Silentiarii gibt es auch jetzt noch an den Fürstenhöfen, wenn sie auch andere Namen führen.

Eine ähnliche Unterlassungssünde haben wir gegen die Sammlung „Blüten vom Lebensbaum. Vier Gaben von Gustav Raschig" gut zu machen, doch entledigen wir uns dieser Sünde nur durch eine kurze Anzeige, indem wir namentlich die nähern Freunde des Verfassers auf diese gutgemeinten Gedichte aufmerksam machen wollen. Der Verfasser theilt seine Sammlung, welche er der „Musenstadt Leipzig" als deren dankbarer Zögling gewidmet hat, in „Aphorismen" (in Prosa), „Gedichte" und „Reisebilder", letztere aus Distichen bestehend, zu denen er den Stoff auf seinen Reisen in Baiern, Oestreich, Tirol und Norditalien gesammelt hat. Beigegeben ist dem Buche eine Anleitung zur Declamation; auch ist es mit dem Porträt des Verfassers geschmückt, welchem zur Unterschrift die Sentenz dient:

Ein jedes Misgeschick kannst du in Heil verwandeln,
Wenn du als Wink es nimmst zu einem weisen Handeln.

Eine andere poetische Sammlung, zu der sich eine Anzahl uns bisher unbekannter und, aus Höflichkeit fügen wir hinzu, ohne Zweifel hoffnungsvoller östreichischer Poeten und Novellisten vereinigt haben, trägt den Titel: „Aus dem Leben und Dichten in Oestreich. Herausgegeben von Benedict Schellinger" (Wien, Lechner, 1856). Die Poeten, die hierzu außer dem Herausgeber beigesteuert haben, nennen sich Theodor Ludwig Danis, J. P. Wiedermann, Ferdinand Wellen und Ludwig Deutschinger. Der Herausgeber Schellinger wirft z. B. einen lyrischen Adlerblick auf das Schlachtfeld von Leipzig und schließt:

Zu Leipzig von der Sternenwart,
Hoch überm Feld der Ehre,
Dort kann wie Vart so Gegenvart
Sich schöpfen manche Lehre.

Ueber die Richtigkeit dieser Bemerkung kann wol auch außerhalb Oestreichs kein Zweifel sein.

Eine recht nützliche und dabei angenehme Lectüre, namentlich für jüngere Leute, sind die „Parabeln aus dem Leben der Natur. Aus dem Englischen der Mrs. A. Gatty" (Leipzig, Arnold, 1856) und für Leute aus dem Volke die „Zwölf Hexen- und Gespenstergeschichten für große und kleine Leute" (Ulm, Ebner). Der ungenannte Verfasser klagt in der Vorrede über die in den untern Ständen noch immer herrschende, fast unbegreifliche Masse von Aberglauben, Unwissenheit und Roheit, über die fast wahnwitzige Proceß- und Rauflust, über die Leichtgläubigkeit so Vieler, die dann von listigen Betrügern um das Ihrige, oft auch an den Bettelstab gebracht würden. Zur Belehrung und Warnung hat er nun diese Erzählungen zusammengestellt, die nach des Verfassers Versicherung größtentheils aus dem Leben gegriffen sind. Einen ganz eigenthümlichen Zierath des Büchleins bilden die sehr zahlreichen und drolligen, in den Text eingedruckten Schattenbilder.

Wir schließen unsere heutige Bücherschau mit der Anzeige folgenden interessanten Beitrags zur deutschen Gelehrtengeschichte: „Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode vom Jahre 1074—1855, verfaßt von Christian Friedrich Keßlin, herausgegeben auf Kosten des wissenschaftlichen Vereins zu Wernigerode" (Magdeburg, Gebrüder Baensch, 1856). Das Register enthält etwa gegen viertehalbhundert Namen. Der sehr fleißige Sammler ist Oberlehrer am Lyceum zu Wernigerode, dessen funfzigjähriges Amtsjubiläum am 5. Februar 1856 im wissenschaftlichen Verein zu Wernigerode feierlich begangen worden ist. Freunde des Schriftstellers H. Pröhle werden über dessen Leben und literarische Arbeiten von S. 252—258 dieses Werks ausführlichere Mittheilungen finden.

H. M.

Notizen.

Theodor Amadeus Hoffmann in Frankreich.

Champfleury, der neueste Ueberſetzer Callot-Hoffmann's, hat als einen Ergänzungsband „Contes posthumes d'Hoffmann" erſcheinen laſſen. Dieſe nach Hoffmann's Tode veröffentlichten Erzählungen und Skizzen gehören meiſt nicht zu ſeinen bedeutendſten, und Felix Mornard, der ſich ſelbſt zu den in Frankreich ſehr zahlreichen Verehrern Hoffmann's rechnet, ſpricht ſich in der „Illustration" gerade nicht zum beſten über ſie aus, ſelbſt nicht über „Des Vetters Eckfenſter". Nur eine Erzählung nimmt Mornard aus, die „Méprises", wie der Titel bei Champfleury lautet. Auch dieſe Erzählung ſei eigentlich nur ein bloßer Entwurf, erinnere aber durch den ſcharf gewürzten, ſelbſt bittern, aber niemals gemeinen Scherz („dont Heine semble s'être inspiré") an den Hoffmann der beſſern Tage. Champfleury hat auch eine Probe von Hoffmann's muſikaliſchem Talent, ein Duo, „pièce mélodieuse et point du tout bizarre, bien que germanique de style, et montrant par les imprévus de l'harmonie le compositeur plein de science", und einen „Essay sur les oeuvres d'Hoffmann" beigegeben, worin er über dieſen „Salvator Rosa germanique" unter Anderm ſagt: „Infolge der Lebendigkeit ſeiner Zeichnung wußte Hoffmann eine Perſon durch eine Phraſe, bisweilen durch ein Wort wie mit einem Bleifederſtrich zur Anſchauung zu bringen. Statt jener unendlichen Beſchreibungen der Phyſiognomien, Kleider u. ſ. w., welche Stendal ſo gerechterweiſe in Wuth zu ſetzen pflegten, ſieht man in den grotesken Perſönlichkeiten der «Contes phantastiques» Eigenſchaften circuliren, die man niemals vergißt." In der That haben auch wir es niemals recht begreiflich finden können, wie es ſogar männliche Leſer geben mag, welche dieſe oft bis zum Einſchlafen detaillirten und für Schneiderinnen, Toilettenkünſtlerinnen, Coiffeurs, Modedamen u. ſ. w. gewiß ſehr anziehenden Coſtümbeſchreibungen in den modernen Romanen intereſſant und lesbar finden. Die ohne Zweifel ſehr merkwürdige Phantaſiekritik Hoffmann's über „Don Juan" nennt Mornard bei dieſer Gelegenheit wol etwas zu enthuſiaſtiſch „le plus beau morceau de critique en action qui soit sorti tout armé du cerveau d'un esthéticien allemand". **H. M.**

Zur öſtreichiſchen Journaliſtik.

Oeſtreich beſaß bisjetzt, mit Ausnahme des „Familienbuch des Oeſtreichiſchen Lloyd", ſeit dem Eingehen des Nordmann'ſchen „Salon" faſt kein einziges belletriſtiſches Journal von Bedeutung. In neueſter Zeit erſt fängt man an, ſolche gemeinnützige Blätter ins Leben zu rufen. Prag geht darin mit gutem Beiſpiele voran. Die alte Königsſtadt nimmt überhaupt in literariſcher Beziehung den erſten Rang unter den öſtreichiſchen Provinzſtädten ein, wir brauchen nur an das in ganz Deutſchland verbreitete Kober'ſche „Album", die beſte Romanbibliothek Oeſtreichs, an eine Reihe äſthetiſcher Publicationen, wie Springer's „Kunſthiſtoriſche Briefe", Zimmermann's „Aeſthetiſche Vorleſungen über das Tragiſche", Ambros' „Die Grenzen der Natur und Poeſie", ſowie Bayer's „Aeſthetik für weitere Kreiſe" zu erinnern. Nun hat die Bellmann'ſche Verlagshandlung auch eine belletriſtiſche Monatsſchrift in großem Stil neu begründet, eine Zeitſchrift, die zwar ſchon ſeit 30 Jahren beſteht, von der aber bisjetzt nirgends Notiz genommen werden konnte, weil ſie durch eine nachläſſige Redaction nicht über die Gewöhnlichkeit und Flachheit der ſpecifiſch wiener „ſchönen Literatur" ſich erhob. Die neue Verlagshandlung hat nun das Blatt mit einem reichen Fonds ausgeſtattet, die Redaction dem als Herausgeber von Jurende's „Pilger" vortheilhaft bekannten Nationalökonomen J. Oberal, Verfaſſer der „Bucoliſchen Briefe", übertragen und ſich die Aufgabe geſtellt, neben einem reichen belletriſtiſchen Material, für welches die beſten Kräfte Deutſchlands gewonnen ſeien, auch für gediegene populär-naturwiſſenſchaftliche und volkswirthſchaftliche Arbeiten zu ſorgen. Daß es dieſer Zeitſchrift nicht an Verbreitung fehlen wird, beweiſt ſchon die gegenwärtige, enorm große Anzahl der Pränumeranten, die ſich auf 6000 beläuft. Doch wäre zu wünſchen, daß ſie ſich auch außerhalb Oeſtreichs Eingang verſchaffen möchte, was übrigens bei dem ſehr billigen Preiſe hoffentlich nicht ausbleiben wird. Zugleich hat die Verlagshandlung einen Preis von 40 Dukaten in Gold für die beſte, bis zum 1. September d. J. einlaufende Volkserzählung ausgeſchrieben. Das Richteramt haben die Herren Karl Egon Ebert, Joſeph Bayer und Dr. A. W. Ambros übernommen. 59.

Archäologiſches.

An einer wildromantiſchen Stelle der Inſel Capri findet ſich eine ſchauerliche Höhle, welche das Volk Matrimonio nennt, als hätte hier Tiber, der Dämon der Inſel, ſeine Hochzeiten vollzogen. Der Name iſt offenbar aus magnae matris antrum corrumpirt, die Höhle war ein Heiligthum des Mithras. Hier wurde eine räthſelhafte griechiſche Inſchrift gefunden, die in der Ueberſetzung, welche Gregorovius in ſeinen „Figuren" aus Italien (1856) davon mittheilt, alſo lautet:

> Die ihr das ſtygiſche Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
> Nehmt auch mich nun auf, den Unſeligen nehmt in den Hades,
> Den nicht Moira's Gebot fortraffte, die herrſchergewalt nur
> Jählings traf mit dem Tod, da ſchuldlos nimmer ich's ahnte.
> Eben noch häuft auf mich der Geſchenke ſo manche der Cäſar,
> Aber er hat nun mir und den Aeltern vernichtet die Hoffnung.
> Noch nicht funfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre,
> Ach, und ich ſchaue das Licht nicht mehr des erleuchteten Tages.
> Hypatos bin ich genannt, dich ruf ich noch an, mein Bruder,
> Aeltern, ich flehe zu euch: O weinet nicht länger, ihr Armen!

Von welcher ſchrecklichen That ſpricht in ſo geheimnißvollen Worten die Grabſchrift dieſes Knaben? Des armen Hypatos Loos iſt dunkel, aber Gregorovius glaubt es zu wiſſen. In einer dämoniſchen Stunde opferte Tiberius ſeinen Liebling aus Furcht, Eiferſucht oder wilder Luſt der Sonne, dem Mithras, in dieſer Höhle. So opferte Hadrian, der weiſe und aufgeklärte Fürſt, den ſchönen Antinous dem Nilgotte. Man ſieht, Menſchenopfer waren, wenn auch nicht häufig, ſo doch immer noch im Gebrauch und am meiſten brachte man ſie dem Mithras dar. In der Nähe dieſer Höhle iſt auch der Ort, den das Volk il salto di Tiberio nennt, der Ort, von dem Sueton ſagt: „In Capri wird der Platz ſeiner Mordluſt gezeigt, wo er die Verurtheilten nach langen und ausgeſuchten Martern in ſeiner Gegenwart ins Meer ſtürzen ließ, und wo unten ein Schwarm von Matroſen ſie auffing, um die Körper mit Stangen und Rudern zu zerſchlagen." Es iſt ein wildes Vergnügen, von dieſem Ort Steine von Sturz zu Sturz herabſchnellen zu laſſen. 2.

Bibliographie.

Anſichten über die taktiſche Ausbildung des Soldaten, namentlich des Infanteriſten, ſowie über Manöver im Allgemeinen. Von einem höhern norddeutſchen Officier. Berlin, Mittler. Gr. 8. 8 Ngr.

Aus der Thierwelt. Eine Humoreske. Düſſeldorf, Kaulen. 32. 10 Ngr.

Franz von Baader als Begründer der Philosophie der Zukunft. Sammlung der vom Jahre 1851 bis 1856 erschienenen Recensionen und literarischen Notizen über Franz von Baader's sämmtliche Werke. Als urkundliche Belege über die Aufnahme dieser „Ersten Gesammtausgabe" Seitens der gelehrten Welt Deutschlands herausgegeben von F. Hoffmann etc. Leipzig, Bethmann. Gr. 8.

Bade, C. A. T., Reminiscenzen und Characterzüge aus

dem Leben Nicolaus I. Für Freunde Rußlands. Berlin, Literatur- und Kunst-Comptoir. 16. 22½ Ngr.

Bensen, H. W., Kurze Beschreibung und Geschichte der Stadt Rotenburg ob der Tauber. Mit einer Ansicht Rotenburgs nach Merian. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 12 Ngr.

Birenheide, F. W., Der Begriff des Seyn. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 2 Ngr.

Bock, P. L. v., Der Glücksritter. Schauspiel in vier Akten. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 10 Ngr.

Bornemann, W., Die Rechtsentwickelung in Deutschland und deren Zukunft, mit besonderer Hinsicht auf Preußen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Buthmann, J. M., Maurerische Vorträge. Hamburg, F. Schuberth. Gr. 8. 1 Thlr.

Cappe, H. P., Beschreibung der Mainzer Münzen des Mittelalters. Mit 7 Kupfertafeln. Dresden. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Engelhardt, W., Die Nahrung der Pflanzen. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Fechter von Ravenna. Großes historisches Trauerspiel in 5 Akten. Freie Uebersetzung aus dem Deutschen eines unbekannten Verfassers. Erlangen, Bläsing. 8. 9 Ngr.

Föringer, Lebensskizze Schmellers. München. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Grün, A., A-B-C der Aesthetik. Fünf Vorlesungen, gehalten zu Straßburg. Straßburg, Treuttel u. Würtz. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Grün, Anastasius, Schutt. Dichtungen. 11te Auflage. Berlin, Weidmann. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Hahn, F. v., Die materielle Uebereinstimmung der römischen und germanischen Rechtsprincipien. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Hasert, J. C. R., War ich vom Satan verblendet da ich katholisch wurde? Für Jedermann eine Erklärung des Unterschiedes zwischen Katholisch-Sein und Protestantisch-Sein von einem ehemaligen lutherischen Geistlichen, jetzt katholischen Laien. 2te Auflage, sehr vermehrt. Gratz, Ferstl. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — War Luther ein Mann Gottes; vom Heiligen Geist erleuchtet, oder war er vom Satan verblendet? Ebendaselbst. Gr. 8. 8 Ngr.

Hentz, Caroline Lee, Ernst Linwood. Eine Erzählung. Deutsch von F. Thalberg. Drei Bände. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Horn, M., Die Dorfgroßmutter. Idylle. Leipzig, Matthes. 16. 20 Ngr.

Hostmann, C., Ueber altgermanische landwirthschaft. Inauguraldissertation. Göttingen. 1855. Gr. 4. 25 Ngr.

Hülsmann, E., Shakspeare. Sein Geist und seine Werke. Ein Führer für die Leser und Freunde des Dichters. 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 20 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 36ster Jahrgang für 1857. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jean Richard, Musikalische Leiden. Schauspiel in einem Aufzug. Leipzig, Matthes. Lex.-8. 15 Ngr.

Johann von Rotterdam, Des Fischers Tochter. Geschichte aus den Dünen. Aus dem Flämischen von A. Kretzschmar. Leipzig, Einhorn. 8. 15 Ngr.

Lancizolle, C. W. v., Die Bedeutung der römisch-deutschen Kaiserwürde nach den Rechtsanschauungen des Mittelalters. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 10. März 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 9 Ngr.

Liebetrut, F., Ueber heilige Natur- und Kunst-Anschauung in und gemäß der Schrift. Nebst einem Excurs über die Kunstrichtung Goethe's und seiner Zeit. Drei Vorträge. Potsdam, Riegel. 8. 10 Ngr.

Longfellow, H. W., Hyperion. Eine abenteuerliche Geschichte. Deutsch von A. Böttger. Leipzig, Einhorn. 8. 27 Ngr.

Mangold, W., Die Irrlehrer der Pastoralbriefe. Eine Studie. Marburg, Elwert. Gr. 8. 20 Ngr.

Meyer, K., Lieder der Armuth. Zürich, Höhr. 16. 7 Ngr.

Mühlbach, L., Friedrich der Große und sein Hof. 1ste Folge. — A. u. d. T.: Berlin und Sanssouci oder Friedrich der Große und seine Freunde. Historischer Roman. Vier Bände. 2te Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 1 Thlr.

Die Nacht in Berlin oder nächtlicher Spaziergang durch die Residenz. Von Clauren dem Jüngeren. 3te Auflage. Berlin, Bernhardt u. Comp. 32. 5 Ngr.

Pall, E., Enthüllungen aus Bad Homburg und Geheimnisse des dortigen Treibens. Nach dem Französischen bearbeitet von F. Freih. v. Biedenfeld. Weimar, Voigt. 8. 10 Ngr.

Pyl, Ueber die symbolische Darstellung der Griechen. Greifswald. 1855. Gr. 8. 6 Ngr.

Ratjen, H., Vom Einfluss der Philosophie auf die Jurisprudenz, besonders von der Benutzung der vier Arten des Grundes oder der Ursächlichkeit. Kiel. 1855. Gr. 4. 4 Ngr.

Reichenbach, H. G. L., Blicke in das Leben der Gegenwart und in die Hoffnung der Zukunft aus dem Verhältniss der Naturwissenschaft zur Religion und Erziehung. Allen Gebildeten, insbesondere Aeltern, Lehrern und Erziehern gewidmet. Dresden, Türk. Gr. 8. 22½ Ngr.

Rekowski, F. W. F. v., Epheuranken. Danzig. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Rocholl, R., Beiträge zu einer Geschichte deutscher Theosophie. Mit besonderer Rücksicht auf Molitor's: „Philosophie der Geschichte." Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 20 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Prinz Wilhelm von Preußen in den Kriegen seiner Zeit. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Mit dem Bildnisse und Facsimile des Prinzen. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, K., Zur Geschichte der neuesten Theologie. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Voigt, G., Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius II., und sein Zeitalter. 1ster Band. Mit dem Bildnisse des Papstes. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Unsere Zeit. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Das evangelische Gymnasium nach den berechtigten Forderungen der Zeit. Magdeburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Haubold, M., Die Banken und Creditinstitute der Gegenwart. Ein Wort für Deutschlands Staatsmänner und Kapitalisten. Leipzig, Hennings. Gr. 16. 5 Ngr.

Hofmann, J. C. C. v., Die Mission in der Heidenwelt und unter Israel. Ein Vortrag. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 2 Ngr.

Jenssen-Tusch, G. F. v., Der Sundzoll und das Auftreten Nordamerikas wider Dänemark. Meist nach dem Dänischen. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 12 Ngr.

Koepp, R., Die Vortheile eines Central-Credit-Instituts zur Hebung von Handel und Industrie, Vermehrung des Umsatzes in allen Geschäftsbranchen und Begründung eines unverzinslichen Credits. 2te Auflage. Mit Anhang: Prospect der Waaren-Credit-Gesellschaft. Berlin, Barthol. Gr. 8. 5 Ngr.

Kramer, G., Die Brüder vom gemeinsamen Leben. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 18. Februar 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Franz Baco von Verulam.

Die Realphilosophie und ihr Zeitalter.

Von

Kuno Fischer.

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte Verfasser, zugleich einer der ausgezeichnetsten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, hat in diesem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos seine „Geschichte der neuern Philosophie", sondern zugleich eine sehr fühlbare Lücke unserer philosophischen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erschöpfende und zusammenhängende Darstellung Baco's**, des größten unter den englischen und überhaupt realistischen Philosophen der neuen Zeit. Eine solche wird hier zum ersten male geboten.

Das Buch bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Es entwickelt in allen seinen Theilen die Baconische Philosophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der französischen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant'schen Epoche. So enthält es zugleich die Geschichte der Realphilosophie, die dem Geiste der Gegenwart nahesteht.

Unser Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geist der Industrie, der naturwissenschaftlichen Erfindung, der praktischen Cultur. Baco ist der Philosoph dieser Richtungen. Der Verfasser hat diesen Punkt ins hellste Licht gesetzt und dadurch seine Schrift in lebendiger Weise auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleuchtet er die Baconische Philosophie in ihrer eigenthümlichen Selbständigkeit, indem er sie andern gegenüberstellt, bald vergleichend, bald unterscheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwischen Baco und Cartesius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der Verfasser die auf Baco bezüglichen Parteistellungen. Er trifft sowol den blinden Gegner Baco's in dem französischen Romantiker de Maistre, als den blinden Bewunderer in dem englischen Geschichtschreiber Macaulay.

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakspeare (William), Venus und Adonis. — Tarquin und Lukrezia. Uebersetzt von Johann Heinrich Dambeck. Mit gegenübergedrucktem Original. 8. Geh. 1 Thlr.

Allen Freunden Shakspeare's wird diese neue, wenn auch schon vor längerer Zeit gefertigte und jetzt von dem Sohne des Uebersetzers herausgegebene Uebersetzung der beiden durch Glut und Bilderreichthum ausgezeichneten epischen Dichtungen Shakspeare's (mit gegenübergedrucktem Original) gewiß willkommen sein.

Brockhaus' Reise-Bibliothek.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Von Minden nach Köln.

Schilderungen und Geschichten.

Von

Levin Schücking.

Preis 10 Sgr.

Der bekannte Romanschriftsteller schildert hier die vielbesuchte Eisenbahnstrecke von Minden über Rehme (Bad Oeynhausen), Herford, Bielefeld, Hamm, Dortmund, Essen, Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf nach Köln, überall die interessante Geschichte (Wittekind, Hermann, das Femgericht ꝛc.) und die gegenwärtigen Verhältnisse der berührten Gegenden berücksichtigend. Er ergänzt damit seine frühere Schrift „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen", die vielfach als „ein wahres Musterbuch der Eisenbahnliteratur" bezeichnet worden ist.

Der Rhein von Mainz bis Köln.

Von

Nikolaus Hocker.

Preis 10 Sgr.

Allen den Rhein Besuchenden kann diese Schrift als ein trefflicher Begleiter sowie als interessante Lectüre vor oder nach der Reise empfohlen werden, da sie die wundervolle Natur wie die reiche Geschichte und Sage des Rheinstroms in lebendiger poetischer Weise schildert, ganz wie die frühere Schrift desselben Verfassers über „Das Moselthal", die allgemein als vorzüglich anerkannt worden ist.

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Von **Karl Schwarz**,

außerordentlichem Professor der Theologie zu Halle.

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 Thlr.

Das Erscheinen einer **zweiten Auflage** dieser Schrift wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spricht am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist von größter Wichtigkeit für das gesammte theologische und philosophische Publicum, namentlich für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen, wird aber auch einen größern Leserkreis vielfach interessiren.

Unter den vielen interessanten Partien dieser Geschichte der letzten zwanzig Jahre seien nur folgende hervorgehoben: die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, ferner die eingehende Charakteristik Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. A.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 33. —— 14. August 1856.

Alfred Meißner über Heinrich Heine.

Heinrich Heine. Erinnerungen von Alfred Meißner. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Heinrich Heine's Tod wird der Anfang seiner Apotheose sein!" Das sind die letzten Worte der vorliegenden Schrift, deren Verfasser, wie wir aus diesen Worten sehen, es recht klar und deutlich ausspricht, daß er gesonnen ist, bei dieser Apotheose die Initiative zu ergreifen. Daß der jüngere Dichter mit soviel Wärme, ja mit einer wahren Hast an dieses Vergötterungswerk geht, ist jedenfalls recht schön von ihm und zeigt von einem dankbaren Herzen, vielem Gemüth und auch von einer beträchtlichen Dosis Muth, denn Meißner bekennt, daß ihm Heine, den er mehrfach in Paris besuchte und mit dem er in einem siebenjährigen Briefwechsel stand, liebevoll zugethan war, ein Fall, dessen sich wol kein zweiter Schriftsteller Deutschlands rühmen darf; er gesteht dies offen als Motiv seiner „Erinnerungen" ein und wußte doch auch, daß er bei seinem Vorhaben mit einigen Herren im deutschen Land Nüsse zu knacken haben werde. Nun liegt das interessante Buch vor uns, das interessante Buch, weil es reich ist an pikanten Mittheilungen über den „kranken Schwan", sein Leben, seine Gesellschaft, reich an witzigen Bemerkungen, kleinen Anekdoten, kurz, reich an Material, das geeignet ist, von allen Verehrern des Todten mit Spannung und Interesse gelesen, ja mit Hast verschlungen zu werden, denn man muß es Meißner nachsagen, das Buch ist der Gourmandise des deutschen Lesepublicums vollkommen mundgerecht gemacht, mit einem Wort, es ist ein Buch, das sich schnell Eingang verschaffen wird in die Herzen der blasirten Jünglinge, in die Boudoirs der Damen, deren Liebling Heine war. Meißner wird gesegnet werden von den Dichterlingen, die sich für Erben der Heine'schen Muse halten, er wird gepriesen werden von den Dandies, die endlich wieder ein interessantes Buch für ihre Schönen kaufen können, und von den Schönen, die es erhalten, am meisten aber vom Verleger, der damit ein gutes Geschäft machen wird. Auch wir werden ihm dankbar sein für die vielen Aufklärungen, die er uns über den Dichter gibt, für die Mittheilungen über dessen häusliches Leben, sein Verhältniß zu Börne, zu dem unglücklichen Gérard de Nerval, der ihm seine Gedichte übersetzen half, über die Todtenfeier Fourier's, über Proudhon, über die Rachel, über Börne's Freundin Frau von S., ihren Gemahl, über die kleine „Mouche" (eine jüngere Freundin Heine's aus seinen letzten Lebenstagen) und am meisten dankbar werden wir ihm sein für Heine's letztes Gedicht „Für die Mouche", in dem uns Alles, was wir an Heine loben und lieben, noch ein mal in einem Gusse entgegentritt:

> O Tod mit deiner Grabesstille du,
> Nur du kannst uns die beste Wollust geben,
> Den Krampf der Leidenschaft, Luft ohne Ruh'
> Gibt uns für Glück das albern rohe Leben.

Oder die Schlußstrophen:

> Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
> Und disputiren diese Marmorschemen?
> Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
> Wetteifert wild mit Mosis Anathemen.
>
> O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
> Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
> Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
> In zwei Partei'n, Barbaren und Hellenen.
>
> Das fluchte, schimpfte! gar kein Ende nahm's
> Mit dieser Controverse, der langweil'gen,
> Da war zumal der Esel Bileam's,
> Der überschrie die Götter und die Heil'gen.
>
> Mit diesem J-a, J-a, dem Gewieh'r,
> Dem schluchzend ekelhaften Mislaut brachte
> Mich zur Verzweiflung schier das dumme Thier,
> Ich selbst zuletzt schrie auf — und ich erwachte.

Für das Alles sind wir Meißner aufrichtig dankbar, und wir wollen es ihm, da das Buch einmal den Charakter einer Apologie trägt, nicht zum Vorwurfe machen, wenn er Alles groß und schön findet und, was die Welt an Heine nicht groß und nicht schön gefunden, bemäntelt und beschönigt, dafür ist Meißner Heine's Freund; aber Alles hat seine Grenze, auch der Enthusiasmus

verdient in die gebührenden Schranken gewiesen zu werden, wenn er sich überstürzt, und diese Grenze, glauben wir, hat Meißner überschritten, ja auf Kosten Anderer überschritten, sodaß wir die Frage aufwerfen müssen: könnte der Verfasser, der seine „Erinnerungen" gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von Heine's Tode niedergeschrieben (die Vorrede hat das Datum vom 26. März 1856), was er im ersten Taumel, im ersten Schmerz um den Todten geschrieben, auch bei ruhiger Ueberlegung verantworten, ist auch Alles wahr, was in dem Buche steht? Wir wollen unsere Zweifel durch einige Anführungen begründen.

Von dem Tode des Dichters heißt es: „In diesem Jahrhundert hat die deutsche Muse nur zwei, drei mal einen gleich großen Schmerz erlitten und ein Verlust wie dieser steht ihr nicht bald wieder bevor!" Nur zwei, drei mal hat sie einen gleich großen Schmerz erlitten? Nur bei Schiller's, Goethe's und vielleicht Lenau's Tode? O dein Register hat ein Loch! Und Klopstock, Herder, Wieland, Jean Paul und Börne, Tieck, die Schlegel, Chamisso, Platen, Immermann u. A. wären unbeweint hingegangen? Ein Verlust wie der Heine's steht nicht bald wieder bevor! Will der Verfasser damit den Wunsch aussprechen, daß Gott die Uhland, Rückert, Kerner, Arndt, Grillparzer noch recht lange am Leben erhalten möge, ein Wunsch, den wir und gewiß alle Deutschen von ganzem Herzen theilen? Aber ach, alle die Männer sind Greise, noch einige Decennien vielleicht und wir werden auch um sie trauern. Nein, solange der alte Sänger im Schwabenland, solange der geharnischte Barde in Schweinfurt lebt, und das möge noch lange, sehr lange dauern, sind Deutschlands größte Dichter der Jetztzeit noch nicht begraben! Wenn Meißner die epochemachende Bedeutung Heine's als Dichter in das rechte Licht zu setzen versucht, so wird ihm darum Niemand gram sein, und man könnte ihm höchstens nachsagen, daß er damit nichts Neues thut; Heine's Dichterruhm hat noch allen Angriffen Stand gehalten, denn sein Piedestal ist das deutsche Herz, ja keiner seiner Feinde, selbst sein größter nicht, er selbst, hat ihn zu untergraben vermocht. Wenn Meißner aber auch den Koth in den Heine'schen Schriften zu vergolden versucht, so unterzieht er sich einer unsaubern Arbeit, die ihn selbst in übeln Geruch bringen kann. Wenn er in Bezug auf die Polemik Heine's, der von sich selbst sagt, er besitze die Zähne und die Tatze des Tigers, behauptet: „Ihm waren diese furchtbaren Waffen angeboren, er gebrauchte sie zuweilen (!!), aber zu seiner Ehre sei's gesagt und nachdrücklich hervorgehoben, nur zur Vertheidigung und herausgefodert. Seine persönlichen Ausfälle waren nicht die Geburt einer kleinlichen Reizbarkeit, einer schmähsüchtigen Seele, nicht der Trieb zu skandalösen Auftritten, ja sogar nicht des Uebermuths im Bewußtsein solcher Angriffsmittel. Die Situation erzeugte sie, die Situation berief ihn zu seinem Amte (?)", so ist das Alles unwahr. Jeder Mensch weiß, wie oft Heine bereit war, aus Charakteren Caricaturen zu machen, aus keinem andern Grunde, als um die Lacher auf seine Seite zu bekommen; jeder Mensch weiß, daß die vielen Angriffe auf ihn nur Erwiderungen auf vorausgegangene muthwillige Schmähungen waren; ja jeder Mensch weiß, daß sich jener fast einstimmige Sturm gegen Heine nicht erhoben hätte, wenn er seine an Impertinenzen so überschwänglich reiche Schrift gegen Börne nicht geschrieben hätte! Dem Letztern aber macht es Meißner zum Vorwurfe, daß er so viele gehässige Briefe gegen Heine an die Frau von S. schrieb. Heine ließ eine Schmähschrift drucken ohne gehörige Veranlassung, der edle Börne sprach sich dafür in Privatbriefen bitter über seinen Beschimpfer aus, aber er ließ diese Ansichten nicht drucken, erst seine gekränkte Freundin that dies, that es vielleicht gegen den Willen des Verstorbenen und dennoch sagt Meißner: „Bedenkt man die Anzahl der Briefe, so muß man darüber erstaunen, wie ein im Grunde großmüthiges Herz, wie das Börne's war, für einen ganzen Köcher voll kleinlicher Waffen Raum genug hatte, und wie im Busen einer von Menschenliebe emporlodernden Seele eine so lange währende und so tiefgehende Verfolgungslust entbrennen konnte, zumal der gehaßte und verfolgte Mann Jemand war, dessen Streben im Grunde mit dem seinigen eins und dasselbe, ebenso frei, ebenso groß (!!!) war, und an den er durch mannichfache Jugenderinnerungen gebunden sein mußte." Dieser Vorwurf nimmt sich noch naiver aus, wenn Meißner einige Seiten früher in vollem Widerspruche zu demselben sagt: „Beide Naturen (Heine's und Börne's) waren himmelweit verschieden und zwischen beiden lag von jeher ein Abgrund", oder von Heine, dessen Lobredner er doch ist: „Er war kein Freund des sittlichen Ernstes." Wie kann man einen solchen Satz in ein Buch setzen, das die Apologie eines Mannes sein soll, über den dieser Satz ja den Stab bricht? Völlig ungerecht ist Meißner, wenn er von Börne sagt: „Er gehörte zu den gedrückten Judennaturen", oder: „Er war kein Poet, seine Skizzen verrathen den größten Mangel an Erfindung, Plastik und Gestaltung" u. s. w. Solche Urtheile, unmotivirt, weil sie sich nicht motiviren lassen, hätte Meißner vermeiden sollen, denn die Verkleinerung der Gegner zum Fußschemel des Lobes für die Angreifer machen, ist ein sehr mangelhafter Behelf für eine Lobrede. Mit der Apotheose eines Mannes, über den schon die extremsten Dinge gesagt worden, gegen den in den dreißiger Jahren Stephani ein Buch geschrieben („Heinrich Heine, ein Blick auf unsere Zeit", Halle 1834), eines Mannes, den der größte Literaturhistoriker Deutschlands, Gervinus, fast ignorirt und von welchem ein anderer Schriftsteller, der in literarischen Sachen Sitz und Stimme hat, Robert Prutz (in seinen „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart") sagt: „Ihn genirte es nicht, das Bekenntniß seiner Nichtsnutzigkeit abzulegen, er fand es ganz natürlich, daß, wer ein Lump war, sich auch als Lump bekannte. Heine hatte den Muth der Gemeinheit" u. s. w.; mit der Apotheose eines solchen Mannes ist es eine misliche Sache. Was Heine als lyrischer

Dichter ist, wird ihm Keiner streitig machen, aber sein Verdienst, das deutsche Publicum durch so und so viele Jahre amüsirt zu haben, ist mit dem Beifallklatschen der Menge reichlich bezahlt und verdient keine Apotheose; gegen diese werden die Beschimpften, die mit Koth Beworfenen, und die Zahl dieser Ehrenmänner ist groß, ewig Protest erheben. Die Reue, von der Meißner erzählt, namentlich die Reue über Das, was er an Börne verbrochen, ist nur geeignet, den Vorwurf der Schlechtigkeit mit dem der Gesinnungslosigkeit zu paaren, und wenn Heine's Memoiren, von denen er selbst sagt, daß Mancher vor ihnen zu zittern habe, und die wahrscheinlich deshalb nicht bei Lebzeiten seiner Frau erscheinen sollen, wirklich nichts Andres sein sollten als Charakterzeichnungen, in denen sich seine Schmähsucht noch potenzirt, so wäre es vielleicht besser, daß sie gar nicht erschienen, denn sie dürften den Pfeilern seiner Apotheose einen argen Stoß versetzen. Hätte Meißner in seinen „Erinnerungen" nichts Anderes gethan, als eben diese aufgezeichnet, so hätte er sich all die Angriffe erspart, die jetzt mit Recht von allen Seiten auf das Buch gemacht werden, und hätte die Freude, daß seine schönen poetischen Erinnerungen an den „Liebling Deutschlands" auch überall mit Liebe aufgenommen worden, ungetrübt genießen können, denn das Buch ist in vielen Partien recht reizend geschrieben; ja hätte er sich nur auf die Defensive verlegt, so hätten ihn die Männer seiner Partei für dieses „Dankopfer" zum Himmel gehoben, und die Gerechten der andern Partei hätten sagen müssen: „Audiatur et altera pars!" Aber in seiner Lage noch die Offensive ergreifen, heißt die Kritik geradezu herausfodern, und wir glauben, man blieb und bleibt ihm die Antwort nicht schuldig. **Theophil Pisling.**

Nachwort.

Theils einige inzwischen erfolgte Publicationen in Betreff Heine's, theils innere Motive veranlassen mich, vorstehenden Bemerkungen unsers Mitarbeiters ein kurzes Nachwort hinzuzufügen. Ich habe mich über Heine in d. Bl. wiederholt und am ausführlichsten auf Anlaß seiner „Vermischten Schriften" in Nr. 50 f. 1854 ausgesprochen. Ich bin mir bewußt, dabei mit vollster Unparteilichkeit zuwerke gegangen zu sein; indem ich mich jedoch auch über manche seiner verwerflichen Privatneigungen, denen sein Talent sich dienstbar machte, misbilligend äußerte, habe auch ich wol bei Denen Anstoß gegeben, welche der Meinung sind, daß sich das Genie gegen seine Nebenmenschen Alles erlauben, wie Tamerlan und Dschingis-Khan auf ihren Kriegszügen verfahren oder nach dem Muster Pélissier's den eingekeilten Gegner durch Rauch und Lohe ersticken dürfe. Dagegen bin ich nun freilich der ganz abweichenden Ansicht, daß die Literatur, welche sich zum Werkzeuge persönlicher Rache hergibt, überhaupt keine Literatur mehr ist, oder man müßte denn die mancherlei gehässigen Persönlichkeiten und Denunciationen, wie sie die Spalten gewisser Theater- und Localblätter füllen, zur Literatur rechnen wollen. Die Größe und Eigenthümlichkeit des Heine'schen Talents ist auch von mir zu keiner Zeit verkannt, noch jemals in Zweifel zu ziehen gesucht worden, im Gegentheil hat Heine auch auf mich, wie dies anfangs der dreißiger Jahre unter der studirenden Jugend fast epidemisch war, einen großen, vielleicht nur zu großen Einfluß geübt. Freilich mag es manchem lyrischen Tanhäuser noch schlimmer gegangen sein, indem er sich später als ich, vielleicht zu spät, aus dem Venusberge der Heine'schen Poesie hinaus und wieder mit sich selbst zurecht gefunden hat. Und auch jetzt noch steht es bei mir so gut wie bei Heine's blindesten Bewunderern als unumstößliche Wahrheit fest, daß Heine, nächst Lichtenberg, vielleicht der witzigste deutsche Kopf gewesen und daß ihm die moderne Lyrik einige ihrer schönsten, prachtvollsten und eigenthümlichsten Blüten verdankt.*) Nur verlange man nicht, daß wir auch sagen sollen: Heine hat dem deutschen Humor erst den Stempel der Vollendung aufgedrückt, indem er ihn gelehrt hat, auch frivol, persönlich und cynisch zu sein, das Heiligste zu seiner Zielscheibe zu machen und aus seinem Holze vergiftete Rachepfeile zu schnitzen. Man vergesse nicht, daß der Humor aufhört Humor zu sein, wenn er sich dazu erniedrigt, persönlich zu werden. Der echte Humor verschmäht, den persönlichen Charakter eines bestimmten Individuums durch bloßen Klatsch zu verdächtigen und selbst seine Körperlichkeit in ein lächerliches Licht zu stellen, um sein Müthchen an ihm zu kühlen. Unser Mitarbeiter, Eduard Schmidt-Weißenfels behauptet daher in seinem neuerschienenen Buch über Frankreichs neuere Literatur gewiß nicht mit Unrecht, daß „der Heine'sche Geist, sein skeptischer Humor und Nihilismus während zehn Jahren fast ein für die Literatur erschreckend verderblicher" gewesen.

Meißner's Schrift über Heine hat nur geringen literarhistorischen Werth. Es war dies zu erwarten, denn Heine hat sich um die Interessen der Literatur als solche niemals viel gekümmert. Die Frage, was denn auch aus der Literatur werden solle, ließ ihn völlig gleichgültig. Der raffinirte moderne Egoismus war bei ihm bis zum

*) Zu diesen Blüten zählen wir auch folgende Strophen aus dem von Meißner mitgetheilten, auch von Pisling oben citirten Gedichte „Für die Mouche":

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag' es niemals, ach!
Den Glühwurm frag', was er im Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag', was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag', was sie duften, Nachtviol' und Rosen,
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Tobter kosen!

Solche Verse schreibt dem Dichter freilich Niemand nach, und er schrieb sie zwei oder drei Wochen vor seinem Tode! Wir begreifen es kaum, wie Alfred Meißner, sonst ein so ausbündiger Verehrer Heine's, dieses Gedicht „weder der Form noch dem Inhalt nach neu und bedeutend" nennen konnte.

Aeußersten ausgebildet. Er glich jenen neuern Schauspielern, die ohne Rücksicht auf das Ensemble und ihre Mitschauspieler einzig und allein darauf bedacht sind, ihr Talent und ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Darum sein Buch über Börne, der ihm als Rival verhaßt war. Dagegen ist Meißner's Schrift als psychologisch-pathologische Studie und als Krankheitsgeschichte von nicht unbedeutendem Interesse. Der geistigen Energie, womit Heine seinem ihn folternden fürchterlichen Krankheitszustand Trotz bot und sich eine unter diesen Umständen wirklich fast unglaubliche Heiterkeit des Gemüths und eine seltene Productionsfähigkeit bewahrte, werden wir unsere Anerkennung nicht versagen können. Aber freilich selbst unter dieser Pein, die ihn zuletzt zu einer Art Compromiß mit dem von ihm früher verhöhnten Herrgott nöthigte, konnte ihn nichts zur Liebe und zur Versöhnlichkeit bewegen. Wer, vielleicht nur aus Nothwehr und von ihm aufs furchtbarste gereizt, einmal gewagt hatte, an seinen Dichterlorber zu tasten, der mußte es büßen. Sein Gott war nicht der christliche Gott der Liebe, sondern der altjüdische Gott des Zorns und Hasses. Niemand war weniger fähig als er, das schwere Gebot zu erfüllen, das von uns heischt, auch Denen zu verzeihen, welche uns wehe gethan. Er war, wie Schmidt-Weißenfels von ihm sagt, auf seinem Krankenbette „halb Satan, halb poetisches Gerippe", und in seiner Wohnung in Paris war seit etwa 20 Jahren das Hauptquartier des literarischen Klatsches aufgeschlagen. Zu Meißner sagte Heine:

Sehen Sie dorthin! Dort liegen meine Memoiren, darin sammle ich seit Jahren frazzenhafte Porträts, abschreckende Silhouetten.... Meine Nerven lassen mich von Zeit zu Zeit noch in Ruhe, und da finde ich denn noch immer die Kraft, einem Marsyas nachzuspringen, ihn beim Kopfe zu fassen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehen. Das entsetzliche Geschrei, das der Halunke bei der Operation ausstößt, verbreitet sich im ganzen Walde und flößt seinen Kameraden einen heilsamen Respect ein. Ach, wenn der Kerl nicht so erschrecklich schriee, es verlohnte sich wahrlich gar nicht der Mühe, ihn zu schinden, aber bisjetzt haben sie alle furchtbar geschrieen.

Alfred Meißner, der dies als Freund und Verehrer Heine's mittheilt, fügt hinzu: „Er schmauste eine lange Zeit im Gedanken an die Erfolge seiner Angriffe", und erzählt dann, wie Heine weiter geäußert habe: „Mich dauert Deutschland! Wie wird das Ungeziefer frech und unverschämt auf allen Tischen umherkriechen, wenn ich todt sein werde, ich, der große Vertilger!" Leider aber sah Heine nur dasjenige Gethier als „Ungeziefer" an, welches seinen eigenen Leib bekroch und vielleicht in seinem eigenen Leibe, in der Substanz des specifisch Heine'schen Wesens ausgebrütet war.

Zu den Gegenständen seiner persönlichen oder den Personen seiner gegenständlichen Abneigung gehörte namentlich auch Jakob Venedey, gewiß ein wohlmeinender Mann, der freilich das Talent Heine's nicht besitzt, ihn aber ohne Zweifel an aufrichtiger Liebe zu dem deutschen Volke und den Interessen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes bei weitem übertrifft. Das Meißner'sche Buch enthält über Venedey einen unerquicklichen Klatsch, wie ihn Heine auch noch auf seinem Krankenlager gern einbrockte. Venedey hat dagegen, wie überhaupt gegen die Meißner'sche Schrift, eine Heidelberg den 9. Juli datirte Replik in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht, in der es unter Anderm heißt:

Herr Meißner sagt, ich sei Heine's Zeuge bei seinem Duell gegen Herrn Strauß gewesen. Dem ist nicht so. Heine hatte Gründe dazu, mich nicht zu wählen und vielleicht Andern später zu sagen, daß ich sein Zeuge gewesen. Die Gründe, die ihn verhinderten, mich zu wählen, waren ganz „gesunder" Art und lagen jedenfalls nicht in meiner politischen „Blutscheu". Man mag es für eine Anomalie erklären, aber ich glaube nun einmal, daß es Fälle geben kann, in denen der Mann dem Manne gegenüber sein Leben einsetzen darf, vielleicht muß. Mit diesen Ansichten sollte ich einmal bei einer andern Gelegenheit Zeuge in einer Duellsache gegen Heine sein. Ich besitze über diese Angelegenheit eine kostbare eigenhändige Correspondenz von Herrn Heine, die vielleicht mehr als alles Andere daran schuld ist, daß Heine die Witze, die Herr Meißner jetzt gegen mich veröffentlicht, unter vier Augen und im Freundeskreise gegen mich spielen ließ, aber auch, daß er nicht selbst sie in die Münze schickte u. s. w.

Venedey erklärt, für den Fall der Veröffentlichung der Heine'schen Memoiren diese eigenhändigen Briefe Heine's als Gegentrümpfe einstweilen in Reserve halten zu wollen, insofern aber „der nachgelassene Schmuz des geheimen Kästchens" ihn nicht zur Abwehr herausfodern sollte, es nach seinem Tode dem Zufall anheimzustellen, „ob bis dahin es noch der Mühe werth ist, Heine's Briefe der Oeffentlichkeit zu übergeben". Wir sprechen den Wunsch und die Hoffnung aus, der Himmel werde Herrn Venedey sein Leben noch solange erhalten, bis die Zeit gekommen ist, wo Niemand mehr an Heine'schen Klatsch- und Skandalgeschichten ein Interesse nimmt, wiewol das deutsche Publicum leider für solche skandalöse Geschichten ein zäheres Gedächtniß zu besitzen scheint als für ehrenvolle Händel.

Noch eine von unserm Referenten oben nicht erwähnte Meißner'sche Auslassung möchten wir hier anführen. Heine, an Günther, Bürger, Hölderlin, Heinrich von Kleist und Lenau sich erinnernd, brach einmal in die Worte aus: „Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern!" Hieran knüpft Meißner eine weitere Betrachtung und bemerkt dann:

Ein Dichter sollte eigentlich Sehnen von Eisen haben und den Körper eines Stiers, um die Umarmungen der Muse ertragen zu können, welche erschöpfender sind als die von zehn irdischen Frauen. Was sage ich? Er sollte den Leib des Behemoth haben.... Wenn einem Dichter erlaubt sein dürfte, bei dem hohen Geschenk, das ihm zutheil geworden, ein anderes Wesen zu beneiden, ich glaube, es müßte dieser Behemoth mit den Knochen von Eisen sein.

Ich weiß nicht, ob mit solchen hypergenialen Behemothphantasien dem Stande der Dichter beim Publicum ein großer Dienst geschieht, ganz abgesehen davon, daß Behemothsknochen von Eisen und ein Stierkörper ihren glücklichen Besitzer wol eher zu einem Fleischer oder Packknecht als zu einem Dichter qualificiren würden.

Inzwischen sind Heine's Gedichte, die früher schon von Julian Fane ins Englische übersetzt wurden, jedoch

in dieser Bearbeitung nicht in den Buchhandel kamen, von John E. Wallis unter dem Titel „Heinrich Heine's book of songs" (London 1856) in englische Rhythmen übertragen worden und, soviel wir aus den in englischen Blättern mitgetheilten Proben schließen können, mit großem Glück. Auch die „Edinburgh review" erkennt dies in einem Artikel über Heinrich Heine, dem die genannten beiden Uebersetzungen und Heine's „Vermischte Schriften" zugrunde gelegt sind, gebührend an und spricht sich bei dieser Gelegenheit über Heine im Allgemeinen fast überraschend günstig und bei weitem günstiger aus als das „Athenaeum français" dies in einem Artikel gethan hat, dessen wir in Nr. 46 d. Bl. für 1855 gedachten. Der englische Kritiker hat eben keine Einsicht in die nachtheiligen Einflüsse, welche manche Heine'sche Elemente auf ohnehin schon in gewissen Schichten demoralisirte oder aller Demoralisation offene Literaturen, wie die französische und deutsche, ausüben müssen.

Wenn ein Schriftsteller — beginnt der Artikel — bei Lebzeiten weidlich geschmäht worden ist, so pflegt die seinem Ableben unmittelbar folgende Zeit seinem Ruhme günstig zu sein. Dies ist namentlich der Fall, wenn der Schriftsteller alle jene Verdächtigungen und Verlästerungen zu tragen hat, welche das Loos eines Humoristen sein werden, solange das Publicum aus Leuten besteht, deren größtem Theile die Operationen seines Verstandes und die Motive seines Handelns im Wesentlichen unverständlich bleiben müssen u. s. w.

Und gegen den Schluß heißt es:

Der Heine so reichlich zugebote stehende Humor erstreckte sich über die ganze Oberfläche der Natur und ließ nirgends einen Platz für trockene Lustigmacherei und dürren Spott; Alles, was er berührte, befruchtete er mit der ihm anhaftenden Poesie, und die Sympathie der Menschheit zeigte sich nachproducirend in der reichen Ernte der Nachahmer, die ihm nicht nur in Deutschland, die ihm auch in andern Ländern gefolgt sind. Manches Blatt neuerer politischer Satire beruht auf einer Heine'schen Phrase; manches Gedicht, manche Stanze ging aus einer einzigen seiner Verszeilen hervor. Die Witzformen, welche er erfand, sind von Denen angewendet worden, welche niemals seinen Namen kennen gelernt hatten, und doch gehört dieser Name bereits der europäischen Literatur an.

Wenn uns Deutschen nun in Heine auch die uns solange vorenthaltene Palme in der humoristischen Gattung gereicht wird, so wollen wir uns aufrichtig darüber freuen, denn dieses Lob gilt seinem Genius und dem Genius der deutschen Sprache. Der Vorwurf, den ihm auch der englische Kritiker (vielleicht der als Verehrer Heine's längst bekannte John Oxenford) gelegentlich macht, daß er zu sehr und in unverzeihlicher Weise zu persönlichen Ausfällen geneigt gewesen sei, trifft seinen individuellen Charakter. Wesentlich neue Anschauungen findet man in diesem Artikel übrigens nicht, die Betrachtung über den Humor als ein ganz eigenthümliches, nur aus sich selbst zu erklärendes und daher für die Meisten unverständliches geistiges Phänomen vielleicht ausgenommen. Ueberhaupt sind die Reviews nicht mehr Das, was sie in frühern Tagen waren; es macht sich in ihnen eine gewisse Trockenheit und Dürre bemerkbar, und Originalität und Höhe der Auffassung zeigt sich in ihnen kaum noch. Kein englischer Reviewer schreibt jetzt so eingehend und tief über die deutsche Literatur wie ehemals Thomas Carlyle oder wie gegenwärtig noch der Nordamerikaner Theodor Parker. **Hermann Marggraff.**

Franz von Assisi.

Franz von Assisi. Ein Heiligenbild von Karl Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1856. 8. 1 Thlr.

Franz von Assisi ist in neuerer Zeit bei uns und mehr noch in Frankreich und Italien so vielfach besprochen worden, daß ein kurzer Bericht über die neueste deutsche Schrift, welche von ihm handelt, auch in d. Bl. wol um so eher gerechtfertigt ist, als ein Theil des Interesses, das sich an jenen Heiligen knüpft, ein literarisches ist. Seit die Meinung, welche den Sicilianer Ciullo d'Alcamo als ältesten italienischen Dichter in das 12. Jahrhundert stellte, neuern Forschungen hat weichen müssen, bleibt außer dem jedenfalls zweifelhaften Sienesen Folcachiero de' Folcachieri kaum ein zweiter Dichter übrig, der dem „Sonnenhymnus" des heiligen Franz den Ruhm streitig machen könnte, das älteste italienische Gedicht zu sein. Eben dieser Hymnus aber ist Gegenstand der Ungewißheit und des Streits.

Nachdem das Mittelalter und die spätern Jahrhunderte an Legenden und andern, oft ebenso salbungsvollen als geschmacklosen Verherrlichungen des Stifters des ausgebreitetsten unter allen Mönchsorden überreich gewesen waren, haben zunächst in Deutschland mehre hervorragende katholische Schriftsteller in anderm Interesse als dem der unmittelbaren Erbauung von Franciscus gehandelt (J. Görres, „Der heilige Franz von Assisi, ein Troubadour"; Schlosser [von Kloster-Neuburg] und Steinle, „Die Lieder des heiligen Franz"; von untergeordnetem Werthe: Vogt, „Der heilige Franciscus von Assisi"). Es folgten die französischen Schriften von Chavin de Malan, „Histoire de Saint-François", und Morin, „Saint-François d'Assisi et les Franciscains", insbesondere aber der Schwanengesang des trefflichen, viel zu früh verstorbenen Ozanam: „Les poètes franciscains en Italie au treizième siècle" (1852). Dies sehr vorzügliche Büchlein wurde 1853 von dem nun auch verstorbenen N. H. Julius deutsch und von meinem, der fraglichen Literaturzweige in ausgezeichnetem Grade kundigen Freunde Cav. Pietro Fanfani (1854) mit reichen Zusätzen italienisch bearbeitet. Die für die Geschichte des Heiligen bedeutendste Schrift ist aber jedenfalls die eben erschienene Hase's in Jena.

Der verehrte Kirchenhistoriker berichtet von seiner „protestantischen Wallfahrt nach Assisi" im November 1852 und kleidet seine Mittheilungen in das Gewand erzählender Aufschlüsse, die er in der Rosenlaube von Santa-Maria degli Angeli seinen ihn begleitenden Familiengliedern über den Heiligen gegeben, von dem in jenem Clitumnusthal fast jeder Stein zu erzählen weiß. Auch Goethe gedenkt der „ungeheuern Substructionen der babylonisch übereinandergethürmten Kirchen, wo der heilige Franciscus ruht"; er ließ sie aber „mit Abneigung links

liegen", weil er voraussetzte, daß hinter jenen Mauern die Köpfe so wie der des Hauptmanns, seines Reisegefährten (desselben, der ihn so eindringlich vom Denken abmahnte), gestempelt würden. Mit der bloßen Abneigung und dem Linksliegenlassen ist aber eine Erscheinung nicht abgefunden, welcher als einer der hervorragendsten des ganzen Mittelalters Dante einen von Liebe und Bewunderung glühenden Gesang seines „Paradiso" weiht. Kaum vier Jahre ehe jener Riesenbau vollendet war, hatte seine Stelle das Hochgericht eingenommen, und der Mann, über dessen Grabe die mächtige Doppelkirche sich wölbt, wurde eben dort bestattet, weil er im Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit begehrt hatte, unter dem Galgen verscharrt zu werden. Er selbst starb als Bettler, dem, noch ehe er den Geist aufgegeben, sogar die Kutte, sein einziges Kleidungsstück, als ein nur geliehenes Gut wieder abgenommen ward, und Bettler waren es, welche eine der großartigsten Bauten jener bautenreichen Zeit errichteten und sie dann mit den Werken der ersten Künstler Italiens überreich ausschmücken ließen. Nichts, schlechthin gar nichts hatte der reiche Kaufmannssohn, der seine geistliche Laufbahn damit anfing, daß er alle seine Habe weggab, seinen Jüngern zu bieten, als Kutte, Strick und Bettelsack; kaum 17 Jahre nach den ersten Anfängen des Ordens aber, als der Heilige starb, hatte jener sich bereits in vielen Tausend Gliedern über die damals bekannten Welttheile verbreitet, sodaß zu einer Pfingstversammlung bei Assisi deren allein mehr denn 5000 von allen Seiten herbeiströmten.

Das frische, regsame Geistesleben, das seit der Ottonenzeit immer mächtiger in Europa pulsirte, hatte wol auch die Kirche angeregt zum Ausbau ihres Lehrgebäudes und ihrer Verfassung, legte aber in die Geister der Gemeindeglieder statt der fügsamen Roheit früherer Zeiten gefährliche Keime in wachsender Zahl. Wie die Geistlichen selbst durch die ganze Stufenleiter der Hierarchie hin verweltlicht waren, sodaß auch die Kämpfe mit den fränkischen Kaisern nicht, wie ihre Aufgabe gewesen war, den Klerus geistlich machten, sondern ihm nur weltliche Unabhängigkeit gewährten, ebenso verkehrten sich durch die gesammte Christenheit die ursprünglich geistlichen Bewegungen in weltlich selbstsüchtiges Treiben. So vor allem die Kreuzzüge, so später die mannichfachen Reformversuche eines Arnold von Brescia, eines Johannes von Vicenza u. A. Der rege Verkehr mit dem Morgenlande brachte neben Ueppigkeit und Unkeuschheit religiöse Zweifel und Indifferenz in den Occident und noch vor dem Ende des 12. Jahrhunderts wuchern kirchenfeindliche Sekten in dichten Haufen hervor. Der entarteten, sittenlosen Geistlichkeit gegenüber die Stimme des Volks zu gewinnen ward diesen Häresien nur allzu leicht, wie verschiedenen Werthes auch sonst Katharer, Patarener, Albigenser und Waldenser waren. Der Zwiespalt von Papst und Kaiser gewährte den Ketzern, wenn nicht offenen Schutz, so doch warme Sympathien der Kaiserlichgesinnten. Die Kirche schien diesen Angriffen gegenüber ihrer geistigen Waffen beraubt; fast nur den einen Bernhard von Clairveaux ausgenommen, kämpfte sie gegen die reformatorischen Lehren allein mit Scheiterhaufen, und der Heldenmuth, mit dem Tausende von Katharern starben, fachte aus der Asche jedes Holzstoßes neue Flammen an. So gut als nutzlos waren dem Katholicismus in diesem Kampfe die zahlreichen alten Mönchsorden. Die Schüler Benedict's von Nursia in ihren mannichfachen Abarten lebten ohne durchgreifenden Einfluß auf die Volksmassen in ihren burgähnlichen Klöstern der Beschaulichkeit, dem Studium oder irdischen Interessen.

Wol reichte die Macht Innocenz' III. soweit, daß er Otto IV. die Kaiserkrone entreißen und sie auf des jugendlichen Hohenstaufen Haupt setzen konnte; die Zustände der Kirche waren aber dennoch so unterhöhlt, wie die Legende (bei Bonaventura) bildlich berichtet. Es träumte nämlich dem Papste, die Basilika des Laterans („aller Kirchen katholischer Christenheit Haupt und Mutter") drohe in schreckenerregender Baufälligkeit alsbaldigen Zusammensturz. Da eilte ein unscheinbarer Bettler herbei und stützte die wankenden Mauern mit seiner Schulter.

Dieser Bettler des Traumgesichts war Franciscus. Tags zuvor war er von dem „in hohen Gedanken umherwandelnden" Papste um seines dürftigen Aussehens willen zurückgewiesen. Der Traum veranlaßte den Papst, ihn wieder herbeizurufen. Franz erbat die päpstliche Bestätigung für die von ihm entworfene Regel des neu zu gründenden Mönchsordens. Die Regel war einfach genug; sie schloß sich in buchstäblicher Strenge an alle, auch an die herbsten Vorschriften der Bergpredigt an und stellte als die drei Hauptgebote auf: Keuschheit, Gehorsam und unbedingte Armuth. Einige eben gegenwärtige Cardinäle äußerten besorglich, das sei eine Neuerung, welche in ihrer Strenge das Maß der menschlichen Kräfte überschreite; der Cardinal von St.-Paul aber entgegnete: wer da sage, das Gelübde dieses Mannes, welcher sich ja auf die Befolgung evangelischer Vollkommenheit beschränke, enthalte Neuerungen, Unvernünftiges oder Unausführbares, der lästere unleugbar Christum, als den Urheber des Evangeliums. So erhielt die Ordensregel des heiligen Franz kirchliche Bestätigung.

Aehnliche evangelische Armuth und Einfalt stellten auch die „Armen von Lyon" und andere erweckte Gemüther jener Zeit sich als Aufgabe. Wie ist es nun zu erklären, daß dieselbe katholische Kirche den Einen Scheiterhaufen und den Andern Kirchen baute, gegen jene den Kreuzzug predigte und diese heiligsprach? Der wichtigste Grund ist ohne Zweifel der, daß Franciscus in der Umkehr von der Weltlichkeit sich auf sich selbst und seine Genossen beschränkte, die Aufgabe aber, die Kirche im Ganzen und Großen zu reformiren, der Kirche überließ. Demnächst aber fühlte Franciscus sich stets in der Abhängigkeit von den Kirchenbehörden und im Gehorsam gegen sie, während selbst Petrus Waldus (wol gewiß der reinste Charakter unter den Häretikern jener Zeit), von seinem Erzbischof und von Alexander III. zurückgewiesen, alsbald seine eigenen Wege ging.

Was aber dem Franciscanerorden mehr als 600 Jahre lang einen so mächtigen Einfluß auf die Massen des Volks gewährt hat, das ist eben jenes Gelübde der Armuth, welches, wäre es nicht aus dem demüthigen Bestreben hervorgegangen, dem hohen Vorbilde des Evangeliums in Einfalt nachzufolgen, als die Frucht schlauester Berechnung bezeichnet werden könnte. Was sind dem Volke in seinen täglichen Drangsalen und Leidenschaften jene gelehrten Benedictiner, Camaldulenser und wie sie weiter heißen, die, zum größern Theil vornehmen Häusern entsprossen, auf entlegenem Gebirge hinter Mauer und Riegel sich vor der Welt verschließen? Höchstens ein Almosen, wie es auch an der Thür des begüterten Laien zu finden ist, wird dem Proletarier aus der Pforte solcher Klöster gereicht. Der Franciscaner, der schlechthin nichts sein eigen nennen darf, der auch als Almosen kein Geld annehmen soll, dem selbst an gespendeten Nahrungsmitteln Vorräthe zu sammeln verboten ist, er ist mit seinen eigenen, mit den Bedürfnissen seines Klosters täglich aufs neue an die Mildthätigkeit des Volks gewiesen. In Schlössern und reichen Bürgerhäusern ein fremder, unwillkommener Gast, kehrt er täglich in der Hütte des Bauern und Arbeiters ein, und wer den Hunger aus Erfahrung kennt, der spendet auch gern von seiner Dürftigkeit. Steht das Kloster dafür doch jedem Besucher gastlich offen und theilen die Mönche doch bereitwillig mit dem Hungerigen und Dürstenden, soweit das Eingesammelte eben reicht. Meistens selbst aus dem Volke hervorgegangen und seine Sprache redend, mit seinen Lebensgewohnheiten vertraut, ist der Kapuziner der Mann des Volks. Wo immer er einkehrt auf seinen sich periodisch wiederholenden Wanderungen, da sitzt er nieder am Herde, da wird ihm erzählt, was eben die Gemüther bewegt, da ist er der Vertraute und Rathgeber in so mancher kleinen Alltagssorge. Die Leser von Manzoni's „Verlobten" mögen des Paters Christoforo gedenken, um sich an diesem lebenswahren Bilde zu veranschaulichen, was ein Franciscaner dem Volke sein kann und in der That nicht selten ist.

Wie ist es da zu verwundern, wenn wiederholt bei mannichfachem Anlaß diese Mönche den gewaltigsten Einfluß auf die Massen geübt haben? Der jahrelang siegreiche Kampf Ludwig's des Baiern mit Johann XXII. wurde bekanntlich vor allem mit den geistlichen Waffen der Franciscaner strengerer Observanz geführt. Um aus neuerer Zeit nur ein paar Beispiele hinzuzufügen, sind die mächtigen Einwirkungen des revolutionären Benoni in Neapel (1799), der Franciscaner von Saragossa und des Kapuziners Haspinger Allen unvergessen.

Unverhältnißmäßig tiefergreifend und segensreicher hätten aber diese Einflüsse sein müssen, wäre nicht geschehen, was schon Dante beklagt, daß ohne prüfende Auswahl massenhaft Mitglieder in den Orden aufgenommen wurden, deren einige auch unter der Kutte selbstsüchtig irdische Zwecke verfolgten, andere aber zum mindesten unfähige Werkzeuge zur Ausführung der hohen Gedanken des Stifters waren. Schon Helias, der erste General des Ordens, der in den letzten Lebensjahren des Heiligen bereits ungeziemende Autorität über ihn an sich riß, erlag in schmählicher Weise seinem Ehrgeiz und seiner Habsucht. Bald zerfielen die Franciscaner in zwei bis auf den heutigen Tag sich befehdende Parteien, deren eine in Lässigkeit und Wohlleben von den Ueberlieferungen des Stifters wenig mehr bewahrt hat als den Namen, die andere aber während geraumer Zeit bis hart an die Grenzen der Häresie streifte.

Die Ascese des Heiligen hat, wenn man auch sowol von dem Fraternisiren mit den Schweinen im Kothe (Hase, S. 37), das der Franciscanerfeind Matthäus Paris berichtet, als von den geschmacklosen Uebertreibungen späterer Legenden absieht, manches Unerquickliche. Das Wälzen in Dornen, die Frau und die Kinder, die Franz sich aus Schnee zusammenballt, oder gar die ohne Kleider gehaltene Predigt sind nun einmal schlechthin nicht nach unserm Sinne. Daneben aber ist in diesem wunderlichen Heiligen auch soviel Naturfrische und Freude, soviel gesunde, wohlthuende Liebe zu aller Creatur, daß man in der That nicht umhin kann, ihn lieb zu gewinnen. Sein zutraulicher Verkehr mit dem scheuesten Gethier in Wald und Feld, seine Wechselgesänge zum Lobe Gottes mit Cicade und Schwalbe, wie Görres sie uns so schön wiedergegeben und auch Hase (S. 94—104) ausführlicher von ihnen berichtet, sie gehören zu dem Erquicklichsten, was die gesammte Legendenliteratur aufzuweisen hat. Seinen Bruder und seine Schwester in dem Herrn nannte er alle geschaffene Wesen, den Bruder Wolf nicht minder als die Schwester Sonne. Als der Heilige sein Ende herannahen sah, heißt es in einer der ältesten Biographien („Memoriale in desiderio animae"), verwendete er die wenigen ihm noch beschiedenen Tage, um mit seinen liebsten Gefährten den Herrn zu loben. „Alle Creaturen hieß er Gott loben und ermahnte sie in gewissen Worten, die er vor Zeiten gedichtet hatte, zur göttlichen Liebe. Selbst den Tod, der doch Allen ein Schreckbild ist und gehässig, rief er zum Lobe auf und lud ihn als willkommenen Gast zu seiner irdischen Herberge."

In diesen, soviel mir bekannt ist, von allen neuern Schriftstellern übersehenen Worten ist es unmöglich, den schon erwähnten „Sonnenhymnus" zu verkennen, von dem man die erste Spur in dem fast zwei Jahrhunderte nach dem Tode des Heiligen verfaßten fabelreichen „Liber conformitatum" zu finden pflegt. Dies Zeugniß allein genügt schon, die Aechtheit des Hymnus festzustellen, da jenes „Memoriale", wie sich ziemlich sicher schließen läßt, um 1243 verfaßt ist. Es kommt hinzu, daß sowol der pesareser Herausgeber der „Legenda trium sociorum" (1831) als Fanfani eine Pergamenthandschrift des Archivs von Assisi benutzt haben, welche bis über das Jahr 1255 hinausreicht.

Ist aber die Aechtheit des Inhalts auch gesichert, so treten uns doch in Betreff der Form erhebliche Zweifel entgegen. Die Mittheilung des „Liber conformitatum" stimmt bis auf geringe Abweichungen mit der Hand-

schrift von Assisi. In gänzlich verschiedener Gestalt dagegen liefert Crescimbeni („Volgar poesia") den Hymnus und seinem Beispiel sind Valeriani und Selliers di Moranville gefolgt. Ich selbst habe mich früher („Der Minnegesang in Italien", 1838) für diese zweite Redaction entschieden. Bei genauerer Erwägung dürften indeß Crescimbeni's eigene Worte ergeben, daß er sich aus dem überlieferten Texte nach eigenem Gutdünken ein Poem in fließenden „versi sciolti" zurechtgelegt hat.

In jener andern, allein echten Gestalt gleicht das Gedicht aber so völlig der Prosa, daß manche Herausgeber es eben einfach als Prosa abgedruckt haben. Der Pater Ireneo Affò (nicht Asso, wie Hase und Julius schreiben) bestritt daher in einem äußerst seltenen Schriftchen (1777) die Echtheit der Form schlechthin; obwol selbst Franciscaner, rühmt er sich, den Stifter seines Ordens vom italienischen Parnasse vertrieben zu haben. Höchstens will er zugestehen, daß der Hymnus uns in einer durch das Spanische vermittelten Rückübersetzung aus dem Portugiesischen vorliege (Diepenbrock, „Blumenstrauß", S. 355).

Wiederholte Betrachtung läßt jedoch den überlieferten Text der rhythmischen Form nicht ganz ermangelnd scheinen. Aus den heroischen Jamben der Byzantiner waren im Occident funfzehnsilbige Verszeilen hervorgegangen, wie wir sie z. B. in dem allbekannten Liebesgespräch des Ciullo d'Alcamo finden. Diese Form, mit kürzern Zeilen wechselnd, scheint denen des „Sonnenhymnus" zugrunde zu liegen, wenngleich nicht allein die Verstheilung unserer Ausgaben häufig verkehrt ist, sondern auch die in jenen Vorbildern so scharf hervortretende daktylische Cäsur von Hause aus gefehlt haben dürfte. Daß nun aber wirkliche Verse vorliegen, ergeben deutlich die hin und wieder verwischten, aber doch unverkennbar von Strophe zu Strophe wechselnden Assonanzen, zwischen welche sich, anscheinend zufällig, einzelne Reime mengen. Als Beispiel wird die letzte Strophe genügen:

Laudato sii, mio Signor, per suor morte corp*orale*,
Dalla quale nullo huomo vivente può scapp*are*.
Guai a quelli che morranno nel peccato mor*tale*;
Beati quei che troveran tua santa volon*tate*,
Che la morte seconda a loro non potrà far *male*.
Laudate e benedite mio Signore, e ringraz*iate*,
E servitegli con grande humil*itate*.

Mit dem Gebrauche der Assonanzen kann Franciscus durch jenen Bruder Pacificus bekannt geworden sein, der aus der Hofhaltung des jugendlichen Hohenstaufen (Friedrich's II.), welcher er als gefeierter Troubadour angehörte, schied, um sich den Genossen des Bettlers von Assisi anzuschließen. Vielleicht wahrscheinlicher aber ist es, daß die Assonanz zu Franciscus' Zeiten — wie noch heute an den Abhängen des Aetna — für das Volk den Reim vertreten habe (Nannucci, „Manuale", I, LVII) und erst später dem Reim der Kunstpoesie gewichen sei. Jedenfalls ist diese überraschende, von Ozanam (im Anhang, der bei Julius fehlt) jedoch schon angedeutete Beobachtung ein völlig sicheres Zeichen, daß wir von dem „Sonnenhymnus" nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form in voller Echtheit besitzen.

Es knüpft sich an den heiligen Franz noch ein historisches Räthsel, dem der Geheime Kirchenrath Hase einen besondern Anhang seiner Schrift (S. 143—202) gewidmet hat. Zwei Jahre vor seinem Tode, so berichtet die Legende, als am Tage der Kreuzerhöhung Franciscus auf dem öden Felsengebirge von La Vernia in brünstiges Gebet versunken kniete, da erschien ihm in Seraphsgestalt der Gekreuzigte, von dessen Wunden Strahlen ausgingen, welche Hände, Füße und rechte Seite des Beters durchbohrten, und von dem Tage an bis zu seinem Tode trug der Heilige an seinem Leibe die Wundenmale Christi.

Von so vielen gleichzeitigen Zeugen wird diese Stigmatisirung bekundet, daß auch unter den protestantischen Schriftstellern nicht wenige — unter ihnen auch Hase in seiner „Kirchengeschichte" — die einfache Thatsache einräumen und nur nach den Gründen forschen, welche das scheinbare Wunder erklären können. In der That ist auch mit dem Ableugnen dieser einen Thatsache nicht viel gewonnen, da an die Stelle der einen so beseitigten Stigmatisirung schnell genug andere treten. Allein unser Jahrhundert hat außer der Nonne von Dülmen die Domenica Lazzeri im Fleimserthal gesehen und noch heute lebt in gleicher Weise gezeichnet das „Mareieli" (Marie von Mörl) im Tertiarierkloster nächst Kaltern.

Inzwischen hat der Verfasser sich der Mühe unterzogen, die des heiligen Franciscus Wundenmale betreffenden Zeugnisse wiederholter Prüfung zu unterwerfen, und sein Wahrspruch fällt gegen deren Glaubwürdigkeit aus. Zuzugeben ist jedenfalls, daß die Berichte, selbst abgesehen von dem völlig abweichenden des in dieser Hinsicht unzuverlässigen Matthäus Paris, weiter auseinandergehen, als man nach den positiven Versicherungen der neuern Schriftsteller glauben möchte. Auch verliert der älteste Zeuge — Thomas von Celano, der schon 1229 schrieb — durch den Umstand den größten Theil seines Gewichts, daß er, wie sich aus dem Eingange seines zweiten Abschnitts ergibt („Prout potuimus recte scire"), was Hase unbeachtet gelassen, während der letzten Lebensjahre des Heiligen entfernt von diesem gelebt hat.

Auf der andern Seite scheint, was unser Verfasser zur Schwächung jener Zeugnisse sagt, nur unvollkommen begründet. Zunächst stimmen alle Berichte dahin überein, daß Franciscus, weit entfernt, als einen Gegenstand der Eitelkeit, oder um müßiger Neugier zu genügen, vorzuweisen, wie „Gott ihm seinen Namen in die Hand gezeichnet", vielmehr die Wundenmale als ein theures, durch fremde Blicke nicht zu entweihendes Geheimniß verborgen habe. Die Hände indeß und die nach der Ordenstracht unbekleideten Füße waren auch durch die Länge des Gewandes nicht immer zu verhüllen; sie wurden noch bei Franciscus' Lebzeiten vergleichungsweise von Vielen gesehen. Nur die Seitenwunde zu verhüllen konnte ihm bis auf wenig Ausnahmen gelingen. Zwei solche Ausnahmen berichtet Thomas von Celano mit

Namensnennung Derer, die das Mysterium geschaut haben; nur Einen (quidam ejus socius) bezeichnet dagegen das „Memoriale" von 1243 (aus welchem wieder Bonaventura vorzugsweise geschöpft hat), ohne ihn jedoch zu nennen („hic solus vidit in vita"). Jedenfalls ist kein Widerspruch zwischen den Angaben, welche berichten, daß Viele die Stigmata (der Hände und Füße) bei Lebzeiten des Heiligen gesehen, und denen, nach welchen die Seitenwunde nur von Zweien (oder Einem) wahrgenommen ist.

Die meisten Zeugen, unter ihnen auch Gregor IX., auf den als auf einen Autopten Bonaventura sich ausdrücklich beruft, reden nur von „glaubwürdigen Personen", welche die Wundenmale geschaut, ohne über ihre selbsteigene Wahrnehmung unmittelbare Kunde zu geben. Ich zweifle indeß, ob dieser Umstand das Gewicht verdient, welches unser Verfasser ihm beimißt. Der Würde des Stils einer Kanonisationsbulle dürfte es schwerlich entsprechen, wenn mitten im Context der Papst sozusagen vom Stuhl Petri herabsteigen wollte, um von seinen persönlichen Lebenserfahrungen zu berichten. Zu der plena fides, die ihm durch testes idonei gewährt sei, zählt er eben in vorderster Reihe seine eigene Sinnenwahrnehmung. Aehnliches gilt von den tres socii und Andern.

Ob Franciscus die Wundenmale an sich getragen und in welcher Weise solche Misbildung natürlich zu erklären sei, mag nach wie vor räthselhaft bleiben; jedenfalls aber scheint mir die Vermuthung eine rationalisirende Verirrung, daß Helias die nächtlichen Stunden nach Franciscus' Tode dazu verwandt haben möge, dem Leichnam an fünf Stellen jene Wunden beizubringen.

Karl Witte.

Die physische Geographie des Meeres von M. F. Maury. Deutsch bearbeitet von C. Böttger. Mit fünf Holzschnitten und sechs größern lithographirten Karten. Leipzig, G. Mayer. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein ausgezeichnetes Buch. Wir beeilen uns, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen.

Als im Jahre 1854 das Original unter dem Titel „Physical geography of the sea" erschien, so sprachen sich die amerikanischen und englischen Zeitschriften sogleich sehr begeistert über die hohe wissenschaftliche und praktische Bedeutung desselben aus. Man war ganz voll Lob über die geniale, ganz neue Auffassung und Begründung des Gegenstandes. Auch in Deutschland ließ man es an ehrenvoller Anerkennung nicht fehlen. Berghaus redete davon in seinem „Geographischen Jahrbuch" wie von einer epochemachenden hochwichtigen literarischen Erscheinung und Petermann sagte in seinen vielgelesenen geographischen „Mittheilungen", bei Gelegenheit der Besprechung desselben, „daß die Ansichten eines Mannes wie Maury, der so unendliche Verdienste um die Erweiterung der hydrographischen Wissenschaften hat, von großer Wichtigkeit und Geltung sind". Der Verfasser ist jetzt Chef der hydrographischen Bureaux der Vereinigten Staaten Nordamerikas, hat eine sehr umfangreiche gediegene wissenschaftliche Bildung und kennt das Meer nicht blos durch gründliche Studien, sondern durch jahrelange unmittelbare Anschauung als vielgereister Seemann. Er tritt so ganz in die Fußtapfen des alten weltberühmten Admirals Beaufort, der die glänzendste Spitze des Hydrographenamts für England war, und berechtigt in jeder Hinsicht zu den schönsten Hoffnungen. Seine schriftstellerische Thätigkeit ist schon lange mit Bewunderung beachtet, besonders wurden aber seine Seekarten hochgeschätzt, in denen er sich ebenso sehr durch Zuverlässigkeit als durch Neuheit und geistreiche Auffassung und geschickte Durchführung auszeichnete. Und ein einziger Blick in das vorliegende Werk führt sogleich zu der Ueberzeugung, daß der Verfasser ein ganzer Mann vom Fach ist, der durch und durch dazu berufen ist, eine Physik des Meeres zu schreiben. Er kennt das volle Gewicht dieser großen Aufgabe und fühlt sich stark genug zum Angriff ihrer Lösung, obgleich er sich auch wieder gar nicht überhebt, sondern im Gegentheil wiederholt an den Tag legt, daß er nur anregen wolle zur ersten Begründung einer Wissenschaft, welche noch ganz in ihrer Kindheit liege, aber sie noch nicht vollenden.

Die vorliegende deutsche Bearbeitung des Werkes ist eine der Würde und dem Werthe des Gegenstandes vollkommen entsprechende. Man sieht, Böttger ist Sachverständiger, und als solcher hat er sich nicht blos mit einer Uebersetzung begnügen können, er hat den Geist der Schrift wiederzugeben versucht und, wo es nöthig war, bald Bemerkungen hinzugesetzt, bald aber auch Weitläufiges und Ueberflüssiges verkürzt und weggelassen. Wir geben ihm darin ganz Recht und könnten sogar wünschen, daß das Ausmerzen und Kürzen noch etwas strenger gehandhabt worden wäre, denn es kommt noch gar manche Wiederholung und unnöthige Weitschweifigkeit vor, die auch hätte wegfallen können. Böttger macht auch darauf aufmerksam, daß er sich nicht dazu habe entschließen können, die fromme biblische Färbung einiger Stellen des Originals zu unterdrücken. Eine solche Pietät können wir ebenfalls nur gutheißen, obgleich solche teleologische Expectorationen nicht mehr nach dem Geschmack des deutschen Naturforschers von Fach sind. Das beruht aber auf den zufälligen Ansichten der deutschen Gegenwart, die sich bald wieder ändern können, wie sie vor 20, 30 Jahren noch ganz entgegengesetzter Natur waren. Wir leben jetzt noch in einer Zeit der Aversion gegen alle Sentimentalität, weil der Magen noch krank ist von der voraufgegangenen gar zu starken und zu andauernden sentimentalen Ueberfütterung. Die Amerikaner sind in ihrer historischen Entwickelung noch nicht soweit gekommen, obgleich Alles schon darauf hindeutet, als wenn sie auch bald des Guten zu viel haben sollten.

Wir treten dem vorliegenden Werke nun etwas näher und richten die Aufmerksamkeit zunächst auf seine Einleitung. Hier wird darauf hingedeutet, wie eine wahrhaft brauchbare physische Geographie gar nicht anders als aus der Lösung der praktisch wichtigen Aufgabe, zuverlässige Wind- und Strömungskarten und gute Logbücher für die Seefahrer einzurichten, entstehen könne. So sei auch Das, was das Buch bringe, nichts Anderes als eine wissenschaftliche Ausbeute jener praktischen Bestrebungen. In dieser Lage, sich tüchtige Hülfsmittel zur Seefahrtskunde zu verschaffen, wären alle vom Meere umflossenen Staaten, darum hätten sich jetzt auch alle zu einem gemeinsamen Zugreifen geeinigt. Es sei auf diese Weise in sehr kurzer Zeit ein ordentlicher Reichthum an vortrefflichen Bausteinen zusammengebracht, an dem sich nun die Gelehrten zu versuchen hätten, zum Aufbau der Wissenschaft selbst. Unter physischer Geographie des Meeres könne man vorläufig nur erst eine naturwissenschaftliche Darstellung der Wind- und Meeresströmungen, der Circulation der Atmosphäre und des Oceans, der Wunder der Tiefe und der Oberfläche des Meeres verstehen, wobei natürlich auf Wärme und Salzvertheilung und auf den Wechsel der Jahreszeiten beständig mit Rücksicht zu nehmen sei. Ein vollkommen abgeschlossenes Ganzes könne jetzt noch nicht gegeben werden.

Das Uebrige des Buchs theilt der Verfasser in 18 Capitel, welche folgende Ueberschriften führen: „Der Golfstrom",

„Einfluß des Golfstroms auf klimatische Verhältnisse“, „Die Atmosphäre“, „Rothe Nebel und Seestaub“, „Ueber die wahrscheinliche Beziehung zwischen dem Magnetismus und der Circulation der Atmosphäre“, „Meeresströmungen“, „Das offene Meer im arktischen Ocean“, „Das Salz des Meerwassers“, „Der äquateriale Wolkenring“, „Ueber die geologische Einwirkung der Winde“, „Die Tiefen des Oceans“, „Das Becken des Atlantischen Oceans“, „Die Winde“, „Die klimatischen Verhältnisse des Meeres“, „Ueber die Driftströmungen der See“, „Stürme“, „Routen“, „Ein Schlußwort“. Man sieht hieraus schon, daß der Verfasser noch gar nicht daran denkt, ein systematisch geordnetes und wissenschaftlich zusammengefügtes Ganzes der Physik des Meeres geben zu wollen. Der Verfasser will blos denken und zum Denken anregen über allerlei brauchbares Material zu einem künftigen Aufbau der Wissenschaft selbst. Er gibt vorläufig blos Ansichten der Natur des Meeres, wie Alexander von Humboldt sich auch erst mit seinen „Ansichten der Natur“ den Weg zu seinem „Kosmos“ anbahnte. Die längst fertigen wissenschaftlichen Werke, wie Wallerius' „Hydrologie“, Marsigli's „Histoire physique de la mer“ und andere von Varenius, Struyk, Halley, sind für den Verfasser kaum in der Welt gewesen. Man darf ihm dies nicht für Hochmuth auslegen, denn genau genommen fehlte ja jenen Schriften beinahe noch alle Erfahrung, noch alle Schärfe der Beobachtung, noch alles eigentliche und zuverlässige Wissen in der Physik. Die Lehrbücher der genannten Alten haben es hauptsächlich veranlaßt, daß der Verfasser noch kein Lehrbuch hat schreiben wollen. Er gibt nichts weiter als eine Summe von Abhandlungen über mehre der interessantesten Themata aus der Physik des Meeres. Er läßt dabei nie das werthvolle Alte unberücksichtigt, greift aber ganz entschieden Das an, was dem gegenwärtigen Stande der Erfahrungswissenschaft nicht mehr genügt, was Irrthum und Aberglauben unter die Seefahrer gebracht hat. Ueberall gibt er neue Ansichten, aber er begründet auch jedesmal ihre Nothwendigkeit auf alle nur denkbare Weise.

Der Golfstrom bildet den Hauptpunkt der Untersuchung des Werks, von ihm geht dasselbe aus und auf ihn kommt es überall wieder zurück. Die Frage, wie derselbe entstehe, hat die Geographen schon lange in Verlegenheit gesetzt. Durch die neuesten Forschungen und Beobachtungen wird allmälig mehr und mehr Licht in das Dunkel dieses großartigen Phänomens gebracht, obgleich wir immer noch weit von einer vollkommen befriedigenden Aufklärung des Ganzen entfernt sind. Ursprünglich ward behauptet, daß der Mississippi der Vater des Golfstroms sei, da stieß Capitän Livingston diese Hypothese um, er wies nach, daß der Mississippi noch nicht den tausendsten Theil des Wassergehalts des Golfstroms liefere und daß dieser Meeresstrom einen sehr reichen Salzgehalt in sich schlösse, den jener gar nicht im Stande sei herbeizuführen. Er behauptete, der Golfstrom hänge von der Bewegung der Sonne in der Ekliptik und von dem Einflusse ab, den sie auf die Gewässer des Atlantischen Oceans ausübe. Franklin entwickelte eine andere Hypothese, wonach der Golfstrom für den Abfluß der Wassermasse genommen wird, welche die Passatwinde in das Karaibische Meer unablässig hineintreiben. Dagegen sprechen aber die Gesetze der Hydrostatik. Auch Admiral Smyth erwähnt in seiner berühmten Denkschrift über das Mittelmeer mehre Thatsachen, welche der Franklin'schen Ansicht entgegentreten. So untersucht der Verfasser nach und nach alle früher aufgestellten Meinungen und zeigt, wie ohne Ausnahme alle haltlos sind. „Aber zwei Ursachen sehen wir wirken“, fügt er dann hinzu, „welche, wie wir wol sicher annehmen können, bei der Hervorbringung des Golfstroms mitbetheiligt sind. Eine derselben ist der vermehrte Salzgehalt des Wassers nach der Verdunstung durch die Passate und der andere das verminderte Salzquantum in der Ost- und Nordsee. Die Gewässer der Ostsee sind fast süß, sie enthalten nur halb soviel Salz als die See im Allgemeinen. Wir haben nun auf der einen Seite das Karaibische Meer und den Golf von Mexico mit seinem Salzwasser, auf der andern die Ostsee mit einem Brackwasser von sehr mäßiger Stärke. In der einen Gruppe dieser Meeresbecken ist das Wasser schwer, in der andern leicht. Zwischen ihnen liegt der Ocean; aber das Wasser will nothwendigerweise sein Niveau und Gleichgewicht suchen und behaupten. Hier fördern wir also eine der den Golfstrom erzeugenden Kräfte zutage. Was der Einfluß dieser Triebkraft ist, d. h. wie groß er sei und wie weit sie sich erstrecke, können wir nicht sagen, daß sie aber mitwirke, ist gewiß. Jedenfalls muß sich das gleichsam übersalzige Wasser der Tropen mit den übrigen Seegewässern mit Einschluß der Ostsee wieder in gehöriger Proportion mischen und die durch den Golfstrom fließenden erfüllen unter Anderm diesen Zweck. Es ist dies eine der Verrichtungen, welche in der Oekonomie des Oceans ihnen übertragen ist.“ So oft der Verfasser aber mit seiner eigenen Ansicht hervortritt, so macht er auch immer wieder darauf aufmerksam, daß sie auch nichts weiter als Hypothese sei. „Ziehen wir alle diese Thatsachen und Hypothesen in Erwägung“, sagt er am Schlusse der Untersuchung, „so werden wir zu dem Schlusse hingeleitet, von dem wir auch ausgingen, daß nicht die Untiefen Nantucket's, sondern das hydrodynamische Gesetz der Bewegung den Golfstrom in seiner Bahn beherrscht, wir finden endlich, daß er außer seiner großen Fortbewegung im Ganzen die dachförmige Oberflächenströmung und jenes sein Inneres in fast verticale Schichten zerlegende Auf- und Niederwallen zeigt.“

Das nächste Capitel bespricht den großartigen Einfluß des Golfstroms auf klimatische Verhältnisse. Fesselte das vorhergehende schon sehr durch seine kritische Schärfe und Neuheit der Auffassung des Ganzen, so thut es dies nachfolgende noch mehr durch die Beziehung auf die Bewohner der Erdtheile, welche der Atlantische Ocean miteinander verbindet. Es wird hier der Golfstrom mit einem Dampfheizungsapparate verglichen, der über England, Skandinavien, Holland u. s. w. die Milde der Winter verbreitet; es wird gezeigt, wie von ihm der Zug der Fische und ihre Schmackhaftigkeit abhängt, wie durch ihn Handel und Schiffahrt bedingt werde. „Seefahrer sind oft bedeutenden Scharen junger Meernesseln (Quallen, medusinae) begegnet“, sagt der Verfasser, „die mit dem Golfstrom forttrieben. Sie bieten bekanntlich dem Walfisch ein Hauptnahrungsmittel; wohin sie aber auf dieser Route gelangen mögen, darüber ist viel speculirt worden, denn man weiß recht gut, daß der gemeine Walfisch sich nie an die warmen Gewässer dieser Strömung gewöhnt. Ein erfahrener Seecapitän hat mir mitgetheilt, daß er vor einigen Jahren im Golfstrom an der Küste von Florida in eine Ansammlung junger Meernesseln von bisher unerhörter Ausdehnung hineingerieth. Die See war von ihnen meilenweit bedeckt. Er verglich sie ihrem Aussehen nach mit Eicheln, die auf einem Flusse schwimmen, aber sie waren so zusammengedrängt, daß sie die See vollständig bedeckten. Er fuhr nach England und segelte fünf oder sechs Tage durch sie hindurch. Etwa 60 Tage später begegnete er auf seiner Rückreise demselben Haufen an den westlichen Inseln und fuhr hier wieder drei bis vier Tage durch sie hindurch. Er erkannte sie als dieselben wieder, denn er hatte nie zuvor etwas ihnen Aehnliches bemerkt und bei beiden Gelegenheiten ließ er häufig ganze Eimer voll heraufziehen, um sie zu unteesuchen. An den westlichen Inseln ist aber der große Tummelplatz der Walfische, und es liegt uns etwas Sinnreiches in der Idee, daß der Golf von Mexico das Erntefeld und der Golfstrom der Schnitter ist, der die dort gepflanzten Früchte sammelt und sie Tausende von Meilen weit den hungerigen Walfischen zuführt. Aber wie vollkommen stimmt dies mit der allgütigen und allweisen Sorge jenes großen Vaters zusammen, der die jungen Raben füttert, wenn sie schreien, und dem Sperling sein Futter gibt!“

Die Abhandlung über Bewegungen der Atmosphäre ist ein Product der scharfsinnigsten Speculation. Sie führt uns

so recht eigentlich die hervorragende geistige Kraft des Verfassers zum Bewußtsein. Die Theorie der Winde von Dove ist zu der hier begründeten nur eine vorläufige skizzirte erste Begründung. Er weist durch die in neuester Zeit immer reifer und zuverlässiger gewordene Erfahrung nach, daß wir nicht blos einen Calmengürtel, sondern deren fünf besitzen, wovon zwei an den Polen, zwei an den Wendekreisen des Krebses und des Steinbocks und einer am Aequator liegt, daß in jedem dieser Gürtel die Unterwinde zu Oberwinden und umgekehrt diese zu jenen werden, ohne auf ihren fortschreitenden Bahnen umzukehren. So wird der Südostpassat in dem Gürtel der Aequatorialcalmen zu einem Südostoberwind, senkt sich bei den Calmen des Krebses und wird hier wieder zu einem Unterwind, erhebt sich an dem Nordpolcalmengürtel zu einem wieder gen Süden ziehenden Oberwinde, bis er bei dem Calmengürtel des Krebses zu dem charakteristischen Nordostpassatunterwinde wird u. s. w. Dieses sinnreiche System der Circulation in der Atmosphäre erklärt dann sehr viele Phänomene auf eine ganz einfache, sehr natürliche Weise, sobald damit der Verdampfungsproceß des Wassers in Verbindung gebracht wird. Wir wollen hiervon nur einmal sehen, wie der Verfasser den Ursprung der nassen Jahreszeit erklärt. „Die Calmen und Passatregionen oder Gürtel rücken auf der Erde jährlich 1000 Meilen in der Breite hin und her. Im Juli und August findet man die Zone der Aequatorcalmen zwischen 7° und 12° nördl. Br., bisweilen in noch höherer Breite; im März und April liegt sie zwischen 5° südl. und 2° nördl. Br. Von dieser Thatsache und diesen Gesichtspunkten aus begreift man leicht, warum Oregon eine Regenzeit, Californien eine nasse und trockene Jahreszeit, ebenso Panama eine, Bogota zwei, Peru keine und Chili eine hat. In Oregon regnet es in jedem Monat, aber mehr in den Wintermonaten. Der dortige Winter ist zugleich der Sommer der südlichen Hemisphäre, wenn die Dampfmaschine dort mit dem größten Druck arbeitet. Der von den Südostmoussons aufgenommene Dunst wird über die Region der Nordostpassate bis zu 35°, ja sogar 40° nördl. Br. fortgeführt, wo er sich senkt und mit den Südwestwinden jener Breite auf der Oberfläche erscheint. Wenn dieser Dunst an den Hochebenen des Continents hinstreift, wird er condensirt und schlägt während dieses Theils des Jahres in fast beständigen Regengüssen nieder. Im Winter nähert sich der Calmengürtel des Krebses dem Aequator. Dieses ganze System von Zonen, d. h. von Moussons, Windstillen und Westwinden, folgt der Sonne. Auf unserer Hemisphäre liegt er aber dem Aequator in den Winter- und Frühlingsmonaten näher als in irgendeiner andern Jahreszeit" u. s. w.

Es würde unsere Besprechung weit über die ihr zugemessene Grenze hinausführen, wollten wir Mittheilungen aus allen 18 Capiteln entnehmen, daher machen wir gleich einen großen Sprung und gehen zu dem elften Capitel über, welches von den Tiefen des Oceans handelt. Das ist ein Gegenstand, der in neuester Zeit die ganze Welt in Staunen gesetzt hat, und Maury ist darüber ein sehr competenter Richter. Vor noch nicht ganz 20 Jahren berichtete Berghaus in seiner „Länder- und Völkerkunde", daß die größte Tiefe des Meeres 7200 Fuß sei. Man war darüber sehr verwundert. Eine so enorme Tiefe hatte man der See nie zugetraut. Einige Jahre später (3. Juni 1843) versuchte J. Roß den Meeresgrund zwischen Brasilien und St.-Helena zu erforschen und konnte bei 27,600 F. Tiefe noch keinen Grund finden. Capitän Denham erforschte 1852 im südatlantischen Ocean eine Tiefe von 43,382 par. F. und in demselben Jahre fand J. P. Parker in eben jener Gegend die größte Meerestiefe 49,800 par. F. Zu diesen Nachrichten, welche uns im Laufe der Zeiten die wissenschaftlichen Tagesblätter mitgetheilt haben, fügt Maury noch einige neue hinzu. „Der Lieutenant Walsh von dem Vereinigten-Staaten-Schooner «Taney» berichtet von einer Messung mit dem Tiefloth, welche bei 34,000 F. noch keinen Grund gab. Seine Sondirlinie war ein Eisendraht von mehr als 11 Meilen Länge. Der Lieutenant Berryman von der Vereinigten-Staaten-Brigg «Dolphin» macht von einem andern vergeblichen Versuche Mittheilung, mit einer 39,000 F. langen Linie mitten auf dem Oceane Grund zu finden." Uebrigens wird im Werke mehrfach daran erinnert, daß alle diese Angaben mit Vorsicht aufzunehmen wären, weil die Schnur des Senkloths durch die Gewalt der submarinen Strömung von der verticalen Lage abgezogen und immer noch weiter und weiter abgewickelt werde, wenn auch das Senkgewicht längst den Meeresgrund erreicht hätte. So glaubt er in einer andern Mittheilung, daß Denham's Tiefe noch nicht 24,000 F. und Parker's noch nicht 36,000 F. in genau verticaler Richtung betragen habe. Auch erkennt man aus der Darstellung ganz genau, daß man bisjetzt noch keinen Meßapparat für die Meerestiefe erfunden hat, welcher ganz zweifellose Resultate liefern könne. Man pflegt jetzt einfach eine zweiunddreißigpfündige Kanonenkugel an hänfener oder seidener Schnur mit Fadenmarken, die von 100 zu 100 zählen, aufgehängt ins Meer zu versenken. Die hinabgelassene Kugel ist aus den erwähnten gewaltigen Tiefen nie wieder emporzuziehen, der Widerstand zerreißt jede Schnur. Man mußte daher immer Schnur und Kugeln zum Opfer bringen. „Bis dahin waren noch keine Stoffe vom Grunde der tiefen See emporgebracht worden. Die Leine war zu dünn, die Kugel zu schwer; sie konnte nicht in die Höhe gezogen werden. Als diese Angelegenheit soweit gediehen war, schlug der Seecadet J. M. Brooke von der Vereinigten-Staaten-Flotte, welcher mir damals zum Dienst auf dem Observatorium beigesellt war, eine Einrichtung vor, durch welche die Kugel, sobald der Apparat den Grund berührte, sich von der Schnur losmachen und eine Probe des Seebodens emporsenden mußte". Diese sinnreiche Erfindung, Brooke's deep-sea sounding apparatus, ist in dem Werke abgebildet und näher beschrieben worden.

Das zwölfte Capitel ist eine Fortsetzung des elften, es gibt uns einen sehr interessanten Bericht über die neuesten Erforschungen der Bodenplastik des Atlantischen Ocean. Man weiß danach, daß der Meeresgrund an einigen Stellen mehre Tausend Fuß tiefer unter der Meeresoberfläche gelegen ist, als die höchste Spitze der Anden sich darüber erhebt. Von dem Gipfel des Chimborasso bis zu der vom Senklothe wirklich erreichten tiefsten Stelle des Atlantischen Meeres beträgt der verticale Abstand nicht weniger denn 9 engl. Meilen, das sind 47,520 F. „Könnten die Gewässer dieses Meeres abgelassen werden, sodaß man in diese große Kluft, welche Continente trennt und von der arktischen bis zur antarktischen See sich erstreckt, hineinblicken könnte, so würde sich uns ein furchtbar großartiges Schauspiel darbieten. Die Rippen der festen Erde mit den Grundfesten des Oceans würden ans Licht treten und mit einem Blick würden wir in dieser leeren Wiege des Oceans ganze Haufen von Schiffstrümmern und darum Gruppen von Gerippen, großen Ankern und verfaultem Schiffsgeräth als ein gräßliches Bild aus dem Reich des Todes erblicken, aus dem vielleicht auch manche Perle, mancher Edelstein hervorblicken würde, wie sie in des Dichters Phantasie auf dem Meeresgrunde glänzen." Dieses Becken ist jetzt schon sehr genau sondirt. Die dem Werke beigelegte Karte liefert den schlagendsten Beweis dafür. Am sorgfältigsten ist der Grund zwischen Neufundland und Irland gemessen, auf welchem der Telegraphendraht schon 1855 niedergesenkt werden sollte, aber durch ein unglückliches Ereigniß dem Schiffe entglitt, ehe es damit an das Ziel seiner Bestimmung gelangen konnte. Die schon lange ersehnte telegraphische Verbindung der Alten Welt mit der Neuen ist dadurch noch um wenigstens ein Jahr verzögert. Dies Unglück steht aber nicht allein, denn der Draht, welcher Sardinien mit Afrika telegraphisch verbinden sollte, ist ebenfalls in die Tiefe des Meeres hinabgeschlüpft, ohne daß man ihn wiedererlangen konnte. Aus der Karte geht hervor, daß die relativ tiefste Stelle des Atlantischen Ocean zwischen den Bermudasinseln und den großen Bänken mit Wahrscheinlichkeit

gelegen ist; indeß macht der Verfasser auch noch darauf aufmerksam, daß ihre absolute Tiefe noch gar nicht ganz genau anzugeben sei. Das Suchen nach dem besten Meeresgrunde zu der genannten Telegraphenlinie habe übrigens zu der festen Ueberzeugung geführt, daß zwischen Cap Race in Neufundland und Cap Clear in Irland eine genau gekannte Fläche vorkomme, welche jetzt ganz allgemein das Telegraphenplateau genannt werde. „Man hat den Vorschlag gemacht, die Drähte auf diesem Plateau fortzuleiten. Die Distanz im Bogen eines größten Kreises von der Westküste Irlands bis zur Ostküste Neufundlands beträgt 1600 Meilen und die See ist auf dieser ganzen Strecke wahrscheinlich nirgends tiefer als 10,000 F." Bei dem Sondiren der Tiefe dieses Plateaus wurde auch der Brooke'sche Apparat vielfach in Anwendung gebracht. Er leistete vortreffliche Dienste und hat sogar zu wiederholten malen Meeresboden mit an die Oberfläche gebracht. Die Seeoffiziere, welche die Versuche zu leiten hatten, waren vorsichtig genug gewesen, diese Trophäen sorgfältig aufzubewahren und bei ihrer Heimkehr an das hydrographische Bureau der Vereinigten Staaten einzureichen. Der Verfasser als Chef dieses Bureaus schickte die eine Hälfte jenes Meeresbodens dem Professor Ehrenberg in Berlin, die andere dem Professor Bailey in Westpoint. Bei dem Drucke der Schrift war Ehrenberg's Antwort noch nicht eingetroffen, dagegen schrieb Bailey im November 1853 Folgendes:

„Ich bin Ihnen für die Proben des Meeresgrundes aus bedeutender Tiefe, welche Sie mir in der letzten Woche zusandten, sehr verbunden und habe sie mit großem Interesse näher angesehen. Es sind gerade die Stoffe, deren habhaft zu werden schon lange mein Wunsch war. Daß mir ein glückliches Ungefähr jemals Meeresgrund aus einer Tiefe von mehr als zwei Meilen zur Untersuchung darbieten würde, wagte ich kaum zu hoffen, und dennoch haben wir ihn, Dank der Erfindung Brooke's, rein und ohne Fetttheile, sodaß man ihn sofort unter das Mikroskop bringen konnte. Ich war ganz entzückt zu finden, daß alle diese Grundproben mit mikroskopischen Muschelschalen angefüllt sind. Nicht eine Spur von Kies oder Sand war in ihnen zu finden. Sie sind vorzugsweise aus vollkommenen kleinen kalkhaltigen Muscheln (foraminiferae) zusammengesetzt und enthalten auch eine kleine Anzahl kieselhaltiger Muscheln (diatomaceae). Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Thiere in den Tiefen gelebt haben, wo sich ihre Schalen vorfinden, sondern ich bin im Gegentheil der Ansicht, daß sie die Gewässer nahe an der Oberfläche bewohnen. Wenn sie absterben, lagern sich dann ihre Schalen auf dem Grunde. In Bezug auf diesen Punkt wird es mir sehr lieb sein, Wasser aus verschiedenen Tiefen untersuchen zu können, das der «Dolphin» in Flaschen mitgebracht hat, ferner auch irgendwelche Stoffe, sei es Grund oder Wasser, aus andern Localitäten. Ich werde Alles sorgfältig studiren ... Die schon erzielten Resultate sind von großem Interesse und für die Geologie und Zoologie in vielen Beziehungen von Wichtigkeit. Ich hoffe, Sie werden möglichst viele Seefahrer veranlassen, mit Brooke's Apparat Seeboden aus allen Theilen der Welt herbeizuschaffen, sodaß wir die kleinsten Thierchen endlich ebenso gut auf der Karte angeben können wie die Walfische. Bringen Sie die Walfischjäger auch dahin, Schlamm von Pfannkucheneis u. s. w. in den Polarregionen zu sammeln; dieser ist immer mit interessanten mikroskopischen Formen angefüllt."

Das dreizehnte Capitel handelt noch ein mal speciell von den Winden, welche in den einzelnen Regionen des Meeres und des Festlandes vorherrschend sind. Für unsere Gegend in der nördlichen Hemisphäre herrscht der Südwestwind vor. Nach Maury dürfen wir durchschnittlich auf je zwei westliche Winde nur einen östlichen rechnen. Es ist nun wahrscheinlich, daß jene Westwinde in zwei Tagen ein größeres Volumen atmosphärischer Luft gegen den Polarkreis hin bewegen, als die östlichen in einem Tage wieder zurückbringen konnen, also folgt schon hieraus mit Wahrscheinlichkeit, daß noch eine obere Luftströmung vorkommen müsse, welche jenen Ueberschuß vom Nordpole wieder gegen den Aequator zurückführen kann. „Es muß daher irgendwo in den Polarregionen eine Stelle geben", sagt der Verfasser, „wo diese Südwestwinde in ihrem Zuge nach Norden innehalten und ihren Rückweg nach Süden antreten. Diese Stelle muß aber in einer ebenfalls von Calmen abhängigen Region liegen. Es ist dies noch ein atmosphärischer Knotenpunkt, an welchem die Bewegung der Luft mit einer Abnahme des barometrischen Drucks nach oben geht."

Die klimatischen Verhältnisse des Oceans, welche das vierzehnte Capitel in Betracht zieht, unterscheiden sich sehr von denen des Festlandes. Haben wir in unserer Gegend z. B. im Januar und Februar die kälteste Jahreszeit und im Juli und August die wärmste, so fällt in den uns entsprechenden Breitengraden des Meeres die größte Kälte auf März, die größte Hitze auf September. Im Allgemeinen läßt sich der Ocean als eine Vorrathskammer zum Ausgleichen extremer Klimate ansehen. „Alle Geographen und Naturforscher", sagt der Verfasser, „haben die Uebereinstimmung in den Contouren der amerikanischen und afrikanischen Küste unter dem Aequator bemerkt. Zwar können wir den Grund nicht angeben, warum bei St.-Roque und im Busen von Guinea die gegenüberliegenden Küsten des Atlantischen Meeres so eigenthümlich her- vor- und zurückspringen, wir können nur durch Hypothesen diese Gestaltung zu erklären suchen; wozu sie aber unter Anderm gewiß dienen soll, ist im Vorstehenden außer allen Zweifel gestellt. Wir sehen, daß durch diese Küstenformation zwei Cisternen im Ocean gebildet sind, welche, die Wärme nach entgegengesetzten Seiten verbreitend, Westeuropa und Ostpatagonien unter einen sehr gemäßigten Himmelsstrich versetzen. Wir erkennen voll Bewunderung und Verehrung des weisen Weltenordners, daß das Klima der einen Hemisphäre von der Curve abhängt, gegen welche in der andern die Wogen des Oceans anspülen. Es gibt durchaus nichts im kosmischen Leben, was nicht seine Beziehung und Bedeutung zum Weltganzen hätte; so hat denn auch keine Küstenlinie eine zufällige, sondern stets eine gewissen Zwecken angepaßte Formation."

Das folgende Capitel ist den Driftströmungen gewidmet, welche sich dadurch wesentlich von den eigentlichen Meeresströmungen unterscheiden, daß diese unabhängig von dem herrschenden Winde sich bewegen, während jene immer nur Folgen der Winde sind. Das Buch behandelt diesen Gegenstand vortrefflich, nur eignet er sich wol nicht gerade gut zu näherer Besprechung. Ganz Dasselbe gilt von dem nächsten Capitel „Stürme", welches noch dazu sehr kurz behandelt worden ist. In dem siebzehnten Capitel werden die Routen des Meeres besprochen. Hier scheint der Verfasser so recht heimisch zu sein, und man kann es nur beklagen, daß er den Gegenstand nur kurz überblickend und aphoristisch behandelt hat, denn in ihm kommen ja eigentlich alle Lehren der physischen Geographie des Meeres in praktische Anwendung. Wir wollen davon noch eine kurze Mittheilung machen. „Wenn man von der Küste aus auf den Ocean blickt und ein Schiff, indem dasselbe die hohe See gewinnt, am Horizonte verschwinden sieht, wenn man dann vollends weiß, daß das Reiseziel desselben in weiter Ferne, vielleicht bei den Antipoden liegt, so meint man wol anfangs, dasselbe fahre über eine pfadlose Wüste; folgt ihm dann einige Tage später ein schneller segelndes Schiff nach demselben Reiseziel, oder kommt ihm nach Wochen vom letztern ein anderes entgegen, so hält man wol ein Zusamentreffen oder nur in Sicht kommen derselben auf der weiten Wasserwüste für unwahrscheinlich, ja für einen bloßen Zufall. In der Wirklichkeit verhält es sich aber anders; die Winde und Strömungen werden jetzt so allgemein bekannt, daß der erfahrene Schiffer wie der Hinterwäldler im tiefen Walde durch Marken an der Rinde der Bäume seinen Weg an gewissen Zeichen sicher erkennt, und diese Zeichen findet er gerade an Dem, was auf den ersten Blick so überaus veränderlich erscheint, an dem Winde. Die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen haben

ihn gelehrt, wie er diese unsichtbaren Boten zu benutzen hat, wie sie ihm im Verein mit den Calmen als Wegweiser auf den Kreuzungen, Gabelungen und Windungen seines Wegs dienen können." Er führt dann einige sehr interessante Beispiele zur Belehrung und zur Bewahrheitung des Ganzen durch.

In dem letzten Capitel macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß es durchaus nöthig sei, übereinstimmend zu verfahren in dem Erforschen der physikalischen Erscheinungen des Oceans, und bespricht die brüsseler Conferenz, seine eigenen Wind- und Strömungskarten und die beste Form in der Anlage und Behandlung der Logbücher. Das Ganze hat aber nur ein sehr specielles Interesse für den Seemann von Fach.

Schließlich noch ein Wort über die deutsche Bearbeitung. Sie ist ganz unverkennbar eine fleißige, sachverständige Uebersetzung zu nennen, welche in vieler Hinsicht auch frei und selbständig sich bewegt, aber dennoch an einigen Stellen nicht recht fließend deutsch ist; hier sieht man es der Arbeit an, daß Böttger Mühe oder nicht die gehörige Ruhe gehabt hat, sich in den Kernpunkt des Gedankens klar und ganz hineinzudenken. Wir machen in dieser Hinsicht nur auf S. 106 (unten Absatz) und auf S. 130 (unten vorletzter Absatz) aufmerksam. Es sind allerdings nur Kleinigkeiten, indeß wäre es doch besser, wenn sie ganz fehlten. Vielleicht wäre auch die englische Meile, der Fahrenheit'sche Thermometer und überhaupt die specifisch englische Maß- und Gewichtsbestimmung unserer deutschen Gewohnheit besser anzupassen gewesen. Das sind aber Ansichten, worüber sich streiten läßt.

Heinrich Birnbaum.

Max Ring's neuester Gesellschaftsroman.

Verirrt und erlöst. Roman von Max Ring. Zwei Bände. Gotha, Scheube. 1855. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Max Ring ist dafür bekannt, ein großer Gönner der untern und mittlern Gesellschaftsschichten zu sein und sie für die Träger aller Treue und praktischen Tüchtigkeit zu halten, während er in den höhern Schichten allen Schwindel und jede Art von Untreue und Unsitte sucht. Wer viel in der Welt gelebt hat und berufen gewesen ist, in ihre Verwickelungen thätig einzugreifen, weiß die Sache zwar anders; er sieht die Compensationen und erkennt, daß ungefähr überall in gleichem Verhältniß gegen den Geist gefrevelt wird, hier roher, dort feiner, hier bewußter, dort unbewußter, hier versteckter, dort unverholener; aber er erkennt keinen Vorrang an, keine Ausschließlichkeit, kein privilegirtes Asyl der Tugend und des Werths. Nichtsdestoweniger wohnt den Ansichten, die Ring mit Auerbach, mit Freytag und mit vielen andern poetischen Erzählern theilt, eine gewisse ästhetische Berechtigung bei. Dem poetischen Sinne nämlich treten die Untreue, die Verkehrtheit, der Schwindel, die Selbstsucht in den gebildeten Classen ungleich näher, sie stellen sich ihm künstlerisch viel eindringlicher, viel bildfähiger, viel trostloser dar, als dies mit den Verkehrtheiten, dem Trotz, der Armseligkeit, dem Eigennutz der niedern Gesellschaftsclassen der Fall ist, und es ist daher ganz natürlich, daß die Kunst des Erzählers die erstern vorzugsweise zum Gegenstand ihrer Gemälde wählt; allein wahr ist es nicht, in der Wirklichkeit ist ein moralisches Uebergewicht der niedern Stände über die höhern nicht begründet, selbst dann nicht, wenn man von Dem mehr fodern zu können meint, dem mehr gegeben ist. Es will uns aber überhaupt nicht recht einleuchten, welches Ziel und welcher Erfolg von diesem fast stereotyp gewordenen Schüren des Kampfes zwischen den höhern und niedern Ständen seitens der Literatur erstrebt und welche Hoffnung daran geknüpft wird. Die höhern Stände werden dadurch, so scheint es, gleichsam in den Fall der Nothwehr versetzt, und da sie zur Zeit noch im Besitz der Macht und des Einflusses sich befinden, wider Willen und fast schuldlos zur Abwehr jeder Concession gedrängt, mithin das gerade Gegentheil von Dem erwirkt, was jener Geist der Literatur zu erstreben vorgibt.

Wie dem nun sei, in dem vorliegenden Lebensbilde — und wir wiederholen, daß es sich in keiner Gattung der Poesie so sehr um Wahrheit handelt als im Roman — hat der Verfasser seiner Neigung voll den Zügel schießen lassen. Höherer Gesellschaftsrang und Laster, Lebensbeschränktheit und Tugend sind für ihn ungefähr identisch, und selbst das Kunsttalent findet weder Schonung, noch macht es eine besondere Ausnahme, wenn er dem ästhetischen Geiste auch die Kraft beizumessen scheint, sich aus Verirrungen selbst wieder zurechtzufinden. Zwischen diesen extremen Auffassungen, deren Naturwahrheit wir bestritten haben, steht ein Mädchen, der höhern Classe angehörig, eine phantasiereiche, poetische Natur, jedem ästhetischen Reiz leicht zugänglich, von der Pestluft des high-life tief angesteckt, die durch das Fegfeuer des Lebensüberdrusses hindurch einem redlichen Gewerbsmann zutheil wird und, nachdem sie auf den schwindelnden Höhen der Schwärmerei und der Ueberbildung sich selbst verloren, in der Sphäre einer guten Hausfrau ihre endliche Erlösung von allem dem verhaßten Spuk und Schein der feinen Welt finden muß. Man kann sich einen solchen Plan für einige Stunden gefallen lassen, wenn er auch in der Idee weder besonders erhaben und poetisch, noch in der Ausführung besonders lehrreich, fesselnd und neu erscheinen möchte. Eines nur dürfen wir nicht erlassen: innere Wahrheit und äußere Wahrscheinlichkeit! Der Roman hat zwei Grundfoderungen zu machen: eine mit den Gesetzen des Wahrscheinlichen äußerlich verträgliche erfundene Begebenheit und ein solches Spiel der Charaktere gegeneinander, daß darin das Gesetz innerer Nothwendigkeit erkennbar wird; mit andern Worten, die Motivirung der Begebenheit. Wir wollen nun nicht bezweifeln, daß es ein Mädchen wie Adolfine geben könne, nicht bezweifeln, daß eine überlegene Natur dieser Art, gedrängt von dem Gefühl eigener Verirrung, von dem Ekel an ihren Umgebungen und endlich von den Zumuthungen eines unnatürlichen Vaters, in Verzweiflung ihr väterliches Haus verläßt, in einfachere Verhältnisse flüchtet, diese liebgewinnt und endlich ihre Hand nach einem schwachen Impulse ihres Herzens an einen würdigen Färbermeister verschenkt. Allein schwerer fällt es uns schon, uns diesen Vater zu denken, dessen gemeiner Eigennutz soweit herabsteigt, sich mit der erträumten Schuld von Adolfinens Mutter auszusöhnen, diese als sein Kind zu verleugnen und wie einen Waarenartikel zu verhandeln; noch schwerer aber, uns solche Helden und Liebhaber zu denken, wie Graf Bangor und Briolan sind, Extreme von Albernheit, Gleißnerei und überstürzter Cultur, und vollends unmöglich, uns ein Verhältniß wie das von Adolfinens Mutter und dem Fürsten vorzustellen, nach welchem jene verheirathete Frau darein willigt, die vorgebliche Geliebte des letztern darzustellen aus bloßer Freundschaft für ihn. Dergleichen ist unerhört, nie dagewesen und darum unwahr!

An eigentlichen Ereignissen ist der Roman überaus arm; die auf ihre Spitze getriebenen Charaktere und ihre Redensarten bilden den Inhalt dieser Bände mit der positiven Zugabe der Schilderung der Naturschönheiten des Salzkammergutes. Fast möchten wir glauben, dies letztere sei dem Verfasser die Hauptsache gewesen und die Erzählung sei nur erfunden um der Naturschilderungen willen, die denn auch in Bezug auf Ischl, Hallstadt, den Dachstein und den Schafsberg ihren Werth behalten mögen. Als psychologischer Roman dagegen verbirgt das Buch seine Mängel allzu wenig. Die Darstellungen aus dem aristokratischen Leben entbehren entweder der Wahrheit oder des Interesses, und wenn auch die Scenen in der Sägemühle, wo die alte Großmutter Adolfinens als eine würdige Matrone herrscht und waltet, besser sind, so finden sie doch an der Unnatur der Auftritte in des alten Bergmanns Familie, an Valentin's Wildheit und des alten Engel Falschheit ein schweres Gegengewicht, selbst abgesehen von der häß-

lichen Erscheinung des Troddel, welche die romantische Muse dem Verfasser nur in ihrem Zorn eingegeben zu haben scheint. Was den Helden des Romans selbst, den studirten Färbermeister Georg betrifft, so wollen wir ihn zwar als ein Exemplar jener prosaischen Idealität gelten lassen, die sich in englischen und deutschen Tendenzromanen neuerdings breitmacht, wissen jedoch kaum, was er uns, ausschließlich beschäftigt mit dem Geheimniß des Türkischroth-Färbens, das er zuletzt entdeckt, weiter lehren könnte, als daß das Handwerk, wie man sagt, einen goldenen Boden hat. Von „heldenhaften" Verirrungen ist bei seiner gewissenhaften Passivität nicht weiter die Rede, sein Verdienst ist mäßig und er empfängt Adolfinens Hand schließlich als ein „gutes Glück". Von den andern Liebhabern der Letztern ist Graf Bangor ein permanenter Widerspruch in sich; denn es ist undenkbar, daß die Fadheit auf solcher Höhe lange Zeit in der Gesellschaft gelte, wie uns der Verfasser glauben machen will, sowie es undenkbar ist, daß der verdorbene Schwärmer Briolan ein Herz wie Adolfinens berücke. Der dritte Anbeter endlich, der völlig verschrobene Maler, der zwischen Adolfine und seiner Randl wie eine Korkkugel zwischen zwei entgegengesetzten Elektricitäten hin- und herfliegt, ist vollends ein alle Natur verleugnendes Phantasiestück, ohne Wahrheit und ohne Leben.

Soviel von den Charakteren und den Begebenheiten des Romans. Dieser gehört aber nicht nur zu den tendenziösen, sondern auch zu den sententiösen Erzählungen, und obwol wir der Meinung sind, daß die Doctrin nicht eigentlich in den Roman paßt oder wenigstens doch nur insoweit, als die Lehren aus den Handlungen und den Situationen unmittelbar selbst hervorgehen, so sind wir doch verpflichtet, uns nach dem Inhalte dieser Doctrin etwas näher umzusehen. Unser Färbermeister, als ein studirter Mann, ist nämlich ein gar großer Weltweiser, und als ihm Adolfine darthut, daß die Welt, wie sie dermalen ist, nichts tauge und zum Untergang reif sei, antwortet er ihr mit mildem und doch überlegenem Lächeln: „Wie oft habe ich diese Meinung gehört! Sie ist fast zur nichtssagenden Phrase geworden. Es gab schlimmere Zeiten, mein Fräulein. Was bedeutet die heutige Verderbniß gegen die Lasterhaftigkeit Roms unter den Kaisern? Welche Barbarei sehen wir während des ganzen (?) Mittelalters herrschen? welche Zustände zur Zeit der Regentschaft in Frankreich? Auch damals verzweifelten die Bessern an der Möglichkeit einer Wiederherstellung und sie erfolgte dennoch. Diese Rettung geht zu allen Zeiten aus dem Schoose der Familie auf naturgemäßem Wege vor sich. Wenn Tugend, Moral und Sittlichkeit (drei in Eins) in der Gesellschaft abzusterben drohen, so flüchten sich diese heiligen Güter des Daseins an den häuslichen Herd, wie bei einer allgemeinen Körperkrankheit die bedrohte Lebenskraft nach dem Herzen flüchtet, um von dort aus gegen den feindlichen Tod anzukämpfen." Worauf Adolfine: „Aber wenn die Familie selbst von Zersetzung und Fäulniß angegriffen ist — wo sollen wir dann noch Heil und Rettung suchen?" „In der Gesammtheit ist dies zu keiner Zeit der Fall: es herrschen hier ewige Naturgesetze. Die Liebe der Aeltern zu ihren Kindern und umgekehrt steht so fest wie der Himmel selbst. Aus dieser Quelle strömt stets neues Leben. Ich sehe aber auch noch eine andere Hülfe. Schon daß Jeder von uns die Lüge und die Heuchelei der Gegenwart erkennt, gilt mir für einen Beweis wiederkehrender Gesundheit. Es herrscht ein Ringen und Streben nach Wahrheit in der Menschheit, welches freilich wieder wunderliche Abwege einschlägt, neue Irrthümer unausbleiblich macht, aber doch eine frische, schöne Saat verspricht" u. s. w. Kurz, die färbermeisterliche Dialektik liest sich ganz behaglich noch einige Seiten fort, ohne uns jedoch einen Fußbreit festen Bodens gewinnen zu lassen. Wie aber, wenn Jemand käme und dem Docenten bewiese, daß gerade jenes gepriesene Streben und Ringen nach Wahrheit, die eben ein Jeder aus sich selbst und seiner subjectiven Weltauffassung aufbauen will, die Urkrankheit und das Verderbniß unserer Zeit verschulde, ja selbst eben diese Krankheit sei, welche just in der Unfähigkeit besteht, Gegebenes, Geordnetes, Geoffenbartes hinzunehmen und sich dabei in Beruhigung zu fassen? Wir glauben, Georg's Weisheit litte alsdann doch Schiffbruch, besonders wenn man ihm deutlich machte, daß die Verderbniß in die Welt gar nicht anders kommen kann, als nachdem sie in der Familie Wurzel gefaßt und diese schon gelockert und verwüstet hat! Doch genug. Adolfine ist eine gelehrige Schülerin, und später, nachdem sie ihre Klagen über die Welt und ihre Enttäuschungen dem Fürsten wiederholt, antwortet sie auf dessen Frage: „Aber wo finden Sie Wahrheit?": „In der Liebe!"

Das geben wir nun zu, mit der Maßgabe jedoch, daß auch hier nicht von absoluter, sondern von menschlicher, irdischer, also bedingter Wahrheit die Rede sei. Und so wird sich denn wol der ganze Conflict eben an den Bedingungen des Daseins auflösen lassen, während der Gedanke das Absolute sucht, was denn auch wieder der göttlichen Weltordnung entspricht, die wir stets am Ende aller Dinge finden, wenn wir nicht blind sein wollen.

Diese Ausführung hat uns ernster gestimmt, als man gerade bei der Besprechung eines modernen Romans werden sollte, der zur Ausfüllung einer leeren Stunde bestimmt ist; indessen müssen wir doch anerkennen, daß die Arbeit des Verfassers, wenn auch nicht überall glücklich, doch eine gewisse innere Consequenz zur Schau trägt, die von Productivität zeugt und über das Niveau des Alltäglichen sich einigermaßen erhebt.

Es gibt noch eine dritte Gruppe, welche sich mit den Schilderungen des Gebirgs verbindet, in diesem Roman, der wir mit einigen Worten noch gedenken müssen. Es ist dies der alte Bergmann Engel mit seiner Familie. Wir hätten gewünscht, der Verfasser hätte dem Engel-Bergmann seinen Charakter als Ehrenmann, mit dem er ihn uns einführt, bis ans Ende erhalten; statt dessen läßt er ihn aus Haß gegen den Entführer seiner Braut, Briolan, diesem den widerlichen Troddel als sein Kind octroyiren, bis Briolan dies Kind endlich doch in Randl, der Frau des Malers, entdeckt und plötzlich ein Greis geworden stirbt. Dies häßliche Streiflicht in Engel's Charakter scheint uns ein Fehler zu sein, den ein unmotivirter romantischer Kitzel allein verschuldete. Eben dieser Gruppe gehört denn auch der wilde Valentin an, der, nachdem er auf Randl aus Eifersucht geschossen, von dem Troddel in einen Abgrund gestürzt wird, wo Beide zerschmettert werden.

Hiermit entlassen wir diesen viel erstrebenden, im Uebrigen aber würdig und mit gewandter Feder geschriebenen Roman, der Charaktere, Naturgemälde und ein Stück Weltleben in seinen Rahmen faßt. Die Philosophie des Verfassers ist nicht ganz die unserige; wir können von der Emancipation des Einzelwillens von Gesetz und herkömmlicher und bewährter Ordnung kein Heil für die Welt, keine Herstellung derselben aus der Krankheit, die an ihr nagt, erwarten, und wenn wir auch die Hoffnung des Verfassers, daß die Familie diese Heilung bewirke, nicht gerade eitel nennen wollen, so scheint uns doch, daß andere Heilmittel, wie entschlossene und kraftvolle Selbstbeschränkung des Wollens und Speculirens, neuerwachende Liebe zu dem Classischen in seiner Ruhe und Schönheit, klare Erkenntniß, daß der Mensch an die Bedingungen des irdischen Daseins gebunden und nicht berechtigt sei, diese nach Willkür abzustreifen, sichere und schneller wirkende Arzneien seien als die Familie, die, einmal in ihren natürlichen Verhältnissen gelockert und erschüttert, Generationen gebraucht, um sich wieder in ihren Rechten herzustellen. 2.

Der Verfasser der „Neuen Zeitbilder“ und die Kritik.

In der letztern Zeit scheint es immer mehr Brauch werden zu wollen, daß die producirenden Schriftsteller in ihren Erzeugnissen Ausfälle gegen ihre Recensenten anbringen, ja förmliche Antikritiken in Form geharnischter Vorreden an ihre Spitze stellen. Es ist dies ein gänzlich takt- und erfolgloses Verfahren, wie uns überhaupt Antrikritiken und Repliken nur dann zulässig und selbst geboten scheinen, wenn es sich um thatsächliche Berichtigungen, um nachweisbare Misverständnisse und Verdrehungen oder um Abwehr gehässiger Angriffe handelt, die statt dem Werke dem Menschen galten, seine Gesinnung verdächtigten und dadurch das ganze moralische Princip seiner Existenz in Frage stellten. Aber ein Product, welches mehr oder weniger darauf Anspruch machen kann oder will, ein Kunstwerk zu sein, ist dadurch nicht zu retten, daß sich sein Erzeuger mit breiter Brust und lauter Stimme vor die von der Kritik gelegte Bresche stellt. Es wird dadurch nicht besser und fehlerfreier, daß der Verfasser versichert, die Kritik habe Fehler darin gefunden, welche nicht darin seien, und Schönheiten darin nicht gefunden, welche darin seien. Höchstens wird er sich dadurch dem Verdacht aussetzen, nicht blos ein mittelmäßiger, sondern auch ein anmaßender und empfindlicher Autor zu sein. Ganz besonders taktlos ist es, wenn selbst solche Romanproducenten, die nur ephemere Bücher in die Welt setzen, polemisch gegen ihre Recensenten auftreten, wie vor einiger Zeit Theodor König gegen Robert Giseke und soeben der Verfasser der „Neuen deutschen Lebensbilder“, Temme, in seiner Vorrede zu seinem neuesten Product „Anna Jogszis“ gegen Robert Prutz. Das corpus delicti war eine tadelnde Recension von Prutz im „Deutschen Museum“ über Temme's frühern Roman „Die Verbrecher“, der unsers Erinnerns auch von vielen andern Blättern im gleichen Sinne beurtheilt worden ist. Aber der aufgebrachte Romanschreiber griff Prutz heraus, um an ihm in der Vorrede zu seiner „Anna Jogszis“ ein Exempel zu statuiren. Prutz hat ihm in Nr. 30 des „Deutschen Museum“ darauf gedient und in seinem Aufsatze manche beherzigenswerthe, zur Beurtheilung literarischer Zustände diensame Wahrheiten ausgesprochen. Wir unsererseits räumen dem Verfasser der „Anna Jogszis“ allerdings ein, daß in Frankreich und England nicht so viele literarische Skandale vorkommen als in Deutschland, aber wir stellen durchaus in Abrede, daß dieser beklagenswerthe Zustand einseitig und ausschließlich von den Recensenten und Kritikern ausgehe. Der Grund dazu liegt tiefer und ist auch allgemeiner verbreitet. Prutz hat sich bisher von allen Entgegnungen in eigenen Angelegenheiten mit anerkennenswerther Ausdauer ferngehalten, dennoch ist er jetzt durch Temme selbst genöthigt worden, das Streitroß der Polemik zu besteigen und auf seinen Gegner mit vorgesteckter Lanze loszurennen, um seinen Angriff abzuweisen. Gegen Temme's Behauptung, daß das literarische Cliquenwesen in Deutschland mehr als in irgendeinem andern Lande herrsche und gegenwärtig mehr als je früher, bemerkt Prutz mit Recht, daß dieses Uebel keineswegs mehr in dem Grade wie früher bestehe oder daß es wenigstens um seine Wirkung gekommen sei, da das Publicum heutzutage diese Machinationen durchschaue. Temme sehe sich doch nur das Durcheinandergewoge in unserer journalistischen Presse an! Oder glaubt Temme etwa, daß diejenigen Kritiker, welche seine „Verbrecher“ tadelten, sich deshalb vorher miteinander in Briefwechsel gesetzt und Verabredungen getroffen hätten? Der Verfasser der „Neuen Zeitbilder“ bilde sich doch nur so etwas nicht ein! Um so wunderlicher erscheint es, wenn Temme eine „ehrenvolle Ausnahme“ in den „zugleich mit der Literatur sich befassenden politischen Zeitungen“ erblickt. Auf diese paßt ja der Vorwurf des Cliquengeistes viel mehr als auf die eigentlichen, von politischen Rücksichten unabhängigen kritischen Institute, und wenn Temme's Romane von einer Zeitung seiner Parteirichtung gepriesen worden sind, so will das ebenso wenig etwas bedeuten, als wenn im Feuilleton der „Neuen Preußischen Zeitung“ ein Buch gelobt wird, dessen Verfasser der Richtung dieser Zeitung angehört. Milder als Prutz denken wir dagegen von dem freilich sehr wenig taktvollen Geständniß Temme's in Betreff seiner Lage, die ihn nöthige, um seine Pflicht als Ernährer einer zahlreichen Familie zu erfüllen, als Schriftsteller zumeist durch seine erzählenden Schriften zu wirken. Für uns hat ein solches Geständniß eines Mannes, der früher bessere Tage gesehen hat und jetzt infolge des Scheiterns seiner Partei in einer Art Verbannung lebt, etwas Schmerzliches; wir fühlen dabei den ganzen Jammer durch, der den Verfasser dazu brachte, ein solches Geständniß zu thun. Wenn aber Temme leider in der Lage ist, im Dienste seines Hausstandes die Tinte seiner Feder verspritzen zu müssen, so verlange er auch nicht, daß die Kritik blos dieserhalb seine Romane als etwas preise, was sie nicht sind, daß sie ihm ihre Ueberzeugungstreue zum Opfer bringe und durch Rücksichten dieser Art ihr bischen Autorität noch vollends zugrunde richte. Ohnehin geht aus der ganzen Fassung seiner Vorrede hervor, daß es ja auch ihm nicht im mindesten darauf ankommt, ohne alle Rücksicht auch seinerseits Andern wehe zu thun und möglicherweise Schaden zuzufügen. Im Uebrigen haben wir unserntheils gegen den Verfasser der „Neuen Zeitbilder“ als Romanschriftsteller durchaus nichts, da wir, wie wir offen gestehen, noch keine Zeit hatten, irgendeins seiner Romanproducte zu lesen; wir haben durch unsere Bemerkungen nur zur Wahrung des der Kritik gebührenden Rechts das Unserige beitragen wollen.

H. M.

Bibliographie.

Becker, A., Novellen. Pesth, Heckenast. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Löffler, K., Das galante Berlin. Berlin, Artistische Anstalt. 16. 10 Ngr.

— — Die Berliner Grisette. Mit 3 Illustrationen. 2te Auflage. Berlin, Bieler u. Comp. 32. 5 Ngr.

Pratobevera, E., Die keltischen und römischen Antiken in Steiermark. Gratz. 8. 8 Ngr.

Herrn Schaute's Abenteuer in Berlin. Von **Clauren dem Jüngern.** Berlin, Bernhardt u. Comp. 32. 5 Ngr.

Schiffmann, G. A., Lessing's Nathan der Weise in seiner religiösen Bedeutung. Ein Vortrag. Stettin, Nagel. Gr. 8. 6 Ngr.

Schröder, A., Die Religion in unsern Gymnasien und höhern Schulen und das Jugend- und Familienleben unserer Zeit. Pädagogisch-psychologische Betrachtungen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 12. 20 Ngr.

Schulze, F. W., Der Irvingismus. Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereins in Berlin und theilweise erweitert. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Solitaire, M., Koralla. Eine humoristische Stadtgeschichte. Leipzig, Matthes. 16. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Merkle, M., Offene Briefe an Hrn. Pfarrer Georg Lutz in Oberroth als Antwort auf dessen Beleuchtung einiger religiösen Zeitfragen. Dillingen, Kränzle. Gr. 8. 5 Ngr.

Tellkampf, J. L., Ueber die neuere Entwickelung des Bankwesens in Deutschland mit Hinweis auf dessen Vorbilder in England, Schottland und Nordamerika, und auf die französische Société générale de crédit mobilier. 1ste und 2te Auflage. Breslau, Aland. Gr. 8. 12 Ngr.

Thalhofer, In Sachen des schwäbischen Irvingianismus; eine Antwort an Hrn. Pfarrer Joh. Evang. Georg Lutz. Dillingen, Kränzle. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Frauenstädt (J.), Der Materialismus.

Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. **Louis Büchner's** „Kraft und Stoff". 8. Geh. 1 Thlr.

Unbefriedigt von der bisherigen Kampfesweise gegen den Materialismus, liefert der Verfasser eine unparteiische Kritik desselben, in der er, in Erwiderung auf Büchner's in dritter Auflage erschienenes Werk „Kraft und Stoff", ebenso das Für wie das Wider des Materialismus ruhig und leidenschaftslos erwägt, und dadurch beiden Parteien gerecht wird. Zugleich enthält die Schrift eine klare und präcise Darstellung des ganzen materialistischen Streites und nimmt Rücksicht auf die bisherige Literatur desselben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. Geh. 1 Thlr.

Diese nicht blos für Naturforscher und Philosophen, sondern für das größere gebildete Publicum bestimmte Schrift behandelt eine der wichtigsten und interessantesten Fragen: das **Verhältniß von Glauben und Wissen.** Zunächst durch den bekannten wissenschaftlichen Streit zwischen Wagner und Vogt hervorgerufen, macht sie gegen Beide Fronte: gegen den Ausspruch Wagner's, daß man in wissenschaftlichen Dingen die größte Skepsis üben und gleichzeitig in religiöser Hinsicht dem „schlichten, einfachen Köhlerglauben" huldigen könne, aber ebenso gegen den von Vogt vertretenen Materialismus, der die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen leugnet. Die Schrift schildert den großen und durchaus nicht gefährlichen, sondern höchst wohlthätigen Einfluß, den die Naturwissenschaft auf die ästhetische, religiöse, moralische und philosophische Weltanschauung übe, und beweist dadurch, daß derjenige Glaube, der ein wirkliches und wahres Bedürfniß der Menschheit sei, mit den Resultaten und Foderungen der echten Naturwissenschaft im besten Einklang stehe.

Gleichzeitig erschien in demselben Verlage:

Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.** 8. Geh. 1 Thlr.

Eine humoristisch gehaltene Schrift, die sich gegen die materialistischen wie gegen die spiritualistischen Hypothesenmacher richtet und durch Mischung von Scherz und Ernst die „unfruchtbare Zänkerei zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" zu beendigen sucht. Der Verfasser ist als geistvoller politischer und namentlich militärischer Schriftsteller (z. B. durch seine jüngst erschienene „Militärpolitik") rühmlichst bekannt. Sein „Froschmäusekrieg" hat durch tiefeingreifenden Inhalt wie durch unterhaltende Form — in welcher Beziehung die „Schlußrede von Karl Vogt" besondere Beachtung verdient — Anspruch von Allen gelesen zu werden, welche die Schriften von **Vogt, Büchner, Schaller, Frauenstädt** u. s. w. kennen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die göttliche Komödie
des
Dante Alighieri.

Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von

Karl Ludwig Kannegiesser.

Vierte, sehr veränderte Auflage.

Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien.

Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr.

Unter dem Namen „Bibliothek italienischer Classiker" erscheint zu dem **äußerst mäßigen Preise** von 10 Ngr. für den Band eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen von **Förster, Kannegießer, Keller, Reumont, Streckfuß, Witte u. A.**, meist bereits in zweiter, dritter und vierter Auflage.

Hiervon wurden außer obigem Werke bisjetzt ausgegeben:

Boccaccio, Das Decameron. Uebersetzt von Karl Witte. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

Tasso, Das befreite Jerusalem. Uebersetzt von Adolf Friedrich Karl Streckfuß. Vierte Aufl. Zwei Theile. 20 Ngr.

Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette &c. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Machiavelli's Florentinische Geschichten. Uebersetzt von Alfred von Reumont. Zwei Theile. 20 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und werden einzelne Werke der Sammlung auf Verlangen gern zur Ansicht liefern.

Brockhaus' Reise-Bibliothek.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Böhmischen Bäder.

Von

Siegfried Kapper.

Preis 10 Sgr.

Der bekannte Verfasser schildert hier die Böhmischen Bäder, die er als daselbst prakticirender Arzt besonders genau kennt, nämlich Franzensbad mit Eger, Marienbad, Karlsbad und Teplitz nebst ihren nähern und weitern Umgebungen. Die Schrift wird deshalb gewiß Allen, die in einem dieser Bäder die Cur gebrauchen oder sie sonst besuchen, als Lectüre während des Aufenthalts sowie als Erinnerung willkommen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 21. August 1856.

Inhalt: Gregorovius über Italien. — Zwei Dutzend Lyriker. Von Emanuel Raulf. — Die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts. — Lehrer der Menschheit. (Georg Forster. William Ellery Channing.) — Berner Taschenbuch auf das Jahr 1856. — Deutsche Literatur im Auslande. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Gregorovius über Italien.

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Durch sein Buch „Corsica" hat sich der Verfasser des vorliegenden Werks sowol als Landschaftsmaler wie als Geschichts- und Charakterzeichner auf eine eigenthümliche Weise begabt gezeigt. Indem er die Genauigkeit eines Monographen mit dem Schwung, der Lebendigkeit und dem Farbenreiz des Enthusiasten auf die glücklichste Art zu verbinden weiß, stellt er uns Gemälde dar, die uns zugleich belehren, erheben und fesseln. Ein Geist voll Tiefe und Schwung, wie der des Verfassers, ist denn auch recht eigentlich berufen, in dem lichtstrahlenden Bilde Italiens die einzelnen noch unerhellt gebliebenen Punkte ins Klare zu stellen, welche gleich tiefverschlossenen Thalgründen von dem Lichte nicht beleuchtet worden sind, das zahlreiche verdienstvolle Federn von Goethe und Ramdohr bis Stahr und Goldhaun für uns über die sonnigen Gefilde Italiens verbreitet haben. Solcher einzelnen Punkte, die bis auf unsere Tage in ziemlicher Nebelhaftigkeit, ja in voller Dunkelheit geblieben sind, sei es nun, daß man sie geradehin misachtet oder daß man sie absichtslos übersehen hat, gibt es in Italien mehre, und selbst nachdem unser Verfasser mit glücklicher Auswahl eine bedeutende Anzahl derselben seiner besondern und liebevollen Beleuchtung unterworfen hat, wüßten wir dem künftigen Forscher immer noch eine ganz erkleckliche Reihe solcher in unverschuldetem Dunkel zurückgebliebener Partien aus dem Rundgemälde Italiens anzudeuten, die der nähern Beleuchtung und Erforschung nicht minder würdig erscheinen als der lateinische Strand, Capri und der Ghetto. Die allerdings nicht leicht zugänglichen griechischen Colonien an der Südspitze Italiens wären für einen Geist, wie der unsers Autors, beispielsweise gewiß ein Stoff, den er zu dem anmuthigsten und lehrreichsten Bilde verarbeiten würde, und den wir ihm daher vorzugsweise empfehlen möchten, als einen fast noch unangebrochenen Schacht.

In dem vorliegenden Bande hat der Verfasser nun fünf oder sechs solcher unbeleuchtet gebliebener Partien aus dem Land- und Volksgemälde Italiens vor uns entwickelt und mit seiner Wissenschaft und seinem warmen, farbenreichen Pinsel erhellt. Diese Punkte sind die Insel Elba, der Ghetto in Rom, das lateinische Gestade mit dem Circe-Cap und endlich die Insel Capri. Dazwischen liegen „Idyllen vom Baltischen Ufer", als Gegenbild des Lateinischen Ufers, und „Römische Figuren", fast als ein Seitenstück des Goethe'schen „Carneval" zu bezeichnen; lauter werthvolle, anmuthige, reizende Bildchen, voll Studiums und glücklicher Begeisterung. Vor allen ist Capri als eine ungemein werthvolle Monographie hervorzuheben, die mit solcher Fülle des Wissens und solchem Ernst der Forschung geschrieben ist, daß kein Theil dieser „Einsiedelei mitten im Meere" unbeleuchtet bleibt und jede Hütte, jede Höhle, ja fast jeder Stein derselben unserer Mitempfindung nahegebracht wird. Wir rühmen uns in Deutschland mit Recht, die glänzendsten Bilder der ewig schönen und mit ewiger Sehnsucht unsere Seele füllenden Italia zu besitzen; allein an dieser Sammlung erkennen wir, wie manche vernachlässigte und der frischen Beleuchtung noch immer harrende Schattenpartie in diesem Gemälde vorhanden ist!

Zuerst also von Elba. Ist dieser uralte, von den Phöniziern schon bearbeitete Eisenstrand auch weniger seiner Natur und seiner Bevölkerung wegen, als um des Mannes willen, den ein seltsamer Einfall der europäischen Diplomatie hier gefangen zu halten gedachte, uns merkwürdig und anziehend, so lag dem Verfasser von „Corsica" doch gerade diese Schilderung wie eine nothwendige Fortsetzung und als Abschluß seiner corsicanischen Reisen vor allem nahe. Und ist auch die Art von Pietät, welche in dieser Monographie von Elba gegen das Andenken des ersten Napoleon festgehalten wird, uns Deutschen älterer Generation nicht gerade sympathisch, so sind die Schilderungen des Eilandes selbst doch voll lieblichen Reizes und als historische Denkmale nicht ohne Werth und Interesse.

die Wohnung des in den wunderlichsten Käfig der Welt hier eingefangenen Löwen, mit dem freien Ausblick, hier auf Italiens Küste, dort auf seine Wiege Corsica, und gerade abgeschlossen genug, um die unruhigen Bewegungen des Gefesselten dem Auge der gedankenlosen Diplomatie zu verbergen — diese Wohnung ragt über der zierlichen Stadt zwischen Fort Stella und Falcone, einen prachtvollen Anblick über Land und Meer gewährend, empor. Eine kindliche Naivetät, dem Prometheus dieses Felsens stündlich zuzurufen: Cäsar, du schläfst? und nicht zu sehen, daß der Löwe in diesem Sinne gerade dies Eiland wählte! Das Haus ist klein, ein plattes Mittelgebäude, zwei Stockwerke mit vier Fenstern und zwei kleinern Seitenflügeln, jetzt die Wohnung des Gouverneurs. Dazu ein kleiner Garten, Citronenspaliere an der Mauer, einige Marmorbilder in Grün, Kanonen dazwischen, denn der Garten ist eine Schanze des Fort Falcone. Blumen liebten die Napoleons bekanntlich nicht. Hier denke man sich Napoleon — die Glut im Busen, den Blick an die Küste des Landes, das ihn zuerst groß gemacht, gefesselt — ein ganz Anderer als auf Helena; hier die Villeggiatur eines Imperators mit seinem Spielzeug von 700 Prätorianern, dort der Held der Tragödie! Elba und Capri — welche widerspruchsvolle Kehrseiten der Despotie! Hier ein Gewaltherrscher wie zum Scherz auf eine kleine Insel im Angesicht seiner verlorenen Weltherrschaft verbannt; dort der zweifellose Herr der bekannten Welt, der sich wie aus Ironie gegen diese auf der kleinsten Scholle seines grenzenlosen Reichs als Eremit zu leben entschließt. Im Uebrigen ist Elba ein Eisenklumpen, der überall zutage tritt und dessen malerische und grandiose Natur der Verfasser mit lebhaften Farben, blühend unter der Gunst der üppigsten Triebkraft und des heißen Sonnenstrahls, vor uns entfaltet.

„Der Ghetto und die Juden in Rom" ist eine an historischen Reflexen ausgiebige, vortreffliche Arbeit. Der Verfasser führt die heutige Bevölkerung des Ghetto in unmittelbarer, fast unvermischter Abstammung auf die gefangenen Juden aus dem Triumphzuge des Titus zurück, die älteste Corporation, die nobelste Gemeinde der Welt. Es sind die stammreinen Nachkommen dieser alten Judengeschlechter, die wir heute beschäftigt sehen, auf Lumpenhaufen in der Straße sitzend, mit Silber- und Goldflittern Tuch und Leder zu besticken! Es sind die Töchter dieser edeln Familien Jerusalems mit den schwarzen blitzenden Augen, die aus dem Schmuz der Gasse die Lappen hervorziehen, ihre bunten Decken zusammenzusetzen, und im Dienst der Armuth ämsig die Nadel schwingen für die Bäuerin von Anzio. Diese Judencolonie erscheint in der Darstellung des Verfassers als ein lebendiger Rest des alten Rom, versteinert in seinem Elend, aber anziehend durch seine merkwürdige Geschichte. Es ist seltsam, aber wahr, daß in dieser wunderbaren Gemeinde die Sympathie für das Christenthum vorbereitet wurde, welche im 3. Jahrhundert allmälig in Rom an den Tag kam. Seltsam sind die Gesetze der Clausur, die Feste der fünf Schulen, die Erniedrigungen, Peinigungen und Qualen endlich, denen diese Gemeinde das Mittelalter hindurch, je nach dem jeweiligen Geschmack der Zeit, unterworfen wurde und deren Schattenreste noch heute bestehen. „Lieber aber sage ich", fährt der Verfasser am Schluß seines anziehenden Bildes fort, „wie diese Juden in ihrer Armuth reich sind an Menschlichkeit, Brüderlichkeit und aufopferndem Familiengeist unter sich, diesem dauernden Erbe Israels, und wie bei diesen nüchternen, fleißigen Menschen höchst selten ein Verbrechen vorkommt." Es ist charakteristisch, daß in Rom, durch große und erhabene Dimensionen und durch Paläste ausgezeichnet, von denen einer genügte, die halbe Ghettobevölkerung bestens zu behausen, diese armen Judenfamilien wie in einem römischen Columbarium übereinander geschichtet, seit Jahrhunderten Schmuz und Pesthauch tragen müssen, sie, die lebendigen Reste des alten Rom, während ihre weit jüngern Mitwohner in herrlichen Sälen und bei kühlen Springbrunnen königlich logirt sind. Die Schilderung der seltsamen Feste im Ghetto und in der Synagoge, dem Palast Cenci gegenüber, wo die Harfe David's noch ihre Rolle spielt, empfehlen wir dem Leser zu eigener Lectüre. Hier hören wol selbst römische Patricier und Priester den jüdischen Schriftgelehrten, in ihren stattlichen Costümen die Sprüche Salomonis deutend, zu und freuen sich an dem Gelärm der Cymbeln, der Sackpfeife und des Sistrums, das wir auf den Isisbildern wiederfinden. Wie das Volk selbst, ist Alles hier uralt in dieser Sixtinischen Kapelle des Ghetto zu Rom. Dieser aber hat doch seine eigne Ironie an der politischen Welt vollzogen, indem er in Rom das goldene Kalb aufgerichtet hat, um dessen Piedestal die römischen Großen nun täglich tanzen müssen!

Als Gegenbild zu diesen südlichen Scenen läßt der Verfasser „Idyllen vom Baltischen Ufer" folgen, die wir hier, wo wir uns mit Italien beschäftigen, übergehen. Wie still und weit sind diese Welten! Und doch haben sie nun ihr treffendes Pendant an den lateinischen Ufern, die einst so geräuschvoll und glänzend waren, als jene Küsten noch in cymmerischer Nacht vergessen ruhten. Die „Idyllen vom Lateinischen Ufer" bilden einen prächtigen Abschnitt dieses Buchs. Die Meereseinsamkeit von Porto d'Anzio, wo Augustus, Caligula und Nero, hier geboren, in herrlichen Palästen Villeggiatur machten, jene feinen, sanften Küstenlinien nach Nettuno und Astura hin, wo Licht und Nebel die entzückendsten Kämpfe ausführen, jenes herrliche Circe-Cap, jenes stille Nettuno, jenes an geschichtlichen Erinnerungen reiche Astura, wo nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo der junge Konradin und Prinz Friedrich von Destreich von Frangipani, dem Herrn von Astura, verrathen wurden, dieses schon den alten Kaisern, August, Tiberius und Caligula, verderbliche Astura — terra maladetta, wie der Volksmund es nennt; diese wiedergewonnene Wildheit der Natur, die die Fesseln einer alten Cultur wieder abgeworfen hat und wie einst von wilden Rin-

dern abermals beherrscht wird, diese alte Pracht und frische Oede, sie sind in diesem Bilde von dem Verfasser trefflich und ergreifend gemalt worden.

Die hierauf folgenden „Römischen Figuren" beschäftigen sich zuerst mit den Todten in Katakomben und Todtenkapelle (Capella alla morte) und den ganz eigenthümlichen Scenen, die hier spielen. Auch ein ziemlich vernachlässigter Gegenstand! Hierauf folgen, als Gegensatz, die Puppentheater, denn auch in den Katakomben treibt Pulcinella sein kindisches Wesen. In Ara Celi auf dem Capitol predigen dagegen Kinder, Buben und Mädchen, eine Woche lang vor dem goldenen Bambino von Ara Celi, und in einem Wachsfigurencabinet zeigt die Sibylle dem Kaiser Augustus das Christuskindlein, wie es eben zur Welt kommt, sie zu beherrschen. Gegenüber wieder eine Grotte, in der Knaben von sechs bis zehn Jahren fünf Minuten lang im Chorgewand mit komischem Pathos gleich Kapuzinermönchen predigend schreien und gesticuliren, Mädchen, kleine zierliche Fräulein in Federhütchen und atlassenen Jäckchen, ihren Knix machen, ein Kreuz schlagen und von der Sünde Adam's predigen — allerdings nur eine in Rom, dem ewig seltsamen, zu sehende Scene. Es ist ein eigenes Gefühl, aus diesen kleinen Mündern zu hören: „Cosi dice San Bernardo, cosi vuole San Tertulliano" u. s. w. Doch das Puppentheater des Lebens, das uns der Verfasser hier so anziehend aufrollt, ist noch lange nicht zu Ende. Durch die Volkstheater (Teatro Emiliani) geht er allmälig zu dem recitirenden Schauspiel („Francesca da Rimini" in Teatro Valle) über, überall die seltsamsten Figuren zeichnend, mischt diese mit Ausstellungs- und Processionsscenen aus dieser Stadt der immerwährenden Processionen und diese wieder mit Scenen aus dem „Ball der Modelle", jener berühmten Species von männlichen und weiblichen Schönheiten, die auch nur in Rom zu sehen sind und zwar in der Villa Claudiana, wo der Saltarello in der größten Reinheit getanzt wird. Und endlich schließt dies bunteste Figurenpanorama ab mit der Kirchenversammlung vom 8. December 1854, wo 250 Bischöfe zusammenkamen, wahre Methusalems und Noahs, denen Pio Nono das „neue Dogma" verkündete von der jüngsten Stieftochter der Revolution, der rein empfangenen Jungfrau.

Der letzte Abschnitt: „Capri, eine Einsiedelei", nimmt fast ein Viertel des reizenden Bandes ein. Die frischen, vollendeten, anschaulichen Naturbilder in dieser Monographie von Capri, die Fülle historischen Wissens und archäologischer Forschung, die tiefen und neuen geschichtlichen Blicke und Charakteristiken (Tiber's, August's, Caligula's) vereinigen sich zu einem Ganzen von anziehendster Art. Einen vollen Sommermonat verlebt der Verfasser auf diesem merkwürdigen Eiland, die Fülle „zaubervoller Einsamkeit" genießend; eine wunderbare, märchenhafte Vision, wie er sagt, deren Schönheit mit Worten nicht zu sagen ist. Jean Paul vergleicht Capri mit einer Sphinx, dem Verfasser erscheint es wie ein antiker Sarkophag, rings schlangenhaarige Eumeniden und obenauf liegt Tiberius, dieses Ungeheuer der Skepsis und Wollust, das hier elf Jahre lang in Ueppigkeit „einsiedelte". Der Verfasser wollte dies odysseische Eiland gründlich kennen lernen und schildern: Votum fecit et gratiam recepit! Von oscischen Nachbarn zuerst bevölkert, von Phöniziern und Griechen aus Posidonia (Pästum) besetzt, mit Städten und Tempeln geschmückt, dann von Augustus im Tausch mit Ischia von Neapolis erworben, baute der Letztere hier eine Villa und kam hierher, die heilsamen Lüfte Campaniens zu athmen. Hier feierte der Greis noch kurz vor seinem Tode in Gesellschaft Tiber's und des Sterndeuters Thrasyllus patriarchalische Feste voll heiterer Lust an den Freuden, die er der Jugend bereitete, die er kleidete und bewirthete; scherzend und Verse machend, wie ein Mann, der sich bewußt ist, seine Zeit gut angewendet zu haben. Nun folgt Tiber! Welch ein anderes Bild! Die Erinnerung an den Mann mit dem Medusenhaupt, so düster, tückisch und einsam, dessen kochende Seele von hieraus Todesurtheile über Tausende, Städteverwüstung und Exil decretirte, während sein Mund lächelte, die Erinnerung an dies Urbild des vollendeten Jesuitismus und der scheußlichsten Unnatur erfüllt das Volk von Capri, das ihn Timberio nennt, noch heute und fast ausschließlich; selbst seinen besten Wein nennt es „Thränen des Timberio" und glaubt ihn tief unter dem Berge, auf welchem seine Hauptvilla lag, als kolossalen Reiter auf bronzenem Roß mit Augen von Brillanten begraben, eine Sage, an welcher sich die von Kaiser Rothbart im Kyffhäuser wol gebildet haben mag. Tiber kam im Jahr 26 n. Chr. hierher und lebte mit kurzer Unterbrechung elf Jahre auf dieser Insel, theils aus Furcht, theils zum Hohne Roms und der Welt, die ihm gehörte. Er bedeckte das Eiland mit Prachtbauten, zwölf Villen und Tempeln, jene nach den Göttern benannt, und in der des Jupiter selbst als Jupiter thronend, noch heute in ihren Trümmern wohl erkennbar. Nach seinem Tode verfiel die Pracht Capris, das Theater seiner Lüste verödete. Im Mittelalter gehörte die Insel entweder Sicilien oder den Amalfitanern; im Jahr 1806 entrissen die Engländer sie den Neapolitanern, bis nach dreijährigem Besitz sie ein nächtlicher Ueberfall in die Gewalt der Franzosen und Hudson Lowe in Gefangenschaft brachte.

Die Naturscenen, welche Capri, eine Vorstudie Siciliens, wie der Verfasser sagt, bietet, sind von unaussprechlichem Reiz; sie entstammen besonders einer seltenen Mischung des Grotesken mit dem Feinen, der Oede mit der vollsten Pracht der belebten Natur. Und wie die Natur in Formen und Farben dies märchenhafte Eiland ganz harmonisch „zusammengedichtet" hat, so scheint sie auch die Menschen zu dem phantastisch-idyllischen Charakter gezwungen zu haben, den wir in Bauart, Sitte und Denkart hier wahrnehmen. Die kleinen Häuser zeigen alle ein plattes Dach, in der Mitte aufgewölbt und mit Blumen, Reben u. s. w. umringt und an eine offene Veranda anstoßend. Sie sind nicht selten wahre Tempel der Anmuth, zur Seite überragt von einer kö-

niglichen Palme. Hier ist Alles graziös, lieblich, klein — wie etwa in Pompeji — und die reizende Beschäftigung der Mädchen im Innen der Häuser, welche schöne goldene Seide aufhaspeln oder bunte Bänder weben, steht mit diesem Reiz im Einklang eines friedlichen und heitern Bildes. Dann beschreibt der Verfasser die einzelnen malerischen Punkte der Insel, die Marina, die beiden Städte, die Grotten (dell' arsenale, eine Tiberische Schiffswerft), die Ruinen, den Solaro, die höchste Bergspitze, den Tuoro grande, die Grotte Matromania (antrum magnae matris) mit mystischen Reliefs, Mithras darstellend, wo die merkwürdige griechische Grabschrift eines in der Blüte seiner Jahre geopferten Knaben gefunden wurde, die der Verfasser mittheilt (vgl. Nr. 32 d. Bl.); den grausigen Salto, wo die Opfer Tiber's ins Meer gestürzt wurden, und nahe dabei die Ruinen der Jovisvilla, des eigentlichen Palastes Tiber's, in dem sich der Tyrann nach dem Sturze des Sejan aus Furcht neun Monate lang verschloß, wie Sueton erzählt. Auf diesem Trümmergewirr von Capitälern, Basen und Säulenstümpfen, in den Wölbungen noch Reste von Stuck und Malerei zeigend, saß der Verfasser manche Stunde. Die Lage ist unvergleichlich: zwei Meere, die ganze tempel- und schlössergeschmückte Insel zu seinen Füßen, Cap Minerva mit den Tempeln des Herakles und der Sirenen nahe gegenüber, das ganze Eiland ein Lusthain, wie muß dieser Anblick zur Zeit Tiber's gewesen sein! Dies moralische Ungeheuer war zu seiner Zeit, wie Cäsar Borgia, der schönste Mann unter den Lebenden; so zeigt ihn die Kolossalfigur aus Veji in idealer Jugendlichkeit als Heros; die Büste im Capitol zeigt den gealterten Mann, aber die Züge sind noch weich und weiblich voll, nur der Mund verräth den höhnenden Despoten und Skeptiker. Von der diabolischen Bildung des Caracalla steht er weit ab, er prägt nur den Fatalismus seiner Stellung aus. Der erste eigentliche Monarch, erbte er eine niederträchtig gewordene Welt, an der er zugrunde ging. Es ist kein Wunder, daß seine Nachfolger ganz in Wahnsinn verfielen — der Zufall warf diesen Menschen die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos; sie hätten die Erde wie ein Ei auf einmal ausschlürfen mögen. Augustus blieb groß und glücklich, weil er die Herrschaft erstreiten, ersiegen mußte, seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts mehr zu erstreben hatten. Das Räderwerk der Geschichte stand still und Tiberius, Caligula, Claudius, Nero wurden eben deshalb verrückt! — Welche Lehre! Und doch unterschied sich der lauernde, feine, verhüllte Tiber noch von seinen Nachfolgern, die nichts als nackte Bösewichter waren.

In dieser Scene des losgelassenen Taumels der Lüste bis zum Schmerz wohnt nun das Vieh des Bauern unter Epheu, wilden Feigen und Malven! Die berühmte Blaue Grotte (grotta azurra), für jetzt nur guten Schwimmern zugänglich, wird wie eine Zauberei geschildert, deren Eindruck unverlöschlich bleibt. Die Umfahrt um die ganze Insel nimmt etwa drei Stunden in Anspruch. Stalaktitenbildungen, Höhlen, Grotten überall. Die Krone Capris aber bleibt die Spitze des Solaro über Anacapri; südwärts endloses Meer, westlich Ischia, Procida, sanft geneigt, die Ponzainseln, Gaëta, Terracina und traumhaft Cap Circe, näher Misen, wo Tiber ermordet wurde, die Berge von Bajä, der schlanke Posilipp und Nisita, Camaldoli, die Berge von Capua; dann der Städtekranz von Neapel bis Torre del Greco, darüber der zweigipfelige Vesuv; dann das Ufer von Massa, Cap Sorrent, Amalfi, Salerno und der riesige San-Angelo; endlich der Ufersaum von Pästum und im Hintergrund die calabrischen Berge und Cap Licosa in Lucanien. Auf solcher Höhe und solcher Weite des Horizonts fühlt man einmal Sonnenweiten menschlicher Existenz! Denn das Leben ist eng und die Dinge rücken uns meistens fürchterlich hart auf den Leib. Aller Kampf des Lebens ist Kampf um einen größern Horizont; alle Bildung ist Horizonterweiterung. Hier denkt man an Aristoteles, an Plinius, an Humboldt! Doch der Verfasser schließt, zufrieden, eine solche Ordnung der Natur einmal geschaut zu haben, während die Sonne glühend hinter Ischia versinkt, und ruft dem schönen Eremiteneiland Capri sein Lebewohl begeistert und entzückt nach.

In welchem Maße uns seine reizende und inhaltsreiche Schilderung der Insel erfreut hat, welchen Werth wir überhaupt diesem gefälligen und fesselnden Buche zumessen, meinen wir durch das vorstehende Referat über seinen mannichfaltigen Inhalt dargethan zu haben. Soviel wir wissen, setzt der Verfasser seine fleißigen Forschungen in Italien fort und er verspricht uns daher in seiner Eigenschaft als Naturmaler und Kunstkenner von Fach noch manchen nicht gewöhnlichen Genuß. 2.

Zwei Dutzend Lyriker.

Wir sehen uns bei dem fortwährenden Zudrange von neuen Erscheinungen genöthigt, einmal eine größere Reihe zusammenzufassen, um nicht endlich in die unangenehme Lage versetzt zu werden, weiter rückblicken zu müssen, was in einer Zeit, die entschieden vorwärtsschauend ist, seine bedenkliche Seite hätte. So sehr wir Uhland verehren, so glauben wir dennoch, daß er der deutschen Literatur mit dem Liede „Singe, wem Gesang gegeben!" eben keinen Liebesdienst erwiesen; denn sie haben wirklich sehr vernehmlich in allen deutschen Gauen zu singen angefangen, gleichviel ob Rabe oder Elster, ob Dompfaff oder Zaunkönig; die Kritik jedoch will seit jenem Signal des allgemeinen Zusammenschreiens bemerkt haben, daß die Nachtigallen und Lerchen weit seltener geworden seien. Dies bunte Gemisch von allen Tonarten könnte vielleicht jenem türkischen Gesandten gefallen, der den durcheinanderschmetternden Lärm, den das Stimmen sämmtlicher Orchesterinstrumente verursachte, viel schöner fand als die darauffolgende Ouverture, wir jedoch sind davon nicht sehr ergötzt. Der Schlußaccord dieser Massenbewegung wird wol ein Proceß der Auf-

lösung sein. Die Welt ist jetzt ein completer Materialist, der sich sehr wenig darum bekümmert, was oder ob überhaupt noch etwas nach der Auflösung erfolgt. Man sieht jetzt nichts als sich selbst, man arbeitet nur für das eigene Zeitalter; wenn dies Niemand im Drange des alltäglichen Lebens bewiese, so stände eine ganze Schar von Poeten da, deren Opuscula haarscharf diesen Beweis führen. Schon bei der Wahl des Stoffs merkt man es diesen Musensöhnen ab, daß sie dabei auf den eben herrschenden Geschmack des Publicums speculirten. Es geht nichts aus innerer Nothwendigkeit, aus echter Begeisterung hervor, es ist Alles nur eine äußerlich gemachte Sache, die sich im Goldschnitt und eleganter Hülle den Anschein gibt, als stecke dahinter auch etwas Schönes. Die Vögel, die das schönste Gefieder haben, singen gewöhnlich sehr schlecht. Doch verlieren wir uns nicht zu weit in allgemeine Betrachtungen, denn es thut heute noth an Raum — 24 Leute brauchen Platz, wenn sie gehörig abgespeist werden sollen. Also rasch zur Sache:

1. Lieder aus der Fremde und Heimat von Christian Böhmer. Erlangen, Deichert. 1855. 12. 20 Ngr.
2. Sangesblüten. Aus den Papieren einer Dame von Stande. Mit einer Vorrede von W. Böhmer. Breslau, H. Aland. 1855. 16. 20 Ngr.
3. Klänge aus der Sonntagsfrühe von Karl Pöls. Gütersloh, Bartelsmann. 1855. 12. 15 Ngr.
4. Das Jahr der Kirche von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, F. Kirchheim. 1854. 16. 1 Thlr.
5. Herzensergüsse in bewegter Zeit. Oeffentliches, Häusliches, Kirchliches. Von dem Verfasser der Weckstimme eines Deutschen. Nürnberg, von Ebner. 1855. Gr. 16. 18 Ngr.
6. Gedichte von Bruno Lindner. Leipzig, Dörffling und Franke. 1854. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Vesperklänge. Aufsätze und Gedichte aus dem literarischen Nachlaß des Pfarrers J. H. G. Ronne. Zum Druck übergeben von J. H. J. Ronne. Schwelm, Scherz. 1854. 8. 22½ Ngr.
8. Die Reise mit einer Seele. Von Gedeon von der Heide. Schaffhausen, Hurter. 1854. 8. 27 Ngr.
9. Josephine. Romanzen von Joseph Pape. Erste und zweite Auflage. Münster, Cazin. 1854. 16. 1 Thlr.
10. Der Tod der Makkabäer. Eine alttestamentliche Dichtung von Minna Wauer. Wriezen, Roeder. 1855. 16. 10 Ngr.
11. Wolfram. Dichtung von Franz Bonn. Regensburg, Pustet. 1854. 8. 21 Ngr.
12. Clemens von Rom, nebst drei kleinern Legenden von Joseph Reinkens. Breslau, G. P. Aderholz. 1855. 8. 1 Thlr.
13. Sanct-Johannes auf Pathmos. Religiös-epische Dichtung in zwölf Gesängen von Friedrich Heinzelmann. Leipzig, F. Fleischer. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
14. Zionsklänge. Religiöse Dichtungen von J. Schwarz. Leipzig, Hunger. 1855. 16. 12 Ngr.
15. Lutherische Lieder von Friedrich Weyermüller. Halle, Mühlmann. 1854. 16. 20 Ngr.
16. Martin Luther. Ein Gedicht von Hugo Kreisler. Swinemünde, Fritzsche. 1854. 16. 15 Ngr.
17. Luther und seiner apostolischen Kirche Ehrenpreis. Ein Bekenntniß in Dichtungen von J. Koch. Bremen, Geisler. 1855. Gr. 16. 24 Ngr.
18. Harfenklänge von A. F. D. Münchmeyer. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1855. Gr. 12. 10 Ngr.
19. Maria vom blühenden Dornstrauch. Eine Legende von W. von Merckel. Berlin, Schröder. 1854. Gr. 8. 10 Ngr.
20. Liebfraue. Kleines Liederbuch von Hermann Grieben. Stettin, Saunier. 1855. 16. 7½ Ngr.
21. Garten, Flur und Wald. Gedichte von Karl Köchy. Berlin, Schröder. 1854. 16. 15 Ngr.
22. Gedichte von Eduard Baumbach. Leipzig, Hartmann. 1854. 18. 1 Thlr.
23. Mutter und Kind. Ein Gedicht von einem Arzte. Berlin, Kühn. 1854. 12. 1 Thlr.
24. Dichtungen aus heitern und ernsten Stunden von Karl Ferdinand Peters. Dresden, Arnold. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nr. 1. Sehr markige Gedichte ohne alle pietistische Färbung, daher allen Lichtfreunden besonders zu empfehlen. Man stößt hier allerorts auf eine tiefere Weltanschauung; der Ausdruck dieser Lieder, denn die Ballade scheint der poetischen Richtung des Verfassers nicht zuzusagen, ist von plastischer Naivetät und zartem melancholischen Anstrich begleitet. Nicht Jeder wird hinter dieser schätzenswerthen Gabe der Lyrik bei einer flüchtigen Durchblätterung sogleich den gehaltreichen Kern entdecken; wer sich jedoch die Zeit nimmt, dem Buche seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken, der wird es gewiß nicht unbelohnt aus der Hand legen.

Nr. 2. Nicht minder schön sind diese „Sangesblüten" auch allen Lichtfreunden bestens zu empfehlen. Sie stammen aus der Feder jener „Dame von Stande", die vor einiger Zeit in Berlin „Dichtungen von Constance" erscheinen ließ. Die Verfasserin gehört offenbar der schlesischen Schule an; es steckt so etwas Reflectirendes in diesen Gedichten, als ob sie sich Sallet zum Vorbild genommen hätte. Dies tritt zuweilen so stark hervor, daß man geneigt ist, sie für seine Schülerin zu halten, namentlich in jenen Liedern, wo sich, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, das specifisch schlesische Gottesbewußtsein Luft macht.

Nr. 3. Nachdem der Verfasser alle Festtage des Kalenders von Weihnachten bis Pfingsten angesungen hat (ohne jedoch daß ihm der Heilige Geist erschienen), läßt er, nach einem Intermezzo, betitelt „Feierklänge", elf „Glockenlieder" los, so schwungvoll, so metallreich, daß uns vor lauter „Morgenläuten und Abendläuten, Sonntagseinläuten und Grabgeläute" und dazu noch „Glockensprache und Glockenmahnung" so schwindelig wurde, als ob wir unter der großen Glocke des Stephansthurms säßen. Die Schuld liegt also sicherlich an uns, wenn wir nicht in die ästhetischen Schönheiten und rhythmischen Feinheiten dieser Lieder eingedrungen sind. Wir waren nicht in der rechten Stimmung; um daher dem Verfasser ja nicht zu nahe zu treten, enthalten wir uns einer detaillirten Besprechung; soviel jedoch haben wir mit Gewißheit dem Ganzen entnommen, daß wir sie mit voller Ueberzeugung allen Lichtfreunden auf das wärmste empfehlen können.

Nr. 4. Diese Lieder übertreffen die vorigen unbedingt noch an Weihe und Innigkeit. Die Verfasserin ist bekanntlich ein Stern erster Größe unter den Dichtern generis feminini in Deutschland. Die Gräfin Ida Hahn-Hahn hat sich mit diesem Werke die Krone aufgesetzt. Das Vorwort beginnt mit den trefflichen Worten: „Das Jahr der Kirche ist das Jahr des übernatürlichen Menschen. Es weiß nichts von unsers Erdballs Frühling, Sommer, Herbst und Winter, die sich um die Sonne der irdischen Schöpfung abwickeln." Wir zweifeln keinen Augenblick mehr daran, daß die Gräfin Hahn-Hahn im Momente ihrer dichterischen Begeisterung ein übernatürliches Wesen sei. Wer möchte sich auch im Frühling seines Daseins erfreuen — das wäre zu unnatürlich! und gar ein Dichter müßte sich dessen doppelt schämen. Die Verfasserin besingt den ersten Adventsonntag u. s. w. bis zum letzten Sonntag im Kirchenjahr mit unermüdlicher Geduld — das hat gewiß noch kein Lyriker gethan! Dies Buch ist also eine wahre Perle für

Lichtfreunde — keine Frage, die Gräfin Hahn-Hahn ist ein Sonntagskind.

Nr. 5. Diese Gedichtsammlung zeichnet sich durch eine Fülle und eine Abwechselung hinsichtlich ihres stofflichen Gehalts unter den bisher besprochenen sehr vortheilhaft aus. Schon die Haupteintheilungen „Oeffentliches", „Häusliches", „Kirchliches" leisten dafür Bürgschaft. Der Verfasser ist bereits rühmlich bekannt durch das Buch „Weckstimme eines Deutschen", bei dem Jedermann eingeschlafen ist. Wir können uns hier nicht darauf einlassen, die Reichhaltigkeit dieser erotischen Blütensammlung näher zu beleuchten, doch um dem Leser von dem Ueberraschenden darin nur einen leisen Begriff zu verschaffen, citiren wir die erste Strophe eines lateinischen Gedichts:

Mundi lux, illustres me,
Recte te meque ut cognoscam,
Tibi fidens maxime
Deum patrem meum dicam.
Reddas quaeso sapientem
Me coelumque requirentem.

Nr. 6. Der Verfasser dieser bunt durcheinandergewürfelten Liedersammlung, der eine Revision nicht schaden könnte, zeigt dem Naturleben gegenüber eine warme Empfänglichkeit, nur kann er sich auch hier nicht eines pietistischen Colorits enthalten, das die Wirkung des ganzen Buchs abschwächt und sich am widrigsten in den Gnomen „Rechte Theologie" bemerkbar macht. Was geht die Lyrik die Theologie an? Auch wäre ihm mehr Kraft und Energie zu wünschen. Dagegen können wir seinen Versbau loben, wie er sich überhaupt in formeller Beziehung gewandt benimmt, wenn wir in Anschlag bringen, daß wir es mit einem noch jugendlichen Dichter zu thun haben. Er weiß zuweilen einem Gegenstande, der schon oft von Lyrikern besungen wurde, eine neue Wendung zu geben, wodurch das Product einen originellen Anstrich erhält und mit gut angebrachter epigrammatischer Kürze schlagend wirkt, wie z. B. das hübsche Gedichtchen „Literatenpatriotismus". Für das gelungenste Gedicht in seinem elegant ausgestatteten Buche halten wir jedoch folgendes, das wir unsern Lesern zum besten geben:

Der Thurm zu Leipzig.

Zu Leipzig stand ein fester Thurm
Hochragend auf der Mauer,
Er trotzte manchem Stoß und Sturm
Und manchem Kugelschauer.

Der alte Meister grub hinein
Mit Goldschrift in die Steine:
„Durch Zwietracht wird das Große klein,
Durch Eintracht groß das Kleine."

So stand er manches liebe Jahr
Und sah das Land der Sachsen
Trotz Wettersturm und Kriegsgefahr
Durch Eintracht blüh'n und wachsen.

Doch einst war blut'ger Streit entfacht;
Die Kriegesglut entbrannte,
Als Friederich mit Heeresmacht
An Leipzigs Mauern rannte.

Der Herzog Moritz hielt's in Hut,
Es spien aus off'nem Rachen
Auf Thürm' und Mauern Blitz und Glut
Viel Hundert eh'rne Drachen.

Da sank der alte Thurm ins Feld
Hernieder von dem Walle,
Und an dem Boden lag zerschellt
Die Schrift vom jähen Falle.

Ein Trümmerhäuflein stand allein,
Es sprachen seine Steine:
„Durch Zwietracht wird das Große klein,
Durch Eintracht groß das Kleine."

Von Nr. 7 läßt sich mit gutem Gewissen sagen, daß diese „Vesperklänge" einzig in ihrer Art sind. „Zur Amtsjubelfeier des Pfarrers N." und „Zur Amtsjubelfeier des Pfarrers M." und derartige Ergüsse fehlten bisjetzt der deutschen Lyrik, es ist also hier ein neues Feld gewonnen; dies allein ist schon viel werth in unserer nach Neuigkeiten gierig schnappenden Zeit. Deshalb glauben wir, allen Dunkelmännern zum Trotz, diesen hochpoetischen „Vesperklängen" sehr viel Glück prophezeien zu können. Das ist etwas für unser jetziges Publicum, das stets bereit ist, jene Feierabendstimmung mitzubringen, in der man für das Schöne am empfänglichsten ist.

Nr. 8. „Die Reise mit einer Seele" — welch ein lockender, vielversprechender Titel! Nimmt man es jedoch genauer, so ist es ein nichtssagender; denn wie kann man eine Reise ohne Seele machen, das ist doch absolut unmöglich. Man kann doch die eigene Seele auf Reisen nicht wie einen Regenschirm in einer Ecke stehen lassen. Es wäre aber sehr gut, wenn man zuweilen einen klafterbreiten Schirm gegen den lästigen Sonnenstich des Mysticismus aufspannen könnte, namentlich Kritikern thäte das ungemein wohl, denn mit dem Sonnenstich darf kein menschliches Gehirn spaßen.

Nr. 9. Ebenfalls ein Stück Mystik. Da hat der Kritiker einen schweren Stand, weil dieser modernen Mystik kein Verständniß abzugewinnen ist. Es gibt einen uralten, ganz einfachen natürlichen Mysticismus, den selbst der größte Gelehrte, der freisinnigste Naturforscher, wenn er nicht vom Geist des Eigendünkels gänzlich verblendet ist, zugibt, nämlich den, daß kein endliches Wesen in die letzte Tiefe des Universums je hinabblicken werde. Diese geheimnißvolle Verschleierung des objectiven Weltganzen läßt sich Jeder gern gefallen; jedoch unsere modernen Mystiker verschanzen sich in die Nebelbänke ihrer krankhaft subjectiven Gemüthswelt, und gegen diese Barrikaden kämpfte selbst eine Legion Kritiker vergebens — Nebel läßt sich nicht dreschen, eher noch leeres Stroh, obwol dies auch für den Recensenten ein höchst undankbares Geschäft bleibt; daher wollen wir das Buch lieber mit Stillschweigen übergehen.

Nr. 10. Eine jugendliche Verirrung. Es kommt sehr häufig vor, daß sich unsere schriftstellernden Damen Aufgaben stellen, denen sie nicht gewachsen sind. Wenn sie bescheiden ein Bändchen kleiner Lieder im Nipptischformat publiciren, so darf der Kritiker allenfalls aus Galanterie ein Auge zudrücken, weil er diese Nachsicht vor seinem Gewissen verantworten könnte; denn das große Publicum übt ja in der Regel bei dem Kaufe eines derartigen Werkchens stillschweigend dieselbe Galanterie aus; so wagen sie sich aber an größere epische Stoffe, ohne auch nur eine blasse Ahnung zu haben, wie solch ein Stoff angepackt werden muß. Sie tappen dabei umher, wie der Blinde, der einen Elefanten sucht; sie nehmen ein Epos in Angriff wie einen Strickstrumpf und sind sich gänzlich darüber unklar, wie weit ihre Gestaltungskraft reicht. Dem Kritiker bleibt nichts übrig, als solche Damen, zu deren Zahl die Verfasserin der „Makkabäer" gehört, auf das strengste in ihre Schranken zurückzuweisen; er könnte es vor sich selbst nicht verantworten, das Publicum durch gespendetes Lob zum Ankaufe eines matten Products zu verleiten.

Nr. 11. Ein ähnlicher Vorwurf trifft, wenngleich nicht in diesem Maße, den Verfasser des „Wolfram". Auch er verkennt das Wesen des Epos. Kaum hat er den Leser mit einigen Capiteln in seine Erzählung eingeführt, so schaltet er ein Dutzend lyrische Klänge ein unter dem Titel „Erste Liebe". In ein Epos darf jedoch nur ausnahmsweise, wenn die Situation dazu berechtigt, ein Lied eingeflochten werden; aber dieses Geschäft en gros zu betreiben ist dem Poeten unter keiner Bedingung gestattet, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man dadurch aus der epischen Stimmung her-

ausgerissen wird. Der Verfasser begeht mit dem größern Intermezzo „Liebesleben" denselben Fehler zum zweiten male und stört auf diese Weise den kaum wieder eingeleiteten Fluß der Erzählung. Ueberhaupt will es uns bedünken, daß der Verfasser seiner Anlage nach weit mehr Lyriker als Epiker sei; wir geben ihm daher den wohlgemeinten Rath, in Zukunft kleinere Lieder zu veröffentlichen. Wir gestehen ihm gern zu, daß sich unter den obengenannten Rubriken einige recht artige, geschmeidige Liedchen befinden, z. B. „Allüberall, wohin ich schau'", „O laß uns Herz in Herz vereinen" u. s. w. Es spiegelt sich in diesen Ergüssen ein tiefes Gemüth, ja sogar in einigen ein beinahe kindlich-unschuldiges Seelenleben ab.

Nr. 12. Der Verfasser stellt sich gleich auf der ersten Seite in ästhetischer Hinsicht das glänzendste testimonium paupertatis aus; es kommt in 20 Versen das Wort „Wunder" oder eine Variation desselben nicht weniger als zehn mal vor. Wer so wortarm ist, der besteige den Pegasus nicht! Der Dichter muß über die Sprache unumschränkt gebieten können, sonst martert er die Gehörorgane des Lesers. Solche endlose Wiederholungen sind unschön. Man höre z. B. folgende sich selbst carikirende Stelle:

Heilige Reue,
Heilige Treue,
Heilige Wehmuth,
Heilige Demuth,
Heiliges Bangen,
Heil'ges Verlangen,
Heil'ges Entsagen und heiliges Lieben
Ist mit Entzücken ins Herz dir geschrieben!

Heißt das auch noch dichten? Antwort: Nein! Wem aller Sinn für Formenschönheit mangelt, der soll nicht dichten wollen.

Nr. 13. Herrliche Dichtung! Gleich der Anfang ist wunderschön:

Der Tag hat sich gesenkt aufs Rosa-Bette
Und schließt sein Aug', das strahlte golden-glüh (!!)

Wem in aller Welt, außer dem Verfasser, wäre es eingefallen, solch ein Känguruh von einem Wort zu erzeugen?! Goldenglüh könnte man noch eher sagen, doch wer um des Reims willen ein so unschön klingendes Wort zu bilden vermag, der verräth eine Unbehülflichkeit, daß er nicht einmal als ABC-Schütze in die Schule der Metrik aufgenommen zu werden verdient. Solche Leute jedoch haben die Keckheit, ein Epos in zwölf Gesängen zu schreiben! Wir könnten noch mehre solche Proben auftischen, doch der Leser ruft: Genug, genug! und auch wir folgen sehr gern und augenblicklich diesem Zuruf.

Nr. 14. Das orthodoxe Judenthum glaubt auch nicht hinter den eifrigen Bestrebungen der Dunkelmänner der Jetztzeit zurückbleiben zu dürfen. Wie im verflossenen Jahrzehnd die politischen Lieder gleich Spargelköpfen über Nacht schockweise aufwuchsen, ebenso ämsig werden jetzt durch künstliche Machination religiöse Gesänge hervorgetrieben. Das deutsche Volk steht jedoch auf einer Stufe der Bildung, daß ihm auf diese Weise nicht mehr beizukommen ist, es läßt sich keinen blosen Dunst mehr vormachen; möge dieser Dunst aus Weihrauch oder aus Mephistophelischen Ingredienzien bestehen. Das materialistische Element wird dadurch nur zu noch heftigerer Opposition angespornt. Auch in diesen „Zionsklängen" wird gegen die Emancipation des Fleisches geeifert, zwar nicht mit jener raffinirten Heuchelei, die das Panier des Idealismus erhebt, um sich gelegentlich die Taschen vollzustopfen, doch läßt sich immerhin aus dem ganzen Inhalte dieses Werks der Schluß ziehen, daß der Verfasser einer Weltanschauung huldigt, welche bereits zu Grabe getragen ist.

Nr. 15 gehört ebenfalls in diese Kategorie, nur ist dies Buch viel schwülstiger als das vorige; der ungeheuere Aufwand von nichtssagenden schwärmerischen Phrasen, die 192 Seiten lang in lahmen Versen weitertreten, sucht seines Gleichen. Keine Spur von poetischem Schwung, eine Monotonie, die den geduldigsten Leser zur Verzweiflung bringt — selbst die Streiflichter der Reflexion fehlen, zu der doch solche Dutzendpoeten im Gefühle ihrer Ohnmacht gewöhnlich ihre Zuflucht nehmen, nichts als das Holpern und Stolpern, als das Hinken und Sinken handwerksmäßig zusammengeleimter Reime. Dazu liebt der Verfasser noch den Gebrauch von Worten, die er aus der pietistischen Rumpelkammer des Mittelalters geschäftig hervorholt, z. B. Trübsalsfluten, Sündentilger, Gnadenthume u. s. w.

Nr. 16 enthält die Neuigkeit, daß Luther ein großer Mann war — nun, das weiß doch heutzutage jeder Schulknabe. Diese Geschichten von Tetzel's Ablaßertheilen, vom Reichstag zu Worms und dem Aufenthalt auf der Wartburg sind schon so oft besungen, daß der Leser ein derartiges Buch mit einem gewissen Mistrauen zur Hand nimmt; man denkt sich dabei: diese Geschichte kenne ich schon, also fällt zu Gunsten des Autors nichts in die Wagschale als der Reiz, die formelle Einkleidung des Stoffs kennen zu lernen; dies ist aber ein sehr geringer und wird durch die Concurrenz von tausend und tausend neuerscheinenden Werken gänzlich abgeschwächt. Jeder greift doch lieber nach einem Buche, dessen poetischer Gehalt ihm unbekannt ist, als nach einem, dessen Hauptmomente er bereits als Gymnasiast seinem Gehirne einprägen mußte.

Nr. 17. Beinahe ganz Dasselbe ließe sich dem Autor dieses Werks sagen, nur mit dem Unterschiede, daß der vorige Maß und Grenze zu halten wußte, dieser dagegen eine Weitschweifigkeit, eine Redseligkeit entfaltet, die uns lebhaft an einen Kaffeeklatsch alter Weiber erinnerte. Das mystische Element herrscht stark vor; diese Beschaulichkeit und Ueberschwänglichkeit, die allen Erdboden unter den Füßen verliert, sich aber doch nicht wie ein gesunder Aar in die Kuppelwölbung des Universums emporschwingen kann, wird in wankelmüthigen Charakteren noch viel Unheil stiften, oder gar religiösen Wahnsinn herbeiführen. Man kann nichts Besseres thun als dem Verfasser seine eigenen Worte zurufen:

Mehr woll'n als möglich ist Phantasterei,
Wohl klingt er schön, der Name Union!
Doch willst du Wahrheit, bleib bei Zwei und Drei,
Hier lern' dann Jeder seine Lection.

Nr. 18. Es gibt Menschen, denen die lutherische Religion das Alpha und Omega aller möglichen Culturentwickelung, das Finis aller Geschichte ist; denn was sich nicht in diesen ihren Gesichtskreis hineinziehen läßt, das existirt gar nicht für sie, das ist ihnen ein japanisches Dorf. Der Verfasser dieser „Harfenklänge" scheint uns zu dieser Menschenclasse zu gehören. Er hat sich so total einseitig in dieser Richtung verfahren, daß sein Buch ein fahles, krankblasses Aussehen dadurch annahm. Wenn überhaupt schon Einseitigkeit im gewöhnlichen Leben, der Mensch mag was immer für einem Stande angehören, die schädlichsten Einflüsse in ihrem Gefolge hat, so rächt sie sich an dem Dichter mit doppelter Schärfe — gewiß, seine Producte werden nie etwas Anderes sein als unästhetischer Sauerteig, mögen auch noch so süße Phrasen und überzuckerte Schwärmereien darunter geknetet werden.

Nr. 19. Wenn man allen Jenen, welche Jean Paul unter die Kategorie der poetischen Nihilisten stellte, heutzutage begreiflich machen wollte, woraus die Grundelemente eines Gedicht-Embryos bestehen müssen, ohne die es unmöglich zur Erscheinung kommen kann, wahrlich, da hätte man viel zu thun! Diese ganz und gar talentlosen Leute jedoch nehmen die Feder in die Hand und sagen sich selbst: Jetzt will ich dichten! als ob der Gänsekiel Gedanken hätte, deshalb vielleicht, weil einst eine begeisterte Gans ein Lorberblatt verschluckte. Kein Wunder, wenn dann Dinge zu Papiere kommen, die das Gehirn eines Kritikers nicht zu fassen im Stande ist. Diese Nihilisten, und zu ihnen dürfte, wenigstens diesem Producte nach zu urtheilen, der Verfasser der „Maria" zu rechnen sein, sind durch nichts eines Bessern zu belehren. Ihre Verse fließen so langweilig hin wie ausgegossenes Spülwasser; von einer

Fassung, Haltung, poetischen Concentration eines Hauptgedankens ist nicht die Probe zu entdecken. Gelangt man zur letzten Seite, so ist einem ebenso zu Muthe wie nach der ersten — man weiß nicht, warum man gelesen hat, es hinterläßt keinen Eindruck und steht also hiermit unter dem Niveau der Kritik.

Nr. 20. Es sind einige unter diesen lyrischen Kleinigkeiten nicht übel. Der Verfasser läßt uns in ein reiches Gemüthsleben blicken; er schlendert nach Art und Weise der Jugend durch die Welt, ohne sich zu bekümmern, was eben diese Welt dazu sagt. Zuweilen schlägt er einen burschikosen Ton an, wie in dem Gedichte „Liederlich“, von dem die erste achtzeilige Strophe in der That sehr gut ist; wären ihm die zwei nachfolgenden Strophen ebenso gelungen, so könnte das frische Lied darauf Anspruch machen, ins Volk überzugehen. Wir rathen dem Verfasser einen guten Schluß zu ersinnen und die letzte Strophe zu streichen, dann könnte ein vortreffliches Liedchen aus dem Ganzen werden, dessen volksthümlicher Ton jeden Deutschen erfreuen müßte. Für das beste Gedicht der Sammlung halten wir folgendes:

Die lachende Thräne im Wappen.

Der Mai ist da mit seinem Blüh'n und Grünen,
Auch durch die Menschenherzen weht er mild.
In meinem Herzen führ' ich nun dein Bild
Und, um den Haß vergang'ner Zeit zu sühnen,
Die lachende Thräne im Wappenschild.

Nun steht die Brust dem Frühling wieder offen;
Der finst're Groll, der sie voreinst beengt,
Weit voneinander ist er nun gesprengt,
Und all' mein Lieben hab' ich und mein Hoffen
In die lachende Thräne hineingesenkt.

Hab' ich nicht deiner Stimme Klang vernommen,
Und hab' ich deine Augen nicht erlebt?
Hat nicht das Herz, als du erschienst, gebebt?
Drum hab' ich mir, vor lauter Glück beklommen,
Die lachende Thräne ins Lied gewebt.

Nr. 21. Es will uns bedünken, als habe sich der Verfasser durch Adolf Böttger's „Frühlingsmärchen“ und noch mehr durch dessen „Pilgerfahrt der Blumengeister“ verlocken lassen, etwas Aehnliches zu versuchen. Wir wollen damit nicht sagen, daß er genannten Dichter nachgeahmt habe; wir gestehen jedoch auf der andern Seite wieder unumwunden, daß uns mehr als eine Stelle in diesem „Garten, Flur und Wald“ an die oben citirten Werke erinnerte — vielleicht geschieht dies einem andern Leser nicht. Es ist schade, daß der Verfasser nicht öfter von seiner satirischen Ader Gebrauch macht; wir wollen zur Empfehlung des Buchs aus dem längern Gedichte „Cactus“ eine pikante Stelle ausheben und machen zum Verständniß des Ganzen die kurze Vorbemerkung, daß „der König Mai“ alle Blumen zu einem Feste herbeiruft, die pflichtschuldigst als „edle Cavaliere und schöne Frauen“ die Einladung annehmen. Schon ist der festliche Kreis gebildet:

Da zeigt sich auch ein häßlicher Zwerg
Ein mißgeschaff'ner Knollen,
Auf seinen Schultern steht ein Berg,
Sein Bauch ist dickgeschwollen,
Und Nadeln wie das Stachelschwein
Trägt er auf Brust und Rücken —
Das Ungeheu'r, was kommt ihm ein?
Wie läßt es hier sich blicken?
Maßliebchen, Primel, Tausendschön,
Und wie die Püppchen heißen,
Sie kichern heimlich, als sie ihn seh'n,
Die Damen schreien: „Fort, laßt uns geh'n!
Das Scheusal will uns beißen!“
Da fährt ihn an im edeln Zorn
Der tapf're Junker Rittersporn:
„Er ist hier nicht am Platze!
Zurück, er Kobold, er Alraun,
Was schreckt er uns die zarten Frau'n
Mit seiner Teufelsfratze?“
Das macht den Zagen wieder Muth,
Das Hoffräulein Narcisse,
Ein schnippisch Kind, adlig Blut,
Und ihre Tante Melisse,
Sie rufen: „Werft das Thier hinaus!“
Ein Pilz erhebt die Stimme,
Und fluchen will er, doch o Gr[illegible]
Dem Pfaffen geht der Athem [illegible]
Er platzt in seinem Grimme.
Die Andern aber klein und groß
Mit Schelten, Toben, Keifen,
Sie dringen auf den Krüppel los
Und wollen ihn ergreifen.
Sie stoßen sich und schneiden sich wund
An seinen Borsten und Kanten,
Er öffnet lachend seinen Mund
Und grüßt sie als seine Verwandten.
Nun schimpfen sie, nun höhnen sie:
„Du Klumpen! Wo dein Wappen?
Ist's etwa dieser Buckel? Wie?
Ist's dieser Hängelappen?“
Das ist mehr als er tragen kann,
Der Spott reizt seine Galle,
„Verfluchtes Pack!“ bleckt er sie an,
„Hochmuth kommt vor dem Falle.
Ihr freßt denselben Dreck wie ich,
Ihr macht denselben Dünger,
Und thut doch vornehm gegen mich,
Als wär' ich weit geringer?“ u. s. w.

Nr. 22. Der Verfasser scheint jedes Reimlein, was er in seinem Pulte gefunden, dieser Sammlung einverleibt zu haben; dort und da tritt sein Eigendünkel ganz offen auf. Die erotischen Lieder sind beinahe durchgehends nichtssagendes Gephrasel, wie es schon hundert mal da war. In den Sonetten, die dutzendweise abgeleiert werden, macht es sich der Verfasser sehr bequem. Oder hält der Verfasser seine Gedanken für so tief und gehaltreich, daß sie sich auch im losesten Gewande zeigen dürfen? Nun, dann lasse er sie lieber gleich in paradiesischer Unschuld spazieren gehen! Wer auf die Form so wenig hält, der wird mit seinem Buche in einer Zeit, wo das Publicum hierauf soviel Gewicht legt, nichts machen. Der Verfasser wird dabei übrigens nicht nur stellenweise ganz ungenießbar, sondern bedient sich sogar einiger Ausdrücke, die keinen Mann von Bildung verrathen, z. B. in dem Sonett:

An die Philister.

O könnt' ich Jedem zu Gemüthe führen,
Wie die Philister mir zuwider sind,
Die sich, für alles Hohe, Schöne blind,
Allein für ihren Mammon int'ressiren;

Auf Aemter lauern und nach Titeln spüren,
Die nur darauf denken, wie man mehr gewinnt,
Die ihre Renten zählen und gemein gesinnt
Jedwedem Flachkopf schmeicheln, ihm hofieren.

O ihr gemeinen, hundsgemeinen Seelen! (!!)
Wie muß es euch in Kopf und Herzen nachten!
Ich kann euch nur bedauern und verachten.

Drum, wenn ihr wagt, auf ein Gedicht zu schmälen,
Zu loben gar's mit kritischer Etstase — (?)
Wundert euch nicht, bekommt ihr auf die Nase. (?)

Nr. 23. Der auf dem Titelblatte nicht genannte Verfasser von „Mutter und Kind“ gibt sich in der Vorrede als Dr. Breit-

haupt zu erkennen. Es dichten, Gott sei Dank, jetzt schon alle Facultäten; theologische, juridische und medicinische Fragen in Versen behandeln, das ist nun an der Tagesordnung; sicherlich wird nächstens eine materia medica in gereimten fünffüßigen Jamben erscheinen! Es ist gut, wenn den Musen dabei übel wird, so können diese Herren mit oder ohne Diplom sie auch selbst gleich curiren. Es wäre nichts zu wünschen, als daß auf dem Olymp eine Feldapotheke eingerichtet würde, damit man nicht erst, wenn Erato oder Melpomene das Fieber bekommen, in eine tiefliegende irdische Region herabschicken müßte, um krampfstillende oder niederschlagende Mittel anwenden zu können. Der Verfasser schließt zwar seine Vorrede mit dem Ausrufe: „Möge das Buch nicht zu streng beurtheilt werden!"; wir können jedoch auf solche Floskeln ad captandam benevolentiam nicht horchen. Er schreibe solche Bücher in guter Prosa, dann werden sie gewiß ihren Leserkreis finden; für ein Kunstproduct aber können sie unter keiner Bedingung gelten, denn Wissenschaft und Kunst sind, wie die zwei Pole einer Axe, sich trotzig gegenüberstehende Extrempunkte. Wer da glaubt eine Annäherung zu ermöglichen, der geht in der Irre.

Nr. 24. Wunderschöne Gelegenheitsgedichte an Stadtgerichtsactuare, Medicinalräthe, Singakademien, zu Jubel- und Säcularfeierlichkeiten, zu Festessen und Stiftungsmahlen, Fastnachtslieder und Charaden u. s. w. Der Verfasser scheint also ein wahrer Mann der Gelegenheit zu sein, einer von Jenen, die jedesmal ihr Gedicht in der Brusttasche, wie das zarteste Liebespfand einer schönen Donna, unzerknittert mitbringen, um es am Schlusse des Schmäuschens, begeistert vom Champagner, der Gesellschaft vorzudeclamiren. Selig sind die Schmauspoeten, denn ihrer ist das Himmelreich! Diese Gelegenheitsbarden leben alle in dem süßen Wahn, daß ihre Gedichte oder Improvisationen schwarz und lang à la Langenschwarz nicht blos dem engern Kreis, dem sie ihre Entstehung verdanken, sondern auch dem größern Publicum ein Interesse abzugewinnen im Stande seien. Wie in aller Welt könnte sonst ein Dichterling auf den Gedanken verfallen, solche versificirte Prosa zu veröffentlichen? Inmitten der Tafelfreuden ist die Kritik taub und blind, jedoch hinter der Presse hat sie Ohren wie ein Luchs und Augen wie ein Falke. Wie hoch übrigens den Verfasser Tafelfreuden begeistern können, beweist folgendes noch nie dagewesene Gedicht, wovon wir unsern Lesern wenigstens den Anfang als Curiosum mittheilen: „Bei Verzehrung eines wilden Lammbratens." Ist dieser Titel nicht schon classisch? Pindar wäre mausetodt unter den Tisch gefallen, wenn er in einer Gedichtsammlung zufällig, ohne darauf vorbereitet worden zu sein, diese Ueberschrift erblickt hätte — doch man höre weiter:

Noch hat kein Braten mich bis jetzt
In solches Erstaunen gesetzt:
Wie der, den wir soeben verzehrt;
Denn bis heute hatt' ich noch nicht gehört,
Daß die wilden Thieresracen
Auch das Thier mit in sich fassen,
Welches schon die heidnischen Alten
Für das allerzahmste gehalten
Und welches man in der christlichen Welt
Als Symbol der Unschuld hat aufgestellt.

Emanuel Raulf.

Die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts.

1. Frauenbrevier. Culturgeschichtliche Vorlesungen von Karl Biedermann. Leipzig, Weber. 1856. 8. 2 Thlr.
2. Weibliches Leben. Zwei Vorträge von A. Monod. Aus dem Französischen von H. Sebald. Berlin, T. Enslin. 1855. 8. 18 Ngr.

So oft ich ein Buch sehe, welches sich ankündigt als ein für Frauen oder über Frauen geschriebenes, so nehme ich es zur Hand mit der Hoffnung, es könnte der Verfasser etwa ein Messias sein, welcher unserer Frauenwelt noth ist; ich meine, ein Reformator, der die Mädchen (wie Basedow sie einst von Schnürbrust und Puder befreite) erlöste von unsern pädagogischen Jammerzuständen, erlöste von jenen blonden Candidaten und jenen preciösen Gouvernanten, die in beutelfegenden Pensionen „für höhere Stände" Kenntnisse feilbieten, welche die zukünftigen Ehemänner jener jungen Damen vielleicht selbst nicht einmal besitzen werden; denn was bekümmert sich der Mediciner, der Jurist, der Theolog um Kenntnisse, die zu seinem Brotstudium nicht gehören; über den „Kladderatatsch" und die „Fliegenden Blätter" kommt selten einer hinaus. O über diese Mädchenlehrer und Erzieher! Kaum tritt Humboldt mit seinem „Kosmos" hervor, so muß er auch schon für Frauenzimmer appretirt werden; kaum hat Vischer sein System der Aesthetik fertig aufgebaut, so muß es auch schon für das weibliche Geschlecht zugerichtet werden; mit der Mythologie, Ornithologie, Botanik, Oryktognosie hat man es schon längst ebenso gemacht, von der sogenannten schönen Literatur gar nicht zu reden. Wie gesagt, erscheint ein neues Werk für oder über Frauen, so hoffe ich jedesmal, es sei von einem Reformator, welcher den ganzen Ballast von Kenntnissen, vor dem ihr Frauen nicht zum Selbstdenken kommen könnt, euch abnimmt, ein Reformator, welcher die Klaviersessel umstürzt und euch in Gottes Luft hinausjagt, welcher eure englischen und französischen Compositionsbücher und Lexika ins Feuer wirft und jene immensen Berge von Wolle, Seide und Stramin, worin ihr wirkt, zu einem bescheidenern Maß reducirt. Barmherziger Himmel, was machen diese modernen Pensionen für Töchter „heherer Stände" aus unsern deutschen Jungfrauen? Man muß jemals in eine solche Gouvernantenfabrik hineingeblickt haben, wie sie bestehen in Lausanne, Yverdun, wo später Pestalozzi sein Institut hatte, in Morges, in Vienne, in dessen Nähe der große Pädagog Jean Jacques einst Zuflucht fand; jene Fabriken, sage ich, muß man kennen, um sich vorstellen zu können, was wir von der Erziehung und Bildung unserer Mädchenwelt zu hoffen haben. Die Mehrzahl unserer modernen Erziehungsanstalten sind wahre Pflanzschulen, wie Brutöfen sind sie von allerlei ungenießbarer Frühreife, von Unnatur und Uebertreibung, von geselligem Formalismus und Unsinn; ohne dieselben würde es schwerlich in Deutschland so viele verstandlose, herzlose, grundsatzlose, haltungslose, freudlose Frauen geben, wahrhafte Schemen von Frauen, an denen das Werthvolle in der Spitzenmantille, im Modellhut und in den Jouvins liegt. Wenn heute eine Herzogin Amalie von Weimar, eine Pauline von Lippe, eine Roland, eine Rahel oder die Frau Ludwig Robert's — ich nenne absichtlich nur Namen aus nicht allzu ferner Vergangenheit — zurückkehrte und sich zum Examen bei so einem modernen Institutsvorsteher meldete, wie wollte sie vor diesem Tribunal bestehen! Bettina hat gewiß Recht, wenn sie sagt, Kenntnisse besitzen halte sie für wenig wichtig; aber wissend sein, das halte sie für viel; gewiß wird Mancher unserer Leser sich an jenen Lehrer erinnern, welchen Savigny in Marburg der jungen Bettina gegeben hatte und den diese mit dem Namen „der Geschichtskerl" belegte; an seinem Beispiel und an der Art seines Unterrichts zeigt Bettina, wie inhaltslos, wie ganz und gar nichtig das Meiste von Dem sei, was man den Mädchen unter dem Titel von Kenntnissen mittheilt.

Indeß auch diejenigen Pädagogen, welche die Bestimmung des Weibes mehr vom praktischen als vom theoretischen Gesichtspunkt auffassen, scheinen das Richtige noch nicht getroffen zu haben: der Graf Saint-Simon verstummte schon, ehe er starb; Père Enfantin ist proscribirt; Cabet wird so gut wie ignorirt; der neueste Religionsstifter der Mormonen am Salzsee ist in Deutschland wenigstens vervehmt; und dennoch haben, meiner Ansicht nach, diese Alle in dem einen Punkte Recht, daß die sogenannte Bildung es nicht ist, worin das Heil der Frauenwelt gesucht werden muß. Die Bestimmung des Weibes er-

fühlt sich vorherrschend auf praktischem Gebiet; alles Theoretische steht für die Frauen in untergeordneter Linie.

Biedermann will in seinem obengenannten Buche kein System der Frauenbildung aufstellen, aber seine Aufgabe führt ihn auf Dahingehörendes; so verlangt er mit Recht, daß der erste Unterricht den Kindern im Haus und zwar zunächst von der Mutter gegeben werden soll, eine Foderung, die ihr Recht in sich selbst hat; keine Schule, kein Pensionat, keine Bewahranstalt, kein Kindergarten kann nur annäherungsweise Das leisten, was die verständige und gute Mutter leistet. Gleicherweise spricht Biedermann gegen das zu frühe und zu viele Unterrichten der Mädchen; allein wenn man das Biedermann'sche Buch in seiner Gesammtheit überblickt, so scheint der Verfasser immer noch zu viel Gewicht auf das zu Erlernende zu legen.

Wenn man das Princip bestimmen will, worauf das weibliche Leben basirt und wonach es geordnet werden muß, so darf man sich zunächst nur auf dem empirischen Wege halten und folgendermaßen räsonniren: Zu den verschiedensten Zeiten hat es Frauen gegeben, welche von ihren Zeitgenossen und von später Lebenden als vorzügliche Frauen bezeichnet wurden; welches ist nun der Grundzug, der sie alle kennbar macht? Oder gibt es keinen gemeinsamen Grundstrich, der eine Deborah und eine Roland, eine Arria und eine heilige Katharina, eine Cornelia und eine Elisabeth Fry kennzeichnet, mit andern Worten: läßt sich ein Gemeinsames entdecken in dem Leben der religiös gestimmten Frau und der praktisch gestimmten, der künstlerisch und der wissenschaftlich gestimmten, der patriotischen und der heroischen Frau, ein Gemeinsames, welches die eine wie die andere zu einer hohen Frau macht? Ich meine, es läßt sich ein Gemeinsames entdecken in allen; aber dies Gemeinsame liegt nicht in der sogenannten Bildung, es liegt nicht in einer besondern philosophischen Richtung, nicht in einer besondern Stimmung, sondern alle Frauen, welche man, traditionell, möchte ich sagen, als hohe Feauen bezeichnet, haben das gemein, daß ihr Charakter zu seiner vollen Eigenthümlichkeit und Kraft entwickelt war; je eigenthümlicher, je voller, je freier, je kräftiger sich der Charakter einer Frau entwickelt, um desto mehr kann sie eine vorzügliche, eine hohe Frau werden.

Nur Derjenige, welcher dies Princip anerkennt, kann zu gleicher Zeit eine Hypatia und eine Roland für große Frauen erklären; nur bei diesem Princip ist es möglich, zugleich eine heidnische und eine christliche Frau groß zu nennen. Im Gegentheil, wollte man die sogenannte Bildung zum Princip des weiblichen Lebens machen, so würde zum Beispiel die Mutter Coriolan's, so würde das Mädchen von Marienburg von einer über nichts als Kunst, Religion und militärische Wissenschaften radebrechenden Berlinerin nicht für groß anerkannt werden, weil sie doch „nicht gebildet genug" sei. Wollte man Rousseau's Princip adoptiren, welcher die Frauen zu Müttern erziehen will, so ist dies zu speciell gegriffen, weil ja doch nicht jedes Weib Mutter wird und werden kann. Also der Charakter muß herausgebildet werden, das ist das richtige Princip für die weibliche Erziehung. Unter Charakter verstehe ich die bewußtvolle stetige Richtung, welche der Wille und das Fühlen des Menschen verfolgt. Nun kann aber und muß der Mensch angeleitet werden, sein Wollen und sein Fühlen der ewigen Wahrheit und der ewigen Schönheit zuzuwenden; sonach kann die Bildung des Charakters eine Aufgabe für die Erziehung sein, und in unserm guten Deutschland ist sie doppelt nothwendig, weil Charaktere in Deutschland so selten sind. Nun ist ganz unzweifelhaft der Volkscharakter von großem Einfluß auf den Charakter des Individuums; darum sage ich, daß das Princip für das Leben der Frau sein muß: Bildet den Charakter der Frau, wie die Natur den Charakter des Individuums angelegt hat, gemäß dem Charakter des Volks. In diesem Princip ist die Freiheit gegeben, welche die Mannichfaltigkeit der Individualitäten verlangt; nicht jedes Weib ist von der Natur für das Praktische, nicht jede für Religion, nicht jede für Wissenschaft oder Kunst, oder für die sogenannte Bildung prädestinirt; aber eine jede hat die Lineamente zu einem Charakter mit auf die Welt gebracht; werden diese richtig verstanden und behandelt, so kann sich unter den verschiedensten Modalitäten und Modificationen die Einzelne zu einem vorzüglichen, zu einem großen Weibe entwickeln.

Biedermann geht in der Einleitung seines Werks, welche über wahre Frauenbildung handelt, von dem ganz richtigen Satze aus, daß die Bildung in der gleichmäßigen Ausbildung der verschiedenen Seelenkräfte und der dadurch gewonnenen Fähigkeit besteht, die äußern Verhältnisse zu beherrschen und sich zu unterwerfen. Nun sind nach Biedermann's Ansicht zu dieser Bildung gewisse Kenntnisse unerlaßlich erfoderlich, Kenntnisse, von denen das „Brevier" selbst einen Umriß gibt. Referent ist der Ansicht, daß Biedermann von dieser Bildung zu viel erwartet; denn er sagt z. B. S. 8: „Die Wahl eines Gatten, die über Glück und Unglück eines ganzen Lebens und nicht blos Eines Lebens entscheidet, wird unter der sichern Leitung wahrer Bildung fast immer zum Heil, ohne dieselbe fast immer zum Unheil ausschlagen. Die gebildete Jungfrau wird, unbestochen durch Aeußerlichkeiten, nur nach dem innern Werth, nach den bleibenden Vorzügen des Geistes und Herzens wählen, und sie wird gut gewählt haben." Was Referenten betrifft, so geht er nicht von seiner Ueberzeugung zurück: wenn unsere Frauen Charaktere sind, dann sind sie das Größte, was sie werden konnten. Die Bildung ist es gewiß nicht, die unserer Gegenwart noththut; Propheten der Bildung hat es bald zu viele gegeben; die Cultur wird die Katastrophe, welcher die moderne Gegenwart entgegengeht, nicht aufhalten und auch nicht in eine andere Bahn lenken; aber unsere Charaktere, das ist unsere Macht! Wenn Biedermann über die Mittel wahrer Frauenbildung schreibt, so wird denn doch die Bildung, die er fodert, nur mitgetheilt durch Unterricht; der Charakter dagegen wird gebildet durch Erziehung. Ich bin der Meinung, es dürfte Niemandem etwas Neues gesagt werden, wenn man behauptet, wer die Erziehung in der Hand hat, der beherrscht das Zeitalter; sagt doch schon Leibniz: celui qui est le maître de l'éducation, pourra changer la face du monde; vom Unterricht, also auch von der durch denselben mitgetheilten Bildung, läßt sich das Gleiche nicht sagen. Kann es einen Politiker geben, der sich diesen Gesichtspunkt entgehen ließe?

Noch muß ich bemerken, daß das Princip der Bildung, wie Biedermann es aufstellt, seinem Buch etwas Compendienhaftes gegeben hat. Man liest Namen, wie Herzogin von Abrantes, Angelika Kaufmann, Fürstin Galyzin, Fräulein von Bourignon, Fräulein von Klettenberg, Lady Montague, Ninon de l'Enclos, und viele, viele andere; aber die Leserinnen erfahren eben kaum etwas mehr als den Namen und eine flüchtige Notiz. Der Verfasser sagt zwar, die Wißbegierigen möchten sich nun anderswo weitere Belehrung suchen; aber ich meine, Biedermann hätte weniger und doch mehr geben können; es dürfte sich in dem Leben einer Hypatia, einer Therese Huber, einer Schurmann, einer Luise Labé, einer Philippine Gatterer, einer Gräfin Radasdy, einer Laroche, einer Madame Krüdener, einer Pauline de Meulan, welche Alle der Verfasser nicht erwähnt, Manches finden lassen, was sich für Frauen pädagogisch wirksam darstellen ließe.

Referent wählt aus der Menge von interessantem Stoff, welchen das Biedermann'sche Buch bietet, noch eine Controverse heraus, um einige Worte darüber zu sagen.

Biedermann spricht in seinem Werk ausführlich über die materielle Cultur und die damit in Zusammenhang stehende moderne Industrie und setzt den Vorrang der Cultur vor dem sogenannten Naturzustande auseinander. Nun kann nach meiner Ansicht für uns im Zusammenhang unsers Lebens eigentlich gar kein Streit über den bezeichneten Vorrang geführt werden, sobald man sich die großen Resultate der modernen,

von den Naturwissenschaften gestützten Cultur vergegenwärtigt. Von viel größerer Bedeutung würde die Frage sein, ob die überwiegend materielle Cultur unserer Tage auch den philosophischen Materialismus befördere, oder nicht. Vor einiger Zeit kam dieser Punkt im Samstagkränzchen beim König Max in München zur Sprache und der berühmte Liebig hielt einen gründlichen Vortrag gegen den Materialismus und gegen den Vorwurf, daß die moderne Behandlung der Naturwissenschaften den Materialismus begünstige; ich meine, die „Neue Münchner Zeitung" hat die Hauptmomente dieses Vortrags mitgetheilt. Uebrigens scheint Biedermann im Lobe der modernen Cultur denn doch bisweilen einige Linien zu weit zu gehen; so sagt er z. B. S. 203: „Die verbesserte, verfeinerte, kunstmäßiger zubereitete und mannichfaltiger zusammengesetzte Nahrung kann, bei dem innigen Wechselverkehr zwischen Körper und Geist, nicht ohne günstige Folge für den Geist sein." Das scheint mir denn doch etwas zu weit gegangen zu sein, und außer den Vegetarianern in England werden noch Viele mit triftigen Gründen diese allzu wenig demokratische Behauptung bestreiten. Mir kam ein Lächeln, als ich es las, und ich dachte an Tieck's „Gestiefelten Kater"; als nämlich der König einen Kaninchenbraten zu essen verlangt, wird der Satz durchgeführt, wie viel für das Heil des Volks darauf ankomme, daß ein König allezeit die beste Speise ißt.

Gleichviel Widerspruch möchte eine andere Behauptung Biedermann's erfahren, wenn er in Rücksicht auf die materielle Cultur Folgendes sagt: „Noch eine günstige Wirkung der materiellen Cultur, und keine der geringsten, besteht in dem glücklichen Einfluß, den sie auf die Annäherung und Verschmelzung der Menschen, der Einzelnen wie der Nationen, äußert. Der Handel ist der größte Friedensstifter. Das Christenthum mit seinen milden Ermahnungen zur allgemeinen Menschenliebe, mit seinen erhabenen Lehren von der Brüderschaft aller Kinder Gottes hat gleichwol für sich allein nicht vermocht, dem blutigen Streite der Völker ein Ziel zu setzen; der entwickelte Handelsverkehr, die immer größer werdende gegenseitige Verschlingung der gewerblichen Interessen aller Culturvölker hat es wenigstens dahin gebracht, daß Störungen des allgemeinen Friedens fort und fort seltener geworden sind und je mehr und mehr von allen Seiten her solange als möglich vermieden werden." Was Referenten betrifft, so meint er, diese Parallelisirung der zwei Friedensstifter, des Handels und des Christenthums, ist in mehr als einer Hinsicht unrichtig; ich mache hier nur das Eine geltend, daß das Christenthum nirgends die Verheißung aufstellt, es wolle den allgemeinen Frieden in die Welt bringen (Jesus selbst sagt: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert"); im Gegentheil, den großen allgemeinen Frieden stellt das Christenthum ans Ende der Welt.

Noch einen Punkt hat Referent in seinem Bericht über das „Frauenbrevier" zu berühren. Biedermann spricht nämlich ausführlich über Religion und Kirche; er thut es als Lutheraner; ganz in der seit lange herkömmlichen Weise wiederholt er die bekannten Vorwürfe gegen die katholische Kirche. Es ist weder meine Aufgabe, noch hier der Platz, die katholische Kirche zu vertheidigen; indeß auf einige Inconsequenzen in den vorgebrachten Behauptungen muß ich doch aufmerksam machen.

Biedermann klagt über die Menge der Feiertage, Processionen und Wallfahrten der Katholiken und sagt, dadurch werde der Gewerbfleiß gestört und die Thätigkeit für Culturzwecke gehemmt. Allein es ist Thatsache, daß in Deutschland der bürgerliche Wohlstand des katholischen Mittelalters mit dem Beginn der Reformation sich nicht hob, sondern im Gegentheil, daß er in Verfall gerieth; einen Fugger, in dessen Haus ein Karl V. wohnte, hat es in der lutherischen Zeit nimmer gegeben; ferner: das katholische Nürnberg vor der lutherischen Zeit war das eigentliche, reiche, gewerbfleißige, künstlerisch blühende Nürnberg; das lutherische Nürnberg reicht weit nicht an das katholische; ein Gleiches gilt von Augsburg in Rücksicht auf Gewerbfleiß und Reichthum. Um Beispiele aus der Gegenwart anzuführen, erwähnen wir, daß allen Feiertagen und Processionen zum Trotz die Industrie in den katholischen Rheinlanden, im katholischen Belgien und im katholischen Frankreich kräftig in Blüte steht.

So hätte ich nun meine letzte Bemerkung über Biedermann's Buch zu machen. Biedermann, in Besitz der umfangreichsten und gründlichsten Kenntnisse auf dem Gebiet der Culturgeschichte, hat sein Material sehr geschickt ausgewählt und vortrefflich gruppirt; Alles was er mittheilt, trägt er ohne Prätension vor; nirgends findet man eine Spur von forcirter Geistreichigkeit; sowie der Bildungsgrad unserer in Pensionsanstalten gebildeten Damenwelt heute ist, wird, was Biedermann wünscht, sein Buch als ein Repertorium des Wissenswürdigen nützlich sein.

Referent wendet sich jetzt zu dem zweiten der obengenannten Bücher. Bei Beurtheilung des Biedermann'schen „Frauenbrevier" habe ich das Princip für Erziehung des weiblichen Geschlechts in den Worten ausgesprochen: Bildet den Charakter heraus, den individuellen, wie die Natur ihn anlegte und wie die Nationalität ihn modificirt. Das Werk von A. Monod zeigt, zu welcher Vollendung das weibliche Leben gesteigert werden kann, wenn man den Charakter der Frau bildet in Gemäßheit der Theorie und der Vorbilder, welche das Christenthum aufstellt. Ich behaupte, man würde das Christenthum ganz falsch verstehen, wenn man sagen wollte, dasselbe wolle alle Persönlichkeiten gleichmachen, es wolle alle Individuen nach einem Modell herrichten, es wolle jede Eigenthümlichkeit vernichten; vielmehr im Gegentheil, das Christenthum erkennt innerhalb seines Gebiets die gleiche Berechtigung der verschiedenen Individualitäten vollkommen an, erklärte ja doch Jesus selbst zu gleicher Zeit einen Johannes und einen Petrus für seine Jünger, eine Maria und eine Martha für seine Jüngerinnen; nahm doch Jesus selbst nicht blos die Nationalität der Juden, sondern auch die Nationalität der Römer in seine Kirche auf. Hieraus ergibt sich, daß das formelle Princip, welches Referent oben für die Erziehung des Weibes aufgestellt hat, keineswegs nur ein für den Humanismus passendes, sondern daß es auch dem Christenthum angemessen ist.

Was nun unser modernes Leben betrifft, das politische, das wissenschaftliche, das künstlerische, so schlägt unsere ganze moderne Wissenschaft, unsere moderne Philosophie, unsere ganze moderne Praxis mit allen Wurzeln ins Christenthum hinein; keine Theorie, keine Praxis hat diesen Zusammenhang zu zerreißen vermocht, und keine wird es können. Darum behaupte ich, daß auch unsere moderne Erziehung nur eine christliche sein kann; sie muß ihr materielles Princip, sie muß ihren Gehalt aus dem Christenthum schöpfen; denn das Christenthum gibt für das Menschenleben, ich möchte sagen den Kanon des wahrhaft Guten; Monod stellt in seinen zwei Vorträgen diejenigen Momente zusammen, welche das Bild des christlichen, des wahrhaft guten Weibes constituiren.

Vielleicht werden Einige, welche dies lesen, sagen: Nun, wir wissen schon, was von einer sogenannten christlichen Pastorenerziehung zu halten ist; das gibt eben die finstern, kopfhängerischen, betschwesterlichen, conventikelliebenden, jerusalemssüchtigen Weiber (im Königreich Würtemberg besteht seit kurzem eine Gesellschaft, welche nach Jerusalem gehen will, um daselbst das wahre Reich Christi gleich aufzurichten), die vor lauter Heidenbekehrungseifer und Missionsbestrebungen das nächstdringende Bedürfniß und die nächstliegende Pflicht vergessen. Indeß Referent würde niemals ein Buch empfehlen, welches von diesen Makeln auch nur die leiseste Spur trüge.

Wenn Referent von christlich spricht, so thut er, was jeder Unbefangene sollte, nämlich er trennt vom Christlichen alles Confessionelle, alles Sektirerische, alles Mystische, alles Pietistische, kurz alles Uebertriebene, welcher Art es sei. Monod steht in seinen Vorträgen ganz und gar auf diesem Stand-

punkt des Ur- oder Reinchristlichen; auch Jesus wußte nichts von Pietismus, Mysticismus und Confessionswesen; wer sich einfach an seine Aussprüche hält, muß davor bewahrt bleiben. Monod stellt in seinen Vorträgen die Aussprüche der heiligen Codices des Alten und des Neuen Testaments über weiblichen Charakter und weibliches Leben zusammen, vergleicht die einzelnen dicta und facta miteinander, erläutert sie und gibt als Resultat die Darstellung des Berufs und der Pflichten des christlichen Weibes; was Monod von eigener Zuthat gibt, steht allemal in organischem Zusammenhang mit der Autorität, welcher er folgt; seine Ausführungen sind nicht irgendeiner Philosophie entnommen, sondern aus dem Geist des Christenthums geflossen. So wird man mich verstehen, wenn ich sage, daß man in diesen Vorträgen durchaus nicht philosophische und dialektische Kunststücke à la Schleiermacher zu hören bekommt; auch macht Monod es nicht wie die jetzt beliebtesten lutherischen Prediger, welche sich mit Flittern eleganter Belletristik putzen und nicht aus der Sache selbst, sondern aus Allotrien ihre Bilder, Allegorien und Peripetien entlehnen, um sich dem verderbten und verwöhnten Geschmack von Zuhörern zu accommodiren, welche an die Erzeugnisse der littérature facile gewöhnt sind; nein, Monod erinnert mich mit seiner Art lebhaft an Das, was ich vom heiligen Chrysostomus gelesen habe. Bei uns in Deutschland ist man in protestantischen Predigten so sehr an confessionelle Einseitigkeit und frömmelnde Salbaderei gewöhnt, daß schwerlich ein Gelehrter, ein Weltmann, ein Philosoph es für möglich hält, daß er aus einem geistlichen Vortrage etwas ihm nicht Geläufiges erfahre. In Frankreich ist das anders. Monod's Vorträge über weibliches Leben werden auch den Gelehrten, den Philosophen, den Weltmann gewinnen, weil das Christliche darin durchweg mit dem Philosophischen in Congruenz gebracht ist. 77.

Lehrer der Menschheit.

Georg Forster. William Ellery Channing.

Unter allen zu einer höhern Bildungsstufe gereiften Völkern gehen neben den großen Dichtern, systematischen Denkern und wissenschaftlichen Forschern einzelne Schriftsteller einher, die ihren Blick vorzugsweise auf die Bedingungen und Grundlagen der sittlichen wie praktischen Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts im Allgemeinen richten. Wir werden auch bei Dichtern wie Schiller und Goethe diese Tendenz durchaus nicht in Abrede stellen können, doch überwiegen bei ihnen im Ganzen die ästhetischen und poetischen Interessen und zwar in einem Grade, daß jene Tendenz dadurch nicht selten sogar beeinträchtigt und in ein etwas zweifelhaftes Licht gestellt wird. Ihre poetischen Gebilde erregen unsere höchste Bewunderung, unser höchstes Wohlgefallen, aber wenn man uns dann nach einer Nutzanwendung fragt, die jeder Einzelne für sich und dadurch für die Menschheit in praktisch-sittlicher Beziehung brauchbar machen könnte, so würden wir mit einer runden bestimmten Antwort zuweilen ziemlich in Verlegenheit sein. Wir wollen hiermit der Nützlichkeitspoesie beileibe nicht das Wort reden, da wir recht gut wissen, daß auch das Schöne, insofern es ganz rein zur Erscheinung kommt (was aber bei den Modernen nur selten der Fall ist), eine nicht hoch genug anzuschlagende beseligende, fördernde und reinigende Kraft besitzt. Aber welche Gefahren es hat, wenn das subjective Gelüst allein die Herrschaft in der Poesie an sich reißt, das haben wir an den Romantikern erlebt, die in ihrer Mehrzahl für die sittlich-praktische Vervollkommnung des Menschengeschlechts im Grunde gar nichts geleistet haben, ja ihr zum Theil selbst hinderlich und feindlich gewesen sind. Als bewußte Lehrer der Menschheit, welche das Humanitätsprincip und die Frage nach der sittlichen und intellectuellen Vervollkommnung des Menschengeschlechts planmäßig zu dem fast ausschließlichen Ausgangspunkte alles ihres Dichtens und Trachtens machten, sind dagegen Herder und Lessing anzusehen. Was Lessing betrifft, so beruht, um von andern seiner Werke nicht zu sprechen, sein erhabener „Nathan der Weise" ganz auf dieser Tendenz, es ist eine Dichtung von reinstem sittlichen und humanitären Wasser, und mit Recht sagte Platen von dieser Dichtung:

> Deutsche Tragödien hab' ich in Masse gelesen, die beste
> Schien mir diese, wiewol ohne Gespenster und Spuk;
> Hier ist alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
> Bild, und die Götter vergeh'n vor dem alleinigen Gott.

Wir werden ja auch nur erst dann eine alleinige Menschheit haben, wenn wir einen alleinigen Gott haben.

Neben diesen großen Geistern sollte man aber auch einige andere nicht übersehen oder geringschätzen, die zwar kein poetisches Productionsvermögen besaßen oder es wenigstens nicht in Anwendung brachten oder ausbildeten, die aber die sittlich-praktische Vervollkommnung des Menschengeschlechts recht eigentlich zur Aufgabe ihres ganzen Denkens und Handelns gemacht haben und unter denen in Deutschland Georg Forster in erster Reihe steht. Vergeblich sehen wir uns jetzt in Deutschland nach einem Manne um, bei dem sowie bei ihm Humanität und Wohlwollen den ganzen Inhalt seines Lebens und Trachtens bildeten, wiewol wir es immerhin für ein günstiges Symptom und ein für unsere Zeit ehrenvolles Zeugniß erkennen dürfen, daß so viele Federn damit beschäftigt waren und sind, sein Andenken bei der mitlebenden Generation zu erneuern und seinen Grundsätzen Geltung zu verschaffen. Gustav Kühne that dies in seiner Schrift „Deutsche Männer und Frauen", Heinrich Koenig in seinen Schriften „Die Clubisten in Mainz" und „Haus und Welt", Gervinus schrieb zu Forster's von dessen Tochter herausgegebenen „Sämmtlichen Schriften" eine vortreffliche Charakteristik desselben, Moleschott schilderte ihn als „Naturforscher des Volks", und jetzt liegt uns eine Schrift vor unter dem Titel:

Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elisa Maier. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr.

Die Herausgeberin hat schon früher durch ihre Schrift „Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen rc.", die bereits die dritte Auflage erlebte, ihr großes Geschick für Arbeiten dieser Art dargethan, und wir dürfen hoffen, daß auch diese Schrift über Forster im Publicum eine nicht geringere Theilnahme finden wird. Wir hoffen es wenigstens; denn Forster verdient populärer zu sein, als er es ist, und die Art, wie ihn die Verfasserin dem größern Publicum näher zu bringen sucht, scheint uns eine durchaus praktische zu sein. Im Vorwort gibt sie eine gedrängte Charakteristik Forster's, indem sie namentlich die Punkte hervorhebt, durch die er Anspruch auf allgemeinere Anerkennung und Popularität hat, wie diejenigen, die ihm daran hinderlich gewesen sind, sich diese Popularität zu verschaffen. Sie wünschte „Forster's Leben und Wirken als eine Quelle solcher Erkenntniß zu benutzen, die man in ihrem großen Inhalte nationale Erkenntniß nennen sollte, solcher geschichtlichen Erfahrungen, von denen wir annehmen müssen, daß sie dem Volke ganz besonders noch nöthig und heilsam seien. Denn solcherlei Erkenntnisse, wie sie hier genannt worden sind, scheinen noch lange nicht einheimisch genug. Oder sollte dies nicht schon aus der unbestrittenen Thatsache erhellen, daß die Mehrzahl eines Volks, obschon man ihm fortwährend vorwirft, es habe allzu viel gelesen und zu wenig gethan, mit Forster's Werken nahezu noch am allerwenigsten sich vertraut gemacht hat?" Namentlich bemerkenswerth erschien uns in dieser Charakteristik noch folgende Stelle: „Forster wollte nicht weiter in einer solchen Nationalliteratur mitspielen, zu welcher freilich Alles schon vorhanden war außer der Nationalität selbst; er wollte nicht noch länger in einer wissenschaftlichen Bildung weiter arbeiten, die ihm schon des-

halb auf bloßer Täuschung zu beruhen schien, weil sie immer noch zu keiner politischen Bildung geführt hatte. Eine solche Lähmung des Volks und Ziellosigkeit der allgemeinen Lage, wie sie Lessing, Schiller und Goethe scharf bezeichnen, mußte dem aufrichtigen Forster alles Fortarbeiten auf dem ästhetischen Gebiete nicht blos verbittern, es mußte ihm sogar als ein Vergehen gegen Wahrheit, Bürgerpflicht und Vaterland erscheinen."

Dieser allgemeinen Charakteristik Forster's im Vorwort läßt die Verfasserin eine Biographie desselben folgen, worin sie namentlich diejenigen Momente hervorhebt, welche Forster als Menschen und als Bürger oder besser als Weltbürger kennzeichnen. Wer möchte diesen Kosmopolitismus auch einem Manne wie Forster zum Verbrechen anrechnen, der, nachdem er die Welt umsegelt, in Deutschland keine bleibende Stätte fand, der in die Barbarei nach Wilna ausgesetzt wurde und der zuletzt nicht einsah, warum er nicht ebenso gut als Deutscher (obschon nicht einmal auf deutschem Gebiete geboren), auch Franzose sein könne, wie er eine zeitlang genöthigt war, unter Polen zu leben. Er wurde aber ebenso wenig jemals Sarmate, als er jemals Franzose wurde; er hatte die Polen als Barbaren kennen und geringschätzen gelernt, und auch bei den Franzosen, wenigstens den französischen Revolutionsmännern, diesen „herzlosen Teufeln", fand er sich zuletzt aufs jämmerlichste enttäuscht. Er war und blieb Bürger in der Republik der freien Geister, jenes Menschenthums, dem jeder Territorialgeschmack zuwider ist und das von allen großen Geistern Deutschlands damals als ihr eigentliches Vaterland proclamirt wurde, von Herder sowol als von Schiller, von Lessing sowol als von Goethe. Die Zerrissenheit Deutschlands drängt auch schließlich fast nothwendig dahin, möge man sich dagegen sperren wie man will. Ein concentrirtes Nationalbewußtsein ist beim Deutschen kaum möglich, und so bleibt ihm leider zuletzt kaum etwas anderes übrig, als sich in der Universalrepublik des freien Weltbürgerthums eine Art Heimatsrecht zu erwerben. Wenn dies einmal das Loos des Deutschen ist, so möge er es im Hinblick auf seine eigene Person wie auf sein Vaterland mit Bedauern hinnehmen, aber auch einigen Ersatz in der Vorstellung finden, daß die ihm durch eigene Schuld, aber auch durch ein höheres historisches Gesetz auferlegte Mission, diesem Weltbürgerthum Ausbreitung über den ganzen Erdkreis zu verschaffen — eine Mission, mit deren Erfüllung der Deutsche gegenwärtig mit Erfolg beschäftigt ist — doch auch ihr Großes und eine weltgeschichtliche Bedeutung hat. In diesem Sinne handelte und dachte wenigstens Georg Forster, und für diese Mission litt er.

Sein Leben war, wie wir wissen, ein keineswegs glückliches. Namentlich kam er, der seinen Vater aus dem Schuldgefängnisse in London sozusagen herausgeschrieben hatte, niemals aus pecuniären Verlegenheiten und Bedrängnissen heraus. Man hatte ihm beim Antritt der Stelle in Wilna das nöthige Geld zur Tilgung seiner Schulden in Kassel vorgeschossen und so auch das zu seiner göttinger Reise. Acht Jahre waren erfoderlich, um diese Schulden allmälig durch kleine Abzüge von seinem Gehalt zu tilgen. Zwar strich die russische Regierung diese Vorschüsse, soweit sie noch durch Gehaltsabzüge nicht getilgt waren, als Forster nach Mainz ging, aber auch hier und in Frankreich hörten diese Bedrängnisse nicht auf, nahmen vielmehr noch zu. Hierzu kamen das inzwischen sich entwickelnde Verhältniß seiner Gattin zu Huber und eine fast ununterbrochene Reihe von Enttäuschungen, die seinem Gemüth hart zusetzten. Dennoch blieben Forster's Liebe und Wohlwollen zur Menschheit und den einzelnen Menschen wie sein Vertrauen auf eine bessere Zukunft des menschlichen Geschlechts unerschüttert; denn sie beruhten nicht auf bloßen gemüthlichen Aufwallungen, sondern auf Grundsätzen. Gegen seine Frau und Huber benahm sich Forster in einer Weise human und liberal, wie dies wol selten von einem Ehemann unter solchen Verhältnissen geschehen ist; er verfuhr auch hier nach seinem Grundsatze, daß man keinem Wesen in seinen Neigungen Zwang anthun dürfe. Er fuhr dabei fort, für seine Familie zu arbeiten und zu sorgen, seiner Gattin Achtung zu bezeigen und seinen Kindern mit fast schwärmerischer Liebe anzuhängen. Forster's Ansichten waren im Laufe der Jahre allerdings in eine Art Materialismus übergegangen, aber es war jener humane Materialismus, der auch die Gegenmeinung tolerirt, zur Nachsicht führt und seiner Ansicht, daß jeder Mensch eben thue, was er nicht lassen könne, und daß wir daher am besten thäten, Niemand zu richten und zu verdammen, wesentlich Vorschub leistete. Er fuhr dabei fort, die Religion zu achten, an eine höhere moralische Weltordnung zu glauben und dabei der Ansicht zu sein: „Wissen macht nicht glücklich, auch selbst göttliche Weisheit nicht, ohne die Liebe." Wer indeß tiefere Einsicht in das durchweg auf reinster Humanität beruhende Wesen Forster's gewinnen will, lese die Aphorismen oder „Lichtstrahlen", welche Elisa Maier aus Forster's Schriften und Briefen in ihrer Schrift zusammengestellt und unter die Rubriken „Freundschaft und Liebe", „Humanität", „Kunst und Künstler", „Freiheit", „Menschenglück und Lebenszweck" und „Religion" geordnet hat. *)

Zu den trefflichsten Lehrern der Menschheit und den uneigennützigsten Aposteln reiner Humanität gehörte in neuerer Zeit der nordamerikanische Geistliche William Ellery Channing, dessen ausgewählte Werke, von dem Stadtschulrath F. A. Schulze und dem Prediger Sydow zu Berlin übersetzt, in den Jahren 1850—55 in 15 Bändchen in Leipzig erschienen sind. Als Supplement hierzu erschien jetzt in demselben Verlage:

Leben und Werke Channing's von E. G. Holland. Aus dem Englischen frei übersetzt von B. S. Leipzig, Schulze. 1856. Gr. 16. 12 Ngr.

Diejenigen, welche sich über den stillen und zugleich in seiner Einfachheit großen Charakter Channing's wie über seine Lebensumstände näher unterrichten wollen, müssen wir auf diese kleine interessante Schrift verweisen. Wir bemerken nur, daß bei Channing das Apostelthum und die Wirksamkeit für eine humanere Durchbildung des menschlichen Geschlechts fast in noch ungebrochenern Strahlen als bei Forster erscheint, der zugleich auch Politiker, Aesthetiker und Naturforscher war, während Channing nur in der einen Richtung, in der religiös-humanitären, wirkte und schrieb. Von einem in Dogmen abgeschlossenen, auf Decreten beruhenden Christenthum ist bei ihm wie bei Theodor Parker natürlich nicht die Rede; das Christenthum ist nach ihm einer unendlichen Vervollkommnung fähig und mit dem moralischen und intellectuellen Fortschritt der Menschheit gleichbedeutend. Während er aber mit Recht die theologische Ansicht bekämpft, wonach die menschliche Natur von Hause aus grundverderbt und ein Sündenpfuhl sei, ging er, wie auch Parker, auf der andern Seite zu weit, indem er die menschliche Natur zu hoch, fast als göttlich hinstellte. Solche extreme Ansichten verwickeln immer in Widersprüche. Wäre die menschliche Natur eine so vollkommene, so würden weder Channing noch Parker genöthigt gewesen sein, den größten Theil ihres Lebens damit zuzubringen, die bösen und niedrigen Leidenschaften und den Egoismus der Menschen mit dem heiligen Zorneifer der Liebe zu bekämpfen. Die Anhänger dieser Doctrin werden freilich sagen, daß die Bösen eben nur Abgefallene seien; wie aber, wenn der Abfall zu allen Zeiten ein so bedeutender war, daß wol kaum Jemand wird behaupten wollen, die Guten und Tugendhaften hätten zu je einer Zeit die Mehrheit gebildet und eine unbestrittene Herrschaft geübt? Noch eine Bemerkung möchten wir uns gestat-

*) Man vgl. übrigens hierzu unsere Betrachtung über Georg Forster in Nr. 10 d. Bl. f. 1855, wozu uns Moleschott's Biographie Georg Forster's Veranlassung gegeben hatte.

ten. Es ist in letzter Zeit, selbst von demokratischer Seite, Brauch geworden, die Vereinigten Staaten als einen förmlichen sittlichen Morast darzustellen, in dem alles Edle, Gute und Schöne untergehe. Wenn wir aber, um nicht bis auf Washington und Franklin zurückzugehen, solche reine uneigennützige Menschen wie Jonathan Edwards, Channing, Theodor Parker, Emerson u. A. vor uns hinwandeln sehen, so werden wir an dem guten Kern eines Volks, dem diese Männer angehören, nicht verzweifeln dürfen. Ueberhaupt haben wir in den Proben der nordamerikanischen Literatur, die wir bisher kennen lernten, durchaus nicht Spuren jener Demoralisation wahrnehmen können, welche die europäischen continentalen Literaturen in gewissen Richtungen und Gattungen verunstaltet. Den naiven Hang zu abenteuerlichen Erfindungen, wie man ihnen wol in den neuesten nordamerikanischen Romanen und Novellen hier und da begegnet, wird man dahin gewiß nicht rechnen wollen. **H. M.**

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1856. In Verbindung mit mehren Freunden vaterländischer Geschichte herausgegeben von Ludwig Lauterburg. Fünfter Jahrgang. Mit Abbildungen. Bern, Blom. 1856. 8. 1 Thlr.

Vorliegendes Werk ist ein echt bernisches Buch, nicht blos dem Namen der Verfasser nach, sondern auch in Geist und Haltung. Der Berner, der sich im Leben nur langsam erschließt, dann aber festhält, der sich schwer begeistern läßt, in der Begeisterung aber etwas Rechtes schafft, der auf alles Neue und Fremde mistrauisch hinblickt und vorsichtig in der Aufnahme desselben ist, prägt auch in der Literatur, diesem Spiegel jedes Volks, sich scharf ab. Der Poesie ist er nicht zu hold. Im Gebiete der Lyrik schafft er außer zahlreichen Gelegenheitsreimen etwa hie und da ein hübsches Volkslied; näher liegt ihm das Lehrgedicht und die Beschreibung. Haller war daher nicht zufällig in diesen Dichtungsarten epochemachend; er gab nur seinem Volke und der Anschauung desselben Gestalt und Ausdruck. Das Lehrgedicht wie die Beschreibung betrachten die Poesie nur als ein Mittel zu einem andern, angeblich höhern Zwecke: zu belehren, für das Gute zu rühren, die schöne heimische Natur zu schildern. Die Beschreibung ist die Vermählung der Dichtkunst und der Naturwissenschaft, welche letztere wie die Geschichte dem positiven Sinne des Berners sehr wohl zusagt. Wie die Geschichte, sagte ich, aber nicht etwa eine Philosophie der Geschichte, eine construirende Geschichte, sondern eine der ängstlichtreuen Forschung, des Urkundenlesens, des unermüdlichen Sammelns. Trotz dieses oder vielmehr wegen dieses Umstandes gedeiht die epische Poesie nur dürftig; die Dichter halten zu ängstlich an dem Worte der Urkunde und bringen blos die Chronik in Reime, statt den geschichtlichen Stoff in den Rahmen eines poetischen Gemäldes. Dieses Festhalten an der Wirklichkeit, verbunden mit dem obenerwähnten Talente der Schilderung, machte hinwieder den jüngstgestorbenen und dennoch für alle Zeiten unvergänglichen Jeremias Gotthelf zum Meister des Volksromans. Nur schade, daß auch er die Poesie zuweilen nur als ein Mittel ansah und der Politik unterordnete, daß er seine in Charakteristik und Entwickelung unerreichten Gemälde aus dem Leben durch Nebenzwecke des Belehrens und Predigens trübte. Das Drama will in der Schweiz überhaupt, nicht blos in Bern, nicht recht gedeihen, aus mancherlei Gründen. Idealen Dramen ist man abgeneigt, bei geschichtlichen zu ängstlich treu und daher gebunden. Ich glaube, daß dagegen das Volksschauspiel und namentlich die Volksposse kräftige Sprossen treiben könnte, durch den Reichthum und die Originalität der Dialekte, die Mannichfaltigkeit der einheimischen und fremden Figuren sehr begünstigt wäre. Freilich fehlt es auch an Volkskomikern und wird noch lange fehlen, da sich der Schweizer nur selten entschließen kann, die Bühne zu betreten.

Vorliegendes, hauptsächlich historisches Taschenbuch, unter der Leitung eines der thätigsten Geschichtsforscher, bietet in seinen fünf Jahrgängen ein so reiches, besonders biographisches und culturgeschichtliches Material, daß kein Freund, kein Forscher schweizerischer Lande und Zustände es entbehren kann. Von besonderm Interesse sind die fortgesetzten „Bilder aus dem Uebergange" oder der Zeit der Helvetik; wirklich originell ist die Erzählung dieser Zeit aus der Feder eines schlichten Schneiders. G. Studer besingt die Besteigung des Rinderhorns, F. Isenschmid erzählt die Flucht des Schultheißen Niklaus Friedrich von Steiger in Versen. Wir wünschen, daß die Bemühung des verdienten Herausgebers immer mehr anerkannt, das Buch auch in Deutschland stets mehr beachtet werden möge und noch recht viele Jahrgänge erlebe. Ist es doch das freudig zu begrüßende Zeichen eines regern wissenschaftlichen Sinnes! 88.

Deutsche Literatur im Auslande.

Wir Deutsche haben bekanntlich vor allen andern Völkern voraus, um nicht zu sagen ganz allein, die Gabe und das Geschick, uns mit Leichtigkeit in aller Welt zurecht zu finden, uns in die Denk- und Gefühlsweise auch der Ausländer lebendig zu versetzen, das Gute überall, auch in der Fremde, zu verstehen und uns anzueignen. Unser Sinn ist vor allem gerichtet auf das allgemein Menschliche und Weltbürgerliche und frei von engherziger Selbstsucht; ja wir gehen nur zu oft in dieser Gerechtigkeit gegen das Fremde und die Fremden viel zu weit und bis zur Ungerechtigkeit gegen uns selbst. Welches andere Volk hätte z. B. aufrichtig wie wir ein unabhängiges Polen, Ungarn, Italien gewünscht? Welcher Franzose z. B. kann sich zu dem Wunsch erheben, daß Elsaß und Lothringen wieder zu Deutschland kommen möchten, wozu sie nach Volksart, Sprache und Sitte ohne Frage gehören? ja welcher, was immer für einer Farbe er sonst auch angehöre, faselte nicht mit Vorliebe von den sogenannten „frontières naturelles de la France", das will sagen: vom Rhein, der doch niemals die Naturgrenze Frankreichs war, noch sein kann? Aus jener besondern Begabung und Sinnesrichtung unsers Volks erklärt sich auch namentlich dessen unvergleichbar starke, schon in der Völkerwanderung hervorgetretene Neigung zum Auswandern, sein unverkennbarer Beruf, durch Ansiedelungen in aller Welt dem Reinmenschlichen aller Orten Geltung zu verschaffen, wie es z. B. der entschieden vortheilhafte Einfluß des deutschen Zusatzes zur Bevölkerung Nordamerikas deutlich veranschaulicht, wodurch zumal ein nicht zu verachtendes Gegengewicht gegen die amerikanische Unstetigkeit, Gemüthlosigkeit, die bloße Jagd nach äußern Gütern, das Sklaventhum u. A. m. geschaffen worden ist. Unstreitig haben wir aber dieser weltbürgerlichen Anlage und Neigung unsers Volks lange genug viel zu sehr den Zügel schießen lassen, und so schlug der ursprüngliche Vorzug durch eine ungesunde Uebertreibung und Fehlrichtung in einen häßlichen Fehler um, dem fast nur die Deutschen und zwar in hohem Grade ausgesetzt sind. Unser Mangel an wahrhaft vaterländischem Sinn, ja an Selbstachtung, der sich hierin kund gibt und dessen treuester Ausdruck unser „ubi bene, ibi patria" ist, während z. B. dem Franzosen nirgends recht wohl ist als zu Hause, im „schönen Frankreich", hat unsere Achtung bei andern Völkern nicht erhöht. Und man darf sich nicht wundern, wenn Fremde, namentlich Engländer, mitten im deutschen Lande von uns gewissermaßen verlangen, daß wir ihre Sprache mit ihnen reden, weil wir uns stets dazu bereit finden lassen, weil unsere Wirthe, Kaufleute, ja Handwerker sich nicht schämen, voran oder gar allein französisch oder englisch auf ihren Aushängeschildern und Karten ihr Geschäft anzukündigen *), während in Frankreich und England Aehnliches, ja

*) Unsere Gasthöfe nennen sich z. B. Hôtel Schmitz u. s. w., sowie wir auch französirend von einem Ministerium Aberdeen u. s. w. spre-

überhaupt bei dergleichen einer fremden Sprache sich zu bedienen Niemand einfällt; weil wir endlich, oft auf die lächerlichste Weise, das Fremde nicht blos nachzuahmen, sondern nachzuäffen pflegen, die ungeschicktesten und zweideutigsten fremden Ausdrücke und Wendungen den besten, bestimmtesten und bezeichnendsten heimischen vorziehen u. s. w. Insofern ist also mit allem Recht, um uns vor allem zu uns selbst zu bringen, dieser thörichten und krankhaften Uebertreibungen, Fehlrichtungen und Auswüchse halber von vaterländisch gesinnten Männern über unsere Weltbürgerlichkeit bitterer Spott ausgegossen worden; man hat uns oft, und wol noch lange nicht oft und nachdrücklich genug, als Heimatlose, als die eigentlichen Männer von Nirgendsheim (Utopia) bezeichnet. Dennoch bleibt diese unsere überwiegend weltbürgerliche Richtung an sich ein von Haus aus edler und großartiger, aus dem innersten Wesen unsers Volks entspringender Zug, der sich vor allem deutlich in dem ganzen Geist der deutschen Wissenschaft und unsern geistigen Beziehungen zum Auslande spiegelt.

Was im Ganzen die wissenschaftlichen Arbeiten der Deutschen hoch erhebt über die aller Völker der Erde, ist keineswegs blos in ihrer vergleichsweise größern Gründlichkeit, sondern vor allem in ihrer größern Vielseitigkeit zu suchen. Diese aber verdanken wir vorzüglich unserm steten Bestreben und unserer Fähigkeit, auch von allem Dem den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, was irgendwo im Auslande auf dem einen oder andern Gebiete des Geistes und Wissens geleistet worden ist. Ja dieses tiefe Bedürfniß des deutschen Wesens fodert so gebieterisch Befriedigung, daß manche unserer Gelehrten ihren zum Theil hohen Ruf lediglich ihrem unausgesetzten Bestreben verdanken, von Osten und Westen den dazu erfoderlichen Stoff herbeizuschaffen und uns stets auf dem Laufenden mit Allem zu halten, was auf diesem oder jenem Gebiet des Wissens alle nur nennenswerthen Völker der Erde gedacht und gethan haben. Gerade umgekehrt haben die Ausländer nur zu oft nicht einmal eine Ahnung davon, daß sie bei uns Geisteswerke jeder Art finden könnten, die ihren eigenen Leistungen nicht nur vollkommen ebenbürtig sind, sondern dieselben nicht selten weit übertreffen. So ist z. B. 1848 eine „Histoire du communisme et du socialisme" von Alfred de Sudre erschienen, — ein Buch, wovon wir schon die fünfte Auflage kennen und was den grand prix Monthyon erhalten hat (!), obgleich dessen Verfasser die meisten der utopischen Schriften, worüber er berichtet, nicht einmal in der Ursprache gelesen hat und von Robert von Mohl's unvergleichbar gründlicherer Arbeit „Ueber die Staatsromane", ebenso wenig das Geringste weiß als überhaupt von deutschen Schriften und deutscher Sprache! Diese zu erlernen, halten sich bekanntlich noch immer in der Regel die Ausländer durchaus nicht für verpflichtet, während wir es uns und vollends unsern Gelehrten nie verzeihen würden, aller Kenntniß fremder Sprachen baar zu sein, obwol wir derselben ohne Frage noch mit geringerm Schaden entbehren könnten als das Ausland der unserigen. So kommt es denn, daß die Abwägung des geistigen Gewinns, den jedes Volk aus dem Austausch seiner Geisteserzeugnisse mit andern Völkern gezogen hat, sich so außer allem Verhältniß günstig für uns stellt. Offenbar kann aber, bei dem heutigen Stand der Dinge, kein Volk, am wenigsten im Bereich der Wissenschaft, ungestraft sich gebahren, als ob alle andern Völker oder auch nur ein einziges großes Volk nicht in der Welt wären! Am meisten trifft der Vorwurf einer solchen eiteln Selbstgenügsamkeit noch immer die Franzosen, obgleich gerade ihnen die Auffoderung zum Gegentheil nahe genug liegt; und bei ihrem unvergleichbaren Ungeschick, über sich selbst hinaus zu kommen, in Fremdes überhaupt, auch in fremde Sprachen, sich finden zu lernen, wird es in der Hauptsache auch wol immer so bleiben. Nur in solchen Gebieten des Wissens, wo der Kreis der Sachkundigen ein äußerst kleiner ist, wie etwa bei der Sternkunde, oder wo die Anwendbarkeit jedes Fortschritts der Einsicht aufs Leben eine ganz unmittelbare und augenfällige ist, wie überhaupt bei der Mehrzahl der Naturwissenschaften, endlich, wie sich von selbst versteht, bei der Sprachwissenschaft findet davon gewissermaßen eine Ausnahme statt. Daß übrigens eine solche auch auf andern Gebieten schon vor längerer Zeit bei einzelnen Franzosen vorkam, wollen wir hier, gewiß zur Ueberraschung manches Lesers, an Mirabeau zeigen, der in seinen Schriften, nachdem er die Deutschen ausnehmend gelobt hat, fortfährt: „Là (in Deutschland) nous trouverons des trésors d'érudition et de doctrine, un esprit juste, des descriptions très exactes, des développements fort complets, si ce n'est bien ordonnés. Là enfin — nous trouverons des matériaux ignorés, des idées saines, des résultats exacts que nous disposerons avec art, que nous encadrerons avec goût, et qui, en augmentant nos connaissances et prolongeant notre vie, multiplieront les modèles que nous doit l'Europe dans l'art de faire de bons livres." Dies sollten sich seine Landsleute gesagt sein lassen!

Verhältnißmäßig am meisten macht sich neuerdings in England ein Umschlag der Stimmung zu Gunsten der Sprache und Geisteserzeugnisse ihres Muttervolks bemerklich, wenigstens insofern jetzt dort Deutsch weit häufiger gelernt wird als sonst, während auch dort an Uebersetzungen der besten deutschen Werke noch auffallender Mangel ist. Eben dieser Mangel zeigt sich auch im romanischen Süden Europas, sodaß wir uns in der That fast wundern müssen, daß in der Alten wie in der Neuen Welt, mindestens von Seiten unserer Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit, der deutsche Name in so hoher Achtung steht, und z. B. der deutsche Arzt im Zweifel jedem andern vorgezogen wird, weil man ihn für gelehrter und gewissenhafter hält. Jener Mangel an genauer Bekanntschaft des Auslandes mit unsern strengwissenschaftlichen sowol als schöngeistigen Werken erscheint doppelt grell, wenn man damit unsern wahren Ueberfluß an großentheils vortrefflichen Uebersetzungen dichterischer und anderer Werke aus allen Sprachen der Welt vergleicht; nur daß auch hier wieder unser eingewurzelter Volksfehler unserm Vorzug und Verdienst auf der Ferse folgt und wir uns nicht geschämt haben, ein wahres Wettrennen anzustellen, um auch die nichtsnutzigsten, seichtesten und verderblichsten Ergüsse fremder Federhelden uns je eher je lieber anzueignen. *)

---

chen. Ein (heidelberger) Schneider bezeichnet sich z. B. blos: L..., Tailor! Deutsche Aussteller waren in Paris die einzigen, die ihre Maschinen rc. nur französisch beschrieben, während Engländer, Niederländer rc. Ehrgefühl genug hatten, zuerst ihre Muttersprache zu gebrauchen und erst dann, aus geziemender Artigkeit, eine französische Uebersetzung folgen zu lassen. Wie sehr mitunter sogar dem Zweck der Ausstellung durch jenes undeutsche Verfahren geschadet worden ist, davon hat sich Schreiber dieses selbst überzeugt, indem er zwar sonst der französischen Sprache ganz mächtig ist, dennoch aber zu seinem Bedauern außer Stande war, einem deutschen Fabrikanten und Kaufmann alle die Kunstausdrücke zu verdeutschen, worauf hier für das Verständniß der Sache Alles ankam. So mußte denn der Landsmann, der keine Zeit zu längerm Aufenthalt hatte, unbelehrt, in halber Verzweiflung wieder abziehen, einige nicht gerade fromme Wünsche für seinen welschenden Landsmann, den Aussteller, zwischen den Zähnen!

*) Obschon wir dem Verfasser in der Hauptsache vollkommen beipflichten, möchten wir ihm doch empfehlen, im zwölften Bande der „Gegenwart" den Aufsatz „Deutsche Literatur, Wissenschaft und Kunst im Auslande" zu lesen, wenn er ihn inzwischen nicht bereits gelesen haben sollte. Er wird daraus ersehen, daß die Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische und Englische — von andern Sprachen nicht zu reden — schon nicht mehr nach Dutzenden, sondern nach Hunderten zählen und daß wenigstens keins von den eigentlich epochemachenden Werken unübersetzt geblieben ist. In dem genannten Artikel sind allein, ungerechnet die Shelley'schen Fragmente, 15 englische Uebertragungen des Goethe'schen „Faust" namhaft gemacht, unter denen die Prosaübersetzung von Hayward im vergangenen Jahre bereits

Wenn dies namentlich von den Bühnenerzeugnissen Frankreichs gilt, so gehaltlos sie auch seien, so möchte sich dies allerdings noch am ehesten entschuldigen lassen, weil gerade die Bühnenstücke der leichtern Gattung, die Lustspiele, Das sind, was uns mehr als alles Andere fehlt, und wir zu deren Abfassung entschieden am wenigsten Geschick haben. Spanien im Gegentheil besitzt an ernstern wie an heitern und witzigen Bühnenstücken einen so unerschöpflichen, echt volksthümlichen Schatz, daß dort der Gedanke einer neuen Sammlung und theilweise Ueberarbeitung dieser Stücke, um dem Eindringen der leichtfertigen und liederlichen französischen Waaren dieser Art auf die wirksamste Weise den Weg zu verlegen, einem geistvollen Spanier sich fast aufdrängen mußte und wirklich aufgedrängt hat, auch hoffentlich bald zur Ausführung kommen wird, da die Vorbereitungen dazu unsers Wissens schon vorlängst getroffen worden sind.

Wie indeß allmälig die Werke deutschen Geistes und Fleißes auch außerhalb Deutschland in aller Stille ihre friedlichen Eroberungen machen, davon wollen wir alsbald wenigstens ein Beispiel (von nicht mehr ganz wenigen) anführen. Namentlich aber haben zwei Völker, die bisher fast ausschließend unter dem Einfluß französischer Schriftstellerei und Gedanken, mehr noch als französischer Sitten oder Unsitten, standen, was durch die hervorragende Stellung der Franzosen unter den Völkern romanischer Sprache, sowie durch die Gemeinsamkeit dieser Sprache, in Verbindung mit der örtlichen Lage, hinreichend erklärt wird, in neuester Zeit einen vielversprechenden Anfang gemacht, unsere bedeutendern Schriftwerke nach und nach bei sich einzubürgern: die Spanier nämlich und die Italiener. Beide scheinen einsehen zu lernen, wie viel noch aus Deutschland für sie zu holen ist. Die Italiener fangen seit einiger Zeit an, die Deutschen von den Oestreichern, die ihrem Herzen bekanntlich nicht sehr nahe stehen, zu unterscheiden. Alle Spanier aber, denen die Gelegenheit zutheil ward, Deutsche und Franzosen in der Nähe zu sehen und zu vergleichen, fühlen sich uns so ungemein viel näher verwandt als den Franzosen, daß sie fast ohne Ausnahme aufrichtig bedauern, durch Frankreich von uns getrennt zu sein, und vollkommen begreifen, daß sie gerade bei uns das Alles am besten finden könnten, was ihnen am meisten fehlt. Daher kommt es denn, daß seit etwa zehn Jahren ziemlich häufig Spanier, zum Theil im Auftrag ihrer Regierung, Deutschland auf kürzere oder längere Zeit besucht haben, um unser geistiges Leben überhaupt, oder den Grad der Ausbildung einzelner Wissenszweige, oder endlich um unsere Unterrichtsanstalten höherer und niederer Stufe genauer kennen zu lernen. Mit mehren solchen zur Kenntnißnahme vom deutschen Hochschulwesen beauftragten spanischen Gelehrten ist der Schreiber dieser Zeilen wiederholt in nähere Berührung gekommen, und von der Tüchtigkeit, mit der mitunter dergleichen Aufträge erfüllt werden, gibt namentlich ein in seinem Besitz befindlicher vortrefflicher Bericht an die spanische Regierung über die preußischen Volks- und Mittelschulen sprechendes Zeugniß, der 1850 zu Madrid gedruckt worden ist unter dem Titel: „Memoria sobre el estado de la instruccion primaria y secundaria en Prusia, escrita por el profesor D. Julio Kühn" *), und dessen Verfasser, ein geborener Deutscher, der als Professor an der Universität zu Madrid angestellt war, seitdem leider gestorben ist. Je weniger in derlei Regierungsaufträgen guter Wille und richtiger Blick in Bezug auf Das zu verkennen ist, was vor allem dem spanischen Volk noththut, desto lebhafter muß man bedauern, daß die bisherigen fortwährenden innern Kämpfe und Gährungen es der dortigen Regierung völlig unmöglich machten, sichern Schrittes auf diesem guten Wege voran und zur Ausführung ihrer guten Absichten zu schreiten. Umsomehr ist es freilich die Pflicht aller erleuchteten Geister dieses Volks, ihr hierbei nicht nur nach besten Kräften beizustehen, sondern auch und vor allem selbständig — durch Zubereitung einer gesundern geistigen Nahrung für ihre Landsleute — hinzuwirken auf Hebung der Volksbildung und Abwehr der zahlreichen störenden Einflüsse, die hier zumal von schlechten französischen Schriften drohen. Wie bedeutend hierfür aber gute Uebersetzungen der besten deutschen Geisteswerke, vorzüglich auch guter Volksschriften und Schulbücher sein würden, liegt auf der Hand. Vielleicht finden wir später Muße, eingehender zu berichten, was in dieser Hinsicht bisjetzt schon in Spanien und Italien, besonders in Sardinien, geschehen ist, welches letztere Land auch hierin, wie in Allem, dem übrigen Italien mit gutem Beispiel vorangeht.

Für diesmal begnügt sich der Verfasser, zum Beleg der eben erwähnten rühmlichen Bestrebungen des Auslandes, nur ein paar Worte über eine ihm kürzlich zugekommene spanische Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung eines deutschen Buchs beizufügen, das auch unter uns einen größern Erfolg als die meisten Schriften seiner Gattung nicht nur gehabt, da davon seit 1847 bisjetzt schon sieben, wahrscheinlich ziemlich starke Auflagen erschienen sind, sondern auch verdient hat, sowol wegen seines reichen (vielleicht hier und da sogar zu reichen) Inhalts, als wegen der ganzen möglichst unbefangenen Haltung und lichtvollen Darstellung, nämlich das „Lehrbuch der Weltgeschichte" von Georg Weber. Selbst Denjenigen, die das deutsche Werk nicht kennen und schätzen gelernt haben, wird es erfreulich sein zu hören, daß gerade ein solches, für allgemeine Verbreitung einer gediegenen geschichtlichen Bildung so bedeutendes Buch außer der genannten spanischen auch eine polnische und zwei englische Uebersetzungen erfahren hat, von denen die eine (die wir aber nicht selbst gesehen haben) in Nordamerika erschienen ist. Der Titel der spanischen, auf vier Bände berechneten freien Bearbeitung (die Urschrift hat bekanntlich nur zwei Bände), wovon vor kurzem der dritte Band die Presse verlassen hat, lautet: „Compendio doctrinal de la historia universal hasta 1852, escrito en aleman por el *G. Weber*, ampliado en general y en relacion a España por el *D. Julian Sanz del Rio*" (dritter Band; Madrid 1855; der erste und zweite Band erschienen 1853). Der spanische Bearbeiter war früher selbst längere Zeit (1844 und 1845) in Deutschland, um im Auftrag seiner Regierung den Zustand der deutschen Philosophie näher kennen zu lernen; er entschied sich hier sehr bald für das System Krause's, das ihm das tiefste und auf das Leben anwendbarste, zur Lösung der drängendsten Zeitfragen sicher hinführende schien, und er hat zufolge dieser Ueberzeugung, mit echt spanischer Beharrlichkeit, mit Hülfe einiger seiner tüchtigsten Schüler, die wichtigsten Werke Krause's übersetzt oder bearbeitet, sodaß sie demnächst druckfertig sein werden. Von seiner Bearbeitung der Weber'schen Geschichte wird offenbar die spanische Bildung in und außer der Schule den größten Gewinn ziehen (jedenfalls unvergleichbar größern als von der Uebersetzung der Weltgeschichte des Grafen Ségur *),

---

die sechste Auflage erlebt hat. Unzweifelhaft würde noch Manches mehr aus dem Deutschen in fremde Sprachen übergehen, wenn nicht an so vielen sonst tüchtigen deutschen Werken oder dichterischen Schöpfungen zu breites doctrinäres Raisonnement oder Schwerfälligkeit der Form und Ungenießbarkeit des Stils oder phantastische Uebertreibung den Ausländer schreckten. D. Red.

*) Kühn, der damals schon zehn Jahre in Spanien gelebt hatte, erfreute sich bei Vollführung dieses wichtigen Auftrags der angelegentlichen Empfehlung A. v. Humboldt's, aus dessen Schreiben an den Unterrichtsminister folgende, leicht verständliche Stelle hier stehen mag (in der spanischen Uebersetzung): „Como el referido Sr. D. Julio Kühn emprende una traduccion de mi «Cosmos» y se ha hecho ademas benemérito en España por la propagacion de la literatura alemana, tengo un particular interés en que se le facilite por la alta proteccion de V. E. todo quanto pueda contribuir al mejor descmpeño de su antedicha comision."

*) Es ist dies der bekannte Verfasser des unter dem Namen einer „Geschichte des russischen Feldzugs vom Jahr 1812" erschienenen, geistreich und glänzend geschriebenen Romans. Man vergleiche z. B.

die, um einem anerkannten Bedürfniß Spaniens abzuhelfen, Alberto Lista früher schon gemacht hat). Sie ist daher nicht nur von einer ganzen Anzahl der ersten Männer des Landes begünstigt worden, sondern erfreut sich auch, wie aus der Zuschrift des dritten Bandes erhellt, verdientermaßen des Schutzes des Ministers des Innern (de la Gobernacion). Doch würde vielleicht die Uebersetzung des kleinern Geschichtsbuchs von Weber (in einem Bande) noch nützlicher sein, weil sie jedenfalls wohlfeiler und daher einem viel weitern Kreise zugänglich sein würde. Die vorliegende Bearbeitung folgt im Ganzen, besonders in den beiden ersten Bänden, dem deutschen Vorbild ziemlich genau und in der Anordnung ganz treu. Sie enthält aber zahlreiche nähere Ausführungen und Bemerkungen, zumal geschichtsphilosophischer Art, endlich vielfache erläuternde Belege von Seiten des Bearbeiters, deren manche wir mit großem Vergnügen gelesen haben und dem Verfasser des deutschen Werks zur Benutzung bei künftigen Auflagen bestens empfehlen können. Daß mitunter dem Bearbeiter auch Menschlichkeiten begegnet sind, da er der deutschen Sprache noch nicht ganz Meister ist, versteht sich von selbst. So hat er, um nur einige Beispiele anzuführen, den „ehrsamen Bergmann" (minero), dessen Sohn Martin Luther war, in einen paisano montañes, also einen Bergbewohner verwandelt (§. 450), ebenda jedenfalls zu frei die „Scholastiker" in „santos padres", was nur etwa von den Kirchenvätern gesagt werden dürfte, schon auf dem Titel den Georg in einen „Gregorio" Weber, ferner ganz irrig das „Kein Wunder also, daß" u. s. w. mit „Faltaba pues poco para que" (§. 449), das „Machthaber" mit „Señores heredados" (§. 448) wiedergegeben u. s. w. Dem ersten Band hat der Bearbeiter zwei Nachträge beigefügt, deren erster „Zeittafeln der alten Geschichte" enthält, wobei auch Haubold's, (sehr mit Unrecht) Blondeau's, endlich Zamorano's und Zafra's Arbeiten benutzt wurden, der zweite aber mit Benutzung der Handbücher von Schmidt und Bredow entworfene Tafeln zur Nachweisung der Quellenschriften über die Begebenheiten der alten Geschichte. In diesen letzten Tafeln ist übrigens sehr häufig bei deutschen Werken die versprochene Beifügung eines al (eman) vergessen worden. Dem dritten Band, der mit der Aufschrift „El renacimiento" Weber's drittem Lehrgang: „Die neue Zeit", entspricht und bis zum Ende des Siebenjährigen Kriegs geht, hat der Bearbeiter eine Reihe geschichtsphilosophischer Betrachtungen vorangeschickt und ein Verzeichniß der besten Schriften über diesen Abschnitt folgen lassen. Ueberhaupt ist dieser Band, zumal in Bezug auf die Geschichte Spaniens und des Reformationszeitalters, verhältnißmäßig am meisten erweitert, am freisten und mit einem aller Anerkennung werthen Geschick bearbeitet. Besonders zeigt sich dies in der verständigen Art und Weise, wie, ungeachtet alles Freisinns und ohne irgend der Wahrheit zu nahe zu treten, doch ganz vom Standpunkt eines aufgeklärten Katholiken aus, mit Vermeidung alles, zumal für Spanier, Anstößigen, die Reformationsgeschichte hier behandelt worden ist. Ohne Frage hat sich del Rio mit dieser ganzen mühevollen Arbeit ein nicht geringes Verdienst um sein Volk erworben. Hoffen wir, daß mehr und mehr seine Landsleute dem rühmlichen Beispiel folgen, das er gegeben hat und, wie man überzeugt sein darf, auch ferner geben wird!

87.

Notizen.

Victor Hugo's „Contemplations".

Es geht in Frankreich wie in Deutschland. Läßt ein namhafter Dichter ein neues Werk erscheinen, so wird sich in der Regel ein Chorus von Stimmen dahin vernehmen lassen, daß dies ein Werk sei, welches alle frühern Leistungen desselben Dichters in Schatten stelle. Erst nach einiger Zeit, wenn diese Posaunisten mit ihrer Jubelouverture zu Ende sind, tritt ein Zustand größerer Besinnung ein, welcher auch der besonnenern Kritik gestattet, sich Gehör zu verschaffen. So ging es auch mit Victor Hugo's „Contemplations". Anfangs recommandirte man diese Dichtungen als etwas, was nirgends seines Gleichen hätte; gegenwärtig ist man so ziemlich darüber einverstanden, daß sie, glänzende Einzelheiten abgerechnet, den davon angeregten Erwartungen durchaus nicht entsprechen. Die „Bibliothèque universelle de Genève" bemerkt: „Man darf sich nicht verhehlen, daß die romantische Schule ihre Herrschaft eingebüßt hat, wie dies das gemeinsame Loos rein revolutionärer Parteien zu sein pflegt. Wie in der Politik, sind sie auch in der Literatur beseitigt, und der Misbrauch, den man mit ihren Doctrinen getrieben hat, hat nicht verfehlt, in den Gemüthern eine mehr oder weniger starke Reaction hervorzubringen. Um die Früchte ihres Siegs zu ernten, mußte die romantische Schule zu rechter Zeit an sich halten, klug verfahren und, obschon sich alle Freiheit vorbehaltend, den Uebergriffen der Zügellosigkeit einen festen Damm entgegenstellen. Es war ja eine ganz schöne Sache, das Joch der Routine abzuwerfen; nur mußte man nicht soweit gehen, die ewigen Grundsätze des Schönen und Wahren von sich zu werfen und an Stelle der zu engen Regeln, welche bis dahin den Geschmack beherrscht hatten, die Anarchie zu setzen.... Unglücklicherweise ist Victor Hugo solchen Federungen unzugänglich; die einzige Taktik, deren er sich bedient, ist die Kühnheit. Sein sehr verwegenes Talent entbehrt allzusehr der Geschmeidigkeit. Er ist ganz wie aus Einem Stücke, unbeugsam, unbeweglich, und weder die Jahre noch die Erfahrung haben in ihm eine Aenderung hervorbringen können. Die anmuthige Frische der Jugend ist verschwunden, Zeit und Prüfungen haben den Dichter jedoch nur alt, nicht reif gemacht." Nachdem die „Bibliothèque universelle" noch von Victor Hugo's „ambitieuses préfaces" gesprochen, schließt sie: „Victor Hugo ist ein neuer Beweis mehr, welche traurige Resultate das Verlangen, eine politische Rolle zu spielen, nach sich zieht. Der Zug tiefer Bitterkeit, der den «Contemplations» aufgeprägt ist, erregt wol ein peinliches Gefühl, aber kein eigentliches Mitgefühl. Die Ideen des Dichters ermangeln oft der Klarheit, der Gegenstand seiner Klagen und der Zweck seiner Aufwallungen sind nicht immer verständlich, und seine mit mehr oder minder fremdartigen Beiwörtern überladenen Verse pochen an das Ohr, ohne zum Herzen zu dringen. Man begegnet wol hier und da einzelnen Genieblitzen, die sich ehedem einem vulkanischen Ausbruch vergleichen konnten; aber sie sind selten und flüchtig, die Lava ist erkaltet, düstere Dünste haben die Flamme verdrängt, und der Krater wirft nun nichts weiter mehr als Kieselsteine und Asche aus."

Gefallene Sterne.

Unter der Ueberschrift „Ein gefallener Stern" brachte vor kurzem das „Magazin für die Literatur des Auslandes" eine Betrachtung über Lamartine; denn dieser und kein anderer ist der anonyme „gefallene Stern", auf den die Ueberschrift hindeutete. Der Verfasser knüpfte seine Betrachtung an einen Artikel der „Revue des deux mondes" an, worin es unter Anderm hieß: „Wie viel bleibt an dem Manne von sonst? Lamartine sagt es selbst, indem er sich mit dem obscuren Tagelöhner, dem Steinmetzen auf Eine Linie stellt, welcher seine gemeine Straßenarbeit fortsetzt, um Abends seinen Tagelohn heimzubringen. Das ist also der klägliche Exodus einer großen Laufbahn und die noch kleinlichere Sprache, worin ein Dichter seine Existenz schildert." Es wird dann darauf hingewiesen, wie im Grunde Niemand in gleichem Maße von Glück begünstigt gewesen sei als Lamartine. Was andere Menschen genöthigt gewesen seien, durch anstrengenden unablässigen Kampf zu erobern, das habe er ohne Mühe durch die Gunst seines

„Napoleon's Kriegszug gegen Rußland im Jahr 1812" von F. Röder, Vorwort S. xv.

Talents und seiner Geburt besessen; er habe den Ueberfluß an seiner Wiege gefunden, sei von allen Gütern des Glücks umringt gewesen, habe als Dichter nur zu erscheinen brauchen, um Aller Herzen zu fesseln, sei sogar zwei Monate lang der eigentliche Machthaber Frankreichs gewesen — was wolle Lamartine mehr? Worüber klage er denn? Aus einem Artikel der „Revue des deux mondes" von Charles de Rémusat: „Du romanesque dans l'esprit littéraire" wird dann noch folgender Ausspruch auf Lamartine angewendet: „Wir gleichen selten unsern Schriften und alle schriftstellerische Kunst ist voll Dichtung und Verstellung (plain de feintise)" — ein herber Ausspruch, der aber nur zu häufig paßt und namentlich auf Dichter von so wesentlich pathetischem und rhetorischem Charakter wie Lamartine. — Zu den gefallenen literarischen Sternen Frankreichs ist jetzt wol auch George Sand zu rechnen, die zur Schauspielfabrikantin herabgesunken ist und ihr Talent sich für Tantiemen und zweifelhafte Bühnenerfolge, die Erfolge eines Abends, abarbeiten läßt. Ihre letzte Bühnenarbeit war eine Verballhornung des Shakspeare'schen „As you like it", die auch zur Aufführung kam und nur durch die Pracht der Decorationen und Costüme einigermaßen gefiel. Sie ist jetzt unter dem Titel erschienen: „Comme il vous plaira, comédie en trois actes et en prose, tirée de Shakspeare, et arrangée par *George Sand*" (Paris 1856). Die „Bibliothèque universelle de Genève" sagt davon: „Anstatt einer dichterischen Skizze voller Kraft und Originalität haben wir hier eine sehr mittelmäßige Komödie, in der das Shakspeare'sche Stück verunstaltet ist, ohne daß dadurch der Zweck, den sich die Verfasserin vorsetzte, erreicht wäre. Wenn schöne Decorationen und glänzende Costüme ihr bei der Aufführung einigen Reiz der Neugier verschaffen konnten, so erscheint sie dagegen bei der Lectüre ziemlich fade und wenig fesselnd. Dieser «replâtrage», wie die Verfasserin ihre Komödie in ihrer Vorrede nennt, hat alle Gebrechen ähnlicher Versuche." Die Kritik schließt: „C'est du Shakspeare badigeonné."

H. M.

Bibliographie.

Actenstücke zur Geschichte des Hochdeutschen im Herzogthum Schleswig. Kopenhagen, Gyldendal. Gr. 8. 6 Ngr.

Alphen, H. van, Holländische Kinderlieder. Uebersetzt von C. Abel. Berlin, Heinicke. Gr. 16. 10 Ngr.

Der Aufenthalt am Genfersee besonders in Montreux und Umgegend. Mit Berücksichtigung der Traubenkur. Von einem mehrjährigen Besucher der Gegend. Basel, Georg. 8. 12 Ngr.

Aus dem Tornister eines Soldaten der Revolutions-Armee. Charakter- und Sittengemälde aus der französischen Schreckenszeit. Nach dem Tagebuche eines Zeitgenossen (A. v. Monteuil) bearbeitet von Graf T. v. Scherer. Frankfurt a. M., Expedition der Zeitung „Deutschland". Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Baxter, R., Die ewige Ruhe der Heiligen. Nach der neuesten englischen Ausgabe. Mit einem Vorwort von v. Kapff. Wohlfeilste vollständige Ausgabe. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Bodensee und seine Umgebungen. In drei Abtheilungen. 1ste Abtheilung. Stuttgart, Cotta. 8. 16 Ngr.

Braun, Isabella, Im grünen Wald. Bilder aus der Natur. Mit Zeichnungen von Ferd. Rothbart. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bunsen, C. C. J., Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Geschichtliche Untersuchung in fünf Büchern. 4tes Buch und 5tes Buch. 1ste bis 3te Abtheilung. Mit 9 bildlichen Beilagen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Constant, W., Cameen. Erzählende Dichtungen. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 32. 1 Thlr.

Fischer, K., Franz Baco von Verulam. Die Realphilosophie und ihr Zeitalter. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Galen, P., Andreas Burns und seine Familie. Geschichtliches Lebensbild aus dem deutsch-dänischen Kriege in den Jahren 1848—1850. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Gutzkow, K., Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. In's Ebräische übersetzt von S. Rubin. Wien. 8. 16 Ngr.

Haas, H., Die Austro-Burgundionen und Logionen. Ein Beitrag zur Urgeschichte des südmainländischen Ostfrankens. Leipzig, Stoll. Gr. 8. 13½ Ngr.

Hamberger, J., Zur tieferen Würdigung der Lehre Jacob Böhme's. Leipzig, Bethmann. 1855. Gr. 8. 14 Ngr.

Hegel, C., Geschichte der meklenburgischen Landstände bis zum Jahre 1555 mit einem Urkunden-Anhang. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr.

Hoffmann, F., Zur Widerlegung der absoluten und bedingten Atomistik. Leipzig, Bethmann. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Jansen, C., Offener Brief an den Herrn Seminar-Direktor und Prof. der Theologie Dr. Daniel Schenkel, bezüglich dessen Werkes „Die Reformatoren und die Reformation." Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 2 Ngr.

Jordan, A., Geschichte der brandenburgisch-preußischen Kriegs-Marine. In ihren Entwickelungsstufen dargestellt. Mit Benutzung archivalischer Quellen und ungedruckter Manuscripte. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Quenstedt, F. A., Der Jura. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten und einem Atlas von 96 Tafeln. 1ste Lieferung. Tübingen, Laupp. Lex.-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Quételet, A., Zur Naturgeschichte der Gesellschaft. Deutsch und mit Literaturnachweisen herausgegeben von K. Adler. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wilde Rosen aus Krieg und Frieden. Stuttgart, Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg. 8. 22½ Ngr.

Roth v. Schreckenstein, C. H. Freih. v., Das Patriziat in den deutschen Städten, besonders Reichsstädten, als Beitrag zur Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Adels. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Stadlin, Josephine, Die Erziehung im Lichte der Bergpredigt. Aarau, Sauerländer. Br. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stein, O., Antoinette von Steinwart. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Vernet, H., Rußland. Vertrauliche Briefe. Aus dem Französischen von Paul S..... Berlin, Artistische Anstalt. 8. 7½ Ngr.

Zingerle, I. v., Die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Beck, F., Die Weihe des Tages. Festspiel mit lebenden Bildern zur Feier des 100jährigen Bestehens des Königl. Cadetten-Corps am 1. Juli 1856. München. Gr. 8. 4 Ngr.

Beleuchtung der „Denkschrift der Heidelberger Corpsstudenten an die Gesammtheit der Professoren und das Plenum des Senats." Heidelberg, Groos. Gr. 8. 2 Ngr.

Denkschrift der Heidelberger Corps-Studenten. Gerichtet an die Gesammtheit der Professoren und das Plenum des Senats, über die vom engeren Senat verfügte Auflösung der Corps und die veranlassenden Vorgänge. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Heidelberger Studentencorps, ihre letzten Erlebnisse und schließliche Unterdrückung durch den engern Senat der Universität im Juli 1856. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate **April**, **Mai** und **Juni** enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 24—30.)

45. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8. Geh.
Premier cours. 9me édition. 1856. 8 Ngr.
Second cours. 5me édition. 1856. 10 Ngr.
Traduction des thèmes français.
Premier et second cours. 1854. 5 Ngr.
Troisième cours. 2me édition. 1855. 8 Ngr.

46. ————, **A new, practical and easy method of learning the German language.** 8vo. Geh.
First course. 9th edition. 1856. 10 Ngr.
Second course. 8th edition. 1856. 12 Ngr.
Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Third edition. 8. 1855. 5 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

47. **Christliches Andachtsbuch** für alle Abende und Morgen des ganzen Jahres. Im Verein mit mehren evangelischen Geistlichen herausgegeben von **Dr. G. Friederich.** Zweite Auflage. Vollständig in zwei Bänden oder 18 Heften. Siebentes bis zwölftes Heft. 8. Jedes Heft 4 Ngr.

Wenn irgendeine Zeit, so hat die Gegenwart mit ihren Kämpfen, Nöthen und Sorgen bei allen religiösen Gemüthern das Bedürfniß der Einkehr in sich selbst, der Beschäftigung mit den heiligen Wahrheiten der Religion, der Erhebung über das verwirrende Treiben der Erde hervorgerufen und läßt ihnen einen Freund erwünscht erscheinen, an dessen Hand sie es zu befriedigen im Stande seien. Als einen solchen bietet sich das ebenbezeichnete Werk an, welches, allem Parteiwesen fremd, dem reinen Himmelsgeiste des Evangeliums einen allgemein verständlichen und doch der errungenen Bildungsstufe angemessenen Ausdruck gibt. Es hat sich die Aufgabe gestellt, auf dem Grunde eines lautern Bibelchristenthums den Glauben mit dem Wissen, das Leben der Erde mit dem Streben nach dem Himmel zu versöhnen, und durch Lehre und Trost, Ermunterung und Warnung eine würdige Anleitung zum Wandel dahin zu ertheilen. Diesem Ziele strebt es in der Form nach, welche sich seit langer Zeit schon durch die Andachtsbücher von Bogatzky, Roos, Stark, Sturm, Tiede &c. als die passendste und wirksamste bewährt hat. Gewiß wird sein Eintritt in diese Kreise der Familien und die vertrautere Bekanntschaft mit ihm zu einer Quelle reichen Segens werden, der den Anforderungen und Geschäften, den Freuden und Sorgen der Erde wieder zugutekommt.

Die **zweite Auflage** dieses anerkannt trefflichen Werks, die aus zwei Bänden besteht, wird in 18 Heften zu dem Preise von 4 Ngr. erscheinen. Die Hefte werden in angemessenen Zwischenräumen so ausgegeben werden, daß das ganze Werk vor Ende dieses Jahres vollständig geliefert und jedes Heft vor der darin berücksichtigten Periode des Kirchenjahres in den Händen der Abnehmer sein wird.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und werden die erschienenen Hefte gern zur Ansicht liefern.

48. **Bauernfeld, Gedichte.** Zweite, vermehrte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Eine zweite, vermehrte Auflage der besten lyrischen Productionen des beliebten wiener Lustspieldichters.

49. **Bibliothek italienischer Classiker.** Sechster bis zwölfter Band. 12. Geh. Jeder Band 10 Ngr.

Diese sieben Bände a. u. d. T.:

VI.—VIII. **Die göttliche Komödie des Dante Alighieri.** Uebersetzt und erklärt von **Karl Ludwig Kannegießer.** Vierte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. 1 Thlr.

IX. X. **Francesco Petrarca's** sämmtliche Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **Karl Förster.** Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

XI. XII. **Niccolò Machiavelli's** Florentinische Geschichten. Uebersetzt von **Alfred von Reumont.** Zwei Theile. 20 Ngr.

Die früher erschienenen fünf Bände enthalten:

I—III. **Das Decameron von Giovanni Boccaccio.** Uebersetzt von **Karl Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

IV. V. **Das befreite Jerusalem von Torquato Tasso.** Uebersetzt von **Karl Streckfuß.** Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Unter dem Namen **Bibliothek italienischer Classiker** erscheint eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen (meistens mit biographisch-literarischen Einleitungen). Es werden dazu die theils in der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes“, theils sonst bereits in demselben Verlage, meist in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienenen **anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen** von der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, wie **Förster**, **Kannegießer**, **Keller**, **Reumont**, **Streckfuß**, **Witte** u. A. benutzt. Die wenigen zur Vollständigkeit der Sammlung noch fehlenden Werke werden von ebenso bewährten Uebersetzern bearbeitet werden.

Die **Bibliothek italienischer Classiker** erscheint in rascher Folge in einzelnen Bänden zu dem niedrigen Preise von **10 Ngr. für jeden Band.** Sie umfaßt zunächst noch außer obigen folgende Werke, welche im Laufe des Jahres 1856 erscheinen werden und auch einzeln zu haben sind:

Dante, Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer** und **K. Witte.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Dante, Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von **K. Förster.** 10 Ngr.

Dante, Prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von **K. L. Kannegießer.** Zwei Theile. 20 Ngr.

Foscolo, Letzte Briefe des Jacopo Ortis. Uebersetzt von **F. Lautsch.** Zweite Auflage. 10 Ngr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von **A. Keller.** Sechs Theile. 2 Thlr.

Tasso, Lyrische Gedichte. Uebersetzt von **K. Förster.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tassoni, Der geraubte Eimer. Uebersetzt von **P. L. Kritz.** 10 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen auf die **Bibliothek italienischer Classiker** Bestellungen an und werden einzelne Werke der Sammlung auf Verlangen gern zur Ansicht liefern.

50. **Bock (A.), Rußlands Entwickelung** bis zum Frieden vom 30. März 1856. 8. Geh. 1 Thlr.

Der als Publicist rühmlichst bekannte Verfasser wendet sich in dieser Schrift vom Standpunkte **deutscher Nationalität** gegen Rußland, begründet aber die Anklage auf anmaßungsvolle Unkultur und unausgesetzte Feindseligkeit wider unser Vaterland nur durch Thatsachen und zwar durch viele Thatsachen, indem er sich des rhetorischen Russenhasses ebenso enthält wie jedes sich für liberal ausgebenden und die ab-

solute Zarenmonarchie als solche angerissenen Wortschwalls. Die Schrift hat somit nicht den Charakter einer schnell veraltenden Broschüre, sondern den einer eingreifenden, für jeden politisch Gebildeten wichtigen und interessanten Staatsschrift.

51. **Bremer (Frederike), Hertha.** Aus dem Schwedischen. Erster Theil. 12. Geh. 10 Ngr.

Eine von der **Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe** ihres neuesten Romans, die vor dem schwedischen Original und gleichzeitig mit einer englischen Uebersetzung erscheint. Die zahlreichen Freunde und Freundinnen der beliebten Romanschriftstellerin in Deutschland werden in diesem Werk alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften wiederfinden: tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, gemüthvolle Schilderung des Hauses und Familienlebens, wohlthuende Wärme, spannende Schilderung und wahre, treffende Charakteristik.

Von der Verfasserin erschienen früher in demselben Verlage:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden.** **Morgen-Wachen.**

Bei **elegant gebundenen** Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba, von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Neun Theile. 12. 3 Thlr.

Diese Schrift hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und bereits auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

52. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Siebenter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der **erste bis sechste Band** dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

53. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden. **Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden.** Vierunddreißigster bis zweiundvierzigster Viertelband. Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Im Uebrigen ist die zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon auch in allen beliebigen Terminen** folgendermaßen zu beziehen:
vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

54. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden **Texte** von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister in Octav.) **Dritte Ausgabe** in 60 Lieferungen. Vierunddreißigste bis zweiundvierzigste Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.

Mit der 17. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 22. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 27. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 32. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln); mit der 38. die fünfte Abtheilung: **Kriegswesen** (51 Tafeln); mit der 42. die sechste Abtheilung: **Schiffbau und Seewesen** (32 Tafeln).

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Lieferungen je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon** (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbständiges höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig erschienen, kann übrigens fortwährend auch **auf einmal ganz** (24 Thlr.) oder **allmälig** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in allen beliebigen Terminen** bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

55. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Achtunddreißigstes bis vierzigstes (letztes) Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das vollständige Werk kostet geheftet 6 Thlr. 20 Ngr., gebunden 8 Thlr.

56. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hunderteinundvierzigstes bis hundertfünfundvierzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr. Der erste bis zehnte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr., der elfte Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 25 Ngr.

Die **Gegenwart** wird, wie es beabsichtigt war, mit dem **zwölften Bande** abgeschlossen werden und dann ein **vollständiges, abgerundetes Bild unsers Zeitlebens** darbieten. Um Letzteres zu ermöglichen und den noch immer äußerst reichen Stoff zu bewältigen, stellt es sich indessen als nothwendig heraus, die beiden letzten Bände um einige Hefte stärker zu machen. Die zur Vollständigkeit noch fehlenden Hefte werden in rascher Folge erscheinen.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 28. August 1856.

J. H. Fichte's „Anthropologie".

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Von **Immanuel Hermann Fichte**. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 8. 3 Thlr.

Hier liegt ein Werk vor, welches wegen der Kühnheit seines Grundgedankens und der Reichhaltigkeit seiner Ausführung wol ein Ereigniß in unserer Literatur genannt zu werden verdient. Denn dasselbe greift tief und entscheidend ein in die Discussion der Lebensfragen, welche, Dank sei dafür den Bekämpfern alter Glaubensnormen, gerade in unsern Tagen aufs neue zu brennenden geworden sind, sodaß unser Jahrhundert weiter als irgendein anderes davon entfernt ist, sich die hier noch herrschende Trost- und Rathlosigkeit als einen unheilbaren Schaden heuchlerisch zu verkleben. Man kann sich (wie dies auch der Verfasser in der Vorrede thut) vom höhern Standpunkte der Bildung aus nur darüber freuen, durch die neuerdings keck in die Welt geschleuderten Zweifel diese wichtigen Fragen wieder zu derjenigen lebhaften Debatte gebracht zu sehen, welche ihnen gebührt, und welche auch durchaus erfoderlich ist, wenn der Same wirklicher Ueberzeugung in den Seelen aufgehen soll an allen den unzähligen Orten, wo bisher öffentliches Bekenntniß mit innerlichem gleichgültigen und trostlosen Dahingestelltseinlassen Hand in Hand ging.

Wir haben alle Ursache, in dieser Hinsicht mit unserer Zeit zufrieden zu sein. Durch die offene und ungehinderte Zulassung auch des freien, auch des frivolen, auch des rohen Worts wird die Aufrichtigkeit, Lauterkeit und Wahrhaftigkeit unter den Menschen befördert, und diese ist eines der größten socialen Güter. Anders war es hierin vor hundert Jahren, wo der zu seiner Zeit berühmte hallesche Philosophieprofessor Georg Friedrich Meier die damalige philosophische Welt in erstaunte Bewegung setzte dadurch, daß er die damals berühmtesten Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, insonderheit den Lanz'schen, anzuzweifeln sich unterstand. Es half ihm dabei nicht viel, daß er erklärte, trotzdem die Unsterblichkeit aus Gründen der Offenbarung fest zu glauben, auch nicht, daß er blos die mathematisch gewisse Stringenz der Beweise antastete, obgleich er ihnen dabei eine gewisse Ueberredungskraft nach Gründen der Wahrscheinlichkeit übrig ließ. Erst das wirkte als ein kräftiges Mittel, seinen erschütterten Ruf wiederherzustellen, daß er, nicht ohne eine gewisse naive Schalkheit, selbst einen nagelneuen, mit mathematischer Evidenz schließenden Beweis für die Unsterblichkeit erfand, welcher, gerade wie es der kluge Professor berechnet hatte, zwar Niemanden überzeugte, dagegen an seinem guten Willen, das Unbeweisbare beweisen zu wollen, keinen Zweifel mehr ließ.*) Freuen wir uns, daß solche Winkelzüge heuchlerischer Zeitalter in unsern Tagen nicht mehr denkbar sind, wo Keiner sich zu scheuen braucht, mit dem Bekenntnisse Dessen, was er glaubt, offen hervorzurücken, und wo der Nachtheil, welcher aus verführerischen Schriften des Unglaubens und der Frivolität entspringt, bei weitem überwogen wird durch den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, daß man Dem, welcher redet, wie ihm wirklich ums Herz ist, auch wirklich als einem ehrlichen Menschen glaubt, daß er Das wirklich empfindet, was er sagt.

Wir würden hier schon viel gewonnen zu haben glauben, wenn es uns gelänge, dem Leser einen deutlichen Begriff zu zeichnen von der Existenzweise der Seele nach Fichte'scher Vorstellung, welche sowol von den gewöhnlichen Vorstellungen des Lebens, als auch von denen anderer philosophischer Systeme bedeutend und auf eine interessante Weise abweicht. Es ist zwar durch einen solchen Begriff immer noch nicht mehr geleistet, als etwa durch einen Wegweiser für den Wanderer, welcher durch ihn die Richtung des Weges gewiesen bekommt. So gut der Wanderer seinen Weg selbst mit eigener Anstrengung zurücklegen muß, so gut eignet sich nur Der

*) Vgl. G. F. Meier's, ordentlichen Lehrers der Weltweisheit zu Halle und der königlichen Akademie zu Berlin Mitglieds, „Gedanken von dem Zustande der Seele nach dem Tode" (dritte Auflage, Halle 1762); Derselbe, „Beweis, daß die menschliche Seele ewig lebt" (zweite Auflage, Halle 1754).

diesen Begriff wirklich an, welcher ihn nach der Untersuchungsmethode seines Urhebers selbstthätig in sich erzeugt, und von einer solchen Mittheilung, wobei der Begriff als eins mit der Methode seiner Entstehung erkannt wird, kann hier natürlich nicht die Rede sein. Aber es ist auch häufig schon viel gewonnen, wenn einem Verstand, welcher sich unbehaglich weiß in den traditionellen Begriffen, wie dies so häufig in der Gegenwart vorkommt, nur ein vollkommen deutlicher und anschaulicher Begriff vor Augen gestellt wird von einer ihm bisher unbekannt gewesenen Art, über die höchsten Gegenstände ganz anders als bisher und doch vollkommen consequent, zusammenhängend und präcis zu denken. Denn es wohnt in uns außer unserm Denkvermögen auch noch ein instinctiver Wahrheitssinn, auf welchen zwar in keiner Hinsicht etwas Festes gebaut werden kann, welcher aber häufig dort ergänzend und stellvertretend wirkt, wo durch einen in gewisse einseitige Gesichtspunkte vergrübelten Verstand sich das Weltbild verschoben und verzerrt hat. In solchen Fällen leistet ein vorurtheilsfreies Wahrheitsgefühl oft sogar bessere Dienste als das beste und gewandteste Denkvermögen; darum nämlich, weil das Denkvermögen, je gewandter und geübter es ist, desto scheinbarer seine Vorurtheile auch gegen gegründete Einwürfe wird zu vertheidigen wissen, wodurch ihm dann der Sinn der entgegengesetzten richtigen Ansichten immer auf künstliche Art verschlossen bleibt, sobald der unmittelbare Wahrheitsinstinct für das Natürliche und Geradgewachsene in den Lebensansichten eingeschlafen ist. Der Misbrauch und die Ziererei, welche Jacobi und manche seiner Zeitgenossen mit dem unmittelbaren Wahrheitsgefühl trieben, ist längst eingeschlafen, und wir sollten gerade jetzt, wo die künstlichen Extreme es lieben, mit dem üppigsten Aufwand von Dialektik, Methodik und Kritik sich in ihren Festungswerken zu verschanzen, vielleicht wieder ein wenig mehr jene einfältige Stimme eines religiösen Naturinstincts anerkennen, welche, obgleich es gefährlich ist, auf sie zu viel zu bauen, doch bei allen Ueberzeugungen auch wider unsern Willen immer mitspricht und Das in uns hervorbringt, was man mit dem Namen natürlicher Religion bezeichnet und was immer als eine thatsächliche Macht im Menschengeschlechte zurückbleibt, soviel Geist man auch heutiges Tags von rechts und links her verschwenden mag, um seine völlige Nichtexistenz zu beweisen. Vgl. Ps. 2, 4.

Das Eigenthümliche der Fichte'schen Anthropologie besteht in der Auffassung des Verhältnisses, worin die Seele zu Raum und Zeit steht. Nach einer alten, aber auch noch gegenwärtig vielfach herrschenden Vorstellungsweise gehören Raum und Zeit lediglich dem materiellen Dasein an als seine Eigenschaften, sodaß es in einem Zustande, wo es keine Körper mehr gibt, auch unmöglich noch einen Raum und eine Zeit geben kann. Diese Ansicht wird geradezu verworfen. Aber auch die entgegengesetzte Ansicht wird hier verworfen, nach welcher Raum und Zeit die Hervorbringungen einer den Seelen vorausgehenden Ideenwelt sind. Fichte dreht vielmehr die letztere Ansicht völlig um. Nicht aus der Raum und Zeit hervorbringenden Idee entspringen die Seelen, sondern es sind die Seelen, welche die ganze Ideenwelt nebst Raum und Zeit aus sich selbst und zwar völlig unabhängig von der Materie erzeugen und hervorbringen. Raum, Zeit und Idee haben keine andere Existenz als nur allein in den Seelen und durch die Seelen. Der Idee wird die vermeintliche absolute Herrschaft entrissen und geht auf eine Societät freier Personen über, in denen dieselbe waltet als gemeinsames Gesetz ohne alle Substantialität für sich selbst oder Machtvollkommenheit aus sich selbst, ähnlich wie auch schon in der Wissenschaftslehre des ältern Fichte das Ich oder die Seelensubstanz nicht aus einem dialektischen Processe der Idee, sondern im Gegentheil die Idee nebst Raum und Zeit aus dem Ich abgeleitet wurde.

Insofern gelangt also die ursprüngliche Wissenschaftslehre hier aufs neue zu ihrem Rechte, und wir mögen es nicht verhehlen, daß unser Herz bei diesem Gedanken in frohe Bewegung kommt. Denn nie und nimmer konnten wir uns überzeugen, daß Schelling und Hegel recht daran thaten, den festen Boden der Erkenntniß des auf sich selbst gegründeten Ich in der Philosophie zu verlassen, um sich den schwindligen Luftfahrten auf dem Faustmantel der bloßen Idee hinzugeben. Wenn nicht alles Forschen auf diesen Wegen verloren sein und verlassen werden soll, so muß es aufs neue an den Punkt anknüpfen, von welchem es ausging, an das substantielle Ich der Wissenschaftslehre. Dies ist der historische Gesichtspunkt, welcher die Sache empfiehlt.

Dazu bewegt sich diese Vorstellungsweise in lauter anschaulichen und klaren Begriffen. Es begegnet uns hier nirgends die Verlegenheit, wie sie in andern Systemen so leicht und häufig zutage tritt, daß wir mit methodischer Richtigkeit und Geläufigkeit Begriffe bilden, für welche wir nach einem festen und bestimmten Object vergebens suchen.

Die Seele bringt ihren eigenen Raum, sie bringt ihre eigene Zeit selbst hervor. Und sie durchlebt auch selbst diese Räume, diese Zeiten, welche sie hervorbringt, sie durchdringt sie, sie erfüllt sie, sie ist folglich ein Raum und Zeit erfüllendes Wesen. Diese Raumerfüllung und Zeiterfüllung bildet ihre innerste Natur und bleibt ihr unveräußerliches Eigenthum in allen ihren Zuständen, die sie durchlebt, mögen in denselben nun Systeme materieller Massentheile, welche sie sich für eine vorübergehende Zeit assimilirt, sie mit der unorganischen Welt in Verbindung und Wechselwirkung erhalten oder nicht. Ihre eigene Raum- und Zeiterfüllung ist von derjenigen Raum- und Zeiterzeugung, welche den chemischen Stoffen beiwohnt, ebenso unabhängig, als ihre Existenz überhaupt von einer Verbindung mit diesen unabhängig ist.

Wenn man also den Ausdruck der leiblichen Existenz nicht im wissenschaftlichen Sinne nimmt, wo er die Massentheilchen der Chemie nebst den aus ihnen zusammengesetzten Producten bedeutet, sondern wenn man sich

verstattet, den Ausdruck der Leiblichkeit im gemeinen Sinne auf Alles zu übertragen, was überhaupt Figur und Ausdehnung im Raume hat, so darf man die Seele als einen sich mit einem gröbern Leibe periodisch überkleidenden geistigen Leib bezeichnen, welcher die Form und Geberde, die er an sich hat, sich selbst gibt, und zwar nicht auf willkürliche Art, sondern auf schöpferische Weise, gemäß der ureigensten Beschaffenheit und Qualität seiner selbst, welche bei einem jeden Geiste eine vollkommen ursprüngliche, eigenthümliche ist. Man würde für diesen aus der geistigen Substanz fortwährend sich erzeugenden geistigen Leib auch den Aristotelischen Ausdruck der Entelechie erneuern können, zumal wenn man bedenkt, daß auch bei Fichte, wie bei Aristoteles, dieser geistige Leib das Organisationsprincip für das Wachsthum der Glieder des äußern Leibes und ihre physiologischen Functionen in sich enthält. Und wenn es nach Zeising's Vorschlägen die Proportion des goldenen Schnitts ist, nach welcher sich die Formen des Wachsthums unserer Gliedmaßen regeln, so würden wir in dieser Proportion ein Gesetz erkennen, dem nicht nur die Physiologie dieser diesseitigen Welt gehorcht, sondern welches die Wurzeln seines Ursprungs bis tief ins unsterbliche Leben der Seelen erstreckt.

Auf dieser höchst anschaulichen Unterlage bekommt dann die Behauptung eines jenseitigen Lebens der Seelen schon innerhalb ihres gegenwärtigen und durch ihr gegenwärtiges hindurch, mit welcher in philosophischen Systemen soviel leere Spielerei getrieben worden ist, einen starken und vielsagenden Sinn. Denn sie wird hier nicht in jener sophistischen Bedeutung genommen, worin man darunter oft nichts weiter verstanden hat als die Verklärung der gebildeten Menschheit zu Göttern auf Erden, sondern sie ist hier vollkommen ernsthaft gemeint, in demselben Sinn, worin der Taucher, obgleich unter Wasser seiend, sich doch auch ebenso sehr in wirklicher atmosphärischer Luft befindet, oder worin die ausgewachsene Frucht, obgleich noch im Mutterkörper eingeschlossen, doch ebenso sehr schon ein selbständiges Individuum für sich darstellt. Dieser Umstand, daß die Begriffe, innerhalb deren sich diese Weltanschauung bewegt, von so großer Anschaulichkeit und realer Deutlichkeit sind, erinnert mitunter an antike Philosopheme zurück, wie denn auch der Verfasser selbst in der Vorrede erklärt (S. XIII):

> Diese Lehre ist nicht eine neue Entdeckung, vielmehr die allerälteste der Menschheit, ja völlig unaustilgbar in ihr, weil Alles, was jemals von religiöser Evidenz, von wissenschaftlichem Tiefsinn, von Begeisterung der Poesie, von weltumschaffendem Heroismus in der Geschichte aufgetreten, einzig in jener Wahrheit seinen letzten Grund wie seine Erklärbarkeit findet.

Die Darstellungsmethode, in welcher diese „Anthropologie" fortschreitet, ist theils eine kritisch-polemische, theils eine inductiv-empirische. Sie erstrebt zwar nicht eigentliche Popularität, wol aber einen sachlichen, voraussetzungslosen Vortrag, geeignet, nicht nur den Fachgenossen und eigentlichen Forscher, sondern auch jeden wissenschaftlich Gebildeten zu diesen Untersuchungen einzuladen. Sie beginnt damit, die Irrlehren der Philosophie über die Natur der Seele in historischer Entwickelung bis in ihre tiefsten Schlupfwinkel zu verfolgen, und zwar so, daß durch die Aufzeigung der Widersprüche in einer jeden dieser Lehren immer irgendein haltbares Moment zum möglichen empirischen Weiterbau gewonnen wird. Was diese ausführlichen und tiefeingehenden Kritiken betrifft, so müssen wir den Leser ganz auf das Werk selbst verweisen mit der Versicherung, daß er nicht ohne reichen Gewinn und vielseitige Belehrung an der Hand des gelehrten Wegweisers in die Irrwege der sich selbst miskennenden Seele wie in ein düsteres Reich des Schmerzes und der Klage mit wenigen hellen Durchblicken hinabsteigen wird. Wir begnügen uns, in aller Kürze die bei dieser gelehrten Irrfahrt zutage tretenden Resultate zu fixiren.

Es ist physiologischer Erfahrungssatz, daß der Leib nach einem bestimmten Zeitraum durch steten Stoffwechsel sich völlig erneuert. Wäre nun Bewußtsein und Vorstellen nur organische Thätigkeit des Hirns, so müßte mit dem stofflich erneuerten Seelenorgan auch ein anderes Bewußtsein, eine völlig neue Persönlichkeit eintreten; wir könnten weder die Einheit unsers Ich während der gewöhnlichen Dauer unsers Lebens bewahren, innerhalb deren mehr als ein mal eine völlige Stofferneuerung anzunehmen ist, noch vermöchten wir überhaupt Gedächtniß, Wiedererinnerung, bleibenden Charakter im Laufe desselben zu behaupten, da unterdeß die organischen Grundlagen dafür mehr als ein mal entwichen sind. Dieses auch schon früher von demselben Verfasser in seinem Buche über die persönliche Fortdauer gegen den Materialismus geltend gemachte Argument bildet hier die Grundlage der Beweisführung, nicht schon den völligen Beweis selbst. Denn hierzu wäre es, für sich allein genommen, nicht ausreichend. Es beweist nur, daß eine das Gleichbleibende in den Vorstellungen, sowie auch das Gleichbleibende in den körperlichen Formen tragende constante Kraft vorhanden sein müsse. Diese könnte aber auch materialistischerseits zugegeben und als ein imponderables Agens aus der Classe der Dynamide vorgestellt werden. Denn was den Stoffwechsel des Leibes betrifft, so bezieht sich dieser blos auf die ponderabeln Stoffe, während die Wissenschaft der Dynamide noch zu sehr in ihren Anfängen ist, als daß wir uns hier Urtheile über Dauer oder Wechsel der Kräfte mit einigem Anschein von Sicherheit erlauben dürften.

Der erste Erfahrungssatz fodert also einen zweiten zur Ergänzung. Es fragt sich, ob der im Stoffwechsel beharrende Kraftleib von materieller oder einer entgegengesetzten Natur sei. Und hier läßt uns die Erfahrung nicht ohne Antwort. Die Dynamide der Physik folgen den Schwingungsgesetzen kleinster Theile im Raume, in deren Berechnung die Wissenschaft der Mechanik bereits einen ihrer bekannten Triumphe gefeiert hat. Aber je genauer man mit diesen Schwingungsgesetzen imponderabler Fluida bekannt geworden, und je tiefer man psychologischerseits in die Gesetze der Vorstellungsver-

knüpfungen eingedrungen ist, desto mehr hat sich herausgestellt, daß von einer Aehnlichkeit dieser Processe untereinander ganz und gar keine Rede sein kann, wie Cartesius, Spinoza und Leibniz schon, obgleich mit einem geringern wissenschaftlichen Apparat ausgerüstet, richtig anerkannten.

Aber auch selbst schon die Dynamide haben eine andere Art von Raumerfüllung als die ponderabeln Massen. Denn während bei den letztern alle Theile blos als außereinander und nebeneinander erscheinen, in Cohäsion und Adhäsion, erscheinen bei den Dynamiden die Theile der im Raume verbreiteten Kraft schon in einer gewissen Durchdringung. So z. B. zeigt der beliebig kleinste Theil eines zerbrochenen Magnets immer noch Nord- und Südpol so gut als der unzerbrochene Magnet sie zeigte, und die elektrische Kraft zeigt durch die Längenzunahme der elektrischen Kette keine Abschwächung. Völlig ungetheilte Allgegenwart der raumerfüllenden Kraft ist aber auch hier noch nicht, sondern erst im Gebiete der Seele, welche ihren eigenen Raum und ihre eigene Zeit von innen heraus setzt und erfüllt, dann aber auch zugleich damit das specifisch ihr Verwandte unter den Stoffen, also zunächst die Dynamide an sich zieht und aus dieser Verbindung das Phänomen einer organischen Körpereinheit hervorgehen läßt. Die Verleiblichung besteht immer darin, daß ein Mächtigeres, Centrales eine Mannichfaltigkeit von Elementen räumlich durchdringt, sie seiner eigenen Natur assimilirt und in ihrer Organisation seine Eigenthümlichkeit darstellt. Auf diese Weise wachsen die Seelenwesen in Gestalt substantieller bewegender Kräfte allmälig in die stofflichen Elemente hinein und auch wieder aus ihnen heraus. Und eben deswegen sind die sämmtlichen organischen Verrichtungen unsers Leibes aus nichts als lauter bewußtlos bleibender Seelenthätigkeit zu erklären.

Und weil nun Räumlichkeit und Leiblichkeit nur Producte der sie durch eigene Daseinskraft hervorbringenden Seelenwesen sind, so sind die letztern auch an sich selbst unantastbar von der Gewalt Dessen, was sie hervorbringen. Jede Person daher, welche herniedersteigt in die Materie, ist anzusehen als eine von Ewigkeit her im Absoluten bestandene Position oder geistige Einheit, womit jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß die Urpositionen, innerhalb des absoluten Princips gedacht als innerhalb eines allgemeinen Urquells der Geister (igneus animarum fons, wie Prudentius die Gottheit nennt), in ganz andern und engern Beziehungen zueinander stehen, als in dem Zustande ihrer Verleiblichung, in welchem sie voneinander völlig abgesperrte Monaden vorstellen, unter denen keine andere Verbindung ist als durch die Sinnorgane, ähnlich wie bei eingekerkerten Gefangenen, welche sich nicht anders unterreden dürfen als durch die Stäbe eines Sprachgitters.

Aber nicht allein auf dem Wege der speculativen Kritik zeigt sich die Idee eines psychischen Leibes von der beschriebenen Natur als unumgänglich, sondern die tägliche unmittelbare Erfahrung weist in ebenso hohem Grade auf einen solchen hin. Wenn wir uns z. B. am Elnbogen stoßen, so empfinden wir die Affection nicht blos als einen Schmerz an der verletzten Stelle, sondern auch zugleich als ein Kribbeln in den Fingerspitzen, wo doch der Nerv nicht afficirt ist. Die Phantasie projicirt oder verlegt also einen Theil der Empfindung an den Ort des Fingers. Sie thut aber Aehnliches nicht nur in den Zuständen, wo noch ein leiblicher Finger vorhanden ist, sondern auch ebenso in Zuständen, wo der Finger mangelt. Denn es sind nicht etwa selten vorkommende Fälle, sondern die ganz gewöhnliche Regel, daß die Schmerzen der Stümpfe von amputirten Gliedmaßen von der Phantasie in den Ort des verlorenen Gliedes aufs täuschendste hinein imaginirt werden. Der Leib hat nun seinen äußern Arm zwar verloren, dagegen seinen innern, nämlich den Arm der Empfindung, noch behalten. Wenn bei Zahn- oder Kopfschmerz der Umfang des schmerzenden Organs sich in der Empfindung weit über den Raum seiner wirklichen Größe erweitert, so nimmt hier der von Empfindung durchdrungene Phantasieleib einen größern Raum ein als der chemische Leib des Stoffwechsels, oder das chemische Organ ist in seiner Peripherie bis zu einer bestimmten Grenze von einer Schmerzempfindung umgeben, welche sich nicht mehr innerhalb des Umfangs des auswendigen, sondern nur allein noch innerhalb des Umfangs des inwendigen Leibes befindet.

Ob nun dieser inwendige Empfindungsleib ein bloßes Phantasma sei, welches mit dem Zerfallen des äußern schwinden muß, oder ob er eine inwendige Realität sei, welche den Tod des äußern Leibes überdauern wird, das hängt davon ab, ob Empfindung überhaupt nebst Phantasie und Bewußtsein den Tod überdauern. Denn wenn es schon selbst bei Lebzeiten niemals der äußere Leib ist, sondern immer nur der inwendige, in welchen die Empfindungen zusammentreten und Das bewirken, was wir das Gefühl unserer Leibesstärke nennen, wie sollte nicht derselbe durch productive Phantasie geregelte Proceß solange fortdauern müssen, als überhaupt Empfindung und Phantasie fortdauert, oder als das geistige Princip, welches seine eigenen Zustände empfinden kann, noch fortdauert? Es ist daher vollkommen denkbar, daß der Verlust des Leibes als chemischen Leichnams für uns selbst, d. h. für unsere Seele, gar nicht die Empfindung eines verlorenen, sondern nur eines umgewandelten Leibes mit sich führen wird, und daß wir also im Stande sein können, den Tod, sowie auch die auf ihn folgenden Zustände in allen ihren Phasen im vollkommenen Selbstgefühle des eigenen Leibes zu erfahren und zu durchleben. Friedrich der Große rühmte von seinem Vater, derselbe sei gestorben, den Tod beobachtend wie ein Naturforscher. Es ist denkbar, daß solche starke und glaubensfeste Naturen, wie Friedrich Wilhelm eine war, dieses naturforschende Beobachten in ihrem Empfindungsleibe fortsetzen und in dem jenseitigen Zustande mit derselben Wißbegierde weiter beobachten, womit sie in dem diesseitigen angefangen haben. Die Möglichkeit läßt sich gar nicht umgehen, sobald wir uns des Unterschieds

zwischen Empfindungsleib und chemischem Leibe bewußt werden, und dieser Unterschied stellt sich sofort ein, sobald wir die Art, wie unsere sinnlichen Empfindungen zustande kommen, nur einigermaßen genau beobachten.

Seltsam! Bringt man diese so einfachen und verständlichen Dinge zur Sprache, so kommt man leicht in Gefahr, entweder für einen Spötter oder für einen Schwärmer gehalten zu werden. Und auf der andern Seite empört sich doch das öffentliche Urtheil gegen das gänzliche Ableugnen der Unsterblichkeit ebenso sehr. Denn die herrschende Meinung verlangt gegenwärtig eine gänzlich leiblose Unsterblichkeit; sie verlangt, daß die empfindende Seele fortdauern soll ohne allen bestimmten Empfindungsstoff, die denkende ohne allen bestimmten Gedankeninhalt, die vorstellende ohne alle bestimmte Vorstellungsschemata und ohne alle Anhaltspunkte, woran sich solche knüpfen könnten, mit einem Worte, sie verlangt undeutliche Phrasen und Worte anstatt deutlicher Vorstellungen und Begriffe. Sie hat sich nämlich allen Begriffsinhalt ihres in seiner Tiefe unerschütterlichen Glaubens von schlauer Hand unter dem Vorwande, ihn zu läutern und von sinnlichen Beimischungen zu reinigen, zu einem Sublimat verflüchtigen lassen, das so widerspruchsvoll und inhaltsleer ist, daß der Materialismus zu seiner Beseitigung keiner Herculeskräfte bedarf. Eine Unsterblichkeit ohne fortdauernden Empfindungsleib hat durchaus keine Analogie der Erfahrung für sich, vielmehr sowol diese als die Consequenz des Denkens gegen sich. Sobald man sich hingegen den bei aller Sinnempfindung unumgänglichen Gedanken des Empfindungsleibes verdeutlicht, gewinnt die Sache die entgegengesetzte Gestalt. Das Aufhören desselben mit dem Untergange des chemischen Leibes erscheint als paradox und unglaublich, während seine Fortdauer das Natürlichste und Begreiflichste ist.

Es ist hier das wahre Ei des Columbus. Das Einfache und Natürliche liegt zwar immer den Menschen am nächsten vor den Füßen, aber sie finden es oft nicht, weil es so nahe liegt. Die Denkbarkeit der persönlichen Fortdauer im innern Empfindungsleibe liegt so nahe, daß sie beinahe nicht zu umgehen ist. Aber man umging sie dennoch, und zwar in der Regel darum, weil man nach höhern Dingen trachtete, als nach der bloßen Denkbarkeit dieser Sache. Man wollte sie nämlich stringent beweisen und verstieg sich darüber immer soweit in das beweisbar Unsterbliche, nämlich in die Grundgesetze des Universums, daß man das denkbar und wahrscheinlich Unsterbliche, nämlich unsern irdischen Empfindungsleib, ganz darüber vergaß. Man speculirte so genau nach den Tauben auf dem Dache, daß der Sperling aus der Hand darüber entflog.

Fichte's „Anthropologie" erwirbt sich das Verdienst, das hier Versäumte in reichster Fülle nachzuholen. Sie weist nach, wie es nicht der chemische Leib, sondern der innere Empfindungsleib ist, von welchem alle Phantasiethätigkeit ausgeht, indem er selbst das ursprünglichste instinctive Phantasieproduct der Seele ist. Denn alle Triebe der Seele erzeugen sich ihre eigenthümlichen Phantasiebilder, der Durst das Bild des Getränks, die Wanderlust das Bild des Wegs, das Verlangen nach Schutz vor Wind und Wetter das Bild des Obdachs, das Schlafbedürfniß das Bild des Lagers u. s. f. Und in dem innern allen diesen Trieben gemeinsamen Empfindungsbilde des inwendigen Leibes wohnt die Seele als in einem Hause, das sie sich durch das Streben ihrer Triebe unaufhörlich selbst hervorbringt als ihren ursprünglichen realen, d. h. von Empfindung erfüllten und durchdrungenen Raum. Derselbe ist aber auch zugleich die Form, unter welcher die chemischen Kräfte im Dienste der Seele arbeiten, der Bauriß, nach welchem sich die Mauersteine des materiellen Organismus aneinander fügen, die ordnende Idee, welche die physikalischen Kräfte durchherrscht. Diese Hauptpunkte, welche wir hier zur Uebersicht kurz zusammendrängen, finden sich im Werke selbst auf das ausführlichste und umsichtigste unter steter kritischer Rücksichtnahme auf entgegengesetzte Ansichten, unter Beiziehung aller nothwendigen Hülfsbegriffe, mit stetem Hinblick auf die neuesten Entdeckungen und Hypothesen im Gebiete der Physiologie erwiesen und beglaubigt.

Aber, wird hier vielleicht Mancher einwerfen, wenn es mit der Denkbarkeit eines innern Empfindungsleibes eine so ausgemachte Sache ist, gehen da nicht die Pforten des berüchtigten Mittelreichs der Seelen sperrweit auf, und drohen uns da nicht Gespenstererscheinungen, Fernwirkungen und Gesichte der Herzgrube bei Schritt und Tritt aufs neue über den Weg zu laufen, wie es zu den Zeiten des blühenden Mesmerismus war? Man muß hier wohl unterscheiden. Das wilde Phantasiren, in das die medicinische und philosophische Wissenschaft gerieth bei einer enthusiastischen Hingabe an die Erscheinungen des Somnambulismus, rührte nicht davon her, daß man diese Erscheinungen ebenfalls als Thatsachen von wirklichem Gehalt ansah, was sie ohne Zweifel innerhalb gewisser Grenzen sind, sondern daher, daß man den Inhalt der Theorie durch sie erweitern und bereichern, daß man wissenschaftliche Belehrung aus ihnen schöpfen wollte, was schlechterdings unstatthaft ist. Dieses ganze reiche Gebiet von Thatsachen ist durchaus untauglich, irgend jemals eine andere Rolle in der Wissenschaft zu spielen, als eine schlechthin passive, nämlich die Beurtheilung seiner Glaubhaftigkeit immer nur von außen her zu empfangen, aus Grundsätzen solcher psychologischen Beobachtungen, welche Jedermann täglich und stündlich an sich selbst unaufhörlich machen und wiederholen kann. Denn nur allein solche Beobachtungen geben vollständige Inductionsreihen, wie sie die Wissenschaft braucht und wie sie an Sicherheit sich dem physikalischen Experiment wohl an die Seite stellen dürfen. Den Somnambülen darf schlechterdings und principiell in der Wissenschaft nichts von vornherein geglaubt werden von Allem, was sie über die Natur der Seele aussagen, sondern die Aussagen haben sich immer zuerst denjenigen Denkbarkeitsregeln streng zu unterwerfen, welche sich nur allein an die allgemeinsten und alltäg-

lichsten Beobachtungen anknüpfen, zu denen Jeder ohne Ausnahme befähigt ist. Geschieht dieses, so wird Alles, was mit diesen Regeln stimmt, ein wissenschaftlicher und aufgeklärter Glaube dreist als subjectiv zuverlässig verfechten dürfen, ja er wird sogar in die Lage der Verpflichtung kommen, es verfechten zu müssen. Denn wer nicht den Muth hat, soviel Consequenz in sein eigenes Denken zu bringen, daß er die Denkregel, welche er an sich für wahr hält, auf einen gewissen Fall, auf welchen sie paßt, auch anwendet, aus Furcht, einem blind herrschenden und eingewurzelten Vorurtheil vor den Kopf zu stoßen, der ist unfähig, sich überhaupt im eigenen Denken zu orientiren.

Was ferner das Fortdauern der Lebenserinnerungen und des Bewußtseins in zukünftigen Zuständen betrifft, so wirkt in beiderlei Beziehung die Verbindung der Seele mit dem chemischen Stoffwechsel deprimirend auf die erstere ein. Zunächst zeigt sich in diesem Punkte die Fichte'sche Theorie mit Herbart einverstanden, nach dessen Ansicht dann, wenn der mit der Seele in Verbindung gesetzte chemische Stoffwechsel außer Beziehung zu ihr träte, ein Zustand eintreten müßte, welcher nur mit einer Verjüngung der Seele und zugleich einem hellsten Wachen derselben vergleichbar sein könnte, indem die durch leiblichen Einfluß und das Sinnenleben ihr eingebildeten verworrenen Vorstellungsmassen allmälig einem innern Gleichgewichte sich nähern würden, an dessen Erreichung sie durch die Verbindung mit dem chemischen Stoffwechsel fortwährend gehindert waren. Aber sie geht darin einen Schritt über Herbart hinaus, daß sie diese Erfassung der Seele als eines in sich selbst wachen Wesens mit den Zuständen des Lebens in eine nähere Vergleichung setzt. Da nämlich das Verhältniß zwischen der Seele und dem Stoffwechsel kein innerlich nothwendiges und unlösbares ist, so muß es nach verschiedenen Graden verschiebbar sein, und es muß in den wechselnden Zuständen des Lebens eine innigere und weniger innige Verbindung zwischen dem Geiste und seinem leiblichen Apparate eintreten können. Durch eine solche Ansicht der Sache wird die Kluft, welche die jenseitigen Zustände der Seele von den diesseitigen trennt, zu einer geringern herabgesetzt, indem wir annehmen dürfen, daß es bereits in unserm Leben Zustände geben mag, in denen Dasselbe auf partielle Weise der Beobachtung unterliegt, was sich einst auf totale Weise vollziehen wird, nämlich die Abtrennung unsers psychischen Organismus vom chemischen und der damit verbundene hellere und bewußte Einblick in die innern Verhältnisse des erstern. Eine solche Abtrennung wird schon bei Lebzeiten im hellern Wachen mehr stattfinden als im dunklern und im Wachen mehr als im Schlaf.

Der Grundbegriff des Geistes ist nach Fichte, eine eigenthümliche, nur ein mal und nie außerdem in der Welt vorkommende individuelle Persönlichkeit zu sein, welche er mit dem Ausdruck des Genius bezeichnet. Dieses individuelle Geistwesen stammt nicht aus der Natur, sondern senkt sich ein in das Instinctleben der Natur als in eine Seele von niederer Art, welche mit der Persönlichkeit bei aller Verschiedenheit doch nahe verwandt ist. Denn der Instinct ist das Vermögen, Wirkungen hervorzubringen, die das Gepräge der Absicht an sich tragen, während doch jede denkende Absicht hinwegfällt, ähnlich der Phantasiethätigkeit des schaffenden Künstlers, dessen Vorbild, ursprünglich dunkel und undeutlich in ihm sich regend, erst Klarheit und Bestimmtheit für ihn selbst gewinnt, indem er es an einem objectiven Stoffe fixirt und so äußerlich vor sich hinstellt. Daher tritt das höhere menschliche Seelenprincip zu der vegetativen, sensibeln und irritabeln Seele nicht als ein blos Aeußerliches hinzu, sondern in der Weise, daß Das, was an der Thierseele als ein Selbständiges hervorzutreten vermochte, in dem menschlichen Bewußtsein zum bloßen Momente und zur untergeordneten Bedingung herabgesetzt erscheint. Während nämlich bei Pflanzen und niedern Thieren die Individualseele und Universalseele der ganzen Species ununterschieden ineinander fließen, sodaß den Individuen noch alles eigenthümliche und persönliche Gepräge mangelt, gesellt sich in den höhern Thieren hierzu bereits jener Ueberschuß, welcher jedem eine anders geartete Geisteseigenheit verleiht als eine nur sich selbst gleiche Individualität. Daher gleicht denn das stete Eintreten neuer Individualgeister in den Umkreis des Menschengeschlechts ganz dem Processe einer geistigen Neuschöpfung (generatio aequivoca). Denn die Aeltern sind nicht die Erzeuger im vollständigen Sinne, sie bieten vielmehr nur theils den organischen Stoff, theils zugleich auch jenes Mittlere, sinnlich Gemüthliche, welches sich im Temperament, in eigenthümlicher Gemüthsverfassung, in bestimmter Specification der Triebe u. dgl. zeigt, welches Alles nur ein Werkzeugliches ist, um die geistigen Anlagen des Menschen in sich zu fassen. In der Einheit des persönlichen Individuums sind sämmtliche Thiergeister befaßt, aber auch zugleich bewältigt durch ein specifisch Neues und Anderes. Dieses vollkommen neu Hinzutretende senkt dem seelischen Wesen oder dem organisirenden Triebe, welcher in der Erzeugung sich ablöst von der Gattungsseele, sich ein und macht denselben zu seinem eigenen Verwirklichungsmittel, sodaß jeder Einzelne in seinem idealen Vorbilde und nach seiner geistigen Eigenthümlichkeit als präexistirend oder vorausgeschaut in der allgemeinen Weltordnung gedacht werden muß. So aber wie in der individuellen Persönlichkeit sich alle niedern Seelenkräfte und organisirenden Triebe als in einer sie bindenden höhern Einheit versammeln und vereinigen, ähnlich sind in Gottes Geiste auch wieder alle Personen oder endlichen Geister eins, weil sie Theil haben an seinem ewigen Geistwesen. Daher Einheit der Menschen mit Gott und Einheit mit den andern Personen ein und derselbe Begriff sind. Daß wir aber in der Tiefe unsers Wesens eins in Gott und daher auch eins untereinander sind, davon kann uns ein jeder Zug unwiderstehlichen Mitgefühls überzeugen, das oft überraschend genug im Bewußtsein sogar des selbstsüchtigsten Klüglings emporsteigt.

Hiermit wären denn auch zugleich die nöthigen Mittelbegriffe gezeichnet, durch welche die Theorie des innern Seelenleibes aufs engste in das speculative System ihres Urhebers eingreift, und durch welche sie in diejenige Perspective tritt und die bestimmte Art von Beleuchtung bekommt, in welcher sie hier erscheint. Ob in diesen an das Speculative anknüpfenden Mittelbegriffen Alles so fest und unumstößlich stehe, wie in der obenbesprochenen empirischen Grundlage der Theorie selbst, das ist eine Frage für sich, deren Discussion nicht weiter hierher gehört. Jedenfalls ist in dieser Theorie des inwendigen Seelenleibes ein fröhlicher Sproß der psychologischen Wissenschaft ins Grünen gekommen, welcher umsomehr Aussichten für die Zukunft verspricht, als schon seit geraumer Zeit nach ganz verschiedenen Methoden und von ganz verschiedenen Seiten her die philosophische Forschung sich gerade diesem Punkte ahnungsvoll und schwankend genähert hat. Die Theorie Ernst Reinhold's von der activen Entstehung der Raumanschauung bei der Sinnerkenntniß, die Theorie des Raums als eines Trieberzeugnisses, nämlich eines Erzeugnisses des Erkenntnißtriebes, bei Schopenhauer, die Theorie Trendelenburg's vom Raum als einem Producte der Bewegung, welches auf active Art in unserm innern Anschauungsprocesse erzeugt wird, dürfen als Annäherungen an die Theorie des inwendigen Leibes als Seelenerzeugnisses angesehen werden. Auch von Krause wurden in seinem „Grundriß der Logik" und an andern zerstreuten Orten seiner Schriften bemerkenswerthe Winke gegeben, welche, wenn man sie weiter verfolgt, ganz an diesen Ort hinführen. Alle diese vorbereitenden Bemühungen gaben bereits ein weitverbreitetes Gefühl zu erkennen, daß hier in der Nähe sich eine reichhaltige neue Ader der Forschung hindehne, einer Forschung, welche, da sie nicht eine blos speculative, sondern in einem mindestens ebenso hohen Maße eine empirische ist, ihrem Ziele der Orientirung mit derjenigen Nothwendigkeit entgegengeht, welche allem aus unermüdeter Beobachtung und empirischer Induction entspringenden Wissen eigenthümlich ist. Es steht daher zu erwarten, daß sich in der Nähe dieses Orts die jüngern Kräfte der Wissenschaft, die ihren Vortheil verstehen, in Fülle ansiedeln werden. **Karl Fortlage.**

Dramatische Bücherschau.

1. Gyges und sein Ring. Tragödie in fünf Acten von Friedrich Hebbel. Wien, Tendler und Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

König Kandaules von Lydien hat ein Wunder von Liebreiz zur Gattin; aber er fühlt keine rechte Freude an diesem Schatze, weil seine Rhodope gleich der Sensitive vor jeder leisesten Beeührung von außen zusammenschreckt und, gehüllt in den heiligen Schleier der Züchtigkeit, in den Mauern des Königspalastes sich begräbt, außer ibeen Frauen und alten Dienern nur dem Gatten sichtbar und zugänglich. Einst hatte es ihn, wie Rhodope selbst sagt, beglückt, daß nur sein Auge allein ihrer Reize sich erfreue; allein die Ungefährdetheit des Besitzes läßt diesen weniger schätzbar erscheinen und sie drängt auch Kandaules dahin, dem Gefühle einschläfernder Ruhe sich zu entziehen; alle Welt soll seine Perle sehen und soll das schöne Weib ihm rühmen, ihm neiden: in diesem Neide Aller erblickt er für sich erst die wahre Freude an seinem Schatze. Rhodope weigert sich standhaft, der Außenwelt sich zu zeigen, und Kandaules muß durch List zum Ziele gelangen. Er hat einen geliebten Freund und Günstling, den Geiechen Gyges, von welchem er auch einen wunderbar durch Drehung am Finger unsichtbar machenden Ring zum Geschenke empfing. Nun soll doch Gyges wenigstens des Königs Schönheitswunder sehen und aller Welt rühmend verkünden, zu welchem Zwecke Kandaules von dem Günstling verlangt, daß er unsichtbar unter dem Banne des Rings nächtlich mit ihm das königliche Schlafgemach betrete und doet die Königin in ihrer vollen unverhüllten Schönheit belausche. Gyges empfindet einen Schauder vor diesem Beginnen, denn sein sittliches Gefühl sagt ihm, daß Kandaules durch diese That die Ehre seiner Gattin kränke; dennoch vermag er den Bitten des Königs nicht zu widerstehen. Er sieht Rhodope! Rhodope aber bleibt nicht ohne Ahnung dieses Vorfalls, und Gyges, dessen unwillkürliches Seufzen sie vernommen, trägt den Stachel glühender Liebe aus dem Schlafgemache der Schönheit fort. Dem Könige entgeht dies nicht und er beginnt die ersten Geißelhiebe der durch seine Schuld an der Ehre seiner Gattin heraufbeschworenen Nemesis zu empfinden; Gyges im edeln Gefühle antiker Freundschaft bietet dem Könige sein Leben als Opfer an — Kandaules, nicht minder hochherzig, verweigert das Opfer und heißt ihn in die Ferne ziehen; dann im Bewußtsein seiner Schuld tritt der König vor seine Gattin. Diese kennt den ganzen Umfang seiner Versündigung noch nicht, weiß vielmehr nur, daß ein Mann in das Heiligthum des Schlafgemachs sich eingeschlichen hatte, dessen Tod allein ihre von seinen Augen schnöde entweihte Ehee wiederherstellen könne. Nun vernimmt sie von Kandaules selbst, daß Gyges der Frevler gewesen, den er in die Ferne verbannt habe. Wie? ein Mann wagt es Diejenige in nächtlicher Stille in der Umarmung des Gatten zu belauschen, deren Unschuld kaum der Sonne einen Blick auf ihre Reize gestattet, und der Gatte tödtet nicht sofort den Frevler? Dieser Gedanke beherrscht die in ihrem tiefsten und heiligsten Gefühle gekränkte Seele Rhodope's und so, durch des Gatten Lieblosigkeit nach ihrer Meinung gezwungen, beschließt sie, selbst ihre Ehee zu retten. Sie sendet ihre Diener nach Gyges aus und hofft noch im Stillen, diese werden seine Leiche bringen, indem sie sich getröstet, der Gatte habe vielleicht, um sie zu schonen, den Frevler heimlich getödtet. Aber Gyges wird lebendig vor sie gebracht und nun läßt sie den König rufen, daß er das Todesurtheil über den Schuldigen spreche. Doch Kandaules kann Den nicht tödten, dessen That er ja verschuldet, und verläßt das Gemach mit dem Gebote an Gyges: Alles zu sagen und nichts zu verschweigen. Dies geschieht. „Er hat sein Gattenrecht dir abgetreten?" ruft Rhodope voll Entsetzen — „du mußt ihn tödten — du mußt! und ich — ich muß mich dir vermählen!" Und Gyges, bezwungen von der dämonischen Gewalt des in seiner höchsten Ehre schmählich gekränkten Weibes, folgt dem Gebote. „Wenn sie nicht sterben soll, muß ich dein Leben fodern!" Mit diesen Worten tritt er vor Kandaules, welcher sich im vollen Bewußtsein seiner Schuld zur Sühnung derselben dem Gyges nun so zum Opfer anbietet, wie dieser einst sich ihm hingeben wollte — endlich wählen sie den Zweikampf und der König reicht seine Krone seinem Sklaven Thoas, daß er sie dem Ueberlebenden darbiete, war ja doch so schon das kriegerische Volk der Lyder des friedfertigen und unkeiegerischen Kandaules überdrüssig und begehrte den kampffähigen Gyges zum Gebieter. Kandaules fällt und zahlt seine Schuld mit dem Leben; als König Lydiens tritt nun Gyges vor Rhodope, gelobend, in gewaltigem Kriegszuge die anstürmenden Feinde Lydiens zu zerschmettern, und die Hand der Königin fodernd: sie reicht ihm die Hand als Gattin im Tempel der Hestia und dann — duechsticht sie sich mit den Worten:

Ich bin entsühnt,
Denn Keiner sah mich mehr, als dem es ziemte.
Jetzt aber scheide ich mich — so von dir!

Es sind in diesem neuesten Drama Hebbel's all die bekannten glänzenden Tugenden seiner Muse verwerthet — die eiserne dramatische Consequenz, die imponirende Plastik der Charaktere, die Gedrungenheit der Handlung u. s. w. — ja es ist die edle Keuschheit und Reinheit, die Hoheit, mit welcher der ganze so äußerst bedenkliche und delicate Stoff behandelt ist, ebenso anerkennend hervorzuheben als die Enthaltsamkeit von seelenquälerischen, grauen- und abscheuerregenden Schildereien, mit welchen Hebbel früher so verschwenderisch umging; allein freuen kann man sich trotz alle Dem über dieses neueste Product des vielleicht genialsten deutschen Dramatikers der Gegenwart in keiner Weise; denn was ist mit diesem Drama im Gebiete des menschlich Schönen und Großen — und dies allein ist doch wol das Reich der Tragödie — auch nur irgend an wirklich Bedeutsamem erreicht? Kann ein Stoff wie der vorliegende wahrhaft erschüttern, wahrhaft erheben? Ist nicht der ominöse Ring der eigentliche Held dieses Dramas, dem edle und gute Menschen zum Opfer fallen? Zwar sagt Hebbel in seinem herametrischen Motto das Gegentheil von seiner Dichtung: der Regenbogen, den er über sein Bild gespannt habe, solle nur leuchten, nicht eine Brücke des Schicksals sein, welches einzig der menschlichen Brust entsteige. Aber hätte Kandaules das Medium des Rings nicht gehabt, er wäre auf den crassen Einfall, sein Weib in solchem Augenblicke fremdem Auge bloßzustellen, gar nicht gerathen, und so ist denn doch dieser Ring recht eigentlich das Schicksal dieser Tragödie, welches nicht aus der Seele der handelnden Personen, sondern aus einem blinden Ungefähr hervorquillt. Und dann: dies ganze Trauerspiel dreht sich doch eigentlich um eine bloße Form, um ein Aeußerliches. Wäre Rhodope weniger bedeutend angelegt, fände sie ihr ganzes Wesen weniger geistig und seelisch durchdrungen von dem bis zum Aeußersten gesteigerten Gefühle der Züchtigkeit und weiblichen Ehre, so könnte man ihr diese Vergötterung eines bloßen Symbols zugute halten; so aber, wo sie als eine außerordentliche, wahrhaft hohe Erscheinung gekennzeichnet ist, konnte ihr das Gerechtwerden vor der Formel nicht genügen, sondern mußte sie die Vernichtung ihrer weiblichen Ehre als qualvolles Bewußtsein mit hinübernehmen in den Tod, es sei denn, daß sie sich auf geistige und menschliche, nicht auf so rein, wir möchten sagen altjüdische Weise dieser Pein entledigte. Hebbel hatte im „Michel Angelo", vor allem in der „Agnes Bernauerin" einen so entschiedenen Ansatz zur Emancipation aus seiner alten Welt der Caprice gemacht — dieser Ring des Gyges ist nicht blos für Kandaules und Rhodope, er ist auch für ihn ein verderbliches Geschenk gewesen, dessen er sich sobald als möglich entledigen möge. Hebbel hat sich wahrlich über die Stimmung des deutschen Publicums seiner Production gegenüber nicht zu beklagen; es könnte aber ein Tag kommen, wo seine Launen die glänzende Gestalt, in welcher er sie zu bannen weiß, übersehen lassen und die allgemeine Bewunderung sich von ihm wendet; die „Agnes Bernauerin" wird nicht vergessen werden, denn sie ist warme pulsirende Menschheit und Deutschheit, von dem fremden, unheimlich strahlenden „Ring des Gyges" nimmt höchstens die Kritik und der specielle Freundeskreis des Autors Notiz. Hebbel aber — wir rufen es ihm geradezu entgegen — versündigt sich an seinem Genius wie an der deutschen Nation, wenn er, statt für die letztere zu arbeiten und zu schaffen, seinen literarischen Launen die schönsten Jahre seiner dichterischen Schöpferkraft opfert.

2. Die Verschwörung von Dublin. Drama in fünf Acten von F. Gustav Kühne. Leipzig, C. H. Mayer. 1856. 16. 25 Ngr.

Gleich die ersten Scenen dieses geistvollen Dramas erfüllen das in medias res mit kraftvoller Energie; man ist sofort in der Zeit, den Zuständen, den eigenartigen Verhältnissen, und das große Stück Revolutionsgeschichte, das sich hier tragisch verlebendigt, empfängt uns in seinem Kern und Wesen. Mit großer Kunst hat Kühne die Signatur seines Dramas schon den Eingangsauftritten eingeprägt und mit plastischer Sicherheit, mit breitem, gesättigtem Pinsel und mit der souveränen Ruhe eines festen künstlerischen Princips eine Welt charakteristischer Gestalten, realer Existenzen, packender Volksthümlichkeit zusammengedrängt, welche in ihrer schwellenden Lebensfülle ein prächtiges, markiges Bild vor Augen rückt. Aber aus diesem brausenden, treibenden Leben fühlt man das Fieber heraus, welches in seinen Adern kocht und gährt; es ist etwas faul im Staate Dänemark und unheimlich zuckt es mit fahlen Blitzen aus dem wolkendüstern Himmel, der über diesem bunten Gedränge lagert. Der arme irische Padd hat kein Haus, der Angelsachse sitzt darin — hat kein Recht, der Angelsachse hat es allein — hat nicht das knappste tägliche Brot, die angelsächsischen Bischöfe zehren es ihm auf; vertrieben aus seinen Hütten, seinen Rechten, seinen Kirchen, ist Padd ein heimatloser Bettler, ein vogelfreier Vagabund auf eigenem Grund und Boden; England liegt als Vampyr auf der „grünen Insel" und saugt ihr gierig das Herzblut aus. Aber die Verzweiflung hat ihre eigenen Riesenkräfte, und grollend wie das Meer, wenn die Vorläufer des Sturms seine Flanken peitschen, erhebt sich Irland mit geballter Faust. Das merkten sie drüben in Albion und schickten den feinen Castlereagh nach Erin, den Sturm zu beschwören und England die grüne Perle des Meeres zu erhalten. Dem armen Padd ist in seinem Elende nichts geblieben als sein Herz, und das hat er Denen verschenkt, die eben auch ein volles Herz für ihn und seine Leiden bewahrt haben, dem frommen Priester O'Leary und vor Allen dem ritterlichen Lord Fitzgerald, dem Könige der Herzen von Irland. In diesem Edelmanne verkörpert sich der irische Charakter, verklärt nach seinen Licht- wie Schattenseiten, zu einer glänzenden Persönlichkeit. Das fühlt Padd und darum hofft er von diesem seinem Abgotte Erlösung von seinen Leiden; nur über das Wie herrscht zwischen Fitzgerald und seinem Volke eine Meinungsverschiedenheit. Letzteres vermag nur in der blutigen Abschüttelung des verhaßten Jochs sein Heil zu sehen, Ersterer nur durch das männliche Festhalten am Rechte der Menschheit, nur durch die überwältigende Macht des Geistes: seid Männer, ganze volle Männer in und durch euch selbst — erarbeitet euch eure Burg, wie England sie sich erarbeitet hat — und ihr werdet eure Freiheit erobern ohne Blut. Wer hat Recht? das Volk oder sein Herzenskönig? Aber indem Fitzgerald die Schwäche seines Volks so wohl erkennt, ist er doch selbst ihr dahingegeben und auch er läßt sich eben gehen, wie des Herzens Drang ihm gebietet; auch er träumt mehr dahin, denn daß er das Gegenwärtigste erfaßte: sein Humanismus folgt Ideen, die noch wie Wolken über die Völker ziehen, und in dieser Beziehung hat sein Volk Recht, wenn es ihm zuflüstert: Brutus, du schläfst! Diesem Menschen des idealistischen Herzens — diesem Irland — tritt nun in Castlereagh der Mensch des realistischen Verstandes — England — ringend um den hohen Preis der grünen Insel gegenüber; wer wird siegen? Vergeblich bemüht sich Fitzgerald's hohe Gattin, Pamela, in edlem weiblichen Gefühle des Rechten und Heilsamen, zwischen Herz und Verstand eine Vereinigung zu bewirken; sie vergreift sich aus Liebe für den Gatten in den Mitteln, überschreitet ihre Grenzen und verschuldet den Untergang des über Alles geliebten Mannes. Denn ihr Verkehr mit Castlereagh wirft den Zweifel an sein häusliches Glück in Fitzgerald's harmlose Seele, die nun nicht mehr in schöner Objectivität dem Vaterlande gehört, sondern in den Kampf der Principien und der höchsten Volksgüter den Kampf der Persönlichkeit, des subjectiven Hasses gegen Castlereagh, den vermeintlichen Zerstörer seines häuslichen Friedens, mischt. Der Patriotismus des Herzenskönigs von Irland hat sozusagen seine Unschuld und seine Jungfräulichkeit verloren; von jetzt ab ist es ihm nicht

mehr möglich, den steigenden Bedrückungen Englands gegenüber seine Friedenskampfstheorie festzuhalten — wohlverstanden: vielweniger die Erkenntniß, daß es nun einmal ohne Blut nicht mehr abgehe, als vielmehr der persönliche Haß gegen Castlereagh reißt ihn fort; er ruft die Franken und stellt sich an die Spitze der Empörung. Das aber ist seine eigentliche tragische Schuld. Ging vordem seine Familienliebe in der Vaterlandsliebe auf, so muß sich diese jetzt der erstern bequemen, das Herz verschlingt ihn, Irland richtet sich in Irland zugrunde, und so fällt denn Fitzgerald und mit ihm sein Volk unter den Kugeln der Engländer. Aber nicht wie ein vom Blitze zerschmetterter Baum zum Nimmerwiedererstehen, sondern wie die Sonne in die Meerflut sinkt, um schöner nur und herrlicher am jungen Morgen emporzuschweben. Ueber dem sterbenden Ritter Irlands schließt sich der Bund des Herzens und des Verstandes, Erins und Albions, und aus seiner klaffenden Todeswunde erblüht die duftende Rose einer schönern Zeit: So quillt aus dem Tode des entsühnten Helden das Leben seines Volks, und so darf er, im Arme der Liebe ruhend, voll heiliger Zuversicht für sein Vaterland und dessen Zukunft, prophetisch die letzten Worte hauchen: „Freiheit! Liebe!"

Das ist die Tragödie des Herzens: Freiheit! Liebe! Und welche Tüchtigkeit der sittlichen Gesinnung, welche Tiefe und welcher Reichthum des Gedankens, welche tönende Sprache, welch geistreicher Dialog! Wir begrüßen diese edle und menschlich schöne Dichtung als einen glänzenden Beitrag zum idealen Drama, in welchem auch wir die Krone aller Poesie verehren, und wollen von soviel Geist und Trefflichkeit nicht scheiden, ohne ein erhabenes Wort des Dichters nachzuschreiben, das er seinem Helden in den Mund legt: „Die Freiheit ist nicht blos der Besitz der Freien, sie ist auch die Fähigkeit, frei zu machen. Allmälig mit der Macht der Lähmung aller bessern Kräfte wird die Knechtschaft fertig, sie ist ein Werk von Jahrhunderten. Frei wird der Mensch im Momente göttlicher Erleuchtung!"

3. Demetrius. Historische Tragödie in fünf Aufzügen von F. Bodenstedt. Berlin, Decker. 1856. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wenn ein so geistvoller Kopf und eine so gründliche Wissenschaftlichkeit wie Bodenstedt, in welchem sich Studium und lebendige Erfahrung zu einem kraftvollen und gediegenen Ganzen vereinigen, ein Product seiner Muse auf die breite Tafel der Oeffentlichkeit legt, so hat dasselbe von vornherein das Recht einer besondern Beachtung, und man darf gewiß sein, mindestens eine Fülle von Geist zu genießen, wenn man auch mit der Richtung des Ganzen nicht einverstanden sein möchte. Das vorliegende Drama des tüchtigen Kenners morgenländischer Zustände ist auf dem Boden gewachsen, welchen er durch seine Studien und durch sein unmittelbar Erlebtes sich vollkommen zu eigen gemacht hat, und er bewegt sich denn auch auf diesem seinem Terrain mit jener Sicherheit und Selbstherrlichkeit, welche unter allen Umständen nicht blos frappirt, sondern imponirt. Die blutige Historie des ersten falschen Demetrius — Rußland hatte deren vier — entwickelt sich in Bodenstedt's Tragödie als großes national-russisches Drama und schließt in sich ein gedrungenes, gewaltiges Bild damaliger moskowitischer Zustände. Wir werden auf den von zahllosen Intriguen, ehrgeizigen Planen und rachsüchtigen Gedanken unterwühlten Boden der moskowitischen Zarenherrlichkeit geführt. Noch hält Boris mit gewaltiger Faust all diese gährenden Elemente nieder; aber schon wandelt Demetrius durch die Straßen Moskaus, schon ziehen die beleidigten Atamane der Kosacken in ihre Steppen und hinter ihnen auf den wilden Rennern sitzt Aufruhr und blutige Empörung. Wehe dir Boris! deiner Sünden Rache naht und der von dir ermordete Erbe Rußlands ist von den Todten auferstanden, ein furchtbares Werkzeug in der Hand des strafenden Gottes. Der polnische König fällt dem Prätendenten zu, die reiche schöne Magnatentochter Marina Mniszek wird seine Gattin, seine Scharen zerschmettern die Heere des Boris und dieser selbst stirbt, seiner Schuld erliegend. Demetrius zieht im Siegesjubel gen Moskau; aber die Liebe stürzt ihn ins Verderben; die Polin beherrscht ihn, das kränkt die Kosacken und in finsterer Nacht eröffnet ihm der Ataman Jesimow, des Demetrius treuester Paladin, daß er, Demetrius, der echte Erbe Rußlands nicht wäre, sondern daß er Jesimow's Neffe — vielleicht ein Bastard Zar Iwan's — das Werkzeug von Jesimow's Rache sei. Bisher kämpfte Demetrius im ehrlichen Wahne seines guten Rechts, dieses fürchterliche Geständniß vernichtet in ihm den sittlichen Menschen; denn vorwärts reißt es ihn mit entsetzlicher Gewalt glühenden Ehrgeizes, und indem er in die Brust Jesimow's, des einzigen Mitwissers im düstern Geheimniß, den tödtlichen Dolch gräbt, greift er, der nun auch sich selbst falsch wissende Demetrius, zur goldenen Zarenkrone; seine tragische Schuld hat er jetzt auf sich gewälzt. Dennoch gewinnt er den blutigen Thron, und wahrlich, er hat den guten Willen, durch seine Regententugend seine Regentensünde reinzuwaschen, wenn nur die eine große Schuld nicht neue Verbrechen nöthig machte, zu denen Marina, die stolze Polin, reizt und treibt. Da kommt vom Kloster St.-Nikolas die dumpfe Kunde, daß Iwan's dort unter dem Nonnennamen Marfa trauernde Witwe von keiner Rettung ihres durch Boris gemordeten Sohnes wissen will, und Demetrius beschließt ein letztes gefährliches Wagniß: Marfa soll, verleitet durch seine große Aehnlichkeit mit dem gemordeten Erben Rußlands, den falschen Demetrius selbst für den echten anerkennen; in feierlicher Versammlung aller Großen des Reichs und der Kirche empfängt er die Zarin und sie erkennt ihn nicht für ihren Sohn. Da erfaßt er den Arm der Kaiserin und seiner Beredtsamkeit, dem Zauber seiner Persönlichkeit gelingt es, ihr Herz zu rühren, schwebt doch auf ihren Lippen sein Todesurtheil und entdeckt sie doch in ihm ein edles Wollen. „Laßt ihn! Er ist mein Sohn!" ruft sie den Großen zu, da aber hält ihr der Patriarch das Crucifix entgegen und fodert vor Gottes Angesicht den Eid. Marfa schweigt und Demetrius ist gerichtet. Verlassen vom Volke, endet er sein Leben unter einem meuterischen Schusse und stirbt in Marina's Armen, deren verhängnißvolle Liebe gleichsam seine Wiege und sein Grab war.

Das Alles muß gewiß ein großartiges historisches Bild genannt werden, welches in gewaltigen Contouren einen erschütternden Act aus der blutigen Tragödie Rußlands vor Augen stellt. Bodenstedt hat mit großer Kraft und Plastik das eigenthümliche Wesen jener altmoskowitischen Zustände verlebendigt und in jeder einzelnen Persönlichkeit einen eigenartigen Typus derselben geschaffen; seine Charakteristik ist so markig, seine Schilderung so voll Leben, Treue und Anschaulichkeit, seine Situationen so packend, sein Dialog so glänzend und scharf, die Beleuchtung und Beschattung des ganzen Bildes fast durchgehends so künstlerisch berechnet und künstlerisch wirksam, daß er mit einem Schlage aufs lebendigste in das Gefühl, das Wesen und die Färbung jener Zeiten und ihres Geistes vertieft und mit gebieterischer genialer Macht den Leser und Zuschauer an sein Werk und in dessen Kreise festbannt. Wie baut sich so natürlich und organisch Scene auf Scene, wie kettet sich eine Entwickelung kräftig in die andere! Welche treffliche, ja meisterhafte Exposition! Und doch — wie sehr auch diese Dichtung an sich fesselt, wie energisch sie auch den einmal an sie gebundenen Geist in ihre Kreise zieht und nicht entläßt — erweckt sie ein die Seele erhebendes, ein warmes, ein menschliches Interesse? Nein! Denn wo ist in dieser eisigen Welt, außer etwa der Kaiserin Marfa, eine einzige Persönlichkeit, welcher sich das Gemüth aufrichtig dahingeben, an welcher es sich erbauen, rühren, aufrichten könnte? Findet sich nicht vielmehr überall eine Saat des Hasses, der Rache, des Verderbens, theils mit vollen Händen ausgestreut, theils in wogenden Halmen aufgeschossen, die alles menschlich Gute mit düsterm giftigen Kraute überwuchert und keiner Blume auch nur die

kleinste Knospe verstattet? Soll in dieser Tragödie der Egoismus sich richten — und er richtet sich in der That — so verlangt doch das Gemüth in dieser Erstarrung einer großartigen Welt von Eisgebirgen, die mit furchtbarem Krachen sich gegenseitig zertrümmern, ein grünes Fleckchen der Erquickung, einen warmen Sonnenstrahl, der verklärend über all diese Trümmer flammt und aus dem gewaltigen Sturze in die Tiefen schauerlicher Abgründe der Unmenschheit emporleuchtet in den heiligen Frieden schöner, heiterer Menschheit. Demetrius vernichtet zu bald und zu energisch, was etwa von diesem Sonnenlichte der Menschheit in ihm liegt, er erregt unsern Antheil als Träger eines gewaltigen Verhängnisses, als bedeutendes Geschöpf dieser Welt, dieser Verhältnisse, aber an sich selbst, menschlich erwärmt er uns nicht, umsoweniger, da auch aus der Sühnung seiner Schuld kein erhebendes Moment aufsteigt, keine auch nur allerentfernteste Versöhnung mit dieser Welt des Hasses. Der Umstand, daß er im Arm der Liebe, die an und für sich noch eine sehr zweifelhafte, angegiftete Liebe ist, verhaucht und sich darin beruhigt fühlt, ist kein wirksames, überzeugendes, eine solche Riesenwelt fürchterlicher Vernichtung und Leidenschaft zur Versöhnung abschließendes Motiv. Kurz man kann, man muß dieses in aller Art großartige Historienbild, für das übrigens der bekannte Schiller'sche Entwurf wol manche Anknüpfungspunkte bot, bewundern, allein man nimmt für das poetische Gemüth, für das sittliche Gefühl und für die reine menschliche Empfindung nichts Positives mit hinweg. Diese Tragödie hat gewiß eine Fülle von Geist, allein sie hat kein Herz, sie macht den Eindruck, als wäre sie eine meisterhafte Uebersetzung aus einer fremden, uns ganz fremden Literatur, der aber Das fehlt, was sich der Deutsche nun einmal nicht nehmen läßt und was zu ihm gehört wie die Wärme zum Feuer: das warme Gemüth.

4. Dornröschen. Märchen von Wilhelm Genast. Weimar, Böhlau. 1856. 16. 10 Ngr.

Nur wie zufällig der dramatischen Form sich bedienend und zu seiner scenischen Darstellung jedenfalls musikalischer Composition bedürfend, um auf dem Meere der Töne wie eine Perle auf goldener Folie emporgehalten zu werden, schildert dies anmuthige Lied der Liebe Dornröschens, des verzauberten Königskindes, langen Schlummer und selige Befreiung aus diesem Wunderschlafe durch die Liebe, so zart, innig und duftig, daß es sich dem Besten an die Seite stellen darf, was in dieser Gattung geleistet worden. Der Componist hat hier ein reiches Feld, sein Talent zu entwickeln, und wir begrüßen in dieser eigenthümlichen Dichtung Genast's eine neue Art des Melodramas, welche in ihrer märchenduftigen und volksthümlichen Frische ganz geeignet ist, die heruntergekommene Gattung dieser musikalisch-dichterischen Form wieder zu Ehren zu bringen.

5. Waldmüllers Margret. Melodrama in zwei Acten von Julius von Rodenberg. Hannover, Rümpler. 1856. 16. 15 Ngr.

Das gleiche Lob läßt sich über diese hochpoetische Dichtung aussprechen, welche mit heiterm und liebenswürdigem Geiste in dunkle Waldespracht und sonnige Maienfrische versetzt und durch die Liebe eine alte Schuld anmuthig sühnt. Der innige Ton, in welchem diese liebliche Dichtung gehalten ist, dringt, wie er aus dem Herzen quillt, wieder ins Herz; das ist die Sphäre, in welcher Dichtung und Musik sich schwesterlich die Hand reichen und ihrem vereinten Wandeln ein künstlerisches Ganzes gelingt, welches keine von beiden einzeln hervorgebracht hätte. Möchte uns doch die liederreiche, gemüthsinnige deutsche Muse mehr solcher frischer Blumen spenden; es würde dadurch zugleich ein sehr segensvoller Einfluß auf die Oper ausgeübt werden, die nur dadurch wieder von dem bloßen Ohren-, Augen- und Sinnentaumel, also von dem entschieden entsittlichten und entsittlichenden Zustande, dem sie verfallen ist, auf ihre rechte Bedeutung zurückgeführt werden kann, daß sie den Klang des Herzens und der gesunden Naturpoesie wiederfindet.

6. Gesammelte dramatische Werke von Theodor Apel. Erster Band. Leipzig, O. Wigand. 1856. 8. 1 Thlr.

Apel ist mit Recht ein Liebling des deutschen Theaterpublicums geworden, und so werden seine gesammelten Dramen seinen zahlreichen Freunden und Verehrern eine hochwillkommene Gabe sein. Die unstreitig werthvollste Spende des vorliegenden Bandes ist das Gemeingut und Lieblingsstück aller Bühnen: „Nähkäthchen." Und in der That, dies Schauspiel ist eine liebliche Dichtung, voll Anmuth, Feinheit und Grazie; nicht nur die überaus glücklich erdachte und mit liebenswürdiger Eleganz durchgeführte Persönlichkeit des Nähkäthchens, sondern auch sämmtliche übrige Gestalten sind von der frischesten Farbe und der ausgeprägtesten Individualität. Die Geheimräthin, Emilie, Malwine und die wohlthuende, erhebende Gestalt des alten Generals Mansfeld — wie greift das Alles kräftig zusammen und läßt Handlung und Dialog auch nicht einen Augenblick erlahmen! Man liest dieses Drama ebenso gern, als man es auf der Bühne sieht, und weiß nicht, was man mehr darin anerkennen soll, ob die Grazie der Behandlung oder den liebenswürdigen, menschlich reinen und sittlichen Geist, der sich leider so oft in neuern Producten vermissen läßt und welcher doch einzig und allein die gesunde und nachhaltige Wirkung eines künstlerischen Werks auf deutsche Gemüther verbürgt. Weniger fein, doch immerhin komisch genug ist das zweite Stück des vorliegenden Bandes: „Junge Männer und alte Weiber"; dafür ist aber die letzte Arbeit: „Der Hausarzt", wieder eine gar erfreuliche Schöpfung, die von ebenso heiterm Geiste als praktisch-moralischer Tendenz beseelt wird. Dr. Berneck besucht seinen eben erst verheiratheten Freund, den er lange nicht gesehen hat und im Paradiese des glücklichsten Ehestandes wähnt, und findet ihn unter dem Pantoffel einer kleinen schönen Xanthippe. Sabinchen liebt zwar ihren Eheherrn von Herzen, aber sie liebt ihre Launen nicht minder. Doch Dr. Berneck ist ein gescheiter Mann; er erfährt, daß sein Freund, als er seiner heftigen Ehegesponsin einen Dienst recht schnell erweisen wollte, sich ziemlich stark am Kopfe verwundet hat, und diesen Umstand benutzend, weiß er der Gemahlin begreiflich zu machen, daß des Gatten leidendes Aussehen daher komme und daß er ihm ein Mittel gegeben habe, welches, wenn er nicht mit der größten Sanftmuth vor jeglicher Erregung bewahrt würde, leicht einen Nervenschlag nach sich ziehen könnte. Das wirkt und Sabinchen wird die zärtlichste, sanfteste Frau. Später löst Dr. Berneck das Geheimniß und ein zufriedenes Ehepaar dankt seiner Klugheit Glück und Segen. Ist das nicht artig? Apel ist reich an solchen liebenswürdigen Zügen und wir möchten ihn recht dringend bitten, auf dem Gebiete der Komödie ja recht ämsig zu sammeln und zu ernten.

7. Das Interim. Prologscene von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1855. Gr. 8. 9 Ngr.

Jeder Dramaturg wird die Ansichten, welche Jordan in seiner Prologscene ausspricht, gewiß gern unterschreiben, und obgleich dieselben nichts Neues verkünden, sondern nur Das, was lange genug schon von den besten am Schicksale der deutschen Bühne theilnehmenden Geistern gefodert wird, so bekunden sie doch eine so liebenswürdige Wärme für die Sache, welcher sie dienen, daß man sich das längst Bekannte von ihnen willig noch ein mal sagen läßt. Im Ganzen aber ist doch dieses Vorspiel nicht bedeutend genug und, wie der Verfasser selbst eingesteht, viel zu flüchtig hingeworfen, um den Abdruck für weitere als die local frankfurter Kreise zu rechtfertigen.

8. Die Liebesleugner. Lyrisches Lustspiel von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1855. 16. 26 Ngr.

Die deutsche Literatur hat aus der Gattung des Lustspiels so wenig eigentlich poetische Dramen, daß wir geneigt sind, eine Ar-

heit wie Jordan's „Liebesleugner" von vornherein mit günstigem Auge anzusehen, und Jordan rechtfertigt durch seine „Liebesleugner" dies freundliche Vorurtheil. Zwar ist seine Komödie nur eine Variation auf das Moreto'sche „El desden con el desden", aber diese Variation ist durch feinen Geist und gewinnende Frische ausgezeichnet und darf eine gewisse Originalität für sich in Anspruch nehmen, weil sie den Stoff eigenthümlich behandelt und recht grunddeutsch dabei zuwerke geht. Es sind keine allzu heftigen Leidenschaften, keine großen erschütternden und weitgreifenden Ideen und Thaten in dieser Dichtung; allein das für reine und poetische Menschlichkeit und Natur gestimmte Gemüth erbaut sich an der lyrischen Wärme und der schönen Empfindung, welche in den „Liebesleugnern" sich überall anmuthig geltend macht, und der geistvolle Dialog, sowie die meist wohltönenden Verse sind ganz geeignet, die sonstigen Vorzüge dieses liebenswürdigen Dramas noch zu heben und in die rechte Beleuchtung zu stellen. In unsern Tagen, wo die bis zur äußersten Gemeinheit herabgesunkene Posse und das affectirte Flitterwesen der französischen Lorettenstücke die deutsche Bühne beherrschen, sind Versuche wie der vorliegende, der idealen Komödie ihr Recht zu verschaffen und an die Stelle der Zote und Grimasse das heitere Spiel des Witzes und der Laune zu stellen, nicht dankbar genug aufzunehmen und sollten von denjenigen Bühnenleitern, die noch einigen Sinn für die edlere Bedeutung der Bühne haben, mit Freuden über die Breter geführt werden. Das Publicum macht sich seinen Geschmack keineswegs selbst, sondern er wird ihm mehr oder weniger anerzogen und angewöhnt: wie borstig es auch im Anfange sich sträuben mag, einer consequenten, von reinem Geiste geleiteten Erziehungsmethode fügt es sich bald und dankt später dem Erzieher die gute Meinung von Herzen. Der Verfasser dieser Kritiken hat im kleinen Kreise diese Erfahrung praktisch gemacht, wie viel mehr könnten die reichdotirten Bühnen unserer großen Hoftheater den Dank eines veredelten Publicums verdienen, wenn sie für immer alles Triviale und Fremde von ihren Bretern verbannten.

9. Bürger und Junker. Altbürgerliches Charakterbild in vier Acten von M. E. Schleich. München, Finsterlin. 1855. 16. 12 Ngr.

Soll unsere Komödie endlich sich von der entsittlichenden Posse der berliner Straßentheater und der wiener Kunstställe losmachen, so ist kein Mittel praktischer, als die Stoffe unmittelbar aus dem Volksleben herauszugraben und dem Volke den Spiegel vorzuhalten; doch müssen die gewählten volksthümlichen Verhältnisse, sofern sie nicht der Gegenwart entnommen sind, eben noch rege Beziehung zur Gegenwart haben, damit sie überall kräftiges Verständniß finden und mit dem warmen Herzen aufgenommen werden können. So nur vermag unser Lustspiel wieder populär zu werden und die Aftermuse zu verdrängen. Schleich hat dieser Tendenz mit seinem Charakterbilde „Bürger und Junker" einen sehr wesentlichen Dienst geleistet: wie frisch, gesund und lebendig treten seine Persönlichkeiten, welche sämmtlich Typen einer noch aufs innigste in unsere Verhältnisse hineingreifenden Zeit darstellen, inmitten der muntern, harmlosen und äußerst drolligen Handlung auf! Dieses strumpfwirkerliche Ehepaar, der pfälzische Kammerjunker, welchen ein Tritt seines Allergnädigsten beglücken würde, dafern Serenissimus durch denselben in heitere Stimmung kämen, Salzwedel, der Neuigkeitssammler à tout prix, Graf Senau, Hoftheaterintendant par l'ordre de mufti, Frau Gansbäckin, die Pfaffenfreundin, das Freifräulein von Rinecker, die adelige Jungfer par excellence, Marhand, der von seiner erhabenen Kunst ganz aufgeblähte Balletmeister, der ehrliche Förster Prunner, Kaspar und Krescenz, Musterexemplare ehrlicher Haussklaven — wie arbeiten alle diese mannichfachen, überaus ergötzlichen Gestalten voll dramatischer Lebendigkeit ineinander, und welch erquicklicher, gemüthlich-süddeutscher Ton liegt wie ein warmer Sonnenschein über der heitern und unterhaltenden Komödie. Zuweilen freilich hätte der Autor aus seinen glücklichen Situationen noch mehr komische Kraft entwickeln können, er hat ab und zu seine eigenen Schätze nicht recht erkannt und benutzt; aber dafür ist wieder dies Stückchen ganz frei von jeder Absichtlichkeit und Gesuchtheit, von jedem Knalleffecte der berliner und wiener Possenseifensieder. Diese allerliebste Komödie spielt sich wie von selbst und liefert zugleich den Schauspielern die dankbarsten Aufgaben. Unsere deutschen volksthümlichen Zustände bieten in ihrer Mannichfaltigkeit, Besonderheit, menschlichen Eigenthümlichkeit und Gemüthsinnigkeit so reichen Stoff für den Lustspieldichter, daß es wahrlich nicht schwer wäre, aus dieser Fundgrube mit einigem Geschicke und gutem Willen eine volksthümliche specifisch deutsche Komödie zu erschaffen, wie sie uns so noththut und wie sie von den nachhaltigsten, sonderlich auch sittlichen segensvollen Einflüssen auf unsere Bühne sein würde. Schleich hat durch das vorliegende Stückchen bewiesen, wie entschiedene Begabung er für diese volksthümliche Komödie hat, und wir würden es als einen entschiedenen Gewinn für Bühne und Literatur betrachten, wenn er sich zu einem förmlichen Cyklus komisch-dramatischer Charakterbilder aus vaterländischen Zuständen entschließen wollte. Durch den Possenschwindel hat unser Theaterpublicum, ja unser Volk die Liebe zu und die Achtung vor sich selbst verloren, indem es sich die Caricaturen und Lasterbälge der modernen Posse als seines Gleichen auflügen läßt. Dieses entsittlichende Lügenspiel muß die volksthümliche Komödie entlarven und, indem sie dem deutschen Volke dessen wahre volksthümliche Vertreter heiter und poetisch vor Augen führt, eine gesunde Reaction erzeugen gegen den berliner und wiener Possentaumel, dem schon jetzt der Katzenjammer zu folgen beginnt. Das Volk sich selbst wieder zurückzugeben in Achtung und Liebe seiner selbst, das ist die kühne Aufgabe der volksthümlichen Komödie, und es ist hohe Zeit, daß sie ihr großes Werk beginne.

10. Johann Huß. Historisches Trauerspiel von Karl Ernst. Berlin, Schröder. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir begrüßen die vorliegende Dichtung mit aufrichtiger Theilnahme, weil aus ihr die freudige Zuversicht auf Deutschlands einstige Auferstehung leuchtet, des Deutschland, dem die gesammte Culturwelt die Erneuerung des Menschenthums und die Erlösung des Geistes durch die Reformation verdankt. Diesen frischen, kräftigen, kerngesunden protestantischen Geist in seinen ersten thatsächlich energischen Manifestationen dramatisch zu verherrlichen und dem leidenschaftlichen Ringen des gegenwärtigen Deutschland jene ersten blutgetränkten Kämpfe der Geistesfreiheit, die dem gewaltigen siegenden Drama der Reformation vorausgingen, als Bilder des Trostes und der Ermuthigung vorzulegen, ist die Intention unsers Dichters und er hat die Lösung dieser Aufgabe mit warmer poetischer Begeisterung herzhaft angestrebt. Gelungen ist sie ihm freilich nicht, am allerwenigsten dramatisch: die Reflexion, die allen derartigen Vorwürfen als sehr schwer zu überwindendes Impediment im Wege liegt, hemmt die charakterielle Ausbildung, sonderlich des Helden, und greift oft so unzeitig und übelangebracht in die Räder der Handlung, daß das Drama wie in Hemmschuhen mühsam weiterschleift und die Versündigung gegen das dramatische Gesetz zugleich auch gegen das mannichfach Schöne und Treffliche, was sich im Stücke findet, verstimmt. Ueberhaupt ist diesem Huß eine zu tendenziöse Subjectivität vorzuwerfen. Nach Art noch nicht innerlich abgeklärter und an ein edles Maß gewöhnter Geister hat der Dichter das Ausmalen des Craffen und Verzerrten, ja des Unmenschlichen mit wahrhafter Leidenschaft betrieben und darüber vergessen, daß zu viel Schatten den Glauben an das Licht beeinträchtigt und dessen naturgemäße Wirkung wesentlich stört. Der Held des Stücks selbst — und das muß abermals eine Sünde der offenbaren Jugendlichkeit und Anfängerschaft des Autors genannt werden — ist vom Kopfe bis zur

hohle Tugend — wo bleibt da, lieber Poet, die tragische Schuld? So ein blosses geduldiges Opferlamm, das so gar keinen Zoll an den Mephisto im Menschen zahlt, wirkt nun einmal nimmermehr dramatisch und sein Fall kommt einem Justizmorde gleich: es fehlt die höhere göttliche Gerechtigkeit, es fehlt die versöhnende Tragik. Doch soviel Mängel diese Ausstellungen aufdecken und soviel Schwächen die Beschränktheit des Raums unerörtert zu lassen gebietet, in dieser Dichtung liegen Keime einer schönen Zukunft, wir stehen in ihr auf einer Aue voll reicher Triebkraft und gesunder Bodenmischung. Dieser Poet hat Fülle, er kann verlieren, ohne schwach zu werden, ja das geistige Blutopfer, das das Leben wie die Kunst verlangt, wird ihn nur stärker machen. Wage er es denn, mit frischer Kraft durchzubeechen durch die Schranke unkünstleeischer Subjectivität in das nimmer aussterbende Reich objectiver Gestaltungen, und emancipire er sich von dem engen confessionellen Standpunkte, der ihm noch etwas gewohnheitsmäßig anzuhaften scheint, so schön und plausibel auch die Worte klingen:

> Und jeder Gang zu unserem Altare
> Ist gegen Rom ein schweigender Protest!

Wir schließen, indem wir das prophetische Schlußwort seiner begeisterungswarmen und poetisch frischen deutschen Dichtung auch auf unseee Tage anwenden:

> Die Wahrheit siegt, und nach mir kommt ein Größ'rer!

11. Teistan und Isolde. Eine Tragödie in Arabesken von Friedrich Röber. Elberfeld, Bädeker. 1854. 16. 22½ Ngr.

Eine Teagödie in Aeabesken! Was ein Theil unserer modernen Dramatiker noch Alles für seltsame und abenteuerliche Titulaturen auf ihre Dichtungen setzen wird, weiß der Himmel! Da haben wir romantische und romantisch-phantastische, politische und sociale, metaphysische und lyrische, christliche und Mosaische Dramen u. dgl. m., es fehlen nur neue Haupt- und Staatsactionen; eine Tragödie in Arabesken haben wir vor uns. Und wozu dieser Aushängeschildluxus? Lieber Gott! das Publicum von heute liest Deamen kaum mehr, und da nun von dem jungen deutschen Dramenzuwuchs im Verhältniß zur Masse der Production gar wenig aufgeführt wird und aufgeführt werden kann, so wollen die Herren Autoeen die von der Bühne ausgeschlossenen Stücke durch irgendein feapprantes Epitheton aus der Unmasse gedruckter und nicht aufgeführter Opera hervorheben und dem Publicum zu ausnahmsweiser Lectüre empfehlen. Nun, man kann diesen Hocuspocus in Anbetracht der schweren Zeiten am Ende entschuldigen, wenn die betreffende Titulatur erst hintennach einem Drama aufgeheftet ist und dann sozusagen wie die Faust aufs Auge paßt; wenn aber gleich beim Beginne der Arbeit mit entschiedener Rücksicht auf die zu ertheilende Speculationsfirma zuwerke gegangen und somit die Dichtung mit dieser identisch ist, dann wird aus der spaßhaften Mystification, aus dem lustigen, blos die Außenseite tangieenden poetischen Pagenstreiche ein Beebeechen gegen den Geist der Dichtung, und wir haben es im vorliegenden Falle mit einem solchen zu thun. Ein jeder der fünf Acte zerfällt in zwei Theile, in ein sogenanntes Vorspiel und in das eigentliche Stück, und damit die innere Spielerei auch äußerlich recht zur Anschauung komme, sind die fünf Vorspiele duech ausgezeichneten Druck hervorgehoben. Schöne, anmuthig dahinwallende Verse von klangreichem Tonfalle, überaus zarte und liebenswürdige Wendungen, eine wirklich geistreiche Reproduction des in der altdeutschen Erzählung herrschenden romantischen Tons und das Alles eingekleidet in blühende, duftige Posie — dies Alles wollen wir der Dichtung nicht absprechen, aber damit macht man kein Drama. Was helfen zierliche Floskeln und klingende Reime und Liebesseufzer und sentimentale Romantik! Oder bezweckte Röber unter die Modedichter zu gehen? Hat ee vielleicht gehofft, durch die schwachen, sehr schwachen Spuren einiger Ironie, durch einen äußerst luftigen Anhauch von Humor, den wir hier und da herauszufühlen meinen, sich künstlerisch gleichsam zu salvieen, dann hätte er kräftiger verfahren und entschiedener mit seinem Humore auftreten müssen; wie die Sache liegt, kann er sich selbst nicht einmal mit der Tendenz einer Satire herausbeißen. Und dann: wir höeen heutzutage kaum noch geduldig zu, wenn man uns Wundermärchen erzählt, sie haben fast nur noch ein antiquarisches Interesse für uns, weil uns der kindliche Märchenglaube eben fehlt; wie soll man es ertragen, ein Wundermärchen dramatisch handeln zu sehen? Das blos Zufällige, geistig durchaus Unvermittelte, rein Willkürliche und keinem ethischen Gesetze Verantwortliche verträgt sich nun einmal nicht mit dem von innen heraus sich motivirenden menschlich selbständigen, sittlichen Geiste, mit der höheen göttlichen Würde und Wahrheit der Tragödie und des ernsten Dramas, und jedes Hineinzerren des letztern in die dunstigen Nebel des Willkürlichen bedingt einen Frevel gegen den heiligen Geist der Kunst. Möge Röber so unverantwortliche Spielereien, als er sich in der vorliegenden Dichtung mit der dramatischen Muse erlaubt hat, für die Folge Denen überlassen, deren geistige und dichterische Armuth des Kokettirens mit dee Tagesmode bedarf; sein schönes und kräftiges Talent braucht solche Schönpflästerchen und Schminkbüchsen nicht.

12. Canova. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von J. R. Preyer. Leipzig, Beockhaus. 1853. 8. 16 Ngr.

Der Verfasser dieses Dramas verlangt in seiner Vorrede, daß die Kritik seinem Werke gegenüber nur nach dem „allgemeinen Gesetze des menschlich Schönen und Wahren" urtheile und „seine ästhetische Berechtigung nur von dem Gesichtspunkte der geistigen Handlung oder des innern Seelenlebens" bespeeche. Aber Preyer nennt ja doch seine Arbeit selbst ein Drama, und es kann etwas menschlich, wahr und schön sein, es kann eine geistige Handlung sehr geistig sein, und dennoch ist damit allein ein Drama noch lange nicht ins Leben gerufen. Denn das Drama verlangt Conflicte, die zwar innern, d. h. höhern geistigen Motiven entspringen, sich aber thatsächlich verlebendigen und concret versinnlichen. Solche Conflicte nun kommen in dieser Dichtung nicht zur Erscheinung, sie ist vielmehr, wie der Autor selbst richtig durchgefühlt hat, nur inneres Seelenleben und deshalb kein Drama. Denn daß zwei junge innig befreundete Maler ein junges Mädchen umwerben, daß, wie das auch im gewöhnlichen Leben sich zu ereignen pflegt, durch diesen Umstand ihre Feeundschaft einen argen Stoß bekommt, daß beide vom Vater der Angebeteten den Auftrag erhalten, ein Gemälde zu liefern, und daß Der die Braut heimführen soll, dessen Kunstwerk das gelungenste ist, daß nun der von der schweigsamen Signora nicht Geliebte den Preis erhält, aber zu Gunsten des in puncto amoris begünstigten Freundes, unterstützt durch das plötzliche Erscheinen einer Jugendgeliebten, seinem Rechte entsagt und Alles glücklich macht, das kann durch die Kunst lebendiger Gestaltung wol ein Drama werden, ist es aber an sich noch nicht. Und unser Autor hat wahrlich wenig gethan, um es aus dieser subjectiven Isolirtheit herauszureißen. Denn es wird immer nur erzählt, philosophirt, phantasirt, gejammert; zu einiger Sinnlichkeit im künstlerischen Begriffe des Woets kommt es dabei nicht und die Persönlichkeiten sehen sich einander so ähnlich, daß eine große Eintönigkeit die ganze Arbeit beherrscht. Aber auch die sogenannte innere Handlung krankt. Und kann man an dem Helden der Dichtung, der doch wol Canova sein soll, einen recht eigentlichen Antheil nehmen? Daß das Mädchen ihn nicht liebt, sieht er, daß er es nicht noch früher merkt, gereicht seinem Takte nicht eben zur Ehre; ist es da ein so großes Opfer, daß er einem Weibe, das ihm nun einmal nicht hold ist, endlich zu Gunsten des Freundes, den sie liebt, entsagt?

13. Hardy, oder der Aufstand in Lüttich im Jahre 1790. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten, mit einem Vorspiel von Friedrich Paschalis. Leipzig, Fernau. 1854. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein politisches Tendenzstück Zug für Zug! Jeder Seite ist die entschiedene Absicht aufgedrückt, in den lütticher Aufstandsscenen die Ereignisse unserer achtundvierziger Zustände zu verlebendigen und dramatisch zu recapituliren, und zwar so detaillirt, daß man selbst bei aller wohlbegründeten Feindschaft gegen die Persönlichkeitskrämerei versucht ist, den lütticher Personenzettel mit einem königlich preußischen zu vertauschen. Soweit es sich darum handelt, der Gegenwart zu Nutz und Frommen einen dramatischen Spiegel im Rahmen der Vergangenheit vorzuhalten, ist dagegen künstlerischerseits gewiß nichts einzuwenden, vielmehr die volle ästhetische und dramatische Berechtigung einer solchen Intention anzuerkennen; wenn aber das Kunstziel von dem politischen Zwecke ins Schlepptau genommen wird, wenn dasselbe vom Hauptzwecke zum Nebenzwecke, vom Beherrscher zum Beherrschten, zum bloßen Gefäße und Instrumente herabgedrückt wird, dann gehört ein solches Verfahren dem Kunstgebiete nicht mehr an und ist ein aus irgendwelcher Laune in dramatisirter Gestalt auftretender maskirter Zeitungsartikel. Der Autor des vorliegenden Werks hat sich eine solche Mummerei erlaubt und ist dabei denn auch Vater einer so gründlichen Mißgeburt geworden, als sie nur jemals die specifisch politische Tendenzpoesie ins Leben gesetzt hat. Und es ist um den Dichter Paschalis wahrlich schade genug, denn kaum jemals ist uns ein so durch und durch verunglücktes Opus, eine so totale dramatische Ungereimtheit und Gedunsenheit vorgekommen, die trotzdem in ihren Einzelheiten eine solche Fülle echt dramatischen Talents aufwiese, als dieser „Hardy". Da stößt man auf Volksscenen voll kräftigster, lebendigster, frischfarbigster Charakteristik, und dann folgt wieder die langweiligste Klopffechterei und Salbaderei; da treten Persönlichkeiten auf, die so plastisch, so tief und wahr gezeichnet sind, daß man frappirt und gefesselt wird, und gleich huschen wahre Schatten- und Nebelfiguren, wie unter andern der Held des Stücks, hinterher. Da gibt es Scenen voll gesunden Effects und ungesuchter, echt dramatischer Wirkung, und doch wieder ein Zerren und Schleppen, ein Füttern und auf den Leisten Spannen der Vorgänge, daß man zum Gähnen gezwungen ist. Auch das politische Raisonnement, welches die ganze Dichtung unter Wasser setzt, weist dieselbe Ungleichartigkeit auf; denn neben in der That bedeutenden, tiefen und selbst geistreichen Aussprüchen brüstet sich eine Masse des unreifsten, schülerhaftesten Geschwätzes und eine Legion von Phrasen und längst verbrauchten Declamationen. Kurz, wir haben ein Stück Sandwüste vor Augen, aber durchwachsen von lauter kleinen saftigen und üppigen Oasen. Da sieht man deutlich, wie die verlassene Muse an ihren treulosen Jüngern gerächt wird und wie der ihr aufgezwungene fremde Zweck ihre grünen Auen mit fahlem und sterilem Sande überschüttet. Es ist ein sehr sprechendes Zeugniß für das bedeutende Talent unsers Dichters, daß es in der falschen unkünstlerischen Richtung nicht eben ganz verdorrte, sondern immer noch frische Stellen bietet, die dem Sande nicht das Feld räumten. Paschalis hat Shakspeare mit Eifer und Glück studirt und ist auch da, wo er einzelne Scenen in Shakspeare'scher Manier gedichtet hat, dennoch originell geblieben; warum hat er von dem größten Genius aller Zeiten nicht auch den freien, selbständigen, sich selbst bezweckenden Dichtergang zu erlernen sich beflissigt? Wir wollen hoffen, daß unser Autor mit diesem „Hardy" die tendenziösen Gelüste sich für immer von der Seele geschrieben hat und daß das vorliegende Opus eine Ablagerung alles Dessen ist, was Unkünstlerisches in seiner Brust sich annoch befand.

19.

Zur Culturgeschichte Hamburgs im 17. Jahrhundert.

Briefe des hamburgischen Bürgermeisters Johann Schulte an seinen in Lissabon etablirten Sohn Johann Schulte, geschrieben in den Jahren 1680—85. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1856. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

In dem vorliegenden Buche, dessen Inhalt der ungenannte Herausgeber aus Familienpapieren zusammengestellt hat, erhalten wir ein interessantes Stück reichsstädtischen Familienlebens aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Ein ausgezeichneter hamburger Bürgermeister, dessen Biographie vorausgeschickt ist, schreibt an seinen in Lissabon etablirten Sohn väterliche Briefe über Familiengeschichten, Stadtbegebenheiten, Handel, Weltereignisse, erzählend, gemüthlich sich ergehend, ermahnend; es ist nichts einigermaßen den Sohn Angehendes aus jener Zeit, was der Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit des Briefschreibers entgehen könnte. Trotz der überhäuften Amtsgeschäfte läßt der Vater keine Post- und Schiffsgelegenheit vorübergehen, ohne dem geliebten Sohne Nachricht von der Familie und Vaterstadt zu senden; mit den unbedeutendsten Vorfällen wird der Sohn bekannt gemacht, der Vater unterhält sich mit ihm, als sei er gegenwärtig, der Sohn lebt ununterbrochen mit der Familie fort, es ist ein schönes Familienleben, was sich vor uns aufrollt. Höchst erquicklich ist der fromme Ton, der uns auf jeder Seite entgegenklingt; wie in dem ungewohnten Klima, unter den Menschen eines andern Glaubens sich der Sohn verhalten müsse, darüber gibt der Briefschreiber die vortrefflichsten Rathschläge; wenn den Sohn eine Unpäßlichkeit befällt, sendet er im Auftrage der Mutter die erprobtesten Medicamente; aber immer wieder empfiehlt er ihn vor allem der Obhut des schirmenden Gottes. Die schönen Sitten unserer Vorfahren im häuslichen Kreise werden mehrfach in ein helles Licht gesetzt; an den Festtagen kommt die ganze Familie zusammen, und wenn viel Essen übrig geblieben ist, wird auch auf den zweiten Festtag das Zusammensein ausgedehnt. Die Tochter des Bürgermeisters von Hamburg besucht selbst die Bleiche, sie hat ihr Mittagsbrot mitgebracht und theilt es mit der Geliebten des entfernten Bruders. Die Confessionen stehen sich noch schroff gegenüber. Als des Schreibers Schwiegersohn vor zwölf Jahren in Lissabon war, meinte er, als er der Mönche ansichtig wurde, daß es Teufel wären, und begoß sie von oben herab mit Wasser, „aber darüber hätte er bald Händel gekriegt". Der Sohn hat bei der Umhertragung des Venerabile vor sich ein Gebet gethan; das war Recht, „der gütige Gott wird das wol erhöret und ihm die Sünde des Ansehens vergeben haben". Ueber die wachsende Ueppigkeit klagt schon der Bürgermeister; ein junger Kaufmann in Hamburg hat sich ein Kleid machen lassen, das ihm 1000 Mark soll gekostet haben. Züge echter Vaterlandsliebe finden sich oft; der Briefschreiber ist unermüdlich thätig für die Vaterstadt, mehre Tage hintereinander von früh bis spät leitet er die Rathsverhandlungen. Daher erfüllt ihn auch mit tiefstem Schmerze das Unglück der großen Feuersbrunst, welche am 23. Juni 1684 einen so großen Theil von Hamburg verheerte und wie sie seiner Angabe nach seit Gründung der Stadt nicht vorgekommen war: denn 240 Häuser waren abgebrannt. In seinem frommen Sinn bezeichnet er die Feuersbrunst als „eine Strafruthe des erzürnten Gottes wegen der herrschenden Sünde und verfluchten Ueppigkeit sowol bei großen als geringen Personen". Vor allem aber bekümmert es ihn, daß der allgemeine Rechtszustand in Deutschland noch so darniederliegt, daß gegen das schwache Hamburg die benachbarten Fürsten sich Alles glauben erlauben zu dürfen. So bedrohte längere Zeit in den drohenden Kriegsnöthen der König von Dänemark die neutrale Stadt und es bedurfte mehrer Deputationen, das Unheil abzuwenden. Noch schlimmer verfährt der westliche Nachbar. Die erbgesessene Bürgerschaft hat den Bürgermeister Meurer abgesetzt und arretirt, ihn Urfehde schwören lassen,

daß er wegen des Arrests weder wider die Stadt noch einige Einwohner etwas vornehmen sollte, und darauf auf Caution freigelassen. Aber da er bei dem Hofe von Celle gut angeschrieben war, so ließ auf die Nachricht von der Festsetzung der Herzog sofort den Befehl ergehen, die hamburgischen Unterthanen und Güter jenseit der Elbe anzuhalten; ja nach Hamburg von Süddeutschland adressirte Sendungen wurden mit Beschlag belegt. Vergebens versuchte der Kurfürst von Brandenburg, an den sich die Stadt wendete, durch seinen Gesandten Canitz den Herzog auf andere Gedanken zu bringen; die Unterhandlungen zogen sich lange fort, bis endlich, der Neckerei müde, der Herzog gelindere Saiten aufzog. Im Jahre 1685 wagten es mehre Offiziere, dicht vor den Thoren Hamburgs den Kaufmann Schnitker, als derselbe von seinem Landgut mit seiner Frau zurückkehrte, zu überfallen und mit sich fortzuschleppen; ein Zuschauer aber machte Lärm in der Stadt, den Räubern wurde nachgesetzt, sie größtentheils gefangen genommen, Schnitker im Triumph nach Hamburg zurückgeführt und darauf mehre Verhaftungen vorgenommen. Bei dem Verhöre stellte sich heraus, daß das Unternehmen ausgegangen war von dem kaiserlichen Residenten Rondeck, dessen Wohnung durch Militär vor der Volkswuth geschützt werden mußte; die vornehmen Räuber wurden hingerichtet. Auf die Welthändel hat der Briefsteller wohl Acht. Die Uebergriffe Ludwig's XIV. gegen Holland lassen ihn böse Folgen für den Handel befürchten. Besonders interessirt ihn ein viel besprochener Vorfall in London, die Ermordung Thomas Thynne's durch die Helfershelfer des bekannten Abenteurers Grafen Karl Johann von Königsmark 1682, wovon er seinem Sohne um so genauern Bericht erstattet, als Königsmark während seines frühern Aufenthalts in Hamburg der Familie bekannt geworden war. Ist somit dies Buch auch für die allgemeine Geschichte nicht unwichtig, so hat es doch seinen besondern Werth für die Geschichte der Cultur und der Stadt Hamburg. Die Bewohner der Hansestadt werden mit Vergnügen manche noch jetzt blühende Familie, wie die Bartels, Sillem u. a., schon in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts bei sich finden; durch ein sehr genaues Namenregister hat der Herausgeber die Mühe des Aufsuchens erleichtert. 9.

Neuere französische Lyrik und Novellistik.

Das vorige Jahr war auch in Frankreich auf dem Gebiete der Lyrik durchaus nicht unfruchtbar. So berichtete die „Revue de Paris" vor einiger Zeit summarisch über folgende poetische Erscheinungen aus dem Jahre 1855: „Poëmes", von L. Ménard; „Paroles sans musique", von E. Prarond; „Le fablier des fleurs", vom Grafen Anatole de Montesquiou; „Fontainebleau" (eine Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen von verschiedenen Verfassern, worin landschaftliche, sagenhafte oder historische, mit dem Walde von Fontainebleau in Beziehung stehende Gegenstände gefeiert werden); „Le miroir", Fabeln von F. Longuerand; „Amour et philosophie", von Frau Claire Brune; „Les chansons lointaines", von J. Olivier in Lausanne; „Chants de haine" von Henri Lefort; „Les croyances" von Jules Marchesseau. Hierunter scheinen die erstgenannte und die beiden letztgenannten Sammlungen den meisten Anspruch auf Beachtung zu haben, wiewol auch die Dichtungen, aus denen des Grafen Montesquiou „Fablier des fleurs" besteht, als höchst reizend, als „enivrants comme les poëmes de Saadi" geschildert werden. L. Ménard bewegt sich in seinen „Poëmes", wie es scheint, hauptsächlich auf mythischem und mythologischem Gebiete, wie sich aus den Gedichttiteln „Prométhée", „Pygmalion", „Le songe d'Endymion", „Empédocle", „Euphorion" u. s. w. schließen läßt. Das letztere Gedicht soll das Hauptstück der Sammlung sein, „digne des visions d'Edgar Quinet". Seltsam klingt die Versicherung des Verfassers in der Vorrede, daß er in diesem Bande seiner Jugend ein Cenotaphium errichte, daß er sich von der Oeffentlichkeit und der Literatur zurückziehe und in seiner Zurückgezogenheit nicht einmal erfahren werde, ob seine Gedichte Beifall finden werden oder nicht, und daß, wenn die Kritik wider sein Erwarten sein Buch beachten sollte, sie es mit bestem Recht als ein nachgelassenes Werk betrachten dürfe. Die Tendenz der Gedichte von J. Marchesseau erklärt sich schon durch ihren Titel. Hier eine kleine Probe, der man energischen Ausdruck nicht wird absprechen können:

> O Dieu, tu m'as fait homme, eh bien, fais-moi ruine:
> Que mon aspect pour tous soit un objet d'effroi!
> Que le chagrin me ronge et le remords me mine!
> Sur le fumier de Job, tout perclus, étends-moi:
> J'accepte ses haillons, j'accepte sa vermine...,
> Mais laisse dans mon âme un rayon de sa foi!

Die „Chants de haine" von Henri Lefort, früherm Mitarbeiter an „L'Avenir", sind Satiren voll Kraft und Frische. Ihren Titel commentirt die „Revue de Paris" mit folgenden Worten: „Ja wir müssen hassen, in unserer Zeit ist das die einzige Form zu lieben. Was wäre, etwa die Ideen ausgenommen, heutzutage noch der Liebe würdig? Niemand steht so rein da, um unsere Bewunderung zu verdienen, Niemand ist so groß, um von uns im Staube gepriesen zu werden, Niemand so weise, um von uns gehört zu werden. Also laßt uns hassen, uns durch den Haß reinigen. Menschen existiren für uns nicht mehr, nur noch Leidenschaften und Träume. Lieben wir die Träume, die närrischen und ewigen Illusionen, die bleichen Nebel, welche die Väter der Stürme sind! Hassen wir die Leidenschaften, die uns tödten, die schlimmen Antriebe, die uns zu glänzenden Realitäten hindrängen, die Gelüste und Bedürfnisse nach Dem, was entwürdigt und dumm und stumpf macht, hassen wir die gemeinen Begierden."

In demselben von L. Laurent-Pichat verfaßten Artikel der „Revue de Paris" werden noch einige andere Erscheinungen besprochen: die „Traductions en vers latins" von E. Beaufrère, deren zweites Heft die lateinische Uebersetzung von Lamartine's „Sappho" und mehrer Fabeln Lafontaine's enthält; die „Contes du nouveau palais de cristal" von Frau Anaïs Ségalas, die als ebenso anziehend wie instructiv empfohlen werden; das „Théâtre en l'air" von Albert Leroy, welches unter Anderm die französische Bearbeitung eines Lustspiels von dem bisher in Frankreich sehr wenig bekannt gewesenen Dänen Holberg unter dem Titel „Le paysan en gage" enthält; „Les paysanneries" von dem pseudonymen Honoré Sclafer, einfache Dorfnovellen, und „Les esprits malades" von Aurélien Scholl, der schon früher in seinen „Lettres à mon domestique" Proben von Talent und Beobachtungsgabe gegeben hat, während es ihm durchweg an Geschmack und richtigem Gefühl mangelt. Das Ungeheuerliche, Barocke und Unwahrscheinliche zieht ihn am meisten an, und E. Sue, L. Gozlan, Edgar Poe und Theodor Amadeus Hoffmann scheinen die Muster gewesen zu sein, nach denen er sich gebildet hat.

H. M.

Notizen.

Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische.

Die Franzosen haben einen besondern Geschmack an unserer phantastischen Spukliteratur gefunden und, nachdem sie Hoffmann ziemlich ausgebeutet, jetzt eine für sie neue Entdeckung und Erwerbung an Achim von Arnim gemacht, dessen drei Novellen: „Die schöne Isabelle von Aegypten", „Maria Melück-Blainville" und „Die Majoratserben", unter dem Titel „Contes bizarres" von dem jüngern Gautier ins Französische übersetzt worden sind. Gautier, der Vater, schrieb dazu eine Vorrede, welche den Verdiensten Achim von Arnim's gewidmet ist und als in hohem Grade geistreich gerühmt wird. Felix Mornand bemerkt in der „Illustration": „In einer Zeit, wo

uns Armuth an eigenem Fonds dazu bringt, umfassende und sicherlich nicht nutzlose Anleihen bei ausländischen Literaturen zu machen, werden Achim von Arnim's «Contes bizarres» als große Curiosität ihren Platz neben den Erzählungen Edgar Poe's einnehmen; denn Beide sind gleich außergewöhnlich, obschon sie sonst so verschiedene Geister sind als immer nur möglich." Früher hatte schon Heinrich Heine durch ein Capitel in seinem Buche „De l'Allemagne", worin er Arnim den „roi du fantastique" nannte, die Aufmerksamkeit auf den Verfasser der „Kronenwächter" geleitet. Noch mehr dürfte jedoch ein früherer Artikel von Henri Blaze de Bury in der „Revue des deux mondes" über Arnim dazu beigetragen haben, dem deutschen Dichter die Theilnahme der Franzosen zuzuwenden. Henri Blaze bemerkte darin unter Anderm, daß die Schriftstellerei für Arnim niemals eine Carrière, ein Erwerbszweig gewesen, daß sie ihm nur dazu gedient habe, seine dichterischen Fähigkeiten in Ausübung zu bringen. Selbst unter den Romantikern habe er eine abgesonderte Stellung eingenommen und sei von ihnen nur unter Vorbehalten als einer der Ihrigen angesehen werden. Der Name Arnim's, was man davon auch denken möge, dürfe nicht in Vergessenheit gerathen. „Was mich betrifft", fuhr Blaze fort, „so ist es sein tiefmenschlicher Charakter, der mich bestimmt, ihn zu lieben. Selbst in seinen bizarrsten Phantasien und närrischsten Ausgeburten wird man Spuren eines edeln Herzens finden, eines Herzens, voll von Mitgefühl für seine Mitmenschen, voll von Sympathie für ihre Leiden." An der oben citirten Bemerkung Mornand's über die literarische Ebbe in Frankreich muß etwas Wahres sein, da jetzt sogar die „Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben" von Ottilie Wildermuth unter dem Titel „Récits et tableaux de la vie souabe" ins Französische übersetzt wurden, und zwar von J. Porchat, der früher O. Müller's „Charlotte Ackermann" und, wenn wir nicht irren, auch Erzählungen von Auerbach ins Französische übertragen und sich als Originalschriftsteller durch seine hübschen „Nouvelles pour l'enfance et la jeunesse" und „Fables et paraboles" bekannt gemacht hat, welche letztere erst vor kurzem eine vierte vermehrte Auflage erlebt haben.

Sydney Dobell.

Zu einer neuen Gedichtsammlung von Sydney Dobell, die unter dem Titel „England in time of war" erschienen ist, weiß man nicht recht, was man sagen soll. Man möchte zuweilen über die Manier des Dichters lachen, und doch verräth sich in manchen Gedichten und Stellen ein wirkliches poetisches Talent und im Allgemeinen eine außerordentliche Gewandtheit in der Versification. Manche Gedichte scheinen sich nur zu Rundgesängen für Kinder zu eignen, z. B.:

Heigho, fiddlestick, fiddlestick, fiddlestick,
Heigho, fiddlestick, fiddle for a king!
Heigh, pretty kitty! heigh, jolly Polly!
Up with the heels, girls! fling, lasses, fling!
Heigh there, stay there! that's not the way, there!
Oh Johnny, Johnny,
Oh Johnny, Johnny,
Ho, ho, every body, all round the ring!

Die zweite Strophe beginnt dann wieder mit „Heigho, fiddlestick, fiddlestick, fiddlestick" und schließt auch wieder mit „Oh Johnny, Johnny" u. s. w. Der eigentliche poetische Körper des Gedichts verschwindet dabei völlig. Recht frisch und munter dagegen macht sich Dobell's Manier in einem Gedichte, in welchem der Dichter einen leichtblütigen und kriegslustigen französischen Soldaten schildert:

Oh, a gallant sans peur
Is the merry chasseur,
With his fanfaron horn and his rifle ping-pong!
And his grand havresack
Of gold on his back,
His pistol cric-crac!
And his sword cling clang!
But hark,
Thro' the dark,
Up goes the well-known shout!
The drums beat the turn — out!
Cut short your courting, Monsieur l'Amant!
Saddle! mount! march! trot!
Down comes the storm of shot,
The foe is at the charge! En avant!

Die Hälfte der Gedichte ist in dem Platt geschrieben, dessen sich auch Hogg und Burns bedienten. Die englische Kritik findet es ganz in der Ordnung, wenn diese beiden Naturdichter sich des Dialekts bedienten, welchen sie von Kindheit auf geredet hatten, nicht so bei Dobell, der sich ihn erst gewissermaßen wie eine fremde Sprache habe aneignen müssen.

H. M.

Bibliographie.

Baumgärtner, K. H., Schöpfungsgedanken. Physiologische Studien für Gebildete. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Der Mensch. Lebensprozesse, Schöpfung und Bestimmung. Mit zwei Tafeln Abbildungen. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Urkundliche Beiträge zur Geschichte und Politik des 17. Jahrhunderts. [Nach den Originalien der Herzoglich Anhaltinischen Archive.] Herausgegeben von F. W. Ebeling. 1. Abtheilung: Zur Geschichte der Niederlande. — A. u. d. T.: Philibert du Bois' diplomatische Berichte an den Fürsten Ludwig zu Anhalt von 1605 bis 1620. 1ster Band: 1605 und 1606. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Beitzke, H., Geschichte des russischen Krieges im Jahre 1812. Mit einer Uebersichtskarte und zwei Plänen. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Gutermann, F., Die alte Rauenspurc [Ravensburg], das Stammschloß der Welfen, seine Umgebung und sein Geschlecht. Geschichtliche Nachrichten aus handschriftlichen Urkunden und gedruckten Schriften gesammelt. Nebst einer Ansicht der Welfenburg und Stadt, und 3 Abbildungen. Stuttgart, Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Hocker, N., Der Rhein von Mainz bis Köln. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Kapper, S., Die Böhmischen Bäder. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Müller, J., Lehrbuch der kosmischen Physik. [Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik u. Meteorologie. 3ter Band.] Mit einem Atlas von 27 Tafeln in Stahlstich und 281 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript. Zum erstenmal bekannt gemacht von Ed. Boas und herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Berlin, Hirsch. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schücking, L., Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Stahl, F. J., Die Philosophie des Rechts. 1ster Band und 2ten Bandes 2te Abtheilung. 3te Auflage. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 6 Thlr.

Moderne Walpurgisnacht. Dramatisches Charivari. Berlin, Hirsch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zeising, A., Das Normalverhältniss der chemischen und morphologischen Proportionen. (Das Verhältniss in seiner universellen Bedeutung für alle Naturwissenschaften. — Das Verhältniss in seiner speciellen Bedeutung für die Chemie.) Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ **II**, die Versendungen der Monate **April**, **Mai** und **Juni** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

57. **Dieffenbach (J. F.), Die Operative Chirurgie.** Zwei Bände. 8. Neue wohlfeile Ausgabe zu 6 Thlr. — Ausgabe in zwölf Lieferungen zu 15 Ngr. Erste bis dritte Lieferung.

Ueber die Bedeutsamkeit und den bleibenden Werth dieses letzten und größten Werks **Dieffenbach's**, eines der ersten Chirurgen der Neuzeit, das bereits in mehre fremde Sprachen übersetzt wurde, herrscht in der wissenschaftlichen Welt nur Eine Stimme. Mit Recht sagt unter Anderm ein Beurtheiler desselben in der (Hallischen) „Allgemeinen Literaturzeitung“: „Dieses Buch ist ein Schatz reicher Erfahrungen, es ist kein todtes Handbuch, keine Eselsbrücke für geistlose Nachahmer; es sind Memoiren, in denen ein großer Mann die Thaten eines inhaltreichen, bewegten, rühmlichen Lebens der Mit- und Nachwelt zur Bewunderung und, wenn sie kann, zur Nachahmung hinstellt.“

Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, hat die Verlagshandlung von dem Werke gegenwärtig eine **neue wohlfeile Ausgabe** veranstaltet, die in beliebigen Terminen bezogen werden kann. Der erste Band sowie die erste bis dritte Lieferung sind in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

58. **Das geistige Doppelleben** in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nicht leicht dürfte über den **Lebensmagnetismus** eine Schrift von gewichtigerer Bedeutung und vom allgemeinerm Interesse in neuerer Zeit erschienen sein als die gegenwärtige. Sie schildert uns eine Somnambule in dem so überaus seltenen und merkwürdigen Stadium der höchsten und entwickeltsten Clairvoyance, und zugleich der vorurtheilsfreiesten und besonnensten Contemplation über die tiefsten Menschheitsfragen, namentlich über die Unsterblichkeit und das Leben nach dem Tode. Es ist eine Schrift des Trostes und der Beruhigung gewiß für Tausende; aber sie hat durchaus nichts gemein mit den Erzeugnissen des modernen Pseudosomnambulismus, dessen Geist und Sinn bethörendem Treiben sie vielmehr auf das entschiedenste entgegentritt. Möge sie, wie **Wilhelm von Humboldt's** in den Grundansichten mit ihr verwandten „**Briefe an eine Freundin**“, eine gleich wohlthätige, reinigende und veredelnde Wirkung üben, und bezüglich ihrer Anonymität die Erklärung des Herausgebers (der sich der Verlagshandlung übrigens genannt hat) in seinem Vorworte nicht unbeachtet bleiben, woselbst es am Schlusse heißt: „Der Verfasser verhehlt sich nicht die Nachtheile der **Anonymität**, unter welcher diese Aufzeichnungen erscheinen, da gerade bei Schriften wie die gegenwärtige der Name des Autors die Hauptbürgschaft zu gewähren hätte. Dessenungeachtet sieht sich derselbe für jetzt noch durch gebieterische Rücksichten von der Nennung seines Namens abgehalten — eines Namens, der übrigens in den wissenschaftlichen Kreisen nicht unbekannt ist und dessen Träger, was hinzuzufügen bei dem Mangel einer genügenden Autorität vielleicht nicht ganz unnöthig ist, sich überdies der ehrenvollsten öffentlichen Stellung und Anerkennung in der gelehrten Welt seit Langem zu erfreuen hat.“

59. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Vollständig in drei Bänden oder neun Lieferungen. 8. Geh. Preis des Bandes 5 Thlr.

Dem praktischen Arzte, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erschien in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung und 5 Thlr. für jeden Band.

Die Verlagshandlung hat von dem Werke gegenwärtig eine **neue Ausgabe in drei Bänden** veranstaltet, die auch einzeln zu dem Preise von 5 Thlr. für jeden Band nach und nach bezogen werden können. Das bisjetzt Erschienene und ein ausführlicher **Prospect** sind in allen Buchhandlungen zu haben.

60. **Fichte (I. H.), Anthropologie.** Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. 8. Geh. 3 Thlr.

Ein neues Werk des gleich seinem vielberühmten Vater höchst ausgezeichneten Philosophen, das aber nicht blos für das philosophische Publicum, sondern besonders auch für wissenschaftlich Gebildete überhaupt bestimmt ist und auch wegen seines in der Gegenwart vorzugsweise lebhaft verhandelten Gegenstandes die allgemeinste Beachtung verdient. Fichte's „Anthropologie“ ist weder ein „Lehrbuch“ noch eine „speculative“ Theorie, sondern eine **naturwissenschaftliche Untersuchung über das menschliche Seelenwesen**. Der Verfasser sucht in einfacher allgemein verständlicher Weise, ohne sich der philosophischen Kunstsprache zu bedienen, seine Ansichten zu entwickeln. „Wir wollten“, sagt er ferner unter Anderm, „nicht in Sachwalterart wie jetzt so häufig auch in wissenschaftlichen Dingen geschieht, durch imponirende Behauptungen bestechen, sondern langsam, aber desto nachhaltiger überzeugen. Denn wirklich trauen wir der hier vorgetragenen Ansicht die innere Kraft zu, daß sie auch im schlichtesten Gewande eines tiefüberzeugenden Eindrucks, einer geheim zwingenden Gewalt nicht entbehre .... Möge das gegenwärtige Werk auch in weitern Kreisen die Nebel und Vorurtheile zerstreuen helfen, mit welchen eine wissenschaftliche wie religiöse Halbbildung die heilbringendsten Wahrheiten noch immer bedeckt.“

61. **Hassel (L.), Die letzten Stunden des General-Polizei-Directors von Hinckeldey.** Beitrag zu seinem Nekrolog von einem Augenzeugen. 8. Geh. 5 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 36. —— 4. September 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neuere Werke über die Schweiz.

Zweiter Artikel. *)

Es ist begreiflich, daß Reisebeschreibungen vornehmlich darauf ausgehen, die Erscheinungen der Natur von ihrer rein äußerlichen Seite zu schildern; sie wollen möglichst vollständige Gemälde eines Landes geben und beachten daher wie der Maler nur die äußere Gestalt desselben, oder suchen wie dieser durch ihre Schilderung den allgemeinen Charakter oder, wenn man lieber will, die allgemeine Idee zur Anschauung zu bringen, die sich in dieser oder jener Gegend ausspricht, sei es die des Erhabenen oder des Romantischen, des Schauerlichen oder Lieblichmilden. Wenn ein Reisebeschreiber auch wol hier und da eine tiefergreifende Bemerkung über die Bildung des Landes, über dessen geologische Verhältnisse u. s. w. einfließen läßt, so kann er dieser, um dem eigentlichen Charakter seiner Darstellung nicht zu schaden, doch nur untergeordneten Werth beilegen, und auf keinen Fall darf er in den Zusammenhang der Verhältnisse eindringen und überhaupt die beschreibende Darstellung in eine abhandelnde, untersuchende verwandeln. Ist aber der ästhetische Naturgenuß, welcher einen Hauptzweck jeder Reisebeschreibung bildet, vollkommen berechtigt und gewährt er auch an sich vollkommene Befriedigung, so hat die Naturschönheit doch auch darin mit dem Kunstschönen Aehnlichkeit, daß der Genuß derselben wesentlich erhöht werden kann, wenn man sich der Gesetze bewußt wird, welche den Erscheinungen zugrunde liegen.

Dieser Betrachtung verdanken wir das Werk, welches wir zunächst zu besprechen haben. Die „Physik der Schweiz" von J. **Meyer** macht es sich zur Aufgabe, die mannichfaltigen Erscheinungen, welche den Reisenden in der Schweiz mit Bewunderung erfüllen, auch zum geistigen Verständniß zu bringen, indem der Verfasser die Kräfte, welche bei der Bildung jener Erscheinungen thätig waren, und die Gesetze, nach welchen jene Kräfte wirkten, in populärer Darstellung zu entwickeln und dem Laien in diesem Zweige des Wissens die Resultate der Wissenschaft näher zu bringen suchte. Um seinen Zweck vollständig zu erreichen, durfte er sich aber nicht auf eine Physik der Schweiz beschränken, er mußte vielmehr aus der allgemeinen Physik der Erde Alles hereinziehen, was das Verständniß der erstern fördern konnte, und man wird ihm den Vorwurf, hierin zu weit gegangen zu sein, mit Recht nicht machen können, weil er seine Aufgabe nur auf diesem Wege befriedigend lösen konnte. Namentlich war eine andere Darstellungsweise bei dem ersten, dem metereologischen Theile schlechterdings unmöglich, wo er es mit dem beweglichsten aller Elemente, mit der Luft zu thun hatte. Das Wetter wird eben seinen wesentlichsten Verhältnissen nach nicht in der Schweiz gemacht, sondern in oft sehr entfernten Regionen, und da spielt denn bekanntlich der obere und untere Passat die Hauptrolle: dieser normirt das Wetter in seinen großen Zügen, was noch von Vielen zu wenig erkannt ist. Modificirt wird dasselbe durch die besondere Configuration und Lage des Landes, in der Schweiz namentlich durch die Alpen, welche die Feuchtigkeit der Luft condensiren und zu reichlichen Niederschlägen veranlassen.

Im geologischen Theil ging der Verfasser wieder von der Voraussetzung eines unzulänglichen Wissens aus und erweiterte den Blick auf die allgemeinen Verhältnisse der Erde, ehe er auf den Gebirgsbau der Schweiz überging. Bei diesem war vor allem der Bau der Alpen als Tafelzone mit Centralmassen und der intensive, sehr ausgedehnte Metamorphismus, der hier geherrscht hat, zu berücksichtigen. Aus der Betrachtung der geologischen Verhältnisse der Alpen geht unzweifelhaft hervor, daß

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 32 d. Bl. f. 1855. D. Red.

die Erhebung derselben innerhalb eines sehr langen Zeitraums und in diesem in verschiedenen Epochen erfolgt ist, sodaß die Schichten, je älter sie sind, im Allgemeinen auch umsomehr gehoben wurden. Natürlich ist eine genaue Zeitangabe dieser mehrfachen Hebungen nicht möglich, da die Grundlagen, auf denen eine nähere Bestimmung der Hebungsepochen beruht, zur Zeit noch nicht die für alle Fälle wünschenswerthe Sicherheit gewähren. Nächst dem Bau der Alpen hat der Verfasser den Thalsystemen und deren Bedeutung die vollste Aufmerksamkeit gewidmet. Sie sind eine Hauptursache der Bewohnbarkeit der Alpen. Denn die zahlreichen Thäler, von denen diese durchzogen sind, bringen die dem Menschen nothwendigen Gaben der Natur hervor, und andererseits sind diese Thäler nicht voneinander abgeschlossen, sondern zu verschiedenen Thalsystemen vereinigt, in denen allen volle Communication ist. Alle Seitenthäler eines Systems sind gegen das Hauptthal geöffnet, das zur gemeinsamen bequemen Verbindungsstraße für alle wird, und von einem System in das andere führen theils über die Gebirgskämme, theils durch Querthäler oder über Längen- und Querjoche Pässe und Straßen, von denen die letztern das ganze Jahr dem Verkehr geöffnet sind. Der Hauptthäler in den Alpen, das Engadin nicht eingerechnet, das nicht mehr zum System der schweizerischen Alpenwelt gehört, sind sechs, die sämmtlich Stromthäler sind, nämlich die Thalsysteme der Rhone, der Aar, des Tessin, der Reuß, der Linth und des Rheins. Wir theilen die Stelle mit, in welcher der Verfasser auseinandersetzt, daß die Natur der Thalsysteme sich in der Lebensweise, im Charakter und in den politischen Verhältnissen auspräge, nicht weil sie sich etwa vor andern auszeichnet, sondern nur um unsern Lesern ein Beispiel der ruhig klaren und geschmackvollen Darstellung zu geben, welche das ganze Buch beseelt.

In jedem Thalsystem ist der Unterschied der relativen Höhe des Hauptthals und seiner Seitenthäler zu berücksichtigen, indem derselbe auf Klima, Naturerzeugnisse und den Lebenserwerb der Bewohner einen wesentlichen Einfluß ausübt. In dem wärmern Hauptthale gedeiht überall, wo der Boden anbaufähig ist, Getreide, schmackhaftes Obst, kräftiges Futter, in mehren dieser Thäler selbst Wein, Kastanien und Feigen, höher hinauf treten reichliche Waldungen auf, über denen die Alpenweiden liegen, bis zuletzt nackter Fels jedem organischen Leben eine Schranke setzt. In den Seitenthälern, welche sich häufig durch Felsengen, in denen meist beschwerliche Wege zu ihnen hinaufführen, gegen das Hauptthal öffnen, finden wir noch oft Obst- und Kornbau, herrliche, kräftige Wiesen sind aber vorherrschend und bedecken weiter hinauf nur noch allein die Thalfläche und die Gehänge. Durch die Hauptthäler ziehen aus den angrenzenden Ebenen die großen Verkehrsstraßen; hier liegen Städte und Dörfer oft nahe beieinander, während in den Seitenthälern, besonders im höher gelegenen Theil derselben, die kleinen Ortschaften nicht selten aus zerstreuten Wohnungen bestehen. Durch die Thalebene der Hauptthäler ist Viehzucht und Landbau, städtische und ländliche Sitte verbreitet, in den bedeutendern Städten wird wissenschaftliche Bildung gepflegt, und ihre Lage an den großen Alpenstraßen begünstigt einen mannichfachen kaufmännischen Verkehr. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens erleichtert die Cultur desselben, die überall soweit geht, als klimatische Verhältnisse oder besondere Rücksichten und Interessen es gestatten, und wo bei steigender Bevölkerung der Boden nicht mehr Allen eine Nahrungsquelle ist, da hat die Noth oder Unternehmungsgeist und Aemsigkeit den Gewerbfleiß ins Leben gerufen, der den dürftigen Bewohnern des Hauptthals und der angrenzenden Seitenthäler eine ernährende Arbeitsquelle eröffnete. In den Seitenthälern dagegen, wenn hier und da auch Ackerbau nicht ganz fehlt, ist Viehzucht und Milchwirthschaft, Hirtenleben und einfache Lebensweise vorwaltend. Sie, die hoch in die Luft erhoben sind, bindet Nachbarschaft und das Bedürfniß ihrer Bewohner an das Hauptthal; ihre Bevölkerung bringt daher den Bewohnern des Hauptthals Holz und die Erzeugnisse ihrer Heerden, oder auch Gegenstände ihres häuslichen Kunstfleißes, um sich dort ihren Lebensbedarf an Nahrung und Kleidung zu kaufen und einzutauschen. So wird das Hauptthal ein Versammlungs- und Marktplatz für die Seitenthäler, und da es seinerseits gleichfalls derselben bedarf, wird ein bedeutendes Gebiet und eine bedeutende Volksmasse durch wechselseitiges Bedürfniß auf natürliche Weise zusammengehalten. Diese Zusammengehörigkeit einerseits und andererseits der Umstand, daß Gebirge den Menschen mehr als irgendetwas Anderes auf dem festen Lande absondern, bringen bei den Bewohnern jedes größern Thalsystems in Sitten und Gebräuchen und in der ganzen Art zu leben Eigenthümlichkeiten hervor, durch die sie sich stets von den Bewohnern der Ebene unterscheiden. Ueberhaupt lassen sich in der Schweiz nirgends mehr als hier die Einflüsse des Bodens und des Klimas auf den Menschen erkennen, und wenn Land und Volk auch in andern Gegenden unstreitig in natürlicher Verbindung zueinander stehen, so scheint sie doch hier eine viel innigere zu sein. Ohne in specielle Erörterung einzutreten, erinnere ich nur daran, wie in Gebirgen und ganz besonders im Hochgebirge mehr als irgendwo der Mensch auf sich selbst gestellt ist und Schwierigkeiten zu überwinden hat, die der Bewohner der Niederung nicht kennt. Aus mehr als einem Grunde dem Luxus und der Verweichlichung schwerer zugänglich, sind daher die Bewohner dieser stets von reinen Lüften umgebenen Alpenhöhen kräftigen Geistes, von starken Nerven und großer Muskelkraft; und da mit rüstigem Wesen und selbstbewußter Kraft Muth und Unabhängigkeitssinn auf natürliche Weise gepaart sind, so erklärt es sich dadurch sowol wie durch die isolirende Gebirgsnatur, warum wir hier vorzüglich unsere rein demokratischen Verfassungen finden.

Das Mittelland zwischen den Alpen und dem Jura ist dadurch charakterisirt, daß man in demselben lauter Erosionsthäler und sehr viele Erosionsketten findet; doch haben die Erosionswirkungen auch in den Alpen eine sehr große Rolle gespielt. Im Mittellande haben die sogenannten erratischen Blöcke von jeher die Aufmerksamkeit erregt und wegen ihrer Größe lange schon als eine merkwürdige Erscheinung gegolten. Die meisten von ihnen haben zehn bis mehre Hundert, viele mehre Tausende, ja einige sogar 60 — 100,000 Kubikfuß Körperinhalt. Dieses Phänomen ist bekanntlich auf der nördlichen Erdhäfte allgemein, und es scheint, daß um alle ihre Hochgebirge Trümmer ihrer Masse, namentlich der krystallinischen Gesteine, strahlenweise weithin durch die Thäler und über die Ebenen verstreut sind. Der Verfasser führt uns die verschiedenen Hypothesen vor, welche diese Erscheinung zu erklären suchen, und stimmt der zuerst von Agassiz aufgestellten Eeklärungsweise bei, daß die Wanderblöcke durch Bewegung der Gletscher an ihren nunmehrigen Standort gebracht worden seien. Und in der That scheint diese Ansicht auch die wahrscheinlichste zu

sein, da sie eine Menge von einzelnen Erscheinungen erklärt, die auf andere Weise nicht begriffen werden könnten.

Bei dem Jura bekämpft der Verfasser die bis heute noch weit verbreitete Ansicht, daß derselbe aus lauter parallelen Ketten bestehe. Es ist derselbe allerdings eine Kettenzone, aber in Vereinigung mit Plateaus; die Ketten, welche zwei Normalrichtungen haben, sind untereinander vielfach verbunden und manche lösen sich sogar gabelförmig voneinander ab.

Das Ganze schließt mit der Betrachtung der hydrologischen Verhältnisse, wobei besonders die ältere Deltabildung hervorgehoben wird, durch welche die Seen beträchtlich an Ausdehnung verloren haben. Diese Geschiebebildung dauert übrigens noch immer fort mit gleichem, wenn auch erst in langem Zeitraum bemerkbarem Erfolg.

Wie der Verfasser in dem Vorwort selbst angibt, verband er mit seinem Buche die Absicht, einem größern Kreise gebildeter Leser ein Hülfsmittel darzubieten, durch welches sie zu einer klaren Einsicht in die großen Naturerscheinungen der Schweiz gelangen könnten; wir glauben, daß er diesen Zweck auf das vollständigste, ja daß er auch noch mehr erreicht hat, indem er den Leser zugleich mit den allgemeinen Gesetzen und mit der Geschichte der Erdbildung bekannt gemacht und eine große Menge von Erscheinungen erklärt hat, welche keineswegs auf die Schweiz beschränkt sind, sodaß das Buch auch eine ebenso gründliche als klare Einleitung in die Geologie genannt werden kann. Wir wünschen, daß es ein recht zahlreiches Publicum gewinne; selbst Männer von Fach werden es nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Wir gelangen an die letzte Reihe derjenigen Schriften über die Schweiz, welche wir an der Spitze unsers ersten Artikels verzeichnet haben; sie betreffen die Geschichte und die politischen Verhältnisse der Schweiz. Unterdessen ist uns aber zu den zwei früher verzeichneten noch eine dritte zugekommen, welche wir sogleich besprechen wollen, weil sie die frühere Geschichte betrifft, während jene sich mit der neuern beschäftigen. Wir meinen Karl Monnard's „Schweizerbilder aus der Geschichte des 18. Jahrhunderts".*) Der Name des Verfassers, eines Waadtländers, hat in der Schweiz einen guten Klang; als Gelehrter und als Staatsmann gleich hochgeachtet, erwarb er sich vorzüglich dadurch hohes Ansehen, daß er bei seiner gründlichen Kenntniß deutscher Wissenschaft und Literatur den Zusammenhang zwischen den beiden Haupttheilen der schweizerischen Bevölkerung vermittelte und durch die gewandte und geistreiche Weise, mit welcher er diese Vermittelung behandelte, auf den ehemaligen Tagsatzungen eine hervorragende Stellung einnahm, die umsomehr Gewicht erhielt, als man in seinen Ansichten zugleich die Stimme seines Heimatcantons verehrte, da er in demselben lange Zeit der einflußreichste Mann war, wie er denn häufig zum Präsidenten des waadtländischen Großen Raths ernannt wurde. Monnard war während der dreißiger Jahre eines der Häupter der radicalen Partei; später trennte er sich von derselben und nahm einen Ruf an die Universität Bonn an, wo er noch gegenwärtig wirkt. Als Schriftsteller machte er sich vorzüglich durch die treffliche französische Uebersetzung von J. von Müller's „Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft" nebst deren Fortsetzung von Glutz-Blotzheim*), sowie durch die weitere Fortsetzung des Werks vom Jahr 1715—1815 bekannt. Im vorliegenden Buche hat er eine gedrängte Darstellung der fünf Bände gegeben, welche jene von ihm bearbeitete Fortsetzung bilden. Doch hat er hierbei einem ununterbrochenen Leitfaden oder kurzen Abrisse aller Begebenheiten eine Auswahl einzelner Bilder vorgezogen, aus deren Zusammenstellung jedoch ein getreueres und lebendigeres Gesammtbild des 18. Jahrhunderts mit Inbegriff der helvetischen Revolution entsteht, was gewiß nur zu billigen ist, da hierdurch die Möglichkeit gegeben war, diese einzelnen hervorragenden und die Richtung der ganzen Zeit bestimmenden und erklärenden Bilder mit größerer Ausführlichkeit und als selbständige Ganze zu behandeln.

Das Werk ist ursprünglich französisch, in der Muttersprache des Verfassers geschrieben; er hat es aber selbst in das Deutsche übersetzt. Wir wünschten, daß alle Uebersetzer ihre Aufgabe so gut erfüllen möchten als Monnard, dem nur sehr selten Fehler entwischen, und zudem Fehler, die eben nur ein Fremder begehen kann (z. B. wenn er die Mehrzahl „Gehälter" statt „Gehalte" bildet, S. 217). Dagegen vermeidet er die in den gewöhnlichen Uebersetzungen sonst sehr häufig vorkommenden Fehler, welche auf Misverständniß und Unkenntniß des französischen Ausdrucks beruhen**); ebenso wenig läßt er sich zuschulden kommen, französische Phrasen wörtlich ins Deutsche zu übersetzen, was den Lohnübersetzern so häufig begegnet; und so wird man nur dadurch auf die ursprünglich französische Abfassung des Werks aufmerksam gemacht, daß es ganz in französi-

*) Schweizerbilder aus der Geschichte des 18. Jahrhunderts. Von Karl Monnard. Deutsche, vom Verfasser besorgte Ausgabe. Elberfeld, Friderichs. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

*) Glutz-Blotzheim führte die Geschichte nur bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts; ihm folgten J. J. Hottinger, der die Zeit der Reformation erzählte, und Vulliemin, der die Geschichte der Schweiz bis zum Jahre 1715 ursprünglich in französischer Sprache schrieb und zugleich den von Hottinger verfaßten Theil ins Französische übersetzte.

**) Es ist uns nur ein einziger Fehler dieser Art aufgefallen. Es ist nämlich (S. 210) der französische Ausdruck maréchal de camp durch „Feldmarschall" wiedergegeben; diese Uebersetzung aber, die allerdings sehr häufig gefunden wird, ist durchaus unrichtig. Maréchal de camp bezeichnet nämlich einen General, der dem Grade nach erst auf den Generallieutenant folgt, und jenes Wort entspricht somit unserm „Generalmajor". Wir wissen nicht, wenn es aufgekommen ist, es war aber schon unter Ludwig XIV. gebräuchlich, weshalb es auch, als dieser Spanien für seinen Enkel erobert hatte, in das Spanische überging (mariscal de campo) und mit den Spaniern nach Neapel kam (marescalco di campo). Durch die Revolution wurde die Benennung maréchal de camp wie auch der Titel lieutenant-général abgeschafft und es traten die Ausdrücke général de brigade, général de division an deren Stelle; die Restauration führte jene Ausdrücke wieder ein; mit der zweiten Republik verschwanden sie aber wieder. Dem deutschen „Feldmarschall" entspricht im Französischen das einfache maréchal oder gewöhnlicher die Benennung maréchal de France.

schem Geist abgefaßt ist. Wir machen dem Verfasser deshalb keinen Vorwurf, wir tadeln nicht einmal, daß er in seiner Darstellung den geistvollen Mignet zum Muster genommen und sich offenbar ganz nach demselben gebildet hat; aber das kann man nicht gut heißen, daß er eine besondere Eigenthümlichkeit desselben in beinahe übertriebener Weise nachgeahmt hat, eine Eigenthümlichkeit, die übrigens in der neuern französischen Literatur, in den wissenschaftlichen Werken wie in den Romanen und Tagesschriften, stereotyp geworden ist und darin besteht, daß man durch kurze Schlagsätze, wenn ich mich so ausdrücken darf, die sich zudem meist zu Antithesen gestalten, einen plötzlichen Effect hervorzubringen sucht. Eine solche Manier ist der Würde des historischen Stils keineswegs angemessen und wirkt durch häufige Anwendung überaus unangenehm, wie ein Gemälde, in welchem der Haupteffect in der Zusammenstellung greller Farben liegt. Abgesehen von diesem wesentlichen Mangel ist die Darstellung durchaus erfreulich, sie bewegt sich klar, ruhig und würdevoll; der Ausdruck ist gewählt und bestimmt, und man wird sich nicht leicht genöthigt sehen, einen Satz zwei oder mehre male lesen zu müssen, um zu seinem Verständniß zu gelangen, ein sehr untergeordnetes Verdienst allerdings, aber bei uns eben nicht sehr häufig.

Das 18. Jahrhundert ist, wie für die meisten übrigen Länder Europas, so auch für die Schweiz eine Zeit der Schmach und der Erniedrigung. Es charakterisirt sich dadurch, daß die herrschenden Geschlechter in den aristokratischen Cantonen ihre Macht stets erweitern und von Jahr zu Jahr mehr misbrauchen. Die nämliche Erscheinung tritt uns sogar in den demokratischen Cantonen entgegen, wo sich im Laufe des 17. Jahrhunderts einzelne Familien in den Besitz einer fast erblichen Macht gesetzt hatten, die sie mit um so größerer Schamlosigkeit ausübten, als sie sich äußerlich den Schein gaben, nur den Willen des souveränen Volks zu erfüllen. Eine Hauptursache, warum der aristokratische Geist in den großen und kleinen Cantonen unter den entgegengesetztesten politischen Formen so zunahm, war der Fremdendienst; dieser bildet den Faden, an dem sich die Geschicke der Eidgenossenschaft während des 18. Jahrhunderts entwickeln. Im Dienste der fremden Fürsten erwarben sich die Söhne der Patricier oder der herrschenden Geschlechter Reichthum und Ehrenbezeugungen jeglicher Art, die an sich schon dem republikanischen Wesen widerstreben. Noch schlimmer war es, daß sie in der Nähe der Fürsten mit dem Geiste des höfischen, bei den Armeen mit dem des militärischen Absolutismus vertraut wurden und diesen, wenn sie im Alter zurückkehrten, in die Heimat übertrugen. Durch den Fremdendienst wurde ferner die Eidgenossenschaft dem Einfluß der fremden Diplomatie preisgegeben, welche unter dem Vorwande, militärische Dienste zu belohnen, oder der Erlaubniß, Werbungen in den Cantonen vornehmen zu dürfen, die einflußreichsten Männer, ja ganze zahlreiche Familien durch großartige Bestechungen in ihr Interesse zog; und da sich vorzüglich zwei Mächte, Oestreich und Frankreich, um die Hülfe der Schweizer stritten, entstand eine Nebenbuhlerei im Werbungsgeschäft und eine leidenschaftliche Vorliebe für diese oder jene Fahne. Die frühern Parteiungen verschwanden, aber an ihre Stelle traten neue; und es waren nicht mehr vaterländische Interessen, die man verfocht, sondern fremde: die Eidgenossen zerfielen in Kaiserliche und Franzosen. Besonders war dies in den demokratischen Cantonen der Fall; die blutigen, gräuelvollen Wirren in Zug (1729—36) und in Schwyz (1763—65) hatten ihre Hauptquelle in dem Fremdendienst und dem Einfluß der auswärtigen Höfe. Eine andere Quelle des Verderbens lag in einem zweiten, dem Wesen einer republikanischen Verfassung ebenso widerstrebenden Umstande, darin nämlich, daß die Cantone, die aristokratischen Städte wie die demokratischen Orte Unterthanenländer hatten und, was das Schlimmste war, daß viele dieser Länder von mehren Cantonen gemeinschaftlich beherrscht wurden. Hier theilten sich zwei, dort drei, anderswo acht Cantone in die Herrschaft, und ein Theil der italienischen Schweiz war sogar 12 Cantonen zugleich unterworfen, welche abwechselnd Landvoigte in die Unterthanenländer schickten. War der Druck schon bedeutend, wenn ein Land einem einzigen Canton unterworfen war, wie z. B. in der Waadt, die ein Unterthanenland der Republik Bern war, so überstieg er in den sogenannten „gemeinen Herrschaften" alle Begriffe. Die Landvoigte, welche nur kurze Zeit im Amte blieben, benutzten sie mit der gräßlichsten Schamlosigkeit, um sich große Reichthümer zu erwerben; das Volk wurde mit der abscheulichsten Willkür behandelt, was nicht selten blutige Empörungen hervorrief, welche zu neuen Quellen des Elends für die armen Länder wurden.

Ein solcher Zustand konnte unmöglich Bestand haben, und da die Herrscher in den aristokratischen wie in den demokratischen Cantonen viel zu beschränkten Geistes und vor allem viel zu selbstsüchtig waren, als daß sie von selbst Reformen angebahnt hätten, so blieb dem Volke nichts übrig, als zur Revolution seine Zuflucht zu nehmen, eine Revolution, die den doppelten Zweck haben mußte, das lose Band der Föderation, welches die Cantone aneinanderknüpfte, fester zu schließen, aus den 13 Staaten nebst ihren Bundesgenossen, den sogenannten zugewandten Orten, und den Unterthanenländern ein festeres, lebensvolleres Ganzes zu bilden, ohne die eigenthümliche Entwickelung der einzelnen Theile zu stören, und zweitens das widernatürliche Verhältniß von herrschenden und Unterthanenländern zu vernichten, sowie in den aristokratischen Cantonen den Vorrechten der herrschenden Geschlechter ein Ende zu machen und allen Bürgern gleiche politische Rechte zu ertheilen.

So wenig das Volk seit dem Bauernkriege Neigung bezeigte, sich des harten Drucks zu entledigen, so war es keineswegs eingeschlafen; die Versuche des Majors Davel (1723), der das Waadtland von der Tyrannei Berns zu befreien strebte, und des großartigen Henzi (1749), der seiner Vaterstadt Bern die alte Freiheit wie-

derzugeben und die stolze Aristokratie zu stürzen beabsichtigte, hätten diese mahnen sollen, daß die Zeit heranrücke, da es nicht mehr von ihrem freien Willen abhängen würde, die verfaulten Formen des Staats umzugestalten; allein sie verstanden diesen Ruf nicht, ja sie blieben taub, als schon der Aufruhr an den Thoren klopfte und die Französische Revolution die unterdrückten Völkerschaften mit Muth und Hoffnung erfüllte.

Monnard schildert uns diese Zustände vor dem Ausbruch der helvetischen Revolution in einer Reihe von wohlgelungenen Bildern, in denen er sich nicht blos als gewandter und unparteiischer Erzähler, sondern auch als trefflicher Charakteristiker zeigt, sei es, daß er die einzelnen Personen, wie Davel oder Henzi, in ausführlicher Schilderung darstellt, oder nur in glücklicher Zusammenstellung der wesentlichsten Charakterzüge zeichnet, wie den Demagogen Schumacher in Zug, oder endlich durch Mittheilung bedeutender Einzelheiten charakterisirt, wie den General von Reding und dessen heldenmüthige Gattin in Schwyz. Unter den gelungensten Theilen des Buchs heben wir namentlich die Erzählung der Wirren in den demokratischen Cantonen Zug und Schwyz hervor; es können so bewegte und verwirrte Zustände nicht klarer und anschaulicher dargestellt werden. Ein besonderes Interesse gewährt der Abschnitt „Neuenburg und sein Fürst Friedrich II." (1758—68), weil der an Herrschen gewöhnte Charakter des Königs darin zur vollsten Anschauung gebracht wird, der freilich in seinen deutschen Erbstaaten nicht daran gewöhnt war, eine Antwort zu hören, wie sie einer der ersten Beamten von Neuenburg dem Vicestatthalter Michel ertheilte. Als dieser nämlich in drohenden Worten von der Macht des Königs sprach, um die Gemüther einzuschüchtern, erwiderte ihm jener Beamte, der leider nicht genannt wird: „Die Macht des Königs ist jederzeit der Gerechtigkeit untergeordnet."

Obgleich das 18. Jahrhundert, wie wir oben gesagt haben, auch für die Schweiz eine Zeit der Schmach und der Erniedrigung ist, so fehlt es doch keineswegs an bedeutenden Erscheinungen, aus denen schon damals mit Sicherheit entnommen werden konnte, daß der kräftige und tüchtige Geist des Volks keineswegs vernichtet war. Die schon erwähnten Davel und Henzi durften schon als Bürgschaft für das endliche Herannahen einer bessern Zukunft gehalten werden, und selbst die Gräuel, die Zug und Schwyz erfüllten, sind nicht ohne einen gewissen großartigen Hintergrund. Und als die Tage kamen, welche die alte Eidgenossenschaft vernichteten, um aus ihren Trümmern eine neue, bessere zu gestalten, entwickelte selbst die Aristokratie eine Thatkraft und einen Muth, der selbst die französischen Heere mit Bewunderung erfüllte. Die Kämpfe im Canton Bern, in Nidwalden, in Schwyz stehen denen der alten Zeiten an Größe gleich, wenn sie auch nicht, wie jene, mit dem Siege gekrönt wurden. Die alte Eidgenossenschaft mußte fallen, weil sie ihrem Ursprung untreu geworden war; aber auch ihr Fall zeigte, daß der alte Heidengeist nicht erstorben war. Sie ist gefallen, aber nicht die französischen Heere haben sie besiegt, sondern die eigene innere Auflösung, die sich zum Theil darin offenbarte, daß jeder Canton nur an sich dachte und bei der Gefahr, die den Bundesgenossen und Nachbar bedrohte, ruhig blieb, weil er in seiner Blindheit hoffte, daß sie an ihm vorübergehen würde, zum größten Theil aber darin ihren Grund hatte, daß das Volk die langersehnte Gelegenheit ergriff, die ihm von den aristokratischen Regierungen vorenthaltene Freiheit wiederzuerobern.

Nicht die französischen Waffen haben die helvetische Revolution hervorgerufen; sie hatte schon im Jahre 1781 in Genf begonnen und war, wenn auch zeitweise unterdrückt, wieder mächtiger aufgetaucht, als Frankreich der Aristokratie keine Hülfe mehr gewährte; sie hatte in Zürich, sie hatte in der Waadt das Haupt erhoben, aber sie würde nicht sobald gesiegt haben, wenn Frankreich seine Heere nicht in das Land geschickt hätte. Es geschah dies 1798. Bern zeigte sich in diesem Kampfe der Vorfahren würdig; der letzte Schultheiß, Nikolaus Friedrich von Steiger, erinnerte an die großen Gestalten der Vergangenheit; es schien, als ob die berner Aristokratie im Todeskampf die alte Größe wieder erhielte, die sie seit langer Zeit verloren hatte. Doch bethätigte sie dies nur im Angesicht des Feindes, nicht in den Rathsälen; in diesen herrschte Unschlüssigkeit und Rathlosigkeit, die weit verderblicher wurden als die französischen Waffen. Denn die widersprechenden, von Verblendung und Hoffnungslosigkeit zeugenden Befehle entmuthigten die Truppen und erfüllten sie mit Verdacht gegen ihre Obersten, von denen mehre als Opfer desselben fielen, und zudem gingen die Soldaten nur mit halber Freudigkeit in den Kampf, da sie wohl wußten, daß ihr Sieg die Unterdrückung des Volks nur befestigen könne. Es kam bei einzelnen Heeresabtheilungen sogar zum offenen Aufruhr, bei andern war der Ungehorsam so mächtig geworden, daß sie ihre Stellung nach eigenem Gutdünken wechselten, sodaß der Oberfeldherr, General Karl Ludwig von Erlach, oft nicht wußte, wo seine Truppen standen und über welche er verfügen könne. Aber sobald es wirklich zum Kampfe kam, fand man die alten Schweizer wieder. So schlugen sie am 5. März unter dem General Greffenried die viel stärkern Franzosen bei Neueneck; „begeisterte Bataillone, Landsturmhaufen, Greise mit weißen Haaren, heldenmüthige Weiber zwangen die Sieger Italiens, die Fluten der Sense fliehend zu durchwaten. Das Schlachtfeld war mit erschlagenen Feinden bedeckt". Unglücklich fiel dagegen das Gefecht bei Fraubrunnen aus, das an demselben Tage unter Erlach geliefert wurde; aber es ward dasselbe zu einem ebenso glänzenden Zeugnisse schweizerischer Tapferkeit. Den 16—17,000 Franzosen unter Schauenburg hatten die Berner nur 6 — 7000 Mann und den schlecht bewaffneten Landsturm entgegenzusetzen. Das officielle Tageblatt der französischen Regierung spricht mit Bewunderung von

> diesem mörderischen Kampf, wo massenhaft aufgebotene und von talentlosen Befehlshabern angeführte Milizen die größten

Beweise des Muths und der Verzweiflung an den Tag legten. Diese braven Leute, zerstreut und ohne andere Waffen als Sensen und Stecken, stellten sich vor die ehernen Schlünde und ließen sich von den Kartätschen niederschmettern. Wenn die französischen Soldaten sie schonen wollten und ihnen zuriefen, sich zu ergeben, warfen sie sich auf die Kanonen, um das Vorrücken gegen die Hauptstadt zu verhindern. Weiber sogar hielten die Räder fest und stellten sich vor die Mündung, um die Wirkung des Geschützes zu schwächen. Ströme von Blut rötheten den Boden des düstern Waldes. Allein den vaterländischen Muth überwanden die Zahl und die Kriegskunst.

Fünf mal geworfen, nahmen die Berner nach kurzem Rückzuge wieder feste Stellung, das letzte mal im Grauholz, wo sie wieder 2½ Stunde mit der größten Tapferkeit gegen die Uebermacht des Feindes kämpften. Schauenburg schrieb an das Directorium:

Ich bin es der Wahrheit schuldig, mein Erstaunen auszusprechen, daß Truppen, die seit 200 Jahren keinen Krieg geführt, fünf aufeinander folgende Treffen muthig bestanden, und kaum aus einer Stellung vertrieben, eine andere einzunehmen wußten.

Der Verfasser erzählt einzelne Züge von Tapferkeit und Hingebung, welche wir hier mittheilen, weil sie lauter sprechen als selbst die bewundernde Anerkennung des Feindes.

Ein siebzigjähriger Senator, Effinger, begibt sich, seinen Magistratsdegen in der Hand, zwei Pistolen im Gürtel, zur Armee, führt eine Grenadiercompagnie ins Feuer und wird verwundet und gefangen. — Fünf Franzosen erblicken auf dem Kampfplatz im Grauholz unter den Todten einen riesigen Mann, der noch athmet. Sie fodern ihn auf, sich zu ergeben. Obgleich schon verwundet, ergreift er sein Gewehr, zielt und erschießt den ersten, der sich naht. Die vier andern umringen ihn; drei schlägt er mit dem Kolben nieder. Durch die Verblutung erschöpft, erdrückt er den vierten in seinen Armen und stirbt. — Ein Bauer, als er am Morgen des 5. März das Gewehrfeuer hört, ruft Frau und Töchter herbei, fällt mit ihnen auf die Knie, fleht zum Himmel, liest ein Capitel aus der Bibel, ergreift eine Hellebarde, theilt andere seinen Gefährtinnen aus, gibt ihnen seinen Segen und führt sie in das Gefecht, wo sie als Opfer ihrer Ergebenheit fallen.

Zu diesen Zügen hätten noch viele andere, zum Theil noch bedeutsamere, angeführt werden können. Bei Fraubrunnen fochten 260 Weiber und Mädchen mit Feldgeräthschaften, von denen 180 fielen. Eine, Namens Glar, fiel mit beiden Töchtern und drei Enkelinnen, von denen eine nur 11 Jahre alt war. Zu Fraubrunnen war ein Waibel, ein reicher, braver Landmann. Am 4. März kommen zwei Berner zu ihm und finden ihn, wie er mit seinem ganzen Haus auf den Knien im Gebet liegt. Dann steht er auf, geht mit seinem ältesten Sohn, dessen Frau und den Bernern in die Kammer und sagt: „Hier sind wir Drei, um zu schwören, daß wir die uralte Freiheit und den letzten Tag des Vaterlandes nicht überleben wollen. Wollt ihr auch schwören?“ Einer schwur mit. Am folgenden Tage, da die Schlacht im Grauholz verloren ging und Bern fiel, fand man ihn, seine Schwiegertochter und den Berner beieinander todt. Schertenleib von Krauchthal, ein greiser Landmann von 70 Jahren, führte bei Fraubrunnen eine Compagnie an, stand am Ende beinahe allein und ward im Kampf von einem Husaren niedergehauen.

Die Einheitsverfassung, welche nunmehr in der Schweiz eingeführt wurde, fand vorzüglich in den Bergcantonen vielfachen Widerstand, ihre Annahme konnte auch nur mit Waffengewalt erzwungen werden. Die Kämpfe in Schwyz und Nidwalden sind noch großartiger als der in Bern, von dem wir eben berichtet haben, allein wir müssen unsern Lesern überlassen, die treffliche Schilderung derselben in dem Werke Monnard's nachzulesen. Wir können ihm ebenso wenig in seiner weitern, den Krieg in den Alpen betreffenden Schilderung folgen, in welchem bekanntlich Suworow mit seinen Russen erschien; auch seine Darstellung von dem Ende der helvetischen Republik müssen wir übergehen, an deren Stelle die von Napoleon dictirte Mediationsverfassung trat. Die helvetische Republik mußte untergehen, weil sie nicht aus dem Volke hervorgegangen war und die geschichtliche Entwickelung der Eidgenossenschaft miskannt hatte; aber sie blieb nicht ohne Früchte, sie rief die Idee eines allgemeinen schweizerischen Vaterlandes hervor, die weder während der Napoleon'schen Herrschaft noch unter der Restauration wieder verloren ging und endlich 1847 durch die neue Bundesverfassung den den schweizerischen Verhältnissen allein angemessenen Ausdruck fand, indem der neue Bund den von der helvetischen Republik begangenen Irrthum der Centralisation vermied und zwar die Cantone zu einer festen, geregelten Einheit dem Auslande gegenüber verband, ihnen dagegen in ihren innern Verhältnissen die vollkommenste Freiheit der Bewegung ließ.

Den Schluß des Werks bildet eine gedrängte, aber inhaltsreiche Uebersicht des „Geistigen Lebens in der Schweiz während des 18. Jahrhunderts“, in der wir besonders auf die Stelle aufmerksam machen, welche das Vereinswesen und dessen wohlthätigen Einfluß auf die Gesammtentwickelung der Eidgenossenschaft in lebendigen Zügen darstellt und auf dessen hohe Wichtigkeit wir schon in unserm ersten Artikel aufmerksam gemacht haben. Diese Umrisse des geistigen Lebens, welche der Verfasser allzu bescheiden „leicht hingeworfen und unvollständig“ nennt, schließt er mit einer glücklichen Zusammenstellung, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen, da sie ein vortreffliches Bild der geistigen Bewegung gibt, welche im vorigen Jahrhundert der Schweiz selbst einen bedeutsamen und fruchtreichen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Literatur gab.

Die Bevölkerung der Schweiz erreicht diejenige von fünf oder sechs französischen Departements mittlerer Größe oder des Erzherzogthums Oestreich; geringer als die von Schlesien oder Belgien, übersteigt sie um Weniges diejenige Dänemarks und kommt nur der Hälfte der Bevölkerung Baierns gleich. Und doch in einem Zeitraum von weniger als einem Jahrhundert entwickelt dieses kleine Land wissenschaftliche Anstalten, vervollkommnet die Erziehungswissenschaft, bringt eine Menge Gelehrte, Schriftsteller und Künstler hervor, die wir nicht alle nennen, nicht einmal zählen können, und deren mehre die Wissenschaft und die schönen Künste bedeutend fördern; es offenbart Europa die Macht des Vereinswesens und stellt zugleich das Vorbild freier, dem Gemeinwohl gewidmeter Gesellschaften auf. Im Laufe desselben Jahrhunderts sucht man allein im Waadtland Erzieher für einen Erbprinzen von Hessen-Kassel,

für den Erbprinzen, nachmaligen König von Dänemark, sowie für die zwei Großherzoge, die nacheinander das Scepter des russischen Reichs zu führen bestimmt waren. Während der nämlichen Zeit glänzen in der Schweiz über jenen bekannten oder gar berühmten Namen die Namen einiger Auserwählten als Reformatoren der Literatur, Eroberer im Gebiete der Wissenschaft oder kühne Denker, die den Boden der Intelligenz oder der Gesellschaft umarbeiten: Bodmer und Breitinger, die Euler und die Bernoulli, Bonnet und de Saussure, Tronchin und Tissot, Johannes von Müller und von Bonstetten, Lavater und Geßner, Necker und Frau von Staël, Haller, einzeln in seiner Größe, wie J. J. Rousseau durch seinen Charakter und seinen Einfluß. Endlich zeigt sie der gesitteten Welt den Verbesserer der Volkserziehung, den werdenden Pestalozzi, einen himmlischen Schatz im irdenen Gefäße. So erleuchten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Gipfel der Alpen.

Die helvetische Republik hatte statt Einheit die größte Zwietracht hervorgerufen; das Leben der Cantone war zu kräftig, als daß es in der Centralisation hatte aufgehen können. Daher war die Zeit der helvetischen Republik eine Reihe von Kämpfen und Revolutionen, welche schon deshalb nicht zu irgendeiner Entscheidung führen konnten, da sich die Parteien ziemlich gleich standen. Wie der französischen, so machte Napoleon auch der helvetischen Revolution ein Ende. Er ließ die Schweiz besetzen, berief eine helvetische Consulta nach Paris und legte ihr seine Willensmeinung vor. Monnard sagt:

Er beleuchtete die Angelegenheiten der Eidgenossenschaft, der Cantone und der Parteien mit einer Sachkenntniß, die wie das Ergebniß eines vieljährigen Nachdenkens erschien. Große Gedanken hinwerfend, ließ er von seinen Lippen die Orakelsprüche fallen, die Helvetiens Schicksal bestimmten. Die den Umständen so fein angepaßte Mediationsacte war in den Augen der Zeitgenossen und ihrer Nachkommen ein Meisterwerk von Vorsicht, Weisheit und Scharfsinn. Der hohe Sinn des Ersten Consuls verschmolz wunderbar die Ueberlieferungen der vorigen Jahrhunderte mit den wichtigsten Fortschritten der neuern Zeit; mit seiner Menschen- und Staatenkenntniß verlangte er von allen Parteien die für eine dauernde Versöhnung nothwendigen Opfer. Einem fünf Jahre lang von Unruhen und Krieg zerrissenen Lande gab er den Frieden, und diesen Frieden besiegelte die Erkenntlichkeit der Nation.

Aber bei alle Dem konnte die Mediationsacte ebenso wenig Bestand haben als die helvetische Republik, weil sie wie jene von der Fremde aufgedrungen war, und als die Macht, vor der sich die Schweiz wie ganz Europa hatte beugen müssen, unterging, folgte ihr die Mediationsverfassung nach. Wie überall traten die alten Zustände soviel als möglich wieder hervor, und insbesondere drängten sich in der Schweiz die alten Aristokratien wieder ein. Aber ihr Wiedererscheinen war keineswegs so glänzend als ihr Fall; sie waren im Kampfe gegen fremde Bayonnete untergegangen; fremde Einmischung half ihnen die verlorene Gewalt wieder erwerben. Die Restauration war nach jeder Beziehung hin durch Rückschritte bezeichnet, in den allgemein eidgenössischen wie in den cantonalen Verhältnissen. Der Bund verlor seinen Zusammenhang und seine Kraft; in den Cantonen verlor das Volk seine politischen Rechte, es war von den Errungenschaften der helvetischen Revolution die einzige, freilich bedeutungsvolle gerettet worden, daß das widernatürliche Verhältniß von Unterthanenländern nicht wiederhergestellt wurde, jene Landestheile vielmehr eigene Cantone blieben oder, wenn sie nicht selbständig wurden, doch mit den übrigen Theilen der Cantone, mit denen sie vereinigt waren, gleiche Berechtigung erhielten. Nur im Canton Schwyz war dies nicht ganz der Fall, indem die äußern Bezirke den innern in einem gewissen Sinne noch unterworfen waren. Die Ideen, welche die helvetische Revolution hervorgerufen hatte, hatten aber im Volke allzu kräftige Wurzeln geschlagen, als daß sie hätten vollständig besiegt oder vernichtet werden können. Sie tauchten fortwährend wieder auf, und es bedurfte für sie nur einer günstigen Gelegenheit, um wieder zur Geltung zu gelangen. Diese bot die pariser Julirevolution von 1830. Zwar waren schon vor derselben bedeutende Umgestaltungen vor sich gegangen, so in Luzern, in der Waadt, vor allem im Canton Tessin, aber die lange vorbereitete Bewegung wurde erst nach den Julitagen allgemein und siegreich, schon deshalb, weil die Regierungen ihren einzigen Halt, die Unterstützung der fremden Mächte, verloren hatten.

Die Geschichte dieser Bewegungen, der Kämpfe und Umgestaltungen erzählt uns Altlandamman Baumgartner in seinem dreibändigen Werke: „Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—50", von dem uns die zwei ersten Bände vorliegen. Es ist unter den Zeitgenossen kaum Jemand mehr geeignet, die Geschichte der Schweiz während der 20 Jahre von 1830—50 zu schildern als Baumgartner, der einen großen und bedeutsamen Antheil an der Umgestaltung seines Heimatcantons St.-Gallen hatte und durch sein hervorragendes Talent eine höchst einflußreiche Stellung in der gesammten Eidgenossenschaft einnahm, wie er denn in den Tagsatzungen eine sehr gewichtige Stimme hatte und so vielen Einfluß ausübte, als es einem Einzelnen in der Tagsatzung möglich war, dessen Mitglieder bekanntlich nach den Instructionen stimmten, die sie von ihren Cantonen erhalten hatten. Doch können wir nicht umhin zu gestehen, daß wir uns einigermaßen verwunderten, als wir vernahmen, daß Baumgartner diese Geschichte zu schreiben gedenke; denn es schien uns eine für seine eigenthümliche Stellung höchst schwierige, ja kaum zu besiegende Aufgabe. Er hatte nämlich, wie gesagt, einen wesentlichen Antheil an den neuen Umgestaltungen gehabt, und er galt sogar als das erste oder doch wenigstens als eines der ersten Häupter der radicalen Partei, bis er 1841 bei Gelegenheit der Klosteraufhebung im Canton Aargau unerwartet eine Schwenkung machte, einer der eifrigsten Vertheidiger der Klöster wurde und infolge dessen nicht blos seine Partei verließ, sondern sich entschieden an die ultramontan-conservative anschloß. Wenn es einem beredten Mann auch gelingt, in den Rathsälen oder in Zeitungsartikeln die frühere Meinung abzustreifen und die Erinnerung an dieselbe zu umgehen, so ist dies in einem Geschichtswerke doch nicht möglich, weil in demselben die durch einen längern Zeitraum getrennten Thatsachen nahe aneinander gereiht erscheinen und der Widerspruch um so greller hervortritt.

Wir müssen gestehen, daß der Verfasser sich mit überraschender Gewandtheit aus der Schlinge gezogen hat, aber ob die historische Wahrheit dabei nicht eingebüßt und ob er von der Aufrichtigkeit oder, wir wollen nur sagen, von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt hat, das ist eine andere Frage, die wir unmöglich mit Ja beantworten können. Der Widerspruch, der sich im Leben Baumgartner's zeigt, tritt vorzüglich bei Gelegenheit der Klosteraufhebung hervor.

Im Jahre 1838 wurde nämlich im Canton St.-Gallen die Benedictinerabtei säcularisirt und Baumgartner trug nicht wenig dazu bei; als 1841 Aargau seine Klöster aufhob, welche seit Jahren Unruhe und Zwietracht, wenn vielleicht auch nicht veranlaßt, doch jedenfalls genährt und durch ihre kirchlichen und finanziellen Mittel möglich gemacht hatten, da war er einer der leidenschaftlichsten Gegner dieser Maßregel. Er begründete damals seine Meinung vorzugsweise darauf, daß die Aufhebung der Klöster eine Verletzung der Bundesverfassung enthalte, welche den Bestand der Klöster garantire; und er wiederholt diese Ansicht in dem vorliegenden Geschichtswerk. Allein als er die Aufhebung von Pfäfers mitbeschließen half, erwähnte er der Bundesverfassung nicht, ebenso wenig erinnert er in seiner Geschichte daran. Und doch war der Beschluß des Großen Raths von St.-Gallen ebenso im Widerspruch mit der Bundesverfassung als der des Cantons Aargau. Der Verfasser legt außerordentlich viel Gewicht darauf, daß die Abtei Pfäfers selbst um Säcularisation nachgesucht habe, sowie daß bei der Auflösung aller Zucht im Kloster ein Fortbestehen unmöglich gewesen wäre. Dieses hat jedoch den gesetzlichen Bestimmungen gegenüber doch wol weniger Gewicht als die Behauptung des Aargau, daß der Fortbestand des Cantons mit dem der Klöster unvereinbar sei, und es darf dem Verfasser entgegengestellt werden, daß, wenn die Bundesverfassung den Bestand der Klöster wirklich garantirt hatte, auch Pfäfers ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papstes nicht hätte säcularisirt werden dürfen, ja daß diese Erlaubniß nicht einmal die Aufhebung gerechtfertigt hätte, da der Bundesvertrag keineswegs ein Vertrag zwischen dem Kirchenoberhaupt und der Eidgenossenschaft war und der Papst daher in keiner Weise eine Stimme abzugeben hatte. Sollte der betreffende Artikel der Bundesverfassung jenen Sinn gehabt haben, den ihm Baumgartner beilegt, so durfte überhaupt kein Kloster aufgehoben werden, bevor jene Bestimmung auf gesetzlichem Wege, also durch eine Umgestaltung des Bundesvertrags wäre aufgehoben worden. Pfäfers hätte auch dann nicht aufgehoben werden dürfen, wenn alle Mönche fortgelaufen wären, was man jedoch nicht zu befürchten hatte.

Wie im Leben, so steht daher Baumgartner auch in dieser Geschichte im Widerspruch mit sich selbst; daß er es fühlt, geht aus der Leidenschaftlichkeit hervor, mit welcher er die aargauische Regierung behandelt. Wie im Leben, so ist auch in seiner Geschichte eine doppelte Persönlichkeit sichtbar; es herrscht in der Erzählung der Geschichte bis 1841 ein ganz anderer Geist als in dem Bericht über die nachfolgenden Begebenheiten, insofern nämlich dieselben in den zwei vorliegenden Bänden behandelt werden.

Bei alle Dem ist das Werk sehr lesenswerth und vielfach belehrend, besonders ist die Erzählung der Umgestaltungen 1830 und ihrer unmittelbaren Folgen höchst anziehend. Zwölf Cantone gaben sich neue Grundgesetze; mit ihnen und als Folge derselben mußte auch ein großer Theil der Gesetzgebung und der ganze innere Haushalt umgeschaffen werden. Es grenzt an das Unglaubliche, was in beiden Gebieten während weniger Jahre geschah. Es war eine Regeneration im vollsten und schönsten Sinne des Worts, und wenn einzelne Cantone hierin mehr oder weniger hinter andern zurückblieben, so lag dies wesentlich in dem Umstand, daß sie nicht das Glück hatten, solche begabte Männer zu besitzen als jene. Vor allen zeichneten sich Zürich und St.-Gallen aus, Zürich mit Dr. Keller (jetzt in Berlin), Hirzel, Heß, E. Sulzer, und St.-Gallen, wo vornehmlich Baumgartner wirkte. Aber auch in andern Cantonen geschah Vieles und Großes. Die Umgestaltungen des Jahres 1830 haben ihre Berechtigung durch ihre Leistungen bewiesen, und das unterscheidet sie von den sogenannten conservativen Bewegungen, welche sich, so oft sie den Sieg davontrugen und die Leitung der Geschäfte übernahmen, durchaus als impotent erwiesen. Während die züricher Regierung von 1830 das gesammte Schulwesen reorganisirte, eine Hochschule gründete, die Rechtspflege neu gestaltete, die Justiz von dem Einfluß der ausübenden Gewalt befreite, das Militärwesen ordnete, große Bauten ausführte, insbesondere eine Menge von Straßen theils neu anlegte, theils gründlich verbesserte und dabei doch die Finanzen im besten Zustand erhielt — was hat die Septemberregierung von 1839 gethan, die doch bedeutende Männer wie Bluntschli in ihrem Schoose zählte? Nichts, oder noch weniger als nichts, denn das ist eben der Fluch, der auf der conservativen Partei lastet, daß sie nichts bauen, nur zerstören kann. Dies hat sich, wie in Zürich, so in Bern, in der Waadt, in Genf erwiesen, namentlich aber in Luzern, wo sie nur Jesuiten einzusetzen und Bürgerkrieg hervorzurufen verstand. Die radicale Partei hat im Einzelnen mancherlei Fehler begangen, die sich schwer an ihr gerächt haben; ihr wesentlichster war der, daß sie zu häufig gesetzwidrige Mittel anwandte, die auch dann keine Rechtfertigung haben, wenn durch sie Gutes bezweckt, ja selbst erzielt wird. Es ist der jesuitische Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, am verderblichsten in einer Republik, deren Bestand nicht auf der Autorität oder der Gewalt, sondern auf dem Rechtsgefühl aller Bürger beruht. Dieses Rechtsgefühl ist ein Heiligthum, das nicht genug geachtet, nicht genug bewahrt, nicht genug gepflegt werden kann. Wir finden die höchste Aufgabe republikanischer Regierungen darin, daß sie dieses Gefühl für die Anerkennung und Achtung des Rechts in den Bürgern stärken und Alles vermeiden, was dasselbe auch nur im geringsten trüben könnte. In Zeiten von Revolutio-

nen läßt sich das Recht nicht immer abmessen, aber weil es eben ungewöhnliche Zeiten sind, haben selbst die offenbarsten Rechtsverletzungen keinen bleibenden und namentlich keinen moralischen Nachtheil. Wenn sich aber Staaten Rechtsverletzungen in Zeiten der Ruhe und des Friedens erlauben, so bringt dies einen unberechenbaren Schaden hervor, nicht sowol bezüglich des materiellen Unrechts, welches Dieser oder Jener erduldet, sondern weil das Volk an dergleichen gewöhnt, sein angeborenes Gefühl für das Recht gelockert und zuletzt vernichtet wird. Die alte Schweiz hat sich vorzüglich dadurch hohe Achtung, ja Bewunderung erworben, daß sie die Rechte Anderer mit heiliger Scheu betrachtete und diese selbst im Vollgefühl des Siegs nicht verletzte; um so betrübender ist es, wenn dieser herrliche Vorgang der Ahnen von den Nachkommen vergessen wird. Bern vorzüglich hat sich dies zuschulden kommen lassen, und leider gilt dies beinahe von allen Regierungen seit 1830; doch hat es auch in andern Cantonen nicht an Beispielen der nämlichen Art gefehlt.

Baumgartner hat sich zunächst zur Aufgabe gestellt, die Geschichte der gesammten Schweiz zu schreiben; er berührt in seiner Darstellung die einzelnen Cantone nur insofern, als dieselben auf die allgemeine Entwickelung von Bedeutung waren, und deshalb tritt in seiner Erzählung vornehmlich Das hervor, was die neue Gestaltung des Bundes betrifft. Da dieser durch die Restaurationsverfassung zum bloßen Scheinbild herabgedrückt worden war, da er, wie ein anderer in Europa, nur dazu bestimmt zu sein schien, jeder Fortbildung unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und er nur dazu Macht hatte, nicht aber auch zur Unterdrückung des Unrechts oder zur Beförderung naturgemäßer und nothwendiger Entwickelung des Staatslebens; so war die Nothwendigkeit seiner Umgestaltung schon bald nach Beginn der cantonalen Umwälzungen eingesehen worden; und durch die ganze Geschichte der Schweiz seit 1830 zieht sich unverkennbar der Gedanke, daß, wie die Cantone, so auch der Bund regenerirt werden müsse. Es blieb dieser Gedanke mächtig, selbst dann wenn er verschollen zu sein schien, aber es stellten sich der Ausführung desselben die mächtigsten Hindernisse entgegen, die nicht so leicht zu bewältigen waren, weshalb auch die Versuche, welche hierzu im Schoose der Tagsatzung gemacht wurden, nothwendig scheitern mußten. Das größte Hinderniß lag aber offenbar darin, daß das Volk in seiner weitaus größten Majorität keinen Sinn für die Bundesreform hatte. Alles politische Leben war ja seit der helvetischen Republik in die Cantone zurückgedrängt worden; die Tagsatzung selbst war nur ein Nachhall Dessen, was in den Rathsälen der Cantone beschlossen worden war, und die Aufgabe der obersten Bundesbehörde war so ganz zu einem bloßen Rechenexempel geworden, daß eine Zusammenkunft der Gesandten eigentlich ganz überflüssig war. Denn wenn die Voten der einzelnen Cantone dem Vorort in Form eines Schreibens zugeschickt worden wären, hätte das nämliche Ergebniß erzielt werden können als durch die Zusammenkunft der in pedantischen Formen sich bewegenden Tagsatzung. Es mußte daher die Nothwendigkeit einer Reform dem Volke praktisch zur Anschauung gebracht werden, und dies konnte nur durch Zeiten der Verwirrung und des Unglücks geschehen. Es blieben dieselben auch nicht aus. Zuerst gab die Septemberrevolution (1839) von Zürich eine gute Lehre, da infolge derselben die Tagsatzung, die gerade dazumal in dieser Stadt versammelt war, mehre Tage lang wegen mangelnden Präsidenten keine Versammlung halten und keine Beschlüsse fassen konnte, wo es sich doch um die wichtigsten Interessen der ganzen Eidgenossenschaft handelte. Ebenso belehrend war der Umstand, daß die Leitung des Bundes plötzlich in andere Hände überging, als es dem Vorort Zürich gefiel, seine bisherige Regierung zu stürzen; denn nach der Bundesverfassung von 1815 war die Regierung des Vororts auch zugleich die des Bundes, insofern eine Behörde Regierung genannt werden kann, die ohne alle Befugnisse und ohne alle Macht war. Noch stärker wurde man gemahnt, als das von Jesuiten und deren Anhängern regierte Luzern Vorort wurde. Es mußte die den Jesuiten abgeneigte große Majorität des Schweizervolks empören, in solchen Leuten ihre oberste Behörde anerkennen zu müssen. Endlich wurde dieser Majorität, dem gesunden Sinne des Volks und der Bundesverfassung zum Hohn der berüchtigte Sonderbund geschlossen. Da mußten auch dem Blindesten die Augen aufgehen, und als diese Empörung mit Waffengewalt unterdrückt worden war, da war die Belehrung so vollständig, daß die Umgestaltung des Bundes von der Tagsatzung selbst beschlossen und berathen und die neue Bundesverfassung mit ungeheuerer Mehrheit von dem Volke der gesammten Schweiz angenommen wurde.

Wir sind freilich Baumgartner hier vorausgeeilt, denn die zwei ersten Bände seiner Geschichte reichen nur bis zur Mitte des Jahres 1841; wir bedauern umsomehr, daß uns der dritte und letzte Band noch nicht vorliegt, weil wir begierig wären, zu vernehmen, wie er sich über den neuen Bund von 1847 äußert, der von seinen politischen Gegnern und gewiß auch gegen seinen Willen gegründet wurde. Was aber die zwei vorliegenden Bände betrifft, so enthalten diese ein sehr reiches und gut verarbeitetes, durchaus übersichtliches Material. Wir können es nur billigen, daß Baumgartner, wie schon angedeutet wurde, die Geschichte der einzelnen Cantone zurückgedrängt und nur insofern berührt hat, als deren Verhältnisse für die Entwickelung der gesammten Eidgenossenschaft bedeutsam waren. Dagegen müssen wir uns billig verwundern, daß er dem Leben des Volks selbst so wenig Aufmerksamkeit geschenkt und namentlich das Vereinswesen gar nicht berührt hat, welches in der von ihm geschilderten Periode doch nicht weniger einflußreich war als in den frühern; so haben die Schützenfeste namentlich nicht wenig dazu beigetragen, die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes zu nähren und zu kräftigen, wodurch allein der neue Bund möglich wurde.

Unsere Betrachtungen haben uns mitten in die Schrift geführt, die wir noch zu besprechen haben, „Die Schweiz und ihre Vergangenheit und Gegenwart" von dem pseudonymen Severus, dessen wahren Namen zu enthüllen wir uns nicht berufen fühlen. Die Schrift zerfällt in zwei Hauptabschnitte, Vergangenheit und Gegenwart. Wir haben umsoweniger nöthig, in den ersten näher einzugehen, als wir die Verhältnisse, die er beleuchtet, schon bei Gelegenheit der vorigen Werke besprochen haben; nur soviel sei uns zu bemerken erlaubt, daß dieser Abschnitt eine zwar kurze, aber sehr gute und anschauliche Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Schweiz seit den ältesten Zeiten gibt, weshalb wir die Schrift Allen empfehlen, die weder Zeit noch Beruf haben, größere Werke zu lesen.

Der zweite Abschnitt ist nicht minder interessant, obgleich er es nicht sowol mit historischen Thatsachen als mit Beleuchtung gegenwärtiger Zustände und Entwickelung allgemeiner Grundsätze zu thun hat. Der Verfasser sieht in der neuen Bundesverfassung ein Werk der Vermittelung zwischen Cantonalität und Centralstaat; er erkennt, daß sie gibt und leistet, was unter den gegebenen Umständen ohne die Gefahr neuer innerer Wirren zu erhalten war; aber er bedauert, daß ihre Schöpfer nicht kräftiger auftraten, nicht mehr wagten, nicht kühner auf das Ziel hinsteuerten, „das da liegt in der innern geistigen Einigung der schweizerischen Stämme in Staat, Kirche, Schule". Hören wir, was er darunter versteht. Zunächst wünscht er ein schweizerisches Erzbisthum, weil er von einem solchen theils größere Unabhängigkeit Rom gegenüber erwartet, theils von ihm hofft, daß es die wahren Bedürfnisse der Kirche besser erkennen und wahren würde als die kleinen Diöcesen, in welche die Schweiz zersplittert ist und die zum Theil an das Ausland geknüpft sind. Wir stimmen darin mit dem Verfasser überein; aber nun erhebt sich die Frage, wie soll dieses Erzbisthum zustande gebracht werden? Ohne Rom ist es eine Unmöglichkeit, und daß Rom lieber mit kleinen, ihm unmittelbar unterworfenen Bisthümern zu thun hat als mit größern, das hat die Zertrümmerung des uralten Erzbisthums Konstanz bewiesen. Der Verfasser wünscht ferner, daß der Bund das Erziehungswesen in die Hand nehme, und verbreitet sich bei dieser Gelegenheit über Das, was eine veredelte Volksschule zu leisten hat. Seine Ansichten über diesen Gegenstand verdienen alle Beachtung; er huldigt keineswegs den allzu praktischen Tendenzen, die sich in unserm materiellen Zeitalter immer mehr hervordrängen, und ist daher kein Freund des Unterrichts, der nur praktische Abrichtung für irgendeinen bestimmten Zweck im Auge hat. Er will vielmehr, daß aller Unterricht hauptsächlich den Zweck haben soll, den Geist zu bilden, zu stärken, ihn gewandt und überhaupt fähig zu machen, sich die speciellen Kenntnisse selbständig anzueignen und sie im Leben verständig anzuwenden. Daher verlangt er, daß die Sprache den Mittelpunkt und die Grundlage des ganzen Unterrichts bilde, und warnt zugleich, auf die mathematischen Wissenschaften zu viel Gewicht zu legen, welche die formelle Geistesbildung weit weniger beförderten, als man gewöhnlich anzunehmen scheine.

Es ist wahr, die Mathematik spannt den Geist, sie bringt ihn zu streng consequentem Denken, sie schärft ihn durch ihre Schlußfolgerungen, sie macht ihn behend durch ihre Präcision. Aber es läuft nicht selten eine Verstandesspielerei mit unter; in keinem andern Fache bringt es die mechanische Dressur, ohne das selbstbewußte Eingehen in die letzten innersten Gründe, zu größerer Virtuosität. Man hat neben den anstelligen mathematischen Zeichen und Buchstaben nicht selten die Denkgesetze selbst in den Hintergrund gedrängt, welche in der Sprache liegen und die, gehörig behandelt, den Geist weit spannender, voller, lebendiger und vielseitiger in Anspruch nehmen als das System der Zahl und der geometrischen Form.

Folgerichtig zieht er den Schluß, daß die Realien für die Volksschule nur eine untergeordnete Bedeutung haben, daß es die größte Aufgabe der Elementarpädagogik sei, dieselben an die beiden Hauptfächer anzuschließen, sie aus denselben heraus zu entwickeln, sodaß sie erst gegen das Ende als selbständige Fächer aufgenommen werden sollten. Was der Verfasser von der Grundlage des Unterrichts in der Volksschule sagt, gilt ebenso sehr von den Real-, Bürger-, Gewerb- und Industrieschulen, in welchen den Schülern meist ein ungeheuerer Ballast von Kenntnissen eingepfropft wird, den sie schon deswegen nicht bewältigen können, weil auf die formelle Geistesbildung viel zu wenig Rücksicht genommen wird. Will man, ohne auf den Unterricht in den alten Sprachen zurückzukommen, was vielleicht doch das Zweckmäßigste wäre, auf die harmonische und für das Leben nothwendige Geistesbildung größeres Gewicht legen, als es bisher geschehen, so muß dem Unterricht in den neuen Sprachen eine weitaus größere Bedeutung gegeben werden, als es jetzt geschieht; er muß wissenschaftlichen Charakter annehmen, es muß das grammatische wie das literarische Moment in dem Maße hervorgehoben werden, wie es bei dem Unterricht in den alten Sprachen auf den Gymnasien geschieht. Und in dieser Beziehung macht der Verfasser eine vortreffliche Bemerkung, deren Wahrheit viel zu wenig eingesehen wird.

Der Unterricht soll sich nicht durchweg durch Resultate, welche durch eine Prüfung zu erheben, rechtfertigen, mit andern Worten: der Unterricht braucht nicht immer ein solcher zu sein, der ein mathematisch genaues reelles Resultat liefert; die Anregung, das Erfassen von Gedanken, die lebenskräftig wirken, ist und bleibt die Hauptsache.

Ueberhaupt sind die Bemerkungen, welche der Verfasser über Schul- und Unterrichtswesen auf wenigen Seiten zusammendrängt, durchaus beachtenswerth, und wir bedauern, auf diesen hochwichtigen Gegenstand nicht näher eintreten zu können. Nur müssen wir erwähnen, daß der Verfasser mit Recht darauf dringt, daß die Schule eine nationale Grundlage haben und zu größerer Einheit gebracht werden solle. Was den ersten Punkt betrifft, so hätten wir gewünscht, daß er sich über denselben ausführlicher verbreitet haben oder daß er die erste Gelegenheit ergreifen möchte, den Gegenstand in selbständiger Darstellung zu entwickeln, da wir von dem Verfasser erwarten, daß er ihn ebenso geistreich als gründlich behandeln würde. Die größere Einheit der Schule

will er übrigens, womit wir ganz einverstanden sind, nicht durch vollständige Centralisation des Schulwesens erzielen, sondern er wünscht, daß die einzelnen Cantone sich in dieser Beziehung verständigen und sogenannte Concordate abschließen möchten, wie es in andern Dingen mit so großem Nutzen geschehen sei.

Das Heerwesen und die Rechtspflege bilden die folgenden Abschnitte der Schrift. Auf ersteres gehen wir nicht ein, da der Verfasser die seit Begründung des neuen Bundes eingetretene Entwickelung bei der Abfassung seiner Schrift noch nicht kennen konnte und in dieser Beziehung jedenfalls Alles geleistet worden ist, was man nur wünschen und erwarten durfte. Die Rechtspflege ist ohne Zweifel eine der größten Schattenseiten in der Schweiz, und wenn auch in den letzten Jahren viel zu ihrer Verbesserung gethan worden ist, so bleibt doch noch sehr viel zu thun übrig, abgesehen davon, daß die vorgenommenen Verbesserungen nicht immer glücklich ausgefallen sind. Durch eine Centralisation der Rechtspflege kann eine durchgreifende Verbesserung nicht erzielt werden; es würde dies das Leben der Cantone gefährden. Ebenso wenig halten wir es für zweckmäßig, daß die Cantone, in welchen die einzelnen Landestheile besondere Gesetzgebungen haben, diese in eine allgemeine aufgehen lassen, wie es leider schon geschehen ist und noch geschieht. Dies ist jedenfalls ein ganz unrichtiges Verfahren, wenn die Gesetzgebung auf historischer Entwickelung beruht und mit dem ganzen bürgerlichen und politischen Leben des Volks verwachsen ist. Es ist grundsätzlich ebenso verkehrt, die Gesetzgebung der einzelnen Landestheile der Cantone zu centralisiren, als die der einzelnen Cantone zu einer allgemein schweizerischen umzuschaffen. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß wir zwischen Gesetzgebung und Rechtspflege genau unterscheiden und eine Centralisation der letztern nicht blos für möglich, sondern für sehr wünschenswerth halten. Und dies führt uns auf die eigentliche verwundbare Seite des Justizwesens in sämmtlichen Cantonen der Eidgenossenschaft. Diese besteht nämlich darin, daß die richterlichen Behörden einen doppelten, widersprechenden Charakter haben. Die Richter sollen nach den bestehenden, oft sehr verwickelten Gesetzen richten, sie sollen daher die genaueste Kenntniß der Gesetze besitzen, diese nicht blos in ihren einzelnen Bestimmungen, sondern in ihrem ganzen Zusammenhang, in ihren gegenseitigen Beziehungen, in ihren Verhältnissen zu den besondern Landestheilen und selbst Persönlichkeiten, in ihrer geschichtlichen Entwickelung gründlich kennen; sie sollen das statutarische wie das Gewohnheitsrecht verstehen, mit dem allgemeinen Recht, hier mit dem römischen, dort mit dem germanischen vertraut sein, und doch verlangt man von ihnen keine oder nur sehr mangelhafte juristische Bildung. In den meisten Cantonen muß sich der Advocat einer strengen Prüfung unterwerfen, ehe er die Praxis antreten darf, der Richter dagegen hat dieses nicht nöthig, obgleich von ihm wesentlich mehr abhängt als von dem Anwalt. So nimmt der Richter eine sehr falsche und widersprechende Stellung ein; er wird vermöge seiner mangelhaften juristischen Bildung mehr als Geschworener nach seiner moralischen Ueberzeugung urtheilen, und doch soll er das geltende Gesetz zur Richtschnur nehmen. Diese Rücksicht wird ihn in die Hände der juristisch gebildeten Advocaten liefern, oder es wird, wenn in einem Gericht ein Jurist sich befindet, dieser die Seele des Ganzen sein. Diesem Uebelstande kann nur dadurch abgeholfen werden, daß man von den Richtern wie von den Anwälten juristische Bildung verlangt. Aber dies würde bei dem republikanischen Sinne des Volks Schwierigkeiten finden, welches mit Recht eine Gewähr seiner Freiheit darin erblickt, daß es von seinen „Pairs“, von Leuten aus seiner Mitte, nicht von einer besondern, ihm durch Bildung, Geistesrichtung und Beruf fremden Kaste gerichtet werde. Es muß daher auch diesem Verlangen billigerweise Rechnung getragen werden, und dies kann man nicht anders als durch Einführung von Geschworenengerichten erzielen, aber nicht blos für die peinlichen, sondern auch für die bürgerlichen Rechtsfälle. Daß dieses möglich ist, zeigt das Beispiel von England und Amerika. Daß aber die Rechtspflege hierdurch unendlich vereinfacht wird, daß man dann in den Cantonen hier wenigstens die Hälfte, dort zwei Drittel, in andern vielleicht sogar drei Viertel der richterlichen Behörden und richterlichen Personen füglich entbehren, die nothwendigen Richter daher weitaus besser besolden, von ihnen somit auch mehr verlangen kann, und daß dessenungeachtet eine große Ersparniß in den Ausgaben für die Rechtspflege erzielt wird, das Alles leuchtet von selbst ein. Ebenso erhellt es von selbst, daß durch eine solche Einrichtung die politische Bildung des Volks unendlich gefördert und ganz besonders das Rechtsgefühl genährt und gekräftigt wird, worauf wir schon oben so großes Gewicht gelegt haben.

Mit vollem Recht verlangt der Verfasser den theoretischen Radicalen gegenüber, daß der freie Bestand der Gemeinden gewahrt, ihre Selbständigkeit geachtet werde; denn im frischen, freien Leben der Gemeinde beruht die Kraft der schweizerischen Republiken, wie sie sich aus ihm entwickelt haben. Großes Interesse gewährt der Abschnitt „Betriebsamkeit im Landbau, Gewerbe und Handel“, wobei jedoch Franscini's vortreffliche „Statistik“ benutzt ist. Die schweizerische Industrie, deren Fortschritte der bekannte Dr. Bowring beinahe beispiellos nennt, hat sich auch in der neuesten Zeit Anerkennung erworben. Der Statistiker Schmutz schätzt die industrielle Production der Schweiz auf 225 Mill., den Verbrauch auf 115 Mill. Fr. Nach dieser Berechnung würde die individuelle Production in 97 Fr. (12 Fr. mehr als in Frankreich und England) und der individuelle Verbrauch in 50 Fr. (14 Fr. weniger als in jenen Ländern) bestehen. Ebenso bedeutend ist der Handel mit dem Auslande, der nach Franscini 450 Mill. Fr. beträgt, was auf jeden Bewohner einen Antheil von 180—190 Fr. ergibt.

Den Schluß der kleinen Schrift bilden Betrachtungen über die Ereignisse der letzten Jahre in den meisten Ländern Europas; die Vergleichung derselben mit der Schweiz erfüllt den patriotischen Verfasser mit freudigen

Empfindungen, und allerdings bot die Schweiz mitten unter den gewaltigen Stürmen, die rings umher tobten, einen erfreulichen Anblick der Ruhe und Ordnung dar. Der kaum gegründete neue Bund entwickelte schon damals in diesen schwierigen Zeiten eine mit Klugheit gepaarte Kraft, durch welche die Conflitte mit dem Auslande entweder vermieden oder glücklich gelöst wurden, ohne die Ehre und Würde des Landes preiszugeben. Die Schweiz hat Tausenden von Flüchtlingen der verschiedensten Parteien Schutz und Aufenthalt gewährt und sie unter großen Opfern lange Zeit erhalten; sie hat die aus der Lombardei vertriebenen Tessiner mit bewundernswürdiger Hingebung vor dem Elende bewahrt, und was wir am höchsten schätzen, sie hat sich nicht zu Repressalien verleiten lassen, nicht die unschuldigen Bürger für Das bestraft, was die Regierungen gethan; sie hat durch diesen Vorgang den Dank der ganzen Menschheit verdient, denn ein künftiges, auf Humanität und Gerechtigkeit gegründetes Völkerrecht wird ihn nicht vergessen. Der Bund hat auch im Innern schon Großes geschaffen; es ist centralisirt worden, was seiner Natur nach centralisirt werden mußte, die Zölle, die Posten. Man hat ein allgemeines Münzsystem geschaffen, eine großartige polytechnische Schule gegründet, Anderes nicht zu erwähnen. Der Bund hat dagegen weise vermieden, in das innere Leben der Cantone einzugreifen, er wird auch in der Zukunft dies nicht thun, weil er nur Widersprüche hervorrufen würde, die mit seiner Vernichtung enden müßten; denn die Cantone sind zu lebenskräftig, als daß sie sich des selbständigen Daseins berauben ließen. Der Verfasser endigt seine gehaltreiche Schrift mit den Worten:

Wir schließen mit dem frohen Glauben an die Lebensfähigkeit und Lebenskraft unsers schweizerischen Volks, an eine naturgemäße und glückliche Fertentwickelung unserer Institutionen, an eine Einigung unserer verschiedenen Bestrebungen im vaterländischen Interesse. Wir haben kein Proletariat *), Dank unsern Gemeindeverfassungen, Dank dem Gemeinsinn der Altvordern und der Edeln des jetzigen Geschlechts; wir haben keine überschwängliche Steuerlast, Dank unserm republikanischen Haushalt; es liegt in unserm Volk noch ein tiefer, nicht versiegender Fonds von Religiosität; es liegt der Glaube in ihm an seine Freiheit, die opferfähige Liebe zu ihr. Gott erhalte es! Er wird es, solange die Worte der Männer im Grütli: Einer für Alle, Alle für Einen! in unsern Gemüthern, in unserm Leben, in unsern Thaten nicht untergehen!

83.

Der Amerika-Müde. Amerikanisches Culturbild von Ferdinand Kürnberger. (Achter Band der Deutschen Bibliothek). Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wer nach Lesung dieses Culturbildes noch Lust empfindet, nach Amerika auszuwandern, muß entweder das Ganze für einen Anti-Humbug halten, oder es muß ihm in Deutschland so verzweifelt schlecht gehen, daß ihm auch das Schlechteste noch gut genug dünkt. Eine abschreckendere Schilderung der amerikanischen Zustände dürfte kaum jemals geschrieben sein. In rosigem Lichte erscheint uns das transatlantische Asyl schon längst nicht mehr. Die Schilderungen der Reisenden, die Briefe und Berichte der Ausgewanderten haben uns hinlänglich mit all den Roheiten und Herzlosigkeiten, den Absurditäten und Lächerlichkeiten, den Prellereien und Gaunereien, welche in Amerika dominiren, und namentlich mit den Gefahren, Verfolgungen und Leiden, denen der eingewanderte Deutsche dort ausgesetzt ist, bekannt gemacht, sodaß schwerlich noch Viele existiren, welche in Amerika die Verwirklichung eines Ideals zu sehen vermögen. Aber in allen derartigen Mittheilungen wirken die einzelnen Züge nur einzeln, oder ihre Wirkung wird nicht selten durch die entgegengesetzte Wirkung anderer Züge aufgehoben; die Mittheilung stellt sich entweder als das Product einer bloßen Beobachtung dar: dann wird sie mehr unsern Verstand als unser Gefühl treffen; oder sie erscheint als die Herzensergießung eines Solchen, der selbst gelitten hat: alsdann sind wir geneigt, eine einseitige, übertriebene Anschauung darin zu erblicken und von der Summe Dessen, was uns erzählt wird, ein gut Theil in Abzug oder auf Rechnung des Klagenden zu bringen. Der Eindruck ist also in beiden Fällen kein voller und ganzer. In ganz anderer Weise wirkt das vorliegende Buch. Was in den bisherigen Schilderungen nur einzeln und zerstreut geboten ist, das concentrirt es mit wohlangelegtem Plan zu einer einheitlichen Gesammtwirkung, sodaß immer ein Zug die Wirkung des andern steigert. Diese Züge machen duechaus den Eindruck, als seien sie mit scharf beobachtendem Blicke unmittelbar aus dem Leben geschöpft; aber sofern sie der Autor nicht in der Form bloßer Beobachtungen, noch auch als selbst gemachte Lebenserfahrungen gibt, vielmehr das Ganze als die Erlebnisse eines Dritten hinstellt, nimmt er den Mittheilungen jeden Schein der Subjectivität und Befangenheit; indem er aber diesen Dritten als eine in jedem Betracht bedeutende und interessante Persönlichkeit zeichnet und das rein poetische Interesse für sie noch dadurch steigert, daß er sie mit der schon an sich die höchste Theilnahme für sich in Anspruch nehmenden Persönlichkeit von Nikolaus Lenau identificirt, erweckt er durch sein Bild zugleich alle diejenigen Sympathien, welche sich stets nur einem als wirklich und mit uns verwandt empfundenen Subject, niemals aber mit gleicher Wärme und Innigkeit einem reinen Object zuwenden. Wie unerquicklich auch die amerikanischen Verhältnisse an sich und überhaupt sein mögen, in einem schwärzern und abschreckendern Lichte können sie unmöglich erscheinen, als wenn sie im Gegensatz und Conflict mit einer deutsch-poetischen Natur, wie hier Lenau geschildert ist, gezeigt werden und Alles so gestellt und angeordnet ist, daß man fühlt und begreift, wie dieser Charakter hier nach und nach nicht nur um alle seine mitgebrachten Hoffnungen und Ideale, sondern auch um seinen Glauben an die Menschheit und an eine bessere Zukunft betrogen und durch immer tiefer einschneidende Enttäuschungen und Erfaheungen in seinem innersten Wesen dergestalt zerrissen werden mußte, daß ihm nichts übrig blieb, als sich mit dem keimenden Wurm des Wahnsinns und Untergangs im Herzen in die Alte Welt zurückzuflüchten.

Natürlich kann unter solchen Umständen der Totaleindruck dieses Cultuebildes kein wohlthuender, sondern nur ein deprimirender oder empörender sein. Dem ästhetischen Bedürfniß vermag er also nicht zu genügen: denn die Poesie muß selbst da, wo sie sich in die dunkelsten Partien der Tragik vertieft, tröstend und erhebend wirken; sie darf die menschliche Größe nicht an der Gemeinheit und Niederträchtigkeit, sondern nur an dem großen gigantischen Schicksal zertrümmern lassen, welches „den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“. Als eigentliches Kunstwerk, als Dichtung, als Roman darf man also das vorliegende Buch nicht genießen wollen; man muß es vielmehe als Das nehmen, wofür es der Autor selbst g bt, als ein „Culturbild“, als ein theils social-politisches, theils bio-

*) Diese Versicherung scheint doch wol etwas gewagt, solange man noch von „Heimatlosen“ sprechen hört, anderer traurigen Erscheinungen, wie diejenigen, aber die man zur Zeit der großen Theuerung aus dem Canton Bern und anderswoher berichtete, nicht zu gedenken. D. Red.

graphisches Gemälde, welchem nur zur Erhöhung und Verlebendigung der Wirkung eine poetische Einkleidung gegeben ist. Als solches ist es von größtem Interesse und von hervorragender Bedeutung. Allerdings ist seine Auffassung und Darstellung der amerikanischen Verhältnisse eine entschieden tendenziöse und darum einseitige. Die Lichtseiten der Neuen Welt sind, wenn auch keineswegs verschwiegen, ja in einzelnen Partien sogar glänzend herausgestellt, doch im Ganzen unter den Schattenseiten begraben. Aber diese Tendenz gibt sich von vornherein, ja selbst auf dem Titel so unzweideutig zu erkennen und sie ist andererseits eine so wohlberechtigte, daß die Wahrheit als solche nicht dadurch gefährdet, wohl aber eine wohlthätige Wirkung damit ausgeübt werden kann. Die Auswanderungssucht hat sich in einem Maße gesteigert, daß es in hohem Grade wünschenswerth ist, daß die Illusionen, mit denen man der Neuen Welt zuströmt, vernichtet werden. Es ist zu wünschen um Derer willen, welche, indem sie ihr Heil suchen, nicht selten ihrem Untergange, in der Regel ihrer Entartung, wo nicht Entsittlichung entgegengehen; es ist zu wünschen um des Vaterlandes willen, dem dadurch eine Masse von Arbeitskräften und Geld entzogen wird, dergestalt daß sich in kurzem die schlimmen Folgen herausstellen werden. Eindringlich abschreckende Schilderungen des Looses, welches der Deutsche gemeinhin in Amerika zu erwarten hat, können also nicht schaden; und wenn sie mit so warmem Interesse für die edlern Richtungen des deutschen Wesens und der Humanität überhaupt geschrieben sind, wie das vorliegende Buch, sollten sie soviel als möglich in die Kreise des Volks eingeführt werden.

Die Lectüre des Buchs ist in hohem Grade anregend und fesselnd. Der Verfasser versteht mit scharfen Linien zu zeichnen und mit lebendigsten Farben zu schildern. Obschon er dem Ganzen nicht den befriedigenden Geist eines poetischen Kunstwerks eingehaucht hat, entfaltet er doch im Einzelnen eine entschiedene Begabung für dichterische und künstlerische Gestaltung. Zum Theil drückt sich dies in überraschenden Bildern und Gedanken aus, die hier in einer Fülle auftreten, wie wir es seit langem in keinem andern Erzeugniß der Romanliteratur gefunden haben; doch ist es nicht dieses, was uns besonders angezogen hat, denn nicht selten überschreitet er hierbei auch das rechte Maß und verliert sich ins Ueberschwängliche und Rhetorische, besonders dann, wenn er darauf ausgeht, seinen Helden als Dichter glänzen zu lassen. Weit mehr bewährt er seine Dichternatur da, wo es ihm darauf ankommt, Züge aus dem Leben, aus der gemeinen Wirklichkeit mitzutheilen. An solchen ist der Roman ganz außerordentlich reich, und mögen sie nun vom Verfasser erfunden, aus der Beobachtung geschöpft oder aus frühern Arbeiten über Amerika entlehnt sein: sie sind jedenfalls mit seltenem Geschick eingefügt und gestaltet. Besonders reich vertreten sind Anekdoten aus dem Gebiete jener Nationaleigenschaft, die der Amerikaner „smartness" nennt und worin seine stärkste Seite liegt. In einem Rout, einer Art Club, erzählt Jemand folgendes Geschichtchen als ein mehr ergötzliches als beklagenswerthes Beispiel von der Kunst, dem Gesetz eine wächserne Nase zu drehen. „In Connecticut, wo am Sonntag das Reisen verboten ist, fuhr ich mit einem Eingeborenen am Sonntag spazieren. Mitten auf der Landstraße wurde die Equipage von einem Constabler angehalten. Der Constabler hielt uns das Gesetz vor und foderte uns auf, sofort mit ihm umzukehren. «Gott bewahre, mein Freund», rief der Mann aus Connecticut ohne Anstand. «Wenn es bei uns Gesetz ist, am Sonntage nicht zu fahren, was ich leider nicht wußte, so kann dem Gesetze nicht prompt genug Folge geleistet werden. Ich darf die Pferde jetzt keinen Huf mehr aufheben lassen, weder vor noch rückwärts. Es bleibt uns nichts Anderes übrig, als auf diesem Punkte hier stehen zu bleiben und den Montag abzuwarten. Das ist klar. Nicht wahr, Herr Major, Sie bringen unsern heiligen Institutionen dieses Opfer?» «Mit Vergnügen», sagte ich. Der Constabler machte ein langes Gesicht und zog ab. Als wir ihn aus den Augen verloren hatten, fuhren wir weiter." Den eigentlichen Kern des Buchs machen die Schilderungen aus, in und mit welchen die Erzählung, auf geschickte Weise verflochten, nach und nach fortschreitet; erst in der zweiten Hälfte nehmen die eigentlichen Verwickelungen und Lösungen das Hauptinteresse für sich in Anspruch. Als besonders interessant erwähnen wir die Schilderung von Mr. Mockingbird's Unterrichtsmethode, die Zeichnung der Sonntagsruhe und der Sonntagsthätigkeit mit dem Treiben der Löschmannschaften, die Beschreibung des General-Landamts, wo das Congreßland verkauft wird, die Beschreibung einer theatralischen Aufführung, das Bild vom Treiben der deutschen Handwerker im Gasthaus zum grünen Baum im sogenannten „Kleindeutschland", die Schilderung eines Rout im Hause des nordamerikanischen Kunstenthusiasten Bennet und der eigenthümlichen Scene, durch die eine Dame zur „Dame vom Winkel" gemacht wird, die Schilderungen Philadelphias, des pennsylvanischen Zellensystems, der Eisenbahnen, der Dampfschifffahrt, des Urwalds u. s. w. Auch die Charakteristiken der eingeflochtenen Personen sind dem größten Theil noch frisch und lebenswahr, besonders die von Benthal, Bennet, Ormond, Anhorst und dem eigentlichen Helden, der hier als Dr. Meerfeld erscheint. Inwiefern die Zeichnung desselben dem Original entspricht, vermögen wir nicht zu entscheiden. Die ihm hier zugeschriebenen Erlebnisse sind eine Erfindung des Autors, wie derselbe vor einiger Zeit selbst erklärt hat. **Adolf Zeising.**

Eine Gruppe Romane von Frauenhand.

Wir greifen aus dem reichbebauten Felde der Unterhaltungsliteratur diesmal drei erzählende Werke heraus, die von Frauenhand herrühren und das Gemeinsame haben, daß ihre Verfasserinnen zwar talentvoll sind, ihr Talent aber besser ausbeuten müssen, wenn sie es recht fruchtbar machen und der Lesewelt wahrhaft werthvolle Productionen darbieten wollen.

1. Hermine. Der Briefträger. Zwei Erzählungen von Mathilde Raven. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 1 Thlr.
2. Clotilde. Eine Geschichte zweier Herzen von Ida von Düringsfeld. Berlin, Stage. 1855. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Waldemar Wernow, oder: Die Schwestern. Roman von Henriette von Keller. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die erste Erzählung von Mathilde Raven erweckt von Anfang an recht schöne Erwartungen. Hermine, eine achtzehnjährige Waise, ist eine der glücklichen Naturen, die der Unbill des Lebens eine heitere Stirn entgegenstellen und die auch das Trübe, so innig sie es empfinden, doch bald mit kindlich leichtem Herzen hinweglächeln. Sie kommt als Gouvernante in eine Familie, wo der Hausherr, ein reicher, roher Gutsbesitzer, gegen seine kranke, dem Tode nahe Gattin und gegen seinen einzigen Sohn den grausamen Tyrannen macht. Den gedrückten Familiengliedern wird sie sofort ein trostreicher Engel; und nach einigen glücklich angelegten Scenen könnte man der Vermuthung Raum geben, als ob es Herminens schöne Aufgabe sei, im Herzen des Haustyrannen den Funken göttlichen Lichts anzufachen und ihn zur Humanität zu bekehren. Allein die Erzählung nimmt bald eine andere Wendung; sie geht in eine Criminalgeschichte über, deren Angelpunkt darin liegt, daß Hermine ihren Geliebten, den Sohn des Gutsbesitzers, eines an der Maitresse des letztern verübten Mordes für schuldig hält, indem sie glaubt, daß er die That in leidenschaftlicher Entrüstung über die seiner Mutter zugefügte Schande und in augenblicklicher Aufwallung seines Jähzorns begangen habe; daß Hermine dann der That selbst verdächtig wird, und daß sie bis zum letzten Augenblicke schweigend Alles über sich ergehen läßt, um dem Geliebten Zeit zu lassen, sich zu retten. Die Entwickelung der Katastrophe leidet hauptsächlich an der Unwahrscheinlichkeit, daß sie den Verdacht gegen den Geliebten

festhält, während sie sich doch selbst sagen mußte, daß ein so edler Mann wie er sie nimmer auch nur eine Stunde unter der schweren Anklage im Gefängnisse leiden lassen konnte, wenn es in seiner Macht stand, durch offene Selbstanklage ihre Unschuld sofort an den Tag zu legen. Abgesehen hiervon ist Anlage und Darstellung geschickt, die Diction fließend, und das Interesse des Lesers wird bis zum Schlusse, wo der wahre Mörder zum Vorschein kommt, lebendig erhalten. Die zweite, kleinere Erzählung, „Der Briefträger", ist auch eine Criminalgeschichte, wie es eben viele gibt.

Der Roman „Clotilde" besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung „Am Gardasee", wo die Helden, Leo, ein talentvoller junger Dichter aus Schlesien, und Clotilde, ein liebenswürdiges und einfaches, aber geistreiches Naturkind, sich finden, ist anmuthig und fesselnd geschrieben. Nur der Dialog ist etwas weitschweifig, und hier und da läuft eine sonderbare Geschmacklosigkeit mit unter, z. B. daß Clotilde, unmittelbar nachdem sie mit dem Geliebten in einem herrlichen einsamen Garten Roveredo's das Jawort ausgetauscht und den Verlobungskuß empfangen hat, den ihr völlig fremden Hund des Gärtners küßt, ohne daß auch nur das mindeste Motiv zu diesem seltsamen Ausdruck ihres innern Entzückens vorhanden gewesen wäre. „Der alte Gärtner war näher, als sie gedacht; er kam herbei, als sie ihn suchen wollten. Ueber alle Erwartung reich belohnt, blickte er gar freundlich auf das junge Paar und brach für Clotilde noch einen mächtigen blühenden Citronenzweig ab. Sie erglühte, als sie ihn empfing. War sie nicht Braut? Am Thore küßte sie den Hund. Leo warf einen langen letzten Blick zurück und sagte aus tiefster Seele: «Segen über den grünen Garten von Roveredo!» Doch vergißt man dergleichen Bizarrerien, in denen derselbe Hund noch einmal eine Rolle spielt, indem Clotilde, als er in weiten Kreisen um sie herumjagt, ausruft: „O, er wird den Thau stören!"; man vergißt diese Bizarrerien über dem heitern und erfrischenden Hauche, der das Ganze durchweht.

Anders ist es mit der zweiten Abtheilung: „In Schlesien", eine Provinz, gegen die, beiläufig gesagt, die Verfasserin außerordentlich eingenommen zu sein scheint. Hier wird die Lectüre peinlich. Wir finden Leo und Clotilde als junge Eheleute, mehre Jahre nach ihrer Verbindung, auf dem Gute der Mutter Leo's wieder. Diese letztere, die personificirte Selbstsucht, liebt in ihrem Sohn, den sie von Kindheit an halb verhätschelt, halb tyrannisirt hat, nur sich. Sie hat ihm jede selbständige Stellung verkümmert, erhält ihn fortdauernd in Abhängigkeit und haßt Clotilde, weil sie es nicht ertragen kann, daß ihr Sohn Jemanden anders liebt als sie, die Mutter. Leo und Clotilde werden von der Mutter und zwei ältern Schwestern Leo's, die von gleichem Geiste beseelt sind, systematisch gequält, bis es zum Bruche kommt. Leo ist nun auf das geringe Vermögen Clotildens und auf den Ertrag seiner schriftstellerischen Thätigkeit beschränkt und kann sich in diese beengenden Verhältnisse nicht finden. Clotilde grämt sich über den Gram des geliebten Mannes. Sie stirbt nach der Entbindung vom ersten todtgeborenen Kinde, und Leo folgt ihr freiwillig, indem er sich an ihrer Bahre ersticht. Die Katastrophe ist durch die Verhältnisse nicht gerechtfertigt. Bei etwas mehr Energie und Charakterfestigkeit konnten Leo und Clotilde sich das schönste Lebensloos bereiten. Es kann daher zu keiner rechten Theilnahme für sie kommen, und das umso weniger, da sich in beiden sonst als sehr edel geschilderten Charakteren noch manche bis an Unnatur grenzende Verschrobenheiten an den Tag legen. So fürchten sich Beide, also auch die Mutter, vor dem ersten Kinde; Leo, „weil er noch keins braucht"; Clotilde, weil sie meint, es nicht gehörig erziehen zu können. Endlich tröstet sie sich. „Man sagt, Gott lege uns nicht mehr auf, als wir leisten können — vielleicht gibt er mir auch die Vernunft, um mein Kind vernünftig zu erziehen, wenn es eine Tochter ist nämlich. Ist es ein Knabe, o, da brauch' ich es nur lieb zu haben, da fällt die Entscheidung auf Leo." Eine interessante Unterscheidung in den Mutterpflichten! Bei Leo geht es aber noch weiter. Clotilde hat Todesahnungen. Leo erklärt im voraus, ihr folgen zu wollen. Clotilde erwidert: „Und wenn unser Kind lebte?" „Was kümmert mich das Kind?" fragt er feindlich. „Das Kind, welches dich getödtet haben würde? Glaubst du denn, ich könnte es lieben und die Vaterrolle bei ihm spielen? Hassen würde ich es, begreifst du denn das nicht?" Nur mit Mühe bringt ihn Clotilde zu dem Versprechen, seine Vaterpflicht gegen das Kind zu erfüllen, wenn es sie überlebe. Der größte Verstoß endlich findet sich am Schlusse in dem Briefe, den Leo unmittelbar vor dem Selbstmorde schreibt. „Es ist eine große Gnade von Gott", heißt es da, „daß die Ergebung in uns entsteht, wenn wir ihrer bedürfen. Wenn ich nun jetzt verzweifelte und die Leiche meiner Geliebten durch Lästerungen gegen die ewigen Anordnungen Gottes entweihte! Wohl mir, daß ich gefaßt und sogar gewissermaßen heiter sein kann, heiter in Wehmuth." An diese Bemerkung schließen sich Verfügungen über seinen und Clotildens Nachlaß, und dann ersticht er sich. Uns dünkt, wir haben an Einem Romeo und Einem Werther genug; will man aber durchaus immer neue produciren, so lasse man der Leidenschaft ihr Recht und lasse Den, der den Dolch, den er sich ins Herz stoßen will, schon gezückt hat, nicht von Ergebung in die ewigen Anordnungen Gottes reden.

Der dritte Roman: „Waldemar Wernow", enthält eine lange Musterkarte aller Arten von Verirrungen und Verbrechen. Lüge, Betrug, Fälschung, Diebstahl, Verführung, Verkuppelung, Scheinehe, Ehebrüche, Stiftung unglücklicher Ehen und Zerreißung glücklicher Ehen durch die raffinirtesten Cabalen, versuchte Bigamie, Mord und Parricidium unter den empörendsten Umständen drängen einander. Ist es nun an und für sich schon unerquicklich, durch zwei Bände hindurch in eine Galerie der dunkelsten Nachtstücke herumgeführt zu werden, ohne daß die spärlich zugemessenen lichtern Partien gehörig zu entschädigen vermöchten, so wird die Verstimmung, in die man sich bei der Lectüre versetzt sieht, noch bedeutend dadurch gesteigert, daß theils die Charaktere zu grell und nicht fest genug gezeichnet sind, theils über manche Verbrechen mit einer Leichtigkeit hinweggegangen wird, die wir nicht gutheißen können. Nicht als ob die Verfasserin sie billige oder beschönige. Aber es ist eine ebenso wol in der Aesthetik als in der Moral begründete Pflicht des Dichters, die Schuld so darzustellen, daß sie sich selbst richte; und dieser Pflicht ist die Verfasserin nicht allenthalben gehörig nachgekommen. Die Darstellung ist gewandt und zeugt von Talent; doch fehlt es auch nicht an Flüchtigkeiten, namentlich gegen das Ende hin. Eine und dieselbe Begebenheit wird dort einmal auf zehn Jahre, dann wieder auf funfzehn Jahre und an einer dritten Stelle auf sechzehn Jahre zurückverlegt; und von einem Knaben, der im ersten Bande auf dem Schiffe am Fieber gestorben ist, wird im zweiten Bande erzählt, daß er bei einem Schiffbruche in den Wogen versunken sei. Kaum noch unter die Rubrik der Flüchtigkeiten aber darf es gezählt werden, wenn die Verfasserin Boston, die Hauptstadt von Massachusetts (wo man im Winter an der Rhede sieben Fuß dickes Eis findet), in eine Tropengegend verlegt und von den Gartenzäunen aus blühendem Cactus spricht, die es dort gebe, von den herrlichsten tropischen Schlinggewächsen, die sich anstatt des Epheus und Weins dort ausbreiten, und von der Fächerpalme, die dort ihr Riesenhaupt erhebe; oder wenn sie einen ihrer Helden das Auge auf die unabsehbare Oase des Meeres richten und ihn an einer andern Stelle sagen läßt: „Ich stehe allein auf der großen Oase der unermeßlichen Schöpfung." Wir würden uns freuen, wenn es der Verfasserin gelingen sollte, unter glücklicher Benutzung ihres Talents ein Werk zu produciren, das wir in der Wüste der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur unter den Oasen voll frischer und erquickender Poesie begrüßen könnten. 30.

L'église orientale, par *Jacques G. Pitzipios.* Rom 1855.

Bereits längere Zeit vorher, ehe uns das vorliegende Buch selbst zu Gesicht kam, hatten wir durch öffentliche Nachrichten Kunde von demselben erhalten, und wir waren durch diese öffentlichen Mittheilungen allerdings in einem nicht geringen Grade auf das Buch aufmerksam gemacht worden, zumal es nach diesen Mittheilungen den Anschein gewann, als sei es mit dem Buche nicht auf letzteres allein, sondern vielmehr zugleich auf eine That abgesehen, die man mit diesem Buche selbst beabsichtigte, nämlich auf die Vereinigung der morgenländisch-griechischen und der abendländisch-römischen Kirchen. Diese Vereinigung ward von der vor einigen Jahren gegründeten, gleichsam durch ein in Paris im Jahre 1853 gedrucktes Programm legitimirten „Société chrétienne orientale pour la réunion des deux églises" bezweckt, und diese Gesellschaft, als deren Stifter der Verfasser des vorliegenden Buchs selbst ausdrücklich sich bezeichnet, rückt nun zu jenem Zwecke mit diesem Buche ins Feld, und es sollen demselben nach Befinden später andere ähnliche Kriegsmanoeuvres folgen. Man will vorläufig mit diesem ersten Versuche gleichsam das Terrain recognosciren und den Boden sondiren, um danach seine weitern Maßregeln zu nehmen. Indeß können wir, wie auch sonst der persönliche Standpunkt beschaffen sei, auf welchem wir selbst stehen, nach unparteiischer Erwägung aller hier in Betracht kommenden Umstände und Verhältnisse nicht glauben, daß mit dem Versuche etwas Besonderes werde gewonnen werden, da der Verfasser des Buchs für seine Person gar zu sehr auf einem einseitigen Parteistandpunkte steht und er um des Zwecks willen, welchen er mit Eifer verfolgt, es mit der geschichtlichen Wahrheit nicht so gar genau nimmt. Sind wir auch mit ihm darin ganz einverstanden, daß die Trennung der griechischen und römischen Kirche im 9. Jahrhundert an und für sich betrachtet und in ihren Folgen ein beklagenswerthes Ereigniß war — ebenso wie wir die Nothwendigkeit der Kirchenreformation im 16. Jahrhundert zu beklagen haben — so ist es doch unwahr, wenn die Schuld an der Trennung hier der griechischen Kirche aufgebürdet wird, indem jenes Schisma vielmehr lediglich durch die Herrschsucht des römischen Bischofs herbeigeführt ward, welcher ein Auge auf Bulgarien geworfen hatte und in Betreff der dort neubekehrten Christen dogmatische Neuerungen einführte, wider welche dagegen der Patriarch in Konstantinopel sich erklärte und infolge dessen das hierüber erzürnte Rom, zumal es in Ansehung Bulgariens seine Absichten nicht erreichte, die bisherige Einheit mit der orientalischen Kirche aufhob. Wie also jener Vorwurf für die letztere unwahr ist, so ist es auch ebenso unbegründet, daß keine dogmatischen Verschiedenheiten zwischen beiden Kirchen stattfänden, daß also kein Grund zur Trennung vorhanden sei, und daß daher, weil die Vereinigung beider Kirchen nun auch noch besonders und ausdrücklich auf dem Concil zu Florenz im Jahre 1439 feierlich beschlossen, dagegen diese Vereinigung blos durch Intriguen der griechischen Geistlichkeit verhindert worden sei, die Vereinigung trotzdem als bestehend und vorhanden angesehen werden müsse. Wollen wir auch hierbei das Unlogische dieses Schlusses weiter nicht rügen und zu seinen Gunsten zu den Kunstgriffen einer jesuitischen Dialektik nicht unsere Zuflucht nehmen, so wird doch in der Hauptsache selbst dadurch nichts gewonnen, weil die in der Wirklichkeit nun einmal nicht vorhandene Einheit in den Dogmen und die in Wahrheit nicht bestehende Vereinigung der beiden Kirchen auch bei der Anwendung noch so großer Schlauheit und logischer oder unlogischer Dialektik und Sophistik mit Gewalt sich nicht durchsetzen läßt, selbst dann nicht, wenn sich nachweisen ließe, daß jene dogmatischen Verschiedenheiten nicht so wesentlich seien, daß dadurch die Nothwendigkeit einer Trennung der Kirchen selbst irgendwie bedingt werde. Hätte selbst bei jenen dogmatischen Verschiedenheiten die griechische Kirche die Autorität der Bibel nicht für sich, wie sie dies mit aller Entschiedenheit gegen Rom behauptet, so würde gleichwol die Geistlichkeit der morgenländischen Kirche durch ihren Ausspruch allein eine Vereinigung mit der römischen Kirche umsoweniger herbeiführen können, je mächtiger infolge der politischen Verhältnisse des Morgenlandes und der gesammten Zustände der christlichen Völkerschaften des Orients der Antheil der Laien an Entscheidung solcher tiefeinschneidenden Glaubens- und Lebensfragen ist und dort der Glaube geradezu das Vaterland ersetzt und das Christenthum mit der Nationalität gleichsam zusammenfällt. Wäre es auch ein Irrthum, wenn die christlichen Völkerschaften des Orients sich nun und nimmer würden entschließen wollen, ihren Glauben, welchen sie nach ihrer Meinung unverfälscht von den Vorfahren ererbt haben, irgendwie aufzugeben, weil sie damit zugleich ihre eigene Zukunft in politisch-nationaler Beziehung aufgeben würden; obgleich dies kein Irrthum ist, so kann doch das nicht als ein Irrthum angesehen werden, wenn die morgenländische Kirche die Vereinigung mit der römischen Kirche darum verweigert, weil diese Vereinigung mit Rom eine Unterordnung unter Rom und unter die Herrschaft des Papstes wäre. In diesem Punkte muß sogar jeder Protestant mit der Ansicht der morgenländischen Kirche unbedingt übereinstimmen, wie er auch in gleicher Weise die Interessen dieser Kirche insofern zu vertheidigen sich veranlaßt finden wird, als er nicht wünschen kann, daß die morgenländische Kirche in dogmatischer Beziehung ihr Verhältniß zu der apostolischen Kirche, ihre Freiheit und Reinheit irgendwie gefährde oder aufgebe. Ob nicht trotzdem der morgenländischen Kirche, auf Grund ihrer Uebereinstimmung mit den Dogmen der apostolischen Kirche, ein frischeres, innigeres Leben zu wünschen, ob nicht für sie in ihrer starren Dogmatik eine innere Reform eine offenbare Nothwendigkeit wäre, dies Alles gehört weniger hierher und ist hier nicht weiter zu erörtern; indeß sind wir überzeugt, daß, solange die politischen Verhältnisse des Morgenlandes die bisherigen bleiben, eine solche innere Belebung und Kirchenreform kaum möglich, dann aber, wenn die Zeit gekommen sein und die Zukunft des Orients sich erfüllen wird, eine unabweisbare Nothwendigkeit sein werde, welcher man umsoweniger wird ausweichen können, jemehr das Christenthum an und für sich auf innere Reinigung und in deren Folge zugleich auf sittliche Freiheit und Reinheit dringt. Es ist nicht Eitelkeit und leere Ruhmsucht, nicht Eigensinn oder Leidenschaft, was die morgenländischen Christen, namentlich die Griechen bestimmt, in ihrer Stellung gegenüber der der römischen Kirche eigenthümlichen Misachtung und Geringschätzung des göttlichen Wortes, ihrer Ueberschätzung von Kirche und Hierarchie und der Knechtung des persönlichen Gewissens zu verharren, einer Stellung, welche auf einer lebendigen und entschiedenen Nationalansicht beruht, und die Gebräuche und Dogmen beizubehalten, welche die morgenländischen Christen seit den apostolischen Zeiten beobachtet, zu denen sie sich fortwährend bekannt haben, und wobei sie auf dem Boden der orthodoxen Glaubensregel zu stehen allerdings mit Entschiedenheit glauben. Wohl kennen wir die offenen Erklärungen von Seiten der morgenländischen Kirche, wie sie z. B. in einer uns vorliegenden kleinen Schrift „Σύντομος ἀπάντησις πρὸς τὸ λοίδορον φυλλάδιον τοῦ δυτικοῦ ἀρχιεπισκόπου Ἰουλιανοῦ Μαρία Ἰλλαρώ" (Athen 1844) enthalten sind, daß sie mit Freuden bereit sei, mit der abendländischen Kirche sich zu vereinigen, wie sie früher mit ihr eins gewesen; aber sie will und mag, sie kann und darf dies nicht auf Kosten ihrer Rechtgläubigkeit, ihrer apostolischen Glaubenstreue: sie kann dieselbe willkürlich und freventlich nicht opfern wollen. Vielmehr spricht sie ihre Foderung an die römische Kirche offen aus, und sie hat nicht Unrecht, wenn sie sagt: Entfernt ihr nur den Stein des Anstoßes aus dem Wege, den ihr hingewälzt habt und der in so gar verschiedener Weise der Kirche Christi geschadet, der sie gespalten und geschieden hat. Entfernt ihn, indem ihr die unbiblischen Neuerungen aufhebt, welche ihr eingeführt habt, und indem ihr zugleich den Hochmuth aufgebt, der euch

beseelt. Prüfet mit gebührendem Ernste und reinen Sinns, ohne dem Einflusse alter Vorurtheile und eingewurzelter Leidenschaft euch hinzugeben, prüfet die Ansichten vom Dogma nach dem Maßstabe dee echten, nicht nach dem der verfälschten Quellen, und ihr werdet die Wahrheit der alten und richtigern Ansicht finden und erkennen! Sagen wir selbst dies Alles hier lediglich im Inteeesse der morgenländischen Kirche gegenüber der abendländischen Kirche, welche als die alleinseligmachende alle Andersdenkenden und Andersgläubigen als Ketzer verfolgt, so müssen wir dies doch zugleich, mit Hinsicht auf die Stellung der protestantischen Kirche gegen die römische, umsomehr thun, je mehr uns die falsche Beurtheilung, zu welcher der Verfasser des vorliegenden Buchs auch über die protestantische Kirche und über die Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts sich veranlaßt findet, hierzu selbst verpflichtet. Indeß kann auch dies hier nicht Wunder nehmen, da das ganze Buch entschieden auf dem Systeme der römischen Kirche beruht, nur als ein Ausfluß der bekannten Politik der römischen Curie betrachtet und nur von dieser Seite angesehen und gewürdigt werden muß. Danach wird denn auch kein Protestant und kein moegenländischee Christ anstehen, auch dem Buche selbst sein Recht widerfahren zu lassen, und warum sollte unter solchen Umständen die protestantische Kirche vor der morgenländischen im Veehältnisse zu Rom irgendwie etwas voraushaben wollen? 5.

Die Schlußacten in der Angelegenheit des „Fechter von Ravenna“.

1. Die Autorschaft des Fechters von Ravenna. Von Otto von Schorn. Düsseldorf, Kaulen. 1856. 8. 12 Ngr.
2. Der Fechter von Ravenna. Großes historisches Trauerspiel in fünf Acten. Erlangen, Bläsing. 1856. 8. 9 Ngr.

Die „Fechterangelegenheit“ ist so eigenthümlicher und räthselhafter Art und die Discussion darüber ist in einee für die deutschen literarischen Zustände so charakteristischen Weise betrieben worden, daß es gerechtfertigt und selbst geboten erscheinen möchte, auf Anlaß der beiden oben angezeigten Schriften noch ein mal auf sie zurückzukommen. Man denke nur: der Dichter des „Fechtee von Ravenna“, ein östreichischer Freiherr, wird von München aus ganz offen in Anklagestand versetzt und beschuldigt, einem 1850 an die Direction des wiener Hoftheaters eingesandten Manuscript des Schulmeisters Bacherl: „Hermann und Teutonias Fürstin“, vielleicht mit nachträglicher Benutzung eines später eingesandten Manuscripts desselben Bacherl: „Die Cherusker in Rom“, vielleicht auch mit Benutzung eines dritten gleichinhaltlichen Stücks: „Thusnelda“, welches Bacherl von Wien nicht wieder zurückerhalten haben will, die Idee zu seiner Dichtung entwandt zu haben, und nicht blos die Idee, sondern selbst die Personen, die Handlung, ja einzelne Gedanken und Phrasen. Bacherl, gegen den keine Präsumtion spricht, daß er kein Ehrenmann sei, bekennt bei seiner Ehre und erklärt, jeden Augenblick bereit zu sein, seine Aussage mit einem Eide zu bekräftigen, daß er seine Stücke rein aus sich geschöpft habe und daß die Manuscripte in dem nämlichen Zustande unverändert geblieben, wie er sie vor Jahren niedergeschrieben; auch werden Zeugnisse von Männern vorgebracht, denen er seine Stücke 1853 vorgelesen und die bei der spätern Aufführung des „Fechter von Ravenna“ in München durch die auffallende Aehnlichkeit dieser Tragödie mit den Bacherl'schen Producten aufs höchste überrascht waren. Der mitbeschuldigte artistische Director des Hofburgtheaters, Heinrich Laube, sieht sich veranlaßt, eine öffentliche Erklärung abzugeben, in der er aber von der Sache auf hierher nicht gehörige Fragen abschweift, sich erhebliche Ungenauigkeiten zuschulden kommen läßt, die ihm dann später aus seinen eigenen, an Bacherl gerichteten Beiefen nachgewiesen werden, und gegen Bacherl die Verdächtigung erhebt, daß möglicherweise die „Cherusker“ erst nach dem „Fechter“ entstanden sein könnten, wogegen Bacherl versicheet, daß der Versuch, sich das Bühnenbuch zum Zweck einer Vergleichung mit seinem Manuscript zu verschaffen, gescheitert und er selbst aus mehefachen Gründen verhindert gewesen sei, nach München zu reisen und einer Vorstellung beizuwohnen.*) Endlich nach mancherlei Hin- und Herredereien in den Blättern sah sich auch Friedrich Halm dazu genöthigt, aus dem Dunkel seiner solange festgehaltenen Anonymität herauszutreten und eine öffentliche Erklärung abzugeben. Aber auch diese war sehr weitschweifig und ausweichend. Statt auf seine Ehre zu erklären, daß er niemals ein Manuscript des Schulmeisters Bacherl gesehen oder in Händen gehabt oder von seinem Inhalt durch Hörensagen Kenntniß erhalten, berief er sich auf die bekannte Göttling'sche Abhandlung („zunächst“) als seine Quelle, während der Parallelismus zwischen dem „Fechter von Ravenna“ und den Bacherl'schen Stücken sich unmöglich auf diese Quelle zurückführen läßt, da dieser Parallelismus zum Theil gerade in Abweichungen von den Göttling'schen Aufstellungen besteht. Zugleich foderte Friedrich Halm „Jedermann“ auf, „seine vermeintlichen Ansprüche auf gerichtlichem Wege gegen ihn zur Geltung zu bringen“, wäheend er wissen mußte, daß bei der Mangelhaftigkeit der östreichischen Gesetze über geistiges Eigenthum die gerichtliche Veefolgung dieser Angelegenheit in das Bereich der Unmöglichkeit falle, weshalb auch nach O. von Schorn's Versicherung die von dem münchener Advocaten Noël in Wien bereits eingeleitete Klage gegen Friedrich Halm wieder aufgegeben werden mußte. Und lag es im Grunde dem Dichter des „Fechter von Ravenna“ nicht gerade ebenso nahe, eine Klage wegen Verleumdung und unbegeündeter Denunciation anzustellen? Angenommen, ein Individuum A beschuldigt unbegründeterweise das Individuum B, ihm etwas entwandt zu haben; wäee es dann nicht albern, wenn B sich damit begnügte, dem Individuum A anheimzugeben, sein Eigenthumrecht vor den Gerichten nachzuweisen, statt wegen falscher Denunciation selbst klagbar zu werden? Ueberhaupt wurde von Wien aus dieser literarische Proceß in sehr wenig loyaler Weise gefühet, man glaubte genug zu thun, wenn man den bairischen Prätendenten einfach lächerlich machte, selbst mit Verdrehung von Thatsachen. So enthielt die „Allgemeine Zeitung“ aus Wien eine Mittheilung, wonach am 25. November 1850 an die artistische Direction des wiener Hofburgtheaters eine Sendung eingegangen sei, enthaltend die zwei Bühnenstücke „Die beiden Franz, oder der Bürgermeister als Narr“ und „Hermann und Teutonia, ein idealisches Beutelein von dem heimischen Barden Franz Bacherl“. Jeder, der dies las, mußte über das „idealische Beutelein“ laut auflachen oder verwundert den Kopf schütteln. Aus der Schorn'schen Broschüre erfährt man nun, woher muthmaßlich dieses „idealische Beutelein“ entstand. Bacherl hatte nämlich dem Manuscripte „Hermann's und Teutonia's Fürstin“ (also nicht „Hermann und Teutonia“) die Bemerkung beigefügt: „Diesem Stücke folget das verlorene Geldbeutelein oder der Herentanz auf Walburgsberg.“ Wir haben schon oft die Wahrnehmung machen müssen, daß es dem deutschen Charakter, soweit er in unsern Privat- und öffentlichen Streitigkeiten zutage kommt, doch gar sehr an Adel und Würde fehle. Wäre die Sache, wie in diesem Falle, auf gerichtlichem Wege nicht zum Austrag zu bringen, so würde es in andern Ländern, wenigstens in Frankreich, wahrscheinlich statt zu fortgesetzten ehrenrührigen Beschuldigungen wenigstens zu einer Herausfoderung gekommen sein. Dem östreichischen Freiherrn stand ja ein Herr von

*) Bacherl lebt als Schulmeister in Oberpfaffenhofen in einer Art Verbannung. Er hatte, wie Schorn mittheilt, 1848 sich in einer Lehrerversammlung für Erhöhung der Gehalte ausgesprochen und wurde deshalb aus München ausgewiesen. Dies Factum, insofern es richtig erzählt ist, würde zugleich beweisen, daß die Kategorie der politischen Veegehungen in manchen schönen Gegenden des deutschen Vaterlandes einen sehe weiten Umfang hat.

Schorn, dem Dichter der Schriftsteller gegenüber. Wir wollen diese Art von Austragung nicht befürworten, sondern nur den Ausgang bezeichnen, den in Frankreich muthmaßlich ein solcher Handel zwischen zwei Personen von der Stellung Friedrich Halm's und O. von Schorn's gehabt haben würde, falls sich die Sache auf gerichtlichem Wege nicht zur Entscheidung bringen ließ. Jedenfalls würde aber außerhalb Deutschland die literarische Discussion mit größerer Ueberlegung und Loyalität geführt worden sein.

Die Schlußacten über diesen seltsamen Streitfall liegen, von O. von Schorn gesammelt und an einen erzählenden Faden gereiht, dem Publicum nun vor. Daß die Bacherl'schen Cheruskerstücke in der Ausführung so verschroben und absurd gerathen sind, schließt die Möglichkeit nicht aus, daß er in der Erfindung einen glücklichen Griff gethan, und jedenfalls müßte Bacherl ein ganz abgefeimter Falsarius sein, wenn es ihm gelungen sein sollte, O. von Schorn und so viele achtbare, gelehrte und rechtskundige Männer in München, Augsburg (hier namentlich die Redacteure der „Allgemeinen Zeitung"), Köln und andern Städten hinter das Licht zu führen. Eine künstlich geschmiedete Conspiration so achtbarer Männer, die zum Theil mit dem Theater gar nichts zu thun haben, gegen die Direction des wiener Hoftheaters und den Dichter des „Fechter von Ravenna" anzunehmen liegt ohne Zweifel ferner als das rein menschliche Motiv, einem misachteten und verspotteten Schulmeister zu seinem Recht zu verhelfen und sein einziges Verdienst, die Erfindung, ihm zu sichern, obschon von der Gegenseite dieses Verdienst sehr niedrig angeschlagen und principiell gewissermaßen den geschickten technischen Verarbeitern als frei Gut und freie Waare preisgegeben wird. Bei den Münchnern mochte sich dann freilich auch einiger provinzial-bairischer Patriotismus einmischen. O. von Schorn hat für seinen Clienten, ohne Aussicht auf äußern Gewinn, aufs uneigennützigste sich bemüht und keine Kosten, keinen Zeitaufwand, keinen Spott gescheut. Auch in seiner Broschüre spricht er die Sprache innerer Ueberzeugung, was freilich nicht ausschließt, daß sie trotzdem eine rein subjective sein könne. Er behauptet mit der größten Entschiedenheit: „Die Idee des Stücks, die allgemeine Anlage desselben, sowie die Anordnung der einzelnen Situationen gehört dem Schullehrer Franz Bacherl; er ist und bleibt der ursprünglich geistige Eigenthümer, obschon er nicht die Fähigkeit besessen, seine glückliche Idee in kunstgerechter Form zu verkörpern" (S. 112). Er erklärt zum Schlusse, keineswegs das Gefühl der Reue zu empfinden, diese Angelegenheit vor den Richterstuhl der Oeffentlichkeit gebracht zu haben, „denn (fährt er fort) nur dadurch, daß die verborgenen Krebsschäden unserer modernen literarischen Zustände ohne Rücksicht bloßgestellt und zu allgemeinster Kenntniß gebracht werden, ist eine allmälige Heilung derselben und eine Abwendung ähnlicher beklagenswerther Fälle für die Zukunft zu ermöglichen". Die bekannte, angeblich in einem frühern Jahrgange der dresdener „Abendzeitung" gestandene Ballade „Thusnelda" von Chlotar ist er geneigt für eine Mystification zu halten; denn bisher sei es den unermüdlichen Nachforschungen, die er an verschiedenen Orten anstellen ließ, nicht gelungen, dieselbe in den frühern Jahrgängen der dresdener „Abendzeitung" aufzufinden. Noch führt er eine merkwürdige, nicht zu übersehende Mittheilung an, welche in Nr. 8 der Gutzkow'schen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (1855) enthalten und „Der Wiener Mystifar" überschrieben war. Sie lautete: „In einer literarischen Gesellschaft wurde kürzlich über den Verfasser des «Fechter von Ravenna» geäußert: Der Verfasser dieser Tragödie, den alle Welt mit Namen wissen will, kann sich nicht nennen, denn er existirt nicht. Er ist ein Collectivwesen und besteht aus zwei oder drei Personen. Irgend Jemand schrieb eine «Thusnelda». Sie war gut gedacht, bot aber nur Material zu einem praktischen Stück. Dr. Laube machte es praktisch. Der artistische Director des Hofburgtheaters ist lange schon von den Principien zurückgekommen, die ihn «Rococo» und «Gottsched und Gellert» schreiben ließen, und zur Verehrung derjenigen Romantik übergegangen, die sich in Wien durch Grillparzer und Friedrich Halm noch immer erhalten hat. Er scenirte das Werk, schrieb den Dialog vielleicht nur in Prosa und nannte das Ganze den «Fechter von Ravenna». In Verse goß das Ganze dann irgendein Dritter, Irgendeiner, der zum schwunghaften Redestil Talent besitzt. Eine Bekanntschaft dieser zwei- oder dreifachen Autorschaft wird nicht eher erfolgen, als bis alle Bühnen das Stück gegeben haben." Diese interessante Mittheilung, damals für eine Mystification gehalten, erschien lange bevor noch irgendwie und irgendwo an Franz Bacherl gedacht wurde. *)

Auch das „große historische Trauerspiel" in fünf Acten, „Der Fechter von Ravenna", dessen Verfasser sich wie der Dichter des berühmten darin parodirten „Fechter von Ravenna" der möglichsten Anonymität befleißigt, gehört zu den Schlußacten in dieser Angelegenheit; denn der Humor kommt immer zum Schluß und drückt sein Narrensiegel unter die Acten, und wenn einmal die ganze Menschheit humoristisch werden sollte, so werden die Acten des Weltprocesses spruchreif sein. Die Personen dieser ganz ergötzlich erfundenen Parodie sind die Herren Bachstelz, Dorfschulmeister und Poet, die Komödianten Laubober und Strohhalm, der Fechter von Ravenna, freiresignirtes Mitglied derselben Komödiantenbande, ein Schornsteinfeger und das Publicum als Constabler. Der Fechter von Ravenna ist als „fechtender" Strolch und Handwerksbursch dargestellt, welcher der Strohhalm-Laubober'schen Komödiantenbande entlaufen ist. Strohhalm klagt:

> Geld haben wir nun keins mehr, dies steht fest.
> Seit uns der Fechter ist in München durchgegangen,
> Sind wir von allen Mitteln ganz entblößt.
> Er war's, der uns die Bude stets gefüllt u. s. w.

Laubober, der sich ein wenig burschikos zeigt, sucht in Gemeinschaft mit Strohhalm nach dem verlorenen Sohn, dem auch Bachstelz nachspürt, welcher behauptet, daß der Fechter sein Sohn und ihm nächtlicherweile von Laubober und Strohhalm gestohlen sei. Bachstelz ruft in Bacherl'scher Redeweise:

> O Hermann's Geist! da stehe mir bei!
> Und gib der gewaltigen That deine Weih'!
> O könnte ich schon meinen herzlichen Sohn,
> Meine Liebe, mein innig Verlangen,
> Könnte jetzo der trauernde Vater auch schon
> Da sein Alles, sein Alles umfangen!

---

*) Seitdem wir Obiges schrieben, hatten wir, und zwar erst in den jüngsten Tagen, Gelegenheit, Bacherl's Cheruskerdrama auf dem leipziger Sommertheater dargestellt zu sehen, also von einer Gesellschaft, die aus lauter Komikern besteht. Wir würden dies Preisgeben einer patriotischen Idee, wie sie in Bacherl's Stück verkörpert ist, auf Lipperl- und Sommertheatern nicht gutheißen können, wenn man uns nicht versichert hätte, es geschähe zu dem Zwecke, auch dem größern Publicum Gelegenheit zu geben, das Bacherl'sche Fechterstück mit dem „Fechter von Ravenna" zu vergleichen und sich so sein eigenes Urtheil zu bilden. Und in der That traten bei der Aufführung, wie Jeder, welcher die Darstellung auf dem leipziger Sommertheater mit ansah, zugeben mußte, die Parallelismen zwischen dem Bacherl'schen Product und dem „Fechter von Ravenna" noch schlagender hervor als bei der Lectüre. Das eine Stück verhält sich zum andern fast genau so wie eine rohe derbe Farbenskizze zum ausgeführten Gemälde. Manche krause, ungelenke oder verschrobene Bacherl'sche Redensarten erregten zwar unwillkürliches lautes Gelächter, aber so sehr sich auch die Darstellenden zu bestreben schienen, das Bacherl'sche Drama durch Carikiren und Uebertreiben in ein Puppenspiel zu verwandeln, bewies sich doch der Ernst der meisten Situationen als unverwüstlich, und namentlich gelang es dem Darsteller des Caligula nicht, diesen ungeschlachten, aber energisch gezeichneten Charakter in einen bloßen Clown zu verwandeln.

Und als er den Fechter erblickt:

> Zur gutesten Stunde kommt Ihr her,
> Denn nun besteht ferner kein Zweifel ja mehr.
> Das sind sie, die Räuber von meinem Kind.
> Nun weh' dir, zerlumpichtes Bettelgesind!

Der Fechter will aber von allen drei Vätern nichts wissen und entläuft mit den Worten: „Werde selber im Tode noch fechten! sagt Bacherl", Bachstelz und Schornsteinfeger rufen: „Er ist und bleibt ein Vagabundus!" und stürzen ihm nach, während das Publicum unter dem Ausruf: „Fiat justitia! pereat mundus!" Laubober und Strohhalm packt und hinausführt. Das Ganze ist ein flüchtig hingeworfener erlanger Studentenscherz, der auch wirklich auf der bubenreuther Kirchweih mit großem Beifall von Studenten aufgeführt worden ist.

H. M.

Literarische Notizen aus England.

F. Metcalfe, Fellow des Collegium zu Lincoln, gab heraus „A history of German literature, based on the German work of Vilmar", also eine Bearbeitung von Vilmar's Literaturgeschichte und als ein „companion" zu Max Müller's neu erschienenem „German reading book" angekündigt. Mehre biographische oder memoirenartige Werke sind jetzt fertig geworden, so die „Memoirs of the life and writings of *James Montgomery*, including selections from his correspondence, remains in prose and verse, and conversations. By *John Holland* and *James Everett*", mit dem fünften, sechsten und siebenten Bande; „Selections from the letters of *Robert Southey*. Edited by his son-in-law *John Wood Warter*", mit dem dritten und vierten Bande, und die „Memoirs, journal and correspondence of *Thomas Moore*. Edited by Lord *John Russell*", mit dem siebenten und achten Bande, die einen Generalinder des ganzen Werks und Porträts von Thomas Moore und dem Marquis von Lansdowne, außerdem Vignetten enthalten. Auffallend genug scheinen die „Memoirs by the right honourable *Sir Robert Peel*. Published by the trustees of his papers, *Lord Mahon* (now Earl Stanhope) and the right honourable *Edward Cardwell*", deren erster Band die römisch-katholische Frage der Jahre 1828—29 betrifft, in Deutschland bisher die ihnen gebührende Beachtung nicht gefunden zu haben. Viele interessante Anekdoten aus den literarischen Kreisen einer abgelaufenen Literaturperiode, welcher Coleridge, Walter Scott, Moore, Wordsworth u. s. w. angehörten, enthalten die „Recollections of the table talk of *Samuel Rogers*, to which is added Porsoniana", auf welche wir wol noch zurückkommen. „Flemish interiors. By the writer of a glance behind the grilles" heißt eine Schrift, in welcher namentlich die Fortschritte beleuchtet und hervorgehoben werden, welche die katholische Kirche und Bevölkerung in Belgien „since her emancipation from the yoke of dutch protestantism" gemacht haben. Durch den Titel „Flemish interiors" lasse man sich in Betreff des Inhalts nicht irreführen. Der streng katholische Verfasser versteht unter „interiors" nur das Innere von Mönchs- und Nonnenklöstern, von Kapellen und Kirchen. John S. Harford schrieb in zwei Bänden ein „Life of Michael Angelo Buonarotti; comprising memoirs of Savonarola and Vittoria Colonna and much contemporaneous history" (mit Michel Angelo's Porträt und zahlreichen Illustrationen) und B. Chapman eine „History of Gustavus Adolphus and of the thirty years' war up to the king's death" (mit Planen der Schlachten von Leipzig und Lützen). Früher hatte man in England über Gustav Adolf's Leben nur eine unkritische Compilation von Harte, die seit Gfrörer's und Anderer Untersuchungen vollkommen veraltet ist. Diese Untersuchungen hat Chapman benutzt, doch hat er vor Gfrörer den Vorzug größerer Unparteilichkeit voraus. „Shakspere's England, or sketches of our social history in the reign of Elizabeth", von G. W. Thornbury, dürfte auch den deutschen Shakspearelesern eine willkommene Erscheinung sein und verdiente wol eine Uebersetzung.

H. M.

Bibliographie.

Album der Erinnerungen. Herausgegeben von W. H. Landt. Mit Beiträgen von Jos. Bayer, J. B. Grohmann, Mor. Hartmann, Uffo Horn, Siegfr. Kapper u. m. A. 1ster Band. Prag, Bellmann. 16. 8 Ngr.

Ammann, F., Meine offene Nothwehr oder: Wissenschaftliche und gründliche Vertheidigung der Geisterkunde mit wesentlichen Aufschlüssen über das Jenseits. Anhang: Drei neue Erfindungen. Die Weise, gewisse Verstorbene zu zitiren. Ein Nachspiel zum Besten des „alten Schulmeisters." Zürich. Gr. 8. 18 Ngr.

Andresen, K. G., Wortregister für deutsche orthographie nebst grundsätzlichen vorbemerkungen. Mainz, Kunze. Gr. 8. 8 Ngr.

Berg, A., Physiognomie der tropischen Vegetation Süd-America's; dargestellt durch eine Reihe von Ansichten aus den Urwäldern am Magdalenenstrome und der Anden von Neu-Granada, nebst dem Bruchstück eines Briefes von Alex. von Humboldt an den Verfasser, und einer Vorrede von Frdr. Klotzsch. — A. u. d. Titeln: Physiognomy of tropical vegetation in South America; a series of views illustrating the primeval forests on the river Magdelena and in the Andes of New Granada. — Etudes physiognomiques sur le végétation de l'Amerique tropicale; recueillies dans les forêts vierges sur le fleuve Magdalena et dans les Andes de la Nouvelle-Grenade. Mit 14 Steintafeln. wovon 13 in Tondruck. Düsseldorf, Buddeus. 1854. Imp.-Folio. 18 Thlr.

Germar, F. H., Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verkannten Verhältnisse von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 Thlr.

Gottschall, R., Das schlesische Gebirge. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 10 Ngr.

Halm's, Friedrich, Werke. 1ster und 3ter Band. (Inhalt: 1. Gedichte. Vermehrte und verbesserte Ausgabe. 3. Dramatische Werke. 2ter Band. Imelda Lambertazzi. König Wamba. Ein mildes Urtheil.) Wien, Gerold's Sohn. 8. 3 Thlr.

Hübner, J., Verzeichniss der königl. Gemälde-Gallerie zu Dresden. Mit einer historischen Einleitung und Notizen über die Erwerbung der einzelnen Bilder. Dresden. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Joseph, G., Venedig als Winteraufenthalt für Brustleidende. Für Aerzte und gebildete Laien. Breslau, Leuckart. Br. 8. 20 Ngr.

Lewald, Fanny, Deutsche Lebensbilder. Erzählungen. 1stes bis 4tes Bändchen. (Inhalt: 1. Die Hausgenossen. Erzählung. 2. Das große Loos. Erzählung. 3. Kein Haus. Eine Dorfgeschichte. 4. Die Tante. Erzählung.) Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. à $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Löbcke, A., Der Leibeigene. Ein historischer Roman aus den Zeiten des ersten Kreuzzuges. Mit Abbildungen. Zittau. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Müller, E., Das hessische Land und Volk. Für Reisende von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 10 Ngr.

Müller, L., Aquarium. Belehrung und Anleitung solche anzulegen und zu unterhalten. Nebst Beschreibung der vorzüglichsten Thiere, Pflanzen rc., welche sich für dieses eignen. Mit 24 Abbildungen. Leipzig, E. Schäfer. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

62. **Frauenstädt (J.), Der Materialismus.** Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. Geh. 1 Thlr.

Unbefriedigt von der bisherigen Kampfesweise gegen den Materialismus, liefert der Verfasser eine unparteiische Kritik desselben, in der er, in Erwiderung auf Büchner's in dritter Auflage erschienenes Werk „Kraft und Stoff", ebenso das Für wie das Wider des Materialismus ruhig und leidenschaftslos erwägt, und dadurch beiden Parteien gerecht wird. Zugleich enthält die Schrift eine klare und präcise Darstellung des ganzen materialistischen Streites und nimmt Rücksicht auf die bisherige Literatur desselben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. Geh. 1 Thlr.

Diese nicht blos für Naturforscher und Philosophen, sondern für das größere gebildete Publicum bestimmte Schrift behandelt eine der wichtigsten und interessantesten Fragen: das **Verhältniß von Glauben und Wissen.** Zunächst durch den bekannten wissenschaftlichen Streit zwischen Wagner und Vogt hervorgerufen, macht sie gegen Beide Fronte: gegen den Ausspruch **Wagner's**, daß man in wissenschaftlichen Dingen die größte Skepsis üben und gleichzeitig in religiöser Hinsicht dem „schlichten, einfachen Köhlerglauben" huldigen könne, aber ebenso gegen den von Vogt vertretenen Materialismus, der die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen leugnet. Die Schrift schildert den großen und durchaus nicht gefährlichen, sondern höchst wohlthätigen Einfluß, den die Naturwissenschaft auf die ästhetische, religiöse, moralische und philosophische Weltanschauung übe, und beweist dadurch, daß derjenige Glaube, der ein wirkliches und wahres Bedürfniß der Menschheit sei, mit den Resultaten und Forderungen der echten Naturwissenschaft im besten Einklang stehe.

Gleichzeitig erschien in demselben Verlage:

Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.** 8. Geh. 1 Thlr.

Eine humoristisch gehaltene Schrift, die sich gegen die materialistischen wie gegen die spiritualistischen Hypothesenmacher richtet und durch Mischung von Scherz und Ernst die „unfruchtbare Zänkerei zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" zu beendigen sucht. Der Verfasser ist als geistvoller politischer und namentlich militärischer Schriftsteller (z. B. durch seine jüngst erschienene „Militärpolitik") rühmlichst bekannt. Sein „Froschmäusekrieg" hat durch tief eingreifenden Inhalt wie durch unterhaltende Form — in welcher Beziehung die „Schlußrede von Karl Vogt" besondere Beachtung verdient — Anspruch von Allen gelesen zu werden, welche die Schriften von **Vogt, Büchner, Schaller, Frauenstädt** u. s. w. kennen.

63. **Lloyd (H. E.), Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche.** Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Zehnte, verbesserte Ausgabe. 8. 27 Ngr.

Hierzu erschien:

Schlüssel zu den Uebungen in H. E. Lloyd's theoretisch-praktischer englischer Sprachlehre für Deutsche. 8. 8 Ngr.

Von H. E. Lloyd erschien früher:

Englische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **J. Perrin** bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Zwölfte Auflage. 8. 1853. 20 Ngr.

Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1852. 15 Ngr.

Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern. 8. 1837. 25 Ngr.

Lloyd und G. H. Nöhden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. Zwei Theile. 8. 1836. Cart. 1 Thlr. 10 Ngr.

64. **Lieder des Giovanni Meli von Palermo.** Aus dem Sicilianischen von **Ferdinand Gregorovius.** 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Name **Giovanni Meli's** ist als der des berühmtesten Dichters Siciliens allgemein bekannt, seine Gedichte selbst aber sind außer je einem von Goethe und von Herder übersetzten wegen der örtlichen und sprachlichen Abgeschiedenheit Siciliens fast gänzlich unbekannt. Somit ist die vorliegende meisterhafte Uebersetzung der besten Gedichte Meli's von **Ferdinand Gregorovius** (Rosenkranz zugeeignet und mit einer historischen Einleitung versehen) in literarhistorischer Beziehung von besonderm Werthe. Aber namentlich werden sich alle Freunde echter Poesie an der Grazie dieser reizenden Lieder, die in der meisterhaften Uebersetzung wie Originale erscheinen, wahrhaft erfreuen.

Von **Ferdinand Gregorovius** erschien gleichzeitig in demselben Verlage:

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus **Italien.** 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corsica hat eine so glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zwei mal, in Amerika und in Italien übersetzt worden ist), daß gewiß auch die vorliegenden **italienischen Schilderungen** des seit vier Jahren in Italien weilenden Landsmanns auf günstige Aufnahme seitens des deutschen Publicums rechnen können. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weise des Verfassers. Die Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: Ein Besuch auf Elba; Der Ghetto und die Juden in Rom; Idyllen vom Baltischen Ufer; Idyllen vom Lateinischen Ufer; Römische Figuren; Capri, eine Einsiedelei.

65. **Reichenbach fil. (H. G.), Xenia Orchidacea.** Beiträge zur Kenntniss der Orchideen. Siebentes und achtes Heft: Tafel LXI—LXXX; Text Bogen 19—24. 4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Orchideen haben seit 25 Jahren in Europa den ersten Rang unter den Gewächshauspflanzen eingenommen. Die zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung dieser Pflanzen haben die Zahl der von Linné gekannten Arten um das Afache vermehrt, und so groß ist die Schwierigkeit der Kenntniß dieser blühenden Legion, daß nur zwei Botaniker leben, welche sich gleichmäßig mit den Orchideen der verschiedensten Gegenden vertraut gemacht haben. Nur durch wissenschaftliche Abbildungen kann das Studium dieser Pflanzen wieder etwas zugänglicher werden. Gewöhnt, jede verbesserte Art zu zeichnen und reich bedacht mit in den Tropen gefertigten Farbenskizzen besitzt der Verfasser einen großen Schatz von Darstellungen dieser merkwürdigen Gewächse. Das Interessanteste beabsichtigt derselbe hiermit zum Gemeingut zu machen.

Das Werk wird in einer beschränkten Anzahl von Decaden erscheinen. Jede Decade bringt 5 besonders schöne und auffallende Formen, deren Blüte gemalt; 15 andere werden schwarz auf den andern fünf Blättern gegeben. Dazu deutscher und lateinischer Text.

Man wird daraus ersehen, wie der Verfasser sowol alte berühmte Originalsammlungen als die neuesten Reiseergebnisse sich zugänglich machte und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, daß ein jeder

reiches Material umsichtig ausgebeutet den entschiedensten Nutzen für die Erschließung der Orchideen bietet.

Ein **Prospect**, der unter Anderm sehr günstige Besprechungen des Werks aus der Feder Prof. Lindley's, des berühmten englischen Botanikers und Kenners der Orchideen, mittheilt, ist in allen Buchhandlungen zu haben.

66. **Brockhaus' Reise-Bibliothek** für Eisenbahnen und Dampfschiffe. In Bändchen zu 10 Ngr. 8. Cartonnirt.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur **Reiselectüre** besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen. Ein ausführlicher **Prospect** über das ganze Unternehmen, mit Angabe der Schriftsteller, die dabei mitwirken — worunter sich die ausgezeichnetsten Namen befinden —, und der bereits erschienenen Bändchen ist jedem derselben vorgedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben.

Neu erschienen hiervon:

9. **Die Thüringische Eisenbahn.** Von **A. Bock.**
10. **Von Frankfurt a. M. nach Basel.** Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinlande. Von **A. Buddeus.**
11. **Briefe aus Südrußland** während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Von **Marie Förster.**
12. **Reise-Pitaval.** Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Wilibald Alexis.**
13. **Münchener Skizzenbuch.** Von **W. Müller von Königswinter.**
14. **Schillerhäuser.** Von **J. Rank.**
15. **Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen.** Von **M. Kurnik.**

Früher erschienen:

1. **Poetisches Reise-Album.** Herausgegeben von **J. Rank.**
2. **Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.** Von **L. Schücking.**
3. **Wien in alter und neuer Zeit.** Von **F. G. Kühne.**
4. **Harzbilder.** Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Von **H. Pröhle.**
5. **Von Berlin nach Hamburg.** Nebst Schilderungen aus Lübeck und Hamburg. Von **E. Willkomm.**
6. **Die Schlachten bei Leipzig.** Kriegsgemälde von **K. G. von Berneck.** Mit zwei Plänen.
7. **Brüssel** nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von **J. E. Horn.**
8. **Das Moselthal von Nancy bis Koblenz.** Landschaft, Geschichte, Sage. Von **R. Hocker.**

Literarische Anzeigen werden in den einzelnen Bändchen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr., einer halben Seite mit 2 Thlr. 15 Ngr., einer ganzen Seite mit 4 Thlr. berechnet.

67. **Brockhaus' Reise-Atlas.** Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Unter diesem Titel erscheint eine **Reihe von Eisenbahnkarten, Flußkarten und Städteplänen**, wie sie bisher noch nicht existirten und aus denen sich allmälig ein **Reise-Atlas für ganz Deutschland** gestalten soll, obwol jedes Blatt für sich ganz selbständig ist. Das Unternehmen bildet ein Seitenstück und eine Ergänzung zu **Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.** Während letztere dem Reisenden interessante Reiselectüre bietet und zu seiner Unterhaltung und Belehrung über die von ihm besuchten Gegenden während der Fahrt dient, soll der **Reise-Atlas** ihn über Alles genau orientiren, was ihm auf irgendeiner Fahrt oder in einer Stadt entgegentritt, und alle speciellen Notizen geben, die in der Reise-Bibliothek ausgeschlossen sind. Jedes Blatt besteht deshalb aus einer **Karte** oder einem **Plan** (in Lithographie mit Farbendruck) und aus einer **Beschreibung** der betreffenden Fahrt oder Stadt nebst allen dem Fremden nöthigen Notizen. Außerdem sind auf den Karten oder Plänen **Abbildungen der interessantesten Sehenswürdigkeiten** (in Stahlstich) angebracht. Das Ganze ist in der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlagshandlung hergestellt. **Jedes Blatt** (in Octavformat, sauber cartonnirt) **kostet 5 Ngr.**

Erschienen sind bereits folgende Blätter:

1. **Leipzig-Dresden.** Führer für Reisende auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. (Zugleich auch in einer Miniatur-Ausgabe.)
2. **Die Sächsische Schweiz.** Führer für Reisende auf der Elbdampfschiffahrt zwischen Dresden und Leitmeritz, der Sächsisch-Böhmischen Staatseisenbahn von Dresden nach Prag sowie in der Sächsischen Schweiz. Mit 9 Abbildungen in Stahlstich (Amselfall, Herrnskretschen, Hohnstein, Königstein, Kuhstall, Prebischkegel und Kreuzstein, Prebischthor, Rathener- und Basteifelsen, Großer Winterberg).
3. **Leipzig-Hof.** Führer für Reisende auf der Sächsisch-Baierischen Staatseisenbahn. Mit 2 Abbildungen in Stahlstich (Göltzschthal und Elsterthal).
4. **Hof-Nürnberg.** Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Hof nach Nürnberg und Bairenth. Mit 6 Abbildungen in Stahlstich (Dom zu Bamberg, Burg und Johanneskirchhof zu Nürnberg, Plassenburg bei Culmbach, Zückersfelde, Vierzehnheiligen und Staffelstein, Waldstein).
5. **Leipzig.** Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Augusteum, Börse, Brockhaus' Offizin, Buchhändler-Börse, Katholische Kirche, Pleißenburg, Post, Rathhaus, Rosenthalthor, Thomaskirche).
6. **Dresden.** Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Albrechtsburg, Eisenbahnbrücke, Alte Elbbrücke, Frauenkirche, Japanisches Palais, Katholische Kirche, Museum, Palais im Großen Garten, Brühl'sche Terrasse, Theater).

Weitere Karten und Städtepläne werden in rascher Folge erscheinen, zunächst folgende: **Prag-Bodenbach, Berlin-Hamburg, Hamburg, Nürnberg-Augsburg, München-Augsburg-Ulm, München, Magdeburg-Hannover-Göttingen (Harz), Die Donau (Ingolstadt-Regensburg-Passau und Passau-Linz-Wien), Der Rhein (Mainz-Koblenz und Koblenz-Köln).**

68. **Rönne (L. von), Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.** Erste Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Erscheinen einer noch nie versuchten und doch dringend nöthigen **systematischen Bearbeitung des Preußischen Staats-Rechts** bedarf keiner Rechtfertigung und wird allseitig mit Freuden begrüßt werden. Der Verfasser aber, als juristischer und publicistischer Schriftsteller längst rühmlichst bekannt, zugleich mehrjähriges Mitglied der preußischen Ersten Kammer und Kammergerichtsrath in Berlin, war zur Abfassung dieses wichtigen und schwierigen Werks gewiß in jeder Weise vorzugsweise geeignet und berufen. Dasselbe erscheint in **zwei Bänden** zu je zwei Lieferungen und wird binnen Jahresfrist beendigt sein; der **Preis** wird 5—6 Thlr. nicht überschreiten. Ein ausführlicher **Prospect** über das Werk ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 37. —— 11. September 1856.

Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche.

Zweiter Artikel.*)

Wenn wir im ersten Artikel Gelegenheit hatten, vorzugsweise von hervorragenden Frauen zu sprechen, welche dem weimarischen Bildungskreise angehörten oder mit den Koryphäen des weimarischen Musenhofs in mehr oder minder innige Berührung kamen, so werden uns die im gegenwärtigen Artikel zu besprechenden Schriften in Stand setzen, vorzugsweise von den bedeutenden Männern zu sprechen, welche von Weimar aus wirkten, nicht für Weimar, sondern für die deutsche Nation und die Menschheit. Im Vordergrunde steht aber auch diesmal die imponirende verehrte Gestalt Schiller's.

Schiller! Schon der bloße Name hat einen Klang, bei dem die Herzen der Deutschen in erhöhter Wärme aufzuwallen pflegen; dieser Klang seines Namens war der Glockenton, auf dessen Ruf aus fernen und fernsten Orten, wo Deutsche ansässig sind, aus Manchester, Astrachan und nordamerikanischen Städten Geldbeiträge zu der dresdener Schiller-Stiftung zusammenflossen. Kein anderer Name hätte wol dieses Wunder bewirkt. Was den Namen Schiller als Weihezeichen an der Stirn trägt, das erscheint dem Deutschen an sich als edel, heilig und jeder Theilnahme werth. Wir möchten auch um aller Welt willen nicht, daß durch eine unserer frühern oder spätern Bemerkungen das Prästigium und der Nationalnimbus dieses Namens auch nur beeinträchtigt würde. Doch wir befürchten dies auch nicht. Schiller's Autorität haftet im Gedächtniß des deutschen Volks mit unzerreißbaren Wurzeln, und uns selbst ist sie zu heilig, um daran irgend rütteln zu wollen. Dabei nöthigt aber unser Gerechtigkeitssinn uns das Geständniß ab, daß sein Name als Name bei uns keine Prärogative voraus hat vor den Namen Goethe, Herder, Lessing, Jean Paul, ich möchte selbst sagen Klopstock, dem wir ja die gänzliche Wiedergeburt unserer Sprache, die Erneuerung des vor ihm erloschenen Sinns für Vaterland und Freiheit und eine Menge neuer und zarter Empfindungs- und Vorstellungsarten verdanken, welche die spätere höhere Stufe des deutschen Literaturlebens erst möglich machten. Unser Wahlspruch möge sein: Jedem das Seine! Jedem nach seinem Verdienst! Wir leben ja, wie man wenigstens versichert, in einer demokratischen Zeit; bleiben wir also bei unserm literarischen Senat, statt einen literarischen Dictator an seine Stelle zu setzen. Ahmen wir auf keinem Gebiete jenen närrischen Franzosen nach, welche es für möglich halten, die Republik mit der Napoleon'schen Alleinherrschaft zu Einem organischen Gebilde verschmelzen zu können; stürzen wir nicht in den Nischen unsers Dichterpantheons die andern Götterbilder, um in der Mitte ein einziges glänzendes Götterbild zu haben, während die Wände ringsum leer sind! Errichten wir keine alleinseligmachende literarische Kirche! Legen wir Keinem moralischen Zwang auf, hindern wir Keinen, seinen „Cultus des Genius" Demjenigen oder Denjenigen darzubringen, die nach seinem Herzen sind! Wir wollen nicht sagen, daß man dies schon thue, aber wir fürchten, daß man auf dem Wege dahin sei. Denn wenn ein Cultus oder eine Doctrin sich erst gesellschaftlich organisiren, so ist es auch meist ihr Drang und Trieb, Alleinherrschaft zu üben und nichts Anderes neben sich gelten zu lassen. Schon jetzt wagen manche Verehrer Goethe's kaum noch, ihrer Verehrung öffentlich Ausdruck zu geben, und betreiben ihren Cultus nur noch wie die Urchristen in Krypten, womit es wol auch zusammenhängt, daß des Engländers Lewes treffliches Werk über Goethe deutsch noch nicht erschienen ist; von Herder ist kaum noch die Rede, außer mit einem gewissen Naserümpfen und Achselzucken; der Kreis der Freunde und Leser Jean Paul's schrumpft ersichtlich immer mehr zusammen, und selbst Lessing wird in den weitern Kreisen des Publicums nur noch wenig genannt, weniger noch gelesen, obschon man doch bei allen höhern Fragen der Kritik immer wieder auf ihn zurückkommen muß.

Niemand wird aber leugnen wollen, daß diese Män-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 32 d. Bl. D. Red.

ner und andere, welche Zierden der deutschen Literatur sind, von dem allseitigen Goethe ganz abgesehen, jeder eine höchst bedeutungsvolle und charakteristische Seite des deutschen Geistes- oder Gemüthslebens abspiegeln, die gekannt, gewürdigt und weitergebildet zu werden verdient, und daß die deutsche Nation nur sich selbst schaden würde, wenn sie sich mehr und mehr daran gewöhnen wollte, einseitig die Weltdinge nur durch Schiller'sche Augengläser zu betrachten. Die Mannichfaltigkeit der Geister und geistigen Richtungen ist ja der seltene Vorzug der deutschen Literatur, und wer sich nur an Einen hängen wollte, würde den deutschen Geist eben nur in Einer Richtung erfassen und kennen lernen und zu seinem eigenen Nachtheil sich nur einseitig entwickeln und ausbilden. Gegen eine „Vergötterung" hat sich Schiller übrigens selbst erklärt. Endlich verschaffen uns die bisher veröffentlichten Briefwechsel die Ueberzeugung, daß die weimarer Geistesheroen, und Schiller mit ihnen, auch Menschen waren, die so gut ihre Gebrechen und Schwächen hatten wie wir Alle, ja wir werden daraus die lehrreiche Einsicht gewinnen, daß dieser glänzende Luxus an Geist und Poesie gewisse krankhafte Schäden nur schlecht verbarg und ihnen sogar zum Theil seinen Ursprung verdankte und ihren Einfluß nicht ganz verleugnete. Der Stoff war in der weimarer Welt dazu schon früher vorhanden, sodaß selbst Charlotte von Lengefeld 1788 sich veranlaßt sah, gegen den doch wegen seines guten Herzens fast verrufenen Knebel sich der englischen Moraldichtungen anzunehmen. Sie selbst zwar, schrieb sie an Knebel, bedürfe ihrer nicht, aber sie habe doch wahrgenommen, daß sie bei Manchen Gutes stifteten, und lasse sie daher gelten. Wenn wir diese Briefsammlungen lesen, wie sie gelesen werden sollten, so werden wir dem Ausspruch Charles Rémusat's nur Recht geben müssen, daß nämlich Jedermann nur zu geneigt sei, Person und Charakter eines Schriftstellers nur nach Dem zu beurtheilen, was er veröffentlicht habe, während doch nichts trüglicher sei; denn selten glichen die Autoren ihren Schriften und alle schriftstellerische Kunst sei voll Dichtung und Verstellung. Dieser Vorwurf trifft freilich die Schriftsteller und Dichter nicht allein, sondern auch die vielen Menschen überhaupt — und vielleicht bilden sie die Mehrzahl — welche die doppelte Buchführung des Andersprechens und Anderhandelns bei sich eingeführt haben. Wenn aber die Veröffentlichung von Briefschaften überhaupt einen Zweck haben soll, so ist es der, die Wahrheit festzustellen und der bloßen Herrschaft der Phrasen und Illusionen ein Ende zu machen. Erreichen sie diesen Zweck nicht, so ist es besser, sie unveröffentlicht und ungelesen zu lassen; denn zur Befriedigung der bloßen Neugier, zu einem vorübergehenden Amusement sollen sie doch gewiß nicht dienen.

Das Trachten nach nüchterner Erforschung thatsächlicher Wahrheit ist auch das Hauptverdienst des zweibändigen Werks „Schiller's Jugendjahre", aus dem Nachlasse von E. Boas von Wendelin von Maltzahn herausgegeben, der jetzt auch aus demselben Nachlaß „Schiller's und Goethe's Xenienmanuscript" veröffentlicht hat, eine Schrift, deren Besprechung wir uns für einen besondern Artikel vorbehalten, da sie nicht eigentlich biographischen, sondern speciell literarischen Charakters ist und uns daher von der nächsten Aufgabe unserer Betrachtung zu weit abführen würde. Der gründliche Fleiß, den der leider über seinen umfassenden Schiller-Studien dahingegangene Boas in seiner bekannten Schrift „Schiller und Goethe im Xenienkampfe" bekundete, ist auch in diesem Werke über Schiller's Jugendjahre anzuerkennen. Der Verfasser beabsichtigte ein vollständiges Lebensbild von Schiller zu entwerfen, wozu diese gedruckt vorliegende Arbeit den Anfang bildet. Wir müssen aufrichtig bedauern, daß Boas durch seinen frühen, zu Landsberg an der Warthe 1853 erfolgten Tod verhindert worden ist, seine Arbeit zu vollenden, da es ihm hauptsächlich darum zu thun war, das Wahre vom Falschen zu sondern und der Herrschaft der Phrase, die gerade in den Betrachtungen über Schiller's Leben so üppig wucherte, ein Ende zu machen, wiewol sein gegenwärtiges Buch mit der echt deutschen Romanphrase beginnt: „Wenn der Schneesturm im Norden über die kahlen Felder und Wälder zieht, dann" u. s. w. Wenn wir bisher geglaubt haben, wirkliche authentische Biographien Schiller's schon zu besitzen, so versichert Boas in der Einleitung geradezu: „Was uns dafür geboten wurde, erweist sich, mit wenigen Ausnahmen, als ein Gemisch von Wahrheit und Lüge, von geistreicher Combination, spitzfindigen Folgerungen und baarem Unsinn." Gleich nach Schiller's Tode nämlich bemächtigte sich die literarische Speculation des so populären Gegenstandes. So entstand J. G. Gruber's Schrift: „Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie" (Leipzig 1805), gegen deren „tolles Gewäsch" sofort ein wohlunterrichteter Jugendfreund Schiller's, Conz, in den „Tübinger Gelehrten Anzeigen" vom 19. August 1805 auftrat, worin die Gruber'sche Schrift als eine „leere, fade, größtentheils erlogene" bezeichnet wurde. Noch unverschämter waren die fast durchweg erlogenen Schriften von K. W. Oemler: „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem spätern Leben" (Stendal 1805) und „Schiller, der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern Leben" (Stendal 1806). In der letztern Schrift sind z. B. nur ein paar Stellen aus einem Schreiben an Zumsteeg echt, die Oemler dem berliner „Freimüthigen" entnahm; alles Uebrige ist mit einer wahrhaft bodenlosen Unverschämtheit erfunden, Fiction seines jedenfalls speculativen Gehirns. Dennoch wärmte H. Döring in seiner Schrift „Schiller und Goethe" (Leipzig 1852) den ganzen Oemler'schen „Lügenbrei" wieder auf, ja er ließ selbst Aufsätze unter Schiller's Namen abdrucken, deren Verfasser er nie gewesen; Saupe und Schwab nahmen davon Vieles in ihre Schriften über Schiller mit hinüber, und auch Hoffmeister und Viehoff, die schon unvergleichlich kritischer verfuhren, verschmähten manche von Oemler erfundene Anekdoten nicht. Für seine nun gereinigte Beschreibung der Jugendjahre Schiller's benutzte Boas die Mittheilungen, welche Christophine

Schiller, vermählte Reinwald, für die Biographien Schiller's von Körner und der Frau von Wolzogen und in ihren „Erinnerungsblättern" aufzeichnete, dann auch ein von der Freifrau Gleichen-Rußwurm ihm zur Benutzung überlassenes Exemplar von Hermann Kurz' Roman „Schiller's Heimatsjahre", das sie mit Bleistiftnoten versehen hatte; ferner F. W. von Hoven's nachgelassene Biographie (Nürnberg 1840), Petersen's, ebenfalls eines Akademiegenossen des Dichters, mit größter Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit geschriebene Mittheilungen im „Freimüthigen" von 1805 und im „Morgenblatt" von 1807, Andreas Streicher's bekannte Schrift „Schiller's Flucht von Stuttgart", Georg Friedrich von Scharffenstein's Veröffentlichungen im „Morgenblatt" und die von Conz im berliner „Freimüthigen", „Morgenblatt" und in der „Zeitung für die elegante Welt" von 1823, Reinwald's, Schwagers von Schiller, „Berichtigungen" im „Neuen literarischen Anzeiger" (München 1805), die „Beschreibung der Hohen Karlsschule" von Batz, die Programme, welche alljährlich am Stiftungstage der Militärakademie ausgegeben wurden, das in das geheime Archiv zu Stuttgart übergegangene Archiv der Karlsschule.

Diese Quellen und was er sonst Brauchbares in den vorhandenen Biographien vorfand, hat Boas kritisch miteinander verglichen, gesichtet und geprüft und daraus seine von Mythen und Erfindungen gereinigte Biographie Schiller's des Knaben und Jünglings hergestellt. Ob und inwieweit sie im Einzelnen wieder einer Berichtigung bedarf, das zu prüfen müssen wir Denjenigen überlassen, welche die Schiller-Forschung zu ihrer speciellen Aufgabe gemacht haben. Die interessanteste Partie für das größere Publicum dürfte wol die Darstellung desjenigen Lebensabschnitts sein, den Schiller auf der Karlsschule zubrachte. Sie ist zugleich geeignet, manche irrige Vorstellungen über diese merkwürdige Hochschule, die so viele treffliche Männer hervorgebracht hat, zu berichtigen und den Herzog, dessen Geist sich an dem von ihm geschaffenen Institut selbst aufrichtete und veredelte, in einem günstigern Lichte erscheinen zu lassen, obschon die willkürliche Behandlung des Dichters Schubart, des Publicisten Moser u. A. stets einen unverlöschlichen Flecken in seiner Regentenlaufbahn bilden wird. Schiller's hohe Begabung und feuriger Geist sind von ihm nie verkannt worden; doch konnte bei der Verschiedenartigkeit ihrer Naturen und dem spätern aggressiven Auftreten Schiller's gegen jede Willkür der Bruch nicht ausbleiben, obschon dem Dichter längere Zeit mehr nachgesehen wurde, als dies bei den Grundsätzen des Herzogs im Grunde zu erwarten war. Auch schon auf der Karlsschule hatte man dem jungen Schiller Manches nachzusehen, außer den feurigen Ausbrüchen seines Charakters namentlich auch seine Unreinlichkeit, denn Schiller gehörte zu den unsaubersten Burschen auf der Akademie, sodaß der Oberaufseher Nieß ihn manchmal anbrummte: „Er ist ein Schweinepelz!" Boas, dem es nur um Wahrheit, nicht um Idealisirung seines Helden zu thun ist, verschweigt solche kleine Züge nicht. So berichtet er, wie Schiller in spätern Jahren scherzend zu erzählen pflegte, daß er selbst der Bildner seiner Adlernase gewesen. Als er nämlich auf der Akademie den Drang gefühlt, ein berühmter Mann zu werden, habe er sich auch die entsprechende Adlernase verschaffen wollen und zu diesem Zwecke, besonders wenn er lesend oder schreibend dagesessen, sich fortwährend daran gezupft, bis es ihm endlich gelungen, der Spitze eine kühnere Biegung nach unten zu geben. Dies haben sowol Dannecker und Minna Körner als Karoline von Wolzogen und andere Befreundete Schiller's nach seinen eigenen Worten berichtet. Da hiernach Schiller's Adlernase eine Art Kunstproduct war, so werden Physiognomiker sich fortan hüten müssen, Rückschlüsse von ihr auf Schiller's angeborenen Charakter zu machen. Schiller's späteres, etwas burschikoses Leben in Stuttgart schildert Boas ohne Rückhalt; des Dichters stürmischer Jugendmuth mußte sich eben nach dem Zwangsleben auf der Schule ausbrausen. Es verbreitete sich damals das Gerücht, daß Schiller sich dem Trunke ergeben habe, und kam auch seinem ehemaligen Lehrer Abel zu Ohren. Auf seine genaue Nachfrage bei denjenigen Akademikern, mit denen Schiller noch im dauernden Umgang geblieben war, wurde ihm jedoch versichert, daß demselben großes Unrecht geschehe. Der des Weins ungewohnte Jüngling habe etwa zwei oder drei mal in lustiger Gesellschaft über seine Kräfte getrunken; namentlich sei dies bei einem Gastmahl vorgekommen, welches General Augé den Offizieren seines Regiments gab; bei diesem Feste habe Schiller allerdings so wenig Maß gehalten, daß man ihn habe nach Hause tragen müssen. In einer kleinen Stadt, wie Stuttgart damals noch war, konnte es natürlich nicht fehlen, daß von diesem Vorfall großes Aufsehen gemacht wurde und daß die Klatschgevattern den jungen Mann als einen Wüstling und Trunkenbold ausschrien, was sie zu thun natürlich um so eifriger beflissen waren, da er sich ihnen an Geist und Charakter so unermeßlich überlegen zeigte.

Interessant sind im zweiten Bande besonders die von Boas mitgetheilten, oft sehr wunderlichen Recensionen, welche durch die Erscheinung und die ersten Aufführungen der „Räuber" an verschiedenen Orten hervorgerufen wurden und unter denen sich auch eine ziemlich unparteiische aber praktische Selbstrecension Schiller's, die er im „Würtembergischen Repertorium" mit K....r unterzeichnet abdrucken ließ, vorzügliche Beachtung verdient*); ferner Schiller's Jugendgedichte, meist aus der „Anthologie" von 1782, die in seinen Werken

*) Von der fast immer praktischen Natur Schiller's führt Boas in Betreff der ersten Aufführung der „Räuber" folgendes Beispiel an. Dalberg hatte für diese Aufführung das Ansinnen gestellt, daß Amalie sich selbst ermorden solle, und hierzu eine eigenhändige Stelle eingeschoben, die von Boas mitgetheilt wird und außerordentlich matt und trivial ist. Trotzdem schrieb Schiller in Betreff dieser Aenderung an Dalberg: „Uebrigens sind die wenigen Worte, deren E. E. in Ihrem Briefe Meldung gethan, fürtrefflich und der ganzen Situation werth. Ich würde stolz darauf sein, sie gemacht zu haben." Als es zur Aufführung kam, scheint übrigens Dalberg sein Einschiebsel selbst verworfen zu haben.

theils gar nicht, theils nur sehr verkürzt enthalten sind. Von der 14 Strophen umfassenden Ode an Rousseau z. B. hat Schiller in der spätern Sammlung seiner Gedichte nur die erste und siebente wieder abdrucken lassen. Diese Gedichte sind meist stürmische, wild sich überstürzende Katarakte, die in ihren tosenden Fluten häufig auch Schlamm mit sich führen. Sie sind zum Theil sehr incorrect, nur zu sehr verunstaltet durch falsche Reime und schwäbische Provinzialismen, oft durch ihren Cynismus unheimlich und abstoßend; aber geniale Gedankenblitze durchleuchten dies Chaos und zuweilen trifft man auf wahrhaft vollendete Strophen. Wie muß Schiller — und dies ist das Große an ihm — mit sich gerungen und an sich gearbeitet haben, ehe er zu der Vollendung reifte, die sich in seinen spätern Gedichten, im „Wallenstein" und überhaupt den dramatischen Schöpfungen seiner vollendetern Periode bekundet! Damals zeigte er mitunter selbst eine ziemlich lebhafte Neigung zum derben Humor, der, wenn er sich in das Gewand schwäbischer Volksthümlichkeit kleidete, nicht immer ganz unerquicklich wirkt, und man möchte fast bedauern, daß Schiller dieses Element, welches dem Dramatiker so sehr zustatten kommt, später fast gänzlich verloren gehen ließ, etwa die humoristischen Anklänge in „Wallenstein's Lager" und in den meisterhaften Tafelscenen in den „Piccolomini" ausgenommen. Es ist aus seinen Jugendgedichten ersichtlich, daß damals Schubart und namentlich Bürger den größten Einfluß auf ihn ausübten. Alle Fehler und Gebrechen, die Schiller später in seiner berühmten Recension dem Dichter Bürger vorwarf, finden sich in der Mehrzahl dieser Jugendgedichte in doppelter und dreifacher Menge, ungerechnet, daß Schiller damals an Correctheit der Sprache und Wohllaut des Verses sein Vorbild nicht entfernt erreichte. Dagegen übertraf Schiller schon zu jener Zeit den Dichter der „Lenore" weit an Schwung, Feuer und philosophischer Gedankentiefe. Was die glühenden Oden an Laura betrifft, so weist Boas nach, daß sie an die Tochter des Buchhändlers Schwan unmöglich gerichtet sein können, da er diese, als er seine Laura-Oden dichtete, persönlich noch gar nicht kennen gelernt hatte. Er ist der Ansicht, daß sie überhaupt keinem bestimmten weiblichen Individuum galten, sondern reine Phantasiegeburten waren.

Der zweite Band schließt mit Schiller's Flucht aus Stuttgart. Der Dichter folgte dabei dem Rufe seines Genius, und gewisse kleinbürgerliche Rücksichten kümmerten ihn nicht. Er schrieb damals an seine Schwester Christophine:

Für meine Schulden können meine Aeltern stehen, denn ich hätte bereits die Hälfte abgetragen, wenn es nicht meine erste Pflicht wäre, zuerst mein Glück zu etabliren. Meinen Gläubigern verschlägt es nichts, ob sie drei Monate früher oder später bezahlt werden, da die Zinsen fortlaufen, mich aber kann das Geld, das ich ihnen schicken würde, an den Ort meines Glücks bringen, und das ist eine Billigkeit, die Jedermann erkennen muß, und wofür wäre ich denn solange ein rechtschaffener Mann geblieben, wenn mir dieses Prädicat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Credit machte?

Wenn wir oben unser Bedauern aussprachen, daß es Boas nicht beschieden gewesen ist, sein Project, ein von allen falschen Zusätzen gereinigtes Totalbild von Schiller's Leben aufzustellen, zur Ausführung zu bringen, so müssen wir doch auch bekennen, daß, soweit sich aus den vorliegenden beiden Bänden erkennen läßt, das Ganze doch mehr nur wieder eine Sammlung von Materialien geworden sein würde, nicht eine künstlerisch verarbeitete, in allen Theilen gleich lesbare und genießbare Biographie. Eine interessante Beigabe ist, wie wir hier ausdrücklich hervorheben wollen, der dem ersten Bande beigegebene Schattenriß, der durch die Güte der Freifrau von Gleichen-Rußwurm dem Herausgeber für die Bekanntmachung überlassen wurde. Diese Originalsilhouette, wol die früheste Abbildung von Schiller's Gesichtsformen, die auf uns gekommen, rührt aus dem Nachlaß der Schwester des Dichters, Christophine, her, welche diese Silhouette vortrefflich und besonders den „trotzigen Mund" sehr gelungen nannte.

Man wird seit einiger Zeit von „Karlsschule" und „Karlsschülern" auf der Bühne, in der Literatur und in Journalen förmlich überschüttet. Kaum gab oder gibt es noch einen Karlsschüler, einen Sohn, Enkel, Neffen oder Schwager eines Karlsschülers, der nicht, was er auf der Karlsschule erlebt oder über sie von Zöglingen derselben erfahren, veröffentlicht und dabei auch in irgendeiner Beziehung Schiller's gedacht hätte. Man muß sich einmal in Deutschland an solche Erscheinungen gewöhnen. So gibt gegenwärtig Heinrich Wagner, „Kanzleirath, Vorstand des königl. Archivs des Innern a. D. und geschäftsführendes Mitglied der königl. Direction der Kunstschule zu Stuttgart" in Lieferungen eine „Geschichte der Hohen Karlsschule" heraus, welche in nicht weniger als zwei Bänden, jeder von etwa 25 Bogen, erscheinen soll. Von dem ersten Bande: „Die Karlsschüler nach archivalischen Quellen", liegt uns das erste Heft vor. Die Widmung ist eine sehr sonderbare; sie gilt den Manen des Stifters der Karlsschule, Karl Eugen von Würtemberg, und beginnt in echtem Kanzleistil mit den Worten:

Durchlauchtigster Herzog! Noch heute freue ich mich der Erinnerung, einst als achtjähriger Knabe zufällig des Glücks, auf kunstreichen Teppichen durch die Säle und Gemächer des herzoglichen Schlosses zu Hohenheim von Eurer Herzoglichen Durchlaucht Höchstselbst geführt zu werden, gewürdigt und ein Zuschauer der prachtvollen Feuerwerke gewesen zu sein, welche am 10. Januar zu Ehren des Geburtstags Franziskens hier vor dem herzoglichen Schlosse abgebrannt wurden. „Nicht nebenaus!" (die letzte Sylbe mit scharfem a) haben Höchstdieselben mir zugerufen. Durchlauchtigster Herzog, diese Warnung hat sich meinem Gedächtnisse tief eingeprägt. „Nicht nebenaus!" war mein Wahlspruch in meiner Verehrung der Kunst.

Diese kostbare Widmung schließt dann:

In diesen Gesinnungen der Ehrfurcht und Pietät weihe ich den Manen Eurer Herzoglichen Durchlaucht die Geschichte Höchstdero Lieblingsstiftung, der Hohen Karlsschule, meine verehrtesten Leser bittend, mit gnädigster Nachsicht ihre Unvollkommenheiten meinem Bestreben nicht anzurechnen.

Die Manen des 1793 verstorbenen Herzogs werden ohne Zweifel ebenso überrascht als erfreut sein, sich mit „Höchstselbst" und „Höchstdero" angeredet zu hören. Des Herzogs Manen werden diesen schlagenden Beweis von der Unverwüstlichkeit der deutschen Natur in dergleichen Dingen gewiß mit größter Genugthuung und durchlauchtigster Herablassung entgegennehmen.

Begreiflicherweise kann uns diese Schrift nur insoweit kümmern, als sie auf Schiller Bezug nimmt, und da erfahren wir denn, daß die Beilagen das Facsimile eines bisjetzt unbekannten lateinischen Gedichts des vierzehnjährigen Schiller vom Jahre 1774 und vier „gehaltvolle" medicinische Tagesrapporte desselben über einen seiner jungen Freunde, der in Schwermuth verfallen war, bringen werden. Neu und von Interesse in Bezug auf Schiller ist in diesem ersten Hefte nur der Gegenstand des Titelkupfers, welches den jungen Schiller vorstellt, wie er seinen Kameraden V. Heideloff, von Hoven, Schlotterbeck, Kapf und Dannecker an einem Sonntagmorgen im Bopserwäldchen die „Räuber" vorliest. Wir lasen hierüber in der „Münchner Zeitung" aus Stuttgart Folgendes:

> K. Heideloff vollendet soeben hier das Originalgemälde, nach dessen Skizze der Stahlstich zu dem in Würzburg über die hohe Karlsschule erscheinenden Werke ausgeführt worden ist.... Dieses in Gouache ausgeführte Gemälde, das nach einer Skizze in den hinterlassenen Papieren Victor Heideloff's (des Vaters von Karl Heideloff) ausgeführt ist, welcher selbst einer der fünf Schulfreunde des berühmten deutschen Dichters gewesen, wird sowol Schiller als seine fünf Freunde in getreuen Porträts und der damaligen Uniform der Karlsschüler wiedergeben.

Insofern ist die dem Buche beigegebene Stahlstichskizze nach diesem Gemälde wol von einigem Interesse, obschon uns das Ganze etwas modernisirt und theatralisch erscheint, es auch Manchem auffallen möchte, daß unter den zuhörenden Karlsschülern gerade nur Victor Heideloff in eine Positur gestellt ist, durch welche er Schiller einigermaßen Concurrenz macht. Der berühmtere Dannecker dagegen nimmt sich gegen ihn wie fast gegen alle Uebrigen ziemlich unscheinbar aus. In der Erläuterung zu dem Bilde wird übrigens für Victor Heideloff eine ganz besonders ausgezeichnete Stellung zu Schiller in Anspruch genommen, wovon uns sonst nichts bekannt ist; es wird versichert, daß unter Schiller's Kameraden Victor Heideloff derjenige gewesen, der auf Schiller bei dessen erstem dramatischen Versuche bezüglich der „theatralisch-technischen Gestaltung" desselben vorzüglich eingewirkt habe, da die Zöglinge der Anstalt ihm die Besorgung des theatralischen Theils ihrer dramatischen Aufführungen in der Karlsschule ausschließlich überlassen hätten, und daß der junge Schiller, diese Vorzüge Heideloff's anerkennend, sich an ihn enger angeschlossen, ihm seine Plane zu neuen Kunstschöpfungen mitgetheilt und seine Belehrungen und Rathschläge benutzt habe. Wir wissen natürlich nicht, weder was an diesen Versicherungen wahr, noch was daran falsch ist.

G. Kuhlmey, ordentlicher Lehrer am kölnischen Realgymnasium zu Berlin, hat in einer Abhandlung oder Einladungsschrift zu der Osterprüfung der Zöglinge des genannten Gymnasiums 1855 „Schiller's Eintritt in Weimar" und dessen Aufenthalt daselbst während der ersten drei oder vier Wochen behandelt. Die Arbeit ist eine sehr dankenswerthe, fleißige und gewissenhafte. Als Resultat der Darstellung ergibt sich, daß Schiller im Sommer 1787 nach Weimar ging, um seine früher mit dem Herzog angeknüpfte Verbindung zu erneuern, mit der ihn in „banger Ungeduld" erwartenden Frau von Kalb zusammenzutreffen und von da zum Studium der hamburger Bühne nach Hamburg weiterzureisen. Schröder, der in Schiller „das jetzt lebende größte dramatische Talent" anerkannte, dabei aber auch wieder erklärte, daß er ihn wegen seiner regellosen, Kunst und Geschmack verderbenden Schauspiele „hasse", hatte den „Don Carlos" angenommen und dem Dichter auf seine Bitte Mittel zur Reise, 21 Louisdor geschickt, während Göschen 30 Thaler gesandt hatte und befreundete Seelen in Dresden des Dichters alte Schulden nachsichtig trugen oder die vorhandenen „nicht unbedeutenden" Wechsel prolongirten. So fehlte es dem Dichter auch diesmal, wie in allen bedeutenden Wendepunkten seines Lebens, nicht an guten Freunden, die ihm helfend beisprangen und ihm in aller Art Vorschub und Erleichterung gewährten. Kuhlmey schildert weiter Schiller's erste Audienzen bei der Herzogin-Mutter, die jedoch eher Entfremdung als Annäherung zur Folge hatten und Schiller zu einem Urtheile über die Herzogin veranlaßten, das Kuhlmey als eins jener „harten, mindestens einseitigen Urtheile" bezeichnet, wie man im Verlaufe jener Wochen so manchem bei Schiller begegne. Erst als Herder laut seine Stimme für ihn erhob und an der Tafel der Herzogin seine Partie nahm, erhielt Schiller wieder eine Einladung zu einer musikalischen Abendunterhaltung in Tieffurt. Dagegen verunglückte die Vorlesung des „Don Carlos" im engern Kreise der Herzogin durch Gotter, gegen den Schiller nun eine entschiedene Abneigung faßte. „Gotter ist ein zerrissener Charakter. Er haßt mich seit vier Jahren", schrieb Schiller an Körner. Beider ästhetische Principien gingen auch soweit auseinander als immer nur möglich, und es läßt sich wol annehmen, daß Gotter sich nicht gerade beeifert haben wird, eine ihm so widerstrebende Dichtung wie „Don Carlos" mit erfoderlichem Feuer vorzutragen. Auch die erste flüchtige Begegnung Schiller's mit der regierenden Herzogin Luise im „Stern" war nicht hoffnungerweckend, indem die Herzogin bei dem Dichter nur den Eindruck stolzer Fürstlichkeit hinterließ. Interessant ist im weitern Verlauf der Abhandlung dann namentlich noch die Schilderung der Beziehungen Schiller's zu Wieland und Herder, zu Knebel und andern Notabilitäten wie zu den eigentlich aristokratischen Cirkeln Weimars. Schiller fand sich nirgends befriedigt; der Aufenthalt erschien ihm zu zwangvoll, kostspielig und nutzlos und er wünschte nur noch 6—8 Louisdor von Körner zur Reise, um von Weimar so schnell wie mög-

sich fortzukommen. Dennoch blieb er, denn, wie Kuhlmey bemerkt, „Schiller's Charakter mußte aus dem Labyrinth der Widersprüche, in das der Eintritt in die neue Welt ihn gestürzt, den seiner würdigen Ausweg sich erringen. Und so trübe die Stimmung der vierten Woche auch sein mochte, so war dennoch die Erlösung aus den Wirren schon gefunden." Wir haben Kuhlmey's Arbeit eine an sich dankenswerthe genannt, und das ist sie auch; aber wir möchten doch bezweifeln, ob sie sich zu einem Schulprogramm besonders eigne. Begreiflicherweise wird sie zumeist von den Zöglingen des Gymnasiums gelesen worden sein. Wir glauben aber nicht, daß für den jugendlichen Sinn diese mancherlei literarischen Hetzereien und persönlichen Gehässigkeiten, Abneigungen, Zwistigkeiten und Verstimmungen, die hierbei berührt werden mußten, etwas Ersprießliches und Förderndes haben; wir glauben eher das Gegentheil. Durch eine Menge Noten und Belegstellen hat die Kuhlmey'sche Abhandlung freilich auch eine Art gelehrtes Aussehen bekommen; aber noch mehr als auf die später zu besprechende Sammlung von Briefen Karl August's und Goethe's an Döbereiner paßt auf die Kuhlmey'sche Abhandlung die Bemerkung von Robert Prutz im „Deutschen Museum":

Die philologische Genauigkeit und Ausführlichkeit, mit welcher der Herr Herausgeber (Oskar Schade als Herausgeber der Briefe an Döbereiner) dabei zuwerke gegangen, ist an sich lobenswerth, nur sind um der Sache selbst willen auch dabei gewisse Schranken einzuhalten, damit Diejenigen, welche der historisch-philologischen Erforschung unserer classischen Epoche als eines leidigen Alexandrinerthums spotten, nicht Wasser auf ihre Mühle bekommen.

„Schillerhäuser" heißt eine Schrift von Josef Rank, welche einen Bestandtheil von „Brockhaus' Reisebibliothek" bildet, einer Sammlung interessanter Schriften, die sich, von den bewährtesten und geschicktesten Autoren verfaßt, dem reisenden Publicum, und diesem nicht allein, aufs beste empfehlen. Wir behalten uns vor, später einmal auf diese Galerie von Reiseschriften im Zusammenhange zurückzukommen; hier greifen wir das genannte Bändchen heraus, weil sein Inhalt genau in den Kreis unserer Betrachtung gehört. Ueber Das, was er mit seiner Schrift beabsichtigte und wollte, und über die Motive, die ihn zur Abfassung derselben veranlaßten, gibt der Verfasser selbst im Vorwort den besten Aufschluß. Er bemerkt, wie das deutsche Volk mit wahrhaft kindlicher Sorgfalt den Spuren von Schiller's Leben nachgehe und mit welcher Verehrung es die Stellen bezeichne, die der Meister dichtend oder mit dem Ungemach des Lebens ringend einst betreten, und fährt dann fort:

Namentlich sind es die Schillerhäuser, welche sich einer wachsenden Aufmerksamkeit erfreuen; gleichsam betroffen über die Unterlassungen der Väter, beeilen die Nachkommen sich jetzt, die Wohnungen des Dichters durch Feste und Gedenktafeln auszuzeichnen. Und das mit Recht. Denn gerade bei Schiller haftet an diesen Stätten ein sichtbares Stück Leben; wer diese Stätten der Reihe nach gesehen hat, darf sagen, einen erschütternden Aufschluß mehr über die ebenso beschwerliche als bedeutungsvolle Laufbahn des Dichters erhalten zu haben. In diesem Sinne hielt ich es für zeitgemäß, die folgende kleine Galerie von „Schillerhäusern" aufzustellen. Ich war dabei bestrebt, die Oertlichkeiten, wie sie gegenwärtig noch gefunden werden, so anschaulich als möglich zu schildern und diesen Schilderungen die Umrisse aus den bezüglichen Lebensperioden des Dichters beizufügen. Daß es hierbei nicht auf neue Entdeckungen, sondern nur auf zweckdienliche Benutzung schon bekannter Thatsachen ankam, bedarf wol keiner Erwähnung.

Der Verfasser führt uns zuvörderst in Schiller's Geburtshaus zu Marbach ein, dessen Inneres er uns nach eigener Anschauung in folgendem Bilde darstellt:

Ein großer Kachelofen verengt den ohnehin so knapp zugemessenen Raum noch mehr: dazu kommt ein Treppenverschlag, Wandbänke und ein unverhältnißmäßig großer Tisch, sodaß wenig Raum zur Hin- und Herbewegung übrig bleibt. Als ich eintrat, lehnten auf den Wänden herum große Laibe Brot; eine Heerschar von Fliegen schwärmte in der geheizten Stube durcheinander. Ich fragte nach Reliquien und Merkwürdigkeiten des Hauses; der Bäcker zeigte in der Stube herum und sagte: „Ja, das ist Alles." Dann legte er mir das Schiller-Album auf den Tisch, damit ich meinen Namen einzeichnen möge. Aus Schiller's Zeiten ist auch kein Restchen Einrichtung mehr da. Eine kleine schwarze Büste Schiller's ziert einen Wandwinkel der Stube; um das Postament derselben ist die Abschrift eines längern Gedichts befestigt, welches unter andern beziehungsvollen Stellen auch die folgende enthält:

Deutscher Barde, frei und groß,
Seltsam fiel dein Erdenloos,
Bald gelobt und bald getadelt
Und am End' auch noch geadelt:
Ach, vergib dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand!

Wir erfahren dann noch, daß die sancta simplicitas der jetzigen Bewohner rechts und links von der Büste des Dichters der „Götter Griechenlands" zwei fromme neutestamentliche Bilder aufgehängt hat, wovon das eine „des Christen Weg und Ziel" darstellt. Wahrscheinlich bilden sich die Bewohner ein, Schiller sei ein Dichter vom Gepräge Gellert's gewesen und habe Kirchenlieder wie dieser gedichtet.

Aus dem Schiller-Album im Hause zu Marbach führt der Verfasser eine Partie ergötzlicher Einzeichnungen an, in denen sich, wie in solchen Albums immer, der in sich vergnügte sentimental-phrasenhafte Unverstand weidlich expectorirt. Bekannte Stellen aus Schiller'schen Gedichten, in denen schmachtenden Gemüthern das Gefühl vorgekaut ist, bilden fast die Hauptrolle, als: „An der Quelle saß der Knabe", „O, daß sie ewig grünen bliebe", „Denn wo das Milde mit dem Zarten", „Ich habe gelebt und geliebet!" u. s. w. Wie man wahrscheinlich die Zehn Gebote strenger befolgen würde, wenn man sie nicht mitsammt dem Was ist das? auswendig lernte, so würde man wahrscheinlich auch mehr fühlen, wenn man die Gefühle nicht in so bequemer Weise aus den Dichtern auswendig lernte. Ja, wenn nur nicht Alles Munddienst würde, auch der Schiller-Cultus! Es finden sich aber auch Originalergüsse, worunter folgender von Jean Theophile Kleinknecht aus Brettach:

Wenn Schiller hoch am Firmament
Wie Mittagshitze brennt,

So werden „Kerner" selbst zu Spreu,
Der Dichterlinge Gras wird Heu,
Ja selbst der milde Goethe
Wird Schiller's Morgenröthe!

Und Luise schreibt flugs darunter: „Kleinknecht, du bist ein Engel!" Unter manchen Sentenzen von Schiller steht eine Unzahl von Namen, dagegen unter folgender verständigen Bemerkung keiner:

Willst du treu dem Dichter sein,
So präge dir seine Gefühle ein!

Recht behält aber doch der Schalk, der alle diese Reime zu Boden schmettert mit der Bemerkung:

Und was das Beste ist dabei,
Der Todte braucht die Verselei,
Die ihn soll ehren, nicht zu lesen.

Der Verfasser führt uns sodann zu Schiller's Versteck in Oggersheim bei Manheim, zu Schiller's Zufluchtsstätte in Bauerbach bei Meiningen, zu dem Schillerhause in Gohlis, um dessen Ankauf zu Zwecken des Schiller-Vereins in Leipzig es sich bekanntlich jetzt handelt, und zu dem Erinnerungshaus an Schiller in Loschwitz. Die beiden letztern „Schillerhäuser" geben dem Verfasser Gelegenheit, des leipziger Schiller-Vereins und der dresdener Schiller-Stiftung zu gedenken, die, wie wir mit Freude und Stolz bemerken, durch Schenkungen großherziger Gönner einen Aufschwung nimmt, wie man dies in Deutschland kaum erwarten durfte. Hierauf schildert uns Rank die Schillerstätten in Volkstädt und Rudolstadt, Schiller's Gartenhaus in Jena und endlich Schiller's Haus zu Weimar, das zugleich auch sein Sterbehaus wurde. Bei diesem Anlaß werden auch wieder einige interessante Sentenzen aus dem Schiller-Album mitgetheilt, welches in Schiller's Studirstube ausliegt. Nicht sowol Leute aus dem Volke sind es, die sich hier verewigt haben, sondern Staatsmänner, Gelehrte, Professoren, Schriftsteller, berühmte Schauspieler, kurz die geistige Elite der Nation, und da die Blätter 1848 versandt wurden, so tragen die Sentenzen meist noch starke Spuren jenes bewegten Jahres an sich. Von vornherein ist in Weimar Alles mehr für fashionabeln, vornehmen Besuch eingerichtet.

Es handelt sich aber in Rank's Schrift nicht blos um eine Beschreibung der Schillerhäuser, sondern um eine zwar möglichst gedrängte, aber in sich genügend vollständige Biographie des Dichters, von dessen innerm Entwickelungsgang im Zusammenhange mit seinen äußern Lebensumständen der Verfasser, unter Anführung der charakteristischsten Stellen aus Schiller's Briefen, ein im Ganzen seelenvolles Bild entwirft. Liebe und Pietät haben ihm dabei die Feder geführt, wie dies auch dem Zwecke der Schrift durchaus angemessen und dienlich war. Je wohlfeiler der Preis des Büchleins ist, umsomehr sollte man erwarten und wünschen, daß es in den Besitz aller wahrhaften Schillerverehrer und namentlich der Mitglieder aller Schiller-Vereine gelangte. Unbeschadet dieser Verehrung für Schiller hätte jedoch der Verfasser, wie es uns scheint, den hier und da vielleicht allzu warmen Farbenauftrag ein wenig mäßigen können. Wir begegnen auch in seiner Schrift einzelnen Naivetäten, vor denen sich ein mehr kritischer Geist ohne Zweifel gehütet haben würde. So erzählt Rank, daß im Winter 1854—55 eines Tags ein junger Mensch in das Schillerhaus zu Weimar mit der Frage getreten sei, ob hier Schiller wohne und ob er zu Hause sei, und nicht wenig erstaunt sei der Fremde gewesen, als man ihm zur Antwort gegeben, daß Schiller leider schon seit vielen Jahren todt sei. Rank erblickt in diesem seltsamen Vorfall ein „Symbol der ewigen Jugend Schiller'scher Dichtungen". Ein Anderer dürfte darin vielmehr ein seltenes Beispiel von Ignoranz erblicken, um sozusagen von einer gewissen Duselei, die mit ein paar aufgefangenen Phrasen eines Dichters selig vergnügt in den Tag hineinlebt. Kein Wunder, wenn man dann solchen Einzeichnungen in Schiller-Albums begegnet wie dem folgenden im Schillerhause zu Marbach: „Auch ich verehre Schiller, auf einer Geschäftsreise N. N." Auch die Parallele zwischen dem Goethehause und dem Schillerhause in Weimar hätten wir dem Verfasser gern erlassen. Jenes ist ihm ein Ausdruck des Goethe'schen Aristokratismus gegenüber Schiller'scher Bürgerlichkeit und Volksfreundlichkeit. Nun ist es aber noch gar sehr die Frage, auf wessen Seite mehr aristokratische Gesinnung (die wir natürlich nicht im vulgären Sinne des Worts verstehen) zu suchen sei, ob auf Seite Goethe's oder Schiller's. Bekanntlich behauptete Goethe selbst, Schiller sei eine viel aristokratischere Natur gewesen als er, und dies stimmt auch mit manchen Wahrnehmungen, die sich für uns aus Schiller's Briefen und Schriften ergeben. Wir wollen kein großes Gewicht darauf legen, daß einzelne von Schiller's Jugendfreunden, die ihm mit Aufopferung dienlich und nützlich gewesen, später darüber Klage führten, er habe sie über seinen Lorbern vollkommen vergessen, noch darauf, daß er später nur mit den höchsten Spitzen der geistigen und gesellschaftlichen Aristokratie zu verkehren liebte, noch darauf, daß er ein adeliges Fräulein heimführte, nachdem er schon früher Karoline von Wolzogen und einem Fräulein von Arnim seine Huldigungen dargebracht, auch sich um die Tochter des reichen Buchhändlers Schwan beworben hatte. Jedenfalls beweist dies Alles, daß ihm seine Gedanken gerade nicht niedrig standen. Die Versicherung der Frau von Wolzogen, daß Schiller gern mit Menschen aus allen Classen Umgang gepflogen habe, verträgt sich damit ganz wohl, da es ja zu den Attributen großer Herren gehört, sich unter Umständen auch herablassend zu zeigen, obschon das Urtheil einer aristokratischen Dame über einen Mann, der zugleich der Gegenstand ihrer besondern Verehrung ist, in solchen Punkten immerhin mit einiger Einschränkung aufgenommen werden muß. Dagegen gab sich Schiller mit den Anliegen und Bedürfnissen der eigentlichen Volksclassen seiner Zeit sehr wenig oder gar nicht ab, vielmehr ließ die Masse des Volks ihn ziemlich gleichgültig, und indem sich seine Opposition vorzugsweise und am energischsten nur gegen das Treiben der Hofjunker, Hofcreaturen und

Camarillen an faul gewordenen Höfen richtete, ging sein Liberalismus vollkommen mit dem Liberalismus der aufgeklärten Aristokratie Hand in Hand. Dieser hochfliegende, ehrgeizige Charakter spiegelt sich ja auch, sollten wir meinen, in Schiller's Dichtungen deutlich genug wieder. Schiller war Alles in Allem genommen ein Mann von außerordentlicher Energie, der sich den edeln Zweck vorgesetzt hatte, etwas Großes, was ihm und der Nation Ehre machte, zu vollbringen. Diesem Zwecke ordnete er, im Charakter eines echten Heros, alles Uebrige unter, ihm wußte er alle Verhältnisse dienstbar zu machen. Er gehörte nicht zu jenen verschwommenen passiven Naturen, welche, die Hände in den Schoos legend und auf ihre wahre oder vermeintliche Genialität pochend, vom Glücke erwarten, daß es sich zu ihnen bemühen solle; er suchte das Glück in seinen Schlupfwinkeln auf. Sein Gemüth und seine Gefühlsweise waren mehr feurig und schwungvoll als weich und innig; daher steigert sich auch seine Empfindung sofort zum pathetischen Ausdruck, während sie sich fast nie oder doch sehr selten in einen herzlichen, einfach volksthümlichen Ausdruck kleidet, wie bei Goethe. Indem wir ihm die einen Eigenschaften vindiciren und die andern ihm absprechen, glauben wir ihn mehr in seinem Sinne und ihm selbst wohlgefälliger beurtheilt zu haben als Diejenigen, welche in ihm auch einen Repräsentanten solcher Eigenschaften erkennen wollen, die ihm selbst von seinem Standpunkte nach eigenem Geständniß sehr wenig werth waren.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Leibniz und das Zeitalter der deutschen Aufklärung.

In Nr. 30 d. Bl. f. 1854 besprachen wir den ersten Band von Kuno Fischer's „Geschichte der neuern Philosophie", der das classische Zeitalter der dogmatischen Philosophie: Cartesius, Malebranche, Spinoza behandelte. Gegenwärtig liegt uns der zweite Band des Fischer'schen Werks vor, der Leibniz und das Zeitalter der deutschen Aufklärung umfaßt.*) Fischer betrachtet Leibniz als den Vater der deutschen Aufklärung und diese als den „Uebergang der dogmatischen zur kritischen Philosophie"; er faßt also Leibniz nicht blos seiner engern philosophischen, sondern auch seiner weitern allgemein literargeschichtlichen Bedeutung nach auf, was ein großer Vorzug seiner Darstellung vor andern ist. Jeder große Philosoph, dessen System eine zeitlang herrschend war, hat nicht blos weiterbildend auf die philosophische Erkenntniß gewirkt, sondern von ihr aus und mittels ihrer auf die ganze Literatur und Cultur überhaupt. Zur vollständigen Würdigung eines großen Philosophen genügt es daher nicht, ihn blos seiner Stellung nach zu vorangehenden und nachfolgenden Systemen zu betrachten, sondern man muß auch Das ins Auge fassen, was er zur allgemeinen Bildung der Zeit gethan und welche Richtungen von ihm in der Literatur und Cultur ausgegangen sind. Fischer sagt ganz richtig im Vorwort (S. x):

> Der Geschichtschreiber der Philosophie sollte sich angelegen sein lassen, seine Objecte, indem er sie in Contact mit der Literatur setzt, dem Literarhistoriker nahe zu rücken, damit sie von hier in die weitere Culturgeschichte und so als wohlbegriffene Coefficienten der menschlichen Bildung in die Staatengeschichte übergehen können. Wenigstens erfüllt die Geschichte der Philosophie eine streng wissenschaftliche Aufgabe, wenn sie ihre Systeme so darstellt, daß dadurch die gleichzeitige Literatur miterleuchtet und deren Gehalt und Ordnung mit Hülfe jener Systeme ergründet und aufgeklärt wird. Hier läßt sich die Probe machen, ob die Philosophie wirklich das Geheimniß ihrer Zeit ausspricht; wenn sie es ausspricht, so muß sie zuerst das Geheimniß der Literatur, d. h. des innerlich wirkenden Zeitalters treffen, und ist sie mit dieser in lebendiger Wahlverwandschaft, so hat sie die Probe ihres geschichtlichen Werths bestanden.

Leibniz gehört seiner philosophischen Stellung nach noch ganz zu den dogmatischen Philosophen, denn er untersucht noch wie diese das Wesen und den Ursprung der Dinge, ohne, wie die kritische Philosophie, zuvor nach der Möglichkeit ihrer Erkenntniß zu fragen. Von Leibniz zu Kant ist also noch eine große Kluft. Um die Achillesferse der Leibniz'schen und überhaupt der dogmatischen Philosophie zu treffen, sagt Fischer richtig, muß in die Geschichte der Philosophie ein wahrhaft neues Princip eingeführt, muß vor aller speculativen Untersuchung über das Wesen der Dinge an die Spitze der Philosophie die Frage gestellt werden: Was ist die Erkenntniß? Unter welchen Bedingungen ist sie möglich? Dies geschieht durch die kritische Philosophie, welche Immanuel Kant begründete. Jetzt wird zunächst nicht gefragt nach der Möglichkeit der Dinge, sondern nach der Möglichkeit der Erkenntniß. Diese Frage löst keine dogmatische Metaphysik, sondern die Kritik der reinen Vernunft. War die dogmatische Philosophie naturalistisch gewesen, so wird die kritische humanistisch. Leibniz sucht die humanistische Idee, die Kant im Princip ergreift. Die Leibniz'sche Philosophie steigt von der Natur zum Menschen empor, während die Kant'sche vom Menschen zur Natur herabsteigt. Leibniz übersteigt den Horizont des menschlichen Geistes und behauptet eine Erkenntniß vom Wesen der Dinge (von Gott, Welt und Seele), die er nach seinen eigenen Begriffen so gut als verneinen mußte. Kant macht an jener Grenze Halt; er zeigt, bis zu welcher Linie die Erkenntniß reicht.

Doch so sehr auch in dieser Hinsicht eine gewaltige Kluft zwischen Leibniz und Kant stattfindet, so hat doch in anderer Beziehung das Leibniz'sche System eine große Verwandtschaft zu Kant, ja sogar zu Schopenhauer, was Letzterer, obgleich er als Pessimist der Antipode des optimistischen Leibniz ist, selbst eingesteht, indem er sagt, daß Leibniz eine „Vorahnung" seiner Lehre gehabt, aber „quam velut trans nebulam vidit" („Parerga und Paralipomena", I, 71). Diese Verwandtschaft von Leibniz zu Kant

*) Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer. Zweiter Band: Das Zeitalter der deutschen Aufklärung. Uebergang der dogmatischen zur kritischen Philosophie. — A. u. d. Titel: G. W. Leibniz und seine Schule. Manheim, Bassermann. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

und Schopenhauer besteht in dem Dynamismus seiner Monadologie, wodurch er der Cartesianisch-dualistischen Zertheilung der Welt in Geist und Materie die Kraft, also Das, was Schopenhauer den Willen nennt, als einheitliches Weltprincip entgegenstellte. Leibniz hat, wie Fischer gut nachweist, die dynamische Naturbetrachtung gegen jene rein mechanischen Theorien der Atomisten und Corpuscularphilosophen erweckt. Für Cartesius bestand das Wesen der Materie in der bloßen Ausdehnung, in der Möglichkeit, getheilt, gestaltet, bewegt zu werden. Leibniz dagegen entdeckte in der Natur der Dinge selbst die Kraft, vermöge deren sich jede Substanz verkörpert und ausdehnt. Die Cartesianische Materie ist todt, die Leibniz'sche lebendig; dort ist sie überall passiv, hier überall thätig; dort wird die Bildung äußerlich der Materie mitgetheilt und gleichgültig empfangen, sie ist also rein mechanisch begründet; hier dagegen wird sie durch innere spontane Kräfte hervorgebracht, sie ist daher in ihrem Ursprunge dynamisch. In der ersten Erläuterung seines neuen Natursystems erklärt Leibniz, im Hinblick auf die Corpuscularphysik (S. 139):

Ich nehme sie nirgends wahr, jene nichtigen, unnützen, thatlosen Massen, von denen man redet. Ueberall ist Thätigkeit, und ich begründe sie fester als die herrschende Philosophie, weil ich der Ansicht bin, daß es keinen Körper ohne Bewegung, keine Substanz ohne kräftiges Streben gibt.

Doch Leibniz' Naturbegriff ist nicht blos ein dynamischer, sondern auch, und in dieser Beziehung könnten unsere neuesten „Kraft- und Stoffvergötterer" von ihm lernen, ein teleologischer. Nichts hat Leibniz öfter und nachdrücklicher in seinen Schriften erklärt, als daß die wahrhafte Philosophie in ihrer Welterklärung das Princip der Zwecke mit dem der wirkenden Ursachen vereinigen müsse. Fischer findet sogar hierin, in der Versöhnung des Gegensatzes zwischen Teleologie und Causalität, „die einzige und weltgeschichtliche Bedeutung" unsers Philosophen.

Gerade im Zweckbegriffe entdeckt Leibniz den Coincidenzpunkt der natürlichen und moralischen Welt: das ist der Angelpunkt, worin sich tanquam in cardine sein ganzes System bewegt. Auf diese Entdeckung gründet sich die deutsche Aufklärung. Weil der Zweck ein Naturbegriff ist, darum läßt sich aus natürlichen Begriffen das Reich der Zwecke, also Moral und Religion erklären. Darum kann dieses System, was die frühern, vor allen Spinoza, nicht vermocht haben, eine natürliche Moral, eine natürliche Theologie begründen und so die Schätze heben, welche den eigentlichen Reichthum der deutschen Aufklärung bilden, zugleich die Tiefe und Oberfläche dieser philosophischen Bildung des 18. Jahrhunderts. (S. 179.)

Worin der Unterschied zwischen der tiefern und seichtern Aufklärung des 18. Jahrhunderts besteht, und wie beide an Leibniz anknüpfen, werden wir bald sehen.

Wenn Mysticismus und Aufklärung einen Gegensatz bilden, so mußte Leibniz schon durch seine Bekämpfung des Spinozismus und der ihm verwandten Geistesrichtungen Vater der Aufklärung werden. Denn Spinozismus ist Mysticismus. Was bei Spinoza der amor Dei, das ist im christlichen Mysticismus der amor Christi; und Leibniz entdeckte die Verwandtschaft zwischen beiden, er erkannte im Spinozismus das mystische Element und das Spinozistische in der christlichen Mystik, und mit demselben Rationalismus, den er begründet, versuchte er, wie Fischer nachweist, beide aus der menschlichen Geistesbildung zu vertreiben. Darin gehorchte ihm auch das ganze Zeitalter der Aufklärung. Spinozismus und Mystik werden zusammen verfolgt, der eine mit den Lehrsätzen der natürlichen Moral, die andere mit denen der natürlichen Religion, und zuletzt befinden sich beide auf den Proscriptionslisten einer überlieferten Aufklärung, die weder den Spinozismus noch die Mystik mehr versteht. Erst im Untergange der Aufklärung erwacht mit der Mystik zugleich wieder der Spinozismus, „und ein neuer Geist entdeckt in dem Medusenantlitze Spinoza's die frommen Züge". Schleiermacher vollzieht in seinem Gemüth die Verwandtschaft zwischen dem amor Dei der Philosophie und dem amor Christi der Mystik, und es erfüllt sich hier, daß eine mit dem Spinozismus wirklich verbrüderte Mystik der gealterten Aufklärung eine neue Religion gleichsam weissagt (S. 110 fg.):

Wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza, und die Künstler werden fromm sein und Christus lieben wie Novalis.

Gewöhnlich wird die Wolf'sche Philosophie als diejenige angesehen, die unsere Aufklärung begründet habe. Aber, wie Fischer nachweist, die Wolf'sche Philosophie beherrscht nicht die Aufklärung, sondern nur eine ihrer Provinzen und zwar nicht die fruchtbarste. Es gibt eine bessere, dem tiefern Geiste der Leibniz'schen Philosophie entsprungene, „congeniale" Aufklärung und eine schlechtere, seichtere. Jene, durch Winckelmann, Herder, Lessing repräsentirt, knüpft an den esoterischen Leibniz an, während die schlechtere, von Fischer auch als die „logische Verstandesaufklärung" bezeichnet, durch Wolf und Baumgarten, Reimarus und Mendelssohn vertreten, sich nur an den exoterischen Leibniz hält und nur diesen begriffen hat.

Der esoterische und wahrhaft speculative Gehalt der Leibniz'schen Lehre liegt in dem Einheitsprincip der Monade, der Individualität, des Mikrokosmos, sowie der stufenweisen Entwickelung. Diesen Inhalt verließ die Wolf'sche Verstandesaufklärung wieder und löste Alles dualistisch auf.

Dieser Verstand, unfähig, das Leibniz'sche Identitätsprincip zu fassen, zersetzt den Begriff der Monade, indem er Seele und Körper als verschiedene Substanzen ansieht. Wie er nun die Seele vom Körper trennt, so ist er genöthigt, die deutliche Erkenntniß von der dunkeln, die Moral von der Natur, Gott vom Universum zu trennen, und so wird hier jenes geistige Band aufgelöst, welches bei Leibniz im Begriffe der Monade und Entwickelung die Ordnung aller Wesen zusammenhielt. Ist die Seele dem Körper nicht ursprünglich immanent, sondern äußerlich mit ihm vereinigt, so gibt es auch im Körper keine selbstthätige, also auch keine zweckthätige Kraft, so gibt es überhaupt in den Dingen selbst keinen Endzweck. Nicht in, sondern außer ihnen liegt der Zweck, zu dem sie bestimmt sind; sie selbst sind nur Mittel für einen fremden Zweck, den sie nicht aus eigener Kraft erzielen, sondern der durch sie erzielt wird; sie sind, eigentlich zu reden, nicht zweckmäßig, sondern nur zweckdienlich oder nützlich. (S. 525.)

Daher das Nützlichkeitsprincip der Verstandesaufklärung. Sie betrachtet die Dinge nicht nach ihrem innern eigenthümlichen Wesen, sondern betrachtet, schätzt und erklärt sie nur nach Dem, was sie nützen. Durch Uebersetzung der Leibniz'schen immanenten Teleologie in den äußern Nützlichkeitsbegriff verwandelt sie das Leben in eine Maschine. Hatte Spinoza die Dinge nur aus sich selbst und aus dem Naturgesetz erklärt, dem sie gehorchen, ohne alle Beziehung auf den Menschen, so beziehen dagegen die Wolf'schen Philosophen Alles auf den Nutzen und Gebrauch des Menschen. Während es in den Augen Spinoza's das gröbste Vorurtheil ist, die Dinge nach Zwecken und gar nach menschlichen Zwecken zu erklären, findet der Verstand der Wolf'schen Aufklärung es geradezu unbegreiflich, daß man die Dinge anders als nach Zwecken erklären, oder gar die Geltung der letztern verneinen könne. Der gesunde, schlichte Menschenverstand schließt von der Wohlthätigkeit der Natur auf einen gütigen und weisen Schöpfer, der sie gemacht, um dem Menschen zu nützen, und er ist aufs gewisseste überzeugt, die göttlichen Absichten der Schöpfung zu verstehen, wenn er die Dinge unter dem Gesichtspunkte des menschlichen Nutzens betrachtet. Die Gottesverehrung dieser Verstandesaufklärung besteht, wie das bekannte Xenion sie persiflirt, in der Verehrung des Weltenschöpfers, „der gnädig, als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand". Gott ist der Weltuhrmacher, die ganze Welt ein Machwerk göttlicher Absichten, eine Maschine, welche die göttliche Weisheit geschaffen und geordnet hat. Dieser Weltbetrachtung, die allerdings in dem exoterischen Leibniz mit seinem Deismus schon angelegt war, conformiren sich die Begriffe der natürlichen Religion und der natürlichen Theologie der Wolf'schen Schule. Alles unmittelbare Eingreifen Gottes in die Weltordnung, alle Wunder sind ausgeschlossen; denn das hieße die ganze Maschine verändern, das Schöpfungswerk corrigiren, was ebenso der Weisheit des vollkommensten Künstlers als der Natur des vollkommensten Werks widerspräche. Demgemäß werden die übernatürlichen Offenbarungen, die Inspiration, die Menschwerdung Gottes u. s. w. bezweifelt und verneint. Der Deismus, der sich in Leibniz mit der geoffenbarten Religion vertragen hatte, emancipirt sich in der von Wolf begründeten Verstandesaufklärung, und er geht consequenterweise dazu fort, mit dem positiven Glauben entschieden zu brechen. Reimarus, der bedeutendste und determinirteste Kopf dieser ganzen Richtung, ist die Verkörperung des reinen Deismus mit allen seinen positiven und negativen Factoren. Reimarus setzt die natürliche Religion dem Offenbarungsglauben durchaus entgegen.

Darin stimmt Reimarus mit Leibniz überein, daß Vernunft und Religion harmoniren, oder daß es eine Vernunftreligion gibt; aber während Leibniz die Vernunftreligion mit der Offenbarung zu vereinigen sucht, stellt Reimarus beide einander so gegenüber, daß in seinen Augen der Offenbarungsglaube mit der Wahrheit zugleich jede echte religiöse Geltung einbüßt. Mit Bayle stimmt er darin überein, daß Vernunft und Offenbarung einander widerstreiten; aber während der Skeptiker die Religion gegen die Vernunft nur auf Offenbarung gründen will, so will der Deist die Religion gegen die Offenbarung nur auf Vernunft gründen. (S. 533 fg.)

Die Consequenzen davon entwickelt Fischer noch ausführlicher.

Moses Mendelssohn, der Popularphilosoph der deutschen Verstandesaufklärung, faßt den exoterischen Geist der Leibniz'schen Philosophie, den Wolf schulmäßig ausgebildet hatte, in eine exoterische, zwanglose Form. Er sucht die Wahrheiten der natürlichen Religion nicht blos dem Verstande faßlich und deutlich, sondern auch beherzigungswerth und erbaulich zu machen. Er ist unablässig bemüht, die Religion in Moral zu verwandeln, wodurch er Reimarus ergänzte. Wenn sich nämlich der Letztere aus dem Gesichtspunkte des reinen Deismus gegen Offenbarungsglauben und Bibelreligion gerichtet hatte, so richtet Mendelssohn denselben Gesichtspunkt gegen die Kirche. Er zeigt den Widerspruch zwischen Religion und Kirche, wie Reimarus jenen zwischen Vernunft und Offenbarung. Die Kirche nämlich bildet die Rechtsanstalt, gleichsam den Staat der Religion. Nun besteht aber nach Mendelssohn die Religion wesentlich in der moralischen Gesinnung, und Gesinnungen lassen sich niemals erzwingen. Folglich, schließt Mendelssohn, kann es aus Gründen der Vernunft und Religion kein Kirchenrecht, d. h. kein Recht über die Gewissen geben; jedes sogenannte Kirchenrecht existirt auf Kosten der Religion. Er fodert darum, wie Spinoza und Reimarus, vom Staate die vollkommene Duldung der religiösen Gewissen und erklärt sich deshalb, im sprechenden Gegensatz zu dem reunionslustigen Leibniz, gegen jeden Versuch, die Glaubensmeinungen zu vereinigen, weil eine solche Glaubensvereinigung nothwendig einen Glaubensvertrag, eine Formel, ein Symbol voraussetze, die zu ihrer Aufrechthaltung mit rechtlicher Geltung und darum mit bürgerlicher Macht ausgerüstet sein wollen.

Alles dieses von uns hier Skizzirte führt Fischer in seiner Darstellung, überall auf die Quellen gestützt, näher aus und zeigt alsdann den Widerspruch und die Auflösung der Verstandesaufklärung. Der Grundmangel derselben ist der Mangel an geschichtlichem Sinn, an Sinn und Verständniß für die Geschichte. Sie sieht Alles nur in ihrem Lichte. Was nicht in diesem Lichte geboren ist, erscheint ihr finster. Wahr ist nur, was sich klar und deutlich begreifen läßt. Von einer geschichtlichen Entwickelung der Wahrheit, der Religion und Offenbarung hat sie keine Ahnung. Wolf findet im Polytheismus keine Wahrheit, weil der Verstand Gott nur als einen, monotheistisch denken kann. Reimarus erklärt allein die natürliche Religion für wahr und die geoffenbarte für falsch, weil durch sie niemals eine allgemeine Religion bezweckt werden kann.

Aber wer sagt — wirft Fischer hier ein — daß eine solche allgemeine Religion, in der alle Menschen auf gleiche Weise übereinstimmen, bezweckt werden soll? Und gesetzt, sie werde bezweckt, wird sich eine solche allgemeine Religion nicht nothwendig nach den Bildungsstufen der Menschen und Zeitalter unendlich verschieden gestalten müssen? Könnte nicht die gött-

liche Weisheit statt jener allgemeinen Religion eine Geschichte der Religionen gewollt haben? Müßte sie es nicht, wenn sie das Menschengeschlecht so gedacht hat, wie es ist: in werdender Vollkommenheit, als ein Stufenreich geistiger Bildung? Aber das Zeitalter dieser Aufklärung beurtheilt Alles nach seinem Maßstab; es sieht überall nur seinen Verstand, nur was mit diesem übereinstimmt und nicht übereinstimmt. (S. 545 fg.)

Anders die „congeniale Verstandesaufklärung", worunter Fischer, im Gegensatze zur logischen Verstandesaufklärung der Wolfianer, die an den esoterischen Leibniz anknüpfende, mit geschichtlichem Sinn begabte Aufklärung eines Winckelmann, Lessing, Herder versteht. Das Princip der Leibniz'schen Philosophie war die Eigenthümlichkeit, die unendliche Mannichfaltigkeit der Dinge, das unendliche Stufenreich der in der Welt wirksamen Kräfte. Der Sinn für fremde Eigenthümlichkeit liegt der Monadenlehre in der Seele ihres Urhebers zugrunde; ohne diesen Sinn wäre sie niemals entstanden. Aber eben dieser Sinn ist es, der die deutsche Aufklärung auf eine höhere Stufe der Weltbetrachtung erhebt, als die Wolf'sche war. So wohlthätig die Wolf'sche Verstandesaufklärung da war, wo es sich um die menschliche Thorheit, um die Irrthümer des Verstandes, um die Gebilde des Wahns handelte, so bornirt und verkehrt mußte sie urtheilen, wo nicht der logische und moralische Verstand, sondern die geheimnißvollen Kräfte der Natur und Menschheit wirken; so ohnmächtig und ungerecht wird diese Aufklärung gegenüber allen Erscheinungen, in denen sich eine eigenthümliche Nothwendigkeit offenbart, wie in den Werken der Natur und des Genies, in den Bildungen der Religion und der Kunst. Um diese Schöpfungen zu verstehen, muß man sie nachdenken, nachempfinden, nachdichten können. Für solche Congenialität fehlte aber der Verstandesaufklärung alle Anlage.

Hatte sie in Reimarus ihren ganzen Scharfsinn, ihre schneidende Logik, ihren moralischen Ernst, als in einem classischen Beispiele, bewiesen, so zeigte sie in Nikolai nicht weniger charakteristisch die stumpfe Seite ihrer Logik, den Mangel an aller Congenialität, den glatten Verstand, der unvermögend war, fremde Natur und Bildung in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen. Die Verstandesaufklärung hat ihre absolute Schranke, wo der Genius anfängt. Alles was instinctiv oder genial wirkt, wie die Natur, die Religion, die Kunst, die Geschichte in ihren elementaren Bildungen, ist dem Verstande dieser Aufklärung verschlossen. Ihre Streitkräfte siegen in dem Kampfe mit dem Autoritätsglauben; aber sie stumpfen sich ab im Kampfe mit dem Genie, und diesen Mangel hat Niemand an sich selbst deutlicher gezeigt als Nikolai. (S. 553.)

Von diesem charakteristischen Unterschiede der logischen gegen die congeniale Aufklärung aus beleuchtet Fischer die Repräsentanten der letztern: Winckelmann, Lessing, Herder, noch näher und geht alsdann zur Charakterisirung der Gefühls- oder Geniephilosophie eines Hamann, Lavater, Jacobi über, welche die letzte Phase dieses Zeitalters bildet und die nächste Epoche anbahnt.

Die Gefühlsdenker werden die entschiedenen Gegner der Verstandesaufklärung; sie verneinen den Dogmatismus der Philosophie, ohne ihn zu überwinden; sie stehen vor der Schwelle der kritischen Philosophie, die sie nicht fassen, und umgeben die Wiege der deutschen Geniepoesie, auf die sie mitdrängend und mitstürmend einwirken. (S. 587.)

Jacobi macht die Krisis zwischen der dogmatischen und kritischen Philosophie. Gegenüber den dogmatischen Denkern zeigt er sich als das überlegene Bewußtsein, welches die vorhandenen Systeme der Philosophie wohl begreift und besonders ihre Mängel gründlich einsieht und scharf hervorhebt; den kritischen Denkern gegenüber erscheint Jacobi als der untergeordnete Kopf, der nicht im Stande ist, dem höhern Gesichtspunkte nachzukommen.

Wie Leibniz die Thatsache des Lebens in der Natur und der Selbstbewegung in den Körpern dem Cartesius, wie er die Thatsache der Individualität dem Spinoza entgegengehalten hatte, so hält Jacobi die Thatsache der Religion, die Thatsache des Uebersinnlichen im Menschen der Philosophie überhaupt entgegen. Wie Cartesius und Spinoza der Leibniz'schen Philosophie untergeordnet sind, weil diese höhere Thatsachen betrachtet und erklärt, so muß sich aus demselben Grunde die dogmatische Philosophie dem Standpunkte Jacobi's unterwerfen. Vergleichen wir dagegen Jacobi mit den Philosophen, die ihm nachfolgen, so macht er erst in der Form des Gefühls geltend, was jene in die Form der Erkenntniß zu erheben suchen. Zu den dogmatischen Denkern verhält sich Jacobi, wie das religiöse Gefühl zu dem bloßen Verstande, zu den kritischen Denkern verhält er sich, wie das bloße Gefühl zu dem überlegenen Verstande, der die Tiefe der menschlichen Seele durchschaut und die Thatsachen des Gefühls einsieht. Ehe aus der dogmatischen Philosophie die kritische oder die menschliche Selbsterkenntniß hervorgehen konnte, mußte das menschliche Selbstgefühl gleichsam als mittlerer Durchgangspunkt hervortreten, und diesen Durchgangspunkt eben bezeichnet Jacobi. (S. 615 fg.)

Zu Leibniz stand die Gefühlsphilosophie vorzüglich dadurch in Beziehung, daß das Psychologisch-Irrationale, welches Leibniz entdeckt und so nachdrücklich geltend gemacht hatte, den Mittelpunkt bildete, um den sich die Gefühlsdenker bewegen und den sie als Genie, Glaube, Religion beschreiben.

Schließlich wirft Fischer auch noch einen Blick auf unsere beiden großen Dichter, Goethe und Schiller, und zeigt deren Anknüpfungspunkt an Leibniz. In eben dem Punkte, wo Jacobi den Spinozismus verläßt und sich gegen alle rationelle Betrachtung der Dinge verschließt, deren Ziel ihm Vergötterung der Natur, Atheismus und Fatalismus zu sein schien, in eben dem Punkte, wo Jacobi zwischen Theismus und Naturalismus, Freiheit und Nothwendigkeit, Vorsehung und Schicksal den heillosen Riß macht, wendet sich Goethe, dem dieser Riß unerträglich war, von Jacobi und überhaupt von der dunkeln und ausschließlichen Richtung der Gefühlsphilosophie, womit ihn das Jugendalter seiner Poesie zusammengeführt hatte. Die Ruhe und Klarheit, wie der zur Resignation gestimmte Geist Spinoza's zogen Goethe mächtig an. Zwischen Beiden bestand die Wahlverwandtschaft contemplativer Gemüther, die gleiche Neigung zu einem beschaulichen Leben. Im Uebrigen aber war, wie Fischer nachweist, Goethe's Weltanschauung weder Spinozismus noch sonst ein philosophisches System, sondern die echte phantasiegemäße Vorstellungsart, die das Göttliche in der Welt, das Geistige in dem Natürlichen zu schauen bestrebt ist. Goethe war ein dichterischer Pantheist, aber ein solcher, dem das Selbstgefühl der eigenen

unveräußerlichen Individualität so lebhaft inwohnte, daß er in diesem Punkte niemals ein Spinozist war.

Man kann sagen, daß Goethe mehr als einem Andern jener Begriff Leibniz'scher Monade angeboren war, der die absolute Eigenthümlichkeit der menschlichen Seele festhielt und zugleich das Geistige und Körperliche in Eines faßte.

Goethe bediente sich sogar gern der Leibniz'schen Ausdrücke, daß der Mensch Entelechie, Monade, „entelechische Monade" sei.

Identität von Natur und Geist und naturgemäße, organische Entwickelung in allen Dingen bilden die Mittelpunkte von Goethe's Weltanschauung, die kein System, sondern das Bedürfniß seiner Seele und deren freier Entwurf war.... Goethe vereinigt in naiver Weise und ohne jede philosophische Absicht die Alleinheitslehre Spinoza's mit der Leibniz'schen Monadologie, er verfolgt und sucht überall das Naturgesetz der Metamorphose und Evolution, und wenn seine Weltansicht mit einem bestimmten Namen bezeichnet werden soll, so möge sie in jenem Leibniz'schen Pantheismus bestehen, den vor ihm Lessing anstrebte und nach ihm Schelling erfüllte.

Und eine ähnliche Vereinigung des Spinozismus mit dem Leibnizianismus, der Alleinheitslehre mit der Monadologie findet Fischer auch in der Jugend unsers zweiten großen Dichters, in den philosophischen Briefen zwischen Julius und Rafael. Den nähern Beweis hierfür mag man bei Fischer selbst nachlesen.

Soweit sich auch der Einfluß der Leibniz'schen Philosophie erstreckte, so war dieselbe doch als System unhaltbar und mußte, wie überhaupt die dogmatische Philosophie, dem Kriticismus weichen. Fischer deckt sehr gut die Widersprüche des Leibniz'schen Systems auf, worauf jedoch hier näher einzugehen uns der Raum mangelt, und zeigt am Ende seines Werks die Bedeutung der kritischen Philosophie im Gegensatze zur dogmatischen. Das Fischer'sche Werk beruht überall auf gründlicher Quellenforschung und ist sehr reichhaltig, verbindet aber, was ihm zu großem Lobe gereicht, mit dem Reichthum des Stoffs eine klare, lichtvolle Ordnung und eine schöne Darstellungsweise. Hin und wieder zeigt sich noch — eine Folge der Hegel'schen Geschichtsanschauung — die Neigung, a priori zu construiren, die Aufeinanderfolge der philosophischen Systeme als eine continuirliche, nothwendig sich entwickelnde Kette nachzuweisen, wogegen wir schon bei Besprechung des ersten Bandes des Fischer'schen Werks Protest erhoben haben. Aber im Allgemeinen ist in diesem zweiten Bande das Urtheil freier, sachlicher, mehr aus den betrachteten Objecten selbst als aus Hegel'schen Voraussetzungen geschöpft. Nur auf einen Punkt wollen wir noch aufmerksam machen, wo uns das Urtheil nicht unbefangen, sachlich, sondern durch die Neigung, a priori zu construiren, getrübt erscheint; dies ist die Erklärung des Leibniz'schen Optimismus und im Gegensatze dazu des Schopenhauer'schen Pessimismus als nothwendiger Zeiterscheinungen. Fischer stellt die Sache so dar, als müßten gewisse Zeiten optimistisch, andere dagegen pessimistisch gesinnt sein. Leibniz mußte Optimist sein, weil sein Zeitalter ihn dazu disponirte, und ebenso mußte Schopenhauer Pessimist sein, weil die Bedingungen dazu in seiner Zeit liegen.

Es gibt Zeitalter, die dem Optimismus immer beifallen, und solche, die ihm nothwendig widersprechen müssen, je nachdem die innern, moralischen und geschichtlichen Bedingungen sind, welche die Disposition eines Zeitalters ausmachen.... Die hoffnungsreichen Zeitalter sind die optimistischen. Eine solche Epoche war die der Leibniz'schen Philosophie. Leibniz' Geist war erfüllt von dem kommenden Zeitalter, und dieses fruchtbare, hoffnungsreiche Selbstgefühl bildet den psychologischen Ursprung, den Instinct gleichsam des Optimismus. Wenn sich diese dunkle Vorstellung aufklärt, so wird sie nothwendig eine Weltordnung erblicken, in welcher sich das Gute erfüllt, und das eben ist die Idee einer optimistischen Philosophie. Vergleichen wir damit die Zeit, in der wir schreiben, so ist es sehr charakteristisch und zugleich sehr begreiflich, daß der Philosoph, welcher gegenwärtig bemerkt zu werden das größte Recht beansprucht, der nach langer, unverdienter Verborgenheit erst jetzt bemerkt wird, pessimistisch denkt und urtheilt. So sehr sind Optimismus und Pessimismus, wenn wir sie nicht als moralische Wahrheiten, sondern als moralische Empfindungsweisen betrachten, von den Bedingungen des jedesmaligen Zeitalters abhängig: der Optimismus begeistert ein Zeitalter, in dem die besten Kräfte triumphiren dürfen, und er läßt ein anderes Zeitalter kalt, in dem die gegentheiligen Factoren überwiegen. (S. 465 fg.)

Hiernach müßte also Leibniz, wenn er zu Schopenhauer's Zeit gelebt hätte, nothwendig Pessimist und umgekehrt Schopenhauer, wenn er zu Leibniz' Zeiten gelebt, nothwendig Optimist geworden sein. Fischer bedenkt nicht, daß es nur untergeordnete, unselbständige Geister sind, die von der Strömung ihrer Zeit, dem sogenannten Zeitgeist, getragen werden oder, wie man zu sagen pflegt, mit dem Strome schwimmen, die hervorragenden, epochemachenden Individuen, die selbständigen Geister dagegen aus dem Urquell ihres schöpferischen Geistes, unabhängig von dem Zeitgeist, ja oft im schneidendsten Gegensatz gegen denselben, ein neues, höheres Princip bringen, mit welchem sie anfangs isolirt stehen und gegen den Strom der Zeit gewaltig zu kämpfen haben. Dazu kommt noch, daß die Zeit, in der Schopenhauer's Pessimismus erwachsen, nämlich von 1814—18 (das Schopenhauer'sche Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung", worin sein Pessimismus bereits complet ausgebildet war, erschien 1819), keineswegs eine so desperate, malheureuse Zeit war, wie sie nach Fischer's Theorie gewesen sein müßte, wenn seine Deduction historische Bestätigung erhalten sollte. Die Zeit nach den Befreiungskriegen war gewiß eine hoffnungsreiche, und doch reifte in ihr der Schopenhauer'sche Pessimismus, ein Beweis, daß solche tiefgehende Unterschiede, wie zwischen optimistischer und pessimistischer Weltanschauung, in ganz andern Bedingungen gesucht werden müssen als in Zeitumständen. Die trostloseste Zeit kann Optimisten und die hoffnungsreichste kann Pessimisten erzeugen.

Julius Frauenstädt.

Kohl's Reisen in Canada und den Vereinigten Staaten.

Reisen in Canada und durch die Staaten von Neuyork und Pennsylvanien von J. G. Kohl. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die amerikanisch-deutsche Literatur geht immer ihren Gang fort, es mag nun die Strömung der öffentlichen Meinung die

Union als einen Himmel oder als eine Hölle betrachten. Wie anders, wenn man damit die deutsche Literatur über Rußland vergleicht, welche nur zu einzelnen Zeiten größere Fruchtbarkeit zu entwickeln pflegt und auch dann nur sparsam selbständige Werke hervorbringt. Der Grund dieser bei der großen Verschiedenheit der räumlichen Entfernung auffallenden Erscheinung liegt nicht nur in der durch Sprache und Regierungsform bedingten Schwierigkeit, in Rußland etwas anders zu sehen, als man es sehen soll, sondern auch in dem beständig sich erneuernden Stoff. Unsere Zeit begnügt sich nicht mehr mit jenen harmlosen Genrebildern von der Pracht der Residenzen und der Uncultur der Dörfer, sie will über die politischen, socialen und nationalökonomischen Zustände belehrt sein; aber wer einmal in seinem Leben über die Bildungsstufe der griechisch-russischen Geistlichkeit, über die Corruption der Beamten, den Communismus der Bauern belehrt worden ist, der hat daran für lange Zeit etwas Gültiges erhalten. Wie aber jeder fünfjährige Census der Vereinigten Staaten ein gänzlich verändertes Zahlenbild von Bevölkerung und Production gibt, so ist auch etwa in demselben Zeitraum bei dem Leser, wenigstens für die neuern Staaten der Union, eine völlige Auffrischung des Bildes erfoderlich, wenn dasselbe dem gegenwärtigen Zustande noch einigermaßen gleichen soll. Alle Seiten des amerikanischen Lebens aufzufassen, geht wol über die Kräfte jedes Reisenden; wir haben am meisten Schilderungen über die großen Städte und dann über das Farmer- und Jägerleben erhalten, wir kennen genau die großen Ströme und die neuen Gebiete im Westen und Norden; der ältere Theil der Union, die Neuenglandstaaten mit ihren zahlreichen gebildeten Mittelstädten, ist in neuerer Zeit verhältnißmäßig vernachlässigt worden. Die ungeheuern Dimensionen und raschen Fortschritte der Vereinigten Staaten haben die meisten Schriftsteller veranlaßt, in großen Zügen zu schreiben, viele Gegenstände liest man in jedem Werke, während man Einzelheiten vergeblich sucht. Nach diesen Bemerkungen wird man schon einsehen, daß Kohl der Mann ist, über das vielbeschriebene Land noch Neues zu bringen. Seine Freiheit von jedem politischen oder religiösen Fanatismus, seine liebenswürdige Art, Alles zum besten zu wenden, indem er den Ursachen auffallender Erscheinungen nachgeht, sein durch Weltwanderungen geschärftes feines Beobachtungsvermögen, die gründliche wissenschaftliche Vorbereitung, welche er offenbar dieser ersten transatlantischen Reise hat vorhergehen lassen, befähigen ihn dazu, und die Größe der zu schildernden Gegenstände bewahrt ihn vor einem Uebermaß in der Kleinmalerei. So hört man ihm gern zu, mag er nun eine Eisenbahnfahrt mit ihrem Geleit von „fliegenden Buchhändlern" oder die Militärakademie von Westpoint schildern, den Bau der wunderbaren Kettenbrücke über den Niagara beschreiben oder die Unterredungen mit französischen Canadiern und deutschen Pennsylvaniern und Auswanderern erzählen, oder die Einrichtungen der so wohlthätig wirkenden öffentlichen Subscriptionsbibliotheken auseinandersetzen, wofür in Toronto (Canada) eine eigene Centralanstalt besteht.

Kohl's Werk beginnt ex abrupto mit einer meteorologischen Bemerkung, welche die Fahrt den Hudson aufwärts einleitet. Aus dem Staate Neuyork begibt er sich durch Vermont nach Canada, das er von Ost nach West durchreist. Ueber den Niagarafall, Buffalo, durch Pennsylvanien und Neujersey kehrt er nach Neuyork zurück. Wir widerstehen nur mit Mühe der Versuchung, Auszüge aus dem interessanten Werke zu geben, weil wir nicht leicht ein Ende derselben zu finden wüßten. Dagegen wollen wir hier einem Gegenstand unsere Aufmerksamkeit widmen, der in enger Beziehung zum Kohl'schen Werke steht, welches über die deutsche Einwanderung nach Nordamerika und Canada Mancherlei mittheilt.

Wir müssen jetzt leider so häufig von Leuten lesen, die auf Gemeindekosten nach dem bezeichnenden Berlinismus „ausgewandert werden". Diese etwa vor zehn Jahren aufgekommene kurze Manier, halb durch Zureden, halb durch Zwang des Proletariats sich zu entledigen, scheint uns in vieler Hinsicht verwerflich, und wir sind überzeugt, daß die Regierungsbehörden den ländlichen Gemeinderäthen nicht so freie Hand in dieser Hinsicht lassen würden, wenn sie allgemeine Kenntniß von der unmenschlichen, den deutschen Namen schändenden Art hätten, womit diese Ueberfiedelungen häufig ausgeführt werden. Wir halten sie für verwerflich, weil wir ein mal mit dem Verfasser der trefflichen Abhandlung über die Auswanderung im elften Bande der „Gegenwart" die Auswanderung nicht als ein Radicalmittel gegen die Armennoth betrachten können, sodann: weil es kein Mittel gibt, den Armen, wenn ihn etwa im Einschiffungshafen sein Schritt gereut, zur Ueberfahrt zu zwingen, endlich: weil es ein Unrecht sowol gegen den transatlantischen Staat wie gegen den Auswanderer selbst ist, Elemente, denen die Fähigkeit selbständiger Ernährung nicht zuzutrauen ist, an die fremde Küste zu werfen. Dieser Misbrauch hat denn auch von Seiten der nordamerikanischen Behörden jene die Einwanderung beschränkenden Bestimmungen der Zahlung eines Kopfgeldes hervorgerufen, und die Behörden von Canada, wohin dieser Menschentransport jetzt vorzugsweise gerichtet zu werden scheint, haben eine ähnliche Maßregel bereits angekündigt. Im Jahre 1849 erwähnte die Deutsche Gesellschaft in Neuyork in ihrem Jahresbericht vom 22. Februar, daß sie schon öfters gezwungen gewesen, rügend zu erwähnen, daß verschiedene Gemeinden in Deutschland ihre Armen auf Gemeindekosten nach Amerika gesandt hätten, ohne denselben irgendwelche Mittel zu ihrem weitern Fortkommen an die Hand zu geben, und daß sie dieselben zu Anfang des Winters landeten, wo keine Arbeit zu finden ist. Es wurde dabei der neue Fall einer hessischen Gemeinde Gimbsheim angeführt, welche ihren Armen eine in Amerika durch den großherzoglichen Consul auszuzahlende Unterstützung von 20 Fl. für den Kopf zugesagt. Diese Unterstützung verwandelte sich in Neuyork in folgendes Rechenexempel:

A. B. schuldet der Gemeinde	140 Fl.
Bekommt zur Auswanderung für sich, seine Frau und vier Kinder 20 Fl. für den Kopf Unterstützung	120 „
Bleibt schuldig	20 „

Am 3. Mai 1855 überreichte Sir Alexander Malet dem Deutschen Bunde eine Note des Inhalts: im October 1854 seien 422 auf Staats- und Gemeindekosten aus Baden ausgewanderte Personen, 124 Männer, 90 Weiber und 208 Kinder, welche nur zum Theil arbeitsfähig waren, die Erwachsenen mit 10 Fl., in Quebec ans Land gesetzt worden. Die Provinzialregierung werde bei Wiederholung solcher Landungen in so später Jahreszeit, gleich den Vereinigten Staaten, ein Kopfgeld auf die Einwanderer legen, um nicht mit dem Abhub des Proletariats fremder Länder überschwemmt zu werden. Am 3. Januar 1856 überreichte Sir Alexander Malet eine Note vom 29. December, wonach 90 deutsche Auswanderer in St.-John in Neubraunschweig in so armseligem Zustande angekommen seien, daß 57 derselben einstweilen in dem dortigen Armenhaus hätten untergebracht werden müssen; infolge davon werde die englische Regierung Maßregeln ergreifen müssen, um der Einwanderung von allen Mitteln entblößter Deutschen vorzubeugen.

So groß aber auch die Zahl der in Canada landenden Deutschen ist, dennoch beträgt die Zahl der Ansiedler nur 10,000. Die meisten wandern nur durch und wenden sich zur bleibenden Niederlassung nach dem fernen Westen der Vereinigten Staaten. Die Bevölkerungsmischung von Canada ist folgende: 1,117,000 Briten, 697,000 Franzosen, 10,000 Deutsche, 8000 Indianer, 2100 Neger (Flüchtlinge aus den Vereinigten Staaten). Gleichzeitig (1851) zählte man 913,000 Katholiken, 268,000 Anglikaner, 174,000 Presbyterianer, 61,000 Anhänger der schottischen Kirche, 450 Juden und 247 Mormonen. Besonders der Abschnitt über die nationalen Ver-

hältnisse von Canada und über die katholischen Bestrebungen in Literatur und Schule enthält eine Fülle von neuen und gerade im jetzigen Augenblick wichtigen Thatsachen und Bemerkungen, und auch der gründlichste Kenner amerikanischer Verhältnisse wird Kohl's Werk nicht ohne mannichfache Anregung und Belehrung aus der Hand legen. 12.

Emil Weller's „Index pseudonymorum“.

Ein mit großem, mühsamem Fleiß gearbeitetes, allen Literaturfreunden, Literaturforschern, Büchersammlern, Antiquaren und Buchhändlern angelegentlichst zu empfehlendes Werk ist der von Emil Weller herausgegebene

Index pseudonymorum. Wörterbuch der Pseudonymen oder Verzeichniß aller Autoren, die sich falscher Namen bedienten. Leipzig, Falcke und Rößler. 1856. 4. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bisher bestand noch kein allgemeines Wörterbuch der Pseudonymen. Der erste Versuch dazu von Vinc. Placcius: „Syntagma de scriptis et scriptoribus anonymis atque pseudonymis“, ein nur sehr kleiner Abriß, erschien bereits 1674 in Hamburg; aber auch sein erst nach seinem Tode von J. Fabricius 1708 herausgegebenes „Theatrum anonymorum et pseudonymorum“ beschränkte sich nur auf die damals excellirende lateinische Literatur und ließ die meisten deutschen Pseudonymen unberücksichtigt. In Paris erschien 1690 eine Schrift von A. Baillet über denselben Gegenstand, und diese Beiden, Placcius und Baillet, sind die Vorläufer, welche die Grundlage für alle folgenden Sammler bildeten. In Deutschland waren dies C. A. Heumann, G. Ludwig, J. C. Mylius u. s. w. im vorigen Jahrhundert, F. Raßmann, dessen „Kurzgefaßtes Lexikon deutscher pseudonymer Schriftsteller“ aber sehr unvollständig ist, und A. G. Schmidt im jetzigen Jahrhundert; in Frankreich A. A. Barbier, dessen vierbändiger „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes“ 1822 eine zweite, stark vermehrte Auflage erlebte, de Manne und J. M. Quérard, in Italien Lancetti („Pseudonimia“, Mailand 1836) und G. Melzi, von dessen „Dizionario di opere anonime e pseudonime di scrittori italiani“ (Mailand 1848) nur zwei Theile vorhanden sind, da der Verfasser inzwischen starb. In Betreff der englischen pseudonymen Literatur fand Weller nichts vorgearbeitet, doch bot namentlich Watt's „Bibliotheca Britannica“ — „ein Musterwerk, wie wir Deutschen noch keins haben“, bemerkt Weller — bei genauem Studium eine treffliche Ausbeute. Auch standen dem Verfasser sonst noch sehr reichhaltige Kataloge zugebote. Wie die Engländer, finden auch die Skandinavier und Holländer in Weller's „Index“ die erste Sammlung ihrer Pseudonymen. Weller's „Index pseudonymorum“ zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die enthüllten Pseudonymen enthält. Weller folgte hier der Manier, welche der Italiener Lancetti in seinem praktisch angeordneten, leider nur durch zahllose Druck- und andere Fehler entstellten Werke anwandte, indem er einfach die wahren Namen neben die falschen stellte, um so das Werk zum Nachschlagen geeigneter, kürzer und übersichtlicher zu machen. Die zweite Abtheilung enthält die nicht enthüllten Pseudonymen. Das Weller'sche Wörterbuch der Pseudonymen ist übrigens nur der erste Band eines zweibändigen Werks: „Die maskirte Literatur der ältern und neuern Sprachen“, dessen zweiter Band die falschen Druckorte zur Anzeige bringen wird. Weller versichert, zu seinem Zwecke im Laufe der Zeit Tausende von Bücherkatalogen durchgesehen zu haben, was wir ihm bei der Reichhaltigkeit schon dieses ersten Bandes gern glauben.

H. M.

Notizen.

Londons Wachsthum und Größe.

Die „Edinburgh review“ brachte in ihrem letzten Vierteljahrsheft einen interessanten Aufsatz über die in fast unheimlichen Progressionen zunehmende Größe Londons, dem folgende Publicationen zugrunde gelegt sind: „London in the olden time“, von William Newton (London 1855); „Post office London directory“ (London 1856); „Reports and tables relating to the census of 1851. Presented by the census commissioners in 1851 — 54“; „The food of London; a sketch of the chief varieties and supply of food for a community of two millions and a half“, von George Dodd (London 1856). London ist schon seit langem keine Stadt mehr, sondern ein Reich für sich; ein gefräßiges Ungeheuer, das aber, wenigstens für jetzt noch, mehr als andere europäische Hauptstädte in der Lage ist, sich durch eigene Arbeit und Thätigkeit die Mittel zu seiner Existenz zu verschaffen. Dennoch hat dieses riesenmäßige Wachsthum etwas wahrhaft Erschreckendes, und wie nach einem constanten Naturgesetz Alles in der Welt einmal seinen Culminationspunkt erreicht und dann abwärts geht, so wird auch für London dieser Zeitpunkt nicht für die Dauer ausbleiben. Wann aber die Landes- oder allgemeinen Weltkrisen, welche diesem Wachsthum ein Ende zu machen bestimmt sind, eintreten und welcher Art sie sein werden — wer möchte das voraussagen wollen? Dem „Post office directory“ sind zwei Plane Londons für die Jahre 1855 und 1856 beigegeben. Hiernach dehnte sich London im Jahre 1855 8½ englische Meilen von Ost nach West und fünf englische Meilen von Nord nach Süd aus und bedeckte 41 englische Quadratmeilen, während schon im folgenden, also dem jetzigen Jahre die Ausdehnung von Ost nach West zehn und die von Nord nach Süd neun englische Meilen betrug. Die sich an die Ausläufer von London anschließenden Dörfer und Flecken, Londons „Franzen“, mitgerechnet gibt dies einen Häuserumfang von nicht weniger als 90 englischen Quadratmeilen. Alt-London, die eigentliche City, bedeckt dagegen kaum mehr als eine englische Quadratmeile, verhält sich also zu dem jetzigen Gesammt-London wie 1 : 90. Eine merkwürdige Erscheinung ist die, daß, nach den neuesten Zählungen und Untersuchungen, sich gegenwärtig unter den Einwohnern Londons mehr als eine Million befinden müssen, die nicht in London geboren, sondern aus den Provinzen, aus Schottland und namentlich Irland oder aus dem Auslande zugezogen sind. Die Zahl der zugezogenen Irländer beträgt 110,000, die der Ausländer 30,000, worunter 10,000 Deutsche, 7000 Franzosen. Unter den Kindern und jungen Leuten unter 20 Jahren befinden sich 20,000, die in Irland selbst geboren sind, ungerechnet die, welche in London von irischen Aeltern geboren wurden. „Unmöglich kann man sein Auge dagegen verschließen“, heißt es in der „Edinburgh review“, „daß viel Gutes oder Böses oder Beides zusammen sich aus dieser kräftigen Infusion jungen celtischen Blutes in die Massen der Metropolis ergeben muß.“ Es gibt in London 1200 Gotteshäuser verschiedenster Art, 6000 Schulen mit 600,000 Schülern, 350,000 mannbare aber unverheirathete Frauenzimmer und 50,000 Individuen, die fortdauernd in Armenhäusern, Gefängnissen und andern Anstalten leben, in denen sie auf Staats- und Stadtkosten ernährt werden müssen.

Samuel Rogers' Tischgespräche.

Wir haben bereits gelegentlich erwähnt, daß die „Recollections of the table talk of Samuel Rogers“ (London 1856) einen sehr reichen Schatz der interessantesten literarischen Anekdoten enthalten. Samuel Rogers [geboren 1763 *)] trat als

*) Das Pierer'sche Lexikon gibt irrthümlich an, daß Rogers bereits im Jahre 1832 gestorben sei, sein Tod fällt aber erst in die letzten Jahre.

Dichter zuerst mit seiner „Ode to superstition" auf, welcher er die „Pleasures of memory", die Dichtungen „The vision of Columbus", „Jacqueline", „The human life", „Italy" u. s. w. folgen ließ. Er war ein ganz respectabler Dichter, trefflich in der Form, die bei ihm immer sorgfältig geglättet ist, delicat in seinen Empfindungen, klar in seinen Gedanken und deren Anordnung; im Ganzen aber verhält sich seine Poesie zu der echten doch nur wie künstlich zubereitetes Mineralwasser zu dem natürlichen, das frisch aus dem Schoose der Mutter Erde sprudelt. Seine Lebensweise war nach den Grundsätzen eines etwas weichlichen ästhetischen Epikuräismus gemodelt. Er liebte es, bei Tafel geistreiche Personen und berühmte Dichter um sich zu haben; wenn er aber allein speiste, so mußte ihm ein Orgelspieler, ein Italiener von Geburt, in der Halle sicilische und italienische Melodien vorspielen. In seinem Schlafzimmer und im Treppenhause schlugen Nachtigalen, die in Käfigen gehalten wurden, und namentlich liebte er es in den Morgenstunden weiblichen Gesang zu hören. Aber sowol in der Musik als in der Poesie zog ihn das Weiche und Anmuthige mehr an als das Starke, Tiefe und Erhabene. Bellini war sein Liebling, während er für die Compositionen Händel's, Beethoven's und selbst Mozart's nur wenig Neigung zeigte. Auch von Shakspeare wollte er wenig wissen, und eines Tags foderte er seine Tischgenossen auf, ihm eine einzige Stelle aus Shakspeare zu nennen, die untadelhaft wäre oder nicht am besten ganz gestrichen würde. Man citirte ihm viele schöne Stellen, die er unbarmherzig bekrittelte; nur als man ihm die Stelle zu recitiren begann: „How sweet the moonlight sleeps upon the bank", wußte er nichts mehr zu sagen. Doch ging er in seiner Abneigung gegen Shakspeare nicht so weit, als der auf den großen Dramatiker eifersüchtige Byron, der einmal an Moore die Frage richtete, ob er nicht dafür halte, daß der ganze Shakspeare eine Art Humbug sei? Eigenthümlich ging es Rogers mit Lamartine. Er fragte diesen, was Béranger für ein Mann sei, worauf Lamartine, der es nicht gern hatte, daß man in seiner Anwesenheit von einem andern französischen Dichter als von ihm sprach, stolz und kalt erwiderte: „Je ne le connais pas." Rogers bemerkte hierauf kurz: „Je vous plains." So erzählt der Berichterstatter der „Edinburgh review", die diesen Fall betreffende Mittheilung in den „Recollections" berichtigend, wie er überhaupt dem Herausgeber derselben den Vorwurf macht, daß er sich viele Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten habe zuschulden kommen lassen. Noch übler als bei Lamartine lief Rogers bei August Wilhelm von Schlegel an, als er diesen fragte, ob es seit Goethe's Tode in Deutschland wol noch Dichter gegeben hätte? „Ich bin ein Dichter!" antwortete Schlegel voll stolzen Unwillens.

H. M.

Eine neue historische Schrift von Franz Palacky.

Der bekannte Geschichtsforscher Böhmens Franz Palacky hat nach langem Schweigen endlich wieder eine historische Schrift erscheinen lassen, die sich mit dem „Zeugenverhör über den Tod des Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen im Jahre 1457" (Prag, Calve, 1856) beschäftigt. Es ist eine kritische Zusammenstellung und Würdigung der über dieses Verhör vorhandenen Quellen. Der Tod des jugendlichen Königs Ladislaus Posthumus im Jahre 1457 bildet einen der historisch wichtigsten Punkte in der Geschichte Ungarns und Oestreichs überhaupt. Bisjetzt waren die Geschichtsforscher so ziemlich darüber einig, daß der Tod des Jünglings, der zur selben Zeit, wo ihm seine Braut aus Frankreich zugeführt werden sollte, von einer unerklärbaren Krankheit ergriffen plötzlich starb, die Folge einer Vergiftung gewesen sei, über welche nur räthselhafte Anzeichen vorhanden waren. Aus der Zeit des Todesfalls selbst hatte man keine Nachrichten und erst nach spätern Quellen soll Ladislaus durch Georg von Podiebrad und dessen Gemahlin Johanna vergiftet worden sein. Die Sage lautet, die genannte Frau habe ihm zur Nacht vergiftete Rüben gereicht, an denen er gestorben sei. Palacky sucht nun mit vieler Schärfe zu beweisen, daß der Tod des Königs nicht Folge einer Vergiftung, sondern ein natürlicher gewesen sei. Nach ihm starb Ladislaus an der Pest (dem Bubonentyphus) nach einem dreitägigen Krankenlager, und er unterstützt seine Behauptung durch ältere, bisjetzt nicht benutzte Quellen. Dem Buche ist auch eine Abhandlung von Dr. Lambl beigefügt, welche zu demselben Resultate gelangt. Daß diese Specialschrift für die Geschichte Oestreichs, zunächst Böhmens und Ungarns von hoher Bedeutung ist, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. In Betreff der Form zeichnet sich diese Schrift wie alle Werke Palacky's durch einen eleganten, glatten Stil aus, ein Vorzug, den man an czechischen Schriftstellern hervorzuheben selten Gelegenheit hat.

75.

Bibliographie.

Bazancourt, Baron de, Der Feldzug in der Krim bis zur Einnahme von Sebastopol. Eine aus authentischen Quellen geschöpfte Darstellung des orientalischen Krieges im Auftrage Sr. Excellenz des Unterrichtsministers herausgegeben. Aus dem Französischen vollständig übertragen. Zwei Bände. Pest und Wien, Hartleben. Gr. 8. 3 Thlr.

Bernhardi, T. v., Der französische Adel in seinem Verhältniß zur Revolution und zur Fusion. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. 2te nach den Originalhandschriften vermehrte Ausgabe. Zwei Bände. [Vom J. 1794 bis 1797. — Vom J. 1798 bis 1805.] Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Eilers, G., Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur inneren Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Glaßbrenner, A., Erfrischungen. Gesammelte Humoresken. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Hase, K., Jenaisches Fichte-Büchlein. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 15 Ngr.

Hirsch, B. B., Zeitspende der Humanität. Reden und Betrachtungen. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 12 Ngr.

Kossak, E., Aus dem Wanderbuche eines literarischen Handwerksburschen. Berlin, Stage. Gr. 16. 22½ Ngr.

Ortlepp, E., Klänge aus dem Saalthal. Gedichte. Naumburg, Garcke. 16. 15 Ngr.

Rank, J., Sein Ideal. Erzählung in zwei Büchern. Zwickau, Gebr. Thost. 8. 1 Thlr.

Reinsch, H., Die Schöpfung. Vom Standpunkte der speculativen Naturforschung und der heiligen Schrift aus dargestellt. Erlangen, Palm. 8. 24 Ngr.

Ruppius, O., Waldspinne. Ein Genrebild aus dem Südwesten. New-York. Gr. 16. 10 Ngr.

Schloenbach, A., Aus Vergangenheit und Gegenwart. Novellen. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tauber, F., Vermischte Gedichte. München. 16. 12 Ngr.

Wachenhusen, H., Cancan. Pariser Aquarellen. 1stes bis 3tes Heft. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 22½ Ngr.

Willkomm, E., Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Das Königthum in Belgien. Brüssel und Leipzig, Muquardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Schorn, O. v., Die Autorschaft des Fechters von Ravenna. Düsseldorf, Kaulen. 8. 12 Ngr.

Thon-Dittmer, G. Freih. v., Offener Brief an den anonymen Verfasser der Beleuchtung der Denkschrift der Heidelberger Corpsstudenten. München, Franz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Franz Baco von Verulam.

Die Realphilosophie und ihr Zeitalter.

Von **Kuno Fischer.**

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte Verfasser, zugleich einer der ausgezeichnetsten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, hat in diesem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos seine „Geschichte der neuern Philosophie", sondern zugleich eine sehr fühlbare Lücke unserer philosophischen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erschöpfende und zusammenhängende Darstellung Baco's**, des größten unter den englischen und überhaupt realistischen Philosophen der neuen Zeit. Eine solche wird hier zum ersten male geboten.

Das Buch bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Es entwickelt in allen seinen Theilen die Baconische Philosophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der französischen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant'schen Epoche. So enthält es zugleich die Geschichte der Realphilosophie, die dem Geiste der Gegenwart nahesteht.

Unser Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geist der Industrie, der naturwissenschaftlichen Erfindung, der praktischen Cultur. Baco ist der Philosoph dieser Richtungen. Der Verfasser hat diesen Punkt ins hellste Licht gesetzt und dadurch seine Schrift in lebendiger Weise auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleuchtet er die Baconische Philosophie in ihrer eigenthümlichen Selbständigkeit, indem er sie andern gegenüberstellt, bald vergleichend, bald unterscheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwischen Baco und Cartesius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der Verfasser die auf Baco bezüglichen Parteistellungen. Er trifft sowol den blinden Gegner Baco's in dem französischen Romantiker de Maistre, als den blinden Bewunderer in dem englischen Geschichtschreiber Macaulay.

BROCKHAUS' REISE-ATLAS.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Plan von Leipzig. (Mit 10 Abbildungen und Notizen.)
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. (Karte, Notizen.)
Plan von Dresden. (Mit 10 Abbildungen und Notizen.)
Die Sächsische Schweiz. (Karte, 9 Abbildungen, Notizen.)
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach. (Karte, 3 Abb., Notizen.)
Eisenbahn von Leipzig nach Hof. (Karte, 2 Abb., Notizen.)
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg. (Karte, 6 Abb., Notizen.)
Eisenbahn von Nürnberg nach Augsburg. (Karte, 2 Abb., Notizen.)
Eisenbahn von München nach Augsburg u. Ulm. (K., 8 Abb., Not.)

Preis des Blattes 5 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Dr. **Gerd Eilers,**

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Sehr interessante **Memoiren zur Zeitgeschichte:** Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten. Der Verfasser erzählt, was er auf seinem „nicht gewöhnlichen Lebenswege von den großen Bewegungen und Entwickelungen des geistigen Lebens der deutschen Nation auf den Gebieten der Wissenschaft, der Schule, der Kirche und des Staats theils zuschauend, theils mithandelnd genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte". Der jetzt zunächst erschienene erste Theil (der für sich abgeschlossen ist) zerfällt in fünf Abtheilungen: I. Knabenleben (im Feverschen spielend, Schilderung des oldenburgischen Bauernstandes ꝛc.); II. Jever (Gymnasium, erste Berührung mit Schlosser als Gymnasiallehrer ꝛc.); III. Heidelberg und Göttingen in den Jahren 1810—13 (Universitätsleben, Berührungen mit Voß, Paulus, Daub, Neander, Creuzer, Böckh, Fries, Görres, Heeren, Planck ꝛc.); IV. Frankfurt a. M. (Schilderung des frankfurter Lebens während des Kriegsjahrs 1813 und der Jahre bis 1817, Berührungen mit dem Bibelübersetzer v. Meyer, dem Pfarrer Stein u. A., namentlich aber mit dem Freiherrn v. Stein); V. Bremen in den Jahren 1817 und 1818 (Religiöses, Pädagogisches, Politisches). Die Schrift verdient ihres reichen, anziehenden und anregenden Inhalts halber die Beachtung der weitesten Kreise.

Im Verlage der **v. Ebner**'schen Buchhandlung in **Nürnberg** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakspeare's Dramen

in ihrem Verhältnisse zur griechischen Tragödie, in besonderer Hinsicht auf „Julius Cäsar" von **H. Büchler.**

Preis brosch. 12 Ngr. oder 36 Kr. Rh.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Harzbilder.

Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge.

Von **Heinrich Pröhle.** **Preis 10 Sgr.**

Alle Besucher des Harzes werden diese Schrift vor oder nach ihrer Reise mit Interesse und Nutzen lesen: der bekannte, den Harz so genau kennende Verfasser wird ihnen gewiß manches Neue und Unterhaltende darbieten.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 18. September 1856.

Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 37.)

Einen wahren Schatz von literarischen und Theateranekdoten, der auch in den belletristischen Blättern schon recht tüchtig benutzt worden ist, enthalten die „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben". Der Verfasser, Heinrich Schmidt, bemerkt in den einleitenden Worten zu seiner Schrift:

Es war eine vielbewegte, reichhaltige, reizende Jugendzeit, die meinige damals in Weimar, meiner Vaterstadt — in den letzten achtziger und ersten neunziger Jahren des vergangenen Säculum, und wenn ich jetzt nach 76 Jahren daran zurückdenke, tritt mir das damalige Leben in Weimar wie ein ins Licht hervorgehobenes merkwürdiges Traumbild entgegen; ja je weiter ich mich der Zeit nach davon entferne, um so anregender und anziehender erscheint es mir.

In welcher günstigen Lage der Verfasser war, schon früh mit den weimarischen Koryphäen in Berührung zu kommen, wird der Leser aus folgender Stelle erfahren:

Herder, der unsterbliche Herder, dieser geistreichste und originellste Schriftsteller der Deutschen, dessen Genius, ein Glück verkündendes Meteor, für die Ewigkeit sich aufschwang, und dessen zauberischen Rückblicken in die erhabenen, jetzt fabelähnlichen Epochen der griechischen Vorzeit, denen er sich so gern hingab, ich so oft mit trunkenem Ohr gelauscht habe, wenn er in der Mitte seiner Familie — sein ältester Sohn Gottfried hatte meine Schwester geheirathet — bei einem Spaziergang auf den Ettersberg oder bei einem heitern Mahle die sonst wohlverschlossene Brust öffnete und die kostbaren Schätze derselben ausströmen ließ u. s. w.

Die Schmidt'sche Familie war also der Herder'schen verschwägert, und so sah sich Heinrich Schmidt aufs zwangloseste und natürlichste in die weimarischen Literaturkreise eingeführt und in die persönliche Nähe jener großen Männer gestellt, denen die deutsche Literatur ihren höchsten Glanz und ihren europäischen Ruhm verdankt. Schon früh war er ein Spielkamerad der Kinder Herder's und der noch zahlreichern Kinder Wieland's, und er erzählt, wie er mit diesen lärmend im Bibliothekzimmer und um den hohen Sessel, in welchem Wieland seinen „Oberon" dichtete, herumgesprungen sei, und daß der Spuk schon groß und überlaut sein mußte, wenn der liebenswürdige Mann dem lustigen Völkchen sein „Kinder, seid doch ruhig!" zurufen sollte.

Da nun der junge Schmidt unter solchen Einflüssen heranwuchs, war es kein Wunder, wenn sein Geist schon früh von strengern Studien und den Bedingungen eines ernstern Lebensberufs auf literarische und Theaterangelegenheiten abgelenkt wurde. Auch in Schmidt's Kopf und Herzen begann jene bunte Verwirrung der disparatesten Elemente zu herrschen, zu der das moderne Leben nur zu leicht Anlaß gibt. Er bemerkt:

In uns jungen Köpfen ging Alles durcheinander: „Werther's Leiden", „Götz von Berlichingen"; Schiller's „Räuber", „Fiesco", „Cabale und Liebe", „Don Carlos"; Jean Paul's geniale Werke mit der Fülle und Mannichfaltigkeit seiner schöpferisch-originellen Gedanken und Ansichten; Heinse's „Ardinghello" und „Fiermena", Bouterwek's „Donamar", Musäus' „Volksmärchen", Wieland's „Oberon", „Agathodämon" u. s. w.; Rousseau's „Héloise" und „Emile", Voltaire's freigeistische Werke und sein Tod, von dem man nicht genug Grauenhaftes sich erzählen konnte; Kotzebue's famoses Gedicht „Ha, wer bin ich und was soll ich hier, unter Tigern oder Affen? Welchen Plan hat Gott mit mir" u. s. w.; von Cramer, Feßler, Spieß und Lafontaine gar nicht zu reden.

Wie wäre es zu verwundern, wenn solche bunte und wirre Bildungselemente nicht ein rechter Brütofen sein sollten für Virtuosen, Künstler, Literaten, Journalisten, Poeten, Schauspieler, für fahrendes Volk von noch weit unstäterer und zweifelhafterer Art, das bald Dies, bald Jenes anfängt — ein Gallert von unbestimmbarster Beschaffenheit? Wie wäre es zu verwundern, daß der belletristisirende Charakter der Epoche oft selbst in die strengsten Geistesarbeiten und in die Behandlung der gewichtigsten Fragen unvermerkt eindringt und noch kaum von Jemandem, möge er sich äußerlich ein noch so gravitätisches Ansehen geben, ganz abgewehrt werden kann? Und doch waren die Bildungselemente jener Zeit noch einfach gegen die, welche in unsern Tagen die Köpfe und Herzen der Jugend in Gährung und Verwirrung setzen.

Wie soll es erst später werden, wenn nicht etwa einmal Feuer vom Himmel fällt und ein allgemeiner alexandrinischer Leihbibliothekenbrand dieser Buntheit ein Ende macht?

Bei dieser gegensatz- und widerspruchsvollen Buntheit moderner, oft stark mit Frivolität versetzter Bildungsstoffe dürfte es fast zu verwundern sein, daß wirklich noch soviel gelernt wird, als es in der That der Fall ist. Und auch Heinrich Schmidt lernte das Seinige. Er besuchte das Gymnasium in Weimar und hatte hier das Glück, den Unterricht Böttiger's zu genießen, jenes vielverspotteten Mannes, dessen sein Zögling in seinem Buche mit wärmster und rühmlichster Pietät gedenkt. Er rühmt neben seinem Reichthum an Kenntnissen auch Böttiger's tiefen Ernst und seine in gewähltester Sprache überflutende Begeisterung, die nur Derjenige habe würdigen können, der ihn auf dem Katheder kennen gelernt habe. Im Jahre 1796 bezog Schmidt die jenaer Universität, die damals im höchsten Flor stand und auch von Polen, Russen, Livländern, Ungarn und Engländern zahlreich besucht war. Vor allem begeisterte unsern Autor der Philosoph Fichte, von dem er sagt:

Sein Vortrag war klar und bündig, und auch der Mann selbst entsprach ihm in jeder Beziehung. Körperlich klein, aber gedrungen und kräftig, mit einem schöngeformten Kopf, hoher, hervortretender Stirn, einem Adlerblick und einer Adlernase, war seine Stimme klangvoll und scharf markirend, und oft beschloß er seinen Vortrag in so erhabener und erhöhter Stimmung, daß Allen ein klares Bild seines Innern wie im sonnenhellen Glanze aufstieg und vorschwebte. Dazu kam, daß er seine Vorlesungen in der die Empfänglichkeit der jugendlichen Gemüther so begünstigenden Frühstunde von 6 bis 7 Uhr und mitten in einem Garten hielt, gewöhnlich nach einem Spazierritt; denn er kam meist mit der Reitgerte in der Hand und mit Stiefeln und Sporen in den mit Gesträuchen und Blumen umgebenen Gartensaal und bestieg das Katheder so rasch und lebendig, daß sich Allen eine erhöhte Stimmung sogleich mittheilte. Eines Morgens, gegen den Schluß der halbjährigen Vorlesungen, wo Fichte den letzten Satz, gleichsam den Schlußstein, seinem Systeme hinzufügte und dann eine klare, lichte Uebersicht des Ganzen aufstellte, kam eine so tief feierliche Stimmung über alle Anwesenden, daß wol keiner seinen Platz und den Garten verlassen hat, dem das Herz nicht höher schlug und der Blick nicht über das Irdische hinausdrang.

Der Verfasser theilt ein gar nicht übel gelungenes Sonett an Fichte mit, welches er unter dem Eindruck dieser feierlichen Stimmung damals verfertigte. Unter den Studirenden, welche bei Fichte hörten, fielen, wie der Verfasser bemerkt, am meisten die Ungarn auf, die in ihren weiten schwarzen Mänteln mit runden schwarzen Hüten von ungewöhnlichem Umfang immer gleich unter dem Katheder Platz nahmen und vor allen Andern fast allein dem Vortrage mit der Feder folgten — unverdrossen fleißig nachschreibend. Auch was der Verfasser über das damalige Treiben der jenaer Studenten, namentlich der Livländer, über ihre Fahrten, Duelle und Renommistereien, über den damals noch jungen, aber bereits als Professor sehr beliebten Feuerbach, über A. W. Schlegel, über sein eigenes Verhältniß zu De Wette, der eine zeitlang sein Stubenkamerad war, über Ludwig Wieland, des Dichters ältesten Sohn, über sein Zusammentreffen mit Jean Paul in Gesellschaft Gottfried Herder's, über Tieck's damals schon begonnene dramatische Vorlesungen berichtet, ist von großem, vielfachem Interesse und verdient im Buche selbst nachgelesen zu werden. Auch die episodisch eingewebte Erzählung von dem Glücksritter, der einen hochangesehenen Gelehrten in Wien auf die merkwürdigste Weise mystificirte und prellte, ist eine unterhaltende Partie, während die Geschichte von dem invaliden englischen Seemann, dessen Bekanntschaft Schmidt in Hamburg machte, gerade dem Deutschen Manches zu denken gibt. Es ging ihm sehr traurig, diesem englischen Stelzfuß, aber angeborener Humor und nationaler Stolz helfen einem echten Briten über Stelzfuß und Armuth hinweg. Als der Seemann die Erzählung seiner Lebensschicksale beendet hatte, fügte er hinzu: „Einer wird geboren mit einem silbernen Löffel im Maul, der Andere mit einem hölzernen Kochlöffel! Was will ich aber machen? Gott sei gelobt, ich bin gesund und liebe die Freiheit und Altengland für immer! Ja Freiheit und Altengland für immer! Hurrah!"

Heinrich Schmidt's Neigung für das Theater meldete sich von neuem mit verstärkter Gewalt, als er von Jena nach Weimar zurückgekehrt war. Sein Entschluß, sich dem Theater zu widmen, stand nun bei ihm fest. Der Verfasser erzählt, wie seine Liebhaberei für das Theater früher genährt wurde. Weimar war ja ganz in die Theateratmosphäre wie eingehüllt. Schmidt selbst hatte schon auf dem Privattheater der Herzogin Amalie, bei dem auch Goethe mitwirkte, als Kind kleine jugendliche Rollen gegeben. Auch sein Lehrer Böttiger hegte eine große Vorliebe für das Theater und zergliederte das Iffland'sche Gastspiel in Recensionen, welche er später unter dem Titel „Entwickelung des Iffland'schen Spiels bei dessen Gastdarstellungen in Weimar" zusammenfaßte und herausgab. Es waren dem Analytiker dabei mancherlei Menschlichkeiten widerfahren. Alles, auch das Kleinste sollte bei Iffland berechnet sein, sogar ein nicht zugeknöpfter Ueberrock, den Iffland im „Spieler" trug. Dies war aber reiner Zufall. Iffland war aus einer Gesellschaft etwas spät ins Theater gekommen, hatte hier den bei dem Requisiteur bestellten halbmilitärischen Ueberrock zwar vorgefunden, aber als er ihn angezogen, fand es sich leider, daß dieser Rock zu eng war, als daß er ihn zuknöpfen konnte. Doch die Zeit drängte, und da die Ouverture schon begonnen hatte, mußte er zu seinem großen Verdrusse damit hinaus in die Scene. Aehnlich erging es Böttiger mit Schröder. Er sah dessen Lear in Hamburg und fühlte sich, wie auch das Publicum, namentlich von einer Pause ergriffen, die Schröder da anbrachte, wo Lear den Fluch über seine Töchter ausspricht. Nach der Vorstellung sagte er dem Künstler über diese sinnreiche Pause sehr ansehnliche Schmeicheleien und suchte sie psychologisch aus der Situation zu erklären. „Wissen Sie", erwiderte Schröder, „wodurch diese Pause entstand und was ich während derselben that? An der Stelle, wo die Pause entstand, nahm ich wahr, daß in der Coulisse eben eine von den Talgkerzen

umgefallen war und die Leinwand schon ergriffen und in Flammen gesetzt hatte. Ich rief also als Regisseur und Director meinem Theatermeister, der nichts davon wahrnahm, in der Pause zu: «Esel! siehst du denn nicht da oben die umgefallene Kerze?»"

Im Uebrigen dürfte es wol nicht ohne Interesse sein, über die damalige so große Wirkung der Iffland'schen hausväterlichen Dramen das Urtheil eines Zeitgenossen wie Schmidt zu vernehmen. Der Verfasser schreibt:

Die Iffland'schen Stücke wurden damals der moralischen Grundsätze und Tendenz wegen, die sie enthielten, von Aeltern und Lehrern empfohlen und in Ehren gehalten. Gewiß ist auch, daß ich wenigstens mir selbst nirgends anderswo das heilige Versprechen inniger gab, meinen Aeltern einmal Freude zu machen, als während der Vorstellung eines solchen Stücks. Die Wirkung war eine ganz andere als die keines jetzigen Schauspiels. Es war eine doppelte; denn außer dem Antheil des Vergnügens an den gut durchgeführten Charakteren wurde immer noch ein anderes, tieferes Gefühl in Anspruch genommen, das mit einer gewissen Hochachtung und Feierlichkeit verbunden war, und so wirkten damals die Iffland'schen Stücke bei ihrem Erscheinen wie keine andern nach ihnen. Das sollte man immer mit in die Wagschale legen, wenn man jetzt über sie so leicht aburtheilt.

Als Schmidt Student in Jena war, waren es namentlich die Aufführungen der neuesten Tragödien Schiller's, welche seine Sympathien für die Bühne wach hielten und lebhafter entzündeten. Die jenenser Burschen pilgerten zu diesen Vorstellungen in Ermangelung hinlänglicher Pferde und Wagen in Scharen zu Fuß nach Weimar. Seine Begeisterung für Schiller brachte den jungen Mann mit diesem in Berührung und verschaffte ihm eine Einladung zu der ersten Vorlesung der „Jungfrau von Orleans" in Schiller's Wohnung. Der Eindruck war, wie Schmidt versichert, kein sehr günstiger. Schiller las drei Stunden lang bis zum Schluß der Scene der Jungfrau mit dem Schwarzen Ritter und foderte dann die Gesellschaft auf, das Abendbrot einzunehmen, das in einem Nebenzimmer bereit stand. Der Dichter schien etwas verlegen über die stille Aufnahme des bereits Gelesenen und suchte namentlich die Erscheinung des Schwarzen Ritters, welche die Zuhörer besonders frappirt hatte, in nicht sehr glücklicher Weise zu erklären und zu motiviren. „Die Vorlesung", erzählt Schmidt weiter, „begann nun ungefähr nach einer Stunde wieder und dauerte unausgesetzt bis spät in die Nacht hinein, wo von einer eigentlichen Wirkung wenig mehr die Rede sein konnte, zumal da auch der in Fülle genossene Wein bei Vielen seine narkotische Wirkung nicht verfehlte." Einen großen Antheil an dieser kühlen Aufnahme hatte nun freilich die wenig ansprechende Vortragsmanier des Dichters, namentlich seine schwäbische Aussprache, die er damals noch nicht überwunden hatte.

Die Belletristik und die Vorliebe für das Theater drang immer mehr auch in die Universitätskreise ein. Schmidt erzählt:

Neue Uebersetzungen des Shakspeare, „Genoveva" von Ludwig Tieck, das „Athenäum" u. s. w. erschienen. Ueberhaupt wurde der Blick weit mehr auf die Künste hingelenkt, über deren Wesen und Elemente sich auch die Resultate philosophischer Forschungen immer mehr verbreiteten. Dies blieb natürlich nicht ohne großen Einfluß auf die studirende Jugend. Ueberall bildeten sich Gesellschaften und Kränzchen unter den Studenten, wo die neuesten Erscheinungen in der Literatur: die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", Tieck's romantische Dichtungen, Schleiermacher's „Reden über die Religion", die „Phantasien über die Kunst", das „Athenäum" u. s. w., vorgelesen wurden, um dann darüber gegenseitige Ideen und Ansichten auszutauschen. Ich wohnte einem solchen Kränzchen bei, das im Haus des Professors Mereau von 10—12 Uhr in der Nacht abgehalten wurde und viele jugendliche Enthusiasten für die Kunst versammelte, unter denen ich nicht der letzte war. Natürlich, daß die liebe Brotwissenschaft immer mehr dadurch an ihrem Reiz verlor und vor den höhern Potenzen zurücktreten mußte, dagegen aber die Schauspielkunst umsomehr jene ihr durch meine Vorliebe schon früher eingeräumten Rechte wieder geltend machte.

Wie schon bemerkt, reifte nach seiner Rückkehr nach Weimar der Entschluß in Heinrich Schmidt, sich ganz dem Theater zu widmen. Die Zeit der Studentenspäße und studentischen Schaustellungen war vorüber, und die Jurisprudenz, mit der nun nicht mehr zu scherzen war, wenn er sich in ein ernsteres Verhältniß mit ihr niederlassen wollte, machte ihm ein gar zu trockenes Gesicht. Er wandte sich zu seinem Zweck an Schiller, der aber die Sache nicht auf sich allein nehmen wollte und darüber mit Goethe zu sprechen verhieß. Der Verfasser erzählt:

Mit Goethe! Wie sehr ergriff mich diese Aussicht! War nicht Goethe mein höchstes Ideal, dessen Schriften mir von frühester Jugend an den höchsten Genuß gewährt hatten! Oft hatte ich die heißesten Thränen dabei vergossen und wußte mir selbst nicht zu erklären, warum. Mit hochklopfendem Herzen sah ich also dem weitern Erfolg entgegen. Bald darauf erhielt ich auch wirklich eine Einladung, zu Schiller zu kommen. Es war eines Sonntags Nachmittags um 5 Uhr. Auch Goethe kam. Ich las Einiges vor, einen Monolog und einige Scenen aus „Leben und Tod König Johann's" von Shakspeare. Goethe sprach sich dann weitläufig und, was noch mehr, mit augenscheinlicher innerer Anregung über den Schritt aus, sich dem Theater zu widmen, und wandte das Ausgesprochene auf mich an. Wenn er auch, meinte er, hier Verständniß des Dichters, entsprechende Aeußerlichkeit, gutes Organ zugeben wolle, so könne er doch zwei Besorgnisse nicht umgehen, nämlich daß mich, wenn ich jetzt so unvorbereitet in die Welt träte, das Leben selbst in seine magischen Kreise und somit von der Neigung und Liebe zum nachgespiegelten hinwegziehen würde, und doch würde ich der Nachhülfe dieser Neigung und Liebe noch sehr bedürfen, um auf dem Wege zum Ziele zu beharren, da er mir dadurch sehr erschwert werden würde, daß mir Nachahmungstrieb und Nachahmungsgabe, worauf jetzt noch die Schauspielkunst hauptsächlich mitbegründet sei, gänzlich abzugehen scheine. Er verbreitete sich noch umständlicher darüber und verließ uns hierauf, um zu den Frauen, wie er sagte, in das anstoßende Zimmer hinüber zu gehen. Während dessen war der höchst liebens- und verehrungswürdige Schiller treulich und angelegentlich bemüht, mir noch näher zu erklären, was Goethe gemeint und geäußert hatte, doch ohne sich irgendeinen Zusatz zu erlauben. Er bezeigte dabei so viel gutmüthigen Antheil, daß ich davon innigst gerührt wurde.

Als Goethe zurückgekommen, ertheilte er mir für den Fall, daß ich nun noch bei meinem Vorsatz beharren wollte, die höchst willkommene Erlaubniß, zwei mal die Woche zu ihm zu kommen und mit ihm eine auswendig gelernte Rolle durchzugehen. War ich nun, als ich am Abend Schiller verließ, von den einzigen, für mich so höchst wichtigen Erfahrungen dieses Tages

wie berauscht, so sollte es der glückliche Zufall fügen, daß ich den Abend noch bei unserm Herder speiste, wo ich natürlich der Ereignisse des heutigen Tages und besonders der Aussprüche Goethe's und der Art seiner Mittheilung, die ich echt poetisch nannte, mit Begeisterung erwähnte. Herder erwiderte lächelnd: wiewol es vermuthlich nicht so echt poetisch ausfallen möchte, so wolle er mir doch seine Meinung auch mittheilen, wobei er zugleich äußerte, daß er freilich nicht die mindeste Anmuthung und das geringste Talent zur Schauspielkunst, wol eher eine directe Opposition seiner innern Natur gegen das Geschäft des Schauspielers in sich verspüre. Daher konne auch nur ein entschiedener Beruf dazu bei ihm den Schritt auf das Theater rechtfertigen, wobei er mich ermahnte, hierüber ernstlich mit mir zurathe zu gehen und mich wohl zu prüfen, selbst aber dann, wenn ich den Schritt schon gethan hätte und in der Folge finden sollte, daß ich mich in meinen Hoffnungen getäuscht habe, lieber von der eingeschlagenen Bahn sogleich wieder umzukehren, als eigenwillig darauf zu beharren.

Der junge Mann erhielt nun Erlaubniß, zwei mal in der Woche zu Goethe zu kommen, um von ihm gewissermaßen in den Vorbegriffen der Schauspielkunst unterrichtet zu werden, was gewöhnlich in seinem Studirzimmer geschah, worauf auch wol im Garten auf- und abgegangen wurde. Auch war es Goethe, durch dessen Vermittelung Schmidt wenig später als angehender Schauspieler zum wiener Hoftheater kam. Indeß zeigte sich bald, daß Goethe mit seinen besorglichen Aeußerungen und Herder mit seinen Warnungen nur zu sehr Recht gehabt hatten. Heinrich Schmidt gab nach anderthalb Jahren sein Verhältniß zur wiener Hofbühne und damit auch seine Laufbahn als praktischer Schauspieler für immer auf. Dafür ward er jetzt Vorsteher des fürstlich Esterházy'schen Theaters in Eisenstadt und Secretär des Fürsten im Kunstfach, in welcher Eigenschaft er auch die Kunst- und Musikaliensammlung des Fürsten unter seiner Aufsicht hatte. Als später Fürst Esterházy zum Präses der wiener Theater erwählt worden war, reiste Schmidt, bald nach der Katastrophe von Jena, nach Berlin, um dort Engagements für die wiener Theater einzuleiten und abzuschließen. Auf der Rückreise über Weimar, wo er sich sechs Tage aufhielt, besuchte er auch seinen Gönner Goethe und kam mit diesem auf gewisse Aenderungen zu sprechen, welche Schiller mit dem „Egmont" für die Aufführung in Weimar vorgenommen hatte. Goethe bemerkte bei dieser Gelegenheit wörtlich: „Ja, ich erinnere mich, daß es damals so arrangirt war und zwar von Schiller selbst. In Schiller'sche Stücke hätte es auch wol gepaßt, allein das ist mein Genre nicht." In Dresden leitete Schmidt das Engagement Ochsenheimer's wie der Frau Vohs für Wien ein, und 1808 kam Iffland wirklich auf Gastrollen nach Wien, wo er, wie in Presburg, enthusiastische Aufnahme fand. Was Iffland vor den meisten seiner Collegen auszeichnete, war seine patriotische, antifranzösische Gesinnung, die er auch schon in Berlin, unmittelbar unter den Augen der französischen Machthaber, niemals verleugnet hatte. So hielt er auch in Presburg, als er, namentlich auch von den Mitgliedern des gerade versammelten ungarischen Landtags, stürmisch herausgerufen wurde, eine Anrede politischen Inhalts an das Publicum, deren Bedenklichkeit von dem Fürsten Esterházy sofort bemerkt wurde. Als nun Iffland nach Berlin zurückgekehrt war, hatte ihn Davoust gleich nach seiner Ankunft zu sich bescheiden lassen und zu ihm gesagt: „Sie haben sich unterfangen, in Presburg politische Anreden zu halten. Sehen Sie, dort" — indem er ihn an einem Knopf am Rocke faßte, an das Fenster zog und ihm die breiten Steine auf der Straße zeigte — „könnt' ich und sollt' ich Sie vielleicht gleich bestrafen lassen; doch will ich's diesmal noch für einen Theatercoup ansehen, rathe Ihnen aber wohlmeinend, ein anderesmal klüger zu handeln." Es beweist dieser Vorfall zugleich, wie weitverbreitet und wohlorganisirt das französische Spionirsystem in jener düstern Zeit war und wie sich die Satrapen Napoleon's nichts entgehen ließen und sofort mit Rüge, Strafandrohung oder Strafe selbst bei der Hand waren. Und doch gibt es jetzt Tausende in Deutschland, Tausende, die sogar das Wort „Freiheit" und „Demokratie" im Munde führen, welche diese Zustände schon längst vergessen haben, über die Unabhängigkeitskriege spotten und fast bedauern, daß Deutschland nicht in den Händen der französischen Generale und Militärpräfecten geblieben ist! Patriotismus und Anhänglichkeit an seinen König hielten Iffland auch ab, das ihm unter den glänzendsten Bedingungen (30,000 Fl. W. W., freie Equipage, Befreiung von den Mauthabgaben für fremde Weine — bei Iffland eine starke Rubrik) angebotene Engagement in Wien anzunehmen. Was des Verfassers spätere eigene Schicksale betrifft, so möge nur noch erwähnt sein, daß er 18 Jahre lang mit bestem Erfolg die Direction des Theaters zu Brünn führte, deren pecuniäre Ergebnisse, wie wir annehmen dürfen, ihm ein ruhiges und glückliches Alter gesichert haben.

Auch diese letzten Partien des Buchs sind reich an Unterhaltungsstoff und Denjenigen, welche Liebhaber von literarischen und namentlich Theateranekdoten sind, zur Lectüre bestens zu empfehlen. Sie sind zugleich charakteristisch für eine Periode, wo trotz der ungeheuersten Katastrophen, welche ganze Reiche im Nu auseinander sprengten, hier Kronen in Stücke warfen, dort neue zusammenschweißten, doch das Theaterinteresse fast wie eine heilige Nationalangelegenheit gepflegt wurde. Wir verweisen hier den Leser, da wir das Buch nicht plündern und vollständig excerpiren möchten, auf die Anekdoten von dem Hanswurst Weiskern und dem Komiker Weidmann, von den Castraten Marchesi und Crescentini, auf die zahlreichen und interessanten Mittheilungen über Iffland und die berühmte Schauspielerin Bethmann, über Zacharias Werner, über den Besuch Iffland's bei dem greisen, kindlich frommen Haydn, über den Componisten Himmel, über die Aufführung des Lustspiels „Ponce de Leon" von Clemens Brentano auf der wiener Hofbühne, welches jedoch schon nach dem dritten Acte unter allgemeinem Gelächter, in das die Darstellenden schließlich miteinstimmten, zu Grabe getragen wurde. Auch die mitgetheilten Briefe von Goethe, Zacharias Werner und Iffland haben als Reliquien Werth und sind zum Theil

recht charakteristisch. Iffland schreibt im April 1809 an Schmidt: „Der Erfolg der «Söhne des Thals» macht, daß ich meine Hände im Gebet ringe und vor Gott aufgelöst mich niederwerfe." Welcher Theaterdirector würde jetzt in diesem Tone schreiben! Warmer Enthusiasmus für bedeutende Menschen, wie er bei der gegenwärtigen Generation kaum noch zu finden, Unmittelbarkeit und Naivetät der Empfindung und Simplicität der Erzählung machen das Buch doppelt anziehend. Seinen eigenen Geist will der Verfasser vor seinen Lesern nicht leuchten lassen; er erzählt einfach und ohne Prunk, was er sah und erlebte, ohne sich mit seiner eigenen Person ungebührlich vorzudrängen. Einigen wenigen Irrungen und Gedächtnißfehlern, die übrigens nicht von großer Bedeutung sind, meinen wir begegnet zu sein; wir halten es z. B. für unmöglich, daß Iffland zur Belohnung für seine Verdienste um das Theater und für seinen beharrlichen Patriotismus den Schwarzen Adlerorden erhalten haben könne; es kann höchstens der Rothe Adlerorden und wol nicht einmal erster Classe gewesen sein.

Von einem ganz eigenthümlichen Interesse sind die „Freundschaftlichen Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer", indem sie, wie mit Recht im Vorwort bemerkt ist, einen Einblick in Goethe's Haus und Familie eröffnen. Wenn man aus den Briefen Goethe's an Nikolaus Meyer schon solche Einblicke gewinnt, so werden sie in den Briefen seiner Frau noch häufiger. Wir müssen nun freilich bemerken, daß diese Briefe nur sehr wenig enthalten, was dem eigentlichen Literarhistoriker von Werth und Bedeutung wäre und von ihm für seine speciellen Zwecke nutzbar gemacht werden könnte. Dagegen enthalten sie manches Material, welches dem künftigen Verfasser einer erschöpfenden Biographie Goethe's, der ihn bis in seine Negligésituationen und in Weinkeller und Speisekammer verfolgt, von Nutzen sein wird. Was nun Nikolaus Meyer betrifft, aus dessen Nachlasse diese Briefe herrühren, so war er der eigentliche Hausfreund der Goethe'schen Familie und besonders der Frau von Goethe, gewissermaßen ihr Spediteur und Lieferant, indem er das Goethe'sche Haus von Bremen aus mit allerlei köstlichem Mundvorrath für Küche und Keller, mit gutem altem Portwein und Franzwein, mit Heringen, Seefischen, Austern u. s. w. versorgte, wofür ihm Goethe in seinen Briefen vielmals seinen Dank abstattet. Der Briefwechsel fällt zu einem großen Theile in die Zeit, wo Goethe mit seiner Christiane noch in einem andern Verhältnisse als dem ehelichen stand; er beginnt mit dem Jahre 1801 und reicht bis in das Jahr 1831. Die Briefe Goethe's an Nikolaus Meyer sind größtentheils dictirt und nur von Goethe unterzeichnet, doch meist am Schlusse mit ein paar Worten von seiner eigenen Hand versehen. Nikolaus Meyer hat aber nicht nur als Goethe's Hausfreund Interesse für uns, er war auch als Gelehrter und Schriftsteller nicht ohne Bedeutung, und es wird im Vorworte mit Recht bemerkt, man müsse es unbegreiflich finden, „daß weder von Goethe selbst in seinen Werken und gedruckten Briefen, noch von dessen Freunden irgendwo eines Mannes Erwähnung geschieht, der so viele Jahre lang in vertrautem Verhältnisse zu dem Dichterfürsten gestanden hat".

Nikolaus Meyer war der Sohn des bremer Senators Heinrich Hermann Meyer und 1775 geboren. Er studirte in Kiel und Jena Medicin und benutzte in letzterer Stadt jede freie Zeit, um Goethe in Weimar zu besuchen, der dem liebenswürdigen, von wärmster Begeisterung für den Dichter durchdrungenen jungen Manne sein Wohlwollen schenkte und jederzeit väterlichen Empfang in seinem Hause gewährte. Den größten Theil des Winters 1799—1800 brachte Nikolaus Meyer im Goethe'schen Hause zu und benutzte dessen naturhistorische Sammlungen zu einer später von den Naturforschern mit Beifall aufgenommenen Dissertation „Prodromus anatomiae murium". Die Präparation der Mäuse geschah „zum Entsetzen der kleinen Vulpius" auf dem Küchenherde. Selbst Blumenbach gedenkt Meyer's, indem er ihm die Entdeckung und erste Beschreibung des neuen Knochens os transversum (Meyeri) zuschreibt. Uebrigens liefern uns diese Mittheilungen einen neuen Beweis von der unermüdlichen Thätigkeit Goethe's auch in dieser Richtung, und wie er keine Gelegenheit unbenutzt ließ, sich an der Hand Anderer über naturwissenschaftliche oder, wie hier, streng anatomische Gegenstände zu unterrichten und selbst vor der wenig appetitlichen Operation des Zerlegens von Mäusen am eigenen Küchenherde nicht zurückzuschrecken. Ein solcher Zug, so unscheinbar er auch aussieht, erschließt einen tiefen Blick in das anstaunenswürdige Wesen dieses so reichbegabten, nach Erkenntniß der Schöpfung in allen Richtungen unermüdlich, ja unersättlich strebenden Geistes.

Im Jahre 1806 verheirathete sich Meyer mit seiner noch lebenden Gattin Sophie Doris Elise und verweilte, als seine Hochzeitsreise ihn über Weimar führte, mit seiner jungen Frau acht Tage im Hause Goethe's, der ihm bei dieser Gelegenheit manche Zeichen seines besondern Wohlwollens gab. Meyer's glückliche Ehe war mit acht Kindern gesegnet, von denen jedoch nur drei ihn überlebten. Besondere Aufmerksamkeit widmete Goethe dem einen Sohne Meyer's, Karl Victor, dessen Geist und Jugendschönheit ihn in gleicher Weise anzogen und dessen Porträt er für seine Sammlung zeichnen ließ. Goethe hatte ihn zur Erlernung der edeln Bildhauerkunst an Rauch empfohlen und bei Zelter eingeführt, und der dankbare, auch mit poetischem Talent begabte Jüngling sandte bald eine Goethebüste, die als gelungene Arbeit auch Rauch's Beifall gefunden hatte, an seinen väterlichen Freund nach Weimar ein. Nikolaus Meyer beabsichtigte sich ganz in Weimar niederzulassen, er hatte bereits ein Haus, Goethe gegenüber, angekauft und war vom Herzog Karl August zum Rath ernannt worden. Aber infolge von mancherlei politischen und Kriegsereignissen unterblieb diese Uebersiedelung, und Meyer wählte nun Minden zum Aufenthaltsorte, wo er reich-

liche medicinische Praxis fand, eine Anzahl Wohlthätigkeitsanstalten stiftete oder pflegte, Mitstifter der Westfälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur und zugleich Conservator des Museums wurde, dessen naturhistorische und antiquarische Sammlungen ihm bedeutende Geschenke zu danken haben. Auch bethätigte sich Meyer durch schriftstellerisches Wirken, redigirte 36 Jahre lang das mindener „Sonntagsblatt", lieferte im Winter 1813—14, den er in Bremen zubrachte, politische Arbeiten für die „Bremer Zeitung", verfaßte mehre medicinische Schriften, gab ein niederdeutsches Epos: „Henninк der Hahn", in freier poetischer Uebertragung, altdeutsche Dichtungen, einen psychologischen Roman, Gedichte aus der Zeit des Befreiungskriegs: „Bardale", und noch vier verschiedene Bände Gedichte heraus und hinterließ außerdem ein Epos, eine Thierfabel, im Manuscript. Sein letzter Besuch bei Goethe fällt in das Jahr 1828. Meyer starb als Medicinalrath und mit dem Titel eines Geheimraths am 24. Februar 1855 zu Minden.

In dem Vorworte ist bemerkt, daß Goethe seinem jüngern Freunde beim Austausch ästhetischer Producte ein Gedicht gewidmet habe, welches „eine neue Perle in der Krone des Dichterfürsten, hier zum ersten male erscheint". Es ist hiermit wol ohne Zweifel das S. 62 abgedruckte Gedicht „Der neugeborene Eros" gemeint, welches Goethe 1830 an den Regierungsrath richtete, nachdem derselbe eine Reihenfolge seiner Gedichte in dem Taschenbuche „Eros" veröffentlicht hatte. Es findet sich darin folgende Strophe:

Zürnen kann Apoll mit nichten,
Denn auf dieser Erdenflur
Muß man lieben, um zu dichten —
Wie er selbst es einst erfuhr.

Von Interesse ist auch die Art, wie Goethe am 20. October 1806 seinem Freunde seine Trauung mit Christiane Vulpius „notificirt". Die Worte lauten:

Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntage nach Trinitatis den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportabeln Victualien Manches zukommen zu lassen.

Auch die kurzen Worte, womit Goethe seinem Freunde über den Tod der beiden ältern talentvollen Söhne Meyer's, die in dem kurzen Zwischenraume von acht Wochen nacheinander starben, sein Beileid bezeugte, verdienen wegen ihrer Kürze hier mitgetheilt zu werden:

Es bedarf nur weniger Worte, solchen Aeltern, solchen Freunden mein innigstes Beileid zu bezeugen. Nur der Schmerz versteht die Schmerzen. Hierbei ein Theil des Gewünschten! Nächstens mehr. Weimar, den 22. März 1831.

Es ist dies zugleich der letzte der hier abgedruckten Briefe Goethe's an Meyer.

Was die Briefe von Christiane Vulpius betrifft, so sind mehre von ihr selbst geschrieben, die andern theils von ihrem Bruder, theils von Goethe's Schreiber L. Geist oder von Riemer geschrieben, doch von ihr dictirt und unterzeichnet. Zuweilen spricht sie ihre Befürchtung aus, der liebe Freund werde ihre Briefe nicht lesen können, „und in der That (wie es im Vorwort heißt) läßt sich ein Einfluß von Klopstock'scher Sprach- und Schreibreinigung so wenig wie in vielen andern Schriftstücken der damaligen Zeit erkennen". Literarische Gegenstände werden in diesen Briefen begreiflicherweise nicht abgehandelt, aber wol Theater-, Redouten-, Küche-, Keller- und Hausangelegenheiten mannichfaltigster Art. Aus Lauchstädt schreibt sie im Jahre 1802:

Das Theater ist hier sehr schön geworden, es können tausend Menschen zusehen — im ersten Stück, das mit einem kleinen Vorspiel vom Geh. Rath anfing, betitelt „Was wir bringen", waren 800 Menschen — wir waren auf dem Balkon in einer sehr schönen Loge, und wie das Vorspiel zu Ende war, so riefen die Studenten: „Es lebe der größte Meister der Kunst, Goethe!" Er hatte sich hinten hingesetzt, aber ich stand auf, und er mußte vor, um sich zu bedanken. Nach der Komödie war Illumination und dem Geh. Rath sein Bild und Namen illuminirt.

Der Charakter ungetrübter Heiterkeit herrscht in diesen Briefen vor; nur einige male wird dieser Ton durch kummervolle Theilnahme bei den verschiedenen Krankheiten Goethe's unterbrochen. Sie schreibt einmal:

Mit dem Geh. Rath geht es wieder leidlich, aber ich fürchte, daß dies nur Flickwerk ist. O Gott, wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich so ganz allein stehen könnte, das verdirbt mir manche frohe Stunde.... Denken Sie sich also mich, die ich außer Ihnen und dem Geh. Rath keinen Freund auf dieser Welt habe.

Der Verfasser des Vorworts bemüht sich, diese vielgeschmähte Frau in ein günstigeres Licht zu stellen; er beruft sich darauf, wie Goethe, von erschöpfenden Arbeiten ausruhend, ihre muntere, ungenirte Unterhaltung der geistig aufregenden der sogenannten genialen Weiber vorgezogen habe, wie er einmal von seinem häuslichen Glück spreche und daß er diesem Verhältnisse, „das ihn auf die lieblichste Weise zu erquicken wisse, Muth und Stimmung zu den schönsten poetischen Schöpfungen verdanke", wie er, nach A. von Sternberg's Mittheilung, an ihrem Sterbelager niederknieend verzweiflungsvoll ausgerufen habe: „Du wirst mich nicht verlassen! Nein, nein, du darfst mich nicht verlassen!", wie er sowol in Briefen an Zelter als an Luise Seidler sich über die Größe seines Verlustes ausgesprochen und seiner Christiane auch ein Denkmal in Versen gestiftet habe. Der Vorredner schildert sie ausführlicher:

Sie war eine kleine blühende, volle Blondine mit hübschen Augen und dem Talent begabt, alles Störende von dem vielbeschäftigten, zu Zeiten von Krampfanfällen heimgesuchten, leicht reizbaren Freunde entfernt zu halten; dabei eine ausgezeichnete Wirthschafterin und Pflegerin, welche die Bedürfnisse und Gewohnheiten Goethe's kannte wie Niemand, die ohne Ansprüche stets innerhalb der ihr angewiesenen Grenzen verblieb und endlich mit Dankbarkeit die Ehre erkannte, die Gattin eines großen Mannes zu sein.

So bemerkt auch Schloenbach in seinen „Zwölf Frauenbildern", die wir schon im ersten Artikel besprochen haben:

Es spricht wol sehr für die Geschmähte, daß die herrliche Frau Rath sie stets sehr gern hatte und respectirte; sie nannte sie in vielfacher Correspondenz ihre liebe, liebe Tochter und

verstand ganz praktisch sicher, daß gerade diese Natur durchaus für ihren Sohn passe!

Man muß der Unparteilichkeit wegen auch auf solche Stimmen hören und nicht vergessen, daß der Klatsch, der ja in Deutschland nirgends fehlt, in den weimarischen Kreisen besonders lebhaft war und sich mit großem Eifer an eine Person heftete, die das Verbrechen begangen hatte, das Wohlgefallen des „Dichterfürsten" zu erregen und es nicht zu verschmähen. Hierzu kam der allerdings die Ironie und den Spott herausfodernde Umstand, daß der größte deutsche Dichter schließlich mit einem der verrufensten Romanfabrikanten verschwägert wurde. Die Höchstgebildeten in Weimar respectirten übrigens das Verhältniß, wie auch aus den Briefen der Frau von Schiller an Knebel hervorgeht, in denen mehrmals von Frau von Goethe die Rede ist, ohne daß ein sittliches Verwerfungsurtheil dabei auch nur angedeutet würde. Diese Höchstgebildeten wußten ja auch wol das Opfer zu würdigen, das Goethe, seinen Grundsätzen gemäß, zuletzt gebracht hatte. Einer der charaktervollsten Franzosen, Béranger, lebte ebenfalls längere Jahre mit seiner Lisette, ehe er sich mit ihr trauen ließ, in demselben Verhältniß wie Goethe mit seiner Christiane, und er machte auf Verhältnisse dieser Art ein paar Reimzeilen, die sich im Deutschen etwa so wiedergeben lassen:

Nun schüttete in seiner Liebe Wein
Dies Paar geweihtes Wasser noch hinein.

Solche Verhältnisse werden freilich, trotz im Ganzen zunehmender laxer Moral, niemals Norm und Regel werden, noch vor dem Richterstuhl höherer gesellschaftlicher Moral bestehen können; aber es kann Ausnahmsfälle geben, bei deren Beurtheilung Andere, die das Warum und Wie nicht kennen und keinen Einblick in Entstehen und Werden haben, wenigstens mit aller Vorsicht zuwerke gehen sollten, und diese Vorsicht ist man namentlich einem Manne wie Goethe schuldig, wenn überhaupt noch von Pietät für ihn die Rede sein soll. Es gibt allerdings aus rohester Selbstsucht oder Niederträchtigkeit hervorgehende bewußt unsittliche Handlungen, die, insofern sie dem Gemeinbesten schaden, unbedingt vor das Forum der öffentlichen Meinung gehören; aber im Ganzen werden wir, wenn auch mit einigen Verklausulirungen, Goethe Recht geben, wenn er selbst einmal sagt:

Das Publicum ist im Ganzen nicht fähig, irgendein Talent zu beurtheilen; denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht; durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen. Aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu gibt Jedem sein eigenes Gewissen den Maßstab, und Jeder findet es behaglich, diesen an Andere anzulegen. Deswegen greifen besonders Literatoren die sittlichen Mängel ihrer Gegner an. Aber Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Nur als Mann von Kraft, Geist, Thätigkeit und Talent gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten.

Vergessen wir nicht, daß der Begriff der Sittlichkeit unter den verschiedenen Völkern und unter den Menschen überhaupt ein ebenso schwankender und vielfarbiger ist als der Begriff der Schönheit. Der Heide, der Inder hält oft für sittlich, was der Christ, der Europäer als unsittlich verwirft, und umgekehrt. Das Sittengesetz wechselt je nach den Zeiten und Localitäten. Ein alter Grieche konnte der nackten Schönheit huldigen und dabei doch für einen durchaus sittlichen Menschen gelten; der moderne Christ verwirft alles Nackte als sündliches Teufelswerk. Bei den alten Römern schloß der Begriff eines sittlichen Menschen den Begriff der specifisch römischen Vaterlandsliebe nothwendig mit ein, während man in unsern Tagen leider für einen vollkommen sittlichen Menschen gelten kann, ohne auch nur eine Spur von Vaterlandsliebe zu besitzen. Ebenso haben die verschiedenen Stände ihren eigenen Sittencodex, mit dessen Paragraphen es sich Viele äußerst bequem machen. Dem Einen gilt schon als ein vollkommen sittlicher Mensch Der, welcher das dritte Gebot hält und sich außerdem nicht gegen das fünfte, sechste und siebente Gebot vergangen hat, während der Andere den Begriff der Sittlichkeit weit über die Sphäre der Zehn Gebote ausdehnt oder ihn ganz außerhalb derselben verlegt. Die moderne bürgerliche Moral begnügt sich im Allgemeinen, schon Denjenigen für einen sittlichen Menschen gelten zu lassen, der in redlicher Weise oder wenigstens nicht in einer Weise, welche ihn mit den Gesetzen in Conflict bringt, verdient und erwirbt und seine Finanzen und Rechnungsbücher in Ordnung hält, wonach freilich Schiller und andere große Männer, welche zuweilen genöthigt waren, Schulden zu machen, ohne sie bezahlen zu können, in gewissen Momenten ihres Lebens als unsittlich anzusehen sein würden. Luther, der den Protestanten als ein „Mann Gottes" gilt, wird von den Erzfeinden der evangelischen Kirche als ein Ausbund von Sittenlosigkeit angesehen, weil er eine Nonne entführte und freite. In der Kritik ist es jetzt erlaubt, im Sinne dieser Tendenzmoral einen sehr sittlichen Ton anzuschlagen und dabei doch sehr inhuman zu verfahren und Andere vom einseitigsten individuellen Partei- oder Cliquenstandpunkt aufs liebloseste und impertinenteste von oben herab zu verdammen. Als ob Sittlichkeit ohne Humanität und Billigkeit nicht ein Widerspruch in sich selbst wäre! Dieser fanatische rigoristische Ton ist namentlich durch Wolfgang Menzel in die Kritik eingeführt worden, in dessen Methode noch so Manche befangen sind, die sonst nichts mit ihm gemein haben wollen. Und Wolfgang Menzel war wenigstens consequent, indem er jetzt in der Kritik das Amt eines theologischen Sittenrichters und Inquisitors verwaltet. Wunderlich aber bleibt es, daß, während man einem Geistlichen es sehr verargen würde, wenn er dieses oder jenes bestimmte Individuum von der Kanzel herab als einen unsittlichen Menschen denunciren wollte, doch dieser oder jener Kritiker dies ungescheut thun darf, und zwar vor einem größern Publicum und auf einer Stätte größerer Oeffentlichkeit, als das auf der Kanzel gesprochene Wort umfaßt.

Dem Herausgeber der „Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner", Oskar Schade,

sind wir namentlich dankbar für die treffliche Einleitung, die unter Anderm einen schätzenswerthen Beitrag zu einer künftigen Biographie und Charakteristik Karl August's enthält, eines Fürsten, dem wir kaum einen andern zur Seite zu stellen wüßten. Karl August war der trefflichste Regent, weil er zugleich der trefflichste Mensch war. Darum galt ihm auch bei der Abschätzung der Männer, die er im Dienste und zum Ruhme seines Ländchens verwendete, nur ihr innerer Werth, ihre geistige und menschliche Tüchtigkeit. Das bloße doctrinäre Gelehrtenthum war ihm zuwider. Er stieß sich nicht an das gewöhnliche Gerede, daß ein Dichter auch nothwendig ein unpraktischer, unbehülflicher Mensch sein müsse, sondern er wählte sich den genialsten Dichter seiner Nation und Zeit zu seinem persönlichen Freund und Berather, und er und sein Ländchen sind dabei gut gefahren. Es kümmerte ihn dabei durchaus nicht, ob die Männer, die er berief und anstellte, die vorschriftsmäßigen Certificate und Atteststate von Prüfungscommissionen und andern Behörden aufzuweisen hatten. Den landflüchtigen Schiller, der von Hause aus Mediciner war, stellte er, wie wir ja wissen, ohne weiteres als Professor der Philosophie und Geschichte in Jena an, und den trefflichen Döbereiner berief er ohne Bedenken als Universitätslehrer, obschon Döbereiner niemals wissenschaftlichen Unterricht in der Chemie erhalten, niemals eine Vorlesung über Chemie zu besuchen Gelegenheit gehabt hatte. Wir stoßen freilich in der damaligen Periode, der eigentlichen Humanitätsperiode, noch auf manchen andern Regenten, der es in dieser Hinsicht nicht sehr genau nahm, denn das Unwesen der Reglements, der Befähigungszeugnisse aller Art, der genau abgemessenen Examen in allen Fächern hat erst seitdem so entsetzlich überhand genommen; aber in der freien, unbefangenen, wahrhaft großsinnigen Weise wie Karl August verfuhr selbst damals kein zweiter Regent. Die pedantische Peinlichkeit, womit man jetzt auf die genaueste Erfüllung gewisser vorschriftsmäßiger Formeln hält, beraubt den Staat und die Menschheit von selbst des Dienstes vieler sonst tüchtiger Menschen und Talente, die wohl verwendbar zu machen wären. Dieser Zustand wirkt dann indirect auch wieder auf die Literatur zurück, die bei uns jetzt nicht mehr den freien, großen, rein menschlichen Charakter trägt wie zur Zeit Goethe's, Schiller's, Lessing's und Herder's und wie heutzutage noch zum größten Theil in England und Nordamerika; denn auch in der werdenden Literatur Nordamerikas, das freilich alle Bedingungen einer großartigen Literaturentwickelung in seinem Schoose trägt, fällt uns zuvörderst der durch sie hindurchgehende Zug reinen Menschenthums auf, dessen Eindruck wir uns durch die oft widerwärtigen nordamerikanischen Zeitungsdebatten nicht verkümmern lassen. In den Zeitungen, die meist einem egoistischen Partei- oder Regierungsinteresse ihren Ursprung und ihre Existenz verdanken, darf man ja wol überhaupt die Schildhalter frei menschlicher Entwickelung nicht suchen wollen.

Karl August, um auf diesen wieder zurückzukommen, wollte Menschen von echtem Schrot und Korn, von tiefem, ureigenem Gehalt, um sozusagen von eigener Mache um sich haben. Nach Geburt und Stand fragte er weiter nicht. Er verpflanzte sie in sein Ländchen, ließ sie dann wachsen, wie sie wollten, und störte ihre Entwickelung durch keinerlei Eingriffe, Beschneidungen und Nöthigungen von außen her. Sie in ein wirkliches Dienstverhältniß zu zwängen, daran dachte er nicht. Ihn freute dieses fröhliche Aufschießen und Blühen umher und er athmete den Duft dieser frischen und reichen Vegetation zu seiner Erquickung in sich ein, ohne sich selbst mit dilettantischen Versuchen abzuquälen. Er begriff, daß die Aufgabe großer Herren mehr die sei, productive Talente zu schützen und zu fördern, als selbst diesen Talenten Concurrenz machen zu wollen. Die Jahrhunderte werden sich ihm dafür dankbar beweisen, sein Name wird mit den erlauchten Namen seiner Schützlinge ewig fortleben. Aber dieser ästhetische Glanz, womit er sich umgeben sah, blendete ihn auch nicht und machte ihn seinem Bestreben, für sein Land in aller Weise praktisch zu wirken, in keiner Weise untreu. Diese Seite seiner Regententhätigkeit ist es nun, welche Oskar Schade in der Einleitung hauptsächlich hervorhebt. Das industrielle und landwirthschaftliche Interesse seines kleinen Staats förderte Karl August aufs ausdauerndste, umsichtigste und erfolgreichste, und überall sah er mit eigenen Augen zu, auf deren Schärfe er sich verlassen konnte. Er führte in verschiedenen Theilen seines Landes eine zweckmäßige Wiesenbewässerung ein, nahm den Krapp- und Waidbau auf, stiftete Musterwirthschaften mit Brauereien und Brennereien und wandte nicht mindere Aufmerksamkeit auf die Viehzucht. Um bei der Verwaltung erfahrene Leute zu erzielen, schickte er bei der Kammer Angestellte in die Fremde, um sie von der abtödtenden Bureauluft zu reinigen und ihnen, wie er sich ausdrückte, Leben und Ideen beizubringen. Aus dem Auslande suchte er wieder Capitalisten und Colonisten herbeizuziehen, ohne nach Religion und Confession viel zu fragen, und als er hörte, daß reiche Juden gewisser politischer Verhältnisse wegen von Minorca und Gibraltar nach Deutschland gekommen seien und sich ins Mainzische gewendet hätten, um mit ihren Capitalien Fabriken anzulegen, schrieb er sogleich an Merck, er möge doch versuchen, an die „Kerls" zu kommen, um sie zu bewegen, sich nach Thüringen zu wenden. Ganz besonders zogen ihn die Naturwissenschaften und vor allen die Botanik an; in diesen Studien fand er Trost und Beruhigung in den traurigen Zeiten, die auf die Schlacht von Jena unmittelbar folgten, und mit wahrer Begeisterung spricht er sich in einem Briefe an Knebel über den Nutzen aus, den die Naturwissenschaften auch für die „armen unwissenden" Menschen haben müßten, wenn es gelänge, sie ihnen mehr und mehr zugänglich zu machen. Karl August's von Oskar Schade mitgetheilte Briefe an Döbereiner beweisen, wie beflissen er war, sich über die minutiösesten Dinge in diesem Bereiche zu unterrichten, wie er keine neue physikalische oder chemische Entdeckung unbeachtet ließ und immer darauf sann, sie für sein Ländchen nutzbar zu machen. Von

seinem immer auf Bedeutendes und Centrales gerichteten Sinne zeugt unter Anderm ein Brief an Döbereiner vom Jahre 1824, worin er sich auf Bury de St. Vincent's „Annales générales des sciences physiques" bezieht und dann fortfährt:

Recht bedauerlich ist es mir immer gewesen, daß man in Jena keinen Centralpunkt schaffen konnte, wo eine Zeitschrift hätte entstehen sollen, in der die besten und gebildetsten Köpfe ihre Erfindungen und Erforschungen niederlegten, um dies Licht der Wissenschaft leuchten zu lassen. In gar zu vielerlei Zeitschriften muß man jetzt die besten Sachen suchen und zu vielerlei Schlechtes bezahlen, um hier und da ein gutes Korn zu finden.

Wie verwandt in dieser Richtung Goethe und der Großherzog einander waren, zeigt sich auch in Goethe's meist dictirten Briefen an Döbereiner, welche vom Jahre 1810 bis zum Jahre 1829 reichen. Für die Skizze über Goethe als Freund und Forscher der Natur muß man dem Herausgeber ebenfalls dankbar sein.

Nicht minder für die Lebensskizze Döbereiner's, die meist auf einem dem Herausgeber vorgelegenen handschriftlichen Aufsatze seines Sohnes Franz Döbereiner in Dessau beruht, doch mit Benutzung der Skizze aus Schleiden's Feder: „Zur Erinnerung an Johann Wolfgang Döbereiner" (Jena 1849), und der Denkrede, welche Professor Friedrich August Vogel in der Akademie der Wissenschaften zu München am 27. November 1839 gehalten hat. Wie schon bemerkt, hatte Döbereiner als Chemiker keinen vorgeschriebenen Universitätscursus durchgemacht. Er war ursprünglich gelernter Apotheker, dabei aber stets eifrig darauf bedacht, die Lücken seiner Schulbildung auszufüllen, indem er auch Sprachstudien und zuletzt selbst das Studium der Philosophie betrieb. Eine Apotheke anzulegen oder zu kaufen, dazu fehlten ihm die Mittel. Er errichtete nun eine Art chemischer Fabrik und Landesproductenhandlung in einem baireuthischen Landstädtchen, und dies Geschäft nahm einen so guten Fortgang, daß er seine Zukunft gesichert glaubte und sich 1803 verehelichte. Aber neidische Mitbürger brachten es dahin, daß ihm die Handelsconcession entzogen und sein Local sogar geschlossen wurde. Nach mancherlei Wechselfällen und misglückten Versuchen und Unternehmungen, die ihn aber praktisch übten, wollte es das Glück, daß Karl August für die durch Göttling's Tod an der Universität von Jena erledigte Professur der Chemie einen geeigneten Mann suchte, sich dieserhalb an Gehler wandte und dieser ihm Döbereiner als einen tüchtigen praktischen Chemiker und geraden Charakter vorschlug, aber mit dem Bemerken, daß Döbereiner nicht ein auf dem gewöhnlichen Wege durch Schule und Universität gegangener Mann sei. Doch dem Herzog war der so Empfohlene gerade recht; ihm war es, wie Schade bemerkt, „weniger um einen durch den vorschriftsmäßigen Recrutendienst geschulten, als um einen aus sich heraus und durchs praktische Leben gebildeten Mann zu thun". Döbereiner's und seiner Familie Lage war gerade die trübseligste und allerverzweifeltste, als bei ihm plötzlich ein Brief von Weimar mit der Aufschrift anlangte: „An den Professor Döbereiner", der seine Ernennung zum Professor in Jena enthielt. So kurz und ohne Umschweife handelte Karl August; schon der bloße Briefumschlag enthielt gewissermaßen Döbereiner's Diplom und Ernennung. Nur der Förmlichkeit wegen wurde ihm später noch die Doctorwürde der philosophischen Facultät von Jena verliehen. Das hieß im Sinne Englands und Nordamerikas gehandelt, wo die praktischen Verdienste eines Mannes, nicht seine Schul- und Universitätsatteste das eigentlich Entscheidende sind. Ohne Karl August wäre Döbereiner vielleicht in Jammer und Noth und den kleinlichsten Verhältnissen verkümmert, und die Wissenschaft der Chemie hätte auf manche wichtige Bereicherungen vielleicht noch lange vergebens warten müssen. Der scharfe praktische Blick Karl August's hatte den Mann, der zu seinen Zwecken paßte, sofort herausgefunden. Döbereiner wurde sogleich bei seinem ersten Auftreten als Lehrer mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommen, und über die Schwierigkeiten des Kathedervortrags, an denen so häufig auch die begabtesten Gelehrten scheitern, half ihm sein angeborenes Lehrtalent mit Leichtigkeit hinweg. Der Herausgeber sagt von Döbereiner, wahrscheinlich nach Schleiden's Worten:

Er war ein Genie, aber er war noch mehr als das, er war ein edler, von jeder Selbstsucht, jeder niedrigen Leidenschaft freier Mensch. Liebevoll gegen seine Schüler, die ihn verehrten, freundlich und mittheilend gegen seine Collegen, wohlwollend gegen Jeden, freisinnig in seinen Ansichten ohne Schroffheit, liberal und uneigennützig bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst, von klarem Kopf und warmem Herzen, war Döbereiner recht eigentlich Das, was von Tage zu Tage in unsern engherzigen Tagen seltener wird: ein wahrhaft nobler Charakter.

Von seiner außerordentlichen Uneigennützigkeit führt der Herausgeber mehre Beispiele an. Als er z. B. durch eine Erfindung, welche Berzelius als die brillanteste ihrer Zeit bezeichnete, auf die Construction neuer Zündmaschinen geführt wurde, machte man ihm von England aus für die alleinige Mittheilung seiner Erfindung die verlockendsten Anerbietungen, deren Annahme ihn in Besitz eines bedeutenden Vermögens gesetzt haben würde; dennoch zog er es vor, sein Geheimniß uneigennützig der Oeffentlichkeit zu übergeben und (nach seinen eigenen Worten) zum Eigenthum der Welt zu machen, um damit dieser und der Wissenschaft seine Huldigung darzubringen. Aus Treue und Dankbarkeit gegen seinen fürstlichen Gönner schlug Döbereiner fünf vortheilhafte Rufe nach andern Universitäten aus, „ohne sie", bemerkt der Herausgeber, „wie in solchen Fällen zu geschehen pflegt, zu Verbesserungen seiner jenaischen Stellung zu benutzen".

Nachträglich haben wir noch zu erwähnen, daß verschiedene Blätter und periodische Schriften in letzter Zeit Mittheilungen brachten, welche als Beiträge zur Kenntniß der Männer, die dem weimarischen Parnaß zur Zierde gereichten, zu betrachten sind. Wir rechnen dahin die Mittheilungen des trefflichen Schauspielers Karl Grunert über Schiller als Karlsschüler in der „Europa", die manche

sehr interessante und zum Theil ergötzliche Anekdoten enthielten, und das Gespräch des Herausgebers der „Fliegenden Blätter für Musik" mit Goethe in deren neuestem Hefte oder dem sechsten des zweiten Bandes. Ueber ein früheres Gespräch desselben musikalischen Schriftstellers mit Goethe haben wir in Nr. 2 d. Bl. f. 1855 berichtet. Diesmal erzählt er, wie er nach seiner Rückkehr von Berlin nach Weimar Goethe besuchte, um ihm über seine berliner Erfahrungen und Erlebnisse Mittheilung zu machen und ihm für die ihm von Goethe auf den Weg mitgegebene Empfehlung zu danken. Er schildert recht anschaulich, wie er sich auf die Unterredung mit dem außerordentlichen Mann gehörig vorbereitet geglaubt habe, wie aber, je näher die Stunde rückte, sein altes Uebel, die Schüchternheit, in erschreckendem Grade gestiegen sei. „Während der Bediente mich anmeldete", erzählt der Herausgeber, „stand vor der Thür eigentlich nur mein hämmerndes Herz." Indeß auch diesmal verscheuchte „der Zauber des Empfangs" seine peinliche Verlegenheit. Folgende Bemerkung, welche Goethe im Verlauf seines Gesprächs fallen ließ, schien uns von besonderm Interesse zu sein. Goethe hatte sich dahin ausgesprochen, daß es mit dem Theater nicht eher wieder besser werden könne, als bis die Decorationsmaler und die Maschinisten dem Publicum nichts Neues mehr bieten könnten und das Publicum von allem Prunk bis zum Ekel übersättigt sein würde. Als der Herausgeber, damals noch ein sehr junger Mann, darauf bemerkte, daß dann glücklicherweise noch immer für Jeden die Lectüre übrig bleibe, äußerte Goethe:

Ja, die Buchdruckerkunst ist ein Factor, von dem ein zweiter Theil der Welt- und Kunstgeschichte datirt, welcher von dem ersten ganz verschieden ist; daher wir auch mit Folgerungen aus dem ersten auf den zweiten Theil nicht mehr auskommen.

Als Goethe den Herausgeber später fragte, ob er Neigung zum Soldatenstande gehabt habe oder noch habe, und der Musiker geantwortet hatte, daß es ihm unbegreiflich sei, wie Jemand Lust dazu haben könne, wiewol er für seine Person Kriegsgeschichten gern lese und mit Vergnügen davon höre, äußerte Goethe:

So kann Einem also eine Sache zugleich widerwärtig und angenehm sein. Widerwärtig, wenn man sie selbst unternehmen soll, und angenehm, wenn man sie an Andern wahrnimmt. Wer diese Doppelgabe am ausgebreitetsten besitzt, ist der Glücklichste in dieser Welt. Er kann niemals ohne Interesse sein, folglich niemals Langeweile empfinden.

Der Herausgeber bemerkt hierzu sehr richtig:

Es wurde mir bei dieser Rede plötzlich klar, was mir bisher nur dunkel ahnend vorgeschwebt hatte, woher nämlich der ungeheuere Reichthum Goethe's an sententiösen Gedanken rühre. Jedenfalls aus seiner von Jugend auf angenommenen Gewohnheit, über jede, auch die geringfügigste Erscheinung Betrachtungen anzustellen und irgendeinen Allgemeingedanken daraus zu abstrahiren. Daher die Unzahl von Betrachtungen in seinen Schriften, von denen wir glauben, wir hätten sie ebenso gut finden können, weil sie so natürlich und überzeugend erscheinen. Daß wir sie aber, einmal gelesen, niemals wieder vergessen, liegt in einem zweiten Grundsatz, den er sich gegeben, jedem Gedanken die klarste, anmuthigste und gefälligste Form zu verleihen.

Inzwischen hat der greise E. M. Arndt, der noch unermüdlich umher, vorwärts und rückwärts Schauende, eine Erinnerung an Goethe in der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage zu Nr. 241) mitgetheilt, die sowol des Geschilderten als des Schildernden wegen von Interesse ist. Arndt sah Goethe in seinem kräftigsten Mannesalter, in den Jahren 1792—94, in Weimar und Jena und dann den Greis 1813 in Dresden und 1815 in Köln, in der Gesellschaft des Ministers von Stein. Arndt sagt:

Man hat Goethe oft einer gewissen abstoßenden Unzugänglichkeit, eines gewissen vornehmen Stolzes beschuldigt. Ich glaube, nichts ist ungerechter als diese Beschuldigung. Unzugänglichkeit, das mag hin und wieder gelten — wohin hätte der Herrliche vor allem Anlauf und Ueberlauf der oft müßigsten und auflauschigsten Menschen sich retten wollen, wenn er mit Person und Herz immer offene Thür gehalten hätte? — aber vornehmer Stolz? Nichts lag diesem Antlitz und dieser Haltung ferner als Das, was man gewöhnlich mit den Wörtern „vornehm" und „vornehmes Wesen" meint. Was der flachste Junker alten Adels und der unter Hofleuten Gebildete oft umsonst hat, von diesem Schein einer falschen Größe hatte Goethe nichts, und ich möchte behaupten, alle wirklich großen Menschen haben wol selten etwas von diesem Firniß, womit ein nicht ganz gut gerathenes Gebild sich unwillkürlich und unbewußt überstreicht. Stolz, ja ein stilles Bewußtsein von Glück und Größe muß sich ja auch wol unwillkürlich in jedem Großen ausdrücken; der Ausdruck von sogenannter Vornehmigkeit hängt sich mehr an die Kleinen und Mittelmäßigen. Friedrich der Große, Minister Stein, Goethe haben das Einfachste, Natürlichste ausgedrückt, was sie unmittelbar von Gott bekommen oder durch Streben und Arbeiten edler und großer Vorsätze gewonnen hatten. Ich wenigstens habe in Ausdruck und Wesen keine natürlichern und einfachern Köpfe gesehen als z. B. Goethe's, Stein's, Gneisenau's. Goethe drückte wie kein anderer Mensch in Gestalt und Wesen Wahrheit und Klarheit, kurz den ruhigsten, selbstbewußtesten Verstand aus — eine ernste, heitere, über das Leben hinschauende Besonnenheit und, wenn er lächelte, liebenswürdigste Freundlichkeit. Herrlicheres Angesicht konnte kaum ein Sterblicher haben, aber in seiner Haltung, wenn er ging oder vor Einem stand, war allerdings ein gewisses Etwas, eine eigenthümliche Förmlichkeit und Steifigkeit, welche ungeübte oder falsche Betrachter und Beobachter wol auch vornehme Hoffart gescholten haben.

Es habe sich nämlich, meint Arndt, in der herrlichen Goethe'schen Gestalt doch eine Unangemessenheit bemerkbar gemacht, seine Beine seien um 6—7 Zoll zu kurz gewesen; daher seine Steifigkeit, die Viele für Förmlichkeit gehalten hätten, ja diese Steifigkeit habe sich wirklich mit einer gewissen Verlegenheit gepaart, wenn Goethe sehr gewandten und beweglichen jungen Lieutenants aus freiherrlichen oder gräflichen Geschlechtern gegenübergestanden.

Besondere Aufmerksamkeit auf die Mittheilung von Briefen und literarischen Reliquien, welche die weimarische Periode betreffen, verwendet fortdauernd das „Weimarer Sonntagsblatt". Ein Brief Wieland's an den Buchhändler Schwan in Manheim vom 4. September 1778 war uns namentlich interessant. Schwan, Maler Müller und Dalberg hatten verschiedene Stellen in den „Abderiten" als eine Satire auf manheimer Verhältnisse und sich bezogen, wodurch sie übrigens doch nur zugaben, daß die Satire wirklich auf sie passe. Wieland schreibt

nun in voller Entrüstung, wie er nicht zu begreifen vermöge, daß ein „so unverständiger Mensch" in der Welt sein könne, der ihn einer solchen persönlichen Satire für fähig halten könnte, und fährt dann fort:

Meine Absicht war nie und ist auch diesmal nicht gewesen, eine Personal- und Locallectüre zu schreiben, sondern eine Caricaturgeschichte, wo ich zwar wol einzelne Züge von Individuis nehme, wo aber, meiner Ansicht nach, das Ganze schlechterdings nichts als eine idealisirte Composition der Albernheiten und Narrheiten des ganzen Menschengeschlechts und besonders unserer Zeit und Nation sein soll. Ungerechte, boshafte oder misverstandene Applicationen können bei einem Werke dieser Art nicht verhütet werden. Wäre mir aber eingefallen, hätte mir's, nach meiner simpeln und geradherzigen Art zu denken und zu sein, nur in den Sinn kommen können, daß es möglich sei, daß euch einfallen könne zu glauben, der Hyperboles z. E. oder Paressasmus sei auf Müllern oder der Schlaps auf Dalbergen oder euch selbst gemünzt: lieber hätt' ich das Mscpt. sogleich ins Feuer geworfen.

Man kann sich übrigens darüber nicht verwundern, daß die Deutschen so selten Spaß verstehen, da es häufig genug vorkommt, daß sie auch den Ernst nicht verstehen. Tieck seinerseits hat in einem demselben Blatte mitgetheilten Briefe aus Baden-Baden vom 3. Juli 1841 an Riemer mit Händen und Füßen sich gegen Riemer's Vorwurf zu wehren, daß er, Tieck, ein ausgemachter Gegner Goethe's sei, er, der früher von Merkel und den Anhängern Herder's und den fanatischen Anbetern Schiller's verfolgt und verleumdet worden sei, weil er Goethe zu hoch gestellt habe und keinen andern Deutschen oder Ausländer so habe gelten lassen wollen. Tieck fährt fort:

Wenn also dieser Tieck, der jetzt 68 Jahre alt ist, zeitlebens fast ausschließend sich nur mit Goethe und Shakspeare beschäftigt hat, wenn ein solcher Kritiker, der seine Kritik immer nur aus der Begeisterung hat schöpfen wollen, nur miskennt, entstellt, gar nicht werth ist, mitzusprechen, so habe ich freilich in einem langen Irrthum mein Leben verloren. Die Nachschrift zu Lenz ist übrigens gar nicht von mir, sondern vom Geheimrath Rehberg, der keinen Sinn für den „Faust" hatte und den „Manfred" viel zu hoch stellte. Ich gestehe, ich habe dem Byron die fast unbedingte Bewunderung nicht abgewinnen können. Da ist Goethe, vorzüglich im ersten „Faust", ein gar anderer Dichter.

Was man sich in Deutschland Alles auf den Kopf sagen lassen muß! Tieck, von Riemer unter die Anklage der Goetheverachtung oder Goetheverkleinerung gestellt — es gibt nichts Wunderlicheres.

Ein sehr schätzbarer Beitrag zur Kenntniß der weimarischen Periode verspricht die von der Meidinger'schen Buchhandlung in Frankfurt unter dem Titel „Aus Herder's Nachlaß" als demnächst erscheinend angekündigte Briefsammlung zu werden, welche in drei Bänden ungedruckte Briefe von Herder, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, F. Jacobi, Mendelssohn, Hamann, Forster, Zimmermann und Karoline Flachsland enthalten wird. Die Besorgung der Herausgabe haben H. Düntzer und F. Gottfried von Herder in Albisheim, ein Enkel Herder's, übernommen. Es wird im Prospect darauf aufmerksam gemacht, daß namentlich Goethe's Briefe von „allerhöchster Bedeutung" sein werden. Sie gehören zum Theil seiner frisch sprudelnden Jugendzeit, den Jahren 1771—72, zum Theil den Jahren 1775—76 an; sie sollen, wie im Prospect versichert wird, sehr aufklärend für Herder's Berufung nach Weimar sein und das zwischen Goethe und Herder von 1783—94 obwaltende herzliche Freundschaftsverhältniß in das hellste Licht stellen. Der Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut, Karoline Flachsland, vom April 1771 bis zu der am 22. Mai 1773 erfolgten Verheirathung reichend,

klärt nicht allein (wie es im Prospect heißt) die Misverständnisse zwischen dem seltenen Paare, wie man sie seither ansah, glücklich auf, sondern bringt auch Goethe's Verhältniß zum darmstädter Kreise, besonders zu Merck und dem empfindelnden Leuchsenring lebendig vor Augen. Ein längst gedrucktes, aber nirgends gewürdigtes Gedicht wird durch diese Briefe als Goethe's Werk nachgewiesen, und über die bisher misdeuteten Gedichte „An Uranien" und „Pilgers Morgenlied" erhalten wir hier die merkwürdigsten Aufschlüsse.

Als höchst anziehend werden unter den übrigen Briefen besonders noch die von Claudius empfohlen, die in ihrer „wunderlich spielenden Gutmüthigkeit" um so größere Beachtung verdienen, je kleiner gerade die Zahl der von ihm bisher bekannt gewordenen Briefe ist. Ueberhaupt wird uns dieser Briefwechsel in einen ganz andern Kreis der merkwürdigsten Persönlichkeiten einführen, als derjenige war, mit dem uns die bisher veröffentlichten Briefschaften aus der weimarischen Periode bekannt machten, und wir hoffen, daß auch das Bild Herder's selbst, der trotz seiner nicht hoch genug zu schätzenden Verdienste um die Entwickelung des deutschen Geisteslebens in letzter Zeit so häufig und absichtlich verkannt und garstig beleumundet wurde, durch diesen Briefwechsel von manchen darauf geworfenen falschen Reflexen und übelgemeinten Uebermalungen gereinigt werden wird.

Noch rechtzeitig, um sie, zugleich mit der eben erschienenen dritten Auflage von Johannes Falk's bekannter nachgelassener Schrift: „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt" (Leipzig, Brockhaus, 1856) und einer neuen, das siebenundzwanzigste Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen" bildenden Schrift von Robert Prutz: „Goethe. Eine biographische Schilderung", wenigstens vorläufig am Schlusse unsers Artikels anzeigen zu können, kam uns die zweite vermehrte Ausgabe des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels zu:

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Zweite, nach den Originalhandschriften vermehrte Ausgabe. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Als Herausgeber werden wir wol Hermann Hauff betrachten müssen, der das kurze Vorwort unterzeichnet hat und darin unter Anderm mit vollem Recht bemerkt, das keines der Völker, an deren Leben die neuere Cultur hängt, ein ähnliches literarisches Denkmal aufzuweisen habe, welches an Großartigkeit und umfassender Bedeutung diesem Briefwechsel gleich käme. Auch ist die Veröffentlichung dieses Briefwechsels über jeden noch so leisen Vorwurf von Indiscretion und Misbrauch erhaben, da Goethe selbst es war, der wenige Jahre vor seinem Tode,

1829," ihn zuerst veröffentlichte, freilich mit Weglassung einer nicht unbedeutenden Zahl von Briefen und Briefstellen, die seiner Ansicht nach damals noch verletzen oder auch nur unangenehm berühren konnten. Daneben griff er, um nicht zu viele und zu starke Schnitte machen zu müssen, zu dem Mittel, sehr viele der aufgeführten Personen mit Initialen und sogar mit falschen zu bezeichnen und so die meisten wenigstens dem großen Publicum unkenntlich zu machen. Auch scheint Manches in der That nur aus Versehen in die erste Ausgabe nicht mitaufgenommen worden zu sein. Es war übrigens keineswegs Goethe's Meinung, daß Das, was er in der ersten Ausgabe ausschied, verloren sein sollte. Nach seiner Sitte versiegelte er nach dem Abdrucke sämmtliche Papiere und verordnete, daß vor dem Jahre 1850 das Siegel nicht gelöst und der Briefwechsel nicht wieder aufgelegt werden dürfe. Erst jetzt ist es möglich geworden, diese zweite vervollständigte Ausgabe herzustellen, die Alles enthält, was Goethe in der ersten dem Publicum noch vorenthalten zu müssen glaubte. Dabei ist die Reihefolge der Briefe soweit möglich berichtigt und ein Register beigefügt, das Vielen willkommen sein wird. Sobald wir Zeit gewonnen haben werden, diese zweite mit der ersten Ausgabe genau zu vergleichen, gedenken wir auf erstere in einem eigenen Artikel zurückzukommen, insofern wir uns dazu durch die in der gegenwärtigen neuen Auflage enthaltenen Vermehrungen und Bereicherungen, wie wir nicht zweifeln, aufgefodert und in Stand gesetzt sehen sollten.

Hermann Marggraff.

Zur Terrainkunde vom militärischen Standpunkte.

Praktische Anleitung zur Reiognoscirung und Beschreibung des Terrains aus dem taktischen Gesichtspunkte. Für Offiziere aller Grade und Waffen bearbeitet und durch Beispiele erläutert von Pz. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Adorf, Verlags-Bureau. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Schon die erste Auflage dieses gediegenen Werks übertraf Alles, was vorher in diesem Felde geleistet worden, die zweite enthält des Neuen und Interessanten zur Erläuterung des wichtigen Gegenstandes soviel, daß es nicht genug empfohlen werden kann. Mit Recht hat es der Verfasser den Offizieren aller Grade und Waffen gewidmet, denn das Terrain erlangt eine immer höhere Bedeutung, je mehr die Taktik dasselbe zu benutzen versteht; und wenn der Feldherr es für seine Heeresmassen recognosciren und richtig wählen muß, so bedarf auch der jüngste Lieutenant, ja der Unteroffizier, der mit einer Patrouille entsendet wird, für seinen kleinen taktischen Wirkungskreis der Kenntniß vom Terrain und der Terrainbenutzung. Aus dem Werke von Pz. kann Jeder lernen; es behandelt den Stoff so wissenschaftlich, daß es den strengsten Ansprüchen höherer Befehlshaber genügt, und doch wieder so klar und einfach, wie es für den praktischen Gebrauch jüngerer Militärs nur zu wünschen ist. Auf diese praktische Seite legen wir den größten Werth, denn wir haben in frühern Tagen zu oft persönlich gesehen, wie sonst tüchtige Leute, wenn sie den Exercirplatz verließen, in sehr einfachem Terrain schon in Verlegenheit kamen, weil sie es weder zu beurtheilen noch zu benutzen verstanden, in schwierigen Oertlichkeiten aber geradezu den Kopf verloren und Maßregeln ergriffen, für welche man sie im Ernste der Wirklichkeit vor ein Kriegsgericht gestellt hätte. Das hat sich nun im Laufe der Zeit sehr geändert: die Friedensübungen sind zweckmäßiger angeordnet, aber es fehlt noch viel, ehe sie Das leisten werden, was sie leisten sollen. Recognoscirungen, mit taktischen Aufgaben verbunden, sind dazu besonders förderlich und eine größere Ausdehnung derselben, mit Heranziehung älterer und jüngerer Offiziere aller Waffen, selbst unter Betheiligung intelligenter Unteroffiziere, kann nur wünschenswerth sein. Der Verfasser erklärt sich mit Recht gegen das Verfahren, ein Terrain nur immer aus allgemeinen Gesichtspunkten zu recognosciren; das stapelt allerdings Material für alle denkbaren Fälle auf, stürzt es aber leicht aufeinander, daß es wenig Nutzen haben kann. Fruchtbringender ist es, bestimmte taktische Zwecke der Recognoscirung zugrunde zu legen. So geht der Verfasser an seine Aufgabe.

Das vorliegende Werk hat zwei Abtheilungen, deren erste zum Anfang die ältern und neuern Ansichten über den Einfluß des Terrains auf die Kriegführung beleuchtet. Es ist das Gediegenste, was über dies wichtige Thema je geschrieben worden ist, so interessant zugleich vorgetragen, daß es selbst den buchscheusten jüngern Kameraden, der sonst mit einem wahren Ekel an eine strenge Lectüre geht, fesseln muß. Nicht wenig trägt dazu bei, daß der Verfasser, der in seiner unabhängigen Stellung die Kriegsereignisse der Neuzeit mit scharfem Blicke und freiem Urtheil verfolgt, die modernsten Kriegsschauplätze in den Kreis der Betrachtung zieht und auf ihnen Beweise für seine Lehren sammelt.

Wiederholt legt er den Kriegstheoretikern ans Herz, endlich darauf zu verzichten, die Kriegführung in ein streng wissenschaftliches System bringen zu wollen, weil die Wandelbarkeit der Elemente und nicht minder auch die Veränderlichkeit ihrer gegenseitigen Beziehungen dies ganz unmöglich macht. So wahr dies ist, so wenig wird es doch die Systematiker von ihrem Sisyphustreiben abbringen — die Neigung dazu wird auf den höhern Militärbildungsanstalten nur zu sehr genährt. Unter den misverstandenen taktischen Wahrnehmungen, die viel Uebel erzeugt haben, ist die von den Vortheilen hoher Punkte eine der bemerkenswerthesten, sie hat zu der sogenannten Ueberhöhungstheorie geführt, welche sich den traurigsten Erfahrungen zum Trotz mit ihren Stellungen auf Wasserscheiden und ihren Schlüsselpunkten noch bis in die Napoleon'sche Zeit auf dem Kriegstheater und seitdem wenigstens noch, gleichsam in Spiritus gesetzt, in den Lehrbüchern erhalten hat. Der Verfasser schlägt sie durch die Kriegsgeschichte zu Boden; er fragt ironisch: ob der Besitz des Brockens über den Besitz von Hannover, der des Zobten über Schlesiens Besitz entscheide? Aber todtzuschlagen wird die Schlüsseltheorie in der Strategie nicht sein, solange diese noch Scheingründe in der Taktik finden kann, wo allerdings beherrschende Punkte vorkommen. An diese Betrachtungen knüpft sich die der Gebirgsrücken als „strategischer Barrièren". Zwischen den beiden Extremen einer Zersplitterung in Posten, welche den Feind zum Durchbruch, und einer Centralstellung auf den höchsten Punkten, die ihn zur Umgehung einladet, wird der Mittelweg darin gefunden, auf den Hauptübergängen mehre, immer stärker werdende Posten hintereinander aufzustellen. Es ist dies die Idee des steigenden Widerstandes, welche der Verfasser auch in andern Werken der Defensive zugrunde gelegt hat. Mit großem Interesse wird unstreitig gelesen werden, was in Beziehung auf Gebirge und Flußthäler über die Operationen der Russen zur Ueberschreitung des Balkan, wodurch dieselbe verhindert worden, und über das Tschernajathal gesagt ist. Viel bessere strategische Barrièren als Gebirgsrücken und enge Flußthäler sind große Ströme in der Ebene; gleichwol zeigt die Geschichte soviel Beispiele gelungener Uebergänge, die Theorie der Flußvertheidigung muß also bisher sehr mangelhaft gewesen sein. Der Verfasser erkennt in allen seinen Werken die großen Verdienste des verstorbenen Generals von Clausewitz um die Kriegskunst an, so auch hier, indem er anführt, wie er zuerst eine richtige Theorie der Flußvertheidigung mit seltener Klarheit aufgestellt hat. Seitdem haben aber ge-

rade auf diesen Theil neue Elemente großen Einfluß gewonnen, besonders die Eisenbahnen. Wir verdanken Pz. das erste Werk über die Benutzung dieser neuen Communicationen als militärische Operationslinien; was er vor 13 Jahren vorhergesagt, ist noch übertroffen worden; die zweite Auflage jenes Werks konnte sich mit Genugthuung darüber aussprechen, und auch in der des vorliegenden finden wir die Eisenbahnen, von denen in der ersten, 1840 erschienenen Auflage noch nicht die Rede sein konnte, in ihrer vollen Bedeutung dargestellt. Für die Vertheidigung des Rheins ist die badische Eisenbahn ein wesentliches Verstärkungsmittel genannt. Seit sie die Spurweite der übrigen deutschen Eisenbahnen und ein zweites Geleis erhalten hat, ist nämlich die Möglichkeit gegeben, von den hessischen und würtembergischen Anschlußbahnen Transportmittel heranzuziehen und ansehnliche Infanteriemassen mit Geschütz schnell auf die bedrohten Punkte zu versetzen. Durch die elektrischen Telegraphen kann die Meldung vom ernstlichen Brückenschlagversuch in wenig Minuten in das Hauptquartier und von diesem der Befehl ebenso schnell an die zunächst der Eisenbahn stehenden Brigaden gelangen. Die Aufgabe des Vertheidigers ist weniger, den Brückenschlag als das Festsetzen des Feindes am diesseitigen Ufer zu hindern. Dieser kann seinen Uebergang nur allmälig bewirken; er wird zwar Infanterie zur Deckung des Brückenbaus auf Kähnen und fliegenden Brücken übersetzen, aber diese muß aus Mangel an Cavalerie und Geschütz bicht am Ufer bleiben, und der Vertheidiger wird bei einem wohlorganisirten System namentlich mit diesen beiden Waffen am Uebergangspunkte mit großer Ueberlegenheit auftreten können. Diese Verhältnisse sind so klar auseinandergesetzt, daß nur ihre Beherzigung an maßgebender Stelle zu wünschen bleibt.

Die Ereignisse des letzten Kriegs veranlassen den Verfasser hiernächst auch der untern Donau eine Betrachtung zu widmen. Er beweist, daß gewaltsame Uebergangsversuche auf das bulgarische Ufer mit ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden sind, sowol durch die Terrainverhältnisse als die vielen Festungen, auf 70 Meilen zehn! Zugleich deutet er aber darauf hin, daß kein Strom, als etwa der Niederrhein, der Anwendung von Kriegsdampfern soviel Spielraum gibt, und schöpft daraus die Ueberzeugung, daß die Freiheit der Donauschiffahrt nur dadurch errungen werden könne, daß das ganze Gebiet der untern Donau, was nun freilich leider nicht geschehen ist, beim Friedensschlusse unter deutsch-östreichischen Schutz gestellt werde.

Wir versagen uns ungern, den weitern Betrachtungen Schritt für Schritt zu folgen. In jedem Paragraphen wird der Leser die anziehendste Belehrung finden, welche stets durch geschichtliche Thatsachen belegt wird. Wir verweisen nur beispielsweise darauf, wie die Benutzung des Waldbodens als Annäherungshinderniß dargestellt ist, da er doch gewöhnlich nur für Besetzung und Vertheidigung abgehandelt wird; die Schlacht von Hohenlinden gibt dazu die Erläuterung. Bei der militärischen Charakteristik der großen Ebenen werden vorzüglich diejenigen in Betracht gezogen, welche in letzter Zeit ein besonderes Interesse hatten: die Steppen im südlichen Rußland und auf der Westseite der Taurischen Halbinsel. Wem es darum zu thun war, sich von den Schwierigkeiten der Kriegführung in der Krim ein richtiges Bild zu machen, der hätte einmal zu seinen Zeitungsberichten, die wir oft mit stillem Lächeln lasen, diese Blätter zur Hand nehmen sollen. Der Gang der Dinge hat es freilich verhindert, daß es zu einem neuen Feldzug gekommen und dadurch bewiesen worden wäre, ob der Verfasser Recht gehabt, zu sagen: „Von einer Offensivbewegung des franko-britischen Heers gegen Perekop und darüber hinaus haben die Russen, selbst wenn sie zum Verlassen der außerordentlich starken Stellung zwischen der Tschernaja und dem Belbek gezwungen werden könnten, jedenfalls nichts zu fürchten; ebenso wenig, wenn solche Bewegungen von Eupatoria oder Kertsch ausgehen."

Von diesem Kriegsschauplatze werden wir nach Finnland versetzt. Auch jetzt noch dürfte unsern Lesern eine Schilderung der ganz eigenthümlichen und wenig bekannten Terrainverhältnisse dieses Landes und ihres Einflusses auf die Kriegführung, die einen ebenso eigenthümlichen Charakter annehmen muß, gewiß nicht ohne Interesse sein. Obgleich auf Granitfelsen ruhend, die an mehren Stellen vereinzelt in ausgezackten Spitzen zutage treten, ist Finnland doch eine ungeheuere Ebene, welche erst gegen die lappländische Grenze hin durch ein nicht sehr hohes Felsengebirge eingefaßt wird. Die vorherrschende Eigenthümlichkeit beruht auf den zahllosen Landseen, meist durch Flußarme unter sich zu einem Ganzen verbunden; dazwischen ziehen sich ausgedehnte Sumpfstrecken und Ueberreste von Urwäldern hin, welche beinahe den dritten Theil der Oberfläche bedecken. Es gibt nur kleine Städte und Dörfer, aber diese sind durch ein Straßennetz verbunden, das durchgehends über festen Boden führt und auch bei nasser Witterung fahrbar bleibt. Die Defiléen, durch Seen und Sümpfe gebildet, sind natürlich sehr zahlreich. Aus diesen Verhältnissen geht die Art der dortigen Kriegführung hervor. Große Heeresmassen zu entscheidenden Schlägen sind nicht zu vereinigen, schon weil die Verpflegung fast unmöglich wird. Nur ein rascher Bewegungskrieg, wie ihn Napoleon 1796 in Italien geführt, am besten in kleinen Truppenkörpern von höchstens 3000 Mann, auf einer großen Operationsfronte — sonst so gefährlich! — könnte hier zum erwünschten Ziele bringen. Die Gefahr, einzeln geschlagen zu werden, ist nicht vorhanden, da der siegreiche Theil auf keinem Punkte mehre Tagemärsche weit im Verfolgen bleiben kann, ohne seine eigenen Flanken und seinen Rücken preiszugeben. Was also in steppenartigen Ländern das unausbleibliche Verderben nach sich ziehen würde, ist hier durch die Natur geboten. Die große Schwierigkeit liegt nur darin, daß der strategische Ueberblick leicht verloren geht, daher die Anwendung fahrbarer elektrischer Telegraphen der Oberleitung des Kriegs nirgends so nützlich sein kann als in Finnland.

Was der Verfasser ferner sagt von dem strategischen Werthe fruchtbarer Ebenen mit zahlreichen Straßen, bewohnten Orten und festen Plätzen, daß sie die so wünschenswerthe schnelle Entscheidung des Kriegs beschleunigen, während Gebirge und Waldboden dieselbe verzögern, können wir auch nichtmilitärischen Lesern wegen der überzeugenden Klarheit empfehlen. Den Kameraden wird es aber vielleicht überraschend sein, die Annahme, welche ihnen von allen Lehrstühlen verkündet worden: daß die zahlreiche Cavalerie des 17. und die unbehülfliche Lineartaktik des 18. Jahrhunderts die Hauptursache gewesen, daß man damals die großen Ebenen aufgesucht habe, als einen Irrthum bezeichnet zu sehen.

Das folgende Capitel handelt von der Wichtigkeit specieller Terrainkenntnisse vom Kriegsschauplatze in Bezug auf einzelne Operationen. Hier werden zuerst die Begriffe Kriegstheater, Operationsfeld, Terrainabschnitt u. s. w. festgestellt, um die Gestaltung, Beschaffenheit und umsichtige Benutzung der örtlichen Verhältnisse in ihren Beziehungen zum Gefecht zu behandeln. Sie kommen zuerst zur Sprache bei der Concentrirung der Streitkräfte auf engem Raume, noch mehr bei den Märschen, vorzüglich bei den Parallelmärschen mit dem Feinde. Hier ist die genaueste Bekanntschaft mit dem Terrain nöthig, wie durch zwei Beispiele, ein supponirtes und eins aus der Kriegsgeschichte — Eugen's Marsch zum Entsatze von Turin 1706 — bewiesen wird. Wie sehr dieselbe auch bei der Behauptung einer Gegend, bei dem Rückzuge nach verlorener Schlacht, der Verfolgung des geschlagenen Feindes erfoderlich ist, bildet den Inhalt der folgenden Paragraphen. Die Lebendigkeit der Schilderung, wie sie überall hervortritt, gereicht dem Werke besonders zur Empfehlung und wird ihm immer mehr Freunde gewinnen.

Im dritten Capitel kommen wir dem Hauptgegenstande näher, indem die Hülfsmittel zur Erlangung der nöthigen Terrainkenntnisse vom Kriegsschauplatze angedeutet werden.

Der Nutzen der Karten und Plane ist anerkannt, sie sind aber unzulänglich für den Bedarf im Kriege, weil die Oertlichkeit durch die Fortschritte der Cultur und Industrie sich stets verändert, folglich alle Karten, oft nach kurzer Zeit, unrichtig werden, und weil die specielle Beschaffenheit mancher Terraintheile und Gegenstände sich durch Zeichnung nur unvollständig, zuweilen gar nicht ausdrücken läßt. Daher muß die Beschreibung des Terrains der Zeichnung zu Hülfe kommen. Vortrefflich ist die vereinfachte Anleitung, welche zur schriftlichen und bildlichen Darstellung des Terrains gegeben wird; sie ist darum so werthvoll, weil sie diejenigen Recognoscirungen im Auge hat, zu welchen wenig Zeit gelassen ist, die also ungeübten Soldaten die meisten Verlegenheiten bringen. „An wissenschaftlichen Anleitungen zu den größern topographischen Recognoscirungen", sagt der Verfasser allzu bescheiden, „die ungleich besser sind, als wir sie jemals zu geben vermöchten, fehlt es nicht. Wir haben ein bescheideneres Ziel vor Augen und uns die Aufgabe gestellt, einem viel dringendern Bedürfnisse abzuhelfen, nämlich dem Mangel an Terrainkenntniß für den täglichen Gebrauch." Wahrlich ein großes Verdienst, das er sich dadurch erwirbt! Die Zahl der Recognoscenten des Terrains wird in Zukunft größer sein müssen, weil die Terrainbenutzung mannichfaltiger geworden ist; es bleibt also nichts übrig, da der Generalstab dazu nicht ausreicht, als in den Regimentern selbst einen Stamm brauchbarer Recognoscenten zu bilden. Das Recognoscirungstalent besteht aber nicht allein im richtigen Aufnehmen und Zeichnen, sondern in der schnellen Auffassung und richtigen Beurtheilung der Terrainverhältnisse in Bezug auf taktische Zwecke. Auf diese Ansicht, die jeder denkende Militär theilen wird, ist die zweite, die Hauptabtheilung des Werks basirt. Wir verweisen besonders auf die Classification des Terrains in taktischer Beziehung, welche in der That allen denkbaren Verhältnissen entspricht, und heben nur die Definition der taktischen Operationsfelder hervor, um die klare und scharfe Auffassung zu belegen, die das ganze Werk charakterisirt. Der Verfasser versteht darunter: „ebene oder unebene, offene oder bedeckte, reine oder durchschnittene Flächenräume oder Terrainabschnitte von gleichartiger oder abwechselnder Beschaffenheit, welche von größern Vertheidigungslinien begrenzt, von Operationslinien durchzogen und an verschiedenen Orten durch Stützpunkte verstärkt sind, folglich Alles bieten, was die drei ersten Classen enthalten."

Nach diesen vier Terrainclassen werden nun die einzelnen Gegenstände und Abschnitte einzeln für die Recognoscirung und Beschreibung abgehandelt. Zu den taktischen Vertheidigungs- und Stützpunkten gehören: Gehölze; Höhen, Hügelgruppen, Berge; Teiche, Seen, Weichland; Gehöfte, Häusergruppen, Schlösser, Dörfer, Städte. Taktische Vertheidigungslinien werden gebildet durch schmale Waldstrecken, Höhenzüge mit steilen Abhängen; Ravins, Gründe, Thäler; fließende Gewässer, stehende Gewässer und Weichlandstrecken. Taktische Operationslinien mit Defiléen sind Straßen und Wege im wechselnden Terrain; Wald-, Thal- und Gebirgsstraßen. Die taktischen Operationsfelder sind oben erklärt. Von überwiegender Bedeutung ist, was der Verfasser von der Recognoscirung der Eisenbahnen sagt. Die Wichtigkeit und Benutzung derselben als Operationslinien wird auch hier mit Berufung auf die schon erwähnte Schrift in das klarste Licht gestellt, wobei wieder ein Blick auf die Vertheidigung der Taurischen Halbinsel fällt, welche durch Schienenwege im südlichen Rußland und über Perekop nach Simferopol mit Seitenbahnen nach Eupatoria und Kertsch wol eine Begünstigung erhalten hätte, um den Anstrengungen der Westmächte für alle Zeiten zu trotzen. Von einem Mangel an Kriegsvorräthen würde dann niemals die Rede gewesen, an Marschverlust der Truppen 20 Procent erspart worden sein und alle Operationen hätten eine außerordentliche Beschleunigung erhalten.

Ein Anhang über die Recognoscirung strategischer Operationsfelder ist dem Werke, obgleich diese nicht im Plane des Werks liegen, beigefügt und wird militärischen Lesern gewiß willkommen sein. Es sind dazu Ländertheile gewählt, welche deutschen Heeren möglicherweise zu Kriegsschauplätzen dienen können, nämlich das Land zwischen Bug und Narew, das Land zwischen Lahn und Sieg, das französisch-belgische Grenzland und das süddeutsch-französische Grenzland, welchem letztern mit besonderer Aufmerksamkeit reiche strategische Betrachtungen gewidmet werden. Treffend ist die Schlußbemerkung: „Ein Befehlshaber der Truppen soll das Terrain als seinen Diener betrachten, nicht als seinen Hofmeister." Wir scheiden von dem Werke, das in der Militärliteratur einzig in seiner Art dasteht, mit dem lebhaften Wunsche, daß es überall benutzt werden möge; dann können die guten Erfolge nicht ausbleiben. Aus besonderer Rücksicht bemerken wir diesmal, daß der Druck mit lateinischen Lettern auch Ausländern, die unserer Sprache einigermaßen mächtig sind, sich aber immer vor unsern „gothischen" Buchstaben scheuen, den Gebrauch des Buchs erleichtert.

Karl Gustav von Berneck.

Dante im Norden.

Immer weitere Kreise zieht von einem zum andern Menschenalter das Studium des tiefsinnigsten und schwerverständlichsten unter den neuern Dichtern. Wo vor wenig Jahrzehnden noch kaum einzelne Forscher Dante's Namen gehört hatten, da bürgert sich, durch Uebersetzungen und Commentare zugänglich gemacht, die „Divina commedia" allmälig in der einheimischen Literatur ein, um bald vielleicht kaum weniger als der soviel leichter für Alle erreichbare Shakspeare ein Gemeingut der ganzen gebildeten Welt zu sein. Schon im Jahre 1843 durfte T. W. Parsons jenseit des Weltmeers in den Einleitungsversen seiner wohlgelungenen, wenn auch in der Form etwas freien Uebersetzung der zehn ersten Gesänge des Gedichts (Boston, Ticknor) von Dante sagen:

> Before his name the nations bow,
> His words are parcel of mankind.

Jetzt aber gehen uns auch aus Ländern, deren Literaturen bisher wol der italienischen vorzugsweise fern standen, manche sorgsame Arbeiten über die „Divina commedia" zu. Ich nenne zuerst Molbech's dänische Uebersetzung der „Hölle" (Kopenhagen 1851) in regelrecht gereimten Terzinen. Kurze Anmerkungen dienen zum Verständniß des Einzelnen. Eine sehr ausführliche, „Dante" (S. 1—64) und „Beatrice" (S. 65—89) überschriebene Einleitung, die offenbar großentheils auf eigenen Forschungen beruht, gewährt eine angemessene Einleitung.

Von Karl Wilhelm Böttiger liegt ein Band „Italienska studier" vor (Upsala 1853). Die erste Abhandlung (über vorrömische Cultur in Italien) steht unserm Interesse fern. Es folgt (S. 53—74) ein Aufsatz über die ältesten italienischen Poesien unter vorzugsweiser Benutzung der Ruth'schen Arbeiten. Hieran reiht sich eine schwedische Uebersetzung der sieben ersten Gesänge der „Hölle" in reimlosen Versen mit dem italienischen Texte gegenüber. Erklärende Anmerkungen fehlen auch hier nicht. Ob aber der Uebersetzer, wie er in der Vorrede hoffen läßt, in seinem Unternehmen seitdem weiter fortgeschritten ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Am meisten für Dante geleistet ist unter den nordischen Sprachen bisjetzt in der russischen. Schon im Jahre 1843 erschien nicht ohne typographischen Luxus in Petersburg (bei Fiter) van Dim's prosaische Uebersetzung der „Hölle" mit gegenüberstehendem Originaltext. Vorausgeschickt ist eine biographische Einleitung von Strukow. Kurze Anmerkungen machen den Beschluß und zum Schmucke beigegeben sind sehr gute Nachstiche der bekannten Flaxman'schen Compositionen.

Jedenfalls viel bedeutender ist die im vorigen Jahr zu Moskau (Universitätsdruckerei) in großem Lexikonformat erschie-

nene Bearbeitung der „Hölle" von Dmitri Min. Die Uebersetzung ist in correct gegliederten und gereimten Terzinen, und wenn hin und wieder einzelne Verse oder auch ganze Terzinen, statt aus Worten, lediglich aus Punkten bestehen, so ist der Grund offenbar nur in dem Inhalt jener Stellen zu suchen, welche in politischer, religiöser oder sittlicher Beziehung einen Anstoß entweder befürchten ließen oder schon gegeben haben. Eine Nöthigung zu solchem Verfahren scheint übrigens in den Principien der russischen Censur nicht gefunden werden zu können, da in der van Dim'schen Uebersetzung ähnliche Lücken nicht vorkommen.

Die Vorrede berichtet, daß der Uebersetzer vor länger als zehn Jahren damit angefangen habe, einzelne hervorragende Stücke ins Russische zu übertragen. Durch den Erfolg ermuthigt, habe er die Arbeit ausgedehnt und sei in zwei Jahren mit der ganzen „Hölle" zustande gekommen. Der Schluß der Uebersetzung trägt das Datum des 19. März 1844. Noch in demselben Jahre habe Professor Schewürew ihn veranlaßt, den fünften Gesang („Francesca von Rimini") in der Zeitschrift „Der Moskauer" erscheinen zu lassen. Dieselbe Zeitschrift habe 1849 den einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten Gesang gebracht und einige andere Bruchstücke seien in dem „Zeitgenossen" („Sowremennik") gedruckt worden. Es liegt uns also eine Arbeit vor, die dem Horazischen „nonum prematur in annum" vollste Genüge leistet, und ich kann es nur aufrichtigst bedauern, daß mein Mangel an genügender Sprachkenntniß mich außer Stand setzt, über die Treue und poetische Lesbarkeit der Uebersetzung ein irgendwie competentes Urtheil zu fällen.

Wenig Uebertragungen der „Divina commedia" sind mit Erläuterungen so reichlich ausgestattet als diese. Min nennt als seine Führer bei dieser Arbeit vorzugsweise die deutschen Dantophilen. Unter den Biermännern, die er in dieser Hinsicht zusammenstellt, hat er das Meiste — mit vollstem Recht — Philalethes und Kopisch entlehnt. Seine verständig auswählende Benutzung der deutschen Dante-Literatur reicht aber um Vieles weiter als jene Quatuorvirn. Zahlreiche Erklärungen sind Streckfuß, Adolf Wagner, Blanc, Wegele, Abeken, Ruth, Behr u. s. w. entlehnt. Ueber die deutschen Bearbeiter hat aber Min die italienischen Commentatoren, aus denen jene großentheils geschöpft haben, nicht vernachlässigt. Von den ältern, wie Benvenuto von Imola, Landino, Vellutello, bis auf die neuern, Lombardi, Biagioli und Anda, sind wenige der namhaftern unberücksichtigt geblieben. Sparsamern Gebrauch hat er, ebenfalls mit Recht, von den Arbeiten der Franzosen gemacht; doch finden sich neben den ältern, wie Rivarol, Brait de la Mathe, unter den neuern Ratisbonne und der treffliche Ozanam benutzt. An russischen Schriftstellern habe ich nur den schon erwähnten Schewürew citirt gesehen; doch weiß ich nicht anzugeben, ob die Citate einem gedruckten Werke und welchem sie entlehnt sind.

Wegen des Mangels einer Biographie des Dichters entschuldigt sich Min in der Vorrede, macht aber für den Fall der Fortsetzung seiner Arbeit Hoffnung zu einer solchen. Dagegen bieten schon jetzt die letzten 74 Seiten eine Reihe sehr zweckmäßig zusammengestellter „Beilagen". Zuerst aus Philalethes im Wesentlichen unverändert übersetzt den Excurs zum neunzehnten Gesang (Philal., S. 142, 143, und die „Historischen Skizzen" zum siebenundzwanzigsten (Philal., S. 215—221) und zum dreiunddreißigsten Gesang (Philal., S. 283—289). Mehr eigene Arbeit, jedoch unter Benutzung von Philalethes, Wegele und Ruth, ist die „Kosmologie des Dante'schen Gedichts" (S. 319—332). Von den beiden letzten Aufsätzen ist der erste, obwol mit vielen auf eigene Forschung gegründeten Zusätzen, aus dem fünften Capitel („Verdammniß in der Hölle") der Ruth'schen „Studien" entlehnt. Vielleicht noch selbständiger ist der zweite „Ueber die Maße der Hölle und die Dauer der Wanderung", bei dem jedoch die Schlußanmerkungen und der „Anhang" von Philalethes benutzt sind. Als Illustrationen dienen außer Dante's Todtenmaske, deren Stich als Beilage zu Kannegießer's zweiter Ausgabe ich im Jahre 1825 veranlaßte, die Zeichnungen zur Dante'schen Kosmologie aus Kopisch, deren eine dem Daniello (1568) unzählige mal entlehnt ist, die beiden andern aber gleichfalls der Kannegießer'schen Uebersetzung von mir beigelegt wurden.

Das Werk macht einen so entschiedenen Eindruck besonnenen und ernsten Fleißes, daß ich im vergleichenden Hinblick auf die 17 französischen Uebersetzungen der „Hölle", die vor mir liegen, den Wunsch nicht unterdrücken kann, der eine oder andere jener Argonauten, die zwischen Don und Dniepr Civilisation soeben mit gewaffneter Hand importirt haben, möchte zu Nutz und Frommen der Dante-Studien in seiner Heimat ein Exemplar der Min'schen Arbeit als Rückfracht mit nach Hause nehmen. **Karl Witte.**

Mittheilungen aus Berlin.

Ende August 1856.

Die ganze Welt- und Culturgeschichte hat von jeher die Antithese als eine Geliebte angesehen. Betrachten wir doch nur die letzten Jahre! Die ganze Cultur, die Politik, die Poesie, die ganze Menschheit ist in Actien und Curspapiere eingepuppt worden; die Börse ist heute die Beherrscherin der Welt, der Materialismus der goldene Götze jener Menschheit, die sich in die Brust wirft und einander in die Ohren schreit, daß sie civilisirt und ein Volk von lieben Brüdern sei! Die Börse ist die Philosophie unserer Zeit, und der furchtbare Widerspruch, in welchem wir leben, ist die Sucht nach Reichthümern auf der einen Seite und die Armuth auf der andern.

Es ist deshalb auch nichts Auffälliges, daß sich die Presse, der geistige Ausdruck der Zeit, zum Herold jener goldenen Religion unserer Tage gemacht hat. Die plötzliche Art, womit die berliner „Nationalzeitung" die Börseninteressen in ihre besondere Obhut genommen hat, darf keineswegs unbeachtet bleiben. Die „Nationalzeitung" war seit ihrem Entstehen der Ausdruck der demokratischen Ideen; da aber ihre Politik im Grunde vielleicht ebenso wenig eine ehrliche ist als irgendeine andere, so hatten die Abonnenten dieses Blattes sich bald über ihre zweideutige Farbe, bald über ihren Doctrinärismus zu verwundern. Es gibt kein Blatt in der berliner, ja in der deutschen Presse, welches wie die „Nationalzeitung" soviel Vertrauen erweckte und soviel mit dem Vertrauen spielte. Es kam öfter vor, daß sie in ihren Leitartikeln die Freiheiten Englands pries und in ihren Artikeln des londoner Quadratcorrespondenten dieselben jämmerlich als Humbug hinstellte. Als die Politik eine Pause machte und die orientalischen Wirren ein märchenhaftes Ende fanden, da machte die „Nationalzeitung" eine entschlossene Schwenkung. Sie wollte der neuen Zeit Rechnung tragen, entfaltete eine entsetzenerregende Energie in Schilderung der Börsenzustände und nahm einen furchtbaren Anlauf zu einem mit großen Worten angekündigten Feuilleton. Gott weiß, aus welchem Grunde sie mit dem Feuilleton später wieder geizte; aber wünschenswerth wäre es gewiß, wenn Titus Ullrich, der Recensent des Blattes, eine größere Thätigkeit im Feuilleton entfalten könnte, weil, wie er es noch kürzlich durch die Kritiken über die neuern literaturgeschichtlichen Werke bewies, kein politisches Blatt in Norddeutschland einen Referenten besitzt, der so tüchtig und sittlich die Literatur zu besprechen gewohnt wäre. Es ist aber immerhin eine sonderbare demokratische Tendenz, wenn sich die „Nationalzeitung" lieber damit abgibt, den Bankiers und Capitalisten Rathschläge zur Unterbringung ihrer Gelder zu geben, als sich mit der Noth und dem Weh der arbeitenden Classe zu beschäftigen.

Allmälig haben die Sommertheater so überhand genommen, daß es wol Zeit ist, im Interesse unserer schon kläglich genug bestellten Bühne mit allen zugebote stehenden Kräften da-

gegen zu eifern. Berlin sonderlich leidet von den Schwindeleien der Sommerbühnen unerträglich. Die Sommerbühnen mögen ihr Angenehmes haben, aber ihr Gutes haben sie nicht. Die Gebildeten haben auch heute schon die Verderblichkeit dieser Institute erkannt, welche dem Kunstsinne des Volks einen allmäligen Ruin bereiten und die Herren Künstler kaum eine noblere Figur spielen lassen als die Komödianten, welche beim Schall einer Trompete durch das Dorf reiten, um das verehrliche Publicum zur Abendvorstellung einzuladen. Leider umgeben sich die Directoren von Sommertheatern mit Individuen, welche mit ihren Fabrikaten die Achtung des Volks für Kunst und Künstler vernichten helfen und ihm Begriffe von der Literatur beibringen, die alle Träger derselben im Auge der großen Masse gleichstehend mit jenen Herren „Literaten" erscheinen läßt, welche vom Berufe einer erhabenen Kunst gar keine Begriffe haben, sondern dieselbe zu einem Handwerk herabwürdigen, die, anstatt Lehrer des Volks zu sein, nur wie Taschenspieler und Possenreißer die Menge zu unterhalten suchen und dabei noch die Keckheit haben, sich stolz an ihre Brust zu schlagen und wie putains über ehrbare Frauen die Nase über unsere bessern dramatischen Talente zu rümpfen.

Einen kleinen Trost erblickt unsere Literatur in der immer mehr sich befestigenden Schiller-Stiftung. In Berlin zumal war es keine Kleinigkeit, einen Zweigverein der Schiller-Stiftung zustande zu bringen. Es mag in andern Städten unter den literarischen Geistern auch gerade keine große Innigkeit und sehr wenig esprit de corps herrschen, aber Berlins Schriftsteller haben denn doch vornehmlich etwas Ehrliches darin geleistet, durch Zwietracht jede Centralisation der Geister zu hemmen. Trotz der Gleichgültigkeit unter den berliner Schriftstellern selbst hat sich nach vielen Anstrengungen indessen ein Zweigverein der Schiller-Stiftung constituirt und als Introduction weiterer Thätigkeit einen Aufruf zu Beiträgen ergehen lassen. Alle Gebildeten haben die Schiller-Stiftung willkommen geheißen, aber wenn auch der Anfang zu hoffnungsvollen Erwartungen berechtigt, so mögen die Leiter des Central- und der Filialcomités nicht vergessen, daß das deutsche Publicum eine äußerst zähe Natur hat, daß eine aufrichtige Hochachtung, eine wahre Liebe zu deutscher Nationalliteratur und ein nationaler Stolz auf deutsche Dichter verhältnißmäßig nur sehr Wenigen innewohnen. Unablässig müßte denn die Schiller-Stiftung dahin wirken, populär zu werden, umsomehr, als bei etwa verminderter Werthätigkeit derselben ihre eigentliche, bis zum Jahre 1859 verschobene Wirksamkeit leicht der Gleichgültigkeit und dem Kaltsinn des deutschen Volks begegnen könnte.

In einem frühern Aufsatze hatte ich schon Bedenken gegen die Bestimmung erhoben, wonach die Wohlthaten der Schiller-Stiftung nur einseitig verdienten Dichtern zugute kommen würden. Ich möchte, da sich die Schiller-Stiftung doch vielfach auf die pariser Société des gens de lettres beruft, die Verschmelzung noch anderer nützlicher Zwecke mit dem Hauptzweck der Schiller-Stiftung den Leitern derselben zur Beachtung anheimgeben. Die Société des gens de lettres zu Paris gewährt ihren Mitgliedern einen Schutz gegen das Raubwesen der kleinen Journale und erhöht dadurch um ein Bedeutendes das Einkommen der Autoren. Bei uns in Deutschland gibt es ja erst recht eine kaum glaubliche Anzahl von dergleichen Raubblättern, die nur durch ihr Flibustierhandwerk existiren und zum großen Theil selbst viel bessere Geschäfte machen als diejenigen, welche den Autoren Honorar für ihre geistige Arbeit zahlen. Genügenden Schutz dagegen leihen unsere Gesetze nicht und zwar aus dem Grunde, weil es keine drängende Macht gibt, dergleichen Gesetze zu bewirken. Die Association ist aber die stärkste und gewichtigste Macht. Eine Association der Schriftsteller, wie die Schiller-Stiftung sie mit erhöhter Leichtigkeit anbahnen könnte, wird sicherlich Gesetze erwirken können, welche die Tagelöhner des Geistes vor dem Diebstahl des Zeitschriftengeschmeißes schützt, und ohne Schwierigkeit die Befugniß erhalten, zu Gunsten des Autors, der Mitglied der Schiller-Stiftung ist, einen Honorarsatz von demjenigen Blatte zu erheben, welches Arbeiten desselben in seinen Spalten abdruckt. Verbessert sich einestheils dadurch die Lage der meisten deutschen Autoren wesentlich, so bewirkt die Aussicht solcher materiellen Vortheile auch andererseits ein Interesse, eine Theilnahme und directe Mitgliedschaft der Schriftsteller, welche rein geistige Vortheile nur sehr schwer zusammen zu halten vermögen. Schließlich wird auch eine Association der Schriftsteller als eine Macht mit ihren Maßregeln, Wünschen, Zwecken und Absichten überall wesentliche Veränderungen bewirken, ja vielleicht eine noch als märchenhaft geträumte deutsche Einigkeit der Geister zuwege bringen können. Durch solche Association, die sich auch in literarischen Rechtsfragen nützlich zu erweisen vermag, hat die Société des gens de lettres zu Paris vielfach einen gemeinsamen Geist des Nationalismus in die französische Literatur getragen; ich glaube, wir hätten in Deutschland ein ähnliches Streben recht sehr vonnöthen.

Auch in unserm Vaterlande würden sich wie in Paris Mäcene einer solchen Association finden, wenn sie überzeugt sein könnten, daß durch ihre Wohlthaten ein gemeinsamer edler Nutzen gestiftet würde; auch Deutschland würde wol einen Dr. Véron finden können, welcher Preise zu Gunsten der Schriftstellergesellschaft auszusetzen sich veranlaßt fühlte. Die Fonds der Gesellschaft, theils durch Beiträge der Mitglieder gebildet, welche Schutz und Vortheile von der Gesellschaft ziehen, theils durch Capitalien edelherziger Literaturfreunde, möglicherweise selbst durch Zuschüsse deutscher Fürsten erhöht, vermöchten in solchem Falle nicht allein unverschuldet in Noth gerathenen Schriftstellern Unterstützung zu gewähren, sondern würden selbst eine Preisaussetzung ermöglichen können, welche dem Eifer und dem Ehrgeiz anstrebender Talente stets einen mächtigen Hebel verleiht. Man braucht hierbei nur auf die Preisbewerbungen der pariser Société des gens de lettres hinzuweisen, auf den prächtigen Concurs und die geerntete Ehre, welche vor einigen Monaten die Sieger daselbst erhalten haben.*) Noch eine dritte Wohlthat würde eine solche Association auszuüben vermögen, nicht kleiner als die andern. Es ist bekannt, wie schwer es oft unbekannten, ja selbst geschätzten Autoren wird, ihre Werke bei einem Verleger unterzubringen, und noch wie viel schwieriger, einen Lohn für die Producte ihres Geistes zu erlangen. Die Société des gens de lettres, welche bis vor einigen Jahren gar keine bedeutendern Mäcene hatte, sondern ihre höchst bescheidenen Fonds nur durch die Beiträge von etwa 150 Schriftstellern gebildet hatte, nahm trotzdem auf die Noth solcher Autoren Bedacht und zahlte für Werke, die keinen zahlenden Verleger finden konnten, nach Prüfung derselben oft höchst bedeutende Vorschüsse an den Autor. Da das permanente Prüfungscomité mit einer Menge von Buchhändlern in Verbindung war, so wurde das auf solche Weise erworbene Manuscript mit Leichtigkeit zu dem statutenmäßigen Preise von 40 Fr. pro Bogen an einen derselben verkauft und nach Abzug von kleinen Procentsätzen und des geleisteten Vorschusses das Uebrige dem Schriftsteller zugestellt. Oft kam es auch vor, daß die Gesellschaft den Bogen zu 50, 60 und 80 Fr. verkaufte, wonach alsdann das Plus über die stipulirten 40 Fr. dem Gesellschaftsfonds einverleibt wurde, welcher damit wiederum zu einer achtungswerthen Vermehrung kam. Ich könnte mehre jetzt sehr bekannte französische Autoren, deren Werke auf solchem Wege gedruckt, bekannt und belohnt wurden, citiren. Vielleicht nehmen die an der Spitze der Schiller-Stiftung stehenden Geister von diesen Vorschlägen Notiz, um deren Ausführung mit ihrem ursprünglichen Zweck in geeigneter Weise in Verbindung zu setzen.

*) Ueber diesen Punkt könnte man auch wol anderer Ansicht sein. Wenigstens lauten die meisten Stimmen dahin, daß die mit dem Véron'schen Preise gekrönten Abhandlungen und Dichtungen nicht gerade als Zierden der französischen Literatur gelten können. D. Red.

Den Schluß meiner Mittheilungen habe ich durch eine allerliebste Ueberraschung gefunden. Mein Weg führte mich vor einiger Zeit über die Schloßbrücke. Ein kleiner Mann mit zwei Begleitern betrachtet höchst aufmerksam die Marmorgruppen dieser Brücke; er spricht bald nach rechts, bald nach links und die Begleiter nicken dazu oder zeigen ihm eine andere der entblößten Stellen an den Gruppen. Der kleine Mann im grauen Oberrock, höchst elegant, höchst zierlich und niedlich, höchst geschmeidig und behend, hebt sich den Hut ab und trocknet mit dem Taschentuch seine Stirn; er dreht sich um, ich sehe ihn an — es war der kleine Thiers! Der kleine Thiers — bedenken Sie, der kleine Thiers in dieser für einen Correspondenten so stoffarmen Zeit! Kein Zweifel, daß der Exminister sich Angstschweiß von seiner Stirn getrocknet hat; denn er wendet sich von den Schloßbrückengruppen ab und schreitet dem Hôtel de Russie zu. Ich muß gestehen, daß ich ganz außer mir vor Freude war über den Anblick des kleinen Thiers; ich bin kein Fatalist, aber dem marseiller Advocaten von 1820 habe ich stets nur begegnet, wenn in meiner kleinen Welt große und glückliche Revolutionen in Aussicht standen. Ja, dieser kleine Adolf Thiers, mit seinem kleinen Gesicht, seinen blitzenden Augen, die so pfiffig in die Welt sehen, seinen markirten, scharfgeschnittenen Zügen, die einst wie das Gesicht eines Faun den strengen Guizot an einem und demselben Ministertisch gequält haben — dieser reisende Exminister im Paletot à la Raglan muß der Stolz aller pfiffigen Journalisten Frankreichs und Navarras sein; denn er zeigte ihnen zuerst, was nicht Alles aus einem Journalisten werden kann.

Thiers war ein Advocat, der gar keine Lust hatte, in Aix Processe zu führen. Eines Tags 1822 kam er ohne Praxis nach Paris, machte sein elegantes Compliment Herrn Laffitte und warb sich als Recrut beim „Constitutionnel" an, der damals die Ansichten des böotischen Liberalismus vertrat. Der geistreiche, kluge, behende und witzige Thiers wurde bald einer der bedeutendsten Mitarbeiter und überdies ein Bonvivant; er ritt spazieren, dinirte vortrefflich und hatte Geliebte. Dann fing er an zu revolutioniren. Als der Kampf der Julirevolution tobte, lachte sich der Pfiffikus außer Schußweite in Montmorency ins Fäustchen; als der Pulverdampf sich verzogen hatte, hüpfte Thiers nach Paris zurück, donnerte auf der Trommel des „National" und ließ sich endlich gnädiglich zum Staatsrath ernennen. Aus dem Staatsrath wurde bald ein Deputirter, aus dem Deputirten 1832 ein Minister, dann ein Exminister, dann ein Ministerpräsident, und zuletzt schien sich der Allesgewesene mit einem guten Bonmot in die Stola des Livius zu hüllen: Thiers wurde und blieb der Historiker der Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs trotz seiner feinen und kleinen und witzigen Politik. Der Herr hat Geschichte gemacht und versteht noch besser Geschichte zu schreiben; seine Reisen sind gewiß die interessantesten. Denn wo er irgendein altes Weib, einen zerfetzten Veteran, einen humpelnden Offizier aus der Kaiserzeit findet, da geht er hin, fragt ihn aus, läßt sich Alles bis in die nacktesten Details erzählen, prüft dazu alte vergilbte Actenstücke, studirt alle Documente in staubigen Archiven, sucht sich diesen und jenen Mann, der über Dies und Jenes wol noch mündlich Auskunft über die Geschichte von diesem oder jenem Ereigniß zu geben vermag, horcht, lauscht, sinnt und prüft und baut auf sein prächtiges Gedächtniß, sowie auf seinen noch prächtigern Instinct — das ist der kleine Mann im grauen Rock auf der Schloßbrücke zu Berlin gewesen, der die Laterne in die Rumpelkammer der geschichtlichen Irrthümer getragen, dieser kleine, feine, zierliche und behende, pfiffige und geistreiche Thiers!

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Notizen.

Edward Cayley über die Deutschen.

Nicht leicht kann unter den mancherlei impertinenten Urtheilen, welche Engländer über uns Deutsche, ihre stammverwandten Vettern, gefällt haben, irgendeins so geeignet sein, Unwillen unter uns zu erregen, als dasjenige, welches der londoner Advocat Edward Cayley in seiner Schrift „The European revolutions of 1848" über uns ausgesprochen hat. Kaum wäre es der Mühe werth, auch in d. Bl. darauf Bezug zu nehmen, wenn Cayley's Ungezogenheiten nicht bereits einige Sensation in Deutschland gemacht hätten und wenn nicht — leider! — seinen Ausfällen bei aller Einseitigkeit doch etwas Wahres zugrunde läge. Recht beißend hat übrigens das „Dresdner Journal" in seiner Nummer vom 30. August den Injurianten und Calumnianten zurechtgewiesen in einem Artikel, welcher mit den Worten beginnt: „Nach der Schlacht von Wagram erließ Bernadotte eine Proclamation, in welcher er die Sachsen colonnes de granit nannte. Napoleon war darüber sehr ungehalten. „Wenn man solche Ausdrücke für die da gebraucht, was bleibt denn uns übrig?" Diese Worte des großen Imperators fielen uns ein, als aus der Mitte des Parlaments von jenseit des Kanals so süße Schmeicheleien zu uns herübertönten. Deutsche Canaillen (German blackguards), deutsche Bettler (German beggars), deutsche Söldlinge (German mercenaries), endlich sogar deutsche Meuchelmörder (German assassins) und andere ebenso ehrenvolle Epitheta wurden an uns verschwendet, und doch rief der Präsident der erhabenen Versammlung den ehrenwerthen Rednern nicht zu: „Wenn man solche Ausdrücke für die da gebraucht, was bleibt denn für uns übrig?" Cayley ergänzt jene angeführten Parlamentsinjurien, wenn er von dem Deutschen behauptet, es fehle ihm alle Muskelkraft, er sei faul, seine Adern seien nur zur Hälfte mit Blut gefüllt, er wasche sich nicht und sei ein „fit receptacle for vaporish humours". Nun, wenn der Deutsche ein Mensch ist, der sich nicht wäscht, so ist Cayley wahrlich ein noch viel ungewaschenerer Mensch, wofür ihn denn auch das „Dresdner Journal" tüchtig eingeseift und gewaschen hat. Nur in einem Punkte möchte Cayley doch nicht so ganz Unrecht haben, wenn er nämlich, wie dies ja auch von Deutschen selbst schon häufig genug geschehen ist, auf die Gebrechen und Gefahren der zu einseitig theoretischen, einen bloßen Gelehrtencharakter tragenden Unterrichts- und Erziehungsweise in Deutschland aufmerksam macht, wenn er hervorhebt, wie nur zu leicht die Zöglinge deutscher Universitäten sich als bloße Abklatsche dieses oder jenes Professors darstellten und wie darüber nur zu häufig der praktische Blick fürs Leben, der politische Gemeinsinn, die freie Umschau, die männliche Selbstbewußtheit und eine wahrhaft plastische Charakterbildung verloren gingen, weshalb uns auch die „Times" einmal ein Volk von Schulmeistern nannte. Die politische Freiheit und Machtfülle Englands, gegen die wir freilich klein erscheinen, wurzelt nicht blos, wie sich dies wol so Manche einzureden suchen, in der insularischen Lage Englands, und die Zerstückelung und politische Schwäche Deutschlands nicht blos in äußern Verhältnissen. Der Brite legt, wohin er auch kommt, sofort den Keim zu freien Gemeindewesen und mächtigen Staatenbildungen, während die Deutschen, in wie großer Zahl sie oft auch beisammen sind, sich atomistisch im Weltganzen fortbewegen und sich nirgends zu einem gebietenden Ganzen zusammenzuschließen wissen.*)

*) Wenn ein bornirter Brite über uns Deutsche ein so impertinentes Urtheil fällt wie Cayley, so können wir dies noch einigermaßen erklärbar und zugleich darin einen Trost finden, daß gerade die gebildetsten Briten neuerer Zeit, ein Shelley, Coleridge, Walter Scott, Carlyle, Bulwer und viele der edelsten Britinnen ganz anderer Ansicht über uns waren oder sind; wenn aber Stimmen aus dem nativistisch griechischen Heerlager in Athen, wie dies jüngst im „Constitutionnel"

Frederike Bremer.

Mary Howitt, eine jener trefflichen Britinnen, die es sich mit redlichem Ernst angelegen sein lassen, Kenntniß der deutschen Literatur und Liebe zu ihr unter ihren Landsleuten zu verbreiten, hat soeben auch den neuesten Roman der Schwedin Frederike Bremer: „Hertha“, in ihre Muttersprache übersetzt, ob nach dem schwedischen Original oder nach der deutschen Bearbeitung, wissen wir freilich nicht zu sagen. In einem englischen Blatte lasen wir bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkungen über dies jüngste Erzeugniß der berühmten Schwedin: «Hertha» ist das bedeutsamste, wennschon nicht das ansprechendste Buch, welches aus der gewandten Feder und dem gedankenreichen Kopf der Bremer hervorgegangen ist. Es ist nicht das ansprechendste, und zwar einfach darum, weil es ein sociales Uebel behandelt, das zu betrachten kein Wohlgefallen erregen kann. Aber es ist dies ein Uebel, welches wol Anspruch darauf hat, in Betrachtung gezogen zu werden, besonders jetzt, wo unsere Gesetzgeber sich eben mit der Stellung, welche die Frauen in England einnehmen, beschäftigt haben. Hier ist der Ort nicht zu erörtern, ob die englischen Frauen über die Gesetze, unter denen sie stehen, sich zu beklagen Ursache haben oder nicht, sondern nur die Aufmerksamkeit auf die Lage zu leiten, in welcher sich die unverheiratheten Frauenzimmer in Schweden befinden, und die uns wie der Bremer ein Zustand wirklicher Dienstbarkeit zu sein scheint. Fräulein Bremer hat die aus dieser Dienstbarkeit entspringenden Uebel in einer die höchste Theilnahme erweckenden, sorgfältig entwickelten Erzählung ans Licht gestellt, und sie verleugnet dabei ihre alte Philosophie nicht, offenbart aber zugleich noch mehr von jener neuen Erleuchtung, deren Strahlen ihre innerste Seele durchdringen. Wir meinen, daß ein solches Buch von einer solchen Autorität bedeutendes Aufsehen in Schweden erwecken müsse. Frederike Bremer genießt allgemeines Ansehen; sie ist für Viele maßgebend, und wir können nicht anders sagen, als daß dies ein sehr tüchtiges, mit fester Hand und in achtbarster Absicht geschriebenes Buch ist. Der englische Leser darf freilich nicht vergessen, daß es für Schweden geschrieben ist; aber es hat auch weltumfassendes Interesse genug, um auf allgemeinere Sympathien Anspruch zu haben und sich sowol in England als in Amerika einzubürgern.“ Man wird es nur in der Ordnung finden und gutheißen können, wenn solid gebildete, talentvolle und erfahrungsreiche Schriftstellerinnen ihre Fähigkeiten zum Nutzen ihrer leidenden und zurückgesetzten Geschlechtsgenossinnen verwenden, dabei aber, statt allgemeine und exaltirte, gar nicht bestimmt zu formulirende Emancipationsanträge zu stellen, die Mängel und Gebrechen in der Lage des weiblichen Geschlechts und der sie betreffenden Gesetzgebung genau bezeichnen, denen praktische Abhülfe gebracht werden kann und bei zunehmender Menschlichkeit und Vernünftigkeit der Gesetzgebung gebracht werden wird. Ueberhaupt werden schriftstellernde oder dichtende Frauen stets willkommen und auch dem Gemeinbesten förderlich sein, wenn sie sich mit Angelegenheiten ihres Geschlechts beschäftigen, die sich der Kenntniß oder der Sympathie des Mannes mehr entziehen. Nur muß man nicht in die Lage versetzt sein, einer Schriftstellerin den Vorwurf machen zu müssen, den Schiller in seinen Briefen an Goethe gelegentlich der Staël macht: „Sie tritt aus ihrem Geschlecht, ohne sich darüber zu erheben.“

H. M.

geschah, im Gegensatz zu dem „lebhaften, intelligenten, geistreichen und erfinderischen“ Volke der Griechen (oder Gräco-Slawen) die Deutschen „schwerfällig, träge, unbeholfen“ u. s. w. nennen, so können wir im Vollbewußtsein unsers Werths ein solches Urtheil nur mit der Verachtung strafen, die ihm gebührt. Gerade je mehr wir mit edler Selbsterkenntniß geneigt sind, unsere nationalen Schwächen einzugestehen, umsomehr sind wir auch berechtigt, uns unserer Intelligenz und unsers erfinderischen Geistes (nicht à la Simonides) zu rühmen.

Bibliographie.

Apel, T., Gesammelte dramatische Werke. 2ter Band: Günther von Schwarzburg, erwählter deutscher König. Ist sie treu? Die unverdiente Nase. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Das Büchlein von des Menschen Sohne. Eine moralisch-metafisische Dogmatik des Christenthums. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 20 Ngr.

Büchler, H., Shakspeare's Dramen in ihrem Verhältnisse zur griechischen Tragödie in besonderer Hinsicht auf Shakspeare's „Julius Cäsar“ und Hindeutungen auf „Hamlet“; die „Orestias“, „Agamemnon“, „Choëphoren“, „Eumeniden“ des Aeschilos; die „Trachinierinnen“ und „Oedipus auf dem Kolonos“ des Sophokles. Nürnberg, v. Ebner. Lex.-8. 12 Ngr.

Busch, M., Schleswig-Holsteinische Briefe. Zwei Bände. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Cotta, B., Geologische Bilder. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 166 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der vaterländische Hausfreund. Unterhaltungen und Studien aus dem Natur- und Menschenleben. Herausgegeben von F. E. Keller. 1ster Band. Fünf Hefte. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Held, J., System des Verfassungsrechts der monarchischen Staaten Deutschlands mit besonderer Rücksicht auf den Constitutionalismus. 1ster Theil: Einleitung. Allgemeine Staatsrechtsgrundsätze. Geschichte der politischen Gestaltungen Gesammt-Deutschlands. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Hoßbach, A. W., Aus Amerika. Leipzig, Wengler. 8. 20 Ngr.

Kletke, H., Reise des Prinzen Adalbert von Preußen, Königl. Hoheit nach Brasilien im Jahre 1842. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Hasselberg. Gr. 8. à 7½ Ngr.

Loebell, J. W., Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Vorlesungen, gehalten zu Bonn im Winter 1854 vor einer Versammlung von Männern und Frauen. Mit ergänzenden Anmerkungen und Erörterungen zur einheimischen und ausländischen Literaturgeschichte. 1ster Band. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Merr, E., Auf dem Lande. Ein Roman. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1857. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Müller, O., Der Stadtschultheiß von Frankfurt. Ein Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Reder, Caroline v., Die Ettingshofens. Ein Familiengemälde. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1857. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die ethischen deutschen Sagen. Aus dem Munde des Volkes und der Dichter herausgegeben von N. Hocker. Trier, Gall. 1857. 16. 24 Ngr.

Zur Erinnerung an Homburg. Poetische Bilder, Geschichten und Sagen, zusammengestellt von G. Schudt. Mit 1 Ansicht. Homburg, Fraunholz. 16. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Aphorismen über Protestantismus und Katholizismus. Herausgegeben von einem Laien. Schaffhausen, Schalch. Br. 8. 4½ Ngr.

Die Recensenten-Hölle oder oberflächliche Kritik und Heine'sche Tiefe. Einige Worte in Briefform an die deutsche Nation von X. Y. Z. Rendsburg, Matthiessen. 8. 10 Ngr.

Ueber Handelsbanken in kleinen Staaten. Eine Beleuchtung. Karlsruhe, Gutsch. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate **April, Mai** und **Juni** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 36.)

69\. **Shakspeare (William), Venus und Adonis. — Tarquin und Lukrezia.** Uebersetzt von **Johann Heinrich Dambeck.** Mit gegenübergedrucktem Original. 8. Geh. 1 Thlr.

Allen Freunden Shakspeare's wird diese neue, wenn auch schon vor längerer Zeit gefertigte und jetzt von dem Sohne des Uebersetzers herausgegebene Uebersetzung, der beiden durch Glut und Bilderreichthum ausgezeichneten epischen Dichtungen Shakspeare's (mit gegenübergedrucktem Original) gewiß willkommen sein.

70\. **Das Staats-Lexikon.** Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von **Karl von Rotteck** und **Karl Welcker.** Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von **Karl Welcker.** Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Erstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

Einer besondern Empfehlung beim deutschen Publicum bedarf dieses berühmte Werk nicht mehr: es hat sich bereits eine solche Stellung und einen solchen Namen in der deutschen Literatur erworben, daß ihm bei zeitgemäßer Erneuerung für immer ein ehrenvoller Platz in derselben gesichert bleibt. Als eine „Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände" ist das **Staats-Lexikon** mit Recht ein **unentbehrliches politisches Handbuch für jeden Gebildeten** genannt worden, „eine wahre politische Bibliothek nicht blos für Staatsgelehrte, sondern auch für alle Geschäftsmänner und gebildeten Bürger", „ein Werk, wie die Literatur von ganz Europa kein zweites ähnliches aufzuweisen hat". Die **dritte Auflage** wird wieder von **Welcker** redigirt, unter Mitwirkung der frühern und zahlreicher neuer Mitarbeiter, unter denen sich **die ersten Namen der deutschen Wissenschaft** befinden.

Die **dritte Auflage** des **Staats-Lexikon** erscheint in 10, höchstens 12 Bänden, oder in 100, höchstens 120 Heften zu 8 Ngr., in Druck und Format der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon sich anschließend. Monatlich erscheinen 2—3, jährlich 30—40 Hefte und die Vollendung des Werks wird sonach binnen drei Jahren erfolgen.

Das erste Heft nebst einem ausführlichen Prospect ist in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Literarische Anzeigen werden am Schlusse der einzelnen Hefte abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 3 Ngr. berechnet.

Preisermässigungen.

Nachstehende Taschenbücher, **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller,** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **10 Ngr.**
— Jahrgänge 1837 und 1838 à **6 Ngr.**

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck.* 6 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **15 Ngr.**

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer.* 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**
I.—X. Jahrg. (1830—39) **10 Thlr.**
XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I—X., 1840—49) **10 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**

Sextant, Taktmesser und Inductionsglobus,

vom

Polytechniker Brandegger in Ellwangen

durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand bis Schleswig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.; Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Belehrung nebst 12 Tabellen und einem Kärtchen besonders 18 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Taktmesser.

2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempi

an.) Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

Inductionsglobus

oder Globus zur praktischen Einführung in den mathematisch-geographischen Unterricht, sowie zum Gebrauche bei dem Unterricht in der Stereometrie, sphärischen Trigonometrie, Physik und Astronomie. Für Volks-, höhere Bürger-, Real-, Latein- und Töchterschulen, Gymnasien, Lyceen, Gewerbe- und polytechnische Lehranstalten. Dargestellt als eine 12 Zoll im Durchmesser haltende und mit künstlichem Schiefergrunde belegte Kugel, welche das Einzeichnen durch Griffel oder Kreide, sowie das spurlose Auslöschen des Gezeichneten gestattet. Auf elegantem polirtem Fußgestell mit messingenem Halbmeridian und Stundenring.

Nebst einem Leitfaden in der mathematischen Geographie nach den neuesten Quellen und erläuterndem Texte zum Gebrauche des Globus von

Franz Locher, Reallehrer.

4 Thlr. 17 Ngr. (Für solide Verpackung werden 15 Ngr. berechnet; die Fracht hat der Besteller zu tragen.)

Ein werthvolles Hülfsmittel des Unterrichts in der Geographie und mathematischen Physik, das in seiner Brauchbarkeit den übrigen bekannten Instrumenten des Polytechnikers Brandegger sich anreiht.

Commissions-Artikel.

Eisinger (A.), und **Hauser (F.)**, **Der physische Mensch.** Wissenschaftlich-populäre Zusammenstellung des Wichtigsten über den Bau des menschlichen Körpers und seine Lebensverrichtungen. Als Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher auch beim Unterricht für Blinde. Mit 90 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8. Wien. 1856. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rittinger (P.), Kurze Mittheilungen über die berg- und hüttenmännisch wichtigeren Maschinen- und Baugegenstände bei der Allgemeinen Industrie-Ausstellung zu Paris im Jahre 1855. In 168 selbstständigen Artikeln mit 188 in Holzschnitt ausgeführten Handzeichnungen. 8. Wien. 1855. 20 Ngr.

Tunner (P.), Bericht über die auf der Pariser Welt-Industrie-Ausstellung von 1855 verhandenen Producte des Bergbaues und Hüttenwesens oder der Gegenstände der I. Classe nach der im officiellen Kataloge getroffenen Eintheilung. 8. Wien. 1855. 15 Ngr.

Wurzbach von Tannenberg (C.), Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des Oestreichischen Kaiserstaates vom 1. Jänner bis 31. December 1854. Zweiter Bericht, erstattet im hohen Auftrage Seiner Excellenz des Herrn Ministers des Innern Alexander Freiherrn von Bach. Mit 57 Tabellen. 8. Wien. 1856. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zerrenner (C.), Einführung, Fortschritt und Jetztstand der metallurgischen Gasfeuerung im Kaiserthum Oesterreich. Ein Beleg für den Fortschritt des österreichischen Eisenhüttenwesens im Allgemeinen und eine Anleitung zur Torfwirthschaft und zur Darstellung des Stabeisens aus Roheisen mittelst Torf und Braunkohlen im Speciellen. Im Auftrage des Hohen k. k. Finanzministeriums herausgegeben. Mit elf Tafeln. 8. Wien. 1856. 2 Thlr.

Amari (Michele), Biblioteca Arabo-Sicula, ossia Raccolta di testi Arabici che toccano la geografia, la storia, le biografie e la bibliografia della Sicilia. Stampati a spese della Società Orientale di Germania. Fasc. I. 8. Leipzig. 1856. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dzieje Starego i Nowego Testamentu ułożone przez **X. A. R.** Czwarte wydanie. 8. Poznan. 1856. 6 Ngr.

Fuad-Efendi und Gävdät-Efendi, Grammatik der Osmanischen Sprache. Deutsch bearbeitet von *H. Kellgren.* 8. Helsingfors. 1855. 3 Thlr.

Goethe's Faust Part I. With an analytical Translation and etymological and grammatical Notes by *L. E. Peithmann.* Second Edition, revised and improved. 8. London and Edinburgh. 1856. 1 Thlr.

Hawks (Fr. L.), Narrative of the Expedition of an American Squadron to the China Seas and Japan. Performed in the years 1852, 1853 and 1854, under the Command of Commodore M. C. Perry, United States Navy, by Order of the Government of the United States. Compiled from the Original Notes and Journals of Commodore Perry and his Officers, at his Request and under his Supervision. With numerous Illustrations. 8. New-York. 1856. 10 Thlr.

Journal of the Proceedings of the Linnean Society. **Zoology.** Vol. I. 4 Nrs. 8. London. 1856. 3 Thlr. 6 Ngr.
The same. **Botany.** Vol I. 4 Nrs. 8. London. 1856. 3 Thlr. 6 Ngr.

Müller (Max), The Languages of the Seat of War in the East. With a Survey of the three Families of Language, Semitic, Arian, and Turanian. Second edition with an Appendix on the Missionary Alphabet and an Ethnographical Map, drawn by *Augustus Petermann.* 8. London. 1855. 1 Thlr. 15 Ngr.

The Natural History Review. Published Quarterly; including the Transactions of the Irish Natural History Societie, and of the Geological Society of Dublin. With woodcuts and lithographic Illustrations. Nr. IX. 8. London. 1856. 25 Ngr.

Sauerwein (G.), A Pocket Dictionary of the English and Turkish Languages. 16. London. 1855. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schiller (F.), The Song of the Bell. Das Lied van der Glocke. With a Translation by the late *I. H. Merivale.* 8. London and Edinburgh. 1856. 10 Ngr.

Viotte (Charles), Grammaire Turque courte et facile, à l'usage des Étrangers, Militaires, Commerçants, etc. en Turquie. Suivie d'un Vocabulaire contenant les mots les plus nécessaires et d'un Guide de Conversation en turc, français, anglais et italien. 16. Hermannstadt. 1856. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 39. —— 25. September 1856.

Moritz Carriere als Vermittler zwischen Philosophie und Christenthum.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. Von Moritz Carriere. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Indifferentismus, welcher während der letzten Jahre im Gebiet der religiösen Fragen geherrscht hat, ist von vielen Seiten als etwas höchst Bedenkliches und Beklagenswerthes aufgefaßt worden; ich habe dieser Ansicht nicht beizustimmen vermocht. Nach Zeiten der Aufregung und des Kampfes ist eine Zeit der Ruhe nothwendig und wohlthätig, auch wenn der Kampf noch nicht so, wie es wünschenswerth, zu Ende gekämpft ist. Mag immerhin dem ermattenden Streiter, zumal wenn er sieht, daß all seine Anstrengungen für den Augenblick erfolglos bleiben, der Gegenstand des Streits bis zu einem gewissen Grade gleichgültig werden, mit der wiederkehrenden Kraft, die ihm aus der Ruhe erwächst, wird auch das Interesse neu erwachen und er wird den Gegenstand, gerade weil er ihn eine zeitlang nicht beachtet, nur mit um so frischern Augen und gesteigerter Theilnahme betrachten. Es ist erfreulich, daß jetzt ein solcher Morgen auch für die religiösen Interessen zu tagen scheint, und es erscheint durchaus naturgemäß und hoffnungverspechend, wenn sich unter den Stimmen, von denen jetzt der Weckruf ausgeht, gerade eine solche wieder vernehmen läßt, welche zur Zeit der Aufregung den Frieden anzubahnen und die mit einseitiger Parteileidenschaft sich bekämpfenden Gegensätze zu vermitteln suchte.

In diesem Sinne knüpfen wir an das Wiedererscheinen des vorliegenden Buchs die Hoffnung, daß man einer denkenden Erwägung der religiösen Fragen nicht nur mehr Regsamkeit als in den letzten Jahren, sondern auch mehr Ruhe als in den frühern Jahren entgegenbringen und mehr und mehr den Mahnungen Derer Gehör geben wird, die wie Moritz Carriere bestrebt sind, beiden Seiten des religiösen Bewußtseins, der dem Erkenntnißtriebe und der dem Dogma zugewandten, mit gleicher Unbefangenheit Rechnung zu tragen. Die Stellung, welche Carriere überhaupt und so auch in diesem Buche zur Religion einnimmt, dürfen wir im Allgemeinen als bekannt voraussetzen. Die Religion ist ihm nicht blos ein Gegenstand des Denkens, sondern auch eine Sache des Herzens, aber auch nicht blos der Inhalt starrer Dogmen, sondern die Seele einer lebendigen, zugleich vernunftgemäßen und historischen Entwickelung. Der Rationalismus wie der orthodoxe Supranaturalismus, der Pantheismus und der Deismus gelten ihm nur als einseitige, für sich allein nicht ausreichende Erscheinungsformen Dessen, was die Religion im Ganzen und in der Wahrheit ist; er sucht daher beide Standpunkte zu überwinden, ja er geht noch weiter, er sucht auch über den Gegensatz des religiösen und des wissenschaftlichen, des christlichen und des philosophischen Standpunkts hinauszukommen und nachzuweisen, daß zwischen der wahren Philosophie und dem wahren Christenthum kein wirklicher Widerspruch besteht, daß sie vielmehr in den Grundideen übereinstimmen und nur in unwesentlichen Formen auseinandergehen.

Ein derartiges Bestreben, zwei so unvereinbar scheinende Gegensätze wie Philosophie und Christenthum vermitteln zu wollen, ist bisjetzt in der Regel mit Mistrauen und Widerstreben aufgenommen, und so hat auch Carriere unter den Vertretern der Wissenschaft wie unter den Kämpfern für das Christenthum nicht wenig Widersacher gefunden. Die Einen finden, daß er der Religion, die Andern, daß er der Philosophie zu viel Concessionen macht; den Einen ist er zu sehr Gefühlsmensch, den Andern zu vorherrschend Vernunftmensch; die Einen vermissen an ihm die wissenschaftliche Schärfe und Nüchternheit, die Andern die unbedingte Gläubigkeit und Kirchlichkeit; Manche sehen wol auch in seiner Art, die Gegensätze auszugleichen, ein bloßes Zusammenrühren derselben und fürchten, daß dabei ebenso wol die Wissenschaft wie die Religion verloren gehen könne.

Auf eine solche Opposition von zwei verschiedenen Seiten muß sich Jeder gefaßt machen, der es unternimmt, sich über beide Seiten stellen zu wollen. Zwar

läßt sich nicht leugnen, daß Carriere hierzu auch noch besondern Anlaß geboten hat. Indem er nämlich von vornherein auch in der Darstellungsweise den Standpunkt der Vermittelung einnahm, verzichtete er darauf, die Wahrheit seiner philosophischen Grundideen und die Uebereinstimmung derselben mit den wesentlichen Grundzügen des Christenthums durch eine streng wissenschaftliche Beweisführung zur Geltung zu bringen, er gab seine Gedanken mehr in rhetorisch-poetischer als in philosophischer Form, ja ließ sich hierbei auch wol zu einer gewissen Ueberschwänglichkeit fortreißen, welche in dem nüchternen Denker leicht den Verdacht erweckt, hinter einer so wenig philosophischen Form könne auch kein philosophischer Gedanke stecken. So beginnt er z. B. den Abschnitt „Das Wesen Gottes" mit der Apostrophe:

> Heiliger Strom des Lebens, deine Wogen schlagen von der Erde zur Sonne, von der Sonne zu den Sternen; nirgends finden sie ein Ufer, das sie hemme und umschließe, alle Gestade sind von ihnen umflossen und getragen, und du hebst die Geschlechter der Wesen empor aus deinem Schoose, daß sie das Licht begrüßen und dich genießend deiner Freude theilhaftig werden. Aufgetaucht aus deiner Tiefe hör' ich dein herrliches Rauschen in den Harmonien der Sphären und fühle mich eingewebt in seine Klänge. Quillst du selbst aus dunkler Nacht, um wieder in ihr Grab zu sinken? Ruft ein fremdes Wort dich hervor? Oder gebierst du dich selbst, freithätig in selbstbewußter Klarheit, ein ewiges Meer im wechselnden Wellenspiel? Wie kann ich dich fassen und halten?

Wer bereits auf demselben Standpunkte steht wie der Verfasser, wird hieran durchaus keinen Anstoß nehmen; er wird erkennen, daß der Gefühlsausdruck von einem wahren Gedanken durchdrungen und an der Schwelle einer Gottesbetrachtung wol gerechtfertigt ist. Wer aber auf dem rein wissenschaftlichen Standpunkte steht, wem es darum zu thun ist, das Wesen Gottes in einem reinen Vernunftbegriff zusammenzufassen, den wird dieser Ausgang von einer Gefühlsanschauung nicht befriedigen, ja er wird sich durch die emphatische Einkleidung der Anschauung eher abgestoßen als angezogen fühlen. Hieraus erklärt sich, warum Carriere von Manchen perhorrescirt wird, die er vielleicht von der Richtigkeit seiner Ideen überzeugt hätte, wenn er anders verfahren wäre. Vielleicht ist ihm die Zustimmung derselben gleichgültiger; hierin aber hat er Unrecht. Die Zahl Derer, welche in derartigen Schriften die Einmischung der Gefühlssprache nicht vertragen können, ist sehr groß und beschränkt sich keineswegs auf die Philosophen von Fach oder auf wirklich einseitige, verknöcherte Verstandesmenschen. Dem Gefühl Vieler und nicht der Schlechtesten wohnt eine gewisse Schamhaftigkeit bei; es vermag sich selbst der Oeffentlichkeit nicht preiszugeben und liebt es auch nicht, wenn Andere damit ohne absolute Nothwendigkeit heraustreten. Am wenigsten wissen Viele die Sprache des Gefühls da zu würdigen, wo sie darauf ausgeht, eine Wirkung auf ihre Ueberzeugungen auszuüben. Ueberzeugungen mag man nur gegen überzeugende Gründe, nicht gegen vorübergehende Gefühlserregungen aufgeben. Die sich durch letztere bestimmen und gewinnen lassen, pflegen in der Regel Solche zu sein, welche selbst keine eigenen Ueberzeugungen haben. In ihnen besitzt man aber eine sehr unsichere Errungenschaft. Sie stimmen mit demselben Enthusiasmus dem Antonius bei, mit dem sie kurz vorher dem Brutus Recht gaben. Wer zuletzt auf sie wirkt, der hat sie. Wer daher einer Idee zum Siege verhelfen will, wird stets sicherer gehen, wenn er zunächst auf streng wissenschaftlichem Wege die eigentlichen Denker zu gewinnen sucht. Hat eine Idee erst hier Wurzel geschlagen, so folgt dann die weitere Ausbreitung derselben ganz von selbst. Carriere hat den umgekehrten Weg vorgezogen. Durchdrungen von dem Gedanken, den folgendes Distichon ausspricht:

> Allen gehört, was du denkst, dein eigen ist nur, was du fühlest,
> Daß er dein eigener sei, fühle den Gott, den du denkst.

hat er den Gott, wie er ihn denkt, nicht blos dem Gedanken, sondern auch dem Gefühl seiner Leser einimpfen wollen; aber gerade hierdurch hat er den Gedanken gegen sich stutzig gemacht und dadurch Manchem die Empfänglichkeit für seine Ideen geraubt. Ganz ohne Schuld ist Carriere also nicht, wenn seine Bemühungen, die Wissenschaft und Religion zu vermitteln, hier und da noch bemistraut werden; aber wir können diese Schuld nur der Form beimessen, in der er seine Ideen entwickelt hat; was hingegen die Ideen selbst betrifft, so können wir dem eigentlichen Kern und den wesentlichen Grundzügen derselben nur unsere Zustimmung zollen, denn es ist von jeher auch unsere Ueberzeugung gewesen, daß die wahre Gott- und Weltanschauung eine solche sein muß, welche weder blos Pantheismus, noch blos Deismus ist und welche die Fähigkeit besitzt, in gleichem Maße dem philosophischen wie dem religiösen Bedürfniß zu genügen.

Zunächst entwickelt Carriere diese Ansicht dadurch, daß er die Einseitigkeit des Deismus und Pantheismus aufdeckt. Gegen den erstern macht er Folgendes geltend. Wenn ein Gott angenommen werde, der ursprünglich selbstbewußt in seiner eigenen Wesenheit da sei, der dann die Welt erschaffen habe und sich zu ihr verhalte wie der Werkmeister zu seinem Werke, das er von außen regiere, so sei dieser Gott neben den endlichen Dingen, die weder zu ihm gehören, noch eine Entfaltung seines Wesens seien, selbst endlich, da er ja an ihnen eine Grenze, ein Ende habe, vor allem aber doch die Unendlichkeit als ein Attribut Gottes gelten müsse, ja gerade diejenige Bestimmung ausdrücke, die ihn im Unterschiede von den endlichen Dingen in seiner Wesenheit bezeichne. Ferner sei ein solcher Gott, aus Raum und Zeit hinausgedrängt, von allem Sichtbaren, Lebendigen hinweggewiesen, zu einem bloßen Gedankendinge gemacht, das nirgends und niemals zu finden sei, und daß darum von solch einem Gott ein Forscher nicht mit Unrecht behauptet habe, daß er ihn noch mit keinem Fernrohr erblickt, seiner aber auch als einer Hypothese nicht bedürfe. Endlich erscheine solch ein Gott, als Gesetz-

geber und Herrscher gedacht, entweder ohnmächtig, sofern der Mensch etwas gegen den Willen desselben thun könne, oder als absoluter Despot und Vernichter jeder Freiheit, wenn der Mensch nichts Anderes könne, als was Gott wolle; auch bleibe dem Deismus der Gedanke, wie Gott Mensch werden könne, dieser Mittelpunkt der christlichen Wahrheit, schlechthin unbegreiflich, und sei daher vom Supranaturalismus als ein Mysterium gefaßt, vom Rationalismus geradezu verworfen.

Ueber den Pantheismus spricht er sich folgendermaßen aus. Ihm sei das Universum eine Entfaltung Gottes, Geist und Natur, Denken und Ausdehnung nur seine Offenbarungsweisen, die Seelen und die Körper nur Bestimmungen, Erscheinungen derselben, Gott und das All seien Eins. Der Pantheismus halte somit die Einheit und Unendlichkeit alles Lebens fest, und das sei sein unbestreitbares Recht, denn sie sei die unverwüstliche Grundlage der Religion wie des philosophischen Erkennens. Der Gott, welchen eine unübersteigliche Kluft von uns scheide, der in die Abgründe einer jenseitigen Unendlichkeit oder auf den verlassenen Thron einer schweigenden Ewigkeit als einsamer König gebannt ist, dieser vermöge gar nicht der Gegenstand herzlicher Liebe und Verehrung zu sein, da solche stets ein inniges seliges Einswerden mit dem Andern erfodere; aber wo erkannt werde, daß die göttliche Natur durch das All ergossen sei und auch in uns fühle und denke, da entwickele sich alles Dasein freudig unter dem Hauch einer allwaltenden Seele, da spreche aus allen Wesen ein vernehmliches Wort zu unserm Ohr, da schlinge sich ein Liebesband der Verwandtschaft um alle Dinge und gehe dem Menschen in Gott das rechte Leben auf. Aber trotzdem genüge auch der Pantheismus für sich allein nicht. Die Einheit des Lebens als solche gehe ihm in dem Unterschiede der besondern Gestalten verloren und er werde blos zur Summe der vielen Dinge, die allein Dasein haben; Gott vergesse sein selbst in den Geschöpfen, oder finde vielmehr erst im Menschen eine Erinnerung an seine allgemeine Wesenheit, sodaß er auf den Philosophen warten müsse, um zum Selbstbewußtsein zu kommen. Der Pantheismus erstrebe die Einheit und Unendlichkeit, aber beide seien ihm aufgelöst in das Mannichfaltige, in die Fülle des Endlichen, seine Substanz erfasse sich nicht selbst in ihrer Ganzheit, sondern es sei erst der Mensch, der den Begriff der Einheit bilde, Gott werde also damit zu einem bloßen Gedanken des Menschen, der ihn nach seinem Bilde schaffe.

Aus dieser Schilderung und Bekämpfung des Deismus und des Pantheismus ergibt sich zugleich, wie Carriere selbst den Gottesbegriff gefaßt wissen will. Gott soll und kann nach ihm nicht blos etwas für sich außer und neben den einzelnen Erscheinungen der Welt, aber auch nicht blos die Summe, das bewußte und willenlose Aggregat dieser weltlichen Erscheinungen sein, sondern er muß, indem er die einzelnen Erscheinungen in sich faßt und trägt, zugleich sich selbst als das Ganze, als das Umfassende erfassen, er muß, indem er im Einzelnen ist, zugleich bei sich bleiben, zugleich mit dem Vielen und mit sich selbst Eins sein. Dies ist der Carriere'sche Gottesbegriff, den er im Abschnitt „Das Wesen Gottes" direct entwickelt und am kürzesten in folgenden Sätzen zusammenfaßt:

> Demnach nennen wir Gott oder das Unendliche zuerst das Sein als ewige sich selbst schaffende und gestaltende Thätigkeit; sein Wirken ist sein Wesen und sein Wesen sein Wirken; er ist ein ewiges Sichselbstgebären. Wäre nun ferner Gott nicht der Eine oder das alleinige Sein, so wäre er nicht unendlich, denn dann wäre ein Sein außer ihm, an dem er sein Ende und seine Grenze fände. Der außerweltliche Gott, der naturlose, ist damit ein endlicher, kein Gott, sondern ein Götze.

Aber:

> Gott ist auch nur der Unendliche, wenn er als der Eine in Allem gegenwärtig und in sich selbst beschlossen und vollendet ist. Denn sonst wäre er aufgelöst in die Vielheit, und wir hätten nur eine endlose Summe von Endlichkeiten, wie der Pantheismus. Umfang und Mittelpunkt sind Wechselbegriffe in der Bestimmung des Kreises, keiner kann ohne den andern sein; dennoch nehmen die Deisten Gott als ein Centrum, ohne sofort die Peripherie als zu ihm gehörig zu erkennen und in ihr alle Dinge zu umfassen; dennoch nehmen die Pantheisten Gott als eine Peripherie, welche in sich selbst kein Centrum hat, von dem aus alle Radien gehen, wohin sie alle zurückführen, von dem die Umfangslinie selbst erst ihre Gestalt empfängt. Jenen ist Gott Eines, diesen ist er Alles, uns ist er Eines und Alles: Alles in der Form der Ausbreitung seines unerschöpflichen Reichthums, Eines in der ununterbrochenen Beziehung auf sich, im Beisichselbstsein. Der wahrhaft Unendliche also ist der in sich Einige, in dem wir alles Besondere anschauen als eine Entfaltung und Bestimmung seines Wesens, und dies Wesen und seine Thätigkeit muß Alles in sich tragen und durch alle einzelnen Werke sich hindurch erstrecken und in allem Unterschiede über ihn übergreifend bei sich selbst sein.

Wir müssen der hierin sich aussprechenden Gottesidee im Allgemeinen unsere volle Zustimmung zollen und sind der festen Ueberzeugung, daß nur von ihr aus die Welt zu begreifen, nur in ihr eine wirkliche Befriedigung des religiösen Gefühls zu erreichen ist. Dagegen können wir mit der Art und Weise, wie Carriere selbst diese Idee abgeleitet oder entwickelt hat, nicht in demselben Grade einverstanden sein; wir vermissen darin den sich selbst völlig klaren und darum mit Klarheit zu verfolgenden logischen Fortschritt und diejenige Continuität und Consequenz der Gedankenfolge, die allein zu überzeugen vermag. Er geht von dem Satze aus: „Ich erkenne, weil ich erkannt bin." Dieser Satz ist aber durchaus nicht ein so ursprünglicher, einfacher, sich unmittelbar von selbst verstehender, daß sich nicht viele Zweifel dagegen erheben ließen. Er bedarf selbst noch der Stütze und kann daher nicht wol als erster Grundstein dienen. Was heißt er eigentlich? Doch wol: „Das Erkennen setzt das Erkanntsein voraus." Läßt sich dies aber auch vom göttlichen Erkennen behaupten? Erkennt auch Gott, weil er erkannt ist? Von einem Andern kann doch Gott gar nicht erkannt sein; es bleibt also nur die Annahme übrig, daß er, um sich oder irgendetwas in sich zu erkennen, bereits von sich selbst erkannt sein müsse. Nun ist doch aber das an sich

selbst Erkanntsein jedenfalls als die Wirkung, das Erkennen hingegen als die Ursache zu denken; das Erkanntsein also als Voraussetzung des Erkennens zu denken ist geradezu eine Umkehrung von Ursache und Wirkung; auf Gott läßt sich also jener Satz unmöglich anwenden. Aber auch wenn man ihn auf das endliche Ich des Menschen beschränkt, läßt er noch viele Bedenken zu. Was nöthigt mich, aus dem Umstande, daß ich erkenne, sofort zu schließen, daß ich erkannt bin? Der Verfasser fühlt selbst das Dunkle des Satzes und fügt daher die Erklärung hinzu:

Weil die Dinge selbst ursprünglich in einem Schöpfergeiste gedacht sind, kann ich die Natur in mein Inneres aufnehmen; weil die Vernunft und die äußere Wirklichkeit einen gemeinsamen Lebensgrund haben, kann in den Formen der einen das Gesetz der andern ausgesprochen werden, kann in ihrem Zusammenwirken die Wahrheit für uns entstehen, wenn wir den großen Gedanken der Schöpfung noch ein mal denken.

Ich bin, weil ich mit dem Verfasser im Allgemeinen harmonire, gern geneigt, ihm die Wahrheit dieses Gedankens zuzugeben; aber daß es eine unmittelbar einleuchtende, als Axiom zu benutzende Wahrheit sei, kann ich ihm nicht einräumen. Der Verfasser fährt fort:

Die Idee aber jenes einen unendlichen Lebensgrundes aller Dinge ist uns wesenhafter und inniger als die von uns selbst. Denn wir nennen uns, kennen uns als endliche Geister, der Ausdruck der Endlichkeit aber ist der eines Mangels, einer Unvollkommenheit, und dieser negative Begriff ist nur möglich, wenn der positive eines mangellosen, vollendeten, unendlichen Seins zuvor in unserer Seele gegenwärtig ist; wir messen die Erscheinungen an ihm und nennen sie endlich, wenn sie ihm nicht entsprechen.

Gut, wenn dieses so ist, wenn ihm die Idee einer unbegrenzten Erkenntniß wirklich die frühere, die schlechthin ursprüngliche ist, warum hat es dann der Verfasser für nöthig gehalten, von der Idee einer begrenzten Erkenntniß zu ihr überzuleiten? Warum beginnt er: „Ich erkenne, weil ich erkannt bin", was doch soviel heißt als: Daraus, daß ich erkenne, muß ich schließen, daß ich erkannt bin? statt unmittelbar zu sagen: Es gibt eine unbeschränkte Erkenntniß, und alsdann von diesem Begriff das Weitere abzuleiten? Jedenfalls doch darum, weil ihm nicht die unbeschränkte Erkenntniß, sondern sein eigenes subjectives Erkennen als das unmittelbar Gewisse gilt. Wäre dem nicht so, so vermöchte man gar nicht einzusehen, warum er überhaupt vom Begriff des Erkennens ausgeht, zumal er von diesem Begriffe nur mittels eines Sprungs zu demjenigen Begriff, den er als den eigentlichen Urbegriff bezeichnet, zum Begriff eines mangellosen, vollendeten, unendlichen Seins hin zu gelangen vermag. Zunächst schließt er von seinem subjectiven Erkennen nur auf ein allgemeines, absolutes Erkennen; dann aber supponirt er plötzlich für dieses den Begriff des absoluten Seins, als ob Erkennen und Sein schlechthin identische Begriffe seien, während doch der letztere unstreitig ein viel weiterer ist als der erstere. Daß ihm der Begriff des unendlichen Seins noch nicht wirklich der unmittelbare Begriff ist, geht noch deutlicher daraus hervor, daß er das Bedürfniß fühlt, ihn aus seinem Gegensatze, dem endlichen Sein, zu deduciren, wobei er meint, ihn selbst könne man durch keine äußere Erfahrung gewonnen haben, da diese uns überall und immer nur in Zeit und Raum begrenzte Wesen zeige, und darum müsse man annehmen, daß die Idee des Unendlichen der Seele als die erste Anschauung eingeboren, daß sie eine Offenbarung des seienden Unendlichen selbst an den denkenden Geist sei. Der Verfasser gelangt hier zum Unmittelbaren auf einem seltsamen Umwege, dessen er durchaus nicht bedurfte, ja der durch eine falsche Voraussetzung bedingt ist. Gerade die äußere Erfahrung zeigt uns nie und nirgends das Endliche, sondern im Gegentheil stets und überall das Unendliche. Wo irgend ein Einzelnes aufzuhören scheint, fängt unmittelbar ein Anderes an; die Continuität des Seins ist nirgends unterbrochen. Wir betrachten die Dinge nur als endlich, sofern sie sich voneinander unterscheiden; sofern sie aber Eins sind, d. h. sofern sie am allgemeinen Sein theilhaben, stellen sie sich auch unserer äußern Wahrnehmung als unendlich dar; denn wir bemerken zwischen ihnen keine Kluft, die uns nicht auch von irgendetwas Seiendem ausgefüllt wäre. Wir haben also gar nicht nöthig, vom Endlichen vermittels eines Vernunftschlusses zum Unendlichen zu gelangen; wir haben es auch nicht blos als eingeborene Idee in uns, sondern auch als äußere Anschauung um uns, es ist eben das Sein, in welchem schlechthin Alles, mithin auch mein denkendes und gedachtes Ich, lebt, webt und ist.

Dieser einfache Begriff des Seins ist es also, von welchem der Verfasser als dem Urbegriff ausgehen mußte, während er sich bemüht, vom Begriff des subjectiven Bewußtseins zu ihm hinzuleiten und doch gleichzeitig zu fodern, daß man ihn als den Urbegriff denken müsse. Daß ihm dieser Begriff noch nicht wirklich Das ist, als was er ihn hinstellt, erkennt man recht deutlich daraus, daß er ihn wieder fallen läßt, nachdem er ihn schon gewonnen, und dann nöthig hat, ihn dem dafür substituirten Begriff abermals abzugewinnen. Während er nämlich dem Endlichen zunächst das „unendliche Sein" gegenüberstellt, spricht er unmittelbar darauf immer nur vom „Unendlichen" und sagt z. B.: „Was von einem Andern begrenzt und getragen ist, heißt uns endlich; das Alles umschließende und tragende Unendliche nennen wir Gott." Die Ausdrucksweise ist vielleicht zunächst nur aus einer Breviloquenz hervorgegangen; bald aber zeigt sich, daß dem Verfasser der Begriff des Seins wirklich aus dem Gedächtniß entfallen, denn er hält es für nöthig, ihn aus dem Begriff des Unendlichen zu deduciren. Er sagt:

Wer aber das Unendliche denkt, der kann es gar nicht anders als seiend denken; denn ein Unendliches, welches nicht wirklich wäre, hätte ja an der Wirklichkeit sein Ende, hätte das Sein außer sich und damit am Sein eine Grenze und hörte dadurch sogleich auf unendlich zu sein. Das Unendliche kann also gar nicht als nichtseiend gedacht werden, seine Idee schließt unmittelbar das Sein in sich ein; wer an der Existenz Gottes zweifelt, beweist darum nur, daß er einen falschen Begriff von demselben hat u. s. w.

Da haben wir in wenig modificirter Form den metaphysisch-ontologischen Beweis vom Dasein Gottes. Statt, wie er doch oben selbst gethan, den Begriff des Seins als den Grund- und Hauptbegriff zu fassen und den Begriff der Unendlichkeit nur als Attribut demselben beizufügen, kehrt der Verfasser hier die Sache plötzlich um, faßt das Unendliche als Hauptbegriff, identificirt diesen Begriff mit dem Begriff der göttlichen Substanz und stellt den Begriff des Seins als ein bloßes Attribut, als eine vom Unendlichen unzertrennliche Qualität dar. Dies ist aber nichts weniger als gleichgültig. Fassen wir Gott als das „seiende Unendliche", so müßten wir als Gegenbegriff ein „nichtseiendes Unendliches" denken; diesen Begriff lassen wir aber überhaupt ungedacht. Fassen wir dagegen Gott als das „unendliche Sein", so unterscheiden wir ihn in diesem Fall vom endlichen Sein, d. h. wir sagen aus, daß er zwar substantiell mit dem Endlichen Eins, qualitativ aber von ihm verschieden, nämlich nicht eine endliche, sondern die unendliche Substanz ist; hierin aber haben wir unmittelbar denjenigen Begriff Gottes, der sein doppeltes Verhältniß zur Welt als der Summe der einzelnen Erscheinungen klar bezeichnet, nämlich einerseits sein substantielles Einssein mit der Welt, also diejenige Seite, welche der Pantheismus auffaßt; und andererseits sein qualitatives Erhabensein über der Welt, sein Beisich- und Fürsichsein als das die Welt Umfassende, mithin diejenige Seite, an die sich der Deismus hält. Es ist aber überhaupt unzulässig, Gott blos als „Seiendes" oder auch als „das Seiende" zu fassen. Das „Seiende" ist blos das am „Sein" Participirende oder die Summe dieses Participirenden. Dieser Ausdruck eignet sich also nur für die einzelnen Dinge oder für die Welt als die Gesammtheit derselben; auf Gott hingegen, wenn er wirklich nicht blos pantheistisch gefaßt werden soll, ist nur der Begriff des Seins selbst, das Sein in der wirklich unbegrenzten, infinitiven Form, anzuwenden, das Sein, in welchem alles Seiende ist. Der Ausdruck „das seiende Unendliche" involvirt daher eigentlich einen Widerspruch, denn er heißt genau genommen: „das am Sein theilhabende Unendliche", ein Unendliches aber, welches am Sein blos theilhat, ist kein wirklich Unendliches.

Es verdient die volle Anerkennung, daß Carriere im Folgenden mit Nachdruck betont, daß das Unendliche oder, wie er richtiger nun wieder sagt, das unendliche Sein schlechterdings nicht ohne Bewegung, ohne selbstbestimmende Thätigkeit gedacht werden könne; denn dies ist ein Punkt, der am Gottesbegriff immer noch viel zu wenig ins Auge gefaßt ist. Die Art und Weise aber, wie er zu diesem Begriffe gelangt, ist wiederum nicht befriedigend. Auch hier hätte er des indirecten Beweises nicht bedurft, sondern er hätte nur den Begriff des Seins dialektisch und das reale Sein empirisch zu zergliedern brauchen, um darzuthun, daß Sein und Selbstbewegung zwei unzertrennliche Begriffe, ja genau genommen nur zwei Ausdrücke für Einen Begriff sind. Ursprünglich hat aber auch in den Wörtern „Sein" und „Wesen" der Begriff der Bewegung gelegen.

Hier und da scheint mir Carriere den Standpunkt der Vermittelung den Gegensätzen gegenüber zu überschätzen und dadurch mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Wenn er z. B. in der obenangeführten Stelle sagt, der außerweltliche Gott des Deismus sei „ein endlicher, kein Gott, sondern ein Götze", so spricht er ihm hiermit jede Berechtigung, jede Wahrheit ab und vergißt, daß ja auch er in seinem Gottesbegriff Gott nicht blos intramundan, sondern auch extramundan denken muß, weil er ihn sonst wie der Pantheismus ganz und gar in die Einzelerscheinungen zerfließen ließ. Der deistische Gott ist daher kein absolut falscher, kein Götze, sondern ein nothwendiges positives Moment des wahren lebendigen Gottes; er ist auch nicht ein bloßer Bruchtheil der Gottheit, sondern der ganze Gott, und die Einseitigkeit desselben besteht blos darin, daß er allein in der Form der Concentration gedacht wird, während ihn der Pantheismus nur in der Form der Expansion denkt. Soll die Vermittelung des Deismus und Pantheismus nicht eine bloße Abstraction, gleichsam das inhaltlose Nichts, die Null zwischen den entgegengesetzten Größen der positiven und negativen Zahlenreihe sein, so darf sie die beiden einander gegenüberstehenden Gottesbegriffe in sich nicht vernichten, sondern muß sie im Gegentheil zur gleichberechtigten Existenz in sich erheben, was eben dadurch geschieht, daß sie in ihnen denselben Grundbegriff, denselben substantiellen Gehalt erblickt und erkennt, daß sie nur zwei verschiedene Formen Eines und Desselben sind und daß eben auf diesem Unterschied der Formen, auf dem Wechsel von Concentration und Expansion, von Beisichsein und Außersichsein das unendliche Leben, die Metamorphose der ewigen Substanz beruht. Aus diesem Grunde steht auch die deistische Vorstellung, welche die Welt der Gottheit gegenüber nicht blos als ein Geschöpf derselben, sondern als einen Abfall von ihr faßt, mit der vermittelnden Gottesidee keineswegs in absolutem Widerspruch, sondern auch sie muß als ein nothwendiges Moment in sie mitaufgenommen und nur nicht als die allein wahre Vorstellung betrachtet werden. Es verlangt dies nicht nur der Begriff der Vermittelung als solcher, der die Gegensätze zu ihrem vollen Rechte gelangen lassen muß, sondern auch die empirische Betrachtung des Weltlebens und des Verhältnisses der Welt zu Gott. Die Welt zeigt sich uns keineswegs blos in der Form des Einsseins mit Gott, sondern auch in der Form des Abfalls von ihm, d. h. nicht blos als vollkommen und in sich harmonisch, sondern auch als unvollkommen und mit sich selbst in Kampf und Widerspruch begriffen. Diese Dissonanzen lassen sich nicht wegvermitteln; zwar muß angenommen werden, daß sie im höchsten Accord des vollkommenen Gottbegriffs ihre Lösung finden; aber daß sie auch in ungelöster Form eine reale Existenz zu gewinnen vermögen, beweist eben, daß Gott nicht blos in der Form der Vermittelung, nicht blos in der Form der absoluten

Identität von Einheit und Mannichfaltigkeit, Geist und Natur, sondern auch in der Form des Gegensatzes, ja des Conflicts besteht und daß eben hierauf sein lebendiges, dreifaltiges Sein beruht. Wenn also Carriere den deistischen Gott geradezu als Götzen bezeichnet, raubt er seinem eigenen Gott ein wesentliches, nothwendiges Moment seines Wesens und tritt in Widerspruch mit Dem, was er kurz vorher über die Berechtigung des Deismus und Pantheismus selbst gesagt hat. Es heißt S. 15:

Hätten die geschilderten gegensätzlichen, in ihrer Einseitigkeit ungenügenden Anschauungen gar keine Wahrheit, so würden sie nicht existiren, so würden so Viele sich nicht mit ihnen befreunden und befriedigen können; wir dürfen sie darum nicht schlechthin verwerfen, sondern es gilt vielmehr, die Wahrheit, welche in jeder vorhanden, zu erfassen und aus diesen verschiedenen Bausteinen, welche durchaus zueinander gehören, den Dom des Glaubens und Wissens zu errichten und in der Erkenntniß einer im Unterschiede sich bestimmenden und offenbarenden Einheit, eines unendlichen Selbstbewußtseins und weltumfassenden Gottesgeistes den Deismus wie den Pantheismus aufzuheben, indem ihre richtige Idee erhalten bleibt.

Dieser Anschauung, worin sich die Grundtendenz seines Werks ausspricht, können wir unsere vollste Zustimmung nicht versagen, und wenn wie im Vorangehenden gegen die Art und Weise, wie er diese Tendenz verfolgt und seinen Gottesbegriff entwickelt und im Einzelnen bestimmt, Manches zu erinnern gefunden haben, so hebt dies unsere Anerkennung Dessen, was das Ziel und Resultat seines Strebens ist, nicht im mindesten auf, ja wir haben unsere Einwendungen nur darum specieller entwickelt, weil uns in hohem Grade darum zu thun ist, daß die von Carriere aufgestellte, im Wesentlichen von uns getheilte Gottesidee in möglichster Reinheit durchdringen möge.

Die beiden folgenden Abschnitte „Gott in der Natur" und „Der Mensch" enthalten in nuce die Grundzüge einer Naturphilosophie und Anthropologie, wie eine solche dem aufgestellten Gottesbegriff entspricht und wie sie dem Zwecke des nicht blos belehren, sondern auch erbauen wollenden Buchs angemessen ist. Natürlich kann hier nur das Wichtigere, dem allgemeinen Interesse und der unmittelbaren Erfassung Näherliegende in den Kreis der Betrachtung gezogen, Vieles nur im Fluge berührt werden; aber die Gewandtheit, mit welcher Carriere den Leser auf kurzem und aussichtreichem Wege durch das Gebiet weitschichtiger Wissenschaften zu führen und ihm eine Rundschau über die einzelnen Partien zu verschaffen weiß, ist wirklich bewundernswürdig. Die nächstfolgenden Abtheilungen sind den ethischen Fragen, insbesondere dem schwierigen Problem über die Entstehung und Bedeutung des Bösen in der Welt und über die Vereinbarkeit der menschlichen Freiheit mit der göttlichen Allmacht gewidmet. Ohne sich hier auf eine wirkliche Untersuchung der eigentlich kritischen Punkte und Antinomien einzulassen, gibt er doch von seinem Gottesbegriff aus eine solche Erklärung derselben, die nicht blos das religiöse Gefühl und das Sittengesetz, sondern auch das wissenschaftliche Bedürfniß zu befriedigen vermag, besonders wenn man dabei, wie wir oben als nothwendig nachgewiesen haben, das die Gegensätze vermittelnde Element in Gott von vornherein nicht als das einzige, sondern nur als das höchste Moment seines Wesens betrachtet und auch den Gegensätzen der Welt als solchen eine nicht blos in Harmonie, sondern auch im Kampf begriffene Existenz einräumt. Dieser Idee gemäß sieht auch Carriere den Sündenfall und die Scheidung der Völker als eine Zerklüftung der Welt und des Menschen in sich und als eine Entfremdung von Gott an und betrachtet die Hoffnung der Juden auf den Messias und ähnliche Ahnungen anderer Völker als den Ausdruck der Sehnsucht, die verlorengegangene Einheit mit Gott wiederherzustellen; und ganz dem entsprechend gilt ihm auch Christus gerade insofern als der Heiland und Erlöser, als derselbe diese Sehnsucht wirklich befriedigt und durch Wort und That gezeigt hat, daß wirklich der Mensch in seiner Reinheit und Idealität mit Gott Eins ist. Die in der Christuslehre sich aussprechende Gotterkenntniß und die sittliche That Christi ist ihm daher auch die eigentliche Göttlichkeit des Gottmenschen; er sieht sie also nicht in den mit ihm in Beziehung gebrachten Wundern, denn er, der „Gott und die Natur nicht trennt, sondern in den Gesetzen der Natur die Wirklichkeit vom Willen Gottes erkennt, vermag, wie er selbst sagt, seine Macht und Größe nicht in einer Unterbrechung oder Durchlöcherung des Weltzusammenhangs, in einem Widerspruche mit ihm selbst zu suchen". Er faßt daher auch seine Bedeutung als Sohn Gottes, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt in rein geistigem Sinne, und so sieht er auch im Heiligen Geist nichts Anderes als „das Gottesbewußtsein im Menschen, wodurch die Welt sich in Gott wie Gott sich in der Welt weiß, das Liebegefühl der Versöhnung".

Von der Person Christi und des von ihm ausgehenden Heiligen Geistes wendet sich der Verfasser zur Entwickelung des Christenthums in der Weltgeschichte und zur Darlegung des Einflusses, den es auf den Menschen und die Menschheit überhaupt, auf die Formen der Gesellschaft und des Staats, auf die Wissenschaft und Kunst ausgeübt hat. Diesen Betrachtungen sind die Abschnitte „Christus in der Weltgeschichte (Kerkergedanken eines deutschen Republikaners)", „Das Christenthum und die Germanen", „Dogmatik, Scholastik, Mystik", „Die Reformation", „Die christliche Kunst", „Das Volksbewußtsein und die Philosophie" und „Der christliche Staat" gewidmet. Die inhaltreichsten derselben sind jedenfalls die auf die Kunst und Wissenschaft bezüglichen, denn sie enthalten wieder eine gedrängte Uebersicht über die Hauptentwickelungsmomente, welche die Geschichte der Menschheit auf diesen Gebieten durchzumachen gehabt hat, und geben neben dem leitenden Faden der dem Verfasser selbst angehörigen Gedankenreihe zugleich eine reiche Blumenlese aus den Werken der in Betracht gezogenen Dichter und Denker. Sehr beherzigenswerth ist Das, was er über den christlichen Staat sagt. Er verlangt einen solchen, denn für die Gründung desselben leide und wirke seit Jahrtausenden die

Menschheit; aber er will, daß er ein sittlicher sei, keine bloße Rechts- und Polizeianstalt, nicht ein confessioneller, sondern ein auf der Substanz der christlichen Gesinnung als einer Ordnung des christlichen Lebens ruhender. Die Staatseinrichtungen, fodert er, haben in der christlichen Welt dafür zu sorgen, wie Noth und Roheit allerwärts aufgehoben und Brot und Bildung gewährt werden. Weil jeder Mensch eine originale Individualität sei, bedürfe er auch einer Sphäre der Außenwelt, in welcher sein Ich sich darstelle, in welcher der freie Wille eine eigenmächtige Wirksamkeit habe. Dem Fürsichsein entspreche das Fürsichhaben. Darum müsse der Privatbesitz nicht vernichtet, sondern Allen ermöglicht werden, und für Denjenigen, welcher ihn nicht erlangen könne, müßten Alle solidarisch verbunden sein, daß er dennoch lebe. Zugleich aber müsse der Menschheit durch Lehre und Sitte zu Gemüthe geführt werden, daß der Besitz nicht Zweck, sondern Mittel des Lebens sei, damit das Herz nicht an der Erde, am Mammon haften bleibe. „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit", das müsse der höchste Grundsatz sein, damit nicht Einer den Andern in der Hetzjagd der Concurrenz zu übervortheilen oder zugrunde zu richten, auf den Ruin des Andern sein Haus zu bauen, aus dem Verlust des Andern seinen Gewinn zu ziehen trachte, sondern Jeder für sich und Alle zugleich thätig sei, indem Jeder die seiner Natur gemäße Arbeit freudig und gut verrichte und die Früchte derselben den Andern, die ein Gleiches thun, zum Mitgenusse biete. Der christliche Staat müsse, auf die Association der einzelnen Kräfte gegründet, vor allem Uebung dieser Kräfte, tüchtige Thätigkeit verlangen und dieselbe achten, müsse die Menschen, welche den äußern Beruf nach dem innern erwählt haben, zu einer Organisation der Arbeit führen, welche Erzeugung und Verbrauch regle und, statt Viele für Wenige auszubeuten, Jedem das Seinige gebe und ihn für die öffentlichen Ausgaben nach seinem Einkommen beisteuern lasse u. s. w. Grundsätzen wie diesen wird gewiß jeder Wohldenkende zustimmen und wünschen, daß sie sobald als möglich realisirt werden möchten. Damit sieht es einstweilen freilich noch wenig tröstlich aus, denn die Erkenntniß des Ziels erscheint hier leichter als die Auffindung der Mittel und Wege, die zum Ziele führen. Inzwischen ist es immer verdienstlich und nothwendig, Jedem das Ziel, welches erstrebt werden muß, recht klar und bestimmt vor Augen zu stellen. Ist erst die Erkenntniß durchgedrungen, wird sich aus ihr auch die That entfalten.

Den Schluß des trefflichen Buchs, eine Zugabe der zweiten Auflage, macht ein Gedicht „Die letzte Nacht der Girondisten", worin der Verfasser die Idee der Unsterblichkeit behandelt. Es enthält zugleich eine poetische Fassung der das ganze Buch durchdringenden Grundidee, eine Ueberwindung der einseitig pantheistischen und einseitig idealistischen Weltanschauung durch die beide versöhnende Gottanschauung. Die letztere spricht sich am reinsten in einem dem Girondisten Vergniaud in den Mund gelegten Glaubensbekenntniß aus, mit dessen erster Strophe wir diesen Bericht schließen wollen. Sie lautet:

Den Gott bekenn' ich, der durch eignes Wollen
Sich selbst und Alles in sich schafft und trägt;
Und wie die Stern' am Firmamente rollen,
Sein Lebenspulsschlag ist's, der sie bewegt,
Der das Geschiedenste zum wundervollen
Einklang der Schönheit und der Lieb' erregt.
Und durch die Harmonie der Sphären schall' es:
Nichts ist denn Gott, und Gott ist Eins und Alles!

Adolf Zeising.

Fichte und Schelling.

Fichte's und Schelling's philosophischer Briefwechsel, aus dem Nachlasse Beider herausgegeben von J. H. Fichte und K. F. A. Schelling. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.

Das literaturgeschichtliche Interesse, welches unter uns besonders seit dem epochemachenden Werke von Gervinus immer mehr in Aufnahme gebracht worden ist, kommt auch der Philosophie und ihrer Literatur zugute. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß dieses Interesse hier seine Schattenseite hat. Die allzu eifrige Beschäftigung mit dem Vergangenen lenkt gar leicht den Blick ab von Dem, was der Gegenwart noththut; das Bedürfniß einer selbständigen philosophischen Ueberzeugung, die ein jedes Zeitalter nur gewinnen kann durch eigenes angestrengtes Weitergehen auf den Wegen, die ihm durch seine Vorgänger gebahnt sind, beschwichtigt sich, anstatt sich zu befriedigen, durch das immer wiederholte Betreten der bereits ausgetretenen Wege, und man gewöhnt sich unvermerkt daran, in Dem, was nur Mittel sein sollte, den Zweck, in dem Verständniß der zur Geschichte gewordenen Gestaltungen der Philosophie die Philosophie selbst zu erblicken. Die Gunst, welche den Vorgängern zugewandt wird, wird den Nachfolgern entzogen; es bildet sich fast unbesehens das Vorurtheil, daß diese nur Epigonen sind, nur Epigonen sein können, und erschwert ihnen noch mehr die ohnehin schon so schwere Arbeit, sich für das Neue, was sie vielleicht wirklich zu bringen im Stande wären, Gehör zu verschaffen. So ist der Stand der Dinge im gegenwärtigen Zeitmoment. Ob dieser wirklich so unfruchtbar ist an selbständiger und weiterfördernder philosophischer Denkarbeit, wie es die lauten Schreier über das Epigonenthum unserer Gegenwart dem Publicum eingeredet haben, dem Publicum, dessen Bequemlichkeitsliebe nur allzu gern solchen Vorwänden Gehör gibt, um sich der Anstrengung des Eingehens in neue Gedankenbildungen überhoben zu finden: darüber wird erst die Folgezeit ein gültiges Urtheil abgeben können. Einstweilen müssen sich die wirklichen Arbeiter im Weinberge philosophischer Speculation diesen Stand der Dinge gefallen lassen und aus ihm für sich selbst und für die Aufgabe, die ihnen zu lösen obliegt, den besten Vortheil ziehen. Und wäre es nicht ein Vortheil, ein vielleicht unschätzbarer Gewinn für alle zukünftige Fortentwickelung der Speculation, wenn sie, diese Arbeiter, sich die Mahnung zu Herzen nähmen, welche in dem jetzt so ausschließlich nur der Vergangenheit zugewandten Interesse für sie liegt, fortan Das zu thun, was mit wenigen Ausnahmen ihre Vorgänger bisher unterlassen haben, nämlich bei jedem neuen Schritte auf dem Wege der Gedankenproduction der Arbeit dieser Vorgänger gewissenhaft Rechnung zu tragen und all ihr productives Thun so vollständig als nur immer möglich mit dem Bewußtsein des bereits Gethanen und seiner innern organischen Zusammenhänge zu durchdringen? Wer will uns sagen, ob nicht auf diesem Wege und nur auf ihm in der That für die Philosophie zu erreichen ist und vielleicht in nicht mehr ferner Zukunft erreicht werden wird, was bisher so oft, von Einigen mit aufrichtigem Schmerz, von Andern mit höhnender Schadenfreude, an ihr vermißt worden ist: die Mög-

lichkeit eines stetigen und sichern Fortschritts, demjenigen analog, dessen sich die mathematischen Wissenschaften schon seit dem Alterthum, die empirischen aber erst seit der Renaissanceperiode zu erfreuen haben?

In diesem Sinne und mit dieser Erwartung für die Zukunft freuen denn auch wir uns einer jeden Bereicherung der Geschichte und Literatur der Philosophie, sei es, daß dieselbe in einem neu aufgefundenen oder mitgetheilten Material oder in der gründlich eindringenden Bearbeitung eines Zweigs oder Gliedes dieser Literatur und Geschichte bestehe. Das vorliegende Büchlein enthält einen Beitrag der erstern Art und zwar einen sehr werthvollen. Daß Fichte und Schelling eine zeitlang (in den Jahren 1799 bis Anfang 1802; nur eine die Uebersendung einer Druckschrift begleitende Zuschrift Schelling's an Fichte ist bereits aus dem Jahre 1794) miteinander Briefe gewechselt, wußten wir schon aus der Biographie des erstgenannten Denkers. Es ist dankenswerth, daß die Angehörigen beider Männer uns diese Briefe nicht vorenthalten haben. Sie haben in der Mittheilung die Verhandlungen über Persönliches bedeutend gekürzt; auch das ist lobenswerth, der Zumuthung gegenüber, die uns jetzt bei dergleichen Mittheilungen so oft gemacht wird, um einiger dünn ausgestreuten guten Körner willen eine Masse von Spreu in den Kauf zu nehmen. Was von solchen Verhandlungen geblieben ist, das betrifft zum größern Theil den längere Zeit hindurch von beiden Männern gehegten und eifrig betriebenen Plan einer in enger Gemeinschaft unter sich und mit einigen Gesinnungsgenossen zu unternehmenden Zeitschrift, welche — dahin ging unter den verschiedenen Entwürfen, deren hier gedacht wird, wenigstens der eine, vorläufig von Schelling mit Cotta verabredete und bei Fichte lebhaft befürwortete — das ganze Gebiet der Wissenschaft und der Kunst umfassen sollte. Wie ist es zu bedauern, daß diese Zeitschrift nicht in der beabsichtigten Weise zustande kam! Wie anders hätte durch sie in jener wichtigen Uebergangsperiode nach so manchen Richtungen hin unsere Literatur, namentlich die philosophische sich gestalten können! Wie wäre eine solche Zeitschrift vielleicht ein Bindemittel zwischen jenen beiden Männern selbst geworden und geblieben, deren wissenschaftliche Differenz fürwahr nicht von der Art war, daß sie nothwendig auch zu einem persönlichen Bruche führen mußte! Ich berühre hiermit den Punkt, der sich beim Lesen dieses Briefwechsels ohne Zweifel jedem Leser zu einer ernsten und, wenn sie mit ernstem Sinne vollzogen wird, gewiß auch lehrreichen Erwägung aufdrängt. Die mitgetheilten Briefe enthalten nach beiden Seiten, der wissenschaftlichen und der persönlichen, die ersten Keime jenes Misverständnisses, welches später zu einem offenen Bruche zwischen beiden Denkern, zu feindseligen Angriffen von und nach beiden Seiten geführt hat. Ueber diesen Bruch hat sich unter uns, hauptsächlich durch Einfluß einer Anschauungsweise über die Natur des philosophischen Fortschritts, welche in der Philosophie Hegel's ihre Wurzeln hat, die Ansicht gebildet, daß er ein unvermeidlicher war und gar nicht als ein Uebel zu beklagen ist. Schelling, so pflegt man es in den Kreisen, die überhaupt an jenem Ereigniß ein Interesse nehmen, meist anzusehen, war der Vorgeschrittene, er konnte eben infolge seines Fortschritts nicht anders als seinem Vorgänger entgegentreten. Fichte, der Zurückgebliebene, der durch seine eigenthümliche Mission auf den Standpunkt Gestellte, den eben Schelling in Kraft der seinigen zu überschreiten hatte, konnte das Recht des höhern Standpunkts nicht anerkennen, er mußte, er mochte wollen oder nicht, den Vorgeschrittenen als seinen Feind behandeln. Freilich hatte eben dieser Fichte bei Gelegenheit der gegen ihn gerichteten Erklärung Kant's — über die sich, um dies beiläufig zu bemerken, Fichte in diesen Briefen ebenso billig, besonnen und maßvoll äußert, wie dagegen Schelling mit jugendlich leidenschaftlichem, selbst in unwürdige Aeußerungen über den bisher doch auch von ihm so hochverehrten Greis ausbrechendem Ungestüm — die denkwürdigen Worte gegen Schelling ausgesprochen (man kannte dieselben bereits vor Veröffentlichung des Gegenwärtigen): „Wer weiß, wo schon jetzt der junge feurige Kopf arbeitet, der über die Principien der Wissenschaftslehre hinauszugehen und dieser Unrichtigkeiten und Unvollständigkeit nachzuweisen versuchen wird. Verleihe uns dann der Himmel seine Gnade, daß wir nicht bei der Versicherung, dies seien fruchtlose Spitzfindigkeiten und wir würden uns darauf sicherlich nicht einlassen, stehen bleiben, sondern daß einer von uns, oder wenn dies uns selbst nicht mehr zuzumuthen sein sollte, statt unserer ein in unserer Schule Gebildeter dastehe, der entweder die Richtigkeit dieser neuen Entdeckungen beweise, oder, wenn er dies nicht kann, sie in unserm Namen annehme." Ich glaube, daß, wer mit der gehörigen Sachkenntniß ausgerüstet den philosophischen Theil des vorliegenden Briefwechsels aufmerksam durchgeht, mit mir die Ueberzeugung theilen wird, daß es bei fortgesetztem persönlichen und brieflichen Verkehr beider Männer Schelling würde haben gelingen können, Fichte bei diesem Worte festzuhalten und ihm für seine, Schelling's, spätere Leistungen dieselbe Duldung nicht nur, sondern Anerkennung abzugewinnen, die wir Fichte hier so reichlich und so unverkennbar aufrichtig seinen frühern Arbeiten zollen sehen, auch denjenigen, in deren eigentliche Tendenz er sich nicht ganz zu finden wußte. Schelling selbst hat, wie Referent aus mündlichen Unterredungen mit dem nun auch Abgeschiedenen in Erfahrung gebracht, diese Ueberzeugung bis in die spätern Jahre seines Lebens festgehalten; er schob die Schuld des gestörten persönlichen Verhältnisses auf Hegel, der durch seine unvorsichtigen Kritiken der Fichte'schen Lehre Fichte verletzt und ihm den Glauben an die Möglichkeit eines fernern Zusammengehens benommen habe. Daß freilich Fichte Schelling auf seinem Wege nicht eigentlich folgen konnte, davon lag der Grund in der damals noch nicht und von Schelling wol auch später nie ganz überwundenen Unreife der Schelling'schen Speculation selbst, welche in den streng geschlossenen Zusammenhang der Wissenschaftslehre eine Bresche schoß, der Fichte sein durchaus klares und gediegenes Bewußtsein über diesen Zusammenhang entgegenzustellen ein gutes Recht hatte. Dennoch hätte Fichte, ohne diesem Bewußtsein etwas zu vergeben, Schelling gewähren lassen und seiner gewiß aufrichtig gemeinten Versicherung, daß, wie verschieden auch die Wege seien, sie in dem letzten Ziele sicherlich wieder zusammentreffen würden, Glauben beimessen können, wäre er nicht von jener Seite durch die übereilte Behauptung, daß man in der That etwas wolle, was Fichte nicht gewollt habe und nie wollen könne, zurückgestoßen worden. Auch Fichte hatte in seiner Philosophie eine Region, von der er sich deutlich bewußt war, daß sie noch einer weitern Durcharbeitung bedürfe, einer Durcharbeitung, über deren mögliche Ergebnisse er noch nicht mit sich abgeschlossen hatte. Es ist dieselbe Region, in die er mit seinen spätern Arbeiten wirklich eingetreten ist. Die Aeußerungen im gegenwärtigen Briefwechsel bringen klar zutage, wie sehr Fichte der Sohn in seinem Rechte ist, der es stets behauptet und, wie ich dafür halte, durch seine Darlegungen auch erwiesen hat, daß diese Region von Anfang an der Philosophie seines Vaters nicht fremd war, und daß mithin diese die Principien ihres Standpunkts nie verändert hat, wenn auch der Standpunkt selbst mit der Zeit ein anderer werden mußte. Für die Anschauungen nun, die von diesem durch ihre eigene innere Entwickelung, nicht durch äußern Einfluß veränderten Standpunkt gewinnen sollte, hätte ein fortdauernder freundschaftlicher Verkehr mit Schelling von unberechenbarer Bedeutung werden können. Dafür bürgt uns das Verhalten Fichte's zu Schelling's frühern Arbeiten, bürgt uns insbesondere auch der Einfluß, den Fichte, wie Schelling selbst dies wiederholt bemerkt und vielleicht nachdrücklicher noch, als nöthig war, betont hat, diesen Arbeiten und sogar noch einigen spätern (ich meine insbesondere die Schrift „Philosophie und Religion") auf Gedankenentwickelung und Gedankenausdruck seiner Philosophie gestattet hat.

Nachdem der Bruch einmal erklärt war, da nun aller-

dings trat der Eigensinn und die Schroffheit von Fichte's persönlichem Charakter in einer Weise hervor, welche den Gegnern jeden Versuch einer Wiederannäherung so gut wie unmöglich machen mußte. Bereits in dem vorliegenden Briefwechsel zeigen sich die Spuren dieser Charaktereigenschaften. Wir wissen aus seinem Verhalten gegen andere Gegner, daß Schelling in nicht geringerm Maße als Fichte mit diesen Eigenschaften behaftet war, ja daß sie vielleicht bei ihm noch tiefer in dem innersten Kern des Gemüths wurzelten, noch mehr seinem gesammten persönlichen Auftreten eine Beimischung von Herbheit und Ueberspannung des Selbstgefühls gaben, welches auch auf seine wissenschaftliche Haltung nicht ohne trübenden Einfluß geblieben ist. Allein Fichte gegenüber erscheint doch Schelling sowol hier als auch späterhin immer in dem Vortheil, den ihm sein der Intention nach, wenn auch nicht der wissenschaftlichen Ausführung nach unstreitig überlegener Standpunkt sicherte. Wir sehen ihn den hin und wieder schon ziemlich verletzenden Angriffen Fichte's mit klarer Besonnenheit und ruhiger Milde begegnen und persönlich ebenso wie wissenschaftlich eine maßvolle und würdige Haltung behaupten. Auch der spätern Streitschrift Schelling's gegen Fichte (aus dem Jahre 1806) wird man, so scharf einschneidend sie ist, eine Verletzung dieser Haltung nicht vorwerfen können, wenn man in Erwägung zieht, was von Fichte's Seite vorangegangen war, sowie allen seinen sonst bekannt gewordenen Aeußerungen über Fichte. Dagegen tragen Fichte's vom Katheder und in Druckschriften nur allzu reichlich erfolgte Ausfälle gegen Schelling durchgängig ein Gepräge bissiger, verblendeter Leidenschaft, welches an seinem sonst so edeln und großartig tüchtigen Charakter als ein dunkler Flecken haftet und doppelt betrüben muß, wenn man aus vorliegendem Briefwechsel gewahr geworden ist, wie ein schönes und würdiges Freundschaftsband zwischen beiden Männern sich zu bilden auf dem Wege war. Hätten sie doch Beide in dem auch von ihnen so verehrten Dichterpaar Goethe und Schiller ein Vorbild für ihr eigenes gegenseitiges Verhältniß erblicken wollen! Es mag sein, daß es schwerer ist und einen höhern Grad von Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung erfodert, zwischen zwei philosophischen Denkern, die auf verschiedenen Wegen Einem Ziele, in dem sie sich einig wissen, entgegenstreben, ein sittliches Einverständniß und gegenseitig fördernden, freundschaftlichen Wechselverkehr zu unterhalten, als zwischen zwei Künstlern oder Dichtern von verschiedener Begabung, aber in den wesentlichsten Punkten übereinstimmender Weltanschauung. Aber unmöglich ist es sicherlich nicht, und den beiden im gegenwärtigen Briefwechsel dem Leser wie sich einander selbst auch menschlich so nahe tretenden Heroen unserer deutschen Philosophie war durch ihre wissenschaftliche und durch ihre persönliche Stellung ein solches Verhältniß so nahe gelegt, daß sie nicht von sittlicher Verantwortung freizusprechen sind, wenn sie es unterlassen haben, der Nation dieses wohlthuende und erhebende Schauspiel darzubieten.

Das philosophische Interesse der vorliegenden Briefe beruht, wie der Leser es von vornherein vermuthen und nach unsern obigen Bemerkungen noch bestimmter erwarten wird, hauptsächlich in der Erörterung der in Schelling's damaligen Schriften allmälig hervortretenden Differenz des Standpunkts beider Denker. Der Kernpunkt dieser Differenz kann nicht bestimmter ausgedrückt werden als mit den Worten Fichte's in dem Briefe Nr. XXIX (S. 108 fg.): „Unsere Differenzpunkte kann ich mit wenigen Worten Ihnen angeben. Das Absolute (über welches und dessen Bestimmung ich mit Ihnen völlig einverstanden bin, auch die Anschauung desselben seit langem besitze) existirt unter der Form der quantitativen Differenz, behaupte ich in meiner Darstellung *), sagen Sie. Dies ist es freilich, was Sie behaupten, und gerade deswegen habe ich Ihr System irrig gefunden und die Darstellung desselben — weil durch keine Folgerung und Erörterung richtig werden kann, was im Princip nicht taugt — beiseite gelegt. Ebenso thut Spinoza und aller Dogmatismus, und dieses ist das πρῶτον ψεῦδος desselben. Das Absolute wäre nicht das Absolute, wenn es unter irgendeiner Form existirte. Woher nun aber auch die Form — allerdings der Quantität, auch hierüber bin ich mit Ihnen einverstanden — unter der es erscheint, komme, wo eigentlich diese Form einheimisch sei, oder auch, wie denn das Hier erst zu einem Unendlichen und dann zu einer Totalität des Mannichfaltigen werde, das ist die Frage, welche die bis zu Ende gekommene Speculation zu lösen hat, und welche Sie, da Sie diese Form schon am Absoluten und mit ihm zugleich finden, nothwendig ignoriren müssen." Fichte und Schelling sind also darüber einig, daß das Absolute dem Geiste, der es denkt, in einer bestimmten Form erscheint. Sie sind ferner darüber einig, daß diese Form ursprünglich oder im Princip keine andere als die Form quantitativer Differenz sein kann. Allein Fichte behauptet, daß diese Form nicht dem Absoluten als solchem, sondern den Gesetzen unsers Denkens angehört. Schelling dagegen behauptet, daß sie dem Absoluten selbst angehört, daß sie in der Nothwendigkeit der Selbstobjectivirung des Absoluten begründet sei und darum (in diesem Darum liegt ein ungeheuerer Sprung, den Fichte wol herausgefühlt hat, ohne aber durch sich selbst über ihn ins Klare zu kommen) auf ein quantitatives Ueberwiegen, hier des subjectiven, dort des objectiven Moments hinauskommen müsse. Sollte es hier, bei fortgesetztem freundschaftlich-wissenschaftlichem Verkehr und aufrichtig gutem Willen von beiden Seiten, Schelling so unmöglich gewesen sein, Fichte zu überzeugen, daß die Form, da sie einmal da ist, wenn auch zunächst für uns da ist, nothwendig in dem Absoluten, welches ja Fichte ebenso sehr wie Schelling anerkennt, ihren Grund haben müsse? Fichte so unmöglich, Schelling zu überzeugen, welch eine vage und leere Willkür in dem Gedanken oder vielmehr Ungedanken eines wechselnden „relativen Ueberwiegens" des subjectiven oder des objectiven Moments liegt? ein Gedankenunding, in welchem sich freilich Schelling durch die bald darauf beginnende stolze Vereinsamung des Speculirens immer mehr verhärtet und, wie wir jetzt wissen, noch ein halbes Jahrhundert hindurch, bis zum letzten Athemzuge seines Lebens darin befangen geblieben ist. Und wenn denn beide Denker sich so wechselsweise von dem Grundfehlgriff ihrer beiderseitigen Speculation überzeugt hätten, was hätte ihnen dann näher gelegen, was wäre ihnen insbesondere durch den Ausgangspunkt der Kant'schen Philosophie, auf den zurückzugehen sie sich eben dadurch hätten veranlaßt finden müssen, näher gelegt gewesen, als das Princip der Form, das heißt, nach der übereinstimmenden Einsicht beider, der Quantität, der quantitativen Urdifferenz, die alle andern Differenzen bedingt, da zu suchen, wo es allein zu finden, aber auch wirklich zu finden ist: in den Begriffen der Zahl, des Raums und der Zeit als inwohnender Momente des Absoluten, ohne welche kein Sein überhaupt, und weil kein Sein überhaupt, auch kein absolutes Sein gedacht werden kann?

Christian Hermann Weiße.

*) Es ist hier die begonnene, aber unvollendet gebliebene „Darstellung meines Systems der Philosophie" in Schelling's (älterer) „Zeitschrift für speculative Physik", Bd. 2, Heft 2, gemeint.

Neuere satirische Dichtungen.

1. Keilschriften. Geflochtenes Reimwerk von Sebastian Brunner. Regensburg, Manz. 1855. Gr. 16. 13½ Ngr.
2. Die Lichtfreunde. Eine Thierkomödie. Von Theodor Meyer-Merian. Berlin, Springer. 1856. Gr. 16. 7½ Ngr.
3. Moderne Walpurgisnacht. Dramatisches Charivari. Zweite Auflage. Berlin, Hirsch. 1856. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Deutschen haben unzweifelhaft einen sehr ausgesprochenen Hang zur Satire und zum Sarkasmus. Faust ist nur

die eine Seite des Deutschen, Mephistopheles die andere. Das eine Extrem erzeugt nothwendig das entgegengesetzte. Der boshafte, höhnisch-sarkastische Mephistopheles, welcher den Idealisten Faust auf Schritt und Tritt persiflirt und verhöhnt, hat nichts mit dem gemüthvoll-wehmüthigen Shakspeare'schen Narren gemein und ist ein wesentlich deutsches Geschöpf, wie keine andere Literatur ein solches aufzuweisen hat. Diese Mephistophelisch-Faustische Doppelrichtung können wir in der deutschen Literatur von Eulenspiegel an bis auf Heinrich Heine herab genau verfolgen. Periodisch stand die satirische Literatur in Deutschland sogar im Vordergrunde, wie zur Zeit der Geiler von Kaisersberg, Fischart, Sebastian Brandt, Sebastian Franck, Thomas Murner u. s. w. Selbst die Kanzelberedtsamkeit bemächtigte sich zeitweise dieses Elements, wie dies unter Andern der genannte Geiler von Kaisersberg und Abraham a Sancta Clara beweisen. Auch unsere classischen Dichter widerstanden zum Theile diesem Triebe nicht; Wieland schrieb die „Abderiten", Lessing warf kleine satirische Pfeile in der Form von Epigrammen aus, Goethe trieb gern allerlei Schabernack, und selbst so ausgezeichnete Gelehrte wie Kästner und Lichtenberg, dieser vielleicht der bedeutendste deutsche Satiriker späterer Zeit, schwangen die Geißel der Satire. Sogar der idealistische ernste Schiller schleuderte im Bunde mit Goethe die Wurfgeschosse der Xenien in den Literatenhaufen, ohne viel Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie neben dem Feind auch den Freund träfen. Während aber die Satiriker der ältern Periode eine höhere Richtung der Satire anbauten, indem sie den faulen sittlichen Zuständen ihrer Zeit zu Leibe gingen, beschränkt sich die Satire, soweit sie eben literarischen Charakter beanspruchen darf, in neuester Zeit wesentlich auf literarische Zustände und verschmäht dabei nicht, auch persönlich zu werden, was uns unter allen Umständen als ein bedenkliches Symptom eintretender allgemeiner Säfteverderbniß gelten muß. Wir werden es in Folgendem mit einigen Erscheinungen dieser Art zu thun haben, die sich meist mehr durch Derbheit oder Grobheit als Witz auszeichnen.

Sebastian Brunner, den Verfasser der „Keilschriften", haben wir schon bei einem frühern Anlaß den „ultramontanen Heine" genannt. Freilich, wenn wir dem „Schlesischen Kirchenblatt" glauben wollen, so ist dieser „Doctor der Theologie und Philosophie", auch Dekan der philosophischen Facultät in Wien und Redacteur der famosen „Wiener Kirchenzeitung", „im 19. Jahrhundert Das, was im 16. ein Brandt, Kaisersberg u. A. waren, nur mit dem Unterschied, daß diese zumeist mit dem Strom gegen Staat und Kirche gingen, während jener gegen den Strom für Kirche und Staat einsteht". Weiter sagt die „Schlesische Kirchenzeitung": „Die glaubens- und charakterlosen, Rom stürmenden phrasenreichen Schöngeister der Neuzeit haben an Brunner einen ebenbürtigen, gewaltigen Gegner gefunden, der ihre Karten durchschaut und ihre Gehaltlosigkeit aufdeckt." Es wird dann weiter behauptet, daß die „feigen Literaten" diesen „gewaltigen" Sebastian Brunner „todtzuschweigen" beflissen seien. Diese armen Böcke von „Literaten", auf die jetzt Jedermann seine eigenen Sünden abladet! Was könnte auch bequemer sein? Die ganze Generation steht ja so rein, so uneigennützig, so tugendhaft, so würdevoll, so Bewunderung erregend und erhaben da, daß man darüber fast schwindelig werden möchte; nur die deutschen „Literaten" sind die Auswürflinge dieser erhabenen idealen Generation; sie sind es, die alles Böse anstiften, und es wundert uns fast, daß man ihnen noch nicht auch die Cholera, den Hungertyphus, die Noten des Königs von Neapel, das östreichische Concordat, die chinesische Revolution, den Aufstand der Santals und die unzähligen Bank-, Schiff-, Bein- und Ehebrüche unserer Zeit aufgebürdet hat. Zur Verwunderung wie zur Tröstung gereicht dabei nur, daß Diejenigen, von denen diese Anklagen ausgehen, ja selbst das Literatenhandwerk treiben.

Man kann übrigens Sebastian Brunner eine ergiebige satirische Ader nicht absprechen, nur ist seine Satire meist eine bitterböse, mehr in die Form der Impertinenz als des Witzes gekleidet und sehr häufig hämisch-persönlicher Art. Die in seinen „Keilschriften" enthaltene Satire „Apollo's Gesellen vor 1848" ist eine kreischende Katzenmusik, welche er Goethe und Schiller bringt und die unter Anderm durch folgenden Mißton verunstaltet ist:

> Und weil er (Goethe) gut scherwenzte — der große Hofscherwenz,
> So hat man ihn begnadigt — zur kleinen Excellenz,
> Man nennt als Dichterfürsten ihn einen Folio stets,
> Wir meinen: als Charakter — war er nur ein Duodez.

Wie man auch über Goethe denken mag, so wird man doch zugeben müssen, daß dieser impertinent vulgäre Ton nicht derjenige sei, in dem man sich über einen Dichter und Denker wie Goethe aussprechen dürfe, zumal wenn man Doctor der Theologie, Dekan einer philosophischen Facultät und Herausgeber einer Kirchenzeitung ist. Doch hören wir weiter:

> Politisch Dichten haßte der Goethe und Schiller gar,
> Dieweil von ihnen ein jeder dazu zu politisch war;
> Hofräthlein war der eine, das macht ihn still und stumm,
> Der and're schmiegt und beugt sich gar im Ministerium.

Und weiter:

> Das sind die Dioskuren, Jupiter's Knaben dies,
> Sie liegen bei ihrem Zeus im stillen Paradies;
> Im Leben sind sie gelegen vor Zeus auf ihrem Bauch,
> Im Tode erst versuchten sie das Rückenliegen auch.

Kurz, wenn einmal Jemand den wir glauben nicht übeln Gedanken haben sollte, in einer Schrift die barbarischen Elemente in der modernen Civilisation nachzuweisen, so würden ihm diese „Keilschriften" eine reichliche Ausbeute gewähren. Die Sache wird dadurch noch schlimmer, daß der „gemüthliche" Wiener schlau genug war, seine Impertinenzen über Goethe und Schiller einer „Gattung späterer deutscher Dichter" in den Mund zu legen, wiewol der Verfasser in einer Nachbemerkung, worin er gegen die angeblich antichristliche Gesinnung Goethe's und Schiller's polemisirt, mit anerkennenswerther Offenheit gesteht, „eigene Anschauungen" eingeflochten zu haben. Zu diesen selbsteigenen Anschauungen des Verfassers werden die angeführten Kraftstellen wol jedenfalls zu rechnen sein. Die dritte Satire beginnt mit den vielverheißenden Strophen:

> Auf seinem Krankenlager liegt
> Herr Heine, der Pariser,
> Und schimpft aufs Vaterland, allwo
> Kraft und Gesundheit ließ er.
>
> Und wie er früher durchgespielt
> Das Sündenbarometer —
> So zeigt's Quecksilber jetzt in ihm
> Auf ein Bekehrungswetter.

Da Heine noch in seinen „Vermischten Schriften" ähnliche persönliche Eröffnungen über ihm misliebige Individuen gemacht hat, so muß er es sich im Grunde gefallen lassen, daß man ihm seine Auslagen und Ausfälle nun in baarer Münze zurückzahlt; freilich in Kupfergeld, ohne den Silbergehalt des Heine'schen Geistes. Ueberhaupt hat Brunner ersichtlich von Heine viel gelernt, was Heine's Manen einigermaßen zum Troste und noch mehr zur Schadenfreude gereichen dürfte. In würdigere, ernstere und edlere Formen kleidet unser Satiriker seine Anklagen gegen Nikolaus Lenau, nur daß sein bekannter mildchristlicher Sinn ihn treibt, in des Dichters Wahnsinn einzig und allein ein Strafgericht Gottes zu erkennen. Gleich darauf verfällt er aber wieder in seinen cynischen Ton, wenn er in seiner Satire „Die Naturforscher" von Karl Vogt sagt:

> Er hat als hocherhab'nes Vieh
> Vor Niemand sich zu beugen,
> Und es besteht seine Philosophie
> Im Schimpfen, Essen, Zeugen;

Und wer es durch und durch versteht,
Den Säuen gleich zu werden,
Der hat das höchste Ziel erreicht
Dahier auf dieser Erden.

Ihm jubelt zu das Deutsche Reich
Von Baden bis zu Preußen,
Man hat in vollster Würdigung
Das Reichsschwein ihn geheißen.

Die letzte Strophe lautet:

Zu Bestien wurden sie ja gemacht
An euern Weisheitssitzen,
Auf die ihr selbst die Kerle gesetzt
Mit den blutigen Jakobinermützen.

Wir wissen nicht, ob der Verfasser bei diesen „Kerlen mit den blutigen Jakobinermützen" zufällig auch an den seligen Joseph Gorres gedacht hat. Wir übergehen die folgenden Satiren „Selbstgespräch eines modernen Tendenzverlegers", „Ring- und Nadeldichter", „Chemie über Alles" u. s. w., da wir glauben, daß die angeführten Proben hinreichen werden, um Geist und Form der Brunner'schen Satire zu kennzeichnen. Verschweigen wollen wir dabei nicht, daß Brunner manche Schäden unserer Generation und namentlich ihre Charakterlosigkeit zuweilen in treffender Weise geißelt und auch einzelne glückliche und witzige Einfälle hat, z. B. wenn er Heine's Glaubensleerheit und Zwitterstellung mit den Worten bezeichnet:

So leer als wie das leere Blatt
Zwischen beiden Testamenten,

oder wenn er einmal in seinen „Schreiberknechten" sagt:

Ihr erzeigt euch gegen Jene
Nur in Gnaden wohlgewogen,
Die vor euch steh'n, gleich der Bittschrift,
In der Mitte eingebogen.

Ueber folgende possirliche Namenzusammenstellung, die auf eine gewisse jüdische Schriftstellerclique gemünzt ist, wird man wenigstens wegen ihrer Sonderbarkeit lachen müssen:

Herr Bimpeles, Herr Bampeles,
Herr Zimpeles, Herr Zampeles,
Herr Geipeles, Herr Geapeles,
Herr Pipeles, Herr Papeles!

Herr Zwiebeles, Herr Knobeles,
Herr Schimpfeles, Herr Lobeles,
Herr Schundeles, Herr Pfandeles,
Herr Spotteles, Herr Schundeles.

Jedenfalls wird Brunner uns, dem Verfasser dieser Anzeige, nicht den Vorwurf machen wollen, daß auch wir mit dem hochverrätherischen Gedanken umgingen, ihn „todtzuschweigen."

Feiner angelegt, aber auch in weniger populären Formen bewegt sich die Satire in der Thierkomödie „Die Lichtfreunde" von Theodor Meyer-Merian. Das Ganze ist eine Satire gegen Diejenigen, welche sich eine höhere Weltordnung nur in Gestalt eines bloßen chemischen Processes vorstellen können, denen das Denken selbst nur eine bloße Gehirnsecretion ist. Kauz redet der Lerche ein, daß ihr Gesicht nichts tauge und daß er sie zu dem berühmten Doctor Mausner bringen wolle, der ihr das Auge curiren und sie in Stand setzen werde, alle Dinge mit der Schärfe des Kauzenauges zu betrachten und zu durchbringen. Im zweiten Act befinden wir uns in Mausner's Laboratorium; wir sehen Mausner an einer großen Kugel kneten und seinen Assistenten in einem Topfe rühren, in den er zuweilen mit einer langen Gabel hineinsticht. Der Assistent meint, er erblicke in dem Topfe nichts weiter als Klöße, während Mausner versichert, was er für Klöße halte, seien Schädel,

Drin Primitivhirnzellen circuliren
Und, angereizt, Gedanken secerniren.
An Sinn für Wissenschaft noch fehlt es dir.

Assistent
(schöpft eine trübe Brühe aus dem Kessel).

Sind dies Gedanken? — Jauche scheint es mir u. s. w.

Kauz und Lerche treten auf.

Kauz.

Was schaffet Ihr?

Dr. Mausner.

Ich die organ'sche Zelle.

Kauz.

Und Jener dorten?

Dr. Mausner.

Mein Geselle?
Der macht die Nebensachen — die Gedanken.

Dr. Mausner will nun das Gehirn der Lerche von Grund aus anders einrichten, die Lerche aber erschrickt vor dieser Operation, versteht sich jedoch endlich dazu, eine Brille zu tragen, um durch sie die Dinge in Mausner's Weise sehen zu können. Zuletzt aber wird ihr in dieser Gesellschaft von Käuzlein, Uhus und Eulen, die nicht singen können, unwohl und unheimlich, sie schwingt sich in die Lüfte empor, die Käuzlein, Eulen und Uhus fliehen kreischend nach allen Seiten in die Klüfte und die Lerche ruft von oben:

Im Lichte neugeboren —
Ich bin befreit!

Die „Moderne Walpurgisnacht" mit einer Widmung an die Manen Goethe's und dem Goethe'schen Motto: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist", ist ebenfalls in dramatischer Form abgefaßt und, worauf schon das Goethe'sche Motto vorbereitet, weniger witzig als grob. Mephistopheles führt Faust ins Weltgewühl und macht ihn hier mit politischen, religiösen, literarischen und musikalischen Auswüchsen der Gegenwart bekannt. Die Satire richtet sich gegen die Doctrin von der Umkehr der Wissenschaft, gegen Leo, Stahl, Assessor Wagner und die „Wagnerzunft", gegen das Pietistenwesen, gegen die schriftstellernden Blaustrümpfe, namentlich gegen die Gräfin Hahn-Hahn, gegen Redwitz und Putlitz, gegen Scherenberg, den „Fähnrichs-Homeros", gegen die Zukunftsmusik u. s. w. Auch die Goethe-Schiller-Erklärer, diese „impotenten Maculaturvermehrer", die Alles „hofmeisternd" klug erklären, kommen übel weg. Einer dieser „Raritätenentdecker" und „Speichel-Tellerlecker, die sich von Anderer Abfall mästen", singt:

Die Waschbücher, die geführt
Selbst mit eig'nen Händen hat
Goethe's Mutter, die Frau Rath,
Hab' ich endlich aufgespürt.
Selbst in diesem Nachlaß schon
Wittert man poet'schen Ton

Und weiter:

Als er (Goethe) schrieb sein erst Poem,
War sein Kragen nicht gekraust;
Loses Halstuch, ganz bequem
Trug er, als er schrieb den „Faust".
Als er „Tancred" übertragen
Trug er steifen Voltairekragen.

Die Popularität der Gegenstände, gegen die sich die Satire richtet, der allgemein verständliche Ton und der hier und da ziemlich persönliche Charakter der Ausfälle scheinen diesem satirischen Drama ein größeres Publicum, vermuthlich zumeist in Berlin, verschafft zu haben, da es, laut Angabe auf dem Titel, bereits in zweiter Auflage erschienen ist.

H. M.

Novellistische Literatur.

1. Bianca-Adelma. Von Marie Gabrielle Kittl. Leipzig, Hübner. 1855. Gr. 16. 24 Ngr.

Wenn man nicht zufällig einer schriftstellernden Dame rücksichtsvoll gegenüberstände, so könnte man sagen, mit der Anzeige des obigen Titels sei der Pflicht eines Referenten genügt. Allenfalls ließe sich noch anführen, das Buch sei $11^{3}/_{4}$ Bogen stark, anständig ausgestattet, und es möge zur Zeit etwa 15 Ries bedrucktes Papier mehr in Deutschland geben. Aber ein Referent kommt mit bibliographischen Ermittelungen nicht davon: er soll vom Inhalt berichten, ein Urtheil abgeben, wenigstens einleiten. Nun also: die Verfasserin ist in London und dessen Umgebung ganz wohl zu Hause. Der Krystallpalast ist unter ihren Augen entstanden, und nun handelt es sich um einen alten Engländer, dem seine Kinder katholisch geworden und nach Spanien und Brasilien verschlagen sind. Eine Enkelin hat er sich wieder zu verschaffen gewußt und den Lehren der anglikanischen Kirche wieder zugeführt. Das Kind aber hat noch starke Ahnungen vom katholischen Glauben, die durch einen irrischen Pfarrer unterhalten werden. Eine andere Enkelin ist Bianca-Adelma. Ein in Spanien schon im Entstehen wieder zerrissenes Liebesverhältniß führt sie nach England, wo sie als Concertsängerin auftritt. Der verlorengegebene Geliebte, Camillo, findet sich ebenfalls hier ein. Misverständnisse sind beseitigt; da tritt aber ein ältlicher Herr aus Brasilien mit einem „Nun und nimmermehr!" dazwischen. Bianca stirbt am Blutsturz und — ja damit wäre die Geschichte zu Ende. Daß die Verfasserin die Gelegenheit sich nicht entschlüpfen läßt, um den katholischen Glauben zu verherrlichen, kann in unsern Zeiten nicht weiter auffallen, nur sind ihre Mittel herzlich schwach und wol nur für junge Mädchen ausreichend, die nichts Sonderliches gelernt haben. Die Mädchen aber, denen wir ohne Anlaß hier in einer Bildungsanstalt begegnen müssen, haben es schon bis zur Studentengelehrsamkeit gebracht, damit die Verfasserin, wahrscheinlich dem Erziehungsfache angehörend, ihre mannichfachen Kenntnisse vorzeigen könne. Danach weiß sie wirklich auch von allerlei Dingen zu reden, aber ein Buch kann sie nicht schreiben. Zwei neue Wörter haben wir jedoch kennen lernen, von denen wenigstens das erste „Geistesabgeschlagenheit" zur Noth angenommen werden mag; das andere „Talentirung" muß der Würdigung Sachkundiger empfohlen bleiben.

2. Geschichten für das Volk und seine Freunde. Von J. A. Pflanz. Erstes Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 1855. 8. 15 Ngr.

Im Vorwort nimmt der Verfasser drei Gruppen Dorf- und Volksgeschichten an und bekennt sich zu jener, welche dem Volk einen Spiegel vorhält, damit es sich selbst in aller Wahrheit erkennen möge. Zugleich sollen Winke zur Hebung und Selbstveredelung in einer Art und Weise gegeben werden, die zum Herzen und Verstande des Volks dringt, sollte das auch zum Theil auf Kosten „des gebildeten Geschmacks und Stils" geschehen müssen. Immerhin kann man sich damit im Allgemeinen einverstanden bekennen; man kann ferner nach weiterer Durchsicht des Buchs zugeben, daß Religion die Grundlage alles Heils für Jedermann sei, und wenn wie in diesem Buche die Religion in der Form der katholischen Kirche sich zu bethätigen hat, so könnte nur ein Befangener leugnen wollen, daß diese Form durchaus kein Glück zu bieten vermöge. Es ist aber eine hierarchische Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit, auf andere Kirchengemeinschaften feindselige Blicke zu werfen, sich auf das Gebiet der Controverspredigten zu verirren. Deutschland, welches eine nicht geringe Zahl verschiedener Kirchenformen aufweist, hat eine große, freilich sehr schwere Aufgabe zu lösen, wenn sein Volk wirklich ein Volk werden soll. Diese Aufgabe wird in unsern Tagen immer mehr verwirrt durch die fort und fort durcheinanderwirbelnden Glaubensfechtereien, wo Alle Recht, also Alle Unrecht haben. Gebe der Himmel, daß kein Donnerschlag mit diesen Fechtereien auch zugleich die Grundlage alles Heils zertrümmere! Sehen wir nun, was das Buch gibt. Von den in vier Gruppen vorgeführten acht Geschichten hat nur eine, „Das Bleigießen", einigen Anspruch auf künstlerische Durchbildung, und eine solche gehört überall dazu, wo es sich darum handelt, vor irgendwelchem Publicum aufzutreten. Wenn aber der armen Annemareile alle Schuld ihres Unglücks aufgebürdet wird, so ist das ein Abweichen von der im Vorwort ausgesprochenen Tendenz: „Hebung und Selbstveredelung." Der Dienstherr, der die Magd auf der Stelle ablohnte, that, was gar Viele thun im Sinne vollen Rechts. Dieses volle Recht aber ist bekanntlich oft das schreiendste Unrecht und eben hier das Unglück der Magd. Es ist nicht damit abgethan, den Hauswirth sagen zu lassen: „Also dahin ist's gekommen? Mit Dummheiten hat's angefangen, und so hört's auf!" Vielmehr war, wenn einmal auf Veredelung hingewirkt werden soll, hier umsomehr der Ort, von den Pflichten der Dienstherrschaft zu reden, als eben in den bäuerlichen Wirthschaften ein gewisses patriarchalisches Verhältniß sich erhalten hat, aber auch in gar manchen Schroffheiten sich kundgibt. Davon gibt das Buch mehrfache Beispiele, doch ist es an dem einen genug, denn es muß noch kurz der Abneigung des Verfassers gegen den „Fortschritt unserer Zeit" gedacht werden. Daß mit und neben diesem Fortschritt manches Unnütze, Bedenkliche, Gefahrdrohende nach Geltung strebt, wird wol jeder Einsichtige zugeben; er wird aber auch davon keinen Grund hernehmen wollen, Kampf gegen allen Fortschritt zu predigen. Er weiß wenigstens aus der Geschichte, daß alle Fortentwickelung unaufhaltsam ist, und wenn er sich berufen glaubt, zum Volke zu reden, so wird er es auch als angelegentliche Pflicht erkennen müssen, das Volk mit Umsicht auf einen Standpunkt zu führen, der jede bedenkliche Ueberraschung bei neuen Erscheinungen möglichst abwendet. Wäre es dem Verfasser jedoch etwa darum zu thun, das Volk auf der Stufe erhalten zu sehen, welche seine Kirche als die heilsamste bezeichnet, so mag unser Planet seine alte gewohnte Bahn noch manch liebes Jahr zurücklegen, ehe das Volk eine andere Stufe einnimmt, wol gar, um nur sogleich das Aeußerste zu bezeichnen, zu der Ansicht gelangt, daß jedes Kirchensystem unhaltbar sei. Bis dahin sind die „Geschichten für das Volk", ihr Verfasser und der Referent längst Staub, und sind es dann die Jesuiten auch, die dem Verfasser so sehr am Herzen liegen, so ist es möglich, daß es mit der Wahrheit und Selbstveredelung besser steht als heutzutage.

3. Ahnungen und Erscheinungen. Novellen in Hoffmann's Manier von H. Bertholdi. Halle, Pfeffer. 1855. 8. 21 Ngr.

Karl Vogt erzählt in „Köhlerglaube und Wissenschaft" von einem Mechaniker, dem zu seinem Perpetuum mobile nichts weiter als ein immer so machendes Häkchen fehlt. Nun, bis die Wissenschaft ein solches Häkchen aufzuzeigen hat, wird es immer noch eine Phantasie geben, und der gegenwärtige Stand der Wissenschaft ebenso wenig vermögen, die geheimnißreichen Gebilde der Phantasie vollständig auf das Gebiet der Erkenntniß zu versetzen, als die Anstrengungen des wackern Hennigs vor 75 Jahren den Ahnungen, Visionen, Geistern und Geistersehern das Siegel des Schweigens aufzudrücken vermochten. Die Lust an Schauer und Schreck, die unsere Kinderzeit durchlächelt und durchschüttert, ist die embryonische Form des Triebes nach Lösung der Räthsel, welche die Erscheinungen alles Lebens darbieten. In wie vielen Individuen dieser Embryo nun auch keine fernere Entwickelung erfahren mag, so wird es doch kaum irgendeine Familie geben, wo nicht wenigstens ein Glied derselben einmal in den Zauberkreis einer unenträthselten Macht gezogen wurde; und selbst dann, wenn das Erlebte die sogenannte natürliche Erklärung findet, ist doch gewöhnlich von jener Lust an Schreck und Schauer immer noch soviel zurückgeblieben, um bei dem nächsten Anlaß sich wieder geltend zu machen. Darin beruht denn auch wol die durch

alle Zeiten und durch alle Kreise der Gesellschaft fortlebende und für die mannichfachsten Zwecke benutzte und ausgebeutete Neigung, Erzählungen aus dem Nachtgebiete des Daseins mit Antheil sich hinzugeben, selbst wenn sie auch nur als eine Aufgabe für den Scharfsinn geboten und hingenommen werden. Wenden wir uns damit zu den vorliegenden, im Vorwort als Familientraditionen bezeichneten Novellen, so ist nach diesem Vorwort der Verfasser weit davon entfernt, Hoffmann's großes Vorbild erreichen zu wollen, und darum vielleicht sollen sie, nach dem Titel, nur in Hoffmann's „Manier" gegeben sein. Richtiger wäre es wol gewesen, an das „Gespensterbuch" von Apel und Laun (1810—13) und an das „Wunderbuch" des Erstern (1815) zu erinnern. Das Buch gibt übrigens vier Erzählungen, von denen die erste und umfangreichste, „Der Graf von Sandoval", mit Ahnungen und Erscheinungen eigentlich nichts zu thun hat. Es ist eine Gaunergeschichte im höhern Stil, deren Schauplatz, Venedig, schon vielfältig für dergleichen benutzt wurde. Selbst Schiller wußte seinem Geisterseher keinen bessern Boden anzuweisen. Wenn übrigens der Verfasser uns Wagen und Pferde sehen läßt, so hat er vielleicht nur versäumt, uns damit zugleich auf das feste Land zu versetzen, denn soviel Referenten bekannt, hat es auch gegenwärtig noch manche Schwierigkeiten, in Venedig selbst dergleichen Transportmittel in Bewegung zu setzen. Die beiden folgenden Erzählungen: „Der fallende Ring" und „Die braune Frau", bleiben füglich dem Antheil des Lesers anvertraut; nur die letzte: „Die dämonische Fliege", stellt sich als unhaltbar heraus. Daß unter Umständen ein so winziges Geschöpf unheimlich einwirken könne, soll nicht geleugnet werden. Wenn aber ein Landpfarrer, der längst zu gesetzten Jahren gekommen ist und sehr wohl weiß, daß seine Tochter der weit vorgeschrittenen Schwindsucht nothwendig bald erliegen muß, Abends an seiner morgenden Predigt arbeitend von einer Fliege umsummt wird, so ist nicht der mindeste Grund vorhanden, dies alltägliche Vorkommniß mit dem nahen Tode des Kindes in dämonischer Weise zu verbinden. Aber freilich bethätigen manche Landpfarrer, der Anekdotenjägerei nicht zu gedenken, eine eigenthümliche Hinneigung zu wundersamen Begebenheiten, woher zum Theil auch der kaum übersehbare Reichthum kommen soll, den eben aus diesem Kreise die Literatur der Geister-, Gespenster- und Wundergeschichten Gläubigen und Ungläubigen vorführt, und wenn die Wissenschaft wirklich umkehren oder umgekehrt werden sollte, so ist es leicht möglich, daß das Häkchen noch lange nicht gefunden wird, welches immer so macht.

4. Friston der Rächer, oder die Felseninsel. Von H. Bertholdi. Zwei Theile. Halle, Pfeffer. 1855. 8. 24 Ngr.

Das war eine schöne Zeit, wo wir Knaben dem „Rinaldo Rinaldini" den Preis vor allen Büchern der Welt zuerkannten! Wir mußten ihn heimlich lesen, denn der Vater war ein entschiedener Feind aller Romane, und gar dieser Räuberroman wäre sicher dem Feuer, wir selbst einer exemplarischen Strafe nicht entgangen, hätte man uns dabei ertappt. Wir saßen aber draußen auf dem Kirchhofe hinter dem Trauerdenkmal eines alten Pfarrherrn mit dem „Rinaldo", und so leicht suchte da kein Mensch nach uns. Ach, das war eine schöne Zeit, wo wir noch schwärmten für unterdrückte, gemishandelte Unschuld, die dann gerettet wird durch einen kühnen, edeln Räuberjüngling trotz Sbirren, Galgen und Rad. Daß dieser „Friston der Rächer" alle jene goldenen Bilder eben jetzt wieder neu belebt, wo Theuerung, Kartoffelkrankheit, theologische Wühlereien und andere Fatalitäten jeden Athemzug in einen schweren Seufzer verwandeln, sollten wir billig mit gerührtem Dank erkennen. Aber wir sitzen nicht mehr heimlich hinter einem alten Leichenstein; der Reiz der Furcht vor dem Ertapptwerden, des Grausens vor Pfaffenschurkerei und gemordeter Unschuld ist längst ersäuft in Recensententinte, in der kein Tröpfchen für das Wort „Dankbarkeit" gefunden wird. Verlange Niemand, daß wir ihm einen Genuß verderben, indem wir von der Geschichte das Geringste verrathen. Man findet sie ja auch schon in allen denkbaren Variationen der Land- und Seeräuberromane. Eigenthümlich ist diesem etwa nur, daß er einen mit Sprichwörtern vollgepfropften Räuberlieutenant, ungefähr ebenso reizend von der Natur gezeichnet, wie weiland Sancho Pansa, in Bewegung setzt. Auch ist es vielleicht neu, daß die Umwandlung der mittelalterlichen Architektur in die neue und neueste unsere Sitten umgewandelt habe, sowie daß zum Schluß schon nach Texas ausgewandert wird, obgleich die ganze Geschichte vor den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich zugetragen haben muß. Wer übrigens ein Freund von schaudernden Kitzel ist, der wird im ersten Theile S. 152 fg., wo eine Schar Wasserratten die schöne Mirandelina ängstigt, übervolle Befriedigung finden. 50.

St.-René Taillandier über den neuesten Stand der deutschen Literatur.

Die weiter unten abgedruckte Stelle aus einer Betrachtung Taillandier's über die literarischen Zustände Deutschlands haben wir nicht etwa aus dem Grunde mitgetheilt, weil uns ihr Inhalt besonders reichhaltig und für Deutsche sehr wissenswürdig erschienen wäre. Wir haben die Verdienste St.-René Taillandier's um gerechtere und allgemeinere Würdigung der deutschen Literatur in Frankreich zu verschiedenen Zeiten bereitwillig anerkannt; ja vor 1848 schien es uns manchmal fast so, als habe die wahrhaft unabhängige Kritik über neuere deutsche Literatur sich in die Taillandier'schen Artikel geflüchtet, obschon ihre Haltung, was das große Ganze betrifft, wol immer eine etwas einseitige war. Aber in der Analyse einzelner Werke und Dichtungen fanden wir bei Taillandier fast stets viel Feinheit, Scharfblick, Gerechtigkeitssinn und namentlich Geschmack und Takt, wie wir sie in diesem Maße bei einem deutschen Kritiker damals kaum noch anzutreffen meinten. Gegenwärtig scheint sich Taillandier von dieser Detailkritik mehr zurückgezogen zu haben und in der Eigenschaft eines Präceptors deutscher Nation mehr darauf auszugehen, die geistigen und literarischen Zustände Deutschlands in großen Umrissen und im genauen Zusammenhange mit den politischen und socialen Zuständen darzustellen. Bei dieser Behandlungsweise, die kein inniges Sicheinleben in einzelne Erscheinungen gestattet, treten seine Schwächen mehr, seine Vorzüge weniger hervor. Taillandier lebt nicht in Deutschland, er betrachtet es nur mit dem Fernrohr, das, je wie er es wendet, die Gegenstände bald in die Ferne, bald in die Nähe rückt, bald vergrößert, bald verkleinert und sie zwar scharf, aber doch mit einem störenden farbigen Umriß hervortreten, sich auch in jedem Augenblick immer nur auf diesen oder jenen Punkt und im nächsten wieder auf einen andern richten läßt, sodaß es der Gesammtschau dann doch wieder an rechter Cohärenz und Zusammengehörigkeit fehlt, wie scharf, treffend und geistreich einzelne Punkte in diesem Gesammtbilde auch zur Anschauung gebracht sein mögen. Taillandier hat diesen Misstand auch wol selbst gefühlt und, um ihm abzuhelfen, eine politisch-literarische Inspectionsreise in Deutschland angestellt. Wir für unser Theil halten aber von solchen überaus flüchtigen Rundreisen zu literarischen Zwecken sehr wenig und noch weniger etwas Gutes. Der eine Schriftsteller oder Gelehrte, den der Rundreisende besucht, wird ihm Dies oder Das souffliren, diese oder jene Parole geben, ihn an diesen oder jenen Intimus empfehlen, gegen Andere aber möglichst einzunehmen und ihn überhaupt für seine Privatsympathien und Privatantisympathien zu gewinnen suchen. Wie der Gesammtbericht dann ausfallen wird, läßt sich denken; er muß nothwendig voll Einseitigkeiten, Prädilectionen und falschen Reflexen sein. Aus dem Taillandier'schen Aufsatz über Deutschland während des pariser Congresses glauben wir auch die vaterländischen Souffleure, auf welche der Franzose sich verließ, ganz vernehmlich herauszuhören.

Welche untergeordnete Stellung weist Taillandier dem jetzigen Berlin an! Und Wien soll sich sogar im Roman hervorgethan haben! Wo bleibt Stuttgart und ganz Schwaben? Wo bleibt Franken? wo Frankfurt? wo Schlesien mit Breslau? wo die beiden Hessen? wo das preußische Rheinland? wo die Ostseeprovinzen? wo Thüringen? wo das nordwestliche Deutschland? Das sind für den Franzosen lauter leere Blätter, die er mit größter Behaglichkeit überschlägt. Taillandier nennt jetzt die Bestrebungen des Jungen Deutschland einfach bloße „puérilités", und doch hat er diesen Puerilitäten im Jahre 1848 ein höchst ernsthaftes und weitläufiges Buch, seine in vieler Hinsicht recht verdienstliche „Histoire de la jeune Allemagne" gewidmet, wo seine Urtheile häufig ganz anders lauten. Wir könnten, denn wir haben die Taillandier'sche Schrift erst in diesen Tagen wieder durchgelesen, ein paar Nummern unserer Blätter füllen, wenn wir alle Widersprüche zwischen dem Taillandier von 1848 und dem von 1856 namhaft machen und motiviren wollten. Noch auf eine ihm offenbar soufflirte Bemerkung Taillandier's möchten wir mit einigen Worten zu sprechen kommen. Er sagt in seinem citirten Artikel: „L'histoire littéraire produit tous les ans à Leipzig d'innombrables études; il y a des armées de literats (!) pour alimenter la presse de M. Brockhaus. Si l'énorme quantité de ces travaux de commande etc." Kann sich Taillandier im Ernste einbilden, daß Gelehrte und Schriftsteller wie Rosenkranz, Carriere, Cholevius oder, um bei diesen Literar- und Culturhistorikern nicht stehen zu bleiben, Bunsen, Karl Schwarz, J. H. Fichte, Fortlage, Harthausen, Gregorovius, Gutzkow, Wilibald Alexis, Frauenstädt, Schulz-Bodmer, Prutz, Kuno Fischer, A. Helfferich u. s. w. auf Bestellung arbeiten? Und selbst wenn eine Buchhandlung von Zeit zu Zeit einen Gelehrten auf ein Thema aufmerksam machte, von dem sie glaubt, daß seine Ausarbeitung seinen Fähigkeiten angemessen und dem Publicum und der Literatur nützlich sei, könnte man dies eine Bestellung nennen oder es tadelnswerth finden? Im Gegentheil, es wäre zu wünschen, daß einsichtige und liberale Verleger in dieser Weise den Gelehrten öfter aufmunternd entgegenkämen. Nach diesen Vorbemerkungen theilen wir die von dem Einsender mit einigen etwas überschwänglichen Worten eingeleitete Taillandier'sche Notiz in Folgendem ohne weitere Anmerkungen mit. **H. M.**

Des obengenannten geistreichen Franzosen ebenso freimüthiger als scharfeindringender Aufsatz im Julihefte der „Revue des deux mondes" mit der Ueberschrift: „L'Allemagne pendant le congrès de Paris", hat in dieser seiner ersten Hälfte, welche sich mit der politischen Ansicht beschäftigte, nicht wenig Aufsehen erregt und ist auch hier und da in einzelnen Aufstellungen in unsern deutschen Journalen übersetzt, mitgetheilt oder commentirt worden, doch lag es in der Natur der Sache, daß an eine vollständige Uebersetzung wol nicht zu denken war. Im neuesten Augusthefte der „Revue des deux mondes" ist nunmehr die zweite Hälfte und Schluß dieses Aufsatzes erschienen, welcher sich mit dem literarischen Deutschland beschäftigt und nicht minder lebendige und anziehende Schilderungen enthält. Am Schlusse theilt Taillandier eine kurze Uebersicht seiner hier aufgestellten Behauptungen mit, und es dürfte nicht uninteressant sein, seine dessfallsigen Ansichten, Wünsche und Hoffnungen den deutschen Lesern auch hier vorzulegen. Es sind aber folgende:

„Was ist nun jetzt das Theil jeder verschiedenen Gegenden Deutschlands an der literarischen Arbeit, die ich beschrieb? Auch hier zeigt sich derselbe Contrast, den uns die politische Lage darbot. In Berlin hält die Universität allein noch den Ruf Preußens aufrecht. Die unabhängige Literatur hat sich unter den unseligen Einflüssen selbst getödtet oder zerstreut. Keiner der von mir angeführten Namen ersten Rangs, keins der Werke, in denen sich die Umwandlung des öffentlichen Geistes kundgibt, gehört mehr der Stadt an, die vor 15 Jahren die intellectuelle Hauptstadt Deutschlands war. In Wien besitzt die Philosophie noch kein Organ, die Geschichte bringt keine gelehrten Werke hervor, aber die Dichtkunst, der Roman und das Theater haben dagegen glückliche Versuche erzeugt und ein neues Leben kundgegeben. Die besten Kräfte der Generation, welche jetzt die literarische Scene belebt, befinden sich in Leipzig mit Gustav Freytag und Julian Schmidt, in Dresden mit Berthold Auerbach, Hermann Hettner, Julius Hammer und Otto Ludwig, in München mit Moritz Carriere, Fallmerayer, Adolf von Schack und Friedrich Bodenstedt, in Halle mit Max Duncker, Hinrichs, Eduard Erdmann und Robert Haym, in Heidelberg endlich mit Gervinus, Ludwig Häusser und dem Ritter von Bunsen. Auch hier haben im Ganzen die Staaten zweiten Rangs das Löwentheil. Ihnen muß man den Sieg zuerkennen. Eilen wir hinzuzusetzen, daß, wenn die auserwählten Schriftsteller nicht überall einen Schauplatz finden, der ihrer Thätigkeit würdig, so nimmt wenigstens das Publicum überall an ihren Arbeiten Antheil. In Berlin wie in Wien können die Philosophen von Heidelberg und Leipzig, sowie die Dichter von Dresden und München auf ein aufmerksames Publicum zählen. Die intellectuelle Einigkeit ist gegründet. Diese Einigkeit wird, wie zu hoffen steht, das Leben der Intelligenz in den Gegenden, wo sie heutzutage schwächer zu werden scheint, wieder stärken. Es ist unmöglich, daß die Hauptstadt Preußens nicht lebhaft dieses Verlöschen seines alten Ruhms fühlen sollte. Es ist unmöglich, daß ein König wie Friedrich Wilhelm IV., der alle Geistesarbeiten so trefflich zu würdigen versteht, nicht sich mit einer Lage beschäftigen sollte, die solche Resultate hervorbringt.

Was Deutschland selbst betrifft, so kann es mit Zuversicht dem Erfolg seiner Anstrengungen entgegensehen. Wenn der Geist, von dem wir Kunde geben, sich regelmäßig entwickelt, so wird die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts der ersten nicht gleichen. Diese mit ihren unruhigen Regungen, mit ihren unzusammenhängenden ehrgeizigen Ansprüchen wird nur die Vorbereitung zu einer bessern Literatur gewesen sein, worin Deutschland sich sittlicher und kräftiger zeigen wird. Ich weiß nicht, ob sie auch noch Lessinge, Herder, Goethe und Schiller hervorbringen wird, sie wird aber wenigstens eine edle Auswahl besitzen, die an der Belehrung ihres Vaterlandes arbeitet. Nach dem Eifer der Arbeiter und den Aussichten der Saat wird die Ernte schön sein. Deutschland durchlief schon im Mittelalter eine Umwandlung dieser Art. Nach der glänzenden Poesie des 13. Jahrhunderts, nach Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strasburg war die Literatur 200 Jahre hindurch eine Schule der gesunden Vernunft und praktischer Tugenden, woraus im 16. Jahrhundert die originellste Bewegung des deutschen Volks hervorging. Heute muß sich nach der Periode, deren siegreichste Personification Goethe gewesen ist, dieselbe Arbeit vollenden. Es ist die Aufgabe der Schriftsteller, diese literarische und moralische Cultur, welche bisher das Privilegium einer nur kleinen Anzahl gewesen ist, volksthümlich zu machen. Wenn die Literatur im 14. und 15. Jahrhunderte instinctmäßig demokratisch gewesen ist, so muß sie es im 19. mit überlegtem Gefühle ihrer Verpflichtungen sein. So erfüllt die Generation, von der ich gesprochen habe, ihre Aufgabe. Schriftsteller und Leser, Lehrer und Schüler sind zur gesunden Vernunft, zur praktischen Philosophie, zum spiritualistischen Christenthum zurückgekehrt, sie haben vor allem gelernt, und möchten sie es nie vergessen! daß in der Wissenschaft wie in der Politik da, wo der Mysticismus die Begriffe der wirklichen Welt entstellt, jeder Fortschritt unmöglich wird. Mag nun dies der pietistische Mysticismus oder der revolutionäre sein, das Uebel ist dasselbe und Deutschland wird ihm nicht entgehen, wenn es nicht in sich den Sinn für das thätige Leben entwickelt. Dies ist der Grundsatz, den der lateinische Redner im ersten Capitel seiner Abhandlung über die Pflichten aussprach: „Virtutis laus omnis actione consistit." **59.**

Notizen.

Neuere französische Literatur.

Es liegt ein trüber Druck auf der französischen Literatur. Man schrieb uns vor einiger Zeit aus Paris: „Wenn wir auch nicht sagen können, daß der Roman Todes verblichen sei, so werden die Romandichter doch täglich seltener. Wenigstens werden wir uns unter der Menge von Romanen, welche sich in den Lesecabineten oder in den Journalen zu zwei Sous spreizen, vergebens nach einem Werke von wirklich literarischem Verdienste umsehen, vergebens nach einem Autor, der genannt zu werden verdiente. Das Beste, was uns noch geboten wird, sind die aus dem Englischen übersetzten Romane, z. B. Thackeray's «Vanity fair». Und in der Poesie? Weniger als nichts! Kaum daß Victor Hugo's «Contemplations» für einen Augenblick der Gleichgültigkeit des Publicums Herr werden konnten. Glücklicher war Brizeux, Verfasser der anmuthigen Idylle «Marie», mit seinen «Histoires poétiques», eigentlich einer Fortsetzung seiner frühern, von der französischen Akademie gekrönten Dichtung, worin er das ländliche Leben in der Bretagne behandelte. Brizeux ist selbst ein Bretagner und hat einen Kreis leidenschaftlicher Leser um sich gebildet — pauci, sed boni. Unter den Theaternovitäten gibt es kaum eine, welche ausgezeichnet zu werden verdiente. Das Odeon schloß seine Saison mit Ponsard's Komödie «La bourse», deren Werth aber sehr zweifelhaft ist. Das Théâtre français scheint unter Empire's neuer Verwaltung sich fast nur darauf zu beschränken, Stücke des frühern Repertoire wieder ins Leben zu rufen." Da diese Geständnisse aus nationalfranzösischer Feder herrühren, so wird man ihnen wol umsomehr Glauben schenken dürfen. Nur in der kleinern Novelle und Erzählung wird Erfreulicheres geleistet. Dahin gehört die Skizzensammlung von About: „Ménages de Paris", während die unter dem gesuchten Titel der „Contes d'un planteur de choux" erschienenen Erzählungen von de Pontmartin, dem Kritiker der „Assemblée nationale", zu beweisen scheinen, daß die Erzählung nicht sein eigentliches Fach ist. Vacquerie's „Profils et grimaces" sind voll von Bizarrerien, die nur zu deutlich die Victor Hugo'sche Schule verrathen. Unser Correspondent bedauert, daß François Wey durch seine amtlichen Functionen am Schreiben verhindert sei, und erinnert dabei an dessen frühere Schrift „Les Anglais chez eux", woraus man England besser kennen lerne als aus dicken gelehrten Schriften. Aber auch auf novellistischem Gebiete sieht Frankreich sich genöthigt, Anleihen bei ausländischen Novellisten zu machen; man übersetzt die Erzählungen Hoffmann's, Achim von Arnim's, Zschokke's, Conscience's, und aus den bizarren Erzählungen des durch seine Genialität wie durch sein wüstes Leben bekannten Nordamerikaners Edgar Poe hat Charles Baudelaire eine Auswahl veranstaltet. Mehr dem memoirenartigen Genre gehören die mit fast militärischer Lebhaftigkeit, Frische und Keckheit geschriebenen „Souvenirs de la vie militaire" des Grafen Castellane an, die sich halb wie ein Roman, halb wie Geschichte lesen lassen und durch die Porträts der vielgenannten Generale Bugeaud, Saint-Arnaud, Bosquet, Pélissier, Canrobert, Changarnier, Lamoricière, Cavaignac, Bedeau u. s. w. ein erhöhtes Interesse gewinnen.

Die Benutzung dichterischer Erfindung betreffend.

Unser verehrter Mitarbeiter, Rudolf Gottschall, dessen Talent und literarischen Verdienste wir anzuerkennen schon öfter Gelegenheit hatten, behandelt in Nr. 37 des „Deutschen Museum" die Frage von der „Originalität des Dramatikers" und berührt dabei auch die leidige literarische Streitfrage zwischen Friedrich Halm und Bacherl. Wir müssen gestehen, in einigen von Gottschall aufgestellten Punkten abweichender Ansicht zu sein. Er fragt, wie es möglich sei, daß ein „gebildeter Mann" sich zum Advocaten des „naturwüchsigen pfaffenhofener Genies" aufwerfen könne; eine Frage, die sich einfach dadurch erledigt, daß sich in der That „gebildete" Männer, und in viel größerer Zahl als vielleicht Gottschall glaubt, auf die Seite des poetisirenden Schulmeisters gestellt haben. Er behauptet ferner: „Ob Herr Halm das Werk des Herrn Bacherl kennt oder nicht, ist höchst gleichgültig. Und hätte er Scene für Scene dieser confusen und barbarischen Tragikomödie benutzt, um daraus eine künstlerische Dichtung zu gestalten, seine Originalität bliebe unbestreitbar" u. s. w. Für uns ist diese ganze Angelegenheit keine Frage der Aesthetik und Kunst, sondern des Rechts, und einzig und allein aus diesem Grunde sind wir darauf wiederholt zurückgekommen. Es fällt uns nicht ein, Bacherl eine Stelle unter unsern Classikern einräumen oder das Verdienst, das sich Friedrich Halm durch seine schmucke Bearbeitung der Thumelicussage erworben hat, bestreiten zu wollen; aber Folgendes steht für uns fest: entweder hat Friedrich Halm die Bacherl'schen Manuscripte nicht gekannt und nicht benutzt, dann hätten wir ihm allerdings Manches, was wir gesagt haben, einfach abzubitten, wobei wir uns jedoch durch die „lame and feeble arguments", welche die Wiener beibrachten, und die fast bis zur Evidenz überzeugende Darstellung O. von Schorn's für hinlänglich entschuldigt halten würden. Oder er hat sie gekannt und hat sie benutzt. Dann mußte er dies offen eingestehen und, wie wir wenigstens meinen, dem ursprünglichen Erfinder sogar einen Antheil an seinem Honorarertrag gönnen. Es ist etwas Anderes, ein schon veröffentlichtes novellistisches Product zu dramatisiren, zumal wenn man seine Quelle nennt, und etwas Anderes, ein im Vertrauen auf amtliche Discretion eingesandtes Manuscript zu benutzen, ein Drama neu zu dramatisiren, ohne einzugestehen, woher man geschöpft. Man denke nur, zu welchen Consequenzen dies führen müßte. Hiernach könnte zuletzt jeder Redacteur eine ihm eingesandte, praktisch unbrauchbare, aber gut erfundene Novelle selbst bearbeiten oder bearbeiten lassen und als Originalwerk veröffentlichen; und ähnlich könnte jeder Theaterdirector, jeder Verleger mit Manuscripten verfahren, die er nicht verwenden könnte, deren Idee ihm aber gefiele. Zu welchen Reclamationen und Streithändeln würde dies und mit Recht führen, wenn ein solcher Usus allgemein würde, und wie würde die schon so erschütterte literarische Moral darüber gänzlich zugrunde gehen! Uebrigens möchten wir doch als der Erwähnung werth anführen, daß Friedrich Halm schon früher eine auch in seinen „Gedichten" abgedruckte Ballade „Thusnelda" dichtete, die freilich nichts Gemeinsames mit dem „Fechter von Ravenna" hat, in der aber doch schon Thusnelda dargestellt wird, wie sie im „Römerzelt" gefangen liegt und Wehklagen, aber auch hoffnungsvolle Prophezeiungen über das deutsche Volk ausspricht.

H. M.

Bibliographie.

Cordelia, Ethnea oder die Sclaven der Engländer. Münster, Theissing. 8. 20 Ngr.

Macaulay's, T. B., Geschichte von England seit dem Regierungsantritte Jacob II. Uebersetzt von L. G. Lemcke. 6ter Band. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 1 Thlr.

Menzel, W., Die Naturkunde im christlichen Geiste aufgefaßt. 1ster Band. Stuttgart, Neff. Br. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Sattler, H., Mozart, Erinnerung an sein Leben und Wirken nebst Bemerkungen über dessen Bedeutung für die Tonkunst. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 8. 6 Ngr.

Wittgenstein, Prinz E. v., Aßlann-Aga. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 40. —— 1. October 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Beiträge zur Kenntniß Rußlands.

1. Rußlands Entwickelung bis zum Frieden vom 30. März 1856. Von Adolf Bock. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr.
2. Menschen und Dinge in Rußland. Anschauungen und Studien. Mit 1 Titelbilde. Gotha, Scheube. 1856. 1 Thlr. 22½ Ngr.
3. Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland vom Beginne der Alleinregierung Peter's I. bis zum Tode Nikolaus' I. (1689—1855); nebst einem einleitenden Rückblicke auf die frühere Zeit. Von S. Sugenheim. Erster Band. (Bis zum Vollzuge der ersten Theilung Polens: 1773.) Frankfurt a. M., Keller. 1856. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Für die Interessen des Friedens, der Freiheit, der humanen Civilisation und anderer schönen Dinge hat namentlich Frankreichs officiöse Presse an die öffentliche Begeisterung Europas appellirt, solange die Westmächte gegen Rußland das Schwert erhoben hatten. Wenn auch Deutschland von Bundes wegen mit der Consequenz des Starken in absoluter Neutralität verharrte, so blieb doch der Tagespresse so ziemlich gestattet, russische Politik und russisches Leben mit Frescofarben zu illustriren. Man konnte ja nicht wissen, wie es kam, Vorsicht ist zu allen Dingen nütze; so wirbelten bisweilen sogar die commandirten Federn etwelchen antirussischen Begeisterungsstaub auf. Die Phrase hat neben Notenfeuerwerken und kriegerischem Kanonendonner drei Jahre lang eine große Rolle gespielt. Man hätte nicht glauben sollen, wer das so obenhin betrachtete, daß der pariser Märzfriede eine Möglichkeit werden könne. Manche Leute, die sich gern mit historischen Namensanalogien abgeben, meinen auch noch heute, der fast vergessene „Winterkönig" könne dereinst in den historischen Handbüchern mit einem europäischen „Sommerfrieden" einen Concurrenten bekommen. Aber dieser Sommerfriede ist allerdings tief. Nirgends mehr seht ihr es den emphatischen Belobigungen der innern und äußern Politik Rußlands im entferntesten an, daß dieselben Spalten noch vor wenigen Monaten von schweren Anklagen gegen dasselbe Rußland trieften, die völlige Extinction seiner Macht foderten, vor jeglichem Quietismus wegen seiner äußern Politik warnten und Diejenigen mit den Wühlern von Profession auf eine Stufe stellten, die etwa zu vermuthen wagten, all diese Fanfaren würden mit einem „Alles beim Alten" endigen. Wie ist es nun heute? Die kaiserlichen Reisen nach den deutschen Höfen haben wieder begonnen, die Anknüpfung neuer Familienbande wird eifrig wieder aufgenommen, der russische Ordens-, Dosen- und Goldregen ergießt sich wieder über Deutschland, die Zeitungen sind zu gehaltener Besprechung russischer Dinge vermahnt, die unfolgsamen werden confiscirt u. s. w. Der Friedensdrang in den geschäftlichen Kreisen ist aber stark genug, um über der Gegenwart die Vergangenheit und Zukunft zu vergessen, die große Menge hat auch wirklich von der Phrase während des Kriegs wenig gelernt und vor allem nicht, daß Rußland vom orientalischen Kriege blos aus einer, nicht aus allen Positionen gedrängt wurde, mit denen es Europa bedroht. Man mag sich nicht sagen, daß der Kampf fortdauern muß, wenn auch der Krieg beendet und vollends so beendet ist, wie der letzte. Nicht an Verbessern, sondern an Aufhängen der Waffen in kühler Halle denkt man. Aber gerade in solchen Momenten ist es Pflicht der Literatur, die schlafsüchtigen Geister aufzurufen, nicht mit Redensarten und Raisonnements, sondern mit Thatsachen.

Von diesem Gesichtspunkte geht das Buch aus, dessen Titel wir an erster Stelle angaben. „Während die Türkei zunächst der Quälerei und Beeinträchtigung der nordischen Großmacht entzogen wurde, wird Deutschland ihre Zumuthungen desto lebhafter empfinden, weil es den rechten Augenblick versäumte, um den Riegel vorzuschieben." Dieser Gedanke leitete den Verfasser offenbar bei der ganzen Abfassung des Werks. Man muß

ihm zugestehen, er hat seine Aufgabe in ebenso formgewandter als eindringlicher Weise gelöst. Schon das Buch, welches er unter seinen vornehmsten Quellen aufführt: „Rußland und die Gegenwart", hatte nun seiner Zeit, freilich vor dem Kriege, dieselbe Aufgabe verfolgt und in einem besondern Abschnitte über „Rußlands literarische Beurtheilung" seine Auffassung motivirt. Es ist daher auch ganz gerechtfertigt, daß Bock die dort begonnene Lösung der Aufgabe jetzt ziemlich in gleicher Weise wieder aufnimmt. Durch die vorangegangene Literatur über Rußland hatte er den Vortheil, namentlich den innern Staatsmechanismus kürzer, schlagender behandeln zu können. Er vermochte fast lauter Resultate nebeneinanderzustellen, während frühere Werke genöthigt waren, die Stationen ihres Wegs dorthin gleichsam als Proben auf die Richtigkeit des Exempels anzugeben. Brav allerdings war derjenigen Literatur über Rußland, welche wenig Raisonnement neben ihren Thatsachen brachte, eine Schriftenflut vorausgegangen, welche, wenn auch noch so bändereich, keine wahrhaft publicistisch-historischen Ausführungen bot, sondern über den Charakter journalistischer Parteiartikel kaum hinauskam. Man erging sich in geschwätzigem Anekdotenkram ohne literarischen Organismus, darum ohne volle Ueberzeugungskraft; oder man ließ um karges Material und dürftige Thatsachen einen allzu breiten Schwall von Phrasen kreisen, deren Mehrzahl eigentlich im Hintergrunde des Wortes Rußland Deutschland meinte. Man wollte gewöhnlich, um ein alltägliches Sprichwort zu brauchen, mit einem Schlage zwei Fliegen treffen und schlug darum meistens keine recht. Dieser zwiespältige Charakter gab der damaligen „gutgesinnten" Presse leichte Gelegenheit, die ganze deutsche Literatur über Rußland zu discreditiren. Die nachfolgenden Werke hatten die schwere Aufgabe gehabt, diesen Miscredit durch ihren geschlossenern Charakter zu widerlegen; das Bock'sche Werk tritt gleichsam als Abschluß und Résumé dieser Literaturperiode hervor.

Diese seine Bedeutung wird um so gewichtiger, als mit Alexander II. eine formell neue Handhabung des russischen Systems auf den Thron gelangt zu sein scheint. Wie der erste Zar desselben Namens scheint auch er bemüht, die Ausübung des Systems in ein Gewand zu kleiden, welches dem übrigen Europa minder abstoßend erscheint und Rußland nicht in schroffem Gegensatze, sondern unter dem Scheine eines gewissen Entgegenkommens auftreten läßt. Es wird nicht an Stimmen fehlen, und sie erklingen bereits, welche das überkommene Mistrauen gegen Rußlands äußere Politik und innerliche Einordnung in das europäische Culturleben wie einen überwundenen Standpunkt behandeln. Man wird veränderte Formen wie eine Umgestaltung des Wesens drapiren und in der gewohnten Logik solcher Beweisführungen binnen kurzem vielleicht selbst dahin kommen, russische Einflüsse auf die socialen und politischen Lebensgestaltungen Europas wie eine Förderung zeitgemäßer Culturentwickelungen darzustellen. Erinnern wir uns, wie es unter Alexander I. nach den Napoleon'schen Kriegen erging! Man verschloß in octroyirter Dankbarkeit gegen den „Befreier Deutschlands und Friedenbringer Europas" die Augen gegen das russische Princip; und nachdem der laibacher Tractat, die Heilige Allianz, der Congreß zu Verona die Fesseln des öffentlichen Geistes geschmiedet hatten, war es „zu spät", da in den Karlsbader Beschlüssen, der Wiener Schlußacte u. s. w. das bekannte Netzgeflecht der russischen Herrschaftsplane zugezogen ward. Das Härteste aber blieb noch zu erdulden, als man später Rußland abermals zurückgedrängt geglaubt hatte: die warschauer Dictate des Kaisers Nikolaus I.

Nachzuweisen an den Thatsachen des russischen Volks- und Staatslebens, wie die russische Politik wol ihre Formen, doch nimmer ihr Wesen ändern kann, wenn nicht Europas vereinte Uebermacht sie zwingt, das ist auch heute die Aufgabe der Publicistik. Denn auch heute scheint Rußland blos zurückgedrängt. Wer dagegen den Offenbarungen seiner Politik im Einzelnen folgt, kann nicht verkennen, daß das Gefühl erlittener Demüthigung wach geblieben, daß die Unmöglichkeit der Fortsetzung des Kampfs, nicht die Liebe zum Frieden ihre Gänge dictirt. Nicht auf Rechnung einer persönlichen Politik des Selbstherrschers aller Reußen ist dies zu setzen, auch nicht die Cabinetstraditionen allein treiben dazu, sondern die thatsächlich gewordenen Verhältnisse und Zustände des Reichs, die Natur seiner Bevölkerung, seine materiellen Grundlagen, sein innerer Organismus — vom russischen Standpunkte: die naturgemäße Nothwendigkeit, die Pflicht der Selbsterhaltung.

Indem Bock dieses historisch darthut, zerfällt er sein Werk in zwölf Abschnitte: „Land und Volk", „Zar und Zarengewalt", „Die Fremden", „Heer und Flotte", „Die Beamtenmaschine", „Die Kirche", „Der Adel", „Die Bauern", „Die Städte", „Staatswirthschaft", „Die Politik und ihre Zurückweisung", „Die nationale Aufgabe". Als Anhang und Memento ist dazu der Text des pariser Märzfriedens und des englisch-französisch-östreichischen Aprilvertrags gefügt. Vom erstern erhielt Deutschlands Centralorgan wenigstens officielle Mittheilung, vom letztern nicht einmal diese.

Je mehr wir die Uebersichtlichkeit anerkennen, womit im ersten Capitel das russische Land gleichsam in der natürlichen Wechselwirkung mit seinen Bewohnern vorübergeführt wird, desto mehr bedauern wir, daß gerade diese Grundlagen nicht einigermaßen breiter angelegt sind. Manche der allgemeinen Erfahrungssätze werden, weil zu allgemein gehalten, den Gegnern der Schilderung leicht Gelegenheit geben, mit kleinen Einzelheiten die Stichhaltigkeit des Ganzen — obgleich mit Unrecht — anzumäkeln. Wir lesen z. B. S. 5: „Die Volksphysiognomie ist weit und breit dieselbe; überall die breiten gelben Gesichter mit mächtig ausgeprägten Kinn- und Backenknochen." Warum ward hier nicht der kurze Satz beigefügt, daß dieser Typus eine Folge der mongolischen Kreuzung, während der originale Typus der Großrussen, dem man in seiner blonden Reinheit ebenfalls auf wei-

ten Länderbreiten unvermischt begegnet, germanisch-kaukasische Formen zeigt? Ebenso ist es wol ein zu kategorisches Urtheil, wenn gesagt wird: „Trotz des zähesten Kampfs, wie ihn die Katze besteht, bewiesen die Russen niemals kriegerischen Sinn.“ Prägnanter und unbestreitbarer würde es heißen müssen: die russische Kriegstapferkeit hat sich stets blos in der Defensive bewährt.

Solche unscheinbare Kleinigkeiten abgerechnet, ist übrigens das genannte Capitel von scharf charakterisirendem Wesen und bereitet somit einen natürlich begründenden Uebergang zur pragmatischen Entwickelung der Bildung des Zarenthums, wie seiner modernen Degeneration seit Peter I. Ohne den Verdiensten der übrigen Skizzirungen zunahetreten zu wollen, nennen wir doch besonders die Charakteristik der Regierung Alexander's I. ein Meisterstück. Sie gewährt gleichzeitig ein Beispiel des kernigen Tons, in welchem das ganze Werk gehalten ist. Lassen wir ihren Haupttheil wörtlich folgen:

Von Laharpe in französischem Idealismus erzogen, sah Alexander I. die Vorzüge des Rechtsstaats vor dem Polizeistaat, aber die Vorbereitung seines Volks dafür fand er zu mühselig. Bei seinem Regierungsantritt schloß er mit England und Frankreich Frieden, um sich den innern Angelegenheiten seines Staats zu widmen; allein die auswärtige Politik öffnete seinem Ehrgeiz bald glänzendere Bahnen. Eine russische Constitution war unter der Dilettantenbeschäftigung des Thronfolgers ausgearbeitet, aber Ereignisse und Rathschläge bewegen Alexander, sie auf dem Kreml niederzulegen, wie man die ersten Schuhe eines Kindes wol aufbewahrt. Alexander's Nachfolger verbrannte bedächtig die Urkunde. Reifere Erfahrungen ließen Alexander den Weg eines liberalen Despoten beschreiten. Er räumte dem Reichsrath und Senat große Befugniß ein, um den gefaßten Beschlüssen nicht nachzukommen. Er hob die Staatsinquisition auf, um sie wiederherzustellen. Er verminderte die Hofausgaben und die Steuern, ohne daß das Land es verspürte. Statt der öffentlichen Freiheiten hätten Rechtsschutz und durchgreifendes Einschreiten gegen die Bestechlichkeit der Beamten praktisch wohlthätiger wirken können. Allein die hierfür erfoderliche Besoldungserhöhung der Beamten griff die Kassen zu sehr an und die freiere, zum Theil allerdings unpraktische und idealistische Sprache der öffentlichen Organe wurde bald politisch gefährlich befunden. Während Alexander über Menschenrechte philosophirte und später von christlicher Barmherzigkeit gegen die Leiden der Menschheit erfüllt war, regierte Graf Araktschejew Rußland ganz in älterer Weise, klug und thätig, aber ohne politische Rechtschaffenheit, willkürlich, herrsüchtig, hart. Im Jahre 1813 sagte Alexander zu Berlin: „Der Marsch der russischen Truppen durch Deutschland bis Paris wird ganz Rußland zugute kommen. Auch für uns beginnt eine neue Epoche und ich hege vielfältige Projecte.“ Das war in augenblicklicher Erregung vielleicht aufrichtig, aber unbestimmt, wie wir es in minder hochgestellten Phantasien oft ähnlich gesehen haben. Kaiser Alexander war es hauptsächlich, welcher Ludwig XVIII. nöthigte, den Franzosen eine Constitution zu gewähren: er war stolz darauf, in Paris seinen Willen durchzusetzen. Er gab dem Königreich Polen eine Verfassung, um den Wiener Congreß zu beruhigen, denn Lord Castlereagh und Fürst Metternich widersprachen durchaus der Vergrößerung Rußlands durch Polen. Bei bloßer Personalunion, nahm man endlich an, gewinne Rußland nicht unmittelbar den Vorsprung nach Westen. Die polnische Nationalität hoffte der Zar aber durch die Constitution zu gewinnen, da er ernstlich auf einen Kampf gegen Oestreich, Frankreich und England gefaßt war. Für die Russen lag in dieser Verleihung eine demüthigende Zurücksetzung, und von einigen Köpfen wurde dieselbe wenigstens empfunden.

Eingehender ist natürlich die Schilderung des Kaisers Nikolaus I. und seines Systems. Hier erscheinen uns wieder vornehmlich die Blicke von Bedeutung, welche der Verfasser auf die Bedingungen und Voraussetzungen wirft, welche mit diesem Regiment für Alexander II. gegeben wurden. Hier heißt es:

Absoluter hat Nikolaus seinem Nachfolger die Monarchie hinterlassen, als dieselbe in der Türkei besteht, wo der Sultan bei Reichsgesetzen von den Beschlüssen des großen Divans abhängt. Solange Rußland keinen nur einigermaßen entwickelten Bürgerstand besitzt, solange es keinen andern als seinen oberflächlich französisch gebildeten, egoistischen, bestechenden und bestechlichen Adel hat, bleibt diese Staatsform für dieses Reich die angemessenste; denn die Oligarchie würde schlimmer sein. Was unter den bestehenden Verhältnissen in Rußland für die Entwickelung der Städte, für Erleichterung und allmälige Beseitigung der Leibeigenschaft geschah, wurde mehr gegen den Adel als für die Städte und Bauern von den absoluten Herrschern beschaffen. Wo andere, auf ganz verschiedener Voraussetzung stehende Staaten und Völker bei ähnlicher Staatsform erhalten oder zu derselben gezwungen werden sollen, damit Rußland dieselbe desto gewisser behalte, sind diese Staaten und Völker an ihrer Ehre, ihrer Nationalität, ihrer Selbständigkeit bedroht und haben sich alles Ernstes zu wehren. Welchen Weg Alexander II. einschlagen wird, ist vorläufig noch nicht klar geworden. Pietät und Krieg zwangen ihn zunächst, sich der Regierungsweise sowie der Politik seines Vaters anzuschließen. Ist er stark, so wird er bei der erstern beharren. Daß er die zweite theilweise verlasse, ist Aufgabe der ihm gegenüberstehenden Staaten und Völker. Aus dem Thronbesteigungsmanifest ging die Absicht hervor, Rußland aus allen Kräften auf der höchsten Stufe der Macht und des Ruhms zu erhalten, „um den Wünschen und Absichten der Verfahren, Peter's, Katharina's, Alexander's des Gesegneten und des unvergeßlichen Vaters“ nachzukommen. Weitgefaßt war dieses Programm; es erscheint mehr dehnbar als zusammenziehbar, aber es kann für Rußland Gutes enthalten. Den Finnen ihre Privilegien in Bezug auf einige öffentliche Stiftungen und auf Ausnahmen vom Monopol zu bestätigen, konnte dem Kaiser indeß nicht schwer fallen, zumal der Krieg in der Ostsee die Maßregel empfahl. Ebenso sprach wol die auswärtige Politik mit, wenn von Robotablösung im Königreich Polen die Rede war. Die 25 Jahre nach der polnischen Revolution ertheilte Amnestie scheint aus versöhnlicher Stimmung des Kaisers hervorgegangen, aber sein Wunsch mußte sich unter der Redaction seiner Räthe derart verclausuliren lassen, daß von der ursprünglich guten Absicht kaum etwas übrig blieb. Auf eine Wendung der Politik war daraus nicht zu schließen.

Der Abschnitt „Die Fremden“ ist unsers Erachtens etwas zu spärlich ausgefallen. Indessen nahm Bock vielleicht darauf Rücksicht, daß gerade dieses Thema neuerdings von der Presse theils in Tagesblättern, theils in besondern Werken am häufigsten besprochen worden ist. Namentlich erörtert auch das später zu berührende Buch „Menschen und Dinge in Rußland“ nach dieser Seite hin sehr erschöpfend, sowie die Reisewerke von Blasius, Buddeus, Kohl u. A. die Frage des Fremdeneinflusses auf Rußland vorzugsweise im Auge gehalten haben. Uebrigens möchte es als Irrthum zu bemerken sein, wenn (S. 41) gesagt wird, das Landvolk der Ost-

seeprovinzen sei „slawischen Stamms“; denn Esthen, Letten und Finnen sind rein, selbst Litthauer und die spärlichen Reste der Liven vorschlagend finnischen Stamms, grundverschieden in Physiognomie, Wesen und Sprache von allen slawischen Nachbarn. Leider muß man dagegen das nachfolgende Urtheil über die herrschenden Deutschen in den baltischen Landen Wort für Wort unterschreiben, wenn es lautet:

Der protestantische Pastor (der baltischen Provinzen) wetteifert mit dem bei der Anschauung der ersten Eroberer dieses Landes stehengebliebenen deutschen Rittergutsbesitzer, den Bauer womöglich fünf Tage in der Woche frohnen zu lassen und sich durch seinen Schweiß zu bereichern. „Wir dienen um zu herrschen, wir gehorchen um zu peitschen“, sagt der baltische Adel in alter Härte. Wir wissen jetzt, warum zwischen dem preußischen Junker und dem russischen jenseit Memel die in letzter Zeit gewachsene, durch Reisen und Briefwechsel enthusiastisch gepflegte Intimität besteht.

Wir glauben mit den vorstehenden Bemerkungen und Auszügen die verdienstliche Arbeit Bock's genugsam charakterisirt zu haben, um im Uebrigen auf ihre Lectüre verweisen zu dürfen. Fragmente geben kein Bild ihrer organischen Geschlossenheit. Und so mag man es auch nur als Anregung zur eigenen Prüfung betrachten, wenn hier noch einzelne Stellen aus den letzten Abschnitten des Buchs hervorgehoben werden, welche sich speciell mit den politischen Wechselbeziehungen zwischen Rußland und Europa beschäftigen. Nach einer längern, rein historischen, objectiven und desto eindringlichern Darstellung des Hineinwachsens Rußlands in die europäische Politik, der vorsichtig eingeleiteten und energisch vollzogenen Einmischungen, aus welchen die Umklammerung europäischer Cabinetspolitik durch petersburger Bedingungen u. s. w. großwuchs, wendet sich der Verfasser speciell zu dem vom Kaiser Nikolaus gegen Deutschland gehandhabten System.

Im Jahre 1834 versuchte Rußland dem Einflusse, welchen es seit dem Wiener Congresse auf Deutschland geübt hatte, bestimmtere Form zu geben; es erklärte seinen Agenten in vertraulichen Rundschreiben, daß Rußland das Protectorat des Deutschen Bundes längst besitze. Rußland habe denselben gestiftet, und da er vermöge seiner Principien sich nicht auf Frankreich oder England stützen dürfe, vereinige sich Alles für Rußlands Protectorat. Im Jahre 1839 wurde Aehnliches durch eine russische Feder für die kleinen deutschen Staaten beansprucht, während sich die Protection Preußens möglichst unpraktisch auf Skandinavien und Oestreichs auf die iberische Halbinsel erstrecken sollte. Daß es mit jenem Protectorat über Deutschland, ja mit der Vormundschaft über dasselbe ernstlich gemeint sei, hat Rußland 1848—50 bewiesen, wo Preußen die Rechte eines deutschen Landes und eines deutschen Fürsten in Schleswig-Holstein nicht schützen durfte, weil es gegen Rußlands Interesse war, Preußens Einfluß an der Niederelbe erstarken zu lassen. Eine Aeußerung deutscher Kraft und Nationalehre dem Auslande gegenüber wäre ein Schritt zur Emancipation des Schützlings gewesen. Daher die wiederholte russische Drohung, Ostpreußen zu besetzen, wenn man in Berlin nicht Waffenstillstand und Frieden schließe. Rußland erreichte seinen Zweck. Es erreichte ihn sogar in der deutschen Verfassungsfrage, indem es jede Aenderung der Metternich'schen und Heilige-Allianz-Verfassung verhindern half und wie in Polen an dem Grundsatze festhielt, unter Berufung auf Pacification und bestehendes Recht die Zwietracht aufrechtzuerhalten. Nach des Kaisers Nikolaus eigenem Worte gegen den General Orholm ist das die Politik Rußlands gegen Deutschland, und Graf Buol sprach sich endlich (Depesche vom 17. Mai 1855) gegen das russische Verfahren offen aus, was von seinem Vorgänger, dem Fürsten Schwarzenberg, leider nicht geschehen war. Der im Jahre 1850 wiederhergestellte Bundestag war der Conföderation von Tarnowitz nicht ganz unähnlich; auch König Stanislaus, welcher sich fügte, fehlte 1851 keineswegs. In Warschau und nicht in Frankfurt a. M., Berlin oder Wien wurde damals über die deutschen Angelegenheiten entschieden.

Nach diesen Vorausschickungen über Deutschlands gewordene Stellung wendet sich die Betrachtung zur orientalischen Frage zurück.

Obgleich Graf Nesselrode den Nutzen, welchen der Fortbestand der Türkei für Rußland bringe, in einer frühern Denkschrift sehr einleuchtend geschildert hatte, so sollte doch ihr Untergang noch vortheilhafter werden. Der Augenblick schien gekommen, über die Erbschaft des „kranken Mannes“, der indeß schon seit Voltaire's Briefen an Katharina II. als Patient betrachtet wurde, zu verfügen. Denn die vom Divan mehrfach eingeleiteten Reformen drohten das Osmanische Reich aufs neue zu befestigen und mußten gestört oder überflüssig gemacht werden. Während Nikolaus den Untergang der Türkei erwog, wünschte er England für seine Absichten zu gewinnen. Wie nach dem Frieden von Tilsit nur Frankreich und Rußland in Betracht kommen sollten, so jetzt nur Rußland und England. „Wenn Rußland und England einig, so frage ich nicht nach den übrigen Mächten; es ist mir gleichgültig, welchen Weg Frankreich einschlägt“, äußerte Nikolaus gegen den englischen Gesandten, Sir Hamilton Seymour, zu Anfang des Jahres 1853. „Wenn ich von Rußland rede, so meine ich Oestreich eingeschlossen.“ Preußens geschah bei der Gelegenheit gar keine Erwähnung.... An Preußen wäre es gewesen, in Vertretung Norddeutschlands die wichtigste Rolle im Kriege zu übernehmen. Die für unser Vaterland unrühmlich beigelegte schleswig-holsteinische Angelegenheit bedurfte der Revision. Die polnische Frage wäre zu lösen gewesen, wenn man sich in Berlin vor langjähriger russischer Sympathie zu der Erwägung hätte entschließen können, daß das Schwarze Meer und die Ostsee, Konstantinopel und Kopenhagen, Bosporus und Sund, Kroneborg und die Dardanellenschlösser, Moldau-Walachei und Schleswig-Holstein correspondirende Verhältnisse darbieten. In Schleswig-Holstein blutet noch die Rechtsverletzung. Bei Polen ist nicht mehr um Recht und Unrecht schlimmer Einleitungen von 1772 zu streiten: aber die gegenwärtige Sachlage hätte entscheiden sollen. Gegen Rußland hat Deutschland eine Grenze von 190 geographischen Meilen zu vertheidigen, gegen Frankreich nur 60 Meilen.... Diese Ideen müssen gegenwärtig allerdings als sehr doctrinär und zu weit gehend erscheinen. Im Juni 1855 waren sie keineswegs als unerhört zu betrachten. Zur Ausführung gehörte freilich, daß man in Berlin wie in Wien entschlossen gewesen wäre, das Verhältniß zwischen Rußland und Deutschland gründlich zu berichtigen. Es gehörte dazu, daß man offen bekannte, wie der Zar das Gesammtinteresse unsers Vaterlandes seit 1815 ununterbrochen beeinträchtigt habe.

Trotzdem daß speciell für Deutschland von dem dreijährigen Kriege nichts, nichts auch vom pariser Frieden gewonnen wurde, schlägt doch Bock die europäischen Resultate sehr hoch an.

Rußland hat vor einem europäischen Kriegsgericht gestanden; es ist mit keiner allzu gelinden Strafe davongekommen. Die Abtretung eines Gebietstheils, welche ein Zurückdrängen von der Donau enthält, die Verpflichtung, vom Feinde zerstörte Festungswerke nicht wiederherzustellen, Kriegswerften und Kriegsarsenale aufzugeben, den Stolz Rußlands, die theils verbrannte, theils versenkte Pontusflotte, nicht wieder zu bauen, die eifersüchtig gesperrte Donauschiffahrt freiwerden

zu sehen, auf das bereits innegehabte Protectorat über die Donaufürstenthümer zu verzichten, nennt man in allen bekannten Sprachen, außer der officiell russischen, eine vollständige Demüthigung.

Zugleich darf auch die veränderte Stellung der Großmächte Deutschlands nicht außer Acht gelassen werden.

Die seit 1854 allmälig geschehene Lossagung Oestreichs von Rußland ist eine entschiedenere als die gleichzeitig eingetretene Preußens von derselben Macht. Sie geschah dort ohne Systemänderung und nur für den speciellen Fall, sie hat aber ein Resultat erzielt, welches auf der Landkarte sichtbar wird. Bei Preußen schwebte sie ohne Erschütterung eines weichen Quietismus lediglich auf moralischer Basis, ohne daß ein Soldat seinen Tornister schnürte, geschweige denn daß eine einzige Schaufel Erde von der preußisch-russischen Grenze in die Wagschale zu werfen war. Zunächst ist Alexander II. ein junger Herrscher, dem die Erfahrung und die Sicherheit fehlt, um die Autorität seines Vaters zu üben. Aber wer bürgt dafür, daß derselbe Alexander, welcher sich bei seinem Regierungsantritt auf Peter den Großen, Katharina II., Alexander I. und Nikolaus berief, vielleicht in 10 oder 20 Jahren, wenn er andere Bundesgenossen findet als den König Otto, wenn in Preußen ein junger Herrscher auf dem Throne sitzt, wenn Oestreich an der untern Donau beschäftigt, auch die Freundschaft zwischen Wien und Berlin nicht gründlicher als gegenwärtig befestigt und der Deutsche Bund den Strömungen von rechts und den Strömungen von links nach wie vor ausgesetzt ist, die „Vorladung nach Warschau" nicht gründlich wiederholt?

Dieser Möglichkeit entgegenzutreten, ist und bleibt Deutschlands nationale Aufgabe. Aber auch Rußland hat seine nationalen Aufgaben zu erfüllen, jene „innern Eroberungen" ins Werk zu setzen, auf welche seine Patrioten unablässig hinweisen. Diese Aufgabe ist nicht leicht, eines großen Herrschers ebenso würdig als die Thaten, mit denen Peter I., Katharina II., Alexander I. und Nikolaus glänzten. Ist nun für diese nationale Entwickelung eine Hoffnung vorhanden?

Eine Menge Dinge, von denen der menschliche Geist Besitz ergriffen hat, sind bestimmt, Gemeingut der Völker zu werden. Viel Verähnlichung der Nationen ist unvermeidlich, sofern Bildung überhaupt Geltung erlangen soll. Den Russen werden die Fremden wahrscheinlich noch lange helfen müssen, um die russische Nationalität zu entdecken, zu verstehen, festzuhalten, zu läutern und zu steigern. Aber anerkennenswerth wird es sein, wenn für Hebung und Belebung dieser Nationalität ernste Schritte geschehen. Die Staatsform kann dabei lange aus dem Spiele bleiben. Während des jüngsten Kriegs wurde in den kaiserlichen Manifesten zu den Russen gesprochen, als wenn es keine Leibeigenschaft mehr gäbe, als wenn nur freie Russen ihr Vaterland zu vertheidigen hätten, als wenn die Nation sich voll Selbstbewußtsein, Patriotismus und Ehrgefühl um den Kaiser scharte. Wird man das Wort des höhern Herzschlags im feierlichen Augenblicke der Gefahr, da die Sicherheit wiedergewonnen ist, sogleich vergessen und als nicht geschehen ansehen? Ein Circular des Ministers des Innern vom 22. April beauftragte die Gouverneure, daß den zurückkehrenden Beurlaubten und zurückgebliebenen Leibeigenen — die Russenfreunde übersetzten: den Unterthanen und Landleuten — eingeschärft werde, jede geringste Abweichung von der gesetzlichen Ordnung und von dem Gehorsam ziehe den Zorn des Monarchen nach sich. Keinen Hoffnungsschimmer hatte der Minister hinzuzufügen, daß der Kaiser sich für die gebrachten Opfer dankbar beweisen werde.... Sei der Herrscher Rußlands absolut, wenn er nur Gerechtigkeit handhaben und befestigen will. Sei er absolut, wenn er die Russen nur auf die Principien aller menschlichen Veredlung, auf persönliche Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit zu leiten gedenkt.... Die Existenz einer Nation begründet ihr Recht auf Existenz; aber das Recht auf Civilisation will durch Civilisation erworben sein.

Man ist einigermaßen in Verlegenheit, indem man an das Buch „Menschen und Dinge in Rußland" zum Zwecke literarischer Beurtheilung herantritt. Es ist keineswegs ein Buch ohne Bedeutung und wurde von Bock vielfach als Quelle benutzt. Es hat aber den großen Mangel, nicht organisch überarbeitet zu sein, bringt kein künstlerisches Gleichgewicht zwischen Raisonnement, thatsächliche Schilderung und Beleg und verzettelt so sein oft vortreffliches Material derart, daß es für eine wissenschaftliche Benutzung fast unbrauchbar wird. Der Verfasser selbst scheint sich seine Aufgabe und deren Lösung vor Beginn der Arbeit nicht ganz klar gemacht zu haben. Denn wenn er sagt, gegen das russische System, nicht gegen die russische Nation sei sein Werk gerichtet, so umfaßt er auf der einen Seite den positiven Inhalt seines Buchs nicht vollständig und benennt auf der andern Seite einen negativen Charakter desselben, der wahrlich nicht erst betont zu werden brauchte. In der ganzen modernen Literatur über Rußland — und wir kennen keineswegs blos die deutsche — existirt kein irgend bedeutenderes und ernsteres Werk, welches sich gegen die russische Nation wendet. Die Zeiten sind überhaupt vorüber, in denen man gegen Nationen als solche polemisirte. Man ist dafür in Anerkennung der nationalen Berechtigungen zu weit gediehen und kennt namentlich Rußland doch bereits genau genug, um die Bedrohungen Europas durch Rußland, die Corruption in Rußland nicht dem Volke, sondern dem System zuzuschreiben, welches mit dem Vorgeben, eine nationale Entwickelung zu fördern, das nationale Element von seinen natürlichen Wegen ablenkte, in bestimmte, kategorisch festgestellte Formen einpreßte, kurz — wir haben keinen andern Ausdruck — petersburgisirte.

Es ist darum auch vollkommen richtig, wenn der Verfasser ausführt, daß Derjenige die Russen nicht kennt, der sie blos im Auslande sah. Mit ziemlich gleichem Rechte könnte man dies indessen fast von allen Nationen der Welt, sicherlich von allen behaupten, bei denen Ueberfeinerung und Barbarei so unvermittelte Nachbarzustände sind, wie in Rußland. Weiter entwickelt nun der Verfasser, wie eine gewisse Analogie herrsche zwischen den plötzlichen klimatischen und jahreszeitlichen Wechseln in Rußland und der Vermittelungslosigkeit zwischen den socialen Schichten. Er bestätigt damit eine Wahrheit von neuem, nur sehr breit, welche vor ihm schon fast alle ernstern Schilderer (Kohl, Harthausen, Buddeus, Blasius) mit frappanten Beispielen anschaulich durchführten. Recht interessant ist dagegen die Vergleichung des petersburgisirten und des echten Nationalrussen am Schlusse des ersten Abschnitts „Zur Orientirung", woraus sich als Resultat entwickelt, daß der nationale Russe zwar nicht von der Treibhauspflege des gouvernementalen Systems, wol aber von seinem wohlangelegten und anstelli-

gen Naturell dereinst in die Reihe der Culturvölker werde eingefügt werden.

Der zweite Abschnitt über „Rußlands klimatische und Bodenverhältnisse" gibt eine recht gute Zusammenstellung des hierhergehörigen Materials. Der dritte Abschnitt behandelt „Die ethnographischen Elemente des europäischen Rußland", vornehmlich „Die Großrussen, ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und ihre geschichtliche Mission". Auch hier begegnen wir nicht eben neuen Thatsachen und Gesichtspunkten, wenn auch das Bekannte anmuthig vorgetragen und das Raisonnement meistens ganz plausibel ist. Aber was auch hier fehlt, das ist die recht unmittelbare Veranschaulichung. Wer selbst in Rußland gelebt und mit den verschiedenen Volksschichten verkehrt hat, wird oftmals sagen: Ja, dieses Resultat ist richtig. Wer aber russisches Wesen und Leben — wir wollen z. B. sagen, als Vorstudium für historische Arbeiten über Rußland oder für die Staffage eines in Rußland spielenden Romans — aus diesen Ausführungen kennenlernen möchte, dem würde jedes plastische Bild fehlen. Sehr treffend beantwortet dabei der Verfasser die selbstaufgeworfene Frage — deren richtige Stellung wir indessen bestreiten — „warum den Russen, diesem gutmüthigen, friedfertigen, harmlosen, frohsinnigen und leichtlebenden Volke, in neuerer Zeit die allgemeine Antipathie aller Culturvölker geworden ist?" Er findet, daß diese Antipathien auf sie von denen gegen die Slawen überhaupt übertragen wurden, weil „das Slawenthum seit geraumer Zeit durch einen Volksstaat, durch Rußland, als ein politisch bedeutsames und positiv wirksames Element in das gebildete Völkerleben Europas eintrat und hier, indem es vorerst nur das Schwert in die Völkerwage der Geschichte warf, sehr bald eine unermeßliche politische Präponderanz errang, die um so drückender gefühlt wurde, je schärfer sie sich geltend zu machen suchte, und je mehr man sich sagen mußte, daß den Russen die Berechtigung zu einer solchen Stellung abgeht". Aber die Fragstellung ist eben nicht genau. Nicht den Russen, sondern dem russischen System gilt die Antipathie; nicht weil man den Russen die Berechtigung zur Stellung an der Spitze der Slawen abspricht, mußten „diese Antipathien sich stärker noch auf die östlichen Slawen" ausdehnen. Nein, darum nicht, sondern weil das Princip, welches sich den Russen als nationales octroyirte, seine für einen geringen Culturgrad und niedere Bildungsbedürfnisse berechneten Normen Europa überzuhängen, weil es Europa um Rußlands willen oder noch eigentlicher wegen des zaropapistischen Absolutismus zurückzustauen versuchte in allen Lebenswickelungen. Dieser petersburger Absolutismus ist nicht echtnational, noch weniger slawisch. Darum ist — und dies hätte einem Schriftsteller über Slawenthum bekannt sein müssen — bereits seit den dreißiger Jahren selbst die panslawische Bewegung durchaus unrussisch. Wenn sie 1848 wieder darauf zurückkam, sich an Rußland anschließen zu wollen, so war dies gewissermaßen ein Act verwirrter Verzweiflung. West- und Südslawen trennten sich in ganz verschiedenen nationalpolitischen Wünschen, an einen materiellen Sieg über die nichtslawischen Herrscherstaaten war nicht zu denken; Rußland, d. h. die Russen sollten nun mit ihren Massen wol den Kampf ausfechten, aber sie als hegemonistisches Element des zu bildenden Slawenreichs anzuerkennen — daran dachte kein Mensch.

In dem Abschnitte über „Die ländliche Bevölkerung Rußlands" findet sich wieder viel treffliches Material, namentlich auch in statistischer Beziehung. Am interessantesten ist aber der Schlußtheil, welcher die ausländische, namentlich deutsche Colonisation behandelt. In ähnlicher Weise werden dann auch „Die russischen Städte", ihr mercantiler, industrieller und geistiger Verkehr erörtert. Als das wichtigste Capitel des ganzen Werks erachten wir jedoch die Schlußbetrachtungen über die „deutschen Elemente in Rußland und ihren Einfluß auf die russische Civilisation". Was in dieser Beziehung von den in Rußland einzeln, massenhaft, gruppenweis oder sporadisch verstreuten Deutschen gesagt wird, ist vollständig zu unterschreiben. Allein diejenigen Theile des Reichs, wo das deutsche Element auch äußerlich noch eine Macht ist, die baltischen Provinzen, kennt der Verfasser offenbar nur aus sehr flüchtiger Anschauung. Er beurtheilt sie nach ihren Repräsentanten im Heer, Staatsdienst, Handels- und Städteleben im eigentlichen Rußland. Er begeht in Lob und Tadel, Schatten und Licht nahezu denselben Fehler, vor welchem er im Eingange seines Werks das Ausland in Bezug auf die Russen warnt. Dies hier weitläufiger zu erörtern, ist nicht der Raum. Aber es bestärkt auch dieser Mangel den Eindruck, den man vom ganzen Buche empfängt. Allerdings mag nämlich der Verfasser lange Jahre im Innern Rußlands, etwa in den Landbreiten zwischen Moskau und Odessa in einer geschäftlichen Stellung gelebt haben. Er hat die Zeit mit offenem Auge und Ohr für seine Umgebungen zugebracht, aber sein Verkehr war weder sehr weit ausgedehnt noch sehr mannichfaltig. Den Weg nach seinem Bestimmungsort und von da in die Heimat zurück hat er offenbar flüchtig durchmessen. Er hat in Rußland manches ethnographische, statistische u. s. w. Werk gelesen, recht viel über die Verhältnisse gedacht, nach seiner Heimkehr sich lebhaft für die Literatur über Rußland interessirt. Aus dem Allem bildete sich das Buch, welches sich selbst keine bestimmten Grenzen steckte, nicht blos einfach Selbsterschautes schildern, sondern umfassende Resultate geben wollte und dadurch, trotz einzelner vortrefflicher Partien, trotz eines frischen und angenehmen Stils, doch die rechte Unmittelbarkeit einbüßte.

Sugenheim's Werk mit dem langathmigen Titel gibt sich als reinhistorische Arbeit. Man muß es entweder sehr ausführlich besprechen oder kurz anzeigen. Wir müssen uns auf letzteres beschränken, denn eine eingehende Recension könnte kaum kürzer sein als das Buch selbst. Im alltäglichen Leben begegnen wir oftmals Gelehrten, deren ungewöhnliche Kenntnißfülle, scharfe Combination und allseitige Durchbildung wir fortwährend be-

wundern müssen, während die Formen, in denen sich dies Alles kundgibt, uns überall ungewählt und falsch erscheinen. In der Form liegt aber ein großer Theil des Wesens; wer seine Wissenschaft nicht objectiv zu reproduciren weiß, ist doch nicht vollkommen Herr des aufgesammelten Materials. Oder aber er geht von bestimmten, voraus angenommenen Ideen aus, er ist parteiisch und hat dann sicherlich keine Berufung zum Geschichtschreiber, wenn er auch die wissenschaftliche Befähigung im höchsten Grade besitzt. Die historische Objectivität, die keineswegs doctrinäre Indifferenz zu sein braucht, fehlt dem Sugenheim'schen Werke ebenso sehr als die edle Form der Darstellung. Man muß dies umsomehr bedauern, als sich zugleich eine Belesenheit, eine Kenntniß oft schwer zugänglicher Quellen, ein Auffindungstalent für überraschende Erläuterungen in scheinbar ganz abseits gelegenen Abhandlungen zeigt, wie sie wahrlich keineswegs häufig ist. Allein die Voreingenommenheit des Grimms gegen Alles, was mit dem russischen Princip und dessen gekrönten Trägern in naher oder ferner Verbindung steht, verführt Sugenheim recht häufig zum Mangel aller historischen Kritik gegen die Quellen, aus denen er schöpfte. Auf keineswegs unzweifelhaft constatirte Daten, die freilich öfters durch ihre Neuheit und Absonderlichkeit pikant genug erscheinen, baut er dann Schlußfolgerungen, die den Prämissen entsprechen. Und dies Alles in einer Sprache, die so ungleichartig als möglich ist, jedoch im Allgemeinen sehr cynische Neigungen hat, welche bald in Trivialitäten — nicht in populärer Ausdrucksweise — bald in directen Plattheiten ihren Ausdruck finden. Verbessern sich diese Fehler in der weitern Fortführung des Werks, so wird die historisch-publicistische Literatur über Rußland damit eine große Bereicherung empfangen. Beharrt der Verfasser in den bisherigen Formen, so wird sein Werk schwerlich diejenige Verbreitung und Anerkennung finden, zu der es die außerordentliche Fülle seines Materials eigentlich berechtigen müßte. 90.

Novellenliteratur.

1. Erzählungen und Novellen von Friedrich Hebbel. Pesth, Heckenast. 1855. 16. 20 Ngr.
2. Zwischen Himmel und Erde. Erzählung von Otto Ludwig aus Eisfeld. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Novellen von Hermann Grimm. Berlin, Hertz. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Culturgeschichtliche Novellen von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1856. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
5. Novellen von Lorenz Diefenbach. Erster Cyklus. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Was ist aus dem heitern Kind des Boccaccio in dieser wenig romantischen Zeit des crédit mobilier geworden? Welchen Inhalt hat neuerdings die lebendige, an das Dramatische streifende Form der Novelle in sich aufgenommen? Keine andere epische Form ist so geeignet, die wechselvolle Casuistik des Lebens, seine tragischen und heitern Katastrophen und die Fülle seiner ironischen Beziehungen in schlagender Kürze darzustellen. Die Novelle hat heutzutage in prismatisch schimmernder Vielseitigkeit den verschiedensten Geschmacksrichtungen und ästhetischen Anschauungen Rechnung tragen müssen, wie schon die obigen Sammlungen von mehren talentvollen und namhaften Schriftstellern beweisen. Die humoristische Burleske, die psychologische Skizze und landschaftliche Studie, ja selbst die culturhistorische Anekdote haben sich in die Novelle geflüchtet. Die Novelle ist ein kleiner Taschenspiegel geworden, in welchem sich auch die bedeutendsten literarischen Physiognomien einmal im Vorübergehen flüchtig beschauen; die Schnitzel größerer geistiger und ästhetischer Arbeiten werden in Novellen gesammelt; man findet darunter eine Menge geistvoller Reflexionen, humoristischer Bilder, durch Glätte und Schönheit der Form ansprechender Schilderungen; aber was uns bei den meisten zu fehlen scheint, das ist jener freispielende schöpferische Reichthum der Phantasie, der in einer Fülle überraschender und doch wohlverketteter Ereignisse seine anmuthigsten Blüten treibt; das ist jener Zauber der Erfindung, der mehr als alles Andere die ursprüngliche Mitgift des novellistischen Talents ist. Die Armuth in dieser Beziehung läßt sich weder durch langathmige Schilderungen noch durch kluge und tiefe Betrachtungen verstecken. Je gedrängter die Form der Novelle ist, desto lebendiger und schlagkräftiger muß die Erfindung des Dichters in ihr hervortreten. Wir wollen verstrickt sein in den üppigen Reiz neuer und bunter Verwickelungen, deren Knoten der Zufall ernst oder heiter löst. Wir lassen uns ungern dafür mit andern dichterischen Vorzügen abfinden, die nur in einer umfangreichern Kunstform zur berechtigten Geltung kommen können. Wir wollen in der Novelle nicht disjecti membra poetae wiederfinden, nicht gestaltlose Fragmente irgendeiner Art, nicht den Abfall der Production, der in dieser Weise verwerthet wird; wir verlangen von ihr bei aller Gedrängtheit künstlerische Gliederung, ein warmes organisches Leben, Reiz und Pracht der Farben und jene überraschenden Einschnitte des Zufalls, die allerdings erst eine tiefere Bedeutung durch den geistigen Standpunkt des Autors erhalten. Lassen wir die obigen Novellen, von denen sich einige durch unleugbare Vorzüge auszeichnen, die aber nicht immer dieser bestimmten Gattung epischer Dichtung zugute kommen, hier die Revue passiren!

Zuerst begegnet uns ein Dichter, dem selbst seine Gegner einräumen müssen, daß er sich überall in seiner ganzen unverkennbaren Eigenthümlichkeit gibt, daß das alte Wort: Ex ungue leonem! auf ihn volle Anwendung findet, der Dramatiker Friedrich Hebbel. Ueberall, nicht blos in seinen gewaltigen Dramen, auch in seinen Novellen und Gedichten schüttelt ein Löwe die Mähne; es ist etwas Großartiges, Mächtiges, Kräftiges in diesem Talent, aber auch etwas Einförmiges, Monotones. Die

Physiognomie des Löwen und seine großen Gesten ermüden auf die Länge und in seinen „kühnen Griffen" liegt etwas Bedrohliches. Ein solcher Poet, der in der Tragödie das Gigantische liebt, wird in der heitern Gattung auf das Burleske gerathen, und Glück genug für ihn, wenn sich nicht Beides in der „Tragikomödie" zur Unzeit vermischt. Auch in den kleinen „Erzählungen und Novellen" sehen wir überall die Riesenfaust, die aus dem Gewölk „bedeutender Intentionen" ins menschliche Leben hinabgreift; wir hören das Göttergelächter der „romantischen Ironie" und hinterdrein den lärmenden Eifer geschäftiger Interpreten, welche dafür sorgen, daß ja kein Bausteinchen vom Hebbel'schen Ruhmestempel verloren gehe. „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun!" Was hat Hebbel hiermit gewollt? fragen alsbald Kuh und Genossen und legen „aus" und „unter" nach Herzenslust, und unter ihrem kritischen Mikroskop wird der Frosch zum Elefanten. In der That gefällt uns Hebbel oft besser, wo er wenig oder gar nichts „gewollt" hat, sondern seinem dithmarscher knorrigen Humor in Hogarth'schen Skizzen die Zügel schießen läßt, als wo wir aus dem Gewirre abenteuerlicher oder gar widerwärtiger und geschmackverletzender Ereignisse irgendeine tiefe „Intention" hervorschimmern sehen, welche alsdann jene geistigen Geburtshelfer mit den Zangen gewaltthätiger Interpretation herumdrehen und an das Tageslicht fördern. Wir wollen dem Dichter selbst nicht damit zunahetreten und ihn nicht für den Chorus seiner Bewunderer verantwortlich machen; wir wollen zugeben, daß Hebbel selten dichtet ohne den Leitstern einer Intention; aber wir müssen dennoch behaupten, daß diese „Intentionen" nicht immer so bedeutend sind, wie man uns einreden will, und daß der Dichter oft, um eine solche „Intention" uns anschaulich zu machen, die Ereignisse selbst auf den Kopf stellt, oder so barockes Zeug zusammensucht, daß jeder harmonische Eindruck verloren geht und unsere Phantasie nicht anmuthig beschäftigt, sondern verletzt wird.

Gleich die erste Erzählung „Matteo" ist eine kleine Theodicee, wenigstens nach der Absicht des Dichters, der am Schlusse von seinem Helden sagt: „Er söhnte sich mit der ewigen Macht, die den Reif, innerhalb dessen ein menschliches Dasein sich bewegt, wol zuweilen zerbricht, aber ihn doch auch zur rechten Zeit wieder zusammenfügt, in seinem Herzen einigermaßen wieder aus." Matteo, ein junger Genuese, lebte glücklich in beschränkter Lage; man trug ihm allerlei Verrichtungen auf, da er sich durch seine Dienstbeflissenheit und sein stilles, bescheidenes Wesen angenehm zu machen wußte. Da befallen ihn eines Tags die bösartigsten Blattern; seine Züge werden ein häßliches Geflecht von Narben und Pusteln. Dies wendet alle Gemüther von ihm ab; man trägt ihm keine Dienste mehr auf; er befindet sich in einer hoffnungslosen Lage und geht damit um, ein Bravo zu werden. Durch eine Verknüpfung zufälliger Abenteuer, die gut erfunden sind, aber wol zu tragisch und gewaltthätig für den harmlosen Grundgedanken der Erzählung, wird er zuletzt, gerade durch seine Häßlichkeit empfohlen, der Diener eines auf seine Frau mit Grund eifersüchtigen Ehemannes. Das Ganze ist eine ansprechende Humoreske, die indeß leider durch die Ausführung in das Gebiet der Tragikomödie hinübergreift und das Tragische wie das Komische durch unklare Mischung gleichzeitig um seine Wirkung bringt. Das ist ein Rest der alten Romantik, die in Hebbel noch immer spukt, und der selige Geheime Hofrath Tieck hätte mit seinem feinsten Lächeln die „Ironie" begrüßt, die Hebbel in diese Erzählung „hineingeheimnißt". Die Othelloscenen zwischen Mann und Frau an der Leiche des ermordeten Signor Barbarucci, der ganze Apparat des Schrecklichen und Gräßlichen, der Vater, der sein Kind mit dem Kopfe dröhnend „gegen die harte Wand" wirft — das sind Alles zu stark aufgetragene Schlagschatten für das Lebensbild des blatternarbigen Matteo.

Dies Kind kommt doch noch mit dem Leben davon! Schlechter aber ergeht es dem Kinde des Bauern Andreas in der Novelle „Die Kuh", das der Vater ebenfalls an die Wand wirft, das aber „laut- und leblos mit geborstenem Schädel und verspritztem Gehirn" am Boden liegt. Schon die Wiederholung desselben abstoßenden Motivs in zwei Erzählungen eines kleinen Bändchens zeugt von der eigenthümlichen Vorliebe unsers Autors für crasse Bilder. „Die Kuh" ist von Anfang bis zu Ende eine barocke Tragödie, welche auch den Tiefsinn ihres Namensvetters herausgefodert hat. Hören wir den Inhalt dieser Dorfgeschichte und ihrer concentrirten Gräuel! Sie beginnt mit einem köstlichen Genrebild. Wir sehen den Bauer Andreas, wie er am Sonntag „zum neunten male" ein kleines Häuflein Thalerscheine zählt. Jeder dieser Scheine hat für ihn ein besonderes Leben; er erkennt jeden einzelnen an einem Tintenfleck oder sonstigen Merkmal; er kennt die Biographie eines jeden und weiß, wo und wie er sich ihn erworben hat. Für dies mühsam erworbene Geld soll nun heute endlich die langersehnte „Kuh" gekauft werden; ja sie ist schon unterwegs; Bauer Andreas glaubt schon bisweilen ihr Gebrüll zu hören. Neben ihm spielt sein Kind, ein munteres braunes Knäblein von drittehalb bis drei Jahren. Der Vater verbrennt an einem Talglicht, das er vor sich brennen hat, das Papier, in das die Scheine eingewickelt waren, um seine Pfeife anzuzünden, und geht voll Ungeduld hinaus, um, an den Thürpfosten gelehnt, der kommenden Kuh entgegenzusehen. Das Kind, das an dem Schauspiele des brennenden Papiers Vergnügen gefunden, beschäftigt sich inzwischen damit, die Kassenscheine des Vaters in einem naiven Auto da Fé zu verbrennen, und hält eben den letzten an das Licht, als Andreas hereintritt. Nun geschieht das Schreckliche! Der Vater tödtet den Knaben, dann sich selbst, indem er sich, als er das Gebrüll der Kuh hört, auf dem Dachstuhl erhängt. Seine Frau Geesche und der spindeldürre Hans erscheinen nun mit der Kuh. Die Mutter bleibt entsetzt mit einem jähen Schrei an der Leiche des Kindes liegen:

Hans verlor die Besinnung nun völlig. „Bauer, Bauer,

wo ist er? wo bleibt er?" rief er wol hundert mal hintereinander und rannte, das Licht in der Hand, im ganzen Hause wie toll umher. Als er aus der Küche zurückkehrte, wo er ins Ofenloch hineingeleuchtet hatte, stolperte er am Fuße der Leiter über Andreas' Hut, der dort niedergefallen war. „Hat er sich oben versteckt, Bauer?" rief Hans. „Komm' er jetzt nur herunter, wir sind da!" Da keine Antwort erfolgte, stieg er selbst empor. Als er den Kopf in die Bodenluke steckte und, eine neue Leitersprosse ersteigend, Hals und Schultern nachschob, stieß er auf Widerstand, der von etwas herrührte, das ihn anfangs zurückzudrängen, sich dann zu spalten und auseinanderzutheilen schien. Der Angstschweiß brach ihm aus, ihn fing zu fiebern an, und ohne zu wissen, daß er es that, stieg er noch höher. Jetzt war es ihm, als ob sich ein sehr schwerer Mensch wie zum Reiten auf seinen Nacken setzte, zwei steife Beine, in denen er an den breiten Messingschnallen der Schuhe die seines Wirths erkannte, kamen, wie Zinken einer Gabel, links und rechts auf seiner Brust zum Vorschein, und durch das eine derselben wurde ihm das Licht aus der Hand gestoßen. Nun stieß er noch einen unarticulirten Laut aus, dann überschlug er sich rücklings, stürzte und brach das Genick. Das Licht war nicht verloschen, ohne vorher den Haufen losen Strohs zu entzünden, und in wenigen Minuten stand das Haus in Flammen. Ob Geesche, als dies Alles geschah, aus ihrer Bewußtlosigkeit noch nicht wiedererwacht und willenlos in der aufs schnellste von Rauch und Qualm gefüllten Stube erstickt war, oder ob sie aus Verzweiflung über das fürchterliche Ende ihres Kindes verschmäht hatte, sich zu retten, hat sich nicht ermitteln lassen. Soviel steht fest, daß von ihr wie von Andreas, Hans und dem Knäblein nur ein verschrumpftes Gerippe aus dem Hause herausgekommen und daß auch die Kuh, dem diesen armen Thieren angeborenen unseligen Trieb folgend, ins Feuer hineingelaufen und mitverbrannt ist.

Soll man hierbei nun lachen oder weinen oder, insofern man dies möglich machen könnte, Beides gleichzeitig thun? Das Schreckliche ist hier höchst drollig und possirlich geschildert; dies scheint uns nicht die Art und Weise, in welcher große Humoristen der Tragödie des Lebens einen ironischen Schein abgewinnen. Es ist dies vielmehr die schlechte Ironie der Romantiker, welche Ernst und Scherz in ein buntes Possenspiel zusammenrinnen läßt und hinterdrein mit vornehmem Behagen ausruft: „Car tel est notre plaisir!" Wir überlassen es dem Leser, ob er in die Bewunderung des großen Meisters Hebbel miteinstimmen will, ob er die Erfindung dieser Novelle für geistvoll und reich an erhabener Weltironie hält, oder gar für eine sociale Tragödie, in welcher sich der Fluch des Mammons recht sichtlich offenbart, oder für eine Schicksalstragödie, in welcher die Kuh die Rolle der Ahnfrau übernimmt und die Opfer massenhafter daliegen als im „Vierundzwanzigsten Februar", wir überlassen es ihm, ob er in der Ausführung die Fülle schlagender humoristischer Züge, die dem Leben abgelauscht sind, rühmen will, oder ob er es überhaupt vorzieht, diese ganze Gattung der Tragikomödie in dramatischer und novellistischer Form zu verwerfen.

Weit besser behagt uns „Eine Nacht im Jägerhause", eine Novelle, in welcher das Schreckliche, ahnungsvoll Schauerliche der alten Gespenster- und Räuberromane, als auf blos subjectiver Täuschung beruhend, sich in allgemein verständlicher Weise ins Komische auflöst. Die eigentlichen Humoresken: „Herr Haidvogel und seine Familie", „Paul's merkwürdigste Nacht" und „Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd", erinnern an Jean Paul's „Feldprediger Schmelzle" und sind die Perlen der kleinen Sammlung, indem Hebbel ein Meister ist in der Darstellung drolliger Züge, die unter seinen Händen zu buntester Fülle aufblühen. Er schlägt irgendeine Taste des menschlichen Gemüths mit großem Nachdruck an und trillert auf ihr dann in kunstfertigster Weise. Umsomehr ist zu bedauern, daß der Dichter so oft von den Voraussetzungen der romantischen Schule auszugehen scheint, welche die Reinheit des ästhetischen Eindrucks durch die Unangemessenheit der Darstellung zum Inhalt und durch eine, man könnte sagen „chemische" Vermischung des Tragischen und Komischen, deren Resultat nur ein vergängliches, explodirendes Leuchtgas ist, trüben.

Otto Ludwig erinnert theils an Hebbel, theils an Auerbach, welchem er seine Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" gewidmet hat. Mit jenem hat er die Vorliebe für scharfe psychologische Malerei, für grelle Conflicte, für das Schwindelerregende und Haarsträubende, mit diesem die Begabung für eine klare Auffassung und plastische Darstellung der äußern Welt bis in ihre kleinsten Einzelheiten gemein. Unleugbar muß aus dieser Vereinigung etwas Originelles und Bedeutendes hervorgehen, was zugleich die ganze sogenannte realistische Richtung unserer Literatur auf ihrem Gipfelpunkte zeigt; doch wenn wir auch den kräftigen Naturwuchs des Ludwig'schen Talents anerkennen, wenn wir auch der Erzählung den Vorzug vor den Tragödien des Autors geben, so dürfen wir doch die Gewaltsamkeit nicht verkennen, mit welcher der Dichter nach in den Lüften schwebenden Effecten hascht; so dürfen wir doch die Vorliebe für das Absonderliche, Außergewöhnliche, Gewagte nicht als einen Vorzug „moderner Richtung" preisen und in der Vertiefung in das kleinliche Detail eines Handwerks keinen ersprießlichen Zuwachs an plastischer Kraft der Darstellung in unserer Literatur begrüßen.

Was eben diese realistische Darstellungsweise betrifft, wie sie heutzutage im Schwange ist, so glauben wir von ästhetischen Gesichtspunkten nicht unbegründete Einwendungen dagegen aufstellen zu können. Schon der alte Homer hat uns geschildert, wie seine Helden schlachten, essen, Waffen schmieden. Seine vielgerühmte Objectivität beruht vorzugsweise auf dieser köstlich naiven Darstellung des damaligen socialen und häuslichen Lebens. Doch bei der Einfachheit der Zustände im Heldenalter eines Volks, im Jünglingsalter der Welt war Das, was der Einzelne that, zugleich das Allgemeine; Jeder fand sich darin wieder, Jeden mutheten diese bekannten Verrichtungen freundlich an. Ebenso verhält es sich mit den naiven Schilderungen altgermanischer Poesie. Ganz anders aber stellt sich dies in einer Zeit vorgeschrittener Cultur, in welcher jedes Handwerk seine bis ins Kleinste ausgebildete Technik hat und die kleinsten und feinsten Räderchen der complicirten Maschine

nur dem Auge des Handwerksgenossen und des Kenners vertraut sind. Die Kriegführung, die Landwirthschaft, das Gewerbe, die Industrie bilden, jedes für sich, einen fast unübersehbaren Complex von technischen Besonderheiten, die schon durch die Terminologie dem Nichteingeweihten unverständlich bleiben. Hier entsteht wol die Frage, wie tief sich die Poesie, die sich in letzter Instanz doch nur an das Allgemeine im Menschen wendet, in diese Fülle des Details versenken darf, ohne die Schönheit mit in dem interesselosen Material zu vergraben? Ein Dichter wird, wenn er auch noch soviel von Blumen singt, doch keine Botanik in Verse bringen und sich wol hüten, die Linné'sche Nomenclatur allzu sehr zu poetischen Zwecken auszubeuten. Es ist zwar von den modernen Blumendichtern auch hiergegen viel gesündigt worden, doch der richtige Takt des Talents wahrt hier stets die nothwendige Grenze. Unsere Classiker, selbst Goethe, an dem man doch den aufgeschlossenen Sinn für die äußere Welt mit Recht rühmt, beschränkten sich auf Schilderung des Charakteristischen im Aeußern, z. B. im Anzuge; sie schilderten im Kleid nur den Menschen, im Landschaftsbild nur die Stimmung des Helden. Die äußere Welt galt ihnen nur als der Spiegel der innern. Die Romantiker versenkten sich mit Vorliebe in die Poesie des Handwerks, aber sie waren vorsichtig in der Anwendung technischer Ausdrücke und überdies waren ihre Tischlermeister nur verkleidete Poeten. Walter Scott machte Ernst mit der eingehenden Darstellung der äußern Welt; doch waren seine Schilderungen theils so von Humor durchdrungen, daß sie nie zu todter Aeußerlichkeit erstarrten, daß immer ein geistig freies Moment in ihnen lebendig war; theils überwog bei ihm das antiquarische Interesse, das allerdings manchmal den Strom seiner Poesie zu todten Armen versumpfen ließ. Erst Immermann verlor sich im „Münchhausen“ an einigen Stellen der gerühmten Hofschulzengeschichte in das Bodenlose einer kleinlichen Technik, der jeder poetische Hauch abgedampft war, und ihm nach folgten die zahlreichen Dorfgeschichtenschreiber, welche es nicht über das Herz bringen konnten, den Leser über die Bestandtheile eines Misthaufens im Unklaren zu lassen, und uns das ländliche oder vielmehr bäurische Leben, im Gegensatz zu allen beliebten Arkadien, in seiner oft nur sentimental übertünchten Roheit schilderten. Freilich, die Technik des Ackerbaus ist noch die bekannteste; aus den Furchen des Pflügers dampft noch der Frühhauch der Erde, wie zu Homer's Zeiten, in keuscher Ursprünglichkeit; und wer auch im Feld Gerste und Hafer oder Roggen und Weizen nicht zu unterscheiden vermag, der weiß doch ungefähr, was das zu bedeuten hat.

So hatten diese Schilderungen wenigstens nichts Fremdartiges, wenn auch der kräftige Stall- und Düngergeruch in Jeremias Gotthelf's Schriften die Freunde Kosegarten's und selbst des biderben Voß allzu realistisch anmuthen möchte.

Mislicher steht es schon mit den Stadtgeschichten, in denen irgendein bestimmtes Handwerk in den Vordergrund tritt. Die Helden des Ludwig'schen Romans sind Schieferdecker; ja bisweilen scheint uns die ganze Erzählung nur deshalb erfunden, um einige der spannendsten Scenen in jene schwindelnde Höhe auf das Thurmgerüst zu verlegen, die allein schon genügt, mindestens auf schwache Nerven einen großen Eindruck zu machen. Das Neue in dieser Erzählung sind in der That weder die feindlichen Brüder noch der sonderbare Vater; das Neue ist der Apparat, die Scenerien, sind die Eigenthümlichkeiten des bestimmten Handwerks, die mit großer Treue und Wahrheit geschildert sind. Die Energie des Ludwig'schen Talents zeigt sich nun darin, daß es ihm bisweilen gelingt, auch die handwerksmäßige Technik mit einem frischen Hauche von Poesie zu durchdringen, wie z. B. in folgender Stelle:

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden, Jahre, Jahrzehnde lang hat es keine Bewohner als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tags öffnet sich in der Mitte der Thurmdachhöhe die enge Ausfahrthür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen heraus. Den Zuschauer von unten gemahnt es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben sich auf Thurmknopf und Wetterfahne geflüchtet und sehen herab und sträuben ihr Gefieder vor Angst. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offene Auge des Tags hinein. Die Dohlen hören es mit Entsetzen; das Menschenkind unten auf der finstern Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmäßig darüber hin. Lang währt das Pochen, dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend schieben sich zwei, drei kurze Breter. Hinter ihnen erscheint ein Menschenhaupt und ein paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geschwungenem Hammer, bis die Breter fest aufgenagelt sind und die fliegende Rüstung fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter und, ist das Thurmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen als der eiserne Längehaken, nichts hält sie fest als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrthür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sichern Erde wird, wenn es heraufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein — mag er seine arme Seele Gott befehlen. Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter, und ein einziger Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken! Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten athemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die er von ihrem letzten Zufluchtsorte verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt, nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein! der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt wie sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das

fliegende Gerüst gebaut, er weiß, es ist fest; er weiß, sein Herz ist stark und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt; er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödtliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blicks und oben steht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn, als die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Und der Knoten ist geschlungen, die Zuschauer athmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Thun hoch zwischen Himmel und Erde. Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Dagegen gibt es zahlreiche Stellen, wo die Prosa des Handwerks so in den Vordergrund tritt, daß man glaubt, irgendeine Abhandlung in einem technologischen Journal zu lesen. Die Verhandlungen über die Reparatur des Kirchendachs, dessen Verlattung und Verschalung morsch geworden, die Auseinandersetzungen über die Vorzüge der Schieferdeckung vor der Bleideckung u. dgl. m. sind splitterdürre Aeste vom Baum der neuen „realistischen" Poesie. Freilich, der Dichter braucht das Alles als Motiv für den Fortgang der Handlung; ohne die nothwendige Reparatur würden die Scenen „zwischen Himmel und Erde" nicht spielen können, und ohne Axiome der Technik, wie „drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreise um das Tau, kaum zu sehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn das Gewicht eines starken Mannes am Tau zieht und die wuchtende Bewegung des Fahrzeugs um den Thurm das Gewicht des Mannes vergrößert", würden wir viele Hauptmotive schwindelerregender Scenen nicht verstehen können; denn da oben auf dem Kirchthurme von St.-Georg, in der Dachluke und auf dem Gerüste des Schieferdeckers spielt eine Tragödie des Bruderhasses, deren psychologische Hebel vom Dichter mit großer Kunst und vieler Menschenkenntniß eingesetzt sind, deren Steigerung bis zur grellen Explosion in begreiflicher Weise dargestellt ist, die aber gerade durch die Scene, wo sie spielt, einen Beigeschmack des Bizarren und Gesuchten erhält, der gewiß Vielen imponirt, aber den innern Werth des Werks nicht zu erhöhen vermag. In der vortrefflichen Dialektik, mit welcher Otto Ludwig das Verhältniß beider Brüder, Fritz und Apollonius Nettenmair, bis zu tragischer Höhe entwickelt, in der kernhaften Charakterschilderung, die freilich durch knorrige Kraft oft ans Burleske streift, in der Vorliebe für außergewöhnliche Katastrophen erinnert der Dichter an Friedrich Hebbel und erweist sich, wie in seinen Tragödien, als ein Vertreter der originellen Kraftdichtung, der man geistvolle Auffassung und markige Darstellung wol nachrühmen, doch ebenso das Forcirte und Gesuchte in Beidem zum Vorwurf machen muß.

Wir können nicht alle die scharfgeschliffenen Facetten der Seelenmalerei, die in dieser Erzählung enthalten sind, zur Schau stellen; wir begnügen uns, zu erwähnen, daß die Helden der Tragödie, die beiden Söhne des Schieferdeckermeisters, des alten Herrn im blauen Frack, Fritz und Apollonius sind. Apollonius hatte einst seine spätere Schwägerin Christiane geliebt, sein Bruder, unter dem Vorwande, ihre Stimmung für ihn zu erkunden, ihn aus ihrem Herzen gedrängt. Apollonius war in die Fremde nach Köln zum Vetter gewandert, Christiane inzwischen die Frau Fritz Nettenmair's geworden, welcher ihr Gatte Abneigung gegen den Bruder einzuflößen verstanden. Nun wird Apollonius vom Vater zurückberufen, um an der Reparatur des Thurmdachs von St.-Georg Antheil zu nehmen. Im Herzen des eiteln Fritz, der in seinen Kreisen eine prahlende Rolle spielt, wächst von Tag zu Tag Neid und Eifersucht auf den Bruder; in Christianens Herzen kämpft die künstlich großgezogene Abneigung zuerst mit dem Behagen an Wesen und Erscheinung des Schwagers, bis sie allmälig einsieht, wie sie von ihrem Gatten absichtlich betrogen worden. Apollonius, in dessen Hände der Vater vorzugsweise das durch Fritz' Liederlichkeit verwahrloste Geschäft gelegt, gewinnt durch Pflichttreue und Tüchtigkeit alle Herzen, während Fritz, seinen schlimmen Neigungen folgend, immer tiefer ins Verderben geräth. Wie schon oben bemerkt, gewinnt gerade die Entwickelung dieser Verhältnisse, die Kunst, mit welcher der Dichter bald in diese, bald in jene Wagschale ein entscheidendes Gewicht legt, die Sympathien des Lesers in hohem Grade. Erfreut durch die glücklich aufgesetzten Lichter und Schatten der Darstellung, durch die Feinheit und Sicherheit der Motivirung, folgen wir dem Dichter nun höher hinauf zu jenen schwindelnden Wagstücken, die uns einigermaßen stutzig machen. Fritz Nettenmair, verblendet durch seine unselige Leidenschaft, durchsticht im Schieferschuppen das Tau, an welches morgen Apollonius die Flaschenzüge und das Fahrzeug knüpft. Ein schlafloser Nachbar, welcher Jemanden des Nachts in den Schuppen schleichen sah, ein wachsamer Diener entdecken die That, leider zu spät, als Apollonius schon in einem benachbarten Dorfe Brambach mit diesem gefährlichen Arbeitszeug thätig ist. Fritz, um sich vor seinen eigenen Gedanken zu flüchten, nagelte oben auf dem St.-Georgsthurm angstvoll hastig Schiefer fest. Der treue Diener Valentin erzählt indeß dem alten blinden Herrn, der in einsamer Erstarrung über seinem einzigen Gedanken, der Ehre des Hauses, brütet, ohne zu wissen, wodurch dieselbe in letzter Zeit gefährdet worden, seinen Verdacht und weiht ihn überdies in den nur durch Apollonius aufgehaltenen Verfall des Geschäfts ein. Da rafft sich der alte blinde Herr auf, um seinen Sohn oben auf dem Kirchthurmdach aufzusuchen. Unterwegs erfährt er, daß ein Schieferdecker in Brambach verunglückt ist. Nun schwindet ihm jeder Zweifel über die That und den Thäter. Er klettert, von einem Blechschmiedgesellen geführt, die Kirchthurmtreppe hinauf, erscheint oben im Aussteigeloche am Dache, setzt sich dort auf die bloßgelegte Latte und füllt die ganze Oeffnung so mit seiner Gestalt, daß er dem draußen arbeitenden Fritz den Ausweg sperrt. So spielt die erste haarsträubende und schwindelerregende Scene zwischen Himmel und Erde. Der blinde Vater verlangt vom Sohn, daß er sich hier freiwillig hinunterstürze vom Gerüst, um die größte Schande zu verhüten; denn schon tragen sie es in die Gerichte, daß er den Bruder

durch Beilstiche in das Tau ums Leben gebracht. Erfährt man, daß er hier verunglückt ist, so wird sein Verbrechen unbekannt bleiben.

„Der Schieferdecker, der verunglückt, steht vor der Welt als ein ehrlicher Todter.... Du bist solchen Tod nicht werth, Bankeruttirer. Dich sollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausschleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht hast und hast vergiften wollen das zukünftige Leben der unschuldigen Kinder und mein vergangenes, das voll Ehre gewesen ist. Du hast Schande genug gebracht über dein Haus, du sollst nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir sollen sie nicht sagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüst oder im Zuchthause gestorben ist. Du betest jetzt ein Vaterunser, wenn du noch beten kannst. Dann wendest du dich, als wolltest du wieder zu deiner Arbeit gehen, und trittst mit dem rechten Fuß über die Rüstung. Sage ich, der Schreck über seines Bruders Unglück hat ihn schwindeln gemacht, mir glauben es die Gerichte und die Stadt. Das ist es, was ein Leben umbringt, das anders gewesen ist als deines. Thust du es nicht gutwillig, so stürze ich mit dir hinab und du hast auch mich auf deinem Gewissen. Die Leute wissen, ich leide an den Augen; ich bin gestrauchelt und habe mich an dir anhalten wollen und habe dich mitgerissen. Meines Lebens ist nach Dem, was ich heute erfahren habe, keine Dauer mehr und kein Werth; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erst an. Und auf den Kindern soll keine Schande haften, so wahr ich Nettenmair heiße. Nun besinne dich, wie es werden soll. Ich zähle funfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort."

Fritz Nettenmair hörte die Rede des Vaters mit wachsendem Entsetzen. Der Alte zählt ungestört durch die Einwendungen des Sohnes fort; der Dichter malt mit großer Virtuosität die Momente der schauerlichen Spannung aus, die sich in der Seele des Bedrohten zur Ewigkeit dehnen. Da erscheint, noch ehe der Vater ausgezählt, die Rettung in Gestalt eines aus Brambach heimkehrenden Gesellen, welcher die Nachricht mitbringt, daß Apollonius noch am Leben sei. Der Brutus in der Thurmdachluke läßt ab von seinem schrecklichen Gericht über den Sohn; er beschließt nur, daß der Verschwender, die Unehre seines Hauses, nach Amerika auswandern soll.

Bald darauf spielt die zweite haarsträubende und schwindelerregende Scene auf dem Kirchthurme. Der Bruder ist dem Anscheine nach abgereist, um niemals wiederzukehren, aber in Wahrheit schon auf der nächsten Station umgekehrt, um sich an Apollonius zu rächen, der ihm die Liebe seines Weibes und seiner Kinder geraubt. Dieser war eben mit einer Arbeit auf dem Thurmdach fertig geworden:

Er hatte die fliegende Rüstung und die Stangen, worauf sie geruht, vom Dachgebälke abgelöst und stand allein auf dem schmalen Brete, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrthür hin bildete. Er stand sinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuschlagen vergessen. Er sah in die Schiefer- und Nagelkasten seines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher, hastiger Schritt kam unter ihm die Thurmtreppe heran. Er achtete nicht darauf, denn eben sah er im Schieferkasten eine Bleiplatte zurückgeblieben liegen. Er hatte nur soviel Bleibleche mit heraufgenommen, als er brauchte; eine war also von ihm vergessen worden; in der Zerstreuung hatte er eine Befestigungsstelle übergangen. Aus der Ausfahrthür sah er an der Thurmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieser Thurmseite geschehen, so ließ er sich vielleicht ohne Fahrzeug bessern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und so war es auch. Etwa sechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen, aber vergessen, sie durch die Bleiplatte zu ersetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befestigen. Unterdeß waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der eilende Fuß, dem sie gehörten, das Ende der Steintreppen erreicht und stieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht Mittag gemacht; aber war er in seiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruhe, bis er ihn entfernt. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Diese lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er sich danach herabbeugt, fühlt er sich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrthür zugeschoben. Unwillkürlich faßte er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens seitwärts über ihm; mit der Linken sucht er vergebens nach einem Halt. Durch diese Bewegung wendet er sich dem Angreifer zu. Entsetzt sieht er ein verzerrtes Gesicht. Es ist das wildbleiche Gesicht seines Bruders. Er hat keine Zeit, sich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt. „Was willst du?" ruft er. Was er auch erfahren, er kann sich selbst nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm: „Du sollst sie allein haben oder mit hinunter!" „Fort", ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze sind alle die Vorwürfe gegen den Bruder in sein Gesicht heraufgestiegen. Mit seiner ganzen Kraft stößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück. „Zeigst du endlich dein wahres Gesicht?" höhnt dieser noch wüthender. „Von jeder Stelle hast du mich verdrängt, wo ich stand; nun ist die Reihe an mir. Auf deinem Gewissen sollst du mich haben, du Federchensucher! Wirf mich hinunter, oder du sollst mit!" Apollonius sieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er sich nur mühsam anhält an der scharfen Kante des starken Balkens. Er muß den Bruder an den Armen fassen mit seiner ganzen Kraft, ihn herumdrehen und hinunterstürzen, oder der Bruder reißt ihn mit hinunter. Doch ruft er: „Ich nicht!" „Gut!" stöhnt jener. „Auch das willst du auf mich wälzen! Auch dazu willst du mich bringen! Nun ist es mit deiner Scheinheiligkeit am Ende!" Apollonius würde einen andern Halt suchen, wüßte er nicht, der Bruder benutzt den Augenblick, wo er den alten läßt. Und schon stürzt der mit wildem Anlauf heran. Apollonius' Hand rutscht von der Balkenkante ab. Er ist verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfassen, aber dann stürzt den Bruder, den kein Widerstand mehr aufhält, die Gewalt des eigenen Anlaufs durch die Thür. Da sieht er im Geiste den alten, braven, stolzen Vater, sie und die Kinder; ihm kommt das Wort, das er sich gab; er ist der einzige Halt der Seinen, er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demselben Augenblicke stürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen rasseln, und es schlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe gestört, schießen wild hernieder bis zur Aussteigethür und schweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines schweren Körpers auf dem Straßenpflaster. Ein Aufschrei schallt zugleich von allen Seiten. Ein Zusammeneilen, ein Händeineinanderschlagen geschieht. Bleiche lebende Gesichter sehen auf ein bleicheres todtes herab, das blutig auf dem Straßenpflaster liegt. Dann verbreitet sich die bleiche Hast, das Aufschreien, das Zusammeneilen, das Händeineinanderschlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie sehen des selbstgeschaffenen Elends soviel unter sich, daß das einzelne sie nicht bewegen kann.

Die dritte Schwindelscene zwischen Himmel und Erde

zeigt uns Apollonius in der Glorie seines Berufs, als er in Sturm und Unwetter auf dem vom Blitze getroffenen Kirchendache umherklettert und den der ganzen Stadt Gefahr drohenden Brand löscht. Diese Scene ist ebenso lebendig und anschaulich geschildert, wie es psychologisch wahr und tief motivirt ist, daß Apollonius, der seit des Bruders Tod in tiefe Schwermuth verfallen war und sich innerlich aufzehrte, durch dies Ereigniß aus seinem Brüten herausgerissen wurde und sich, von der freudigen Anerkennung der ganzen Bürgerschaft begrüßt, mit erneuter Frische wieder seinem Berufe zuwendete. Doch verbot ihm das Zartgefühl, die Witwe seines Bruders zu heirathen, und er lebt seitdem, mit ihr zusammen und doch von ihr geschieden, „im Hause mit den grünen Laden".

Die glänzenden Vorzüge, aber auch die Fehler der Erzählung werden nach dieser kurzen Inhaltsangabe klarer hervortreten. So markig die Darstellung des Autors ist, so sichere Anhaltspunkte er der Phantasie in seinen Schilderungen gibt, so ist doch die Prosa und der Stil selbst oft ungelenk und schwerfällig, ohne Guß und Harmonie. Der Autor ringt mit der Form, er hat sie nicht bezwungen. Der Stil ist muskulös genug, um den herculischen Kraftstücken des Inhalts gewachsen zu sein; aber er ist ohne Takt, ohne Rhythmus, ohne einschmeichelnden Reiz. Stellen wie: „Ein Zusammeneilen, ein Händeineinanderschlagen geschieht", sind doch zu sehr aus dem Groben gehauen. Größere Feile der Form und geringere Vorliebe für halsbrechende Situationen möchten wir einem so hervorragenden Talent der Darstellung, wie Otto Ludwig es ohne Frage besitzt, wünschen, damit es, frei von den Capricen extremer Geschmacksrichtungen, das rechte Maß der Schönheit finde.

Dies Maß der Schönheit in der Form bewährt ein junger Dichter, **Hermann Grimm**, in seinen „Novellen". Selten trübt ein Hauch den krystallenen Spiegel dieser Darstellung. Die Perioden sind schöngeschlungene Kränze, und wie durch Farbe und Duft ausgezeichnete Blumen den sammtnen Teppich der Wiese heben, so heben seine gewählten Adjectiva, über denen der eigenthümliche Reiz und die Weihe Goethe's schweben, die gleichmäßige Harmonie der Darstellung. Wir bewegen uns hier in vollkommen exclusiven Kreisen der Bildung; das Auge des Dichters, das in die Welt schaut, ist geübt darin, ihren Formen das Geheimniß der Schönheit abzulauschen; es ist ein künstlerisch gebildetes Auge, das in die Natur und die Menschenwelt die eigene Harmonie hineinsieht. Im schärfsten Gegensatze gegen Hebbel und Ludwig sucht dieser Autor nicht die absonderlichen Eigenheiten, Ecken und Härten der Charaktere und der Außenwelt hervor, sondern gleitet auf gleichfließendem Strom an sanften, freundlichen Bildern vorüber. Diese Novellen von Grimm sind Studien und erinnern auch an die „Studien" von Adalbert Stifter durch das liebevolle Versenken in das Naturleben und vor allem durch die Einfachheit der Erfindung, die oft an Armuth grenzt. Hierin könnte man die Achillesferse des jungen Autors suchen. Auch bei ihm, wie bei Adalbert Stifter, scheint die Menschenwelt oft nur in die Landschaft hineingezeichnete Staffage zu sein. Seine Helden wählt er gern unter den Künstlern, denen er die ihm geläufige ästhetische Weltanschauung zwanglos beilegen kann; ja das Ganze ist mit jener formellen Sicherheit, mit jener maßvollen Eleganz geschrieben, welche in den feinern Cirkeln der bewundernden Anerkennung gewiß ist, nicht ohne daß für andersgestimmte Gemüther ein leichter Beigeschmack des eigenthümlichen haut-goût zurückbleibt, der den ästhetischen Thees anzuhängen pflegt. Daher kommt es auch, daß wir bei der Lectüre dieser Novellen den Eindruck von Studien nicht loswerden können; es sind lose aus der Mappe flatternde Charakterköpfe und Landschaftsbilder; es sind psychologische Skizzen, an langem Faden ausgesponnen und mit Naturschilderungen durchwirkt; aber die üppige, ereignißreiche Lebendigkeit der Novelle fehlt ihnen, und die Welt, in der wir uns bewegen, das Boudoir der Sängerin und Schauspielerin und des Schloßfräuleins, welchem der Porträt- oder Landschaftsmaler in Liebe zu nahen wagt, ist so exclusiv und, was schlimmer ist, so zur Genüge ausgebeutet, daß ihr neue und bedeutende Gesichtspunkte nicht abgewonnen werden können! Immerfort Tasso und Prinzeß Lenore, immerfort Marianne und Philine — das ermüdet. Da fast noch lieber auf dem Kirchthurmdach bei dem Schieferdecker, welcher in schwindelnder Höhe die Platten festhämmert!

Die Perle der ganzen Sammlung ist die letzte Erzählung: „Der Landschaftsmaler." Nicht als ob die Dürftigkeit der poetischen Erfindung hier weniger zum Vorschein käme; ein resoluter Erzähler würde auf drei Seiten die ganze Handlung abwickeln; aber die Virtuosität des Autors in dichterischer „Landschaftsmalerei", in welcher er würdig mit seinem Vorbild Stifter wetteifern kann, tritt hier um so überraschender hervor, als die Gegend, die uns geschildert wird, an und für sich zu den nichtssagenden und reizlosen gehört, welche im Norden Deutschlands und besonders in der Streusandbüchse des Römischen Reichs, der Mark Brandenburg, so häufig zu finden sind. Desto wohlgefälliger greift der Dichter zu seiner Palette, um mit meisterhafter Farbengebung über den undankbaren Stoff zu triumphiren. Diese an und für sich wenig begabte Natur wird von ihm in den mannichfachsten Stimmungen und Beleuchtungen erfaßt; die Liebe, Treue und Meisterschaft der Schilderung zaubert auf das Papier den Reiz, der ihr fehlt. Selbst der „sonnentodte" Kiefernwald mit breiten vollen Gräben und holperigen Knüppelbrücken muthet uns in der Grimm'schen Darstellung freundlich an. In der That gebietet der Sohn des berühmten Sprachgelehrten über einen reichen Sprachschatz, den er selbst durch neue Wortbildungen bereichert, welche den Stempel des sprachlichen Talents tragen. Auch die Pfarrhausidylle ist mit Liebe und anmuthender Sorgfalt gezeichnet.

„Das Kind" ist ein niedlich gezeichneter Charakterkopf, eine Erzählung, die von allen noch am meisten

Bewegung und Leben hat. „Die Sängerin“ und „Das Abenteuer“ erinnern zu sehr an jene jungdeutschen Salonstudien, welche die Capricen und Liebschaften der Künstlernaturen zum Inhalt haben. Eben dahin gehört der Porträtmaler „Cajetan“, der die schöne Baronesse liebt. Wenn seine Helden über die „Kluft der Stände“ fortvoltigiren wollen, so ruft sie der Dichter noch zur rechten Zeit zur „Besinnung“ zurück. Die Erzählungen in Versen, von denen wol „Assly und Kyarem“ den Preis verdient, zeichnen sich durch große Gewandtheit der Form aus und haben alle eine würdige, dem Classischen zustrebende Haltung. Reime wie „gehenkt“ und „empfängt“ oder Verse wie: „Die Wolken zieh'n, als könnte sie sie greifen“, gehören zu den Seltenheiten. „Die Schlange“ ist ein Märchen, das für den Inhalt vielleicht zu weit ausgeführt ist; „Eva“ eine biblische Studie voll Schmelz und Grazie. Diese Skizzen und Studien in Versen und Prosa zeugen alle von einem geschmackvollen Talente, dem bisjetzt noch die Größe und Weite des geistigen Inhalts zu fehlen scheint.

Die „Culturgeschichtlichen Novellen“ von W. H. Riehl treten mit der Prätension auf, eine neue Gattung begründen zu wollen. Der Verfasser ist bekannt als ein Culturhistoriker von Verdienst, als ein feiner Kopf, der sich auch in seinen größern Werken darin gefällt, geistvolle Beziehungen aufzuspüren, und nicht ungern einem glänzenden Einfalle eine weniger glänzende Wahrheit opfert. Wenn wir nun in diesen Novellen die Schnitzel und Abfälle seiner umfangreichern Werke zu finden glauben und vielleicht geneigt sind, ihnen eine geringere Bedeutung einzuräumen, so belehrt uns der Verfasser, „daß er ein neues Feld in einer vielleicht neuen Weise urbar zu machen gesucht“, und deutet an, daß diese Novellen die Wendung bezeichnen, welche die geschichtliche Romandichtung nehmen muß, da sie die Geschichtschreibung selbst genommen:

> Unser historisches Gefühl erträgt es nicht mehr, daß man uns große Staats- und Kriegsactionen im Romane genrehaft ausmalt, daß die Haupthelden der Geschichte, deren Charaktere seit unsern Knabenjahren festgeformt vor unserm Geiste stehen, von dem Romandichter frei umgebildet oder in ihreen Zügen klein ausgearbeitet werden. Der Dramatiker, der sich der idealern Form des Verses bedient, den die Bühne zwingt, nicht auszumalen, sondern seine Gebilde breit, in großen Umrissen anzulegen, der Dramatiker darf uns einen im Aeußern ungeschichtlichen Wallenstein oder Egmont bieten. Der Novellist dagegen, in der realistischen Prosa schreibend, gibt unserer historischen Bildung eine Ohrfeige, wenn er mit dem Anscheine, als erzähle er wirkliche Geschichte, weltbekannte Thatsachen umkehrt und nach Bedarf der Composition große Männer klein zuschneidet und kleine in die Größe zieht. In der Tragödie begehren wir Wahrheit der historischen Idee, im Roman und der Novelle neben dieser innern Wahrheit auch noch eine äußere des geschichtlichen Costüms.
>
> Die alten historischen Romane, welche uns weltgeschichtliche Ereignisse, die sich allenfalls dramatifieen ließen, episch in Prosa erzählen, sind uns darum jetzt trocken und hohl geworden oder unwahr.
>
> Mir dünkt, die Aufgabe der historischen Novellistik liege nach dieser Seite darin, auf dem Grund der Gesittungszustände einer gegebenen Zeit feeigeformte Charaktere in ihren Leidenschaften und Conflicten walten zu lassen. Die Scene ist historisch. Es sind dann aber — kurz gesagt — erfundene Personen, die in den Vordergrund treten, die mit feinem Pinsel ausgemale werden sollen, eine erfundene Handlung, die ich episch frei gestalten kann, keine geschichtiche, wenigstens keine weltgeschichtliche. Denn in den Winkeln der Specialgeschichte können wir allerdings noch Intriguen und Helden aufspüren, die novellistisch bildsam sind, ohne daß wir durch die poetische Freiheit das historische Bewußtsein der Nation beleidigen. Weltgeschichtliche Geschicke mögen von fern hereineagen, weltgeschichtliche Personen im Hintergrunde über die Bühne des historischen Romans schreiten. Der Boden aber, worauf sich die erfundene Handlung bewegt, ruhe auf den Pfeilern der Zeitgeschichte; die Luft, woein die erdichteten Personen athmen, sei die Lufe ihres Jahrhunderts. Die Gedanken, davon sie bewegt werden, seien ein Spiegel der weltgeschichtlichen Ideen ihrer Tage. Dieses nenne ich culturgeschichtliche Novellistik.

Weun der Verfasser ein großes Gewicht auf das culturgeschichtliche Moment in Novelle und Roman legt, so muß man ihm darin gewiß Recht geben, obgleich er damit nichts wesentlich Neues gesagt hat. Denn da alle epische Dichtung die äußerliche Welt in ihrer ganzen Breite zu erschließen hat, so wird sie auf geschichtlichem Boden nothwendig culturgeschichtlich werden. Schon die „Ilias“ und „Odyssee“ waren culturgeschichtliche Dichtungen. Was der Verfasser daher mit prätentiösen Wendungen ausspricht, das ist nur der Unterschied zwischen epischer und dramatischer Poesie, der so alt ist wie die ästhetische Einsicht und keine neue Richtung bezeichnen kann. Er tadelt daher eigentlich nicht die historische Romandichtung, sondern die verfehlte, welche die epischen Gesetze misachtet und dem Dramatiker ins Handwerk greift. Außerdem kommt es noch auf die Größe des Talents an, welches „durch die poetische Freiheit das historische Bewußtsein der Nation“ nicht zu beleidigen braucht, wenn es seinem Stoffe und den großen Gestalten, die es schildert, gewachsen ist. Oder hat Walter Scott das Bewußtsein der Nation durch seine Schilderung von Elisabeth und Maria Stuart, die gewiß nicht der Specialgeschichte angehören, beleidigt? Ist ein Roman wie „Kenilworth“ oder „Das Kloster“ trocken, hohl und unwahr? Freilich, wenn A. von Tromlitz und Herloßsohn einen Wallenstein darstellen, so mag die Kritik Riehl's passend sein. Auf der andern Seite haben wir in Deutschland culturgeschichtliche Romane von Werth, welche die von Riehl mit so vielem Pomp betretene Bahn schon längst eröffnet haben, sodaß er mit seiner kleinen novellistischen Draisine einem ganzen Bahnzug von Romanen nur nach- und nicht vorgefahren kommt. Wir erinnern z. B. nur an die brandenburgischen Romane von Wilibald Alexis. Die Breite des Romans ist überdies viel geeigneter zu culturgeschichtlichen Gemälden als die knappe Form der Novelle, in der sich nur die Skizze und Anekdote verwerthen lassen. So müssen wir die Ansprüche Riehl's, eine neue Gattung zu begründen, auf ein bescheidenes Maß zurückführen. Doch wollen wir nicht die Vorrede kritisiren, statt des Werks, obgleich sie leider etwas an jene Vorreden erinnert, in denen der Autor wie Bajazzo im Circus mit einem Purzelbaum

debütirt, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen.

Die Novellen selbst athmen meistens einen frischen Humor und eine gesunde Empfindung und sind in einem unverzierten, kräftigen Stile geschrieben, der dabei Rundung und Harmonie besitzt. Daß der Verfasser sich viel mit musikalischen Studien beschäftigt, zeigt seine Vorliebe für Schilderungen aus diesem Gebiete. „Der Stadtpfeifer", „Amphion", „Ovid bei Hofe" sind mit Arabesken aus dem Bereich der edeln Musika durchwirkt, wie überhaupt der romantische und jungdeutsche Zug, die Kunst wieder auf die Kunst zu pfropfen, den Novellen nicht fremd ist, wenngleich Riehl sich durch die volksthümliche, oft derb-treuherzige Darstellungsweise von den jungdeutschen Autoren unterscheidet. Die Verwickelungen in „Ovid bei Hofe" schweifen ins Burleske; „Amphion" selbst ist nur eine burleske Anekdote. Das Handwerkerleben ist in „Meister Martin Hildebrand", das Gelehrtenleben in „Die Lehrjahre eines Humanisten" vertreten, in welchem jener eigenthümliche „Gelehrtenhumor", der früher mehr im Schwange war, einige köstliche Blüten treibt. Religiöse Conflicte treten in „Gräfin Ursula" hervor, während sie in „Die Werke der Barmherzigkeit" eine humane Lösung finden. „Im Jahr des Herrn" ist eine vorzeitliche, halb symbolische Frescoskizze, in welcher die biblische Mythe der Opferung der heidnischen gegenübergestellt wird und über diese den Sieg davonträgt. Alle Novellen spielen in Deutschland und sprechen für die patriotische, fromm-conservative Gesinnung des Verfassers. Durch alle ist eine reiche Fülle „culturhistorischer" Züge eingestreut, welche auf das deutsche Leben in verschiedenen Jahrhunderten ein erfreuliches Licht werfen. Wir können daher diese flores und amoenitates eines Culturhistorikers willkommenheißen, ohne ihnen indessen eine tonangebende Bedeutung einzuräumen. Es genügt schon, dem Publicum in einer Zeit des raffinirtesten literarischen Genusses eine gesunde Kost geboten zu haben.

Die „Novellen" von Lorenz Diefenbach haben am wenigsten von allen ein vortretendes charakteristisches Gepräge. Es sind im Ganzen saubergehaltene Erzählungen aus unserer Zeit und unserm Leben, nicht ohne poetischen Hauch, nicht ohne manche wohlerfundene Verwickelung, aber doch nur für gebildete Unterhaltung berechnet. Der Stil ist oft zu schwerwuchtend, zu volltönend, ja hin und wieder geschraubt und geschmacklos, wie z. B.: „Indem er sich nun nach diesem umsah, blieben seine Augen mit ihrer hieroglyphischen Verwahrung gegen Misdeutung (!) unterwegs in den beobachtenden Ottiliens haften. Die Berührung seines Blicks brachte in dieser einen keimenden Entschluß mit elektromagnetischer Schnelligkeit zur Reise." (!!) Der Verfasser feuert aus schweren Mörsern, wo leichte Böller genügten! Diese Schwerfälligkeit der Darstellung macht denn auch seine psychologischen Entwickelungen, die an und für sich nicht ohne das Interesse wohlbegründeter Wahrheit sind, weitschweifig und ermüdend. Am besten erfunden und von lustspielartigem Verlaufe ist die Novelle „Die Ueberraschungen".

Die Revue dieser neuen Erscheinungen der Novellistik zeigt uns, daß die deutsche Unterhaltungsliteratur nicht im Aussterben ist und mannichfach neue Töne anzuschlagen versucht oder vermeint. Außer in Hebbel's Humoresken vermissen wir indeß die knappe und doch reiche, lebendige Form der Novelle, indem die beschreibende Breite in den meisten uns oft glauben macht, daß wir abgesonderte Partien aus einem Roman vor uns haben, und nicht seine kleine resolute Zwillingsschwester.

Rudolf Gottschall.

Bescheidene Sänger.

Man könnte heutzutage fast auf den Gedanken gerathen, eine Geschichte der modernen Lyrik zu schreiben, wenn es sich der Mühe lohnte; denn gleichwie sich in der Philosophie nach dem Hintritt bedeutender Weltweisen gewöhnlich ein principloser Eklekticismus breit macht, der selbst keinen Standpunkt zu behaupten weiß, sondern nur von fremdem Vorrath zehrt: so zeigt sich auch auf dem Stoppelfelde der Lyrik nach dem Hinscheiden oder Altern hervorragender Sänger ein gewisser poetischer Eklekticismus, der, weil er nicht auf eigenen Beinen zu stehen vermag, sich an die Goethe'sche, Schiller'sche, Nikolaus Lenau'sche, Heine'sche u. s. w. Schule anklammert. Die Poeten der Jetztzeit vergessen, daß jeder dieser Geister eine Grundwahrheit, die er in seinem innersten Ich gefunden, sein Lebelang mit allen eigenen Dichtungen verfochten hat. Selbst bei Heine, der von vielen Seiten der Charakterlosigkeit geziehen wird, ist dies noch der Fall, und die Grundwahrheit, für die er zu Felde zog, ist die in der ganzen Natur repräsentirte Idee des Hohns. Man könnte vielleicht sogar von ihm, was diesen Punkt betrifft, sagen: er habe hiermit eine Lücke der deutschen Literatur ausgefüllt. Also selbst Heine, man mag ihm in subjectiver Hinsicht noch soviel vorwerfen, steht objectiv gerechtfertigt da vor dem Forum der Musen. Vergeblich dagegen sucht man gewöhnlich einen solchen Brennpunkt, worin sich das ganze Sein des Sängers concentrirt, bei unsern modernen Poeten. Diese Herren scheinen sich gern der Ansicht hinzugeben, die deutsche Literatur habe noch sehr viele Lücken, die ihre Opuscula einst würdig ausfüllen werden; sie wissen nicht, daß ihnen jene nach individueller Organisation modificirte eine Grundidee fehlt, die allein die Competenz eines echten Dichters beweisen kann. Diese Eklektiker der Poesie mischen ein bischen Goethe'schen Realismus mit Schiller'schem Idealismus, kneten ein Quentchen Nikolaus Lenau'sche Melancholie dazu, beträufeln das wohl umgerührte Ganze noch mit Heine'scher Ironie und liebäugeln mit dem Compositum mixtum, als wäre es bei Gott und wahrhaftig ihr eigenes Product! O poetische Vaterschaft — glückliche Selbsttäuschung! Wer keine Einheit in sich hat, wird sie von der Vielheit nie zusammenbetteln. Die moderne Literatur sieht beinahe aus, als ob der Genius der Originalität Crida angesagt hätte. Der Kritik, der doch das Amt zukommt, das Echte vom Unechten zu scheiden, wird von dieser Partei der Vorwurf gemacht, sie gehe viel zu streng zuwerke. O arme Kritik! wie sollst du es Allen recht machen? Du stehst zwischen zwei Feuern, vorn die Autoren, im Rücken das Publicum! Jene wollen à tout prix gelobt werden, dieses will aus dem Munde der Wahrheit Vorbegriffe über den Werth und Inhalt der jüngsten Erscheinungen — dazu kommt noch das Kreuz- und Querfeuer jener tiefer Denkenden, die sich einen klaren Ueberblick über die Bilanzresultate der Gesammtliteratur zu verschaffen bestreben. Diesen letztern ist es ein wahrer Genuß, die Kritik auf einem Fehlschuß zu ertappen

oder gar sie Lügen strafen zu können. Noch ein mal: o arme Kritik, bewacht von tausend und aber tausend Augen, so Mancher wünschte dich blindgeboren! Sie wissen nicht, wie viel man ihnen ohnedies durch die Finger sieht, wie viele Gelegenheiten man unbenutzt vorüberstreifen läßt, wo man streng genommen einen Tadel aussprechen mußte, und dennoch wird die Kritik von allen Seiten beschuldigt, schmähsüchtig zu sein. Wenn sie bedenken möchten, was selbst Goethe und Schiller für scharfe Recensionen erlebten, müßten sie sich, wenn noch ein Fünkchen von Bescheidenheit in diesen Eklektikern wohnte, bald mit einem Urtheilsspruche zufriedenstellen, aber leider, dem ist nicht so! Nun denn, mag man uns tadeln oder loben, wir haben auch heute, wie immer, das Bewußtsein, aufrichtig über folgende neuerschienene Werke unsere Ansicht auszusprechen, nur noch die Bemerkung vorausschickend, daß ihre Verfasser im Ganzen die unter Lyrikern selten anzutreffende Tugend der Bescheidenheit zu besitzen scheinen, und daß wir an Manchen Manches zu loben haben werden.

1. Gedichte von Helene Robert. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr.
2. Gedichte von Eduard Ille. Weimar, Jansen u. Comp. 1855. Gr. 12. 1 Thlr.
3. Gedichte von Karl Weichselbaumer. Nürnberg, von Ebner. 1855. 16. 1 Thlr.
4. Auf dem Wege zur Wahrheit. Gedichte von Karl Scholl. Zürich, Kiesling. 1855. 12. 24 Ngr.
5. Tagfalter. Lyrische Gedichte von Peter Johann Willatzen. Bremen, Geffken. 1855.

Nr. 1. Die erste Hälfte dieser Gedichtsammlung ist größtentheils so düster, so schwermüthigen Inhalts, daß kaum wer anders als jene unglücklichen Mütter, die gleich der Verfasserin den Verlust eines Kindes zu beweinen haben, daran Geschmack finden dürften. Es ist vielleicht das Schwerste an künstlerischen Productionen, die Aeußerung des Schmerzes gehörig zu würdigen; wir erinnern nur im Vorübergehen an die verschiedenen, sich oft widersprechenden Urtheile, die bereits über die Gruppe des Laokoon gefällt wurden. Der wahre Schmerz gehört nur sich selbst an. Wir wollen wenigstens, um gegen die Dichterin nicht ungerecht zu verfahren, eines jener Trauerlieder citiren, worin die Klage gemäßigter auftritt, wozu wir uns die Vorbemerkung erlauben, daß die dritte Strophe in ihrer einfachen objectivirten Gestaltung dem rührenden Erguß des gepreßten Mutterbusens einen schmelzenden Reiz verleiht:

Nach Jahresfrist.

Ein Jahr ist hin — solange ruhst du schon
In kühler Erde, an geweihtem Ort!
Und hörest nicht mehr meiner Stimme Ton,
Nicht mehr der Mutter leises Liebeswort.

Nur meine Sehnsucht wacht von neuem auf
Und hält dein unvergeßlich Bild mir vor
Die alten Wunden brechen wieder auf
Und weinend klag' ich, daß ich dich verlor

Die Erde nun deckt mütterlich dich zu.
Ach, was sie birgt, gibt nimmer sie heraus,
So schlumm're denn in ungestörter Ruh',
Du theurer Staub, in deinem engen Haus!

Mit Todtenkränzen spielt die laue Luft,
Um diesen letzten seufzt der Abendwind,
Es zog mich mächtig her zu deiner Gruft,
Ich bete leis': Auf Wiederseh'n, mein Kind!

Hätte die Verfasserin ihre eigenen schönen Worte, die sie in dem Gedichte „Vor Schiller's Büste" ausspricht:

Das aber nur ist wahre Dichtergröße,
Wo Todtes auch beseelet das Genie,
Lebendig wird das Gute und das Böse
Vom Schöpfergeiste wahrer Poesie —

hätte sie diesen Ausspruch tief ihrem Gedächtniß eingeprägt, so wäre ihr wol die Resignation nicht solange fremd geblieben und zweifelsohne ihre poetische Production ruhiger und gehaltreicher geworden; die Zerrissenheit eines Gemüths ist für den Leser stets etwas Bängliches. In der zweiten Hälfte der Sammlung herrscht mehr Ruhe. Unter den epischen Gedichten, worin sich die Verfasserin häufig einer zu großen Redseligkeit hingibt, sprach uns am meisten an „Napoleon's Grabmal" in ungereimten fünffüßigen Jamben, ein Versmaß, das die Verfasserin überhaupt glücklich handhabt. Wir sind der Dame nach der ausgesprochenen Rüge wol schuldig, auch hiervon eine Probe ihres Talents zu geben:

Napoleon's Grabmal.

Er schläft im hohen Dom der Invaliden,
Gedeckt vom Marmor seiner Kaisergruft,
Die ihn mit dunkler Herrlichkeit umfangen.
Nun nicht mehr irrend klagen seine Manen
Und ruhelos in Longwoods ödem Thal,
Dem Himmel Frankreichs sehnend zugewendet.
Ein endlich Grab am theuern Seinestrand
Das nahm den Fluch vom Schatten des Verbannten
Und löste seine Sehnsucht auf in Frieden.
Du Volk von Frankreich, das so sehr er liebte!
Dich segnet hier der Geist Napoleon's,
Wo du dich selber ihm zurückgegeben
Und diesen Tempel wölbtest seinem Staube;
Hier, wo in reiner Hoheit aufgebaut
Der Säulen Pracht ihn wandellos umstehet,
Die weithin seine Grabesnacht durchglänzen,
Wo selbst die hehren Göttinnen des Siegs
Treu ihres Herrn Ruhmeskränze wahren,
Nah seinem Heldenschwert von Austerlitz.
O du sein Volk, das er so sehr geliebt,
Das stolz berauscht von seiner Glorie
Ihn einst umjauchzt — bis seine Sterne sanken,
Dann aber aufgab den Gefallenen,
Dann ihn hinsterben ließ auf Englands Boden —
Die alte Schuld, sie ist nun abgetragen,
Ja, zwiefach bist du ihm gerecht geworden:
Da solch ein Denkmal du ihm hast gegründet
Und deinen Thron und deine Huldigung
Dem Erben weihtest seinen großen Namens.

Man sieht aus dem fast männlichen Geiste, der dies Gedicht durchweht, daß Helene Robert mit den meisten der jetzt schriftstellernden Damen Deutschlands ungescheut in die Schranken treten darf, viele sogar an formeller Gewandtheit unbedingt übertrifft.

Nr. 2. Der Verfasser ist ein großer Verehrer Nikolaus Lenau's, dessen Hinscheiden er in mehren fließenden Gedichten am Schlusse des Buchs feiert. Auch merkt man deutlich genug, daß sich der Verfasser Nikolaus Lenau zum Muster gewählt hat. Man glaubt z. B. in folgenden Versen („Drei Wünsche") den zu früh Verblichenen selbst zu hören:

Der erste ist: Mit dir auf hohem Firn
Allein zu steh'n an hellem Sonntagsmorgen,
Das glüh'nde Herz, die wanderheiße Stirn
Mir rein zu baden von des Lebens Sorgen.

Wo er sich dagegen nicht aufs Nachahmen verlegt, sondern den Eingebungen seiner Muse freien Lauf läßt, wirft er mitunter Bilder, die durch Wahrheit, Innigkeit und Zartheit überraschen, wie:

Ein einziges Sternlein schimmert
Durch die Wolken traurig und matt,
Wie ein Kindlein, das im Gedränge
Seine Mutter verloren hat

Mehre Gedichte enthalten politische Anklänge im Rückblick auf die Jahre 1848 und 1849, worin sich ein freischlagendes Dichterherz und männliche Gesinnung offenbaren; das kräftigste darunter dürfte wol sein: „Des Herbstes Goldfrucht preist ihr".

In formeller Hinsicht erlaubt sich der Verfasser zu große Freiheiten; so elidirt er unter Anderm mehre male den Artikel; allenfalls möchte es noch ausnahmsweise einmal hingehen, wenn das nächste Wort mit einem helltönenden Vocal anfängt, aber: „'s letzte Röslein fiel ab" thut einem an Wohllaut gewöhnten Ohre weh und muß als provinziell östreichische Manier von der Kritik zurückgewiesen werden. Das Gedicht „Die Brücke" mahnt doch zu sehr an das gleichbetitelte von Anastasius Grün, so verschiedenartig auch der Gegenstand ist, als daß es nachhaltig wirken könnte. Für das „Sprachgeschichtliche Intermezzo", welches sechs deutsche Liebeslieder in sechs Jahrhunderten von 1050—1850 enthält, werden dem Verfasser die Freunde des Altdeutschen dankbar sein. Gute Gedichte sind: „Das Waisenkind", „Schaut in Kindesaugen" und „Still ist der Wald, ein Lüftchen weht". Unter den „Gestalten" dünkt uns die gelungenste „Ulrich von Hutten". Das beste der ganzen Sammlung ist unsers Erachtens folgendes, hinsichtlich der artistischen Abrundung des Grundgedankens in gedrängter Kürze und hinsichtlich des vortrefflichen Vergleichs echt ästhetische Product:

Der Glühwurm.

Im grünen Busch in lauer Sommernacht
Ein Glühwurm schwebt in sternenheller Pracht,
Da kommt ein Kind und fängt ihn lachend ein —
Gar leicht verrieth sein Schimmer ihm sein Leben —
Und birgt ihn froh vergnügt zu Haus im Schrein.
Denn Alles, was da glühet, lebt nicht lang,
Und was da leuchtet, hat nur kurzen Gang.
Des andern Tags, beim ersten Morgenroth,
Da war im Schrein der arme Glühwurm todt.
Und schmollend hat das Kind ihn dann zertreten.
Sieh, Freund, das ist das Leben des Poeten!

Nr. 3. Der begabte Verfasser gehört zur Zahl Derjenigen, die bisweilen gern viel Worte machen, ohne immer in die Tiefe des Objects zu dringen, und die mit einer sehr thätigen Reflexion nur einen verhältnißmäßig geringen Sinn für Formenschönheit und Plastik verbinden. Die häufige Anwendung des trochäischen Versmaßes, nicht mit doppeltem, sondern einfachem Reimschlag, macht das 342 Seiten lange Buch etwas monoton; die Strophen haben oft einen prosaischen Anstrich, der umsomehr auffällt, als es dem Verfasser nicht immer gelingt, seine aus dem Strome des Alltagslebens geschöpften Stoffe poetisch zu adeln. Wenn er jedoch singt:

Weh' mir altem Verseschreiber!
Wenig muß mein Dichten taugen,
Denn wenn mich die Leute lesen,
Schließen schläfrig sie die Augen —

so ist er viel zu bescheiden; wir haben so manches schöne Gedicht in seiner Sammlung entdeckt. Der Verfasser schlägt zuweilen einen ironischen Ton an, der, wenn er auch entfernt an Heine erinnert, doch nicht verfehlt gehörig zu wirken. In dem stellenweise scharf pointirten Gedichte „Die strenge Dame" wird die gierige Hast, womit die unberufenen deutschen Verseschmiede sich zum Parnaß drängen, gut gegeißelt; nachträglich ruft er dieser Schar in dem Liede an die „Dichtkunst" die warnenden Worte zu:

Sie trennt den Geist der ew'gen Wahrheit
Auf immer von dem flücht'gen Schein,
Und wer noch mit dem Leben buhlet,
Wird nie ein wahrer Dichter sein!

Einen Kraftthieb versetzt er diesen modernen Helden in der Satire „Die Vortrefflichsten":

Unser Musenborn strömt reich
Und genüget jedem Durste,
Kraftgenies sind wir, zugleich,
Wenn es ziehet, auch Hanswurste!

Auch wird vom Verfasser das Cliquenwesen vortrefflich verspottet in dem sicherlich für Viele beißenden Ergusse „Philadelphia", dem wir zum Vergnügen unserer Leser einige Strophen entnehmen wollen:

Wer mich lobt, den lob' ich wieder,
Preis' ihn als leuchtend Muster an,
Vielleicht bringt er auch meine Lieder
Als Meisterstücke an den Mann.

Drum fort getrommelt und gepfiffen,
Wir werden uns celeber schrei'n,
Die Kunst, die Leute zu verblüffen,
Ist meist die Kunst, berühmt zu sein.

Die unumschränkten Potentaten
Sind wir im Reich der Poesie,
Wo wir es gnädiglich gestatten,
Da blüht alleinig das Genie.

Wer nicht gehört zu unsrer Clique,
Wird stets in schnöder Tiefe steh'n,
Und wie sein Wirken auch entzücke,
Verkannt, gelästert untergeh'n.

Heil unserm festen Bruderbunde,
Dem Kind der schönsten Harmonie,
Heil ihr, der stolzen Tafelrunde,
Der wackern Camaraderie!

Unter der bedeutenden Zahl gelungener Gedichte verdienen folgende besonders namhaft gemacht zu werden: „Des Werbers Lied", „Zwiefacher Verlust", die tiefironische Klage: „Umschwung", das aus echtpoetischer Stimmung hervorgegangene Lied an die „Einsamkeit" und das nicht minder schöne, zartnaive: „Bitte." Das ungereimte fließende Gedicht „Das eherne Bild" befriedigt nicht die verzeihliche Neugierde des Lesers, der gern wissen möchte, wessen Bild es ist. Dagegen wird nicht nur die Männer-, sondern auch die Frauenwelt sich interessiren für:

Die Frauen.

In meinem langen Lebenslauf
Gab es wol viel zu schauen,
Allein mein schärfster Blick hat nie
Erschöpft den Reiz der Frauen.

Welch eine Anmuthsfülle schmückt
Die schwärmenden Blondinen,
Und jene schwarzgelockten sind
Gebor'ne Königinnen.

Die Braunen, wo die Würde sich
Mit Zärtlichkeit verbunden,
Gewähren in gedämpfter Glut
Die längsten Honigstunden.

Ein frischer Schatz ist jede in
Gestalt und in Gedanken,
Doch darin sind sich alle gleich:
Daß sie gern mit uns zanken.

Das längere Schlußgedicht „Des Sängers Schwanenlied" enthält des Schönen viel; wir wollen nur auf einige ausgezeichnete Stellen hinweisen: die zweite Strophe, S. 319, das Leben und Weben der Kindheit schildernd; S. 327, die Seligkeit der ersten Liebe malend; dritte Strophe, S. 334, den Wissensdrang im Manne gelungen andeutend, und endlich die zweite Strophe, S. 337, den Wahn des Lebens meisterhaft folgendermaßen zeichnend:

Der Wahn allein verschafft dir tausend Brüder,
Entflammt dich mit der Liebe Götterlust,
Der Wahn webt Engelreiz um Menschenglieder,
Pflanzt Paradiese in des Weibes Brust!
Der Wahn trägt dich empor und stürzt dich wieder
Durch falschen Traumgewinn und Traumverlust,
Wer Menschen lieben soll, darf sie nicht kennen,
Und wer sie kennt, wird nicht mehr für sie brennen!

Entschlösse sich der Verfasser, ungefähr 7—8 Strophen, die nicht absolut nothwendig sind, aus dem augenscheinlich zu langen Gedichte zu streichen und dem insonders gegen den Schluß hin (grell im Widerspruche mit der eben citirten Strophe) stark auftretenden Idealismus etwas die Flügel zu stutzen, so riefen wir dem Dichter dieses „Schwanenlied" mit Freuden zu: Finis coronat opus!

Nr. 4. Wir haben hier sogleich einen scharfblickenden Kopf anzuerkennen, der oft unbedeutenden alltäglichen Lebensgewohnheiten eine neue Seite abzulauern weiß; auch fehlt dem Verfasser nicht ein poetisch gestimmtes Gemüth, und dennoch mangelt diesen Liedern (wir sprechen hier ganz allgemein, nicht eines oder das andere Product speciell im Auge habend) jener Nimbus, der mit der Toga der Originalität das Poeta nascitur mit unwiderstehlicher Schlagkraft beweist. Vielleicht hat der Verfasser zu häufig die größten Lyriker gelesen oder gar durchstudirt; gelänge es ihm, sich bei der schönen Gabe, die er zweifelsohne besitzt, gänzlich von allen fremdartigen Einflüssen loszumachen, unbeirrt aus sich selbst zu schöpfen: es wäre nicht unmöglich, daß er ein schön glänzender Firstern am lyrischen Himmel würde. Möge er jenen eine Urwahrheit verkündenden Zuruf, den er, wie jeder gute Mensch, der verblichenen Mutter am Grabhügel weiht:

Ich habe dich in meinem tiefsten Sein!

möge er, ohne je diesen Satz des Widmungsgedichts zu vergessen, ihn sich selbst mit einem einzigen veränderten Wörtchen zurufen:

Ich habe mich in meinem tiefsten Sein!

und er wird vielleicht unsere Prophezeihung über seine Dichterzukunft erfüllen. Einzelne ausgezeichnete Leistungen sind, uns wenigstens, dafür Bürgschaft, daß wir nicht ins Blaue hinein prophezeiten. Wir wollen sogleich unsere Leser damit vertraut machen. Es sind gewiß schon tausend und tausend Dichter, versunken in Sorgen und Zweifel über ihr Schicksal, Abends vor ihrer Lagerstätte gestanden, doch schwerlich kam es einem in den Sinn, an das erzprosaische Ding, das man gewöhnlich Bett nennt, eine hochpoetische Apostrophe zu richten; Karl Scholl thut es. Man höre einmal dieses ansprechende Gedichtchen, worin ein ganzes Dichterleben auf- und niedersteigt:

Vor meinem Bett.

Die Nacht ist still, die Sterne glühen,
Da steht gerüstet schon der Kahn
Zur Meeresfahrt der Phantasieen
Im träumetiefen Ocean.

O könnt' ich alle meine Sorgen
Ihm niederwerfen in den Schoos,
Daß ich für immer wär' geborgen
Und aller meiner Zweifel los!

Es sei denn! Hoffend steig' ich nieder,
Laß Schlummer deine Segel weh'n,
Und wenn ich dann erwache wieder:
Gib mir ein fröhlich Aufersteh'n!

In dem „Wiegengruß aus der Ferne" sind zwar einzelne Strophen höchst lobenswerth, doch das Ganze zu gedehnt; eigentlich sind es zwei Gedichte und nicht eins; wir rathen daher auch dem Verfasser, die doppelte Strahlenbrechung seiner poetischen Stimmung in zwei einfache aufzulösen; mit einigen Abänderungen ließe sich von der Strophe an: „Du aber holder, kleiner Träumer", aus dem Reste ein sehr schönes Gedicht machen. Das Sonett „Therese Milanollo" krankt an Ueberschwänglichkeit. Als flottes Lied dagegen kann empfohlen werden das „Trinklied der badischen Männergesangvereine". Tiefgefühlte Reiseklänge sind das „Wiedersehen" und „Die Alpen", worin der Verfasser geschickt Huß' Asche mit der auf Gletscherspitzen thronenden Freiheit zu verknüpfen wußte. Unter den erotischen Liedern behagten uns „Das Gewisse" und „An Laura". Eines der vorzüglichsten Gedichte der ganzen Sammlung ist jedenfalls:

Die Eiche am Gardasee.

Deutsche Eiche, sei gegrüßet
Drei mal hier am blauen See,
Wo ich Gottes ew'ge Sprache,
Aber Menschen nicht versteh'!

Wo der Heimat Wort verklungen,
Wie ein süßgewohnter Sang,
Der noch fort im Ohre tönet,
Wenn er lange schon verklang.

Sage du mir und erzähle,
Wie es steht im deutschen Land;
Deiner Blätter freie Sprache
Wehret keines Censors Hand!

Sage mir vom Vaterhause,
Von den Brüdern, groß und klein,
Und von Allen, die ich liebe,
Ob auch sie gedenken mein!

Dann — o dann — du wirst's doch wissen,
Sag' mir von der Mutter Grab,
Ob die Blumen fort noch blühen,
Die ich drauf gepflanzet hab'?

Alles Das und And'res Vieles,
Deutscher Baum, erzähle mir;
Können Menschen mir's nicht sagen:
Rede du, ich lausche dir!

Wir glauben sowol im Lob als auch im Tadel das rechte Maß gehalten zu haben und werden mit besonderer Spannung in der Zukunft Scholl's Leistungen verfolgen; es sollte uns sehr freuen, wenn er den Erwartungen, zu deren Annahme diese Sammlung berechtigt, ganz und gar entspräche.

Nr. 5. Der Verfasser ist eine elegisch gestimmte Seele, die mit richtiger Selbsterkenntniß, welche bei Poeten selten zu Hause ist, in dem Eingangsgedichte sich bescheiden folgendermaßen charakterisirt:

Meine Lieder.

Meine Lieder sind nicht Aare,
Die hinauf zur Sonne trachten
Und ihr Schwingenpaar mit Weltruhm
Und Unsterblichkeit befrachten.

Meine Lieder sind nur Falter,
Die von Duft und Strahlen leben
Und um schöne Blumenhäupter
Tändelnd auf- und niederschweben;

Die, beim Morgenroth geboren,
Tags um Liebe gaukelnd werben,
Aber schon zur Abenddämm'rung
Still und unbeachtet sterben

Schön, sanft und sinnig! Unter den Uebersetzungen aus dem Dänischen dürfte die gelungenste sein: „Der Klippensprung" von Emil Aarestrup, worin der höchste Ausbruch eines wilden, wie der Leser mit Recht annimmt, unversöhnlichen Hasses überraschend in einen felsenfesten Freundschaftsbund für das ganze Leben, trefflich durch eine einzige herrliche That motivirt, umschlägt. Schade, daß die letzten zwei Verse, matt

reflectirend, den Totaleindruck abschwächen, ein Vorwurf, der wol sicherlich mehr den Dänen als den nachdichtenden Deutschen trifft. Einen äußerst neckischen Ton hat der Verfasser in dem lieblichen Gedichte „Die Schwalbe" angeschlagen, und die correcte Durchführung bewies uns, daß ihm ein feinästhetischer Sinn nicht mangle. Ein ernstes, fast melancholisches Waldlied mit ausgezeichneter Schlußpointe ist „Rothes Laub", worin der Verfasser in den schöngebauten, eigenthümlich kurzgebrochenen Versen mehr als eine alltägliche Gewandtheit und Glätte in der Form an den Tag legt. Dieses Gedicht verdient in Sammelwerke überzugehen. Nicht minder schön in seiner Art ist das humoristischgefärbte Frühlingslied:

Gesang auf den Lippen, am Hütlein den Strauß,
Im Herzen lenzwonniges Minnen,
In die Welt hinein aus dem dumpfigen Haus —
Frau Sorge, sie bleibe hübsch drinnen!

Verberg' sie daheim nur ihr grämlich Gesicht,
Ich danke für ihr Geleite,
Sonst blüh'n ja vor Schrecken die Blumen nicht,
Der Vogel verstummt, wo ich schreite.

Du aber, o Freude, du liebliches Kind
Mit lustig flatternden Haaren:
Der Frühling ist da, so komm' nun geschwind,
Mit mir die Welt zu durchfahren.

Der Leser ersieht wol aus dieser hübschen Probe, daß auch Willatzen alle Aufmunterung verdient, den Dichterpfad fortzuwandeln; nur möge er darauf bedacht sein, sich nicht einer zu großen Weichheit und Süßlichkeit hinzugeben.

Hatten wir es heute auch nicht mit sogenannten „Originalen" zu thun, so gewährte uns dennoch diese jüngste Aehrenlese aus den deutschen Dichtergarben eine Ausbeute, mit der wir im Verhältniß zum gewöhnlichen Lyrikerschwindel sehr zufrieden sind. Möchten uns doch die Götter des Büchertisches öfters so hold sein! Wir scheuen ja keine Mühe, wir angeln geduldig stundenlang im stillen Ocean der Verse, um nur ein einziges Goldfischchen für unsere Leser zu fangen; aber wenn es fast nichts als Weißfische und Krebse gibt, da muß man es einem Kritiker nicht übelnehmen, daß er am Ende den eisernen Widerhaken verderbenbringend ausschleudert — fiat justitia, pereat mundus! Die verwiesene Weltbürgerin Wahrheit muß wieder aus dem Exil zurückberufen werden. Leider gibt es jetzt unter der schriftstellernden Masse zu viele jener Unbescheidenen, die Voltaire unübertrefflich im Tone des tiefsten Spotts schilderte in der berühmten Strophe:

De leur siècle profane généreux instructeurs
Cachant de leur savoir la plus grande partie,
Ecrivant sans esprit par *pure modestie*
Et par pitié même ennuyant les lecteurs!

Emanuel Raulf.

Zur Geschichte der modernen französischen Literatur.

Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration. Historisch und kritisch dargestellt von **Eduard Schmidt-Weißenfels**. Zwei Bände. Berlin, Heymann. 1856. 8. 2 Thlr.

Bei der unter einem großen Theile des deutschen Publicums vorherrschenden Sympathie für französisches Wesen und französische Literatur glauben wir der obengenannten Schrift eine gute Aufnahme von Seiten dieses Publicums, wenn auch vielleicht weniger von Seiten der Kritik versprechen zu können. Der Verfasser streift zwar über das Blachfeld der modernen französischen Literatur mehr nur hin wie eine Schwalbe, die in ihrem eiligen Fluge Gegenstand auf Gegenstand berührt, ohne sich doch eigentlich irgendwo dauernd niederzulassen; aber gerade diese Eigenschaft dürfte dem Buche bei dem Publicum, auf das es berechnet ist, zugute kommen, da die Liebhaber französischer Literatur mit dieser Eile vollkommen einverstanden sein werden; sie würden sonst der modernen französischen Literatur nicht ihre Sympathie zuwenden. Aber auch die eigentlichen Literaturfreunde, mögen sie auch nicht immer die Ansichten des Verfassers theilen, zuweilen selbst von ihnen sich betroffen fühlen, werden das Buch als Rekapitulation nicht ohne großes Vergnügen und wegen mancher dankenswerthen Fingerzeige nicht ohne Nutzen lesen. Schmidt-Weißenfels, durch seine Beiträge für d. Bl. unsern Lesern bereits bekannt, macht keinen Anspruch darauf, als ein Literarhistoriker von der gelehrten Sorte gelten zu wollen; aber er ist doch bei Abfassung dieses Buchs in seiner Art fleißig und gewissenhaft gewesen; er hat ziemlich alle Gebiete der Literatur in den Kreis seiner Betrachtung gezogen und eine fast endlose Menge von Namen angehäuft, wir meinen fast zu viele. Denn eine große Zahl derselben ist schon jetzt so gut wie verschollen, und mit jedem Lustrum mehr werden auch andere „klanglos zum Orcus hinabgehen". Wenn von allen hier aufgeführten Schriftstellern nach einem Säculum noch ein paar Dutzend genannt und noch nicht ganz ein Dutzend gelesen werden sollten, so möchte dies schon viel sein. Indeß ist es immer interessant, noch jetzt von diesem oder jenem zu lesen, dessen Name vor Decennien an der Tagesordnung war und uns nun erst wieder durch dieses Buch ins Gedächtniß zurückgeführt wird, wie der Name und die Gestalt eines alten Jugend- und Schulgenossen, der plötzlich wieder in unsern Gesichtskreis tritt, nachdem wir von ihm jahrelang nichts gehört und gesehen hatten. Ein Eindruck wie von etwas Gespenstischem mischt sich freilich einem so späten Wiederbegegnen in der Regel bei.

Was nun Schmidt-Weißenfels' Berechtigung zu einer Arbeit dieser Art betrifft, so beruht diese namentlich in dem Vorzug der Autopsie. Der Verfasser hat mehre Jahre in Paris verlebt und ist selbst als Mitarbeiter an französischen Journalen thätig gewesen, sodaß er einen tiefern Einblick in die eigenthümlichen literarischen Verhältnisse Frankreichs, will sagen der Stadt Paris, gewonnen hat, als dies einem deutschen Schriftsteller möglich sein würde, der nie oder doch nur besuchsweise nach Paris gekommen wäre. Er hat unter den Schicksalen, welche Paris in den Jahren 1848—52 betrafen, zugleich mit den französischen Zunftgenossen gekämpft und gelitten, und in dem bewegten innerlichen Ausdruck seiner Schrift sind Spuren dieses Mitkämpfens und Mitleidens vielfach zu erkennen. Er liebt die Franzosen, ohne irgend ihre Schwächen zu verkennen und zu verschweigen; indem aber die Magnetnadel seiner Sympathie oder Antipathie sich bald da, bald dorthin wendet und er sozusagen weder Pferd noch Esel ist, trägt sein Buch allerdings keinen entschieden nationalen Charakter, weder einen eigentlich französischen noch einen eigentlich deutschen, obschon die ehrliche deutsche Haut doch immer unter dem übergeworfenen Fell hervorguckt. Ein mal für alle mal: Schmidt-Weißenfels schreibt immer mit dem Herzen, das mit seinem Verstande zuweilen freilich auch davonläuft und in Untiefen geräth, wo beide sitzen bleiben und sich zuweilen umsonst bemühen, einander flott zu machen. Daher finden sich auch in seinem Buche manche Widersprüche, Inconsequenzen und Unaufgelöstheiten, indem bald der Verstand das Herz, bald das Herz den Verstand in die Irre führt. An höchst richtigen, oft durch treffende Pointen überraschenden Anschauungen, die instinctartig und unvermittelt aus der Tiefe der Seele hervorschießen, fehlt es dem Verfasser nicht, aber an bizarren, überkecken und wunderlichen fast ebenso wenig. Ebenso ungleich ist der Stil, der noch zu sehr in französischer Weise unter der Herrschaft der Antithese steht. Einzelne Stellen sind ganz vorzüglich stilisirt und lassen umsomehr bedauern, daß der Verfasser sich an andern in salopster Weise gehenläßt. Der Verfasser ist im Ganzen ein angenehmer Stilist, könnte aber in der That auch ein guter werden, wenn er auf seinen Stil mehr Sorgfalt als bisher verwenden wollte. Wir finden des Verfassers Manier im Gan-

zen recht liebenswürdig; es läßt sich mit ihr recht gut ein zärtliches Verhältniß anknüpfen, aber nicht so gut eine bindende Ehe eingehen. Es ist ein Feuilleton-, aber kein Bücherstil.

Wo wir einer ausgeprägten Individualität begegnen, werden wir immer bereitwillig sein, sie in ihrer Eigenthümlichkeit anzuerkennen. Es freut uns stets, bei einem Schriftsteller auch das Herz klopfen zu hören, das gar kein so unnöthiges Ding ist, für das man es zu halten sich so oft anstellt. Was würde uns die Welt, was das Leben, was die Literatur werth sein, wenn wir nicht hier und da noch auf ein gutes Herz stießen, bei dem wir uns Trost und Erquickung holen könnten? Und bei Schmidt-Weißenfels hören wir vernehmlich nicht blos Geistesschwingungen, sondern auch warme Herzschläge; schon in der Vorrede. Hier ist er ehrlich genug, mit größter Bescheidenheit einzugestehen, daß er in seinem Buche schon heute „viel Unvollständiges, manches Ueberflüssige, vieles Irrthümliche" erkenne, daß er aber, was mangelhaft daran sei, mit Hülfe seiner neuern Erfahrungen später besser zu machen gedenke. Schon ein solches Bekenntniß ist geeignet, die Kritik zu entwaffnen oder wenigstens vom scharfen Gebrauch ihrer Waffen zurückzuhalten. Er gesteht, daß er Frankreich unendlich liebe, weil er dort die schönsten Tage einer rauhen Jugend verlebt und dort kennengelernt habe, was das Glück eigentlich sei. Verehre er auch vor allem sein „theures unglückliches" Deutschland, so bewahre er doch stets die Anhänglichkeit eines Kindes für das „herrliche" Frankreich. Er fährt dann fort: „Irrend von Land zu Land, das lächelnde Glück in ein Medusenhaupt erstarrt sehend und meine Zukunft mehr wie die Vergangenheit beweinend, seufzend unter dem Joch des Materialismus, und die Zeit wie die Gedanken zersplittert durch eine journalistische Thätigkeit, so habe ich seit Jahren das Werk zusammengesetzt, Stein für Stein geformt und immer mehr das Gebäude anwachsen gesehen, welches nun vollendet, übertüncht und überstrichen, dennoch bescheidener erscheint, als ich mir geträumt hatte. Ich möchte von neuem es aufbauen, und wäre es von neuem fertig, würde ich gewiß wieder neue Mängel, neue Risse, neue Fehler entdecken; sind doch alle unsere Thaten nur lebendige Irrthümer, welche die menschliche Schwäche geboren hat." Soviel zur Charakterisirung der Individualität des Verfassers.

Im ersten Bande behandelt Schmidt-Weißenfels den Roman, mit den Unterabtheilungen: der historische Roman, der Sittenroman und der socialistische Roman, und die Poesie, mit den Unterabtheilungen: die Lyrik und die dramatische Poesie. Der Verfasser ist eine Art von Demokrat oder besser Socialdemokrat, aber von ganz besonderer Sorte; er haßt und verachtet freilich, wie sich fast von selbst versteht, den Bourgeois, der ihm als Inbegriff aller Engbrüstigkeit und kleinlichen Selbstsucht gilt, und er haßt ihn noch ingrimmiger als den alten Adel; die Gesellschaft, wie sie ist, verabscheut er als durchaus herzlos und schlecht, und er kann oft nicht genug glühende Worte finden, um sie und unsere gerühmte Civilisation zu brandmarken. Er nennt die moderne Civilisation eine leider anzubetende und zu verehrende Schönheit, die aber so kalt, grausam und gefühllos sei wie Chriemhilde, ein herzloses Weib, welches sich an den Qualen, dem Jammer und der Verzweiflung ihrer Anbeter weide, welches schlechter reorganisire als die Barbarei und unmenschlicher sei als diese u. s. w. Der aus dieser Civilisation hervorgewachsenen Demokratie sagt er nun ebenfalls die bittersten Wahrheiten, ja er geht soweit zu behaupten, daß die Demokratie es gewesen, welche die guten Sitten und den Geschmack vielfach corrumpirt und auf die Literatur einen verderblichen Einfluß gehabt habe. „Alle Fehler, alle Gebrechen der französischen Literatur", sagt er, „entstanden durch die Demokratie. Es war Sitte geworden, die Schwärmerei über die Ueberlegung, die Leidenschaft über die Würde, den kaufmännischen über den künstlerischen Geist und die Selbstvergötterung über die Achtung vor sich selbst und Andern zu stellen. Die Demokratie hat nicht allein die aristokratischen und socialen Vorrechte angetastet, sie hat auch die Quelle aller moralischen Ueberlegenheit verstopft und den Adel des Geistes abgeschafft. Wol gibt es jetzt mehr Menschen wie früher, welche denken; aber ihre Gedanken haben den Schwung und das Mark nicht, wie es die Werke früherer Autoren hatten. Den heutigen literarischen Erzeugnissen mangelt im Allgemeinen jede Ruhe und jede Frische; sie rufen einen fieberhaften Zustand wach und man seufzt oft nach einer reinen und schönen Quelle, welche den erhitzten Gaumen wieder erfrischen könne."

Wir können hier nicht gründlicher auf des Verfassers Darstellung eingehen, auf soviel Interessantes wir auch bei ihm stoßen; nur einige Bemerkungen wollen wir uns gestatten. Der Verfasser nennt George Sand eine große Dichterin, meint dann aber: „Nichts macht sie trotzdem zu einem erhabenen Weibe, welches sie wäre, wenn sie nicht so keck, so blendend und hinreißend beredtsam antimatrimoniale Tendenzen vertheidigte"; und weiter: „Sie ist Alles nur in Fragmenten und nur in der Specialität wirklich genial, doch als zusammengefaßte Intelligenz kein Genie"; er wirft ihr, bei aller Anerkennung ihrer glänzenden Gaben, vor, daß sie die Geister der Frauen corrumpirt und die Nationalliteratur Frankreichs zu einer „schwindelhaften Höhe der Hohlheit, Demoralisation und Sinnlichkeit" getrieben habe. Auch in Heine, den er persönlich kennengelernt hat, erblickt er ein eminentes Talent, aber auch Elemente der Demoralisation, durch die er sowol auf die französische wie auf die deutsche Literatur verderblich eingewirkt habe.*) An einer andern Stelle nimmt der Verfasser freilich die Libertinage der Franzosen in Schutz und entschuldigt sie, nicht ganz ohne Grund, damit, daß die Moral in dieser Hinsicht ein höchst wandelbares Ding sei, daß z. B. die Christen sich vor der bei den Türken gesetzlichen Polygamie entsetzten, während die Moslems darin „eins ihrer schönsten ästhetischen Gesetze" erblickten, und in der That ist es die Frage, ob mehr Sittlichkeit und geistiges Element in dem Serail eines türkischen Pascha oder in einer pariser Grisettenliaison anzutreffen ist. Der Franzose, meint der Verfasser, denke sich eben dabei nichts; die Sache sei einmal so hergebracht. Das ist allerdings richtig, aber eine Nation kann auch allmälig an so etwas Hergebrachtem zugrunde gehen. Im Uebrigen haben wir auf Anlaß der Dudevant gesehen, daß der Verfasser die Ehe als Institut, dem er später einmal das Prädicat der „Heiligkeit" beilegt, in Ehren hält und nichts von ehefeindlichen Tendenzen wissen will. Das interessanteste Capitel des ersten Bandes, dasjenige wenigstens, welches in Deutschland mit dem verhältnißmäßig größten Interesse gelesen werden wird, ist das über die dramatische Poesie und das Theater der Franzosen. Allerliebst ist die Erzählung des Verfassers, wie vor etwa 30 Jahren die Vaudevilles fabricirt wurden. Vier oder fünf junge Leute setzten sich in das Café des betreffenden Theaters und machten unter Scherz und Lachen, zwischen Obst, fromage de Brie und Rothwein ein Vaudeville zurecht. Man hatte keinen Sou in der Tasche, und der Wirth wollte vielleicht nicht creditiren. Nun schickte man ein Manuscript zum Director nebst einem Schreiben, gewöhnlich des Inhalts: „Dringendes Gesuch um einen Vorschuß von fünf Louisdor auf die Einhändigung gegenwärtigen Manuscripts seitens der Herren von unten."

*) Der Verfasser hat soeben eine Schrift vom „anti-Meißner'schen Standpunkte" beendet, worin er Heine als Dichter, als Humorist und als Mensch, seinen Einfluß, seine Sünden und Tugenden charakterisirt. Er stützt sich dabei zum Theil auf persönliche Reminiscenzen und auf interessante Mittheilungen Gérard's de Nerval über Heine. Auch soll die Schrift einige bisher ungedruckte Lieder Heine's enthalten, die Schmidt-Weißenfels damals für sich abschrieb. Der Verfasser gedenkt in seinem Buche über die französische Literatur eines Gedichts „Elloah", welches Heine in französischen Versen verfaßt und dann Gérard zum Corrigiren und Feilen übergeben habe, und er bemerkt dann: „Interessant müßte es sein, den Verbleib dieses etwa zwei Druckbogen starken Gedichts zu kennen."

Der Director schickte dann, wie Lireur erzählt, jedesmal die fünf Louisdor, ohne das Manuscript zu öffnen, weil er wußte, daß es nur weißes Papier war. Richtig wurde es denn auch nach Verlauf von einigen Minuten von Seiten der „Herren von unten" zurückgefodert, „um ein paar kleine Aenderungen daran vorzunehmen", und nun erst machten sich die jovialen Vaudevillisten an die eigentliche Arbeit und verließen das Kaffeehaus nicht eher, als bis das Stück fertig war. Damals, meint der Verfasser, sei das Vaudeville ein Impromptu, eine Kunst aus Vergnügen, eine Frühstücksarbeit gewesen, jetzt sei es in ein Handwerk und zwar in ein abscheuliches ausgeartet — wie die wiener Posse, hätte er hinzufügen können. Es hat eben Alles seine Zeit.

Der zweite Band behandelt zuvörderst die Entwickelung der Philosophie in Frankreich, und zwar unter folgenden Rubriken: das Kaiserreich und seine Philosophie; die Sensualisten; die Theologen; die Eklektiker; die Doctrinärs. Der Verfasser beschäftigt sich sodann mit den socialistischen Schriftstellern, die er in die Saint-Simonisten, die Positiven, die doctrinären Socialisten, die poetischen Geschichtsphilosophen, die praktischen Socialisten, die Communisten, die bonapartistischen Socialisten und die Nationalökonomen theilt. Dieses Thema liegt dem Verfasser besonders am Herzen, weshalb das betreffende Capitel auch recht instructiv gerathen ist. Er wendet sich hierauf zu der Geschichtschreibung, wobei er Anlaß nimmt, namentlich Guizot eine Reihe von Inconsequenzen nachzuweisen, die sich derselbe in seiner Geschichtsauffassung je nach der veränderten politischen Lage zuschulden kommen ließ. Einer der interessantesten Abschnitte des Buchs ist der nun folgende letzte, in welchem der Verfasser die französische Journalistik und das Feuilleton, zuweilen nicht ohne gutmüthige Laune, behandelt. Hier ist das Feld, wo der Verfasser besonders zu Hause ist, da er sich als Mitarbeiter an pariser Journalen seine ersten literarischen Sporen verdient hat. Wir gewinnen daher hier in die Organisation und die Maschinenarbeit des französischen Journalismus manche sehr interessante Einblicke, für die wir dem Verfasser dankbar sein müssen. Für Mitarbeiter an deutschen Journalen, welche vielleicht Grund zu haben glauben, sich über die Redactionen der betreffenden Blätter wegen Saumseligkeit in Verwendung oder Zurücksendung der Manuscripte zu beklagen, bemerken wir, daß sie dem Himmel danken dürfen, nicht Mitarbeiter französischer Journale oder wenigstens des Dumas'schen „Mousquetaire" zu sein; denn an der Spitze dieses Blattes findet sich die stehende Notiz: „Les manuscrits non insérés ne sont pas rendus, ils sont brûlés." Wir können es nur gutheißen, daß der Verfasser diesem so höchst wichtigen modernen Literaturzweig, der in deutschen Literaturgeschichten in unverantwortlicher Weise vernachlässigt zu werden pflegt, eine ausführliche Betrachtung widmet. Es gibt verschiedene Arten von Literaturgeschichten, deren jede ihre Berechtigung haben mag; die höchste würde aber die sein, in der es sich nicht um die bloße leidige Kritik von Autoren und Schriften handelt, sondern in welcher dargelegt würde, wie das geistige Leben einer Nation oder Epoche selbst im Schriftwesen zur Erscheinung kommt, sich fortentwickelt und in allen Gestalten seinen Ausdruck findet. Das wäre mit einem Worte die nicht einseitig kritische, sondern die culturhistorische Literaturgeschichtschreibung, und Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß die Journalistik in unsern Zeiten sich zu dem Range eines der kräftigsten Factoren der allgemeinen wie literarischen Bildung erhoben hat und mit dem übrigen Schriftwesen in einem zu genauen Wechselverhältniß steht, um, wie bisher, auch nur mit einem Schein von Recht in unsern Literaturgeschichten zurückgesetzt zu werden. Umsomehr müssen wir bedauern, daß Prutz sein begonnenes Werk über den deutschen Journalismus, welches ein sehr werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte zu werden versprach, nicht fortgesetzt hat.

Schmidt-Weißenfels ist jedenfalls eine sehr frische und regsame literarische Kraft, und nicht mit Unrecht stellt er sich im Vorwort das Zeugniß aus, daß er für die Pflichten eines Schriftstellers, deren Hoheit er begreife, wenn er sie wol auch nicht ausüben könne, stets eine offene Liebe und guten Willen gehabt. Dabei geht er seinen geraden Weg, den Weg seines eigenen Instincts, ohne sich — und dies ist heutzutage eine Seltenheit — um den Beifall der Cliquen links und rechts viel zu kümmern. Sein Talent verdient Beachtung und Aufmunterung, obschon wir sie an die Bedingung knüpfen müssen, daß er auf strengere logische Gedankenentwickelung und sorgfältigere Behandlung in stilistischer Hinsicht mehr als bisher Bedacht nehmen wolle.

H. M.

Notizen.

Das „Athenaeum français" und die literarische Apathie des französischen Publicums.

Wir haben schon mehrfach und erst neuerdings (Nr. 39) Anlaß gehabt, auf die mislichen Verhältnisse und die hoffentlich nur vorübergehende gegenwärtige Dürre der französischen Literatur hinzuweisen. Nur auf dem Gebiete der Geschichte, und zwar fast ausschließlich der französischen, einiger exacten Wissenschaften, der katholischen Theologie und einer gewissen Gattung der Moralphilosophie und Erbauungsliteratur, womit man für vergangene Sünden Buße thut, wird Bedeutenderes geleistet, und selbst für diese Zweige der literarischen Production scheinen die buchhändlerischen Verhältnisse sich unbequem und mislich zu gestalten. Wenigstens wird in einer pariser literarischen Correspondenz der augsburger „Allgemeinen Zeitung" versichert, daß eine Menge Bücher, welche in England und Deutschland sogleich einen Verleger finden würden, in Frankreich keinen finden und nur auf Kosten des Verfassers oder der Regierung erscheinen können; es kämen sogar Fälle vor, daß interessante französische Werke zuerst in England erschienen, indem sie von englischen Buchhändlern angekauft und in ihrem Auftrage aus der französischen Handschrift übersetzt würden. Dies sei z. B. mit Ferrier's, eines französischen Offiziers, der lange Zeit in persischen Diensten gestanden, ungewöhnlich interessanter Beschreibung seiner Reise von Bagdad durch Persien und Afghanistan der Fall gewesen. In Frankreich, nämlich in Paris, was so ziemlich gleichbedeutend ist, war es unmöglich, für dies Werk einen Verleger zu finden. Da wandte man sich an den londoner Buchhändler Murray, und dieser ging auch auf den Antrag sofort ein. Er ließ die Handschrift übersetzen und von Rawlinson mit Anmerkungen und von Arrowsmith mit einer Reisekarte versehen, und so erschien das Werk zuerst in London. Vor etwa 30 Jahren seien, bemerkt der Correspondent, in Paris von allen einigermaßen bedeutenden englischen Reisewerken französische Uebersetzungen erschienen; hieran sei jetzt gar nicht mehr zu denken. Dieser im französischen Publicum vorherrschenden Apathie hat man es auch wol zuzuschreiben, daß kein eigentlich kritisches Journal in Frankreich recht gedeihen will. So hat das allgemein als trefflich anerkannte und bei den eigentlichen Literaturfreunden in großer Achtung stehende „Athenaeum français" aufgehört als selbständiges Blatt zu erscheinen, was um so auffälliger ist, da es gewiß auch im Auslande nicht wenige Abnehmer und Leser zählte, während die kritischen Journale Deutschlands nur vereinzelt ins Ausland gehen und sich fast ausschließlich auf die Theilnahme des deutschen Publicums angewiesen sehen. Es ist jetzt mit der „Revue contemporaine" verbunden worden, die nun den Titel führt: „Revue contemporaine et Athenaeum français." Hoffen wir, daß diese Journalehe eine dauernde sein werde! In seiner letzten Nummer widmete das „Athenaeum français" noch dem Dichter Rudolf Gottschall eine Betrachtung. Der Verfasser des Artikels, Thalès Bernard, nannte darin den „Carlo Zeno" Gottschall's „une des belles oeuvres d'art de l'Allemagne moderne", rühmte namentlich das epische Pathos des vierten

Gesangs und nahm blos an den zu rapiden Rhythmen des fünften Anstoß. An seinen Dichtungen „Sebastopol" lobte der Berichterstatter namentlich die „energie sauvage qu'on s'étonne de rencontrer chez un philosophe", und an dem letzten Gesange die „vigueur extrême", meinte dabei auch, daß die Anrede an Potemkin wol nicht sehr geeignet sein werde, dem Dichter die Gunst des weißen Zaren einzutragen. In Betreff des Gottschall'schen Werks „Die deutsche Nationalliteratur im 19. Jahrhundert" glaubt Thalès Bernard als „hors de doute" annehmen zu können, daß sie geeignet sei, in Frankreich großen Anklang (grand retentissement) zu finden, theils wegen der Eigenschaften des Autors, theils wegen der Wichtigkeit der darin abgehandelten Materien. Nur erscheint ihm die Gottschall'sche Auffassung häufig zu Hegelisch, und er opponirt ihr, wie er sagt, vornehmlich in der Besorgniß, daß die „forme séduisante", womit der Verfasser seine Raisonnements bekleide, die Leser mitfortreiße, ohne sie doch vielleicht zu überzeugen. Ueberhaupt will Thalès Bernard finden, daß die deutschen Dichter zwar viel Innerlichkeit und Sinn für Natur, aber zu wenig religiöse Erhebung besäßen, und er meint, daß die „poëtes théologiens", wie Hugo, Lamartine, Goethe, Dante und Aeschylus, weit über Robert Reinick und Franz Gaudy ständen. Das finden wir allerdings auch, wundern uns jedoch einigermaßen, Goethe unter die „poëtes théologiens" (so wenig wir an Goethe's Religiosität im höhern Sinne des Worts irgend zweifeln) und Hugo und Lamartine mit Dante und Aeschylus zu derselben Gattung gezählt zu sehen.

Die Subscription für Lamartine.

Man liest in der „Illustration": „Der Aufruf, den wir im vergangenen April an die Literaturfreunde erließen, hat Gehör gefunden. Damals betrug die Zahl der Subscribenten auf den «Cours familier de littérature» nur 4000; heute ist sie in Frankreich auf mehr als 25,000 gestiegen. Mit Hülfe unserer Freunde und auch der Verleumdung — denn auch von dieser bleibt immer etwas, sei es auch nur die Schmach der Calumnianten selbst — ist also unser Unternehmen nicht erfolglos gewesen." Weiter heißt es: „Unser Feldzug hat außerdem dazu gedient, ein seltsames Factum zu constatiren, nämlich daß es unter dem geistreichsten Volke der Welt, wie es selbst sich nennt, theils in Paris, theils in den Departements 283 Individuen gibt, welche in der Kunst anonymer Schmähbriefe erfahren sind — bald gemein, bald niederträchtig, bald dumm, bald alles Geistes und selbst der Rechtschreibung bar, stets aber feig." Es wird in dieser Anzeige noch erwähnt, daß in Nordamerika förmliche Meetings zu Lamartine's Gunsten stattfänden, und daß in Brasilien ein im „Diario" veröffentlichtes Schreiben (Lamartine's?) eine wahre Sympathiebewegung für den Dichter hervorgerufen habe. Allein in Rio sei auf 1500 Exemplare des „Cours familier" (wol die vom Kaiser gezeichneten 500 mit eingeschlossen) subscribirt worden, auch in den Provinzen fänden viele Unterzeichnungen statt. Der Redacteur des „Diario", de Alencar, und dessen Bruder, Lionel de Alencar, hätten einen französischen Kalligraphen mit der Anfertigung eines dem berühmten Verfasser der „Méditations" zu widmenden Albums beauftragt; man habe sich auch an den Kaiser Dom Pedro gewandt und dieser den Vers hineingeschrieben: „Les siècles sont à toi, le monde est ta patrie." Minister, Senatoren, Deputirte, Diplomaten u. s. w. seien bereit, diesem Beispiel zu folgen. Wir wollen es unterlassen, auf den muthmaßlichen Erfolg, den ein ähnlicher Aufruf für einen deutschen Dichter in der Welt oder auch nur in Deutschland selbst haben würde, hier anzuspielen. **H. M.**

Bibliographie.

Aderholdt, A., Feldblumen. Lieder. Frankfurt a. M., Auffarth. 16. 10 Ngr.

Calderon's de la Barca, Don Pedro, Geistliche Festspiele. In deutscher Uebersetzung mit erklärendem Commentar und einer Einleitung über die Bedeutung und den Werth dieser Dichtungen herausgegeben von F. Lorinser. 1ster Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dursch, G. M., Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland. 2te mit Nachträgen und 19 Tafeln Abbildungen versehene Ausgabe. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Eelking, M. v., Leben und Wirken des Herzogl. Braunschweig'schen General-Lieutenants Friedrich Adolph Riedesel Freih. zu Eisenbach. Nebst vielen Original-Correspondenzen und historischen Aktenstücken aus dem siebenjährigen Kriege, dem nordamerikanischen Freiheits-Kampfe und dem französischen Revolutions-Kriege. Drei Bände. Mit Riedesel's Porträt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Thlr.

Geiger, H., Lydia. Ein Bild aus der Zeit des Kaisers Mark Aurel. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 27 Ngr.

Goldammer, L., Luise, Königin von Preußen. Ein Gedenkblatt dem Volk. Berlin, Evangelische Buchhandlung. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hilferding, A., Geschichte der Serben und Bulgaren. Aus dem Russischen. 1ste Abtheilung. Bautzen, Schmaler. Gr. 8. 24 Ngr.

Historisches Jahrbuch. 1855—1856. Mit dem Porträt des Königs Oscar von Schweden. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Jürgens, K., Studien zur deutschen Geschichte und Politik. Die Ursachen des Verfalls und Untergangs des deutschen Reiches. Die Gründung des preußischen Staats. Droysens Geschichte der preußischen Politik. Preußens Beruf. Der preußisch-österreichische Antagonism. Die Bundesreform. Bremen, Strack. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lange, L., Römische Alterthümer. 1ster Band: Einleitung und der Staatsalterthümer 1ste Hälfte. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Napoleon III., Kaiser, Ueber die Vergangenheit und Zukunft der Artillerie. Aus dem Französischen von Artillerie-Lieutenant H. Müller II. Berlin, Decker. 8. 1 Thlr.

Reichardt, Mathilde, Wissenschaft und Sittenlehre. Briefe an Jacob Moleschott. Gotha, Scheube. Gr. 8. 28 Ngr.

Stand, Bildung und Wesen des Buchhandels. Von dem Verfasser der „Bausteine zur Geschichte des deutschen Buchhandels". Altona, Verlagsbureau. 8. 15 Ngr.

Stein, L., Oesterreich und der Frieden. Wien, Braumüller. Gr. 8. 28 Ngr.

Strauß, V. v., Geistliches in Gedichten und Liedern. Heidelberg, K. Winter. 32. 22½ Ngr.

— — Judas Ischarioth, ein Osterspiel in fünf Akten. Ebendaselbst. 32. 22½ Ngr.

— — Weltliches in Gedichten und Liedern. Ebendaselbst. 32. 16 Ngr.

Struve, G., Die Union vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes. New-York. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.

Zille, M., Bilder des Lebens in Gott. Dichtungen. Leipzig, Luppe. Gr. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Berger, H., Ein Wort über den Verfall christlicher Kinderzucht in unseren Tagen. Breslau. 8. 3¾ Ngr.

Lehmann, F., Stellung und Beruf des Herrscherhauses Hohenzollern in Kirche und Welt. Berlin, Evangelische Buchhandlung. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Nazionalitätsfrage in Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Winderl, N., Das Zwangs-Abtretungs-Gesetz in seiner Anwendung auf Eisenbahnen erläutert. Regensburg, Manz. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

BROCKHAUS'

REISE-BIBLIOTHEK

für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Bisjetzt sind folgende 20 Bändchen erschienen:

Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig-Eisenach.) Von **Adolf Bock.**
Das hessische Land und Volk. (Eisenach-Frankfurt a. M.) Von **Emil Müller.**
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von **Aurelio Buddeus.**
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von **Nikolaus Hocker.**
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von **Nikolaus Hocker.**
Von Minden nach Köln. Von **Levin Schücking.**
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**
Von Berlin nach Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von **Max Kurnik.**
Das Schlesische Gebirge. Von **Rudolf Gottschall.**
Die Böhmischen Bäder. Von **Siegfried Kapper.**
Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**
Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
Brüssel. Von **J. E. Horn.**
Die Schlachten bei Leipzig. Von **Karl Gustav von Berneck.**
Harzbilder. Von **Heinrich Pröhle.**
Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**
Briefe aus Südrussland. Von **Marie Förster.**
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**
Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von **Wilibald Alexis.**

Preis des Bändchens 10 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

In der **Lintz**'schen Buchhandlung in Trier ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Chronologie der römischen Geschichte für den Privat- und Schulgebrauch entworfen. Geh. 5 Sgr.

Chronologie der griechischen Geschichte für den Privat- und Schulgebrauch entworfen. Geh. $3\frac{3}{4}$ Sgr.

Fürstenberg, Stoff und Lehrgang für den ersten Unterricht im Linearzeichnen. Mit 57 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Geh. 10 Sgr.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Archäologie und Geschichte der Diözese Trier von dem historisch-archäologischen Vereine. Erstes Heft. Geh. 20 Sgr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Manzoni (Alessandro), Die Verlobten.

Eine mailänder Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt von **Eduard von Bülow.** Dritte Auflage. Zwei Theile. 12. Geheftet 2 Thlr. — Ausgabe auf feinerm Papier geheftet 2 Thlr. 20 Ngr.; gebunden 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine bereits in **dritter Auflage** vorliegende anerkannt treffliche Uebersetzung des berühmtesten italienischen Romans, von dem **Goethe** äußerte: „der Eindruck beim Lesen sei der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung falle und von der Bewunderung wieder in die Rührung; Manzoni's Roman überflügle Alles, was er in dieser Art kenne."

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 41. —— 9. October 1856.

James W. Miles' philosophische Theologie.

Zu den letzten schriftlichen Aeußerungen unsers theuern Neander gehört wol die warme Empfehlung eines Werkchens von James W. Miles: „Philosophic theology, or ultimate grounds of all religious belief based in reason" (Charleston und Neuyork 1849), welche der bald nachher Abgerufene in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" in Nr. 21 des Jahres 1850 abdrucken ließ. W. A. Lampadius wurde durch das Urtheil Neander's, das in der That eine Begeisterung athmete, welche in der empfohlenen Schrift etwas Bedeutendes erwarten ließ, auf die Schrift aufmerksam gemacht und zu deren Verpflanzuug auf deutschen Boden bewogen. Seine deutsche Uebertragung, welcher Neander's Urtheil vorgedruckt ist, erschien bei Brandstetter in Leipzig unter dem Titel: „Philosophische Theologie, oder die letzten Gründe alles religiösen Glaubens in der Vernunft beruhend. Aus dem Englischen des James W. Miles übertragen von W. A. Lampadius." Neander erblickte in der Schrift von James Miles eines der erfreulichen Zeichen der Zeit, „welche auf eine sich anbahnende und durch keine Macht der Verneinung oder repristinirenden Reaction zurückzudrängende neue Entwickelung der Theologie hinweisen, und einen tiefreligiösen, von christlichem Ernste getragenen, mit klarem und freiem Geiste durchgeführten Versuch, das Wesen der religiös-sittlichen Natur des Menschen zu erforschen, das Christenthum in seinem Verhältnisse zu derselben aufzufassen und nachzuweisen, wie die Grundbedürfnisse des Geistes eben nur in dem Christenthume ihre wahre Befriedigung finden können". Referent theilt im Wesentlichen dieses Urtheil des ehrwürdigen Neander, und eben diese Ueberzeugung, sowie die Wahrnehmung, daß die Schrift namentlich in weitern Kreisen nicht die berechtigte Aufmerksamkeit gefunden zu haben scheint, veranlaßt ihn auch jetzt noch zu gegenwärtiger Anzeige.

Die Schrift besteht aus zwei Theilen, einem Briefwechsel zwischen einem Skeptiker und seinem Freunde, der mehr negativen Grundlage des Ganzen, und „Untersuchungen mehrer in das theologische Gebiet gehörender Gegenstände". Schon diese Vertheilung und Bezeichnung des Stoffs macht es klar, daß wir einen organischen, wissenschaftlichen Gang und eine erschöpfende Behandlung der theologischen Kernfragen nicht zu erwarten haben. Das Ganze ist mehr ein freier begeisterter Erguß, der die Persönlichkeit Gottes gegenüber dem Pantheismus und die Offenbarungsauthenticität des Christenthums als der Religion der freiesten und tiefsten Innerlichkeit gegenüber der negativen Kritik und Buchstabenängstlichkeit mit der Wärme des frei hinausströmenden religiösen Gemüths zu begründen sucht. Aber eben darin liegt die Zugänglichkeit der beredten Schrift auch für außergelehrte Kreise, und dennoch thut der Verfasser gleichzeitig so tiefe Griffe in die reinwissenschaftliche und wahrhaft weiterführende Erledigung seiner Fragen, daß er selbst den wissenschaftlicher Durchgebildeten Anregung zum Weiterdenken und Reiz zu einer kritischen Auseinandersetzung darzubieten weiß.

Es kann dies nicht vorzugsweise behauptet werden von dem ersten Theile, dem Briefwechsel zwischen einem Skeptiker und seinem Freunde. Der Verfasser hat, wie es scheint, keine Vorstellung von dem furchtbaren Zustande wirklicher Zweifel und von den innern Kämpfen des Höhengrads, welchen die Briefe des angeblichen Skeptikers ausdrücken wollen. Allerdings sprechen sie die Probleme der Gegenwart aus. Sie fragen in lebendiger Gedankenbewegung, ob das Universum aufgefaßt werden könne als ruheloser, zielloser Proceß ohne eine ewige Vernunft, ohne eine absolute Persönlichkeit? Ob die bisher allgemein geltenden, unzerstörbaren Ueberzeugungen der Menschheit, zu denen die Ueberzeugung von Gott, Unsterblichkeit und Freiheit gehört, ein grundloser Selbstbetrug sind? Ob es kein ewigbleibendes, unwandelbares Recht, kein ihm entsprechendes sittliches Sein gebe, mit welchem es in Verbindung steht? Ob die erhabensten Anregungen zur Pflicht, Stärke, Ausdauer, Tugend, Religion nur Traumgebilde sind? u. s. w. Diese Fragen liegen vor. Aber sie sind, abgesehen von dem Mangel

einer präcisen wissenschaftlichen Aufstellung, keine Fragen eines an ihnen zum Skeptiker gewordenen Gemüths: sie sind für das Bewußtsein des Fragenden selbst bereits entschieden verneint. Ihre bejahende Antwort wird als die entschiedene Vernichtung aller Religion und Sittlichkeit überhaupt begriffen und, wenn Atheismus oder Pantheismus das Wahre sind und als wahr bewiesen werden können, nur Das für absurd erklärt, gegen sie noch zu argumentiren wegen ihrer Folgerungen, laut deren sie die Vernichtung der menschlichen Persönlichkeit, Sittlichkeit und Religiosität auch nach dem Verfasser unwidersprechlich in sich tragen.

Wir bekennen offen, den Standpunkt eines solchen Skeptikers nicht begreifen zu können, wenn er uns außerhalb eines fingirten Briefs denkbar sein soll. Die ganze Anschauung und insbesondere ihre Formulirung in dem zuletzt ausgesprochenen Satze enthält geradezu einen Widerspruch, der in der Wirklichkeit des wissenschaftlichen Denkens und Zweifelns sich nie findet und finden kann, aber wie das Fundament der dialektischen Seite vorliegender Schrift, so nach der Ueberzeugung des Referenten einen Grundirrthum unserer gegenwärtigen Speculation der Theologie und theilweise auch der Philosophie bildet. Wir werden aus beiden Gründen berechtigt sein, diesen Widerspruch etwas schärfer ins Auge zu fassen.

Der Widerspruch, welchen wir meinen, liegt klar ausgesprochen vor in dem Satze von Miles: „Es ist umsonst, gegen einen Satz nach den daraus gezogenen Folgerungen zu argumentiren, sobald man nicht zeigen kann, daß sie irgendeiner positiv feststehenden Thatsache widersprechen." Miles glaubt diesen Satz, wie aus dem nur scheinbar widersprechenden zweiten Briefe sich ergibt, auch da aufrechterhalten zu müssen, wo „es sich um alle Religion und Sittlichkeit überhaupt handelt", und will zunächst an der Richtigkeit von Principien wie denen des Atheismus und Pantheismus nur erst zweifeln, „welche, wenn festgestellt in den Gemüthern der Menschen, die Grundlage aller Gesetzlichkeit, alles socialen Vertrauens, aller gemeinen Sittlichkeit erschüttern und die Welt in die verzehrende Anarchie der ausgesprochensten Selbstsucht versenken würden". Es handelt sich hier gar nicht darum, ob diese Folgerungen aus dem Princip des Atheismus oder Pantheismus als Folgerungen im Rechte sind, was wir allerdings glauben. Die Frage ist nur die: ob der Gedanke Sinn hat, daß „die Richtigkeit jener Principien bewiesen werden könne", trotz jener als ebenso zweifellos gesetzten Folgerungen derselben. Können jene Principien auch nur den Schein haben, bewiesen zu sein, wenn jene Folgerungen aus ihnen berechtigt abgeleitet werden?

Unser Verfasser hält die Bejahung dieser Frage für möglich, und doch ist das Zugeständniß dieser Möglichkeit nur von einem doppelten, gleich irrigen Standpunkte aus denkbar. Zunächst nämlich vom Standpunkte des Pessimismus. Wer mit Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung") das Leben für ein Geschäft erklärt, „dessen Ertrag bei weitem nicht die Kosten deckt", oder als den Zweck von Allem, was ist, bezeichnet: „ephemere und geplagte Individuen eine kurze Zeit hindurch zu erhalten, im glücklichsten Falle mit erträglicher Noth und comparativer Schmerzlosigkeit, der aber auch sogleich die Langeweile aufpaßt"; sodann als weitern Zweck „die Fortpflanzung dieses Geschlechts und seines Treibens"; endlich wer die erkennenden und lebenden Wesen der Erde für einen „Schimmelüberzug" auf der erstarrten Erdrinde erkennen zu müssen glaubt: der wird freilich den Atheismus oder Pantheismus für „beweisbar" halten können, obwol er gleichzeitig zu erkennen glaubt, daß beiderlei Grundauffassung zur Vernichtung aller Lebensmöglichkeit führt. Und doch wird vom Standpunkte des Pantheismus strenggenommen selbst dieses nicht zugestanden werden können. Nur der absolute Atheismus als die entschiedene Aufhebung aller positiven Idealität würde jenes Resultat zuzugestehen vermögen, wie sich der reichbegabte, leider nur, wie es uns scheint, allzu verbitterte Schopenhauer sehr wohl bewußt ist und sein Schüler Frauenstädt, besonders in der Schrift „Ueber das wahre Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung", ausdrücklich anerkennt. Da unser Verfasser auf dem Boden dieses Pessimismus nicht steht, so ist das Zugeständniß der Möglichkeit jenes Doppelresultats höchst befremdend und für die nachfolgende Entwickelung verwirrend gewesen.

Erklärlich wird sie nur vom Standpunkte des Dualismus zwischen dem Erkennen und Wollen, von denen das erstere, die Richtigkeit dieses Dualismus angenommen, ein anderes Resultat ergeben kann als das letztere. Der Verfasser setzt diese Möglichkeit. Im Anschlusse an Kant, wie dieses namentlich der zweite Brief erweist, setzt Miles Erkennen und Wollen nach ihrem Inhalte und nach der Bestimmtheit ihrer theoretischen Erfassung einander gegenüber und hat sich daher für die nachfolgende wissenschaftliche Begründung seiner religiösen Ueberzeugung einen schweren Stand bereitet. Jedenfalls ohne von der neuerdings vielseitig gestalteten, theils berechtigten, theils vorsichtig zu befolgenden Foderung etwas zu wissen, daß die Speculation sich an Kant orientire als an dem Vater der letzten philosophischen Periode, hat Miles die nicht minder bestimmt ausgesprochene Ueberzeugung der neuesten deutschen Philosophie übersehen, daß statt des Erkennens das Wollen als Centrum der Speculation aufgefaßt werde. Referent ist der hier nicht weiter zu begründenden Ueberzeugung, daß die consequente Erfassung dieses Princips auch für die Weiterbildung der speculativen Theologie von entscheidender Bedeutung werden wird, so verschieden die Entwickelung desselben bisjetzt noch bei Chalybäus, Reiff und Planck erscheint. Näher betrachtet liegt dasselbe schon bei Nikolaus von Cusa, Agrippa von Nettesheim, Jakob Böhme (vgl. besonders „De signatura rerum", Cap. 1, §. 15, 16, 17), Swedenborg, Oetinger, bei Leibniz, Fichte, vorzugsweise aber, wenn auch wissenschaftlich roh, bei Schopenhauer vor, und vornehmlich im Gegensatze zu dem besonders durch Hegel verbreiteten Götzendienste des Begriffs, seines

Intellectualismus und Gnosticismus möchte es nothwendig sein, an ein auch von Julius Müller betontes Wort zu erinnern, was Schelling schon 1809 in seiner Abhandlung „Ueber das Wesen der menschlichen Freiheit" (reutlinger Ausgabe vom Jahre 1834, S. 26) aussprach: „Es gibt in der letzten und höchsten Instanz gar kein anderes Sein als Wollen. Wollen ist Ursein und auf dieses allein passen alle Prädicate desselben: Grundlosigkeit, Ewigkeit, Unabhängigkeit von der Zeit, Selbstbejahung. Die ganze Philosophie strebt nur dahin, diesen höchsten Ausdruck zu finden." Vielleicht haben wir hier eine besondere Hindeutung auf Oetinger's Einfluß bei Schelling, welchen Fleck in seiner „Dogmatik" und besonders Auberlen („Theosophie Oetinger's") bemerklich gemacht haben.

Unser Verfasser scheint von diesem Stande der Speculation nichts zu wissen. Daher das theoretische Schwanken innerhalb des Widerspruchs, daß zugestandenermaßen Pantheismus und Atheismus die Möglichkeit einer gesunden Willenswelt aufheben und gleichwol damit nicht zugleich als auch theoretisch unwahr erkannt sein sollen. Immerhin zugestanden, daß die Erkenntniß, ein Princip mache eine gesunde Construction der Willenswelt zu etwas Unmöglichem, in ihrer Allgemeinheit noch nicht theoretisch genüge, um ein solches Princip als wissenschaftlich widerlegt zu betrachten, so muß doch schon infolge jener allgemeinen Erkenntniß die Skepsis über die doch vielleicht anzuerkennende Wahrheit eines solchen Princips völlig aufhören und die Ueberzeugung feststehen, daß jenes Princip nothwendig falsch sei und als falsch auch wissenschaftlich müsse aufgewiesen werden können. Die Skepsis unsers Verfassers hat daher keinen wahren Gegenstand und mußte in ihrer Deduction und Aufhebung zu halben und schwankenden Resultaten führen. Was hilft es, wenn wir im zweiten Briefe erinnert werden, daß all unser Wissen Stückwerk sei? Jeder, der noch nicht von der Allmacht des dialektisch gewordenen Begriffs geblendet ist, unterschreibt dieses aus eigenster Erfahrung; aber er fodert wenigstens das möglichst beste Stückwerk. Was hilft es, wenn wir an den Kant'schen Verstand als die Form unsers Denkens, an die Vernunft Kant's und dessen Satz erinnert werden, „daß kein Emporsteigen der Gedanken und Schlüsse uns möglicherweise einige Kenntniß in Betreff des Ursprungs der Welt, der Natur Gottes, der Unsterblichkeit und Zukunft geben kann, weil sie gänzlich über die Möglichkeit unserer Erfahrung hinausliegen"? Ueber diese Kant'sche Verzweiflung an der Lösung der höchsten wissenschaftlichen Probleme ist nun einmal das gegenwärtige Bewußtsein der Philosophie und speculativen Theologie, soweit sie nicht bereits in neuplatonischen Synkretismus von Wissenschaft und Unwissenschaft ausgeartet ist — und Ansätze dazu sind allerdings in Fülle vorhanden — so vollständig hinaus, daß trotz aller Bereitwilligkeit, uns an Kant zu „orientiren", keine Aussicht einer Rehabilitation in dieser Beziehung vorhanden ist. Ueberhaupt beweisen schon jedem oberflächlichen Kenner sowol die Dogmen- und Kirchengeschichte wie das gewöhnliche Leben, daß das Verbot des Forschens und die Impotenzerklärung für dasselbe stets nur der Reiz gewesen sind zu desto energischerm Forschen. Es ist ungeschichtlich und für unsere weitere Entwickelung gefährlich, Fichte, Schelling und Hegel oder Schopenhauer und Herbart hinter Kant für unberechtigte Neuerer und Fälscher zu erklären, unter deren Beiseitelegung wir wieder an Kant anzuknüpfen hätten. Die göttliche Leitung unserer wissenschaftlichen Weiterentwickelung wird dieser überreizten Abneigung vor dem jüngst noch allein Gepriesenen entgegenzutreten wissen; aber es möchte gut sein, insbesondere die speculative Theologie daran zu erinnern, daß auch ihre spätern Leistungen, z. B. Rothe's „Ethik", Müller's Schrift von der Sünde, wissenschaftlich einem guten Theile nach auf jenem geschmähten Boden und keineswegs nur zu ihrem Nachtheile wurzeln.*) Was hilft es ferner, wenn wir an die allgemeine „Sehnsucht" nach dem persönlichen Gotte erinnert und endlich gar darauf hingewiesen werden, daß in der „Offenbarung" uns die positive Bürgschaft für die Wirklichkeit der höchsten Wahrheiten gegenüber der Wissenschaft geboten sei? Allerdings ist keine Wissenschaft ohne die Offenbarung, für uns speciell ohne die christliche Offenbarung, denkbar und ein Wissenschafter, der dieses verkennt oder gar bestreitet, ist sich über den Ausgang seiner Wissenschaft sicher nicht klar: wir behaupten dieses ohne alle Ausnahme von allen, auch von den sogenannten empirischen und historischen Wissenschaften. Aber die Wissenschaft hört auf Wissenschaft zu sein, wenn sie als Wissenschaft sich auf die Offenbarung beruft. Sie hat den Inhalt der Offenbarung in sich aufzunehmen und anzuerkennen, daß sie ohne denselben nicht sein könnte, was sie ist; aber einmal befruchtet mit dem geoffenbarten Inhalte, muß sie aus sich selbst heraus in speculativer Nothwendigkeit sich begründen oder den Anspruch von Wissenschaftlichkeit unumwunden aufgeben. Innerhalb und kraft des Glaubensinhalts, welcher durch die Offenbarung in das Bewußtsein der zu erlösenden Menschheit hineingesetzt wird, ist somit auch die Persönlichkeit Gottes wissenschaftlich zu erweisen, nicht auf Offenbarung und vage „Sehnsucht" zu gründen. Und zudem ist der Zustand der gegenwärtigen Religionsphilosophie und speculativen Theologie ein solcher, daß ohne diese Leistung, ohne deren Anerkennung und gemeinsame Uebernahme nicht Einen Schritt weder in der Trinitätslehre noch in der Christologie und dem daraus Abzuleitenden wesentlich weiter zu kommen ist, so dankenswerth die Bearbeitung einzelner Seiten der speculativen Dogmatik, z. B. der Lehre von der Sünde ist, gegenüber dem Einen großen Grundprobleme der wissenschaftlichen und zum Theil auch praktischen Gegenwart: dem Grundprobleme der Persönlichkeit Gottes. Diese und die damit zusammenhängenden Grundwahrheiten des

*) Es hat dies, freilich vom einseitig Herbart'schen Standpunkte aus und meist nur negativ-kritisch, C. A. Thilo nachzuweisen gesucht: „Die Wissenschaftlichkeit der modernen speculativen Theologie in ihren Principien" (Leipzig 1851).

religiösen Bewußtseins müssen gegenwärtig wissenschaftlich bewiesen oder (was uns hier gleichbedeutend ist) wissenschaftlich deducirt werden, wenn noch von speculativer Theologie die Rede sein soll. Wo sie wie bei unserm Verfasser nur äußerlich auf Offenbarung oder gewisse Empfindungen und Herzenswünsche begründet erscheinen, vermögen wir wenigstens keine Wissenschaft oder „philosophische Theologie" anzuerkennen. *)

Unsere Ausstellung trifft das ausgesprochene Princip des Verfassers. Zur Vermeidung von Irrthümern müssen wir aber hinzufügen, daß die Ausführung selbst im Einzelnen dieses falsche Princip vielfach verleugnet und vergessen läßt, sogar ausdrücklich es zurückzunehmen den Anlauf nimmt. Der Verfasser ist voll von dem Grundgedanken, daß das unmittelbare religiöse Bewußtsein, die unmittelbare, von der Offenbarung selbst geweckte innere Erfahrung der letzte Grundstein aller Beweisführung, die kräftigste Waffe gegen alle Skepsis sei. In dieser Gewißheit lehnt er den mechanischen Inspirationsbegriff ab und hält das Zeugniß der christlichen Kirche oder heiligen Schriftsteller selbst für unzureichend, wenn es gilt, die Inspiration der Heiligen Schrift anzuerkennen.

Ihre wirkliche Inspiration vor andern Büchern muß und kann einzig bestimmt werden durch ihre Berufung auf unsere religiöse Natur, durch ihren eigenen religiösen Charakter. Und wenn es bewiesen wäre, daß der Pentateuch nicht echt, die historischen Bücher nicht authentisch wären, die Propheten nicht weissagten, die Evangelien (setzen wir den stärksten Fall) nur Ueberlieferungen über Christus, nicht von Augenzeugen geschrieben wären: Der, welcher die lebendig machende Kraft des christlichen Lebens in seiner Seele verwirklicht hat, würde sagen: Es gibt noch die unleugbare Thatsache von der Kraft des Christenthums, die sich im christlichen Leben, in meinem eigenen Bewußtsein bethätigt und offenkundig auf Christus als ihren Urheber zurückgeht: sie befriedigt jedes religiöse Bedürfniß, sie erhebt und reinigt, tröstet und belebt, und die Heilige Schrift enthält Ideen, lebenskräftige Elemente, welche jenes göttliche Leben in der Seele entzünden, nähren und fördern, und deshalb kann ich nichts aufgeben, was auf Thatsachen meines eigenen Bewußtseins ruht, was ihr auch immer zum Gegenstande eurer historischen Untersuchungen machen mögt.

Der ganze Anhang A ist der Bekämpfung des starren Dogmatismus und der Geißelung desjenigen Theils der Geistlichen besonders gewidmet, welche, wissenschaftlich meist ungebildet, in ihrer erlernten Dogmatik desto fanatischer sind, sich juris divini dünken gegenüber der lebendigen christlichen Wissenschaft als einer Sache juris humani und dabei vergessen, daß das Christenthum nicht dogmatisch-ritueller Dienst, sondern ein heiliges Seelenleben, göttliche Thatsächlichkeit der Erlösung und Willensleben ist. Ailes betont hier die Macht der innern Erfahrung eher zu sehr als zu wenig und schlägt die objective Bedeutung der doch stets absolut normirenden Schrift und des kirchlichen Bekenntnisses eher zu gering als zu hoch an. Aber seine Warnung vor starrem Dogmatismus und Confessionalismus, seine Mahnung, sich vor allem eine lebendige Erfahrung in Christo, eine lebendige Erkenntniß der Natur der Sünde und der „freien und herrlichen" Erlösung durch Christus zu verschaffen, möchte auch in unsern Lebenskreisen eine sehr zeitgemäße sein. Der Verfasser hat zunächst den Zustand der ihn umgebenden, wol besonders der hochkirchlichen Geistlichen im Auge; doch sind seine energischen Zurechtweisungen fast von Anfang bis Ende anwendbar auf die pastoral-hierarchischen und im Princip durchaus romanisirenden Anmaßungen, mit denen z. B. der evangelisch-lutherische Pastor zu Bromberg, Hermann Latzel, den Gymnasiallehrer Ströbel in der Schrift übergossen hat: „Die evangelisch-lutherische Kirche in Preußen" (Schneidemühl 1852), gebührend beantwortet von Ströbel im dritten Heft der „Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche" (1853, S. 480 fg.). Bekanntlich liefert diese Art von confessionell fanatischen Geistlichen nebst ihrem Anhange das stärkste Contingent zum Abfall von der protestantischen Kirche zur römischen und zwar vollkommen gemäß ihrer innern Stellung auf dem Boden eines entgeisteten Objectivismus. Wir sind aber überhaupt wiederum auf dem besten Wege, der theologischen Klopffechterei zu verfallen, und gegen diese furchtbare, die Würde und Wirksamkeit der Kirche wie Wissenschaft gleichmäßig bedrohende Ausgeburt theologischer Unwissenheit, Beschränktheit, Anmaßung und Herzlosigkeit ist sicher kein Standpunkt geeigneter, die Waffen der Abwehr und des Angriffs zu bieten, als der durch und durch positive und dennoch innerlich vollkommen freie, von der Weihe evangelischer Duldsamkeit und Liebe getragene Standpunkt unsers Verfassers. Indem er einen festen Standpunkt zu gewinnen strebt gegen Schwärmerei, Aberglauben und Fanatismus ebenso wol, wie gegen kalten Formalismus, Skepticismus und Rationalismus, sucht er sorgfältig zu scheiden zwischen dem Materiellen und Formellen, zwischen Dem, was zur Religion und zwischen Dem, was zur Theologie gehört, was die Substanz der Wahrheit und die Realität unter den Erscheinungsformen ist, welche dieselbe in verschiedener Weise ausdrücken. Und von hieraus steht ihm die Ueberzeugung fest, daß es vermittels der Meinungsverschiedenheiten in der Christenheit selbst in den Mistönen des Streits und der gegenseitigen Anschuldigung ein allen Christen Gemeinsames gibt, in welchem jeder Anspruch christlichen Lebens und christlicher Erfah-

*) Ich benutze diese Gelegenheit, wiederholt auf eine vortreffliche Schrift aufmerksam zu machen, welche vom philosophischen Standpunkte aus Das geltend macht, was oben vom Standpunkte der speculativen Theologie aus geltend gemacht wurde: „Philosophie und Christenthum. Ein Beitrag zur Begründung der Religionsphilosophie von H. M. Chalybäus" (Kiel 1853). Ich beziehe mich auf diese Schrift um so lieber, je näher der Verfasser dem positiven Christenthume trotz der entschiedensten Freiheit seiner wissenschaftlichen Behandlung steht und je befriedigender deshalb eine Verständigung zwischen dem Philosophen und speculativen Theologen hier angebahnt ist. In meiner Habilitationsschrift „Argumenta pro dei existentia exponuntur et judicantur" (Leipzig 1846) habe ich den Versuch gemacht, die Persönlichkeit Gottes aus dem Begriffe des Willens, speciell der Liebe, wissenschaftlich zu deduciren, und obwol mir die Form der Abhandlung nicht mehr genügt, so halte ich doch die Deduction selbst durch die gleichwol beachtenswerthen Gegenbemerkungen von Hase, Schöberlein und theilweise auch P. Lange nicht für widerlegt. Uebrigens sind die obigen axiomatischen Sätze begreiflich nur für Diejenigen gesagt, welche gemäß 1. Kor. 2, 10 fg. eine speculative Theologie für zulässig erkannt haben.

rung gegründet sein muß. Als die Centralidee und der höchste Endzweck aller Religion erscheint ihm die „Versöhnung" und als die Wurzel, aus welcher alle Entwickelung des christlich-religiösen Elements emporwächst, die Versöhnung durch einen persönlichen Erlöser, als den Urheber des neuen Verhältnisses des Menschen zu Gott. Aus diesem persönlichen Verhältnisse erschließt sich endlich dem Verfasser jenes Gottesvertrauen, durch welches kindliche Pflicht und Liebe in dem Gefühle der Versöhnung des Vaters mit dem menschlichen Individuum in Einklang gebracht worden sind, und die große praktische Aufgabe des Christenthums wird darin gefunden, „das Gottesvertrauen zu erwecken, in welchem kindliche Pflicht und Liebe in dem Gefühle der Versöhnung des Vaters durch den persönlichen Erlöser im Einklange stehen".

In dem Gesagten ist der Standpunkt des Verfassers genügend gekennzeichnet. Es ist für den Verfasser selbstverständlich, daß jede in die Menschheit eintretende Offenbarung und folglich auch die christliche sich an die schon vorhandenen religiösen Begriffe und Erfahrungen anschließen muß, um zu wirken oder auch nur verstanden zu werden. Er setzt daher einen unverlierbaren göttlichen Inhalt des Menschen auch außerhalb der Offenbarung und trotz der thatsächlichen Sündhaftigkeit voraus, ohne den Versuch zu machen, sich mit der scheinbar widersprechenden Ueberzeugung der protestantischen Symbole hierüber auseinanderzusetzen. „Das eigentliche Amt der Theologie ist nur, die großen religiösen Wahrheiten (der Offenbarung) zu rechtfertigen, welche sich auf das tiefinnerste Bewußtsein des Menschen berufen, und das Bewußtsein zur Wahrnehmung jener lebendigen und kräftigen Ideen zu erheben, welche Gott durch die Erfahrung der Propheten und Apostel der Welt gegeben hat." Allerdings ist damit der dem abstracten religiösen Gefühle anstößige Gedanke ausgesprochen, daß der Mensch irgendwie mitthätig zu denken sei in dem Erlösungs- und Erleuchtungswerke der göttlichen Offenbarung am Menschen, und zwar ist dies als principiell nothwendig ausgesprochen, weil im entgegengesetzten Falle Gott mit der Wahrheit und Kraft seiner Offenbarung überhaupt jedes denkbaren Zugangs zu der erlösungsbedürftigen Seele entbehren würde. Noch mehr: „Die Bibel kann nicht als die primäre Grundlage alles religiösen Glaubens angeführt werden; denn sie behauptet von Gott zu kommen, setzt also das Zugeständniß eines göttlichen Daseins mit seinen verschiedenen Eigenschaften und mit der Nothwendigkeit, sich den Menschen zu offenbaren, voraus." Gleiches gilt von der Offenbarung engern Sinns überhaupt und von den einzeln Wundern, durch welche etwa die Göttlichkeit einer Offenbarung erwiesen werden soll, insbesondere. Sie setzen das Anzuerkennende in dem Anerkennenden theilweise und zwar der tiefsten Grundlegung nach schon voraus. Aber desto entschiedener wird die zeitgeschichtliche und von Jedem erfahrbare Thatsache betont, daß der Fortgang der Geschichte sich ohne das Christenthum nicht begreifen und das persönliche Wesen, insbesondere sofern es freies, sittliches, von dem Gewissen absolut normirtes Wesen ist, sich nicht verstehen läßt ohne ein absolutes persönliches, sittlich vollkommenes Wesen, in welchem das Dasein wie der Lebensinhalt des endlichen persönlichen Wesens begründet ist. Erst wenn dieses Bewußtsein geweckt und entwickelt ist, erschließt sich das weite „Panorama der Herrlichkeit Gottes im Weltall" und die Befähigung, eine Offenbarung, insbesondere die christliche Offenbarung zu verstehen und aufzunehmen. Es ergibt sich dem unmittelbaren Anschauungsvermögen des religiösen und sittlichen Menschen von selbst als unsinnig, was die gesammte Religionsgeschichte zugleich widerlegt, „daß Gott seine intelligenten, noch dazu von der Verkehrtheit der Sünde getrübten Geschöpfe ohne eine Stimme von ihm selbst, ohne eine Erklärung seines Willens, d. h. ohne eine Offenbarung gelassen haben sollte".

Allein von derselben Basis der philosophisch erfaßten Natur des Menschen und der Dinge scheint sich dem Verfasser noch weiter mit Nothwendigkeit zu ergeben, daß Gott die Offenbarung seiner selbst durch seine „Menschwerdung" vollzog. In scharfsinniger Darlegung entwickelt der Verfasser diesen Gedanken im zweiten Capitel. Wir können hier nur auf die Hauptsätze verweisen. Der eine ist S. 122 zusammenfassend ausgesprochen:

Da wir nur Erscheinungen kennen und diese nur unter den nothwendigen Bedingungen von Zeit und Raum, so ist es für uns unmöglich, das Unendliche und Bedingungslose zu erkennen, und daher würde es für Gott unmöglich sein, sich selbst als ein geschichtliches Object der Erkenntniß uns in der Welt zu offenbaren, außer durch das alleinige Mittel, für uns eine Erscheinung in Raum und Zeit zu werden.

Der andere Hauptsatz liegt S. 129 vor:

Da es die allgemeine religiöse Aufgabe des Menschen ist, wie die endliche Natur in Einklang und Verbindung mit dem Unendlichen zu bringen sei, wie die Kluft, welche nothwendig in der eigentlichen Natur der Dinge zwischen dem Unvollkommenen und Irrenden und dem Vollkommenen und Heiligen, zwischen dem Menschen, wie er ist, und zwischen Gott, wie ihn die Vernunft wahrnimmt, als er wol sein möchte, überbrückt werden könne: so ist es zur Lösung dieser Aufgabe unbedingt nothwendig, daß es eine reale Synthese gibt, ohne welche, wenn die allgemeinen (von Gott frei, aber für unser Denken als nothwendig aufgestellten) Gesetze des Weltalls nicht verletzt würden, das Verschiedene niemals zusammengebracht werden kann.

Diese „reale Synthese", ohne welche Gott „gewissermaßen noch ein unbekannter Gott" wäre, ist eben der Gottmensch, welcher, auch im Unterschiede von der Offenbarung durch Propheten und Engel, das ganze Menschengeschlecht in ein von Grund aus verschiedenes Verhältniß zu Gott bringt und so unbedingt und wirklich die sittliche Stellung der Menschheit verändert, unangesehen des Glaubens oder Nichtglaubens an die Menschwerdung. Die letztere ist religiös nothwendig, und die instinctmäßige Eifersucht, mit welcher die überwiegende Masse der Kirche immer an der Ueberzeugung festgehalten hat, daß Christus Gott und Mensch war, beweist, daß diese auf einer tiefen innern Nöthigung des Herzens, auf einer lebendigen Hoffnung der Menschheit beruht, welche weder die Logik des Zweifels noch die schulmäßi-

gen Paradoxien des Theologen zerstören oder zunichte machen können. Allerdings vermögen wir den geheimen Modus nicht zu ergründen, in welchem Gott seine Persönlichkeit mit der des Menschen vereinigt, „ebenso wenig, als wir erklären und errathen können, wie es zugeht, daß die Sonnenstrahlen, indem sie auf den Sehnerven treffen, die Erscheinungen des Gesichts hervorbringen". Wir können nur den empörenden Irrthum des Theopassianismus fernhalten, indem wir bedenken, „daß bei der Menschwerdung Gott sich unmittelbar (in übernatürlicher Weise) mit der menschlichen Natur verband, indem er Christus durch den göttlichen Logos gestaltete". Allein der Eintritt Gottes selbst in die Menschheit ist als religiös nothwendig erkennbar: nur fodert der Geist außer der logischen Nothwendigkeit noch eine höhere Bestätigung seiner Vernunftschlüsse, ohne welche diese hinsichtlich ihrer thatsächlichen, concreten Existenz in einem peinlichen Dunkel schweben bleiben würden. Diese höhere Bestätigung ist die historische Erscheinung des Gottmenschen, die sich etwa ebenso zu der (religiös-) logischen Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes verhält, wie der teleskopisch wirklich aufgefundene Neptun zu den mathematisch oder logisch richtigen Raisonnements Leverrier's über die nothwendige Existenz des Neptun, welche ohne jene bestätigende Entdeckung der Anschauung augenscheinlich in vager Dunkelheit geblieben sein würde. Aber nur bestätigend, erhellend, berichtigend und vervollständigend treten die Thatsachen der Offenbarung in die ursprünglich vorhandene geistliche Anschauung des Menschen ein, und wie das Christenthum nicht von historischen Thatsachen und Berichten abhängt, so hängt auch die christliche Lehre nicht von der logischen, kirchlichen oder gar naturwissenschaftlichen Auslegung der Heiligen Schrift ab, sondern muß durch Das bestimmt werden, was praktische, erfahrungsmäßige Thatsachen des geistlichen Lebens sind, gegründet auf die Verwirklichung der Versöhnung mit Gott durch Jesus Christus und auf das Leben Christi in der Menschheit überhaupt. So erst führt das Christenthum seinen Selbsterweis für die anschauende Vernunft und das Bewußtsein des Menschen mit sich und bethätigt sich selbst in dem Individuum als ein Leben, nicht als eine Theologie des Verstandes, welche in ihren dogmatischen Bestimmungen unzähligen Streitigkeiten und Verwickelungen unterworfen und deshalb als allgemeines und abschließendes Princip selbst innerhalb einer irgendwie traditionellen oder kirchlichen Gestaltung unbrauchbar ist. Das Christenthum ist eben in der christgewordenen Menschheit das lebenskräftige organische Wachsthum eines lebendigen Princips, nicht aber ein System dogmatischer Formenbildung, durch welches nur Glaubensunsicherheit, Verwirrung und Verzweiflung hervorgerufen würden und werden.

Der Verfasser sucht diese allgemeinen Gedanken näher zu bestimmen, indem er theils eine „Analyse des Lebens und Charakters Christi" unternimmt, worin wir vorzugsweise auf die beispielsweise Behandlung der Verfluchung des Feigenbaums und des Staters im Fischmaule aufmerksam machen, theils „die Angemessenheit des Christenthums für das religiöse Bedürfniß des Menschen" vornehmlich vom Standpunkte des griechischen Messianismus aus charakterisirt, theils „das Organ des religiösen Glaubens" aufsucht, welches er in der Vernunft nicht nach ihrem gewöhnlichen, bekanntlich sehr schwankenden Sinne, sondern im Sinne der anschauenden Befähigung des Menschen für directe, unmittelbare (innere) Wahrnehmung des Göttlichen findet, welche früher ist und tiefer liegt als die Region der logischen Beweise und Beweisführung. Der Mensch unmittelbarer religiöser Anschauung verhält sich hier ebenso zu der dargebotenen Fülle religiöser Wahrheiten im Christenthum, auch abgesehen von aller theologischen oder religionstheoretischen Bildung, wie der unwissenschaftlichste Hörer, dem eine anschauliche Wahrnehmung der Harmonie in der Musik verliehen wäre, zu den Meisterwerken der Musik. Er versteht sie nur durch seine unmittelbare Begabung für das Nachleben der Harmonien auch ohne Kenntniß der musikalischen Theorie, während umgekehrt der Theoretiker sie nur auf Grundlage derselben Voraussetzung aufzunehmen und zu genießen vermag. Ebenso steht der religiöse und der theologische Mensch: der letztere ist mit allen seinen theoretischen (wissenschaftlichen) Constructionen ohne den erstern nichts und auch die christliche Offenbarung unverständlich und unwirksam ohne die vorausgehende innere Urbegabung der dem Christenthum wesenhaft entsprechenden Religiosität, welche somit, nicht sofern es ein Individuelles, sondern sofern es ein allen Menschen Gemeinsames ist, als das Letztentscheidende und das „Organ des religiösen Glaubens" anerkannt werden muß. Dies erläutert denn der Verfasser theils im Anhange B unter Herbeiziehung der geistreichen vierten Vorlesung Morell's aus dessen „Vorlesungen über die philosophischen Richtungen des Zeitalters", theils an der Heiligen Schrift und deren immer nur praktisch-religiös zu bestimmenden Verhältnissen zur Kritik, zur Philosophie und insbesondere zu den Fortschritten der Naturwissenschaften, denen gegenüber der Verfasser daran festgehalten wissen will, daß die Schrift nur religiöse, keine eigentlich naturwissenschaftlichen Mittheilungen gebe.

In dem Vorstehenden sind die Hauptgedanken unsers Buchs mitgetheilt: wir müssen es dem zur Selbstlectüre dringend aufgefoderten Leser überlassen, die geistreichen, geistlebendigen Ausführungen des Verfassers in dem Buche selbst zu genießen. Aber das muß schon hier klar geworden sein, wie der innige, zur Innerlichkeit christlicher Religiösität dringende und drängende, gläubig milde Neander von der in Rede stehenden Schrift begeistert werden konnte. Sie war ihm eine unverhohlene Labung gegenüber dem herzvertrocknenden und ohne Zweifel auch das Herz der protestantischen Kirche austrocknenden Objectivismus eines confessionellen Fanatismus, mit welchem sich Neander je länger desto weniger auf Grund seines tiefen Verständnisses des Christenthums und seiner Geschichte, wie auf Grund seiner wahrhaft christlichen Frömmigkeit auseinanderzusetzen wußte und deren fundamen-

taler, romanisirender Widerspruch mit dem lebenerfüllten Princip des Protestantismus ihm immer entschiedener zur Klarheit kam. In diese Stimmung Neander's fiel das frische, freie, aus voller Innerlichkeit strömende Wort des Christusbegeisterten Miles und flammte ein Freudenzeichen in der Seele des ehrwürdigen Mannes auf, daß eben „keine Macht der Verneinung oder repristinirender Reaction" im Stande sein werde, eine neue Entwickelung der Theologie zurückzudrängen; ein um so erfreulicheres Zeichen, da es Kant, Jacobi, Schelling, Schleiermacher und, setzen wir hinzu, Neander als schon jenseit Europa wirksam und mächtig bekundete.

Und als ein solches Zeichen soll es denn auch von uns vorzugsweise begrüßt sein. Die dogmatischen Ausführungen über Wunder und Trinität, wie sie in dem oben nicht hervorgehobenen dritten Capitel von Miles gegeben sind, genügen unserer deutschen Wissenschaft nicht, obgleich sie unendlich mehr werth sind als das gedankenlose Wiederholen älterer Ausführungen, welche in frühern Perioden der Dogmatik lebenskräftig und berechtigt, gegenwärtig unzureichend sind und nur als Gedächtnißwerk oder als Zeichen geistiger Ermattung und Verkommenheit angesehen werden können. Allein hier liegt auch nicht die Stärke des Wollens und Könnens von Miles. Seine Hauptaufgabe hat er in der nähern Bestimmung des christlichen Formalprincips gefunden und dieses, entgegen der gewöhnlichen Fassung, in den Heiligen Geist (πνεῦμα ἅγιον) gesetzt, wenn er auch vielmehr einer philosophischen als theologischen Terminologie folgend, statt vom „heiligen Geiste" von der „Vernunft" als der unmittelbaren, von Gott im Menschen gesetzten Urschauung des Göttlichen zu reden pflegt: er meint damit den sensus communis Oetinger's, das gläubige Gottesgefühl Jacobi's, das unmittelbare Gottesbewußtsein Rothe's und im Wesen die intellectuale Anschauung Schelling's, wobei die verschiedene dialektische Entwickelung desselben Grundgedankens bei allen Genannten begreiflich nicht geleugnet sein soll. Als materiales Princip ergibt sich ihm dann von selbst der historische Christus als der menschgewordene Gott und sein Abbild und Nachbild, die Schrift.

Es würde über die Schranken einer nur die Principien andeutenden Anzeige hinausgehen, wenn dieses der gewöhnlichen dogmatischen Ansicht widersprechende Resultat nach Inhalt und Ausdruck hier einer eingehendern Kritik unterworfen werden sollte. Auch nach den neuern schätzenswerthen Untersuchungen Dorner's und Weißenborn's über die Stellung des Formal- und Materialprincips der protestantischen Kirche bedarf es über diesen Punkt eingehenderer Behandlung, als in einer kritischen Anzeige zulässig wäre, und auch die gehaltreichen Abhandlungen Niedner's im vierten Hefte der Jahrgänge 1851 und 1852 seiner Zeitschrift: „Ueber das Recht der Dogmen im Christenthume", und im November- und Decemberhefte der „Kieler Monatsschrift" von 1851 haben in geschichtlicher Beziehung von neuem auf die noch immer obschwebende wissenschaftliche Schwierigkeit dieser Fundamentalfrage hingewiesen. Ich füge daher hier nur eine doppelte Bemerkung bei, welche unmotivirt, wie sie es hier bleiben muß, nur den Werth eines Bekenntnisses und einer einfachen Bezeichnung meiner kritischen Stellung zu Miles beanspruchen will.

Erstens wird es allerdings infolge einer schärfern wissenschaftlichen Bestimmung und zum vollen Auswirken des protestantischen Princips nothwendig sein, daß die gewöhnliche Verhältnißstellung des protestantischen Formal- und Materialprincips umgekehrt werde. Die Form der Heilsaneignung ist der rechtfertigende Glaube, welcher die Folge der Wirksamkeit des Heiligen Geistes in dem religiösen Subjecte ist. Der rechtfertigende Glaube ist nach protestantischer Grundüberzeugung wie nach der Schrift und nach dem gesunden, vom Semipelagianismus rein erhaltenen Grundbewußtsein der echten Religiosität keine bloße Selbstthat des Menschen, sondern eine That Gottes im Menschen, vermittelt durch den Heiligen Geist in Christo. Der Satz braucht nur dogmatisch richtig entwickelt zu werden, um auch für das wissenschaftliche Bewußtsein als berechtigt und nothwendig erkannt zu werden. Der Glaube (subjectiv ausgedrückt) und der Heilige Geist (nach der objectiven Seite) ist somit das Formalprincip. Die Materie, den Inhalt des Glaubens bietet aber der objective, historische Christus dar, welcher zwar zunächst der lebendige, objectiv allgegenwärtige, vor allem in der „Kirche" ausgeprägte Christus ist und wie zur Zeit seiner unmittelbar persönlichen Wirksamkeit auf Erden, so noch gegenwärtig vor der Schrift in das Leben seiner Gläubigen eintritt. Aber wie sich der Inhalt des in den Seelen der Gläubigen lebendig gewordenen Christus schon zur Zeit seines sichtbar persönlichen Aufenthalts auf Erden an dem historisch oder objectiv dem Gläubigen gegenüberstehenden Christus zu orientiren und normiren hatte, im Gegensatze gegen die Willkür der eigenen und fremden Subjectivität, so hat sich der lebendige (das kirchlich-symbolische, das kirchlich-traditionelle und gemeindliche Bewußtsein umschließende) Christus in der Seele jedes Gläubigen zu orientiren und zu normiren an dem Inhalte der Schrift, welche für uns an die Stelle des äußerlich abgeschiedenen, objectiv historischen Christus getreten ist. Die Schrift ist daher das Princip des Glaubensinhalts oder das Materialprincip, begreiflich unbeschadet der vollen Freiheit und Wirsamkeit des Formalprincips, was auf die Nothwendigkeit einer höhern Synthese beider hinweist, wie sie neuerdings Schenkel gefodert hat, aber hier nicht weiter verfolgt werden soll. Diese Umkehr erscheint mir nach den Principien des Protestantismus als schlechthin nothwendig und ist diesen nicht widersprechend, sondern allein angemessen, wie Miles es gefühlt hat, ohne zur wissenschaftlichen Klarheit zu kommen. Sein mehr subjectiver Standpunkt betont zu sehr das Formalprincip in dem eben bestimmten Sinne, um dem Materialprincip nach gleichem Sinne vollkommen gerecht werden zu können.

Befindet sich hier Miles wenigstens in der richtigen Grundstellung, so ist dies zweitens viel weniger der Fall

in Rücksicht des Verhältnisses, in welchem die Philosophie als solche zur „philosophischen oder speculativen Theologie" oder Theosophie sich befindet. Miles hat die Vorfrage bezüglich dieses Verhältnisses sich überhaupt nicht gestellt, und wie unklar er rücksichtlich dieses allerdings sehr schwierigen Problems sich geblieben ist, beweist nicht nur seine philosophisch-theologische Abhandlungsweise überhaupt, sondern vornehmlich auch seine viel zu weite und deshalb viel zu unbestimmte Definition der Theologie, welche die Theologie als „das Bereich des Wissens bestimmt, welches das Erkennbare im Bezug auf die Natur und das Wesen Gottes und das Verhältniß des Menschen zu ihm umfaßt". Es kann auch bezüglich dieses Punktes hier nicht die Aufgabe sein, die schwierige, neuerdings nach Schleiermacher von Rothe, Julius Müller, Chalybäus und Weiße sehr abweichend beantwortete Frage einer selbständig eingehenden Erörterung zu unterwerfen. Nur das Eine sei bemerkt: solange nicht trotz der gegenseitigen Einerleiheit des Stoffs die volle gegenseitige Selbständigkeit beider Wissenschaften zum Bewußtsein gebracht und anerkannt sein wird, wird weder die Religionsphilosophie von ihrer gegenwärtig meist neuplatonisirenden Mischung philosophischer und traditionell theologischer Elemente loszukommen vermögen, noch die speculative Theologie den gnostischen Charakter und die philosophischen Kategorien abzustreifen im Stande sein, welche sie von der vollen und unbefangenen Versenkung in den biblischen und symbolischen Lebensstoff nebst dessen Kategorien immer wieder zurückhalten und immer von neuem dem furchtbar tief eingedrungenen Pantheismus in die Arme treiben. Denn der Pantheismus ist zunächst nicht von philosophischer, sondern von speculativ theologischer Seite zu überwinden, weil er nicht durch die wissenschaftliche Aufstellung eines (stets nur philosophisch zu gewinnenden) Erkenntnißprincips, sondern nur durch die (zunächst theologische) Feststellung eines Heilsprincips wissenschaftlich wird beseitigt werden können. Und umgekehrt ist der Pantheismus durch die Philosophie, nicht durch die Theologie, auch nicht durch die scheinbar am nächsten stehende Mystik in die Wissenschaft und in das allgemeine gebildete Bewußtsein eingeführt worden.

Ich wiederhole, daß ich diese Sätze hier als bloße Behauptungen angesehen wissen will, die ich nur deshalb hier aufstelle, um das Bekenntniß beizufügen, daß über dieses hochwichtige Problem der gegenwärtigen speculativen Theologie die „Philosophische Theologie" von Miles keine irgendwie geartete Auskunft gewährt. Die englisch-nordamerikanische Inductionsmethode des sogenannten Baconismus, welche auch die vorliegende geistreiche Schrift einem nicht geringen Theile nach beherrscht und keineswegs echt Baconisch ist, wird überhaupt nicht im Stande sein, diese Frage der wissenschaftlichen Gegenwart zu beantworten und darin der deutschen Speculation den Rang abzulaufen. Und umgekehrt wird die letztere nur dann einen neue Bahnen brechenden Fortgang finden, wenn sie mehr als bisher auch dialektisch der echten Inductionsmethode sich bemächtigt haben wird.

Freuen wir uns denn an dem als etwas wahrhaft Ausgezeichnetem, was nach der obigen Charakteristik in andern Beziehungen von dem nordamerikanischen Theologen geboten wird. Auch Nichttheologen ernstern, strebsamern Sinnes werden dies umsomehr vermögen, je erfolgreicher der verdiente Uebersetzer aus dem nur Uebersetzten ein lebendiges Original herzustellen bemüht gewesen ist. Der gleichmäßig fühlbare, durchaus individuelle Hauch warmer Begeisterung, welcher von Anfang bis Ende auf dem Schriftchen ruht, läßt neben der eindringenden Schärfe des Ausdrucks überall den Verfasser, nicht den Uebersetzer herausmerken. Und nur loben können wir es, daß mit Ausnahme einer kleinen Anmerkung der Uebersetzer sich jedes eigenen Zusatzes enthalten hat, so herausfodernd die Eigenthümlichkeit des Buchs namentlich in vielen Einzelheiten für das Gegentheil gewesen sein mag.

Gustav Fricke.

Alexander Herzen's Memoiren.

Aus den Memoiren eines Russen. Im Staatsgefängniß und Sibirien. Neue Folge: Petersburg und Nowgorod. Von Alexander Herzen. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1855—56. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Erlebnisse Herzen's sind jedenfalls interessanter als seine Theorien, und seine socialistischen Herzensergießungen beiseite lassend müssen wir ihm dankbar sein für die Aufschlüsse, welche er uns über das Leben und Treiben in den russischen Beamtenkreisen gibt. Herzen gehörte zu dem Kreis von Jünglingen, die, angesteckt von den Ideen des Westens, Sehnsucht nach einem weniger einförmigen Staatsleben fühlten und im Anfang der dreißiger Jahre für ihr Thatenfieber Befriedigung in Verschwörungen suchten, die nach Dem, was uns Herzen darüber sagt, mindestens ebenso harmlos wie die deutschen burschenschaftlichen Umtriebe waren, aber von der Regierung nicht weniger ernst, ja noch ernster genommen wurden.

Es war gerade während 1834 die fünf Monate dauernden Mordbrennereien Petersburg verwüsteten, daß einer seiner Freunde mitten in der Nacht verhaftet ward, angeblich wegen der Betheiligung an einem Trinkgelag, das am 24. Juni stattgefunden und wo aufwieglerische Lieder gesungen worden waren. Es vergingen nur zwei Tage, als Nachts um 2 Uhr ein Polizeimeister mit einigen Kosacken als Escorte auch bei Herzen erschien, seine Papiere untersuchte und in Beschlag nahm und ihn selbst verhaftete. Als sie das Haus verließen, stand ein Mensch mit einem Barte von der Thürschwelle auf und fragte den Polizeimeister: „Erlauben Sie mir, nach Hause zu gehen?" „Geh", lautete die Antwort. „Was ist das für ein Mensch?" fragte Herzen, während er in die Droschke stieg. „Das ist der Geschworene — Sie wissen doch, daß ohne einen solchen die Polizei nicht in ein Haus gehen kann!" Das ist in Rußland eine Garantie der persönlichen Freiheit, die man aber draußen vor der Thür gelassen hat.

Mit dem Verhör ließ man den Verhafteten anderthalb Wochen warten. Um sich die Zeit zu vertreiben, verlangte er Bücher, doch wurde ihm nichts gestattet als eine Grammatik und ein Lexikon. Endlich ward er zum Verhör gerufen und war der Zeuge einer charakteristischen Scene, bei der er leider nur zu nahe betheiligt war.

„In einem großen, recht schönen Saale saßen fünf Personen um einen Tisch, alle in Uniform, außer einem verfallenen Greise. Sie rauchten Cigarren, unterhielten sich lustig, knöpften ihre Uniformen los und wälzten sich ungenirt in ihrem Lehnsessel. Der Oberpolizeimeister präsidirte, und als ich hereintrat,

wandte er sich zu einem Geschöpf, das still und stumm in einer Ecke saß, mit den Worten: «Vater, ist es Ihnen gefällig?» Hier erst sah ich, daß es ein alter Pfaffe mit grauem Bart und violettem Gesichte war, der in der Ecke saß. Er schlummerte, wünschte nach Hause zu gehen, dachte an andere Dinge, gähnte und bedeckte den Mund mit der Hand. Mit einer zögernden, etwas singenden Stimme fing er an, mich zu ermahnen, sprach über die Sünde, die Wahrheit vor solchen Personen zu verhehlen, die vom Kaiser eingesetzt seien, und über die Nutzlosigkeit solcher Verhehlungen, wenn man das allhörende Ohr Gottes in Betracht nehme; er vergaß sogar nicht, sich auf die abgedroschenen Bibelsprüche zu berufen: Es gibt keine Gewalt außer von Gott, und: Gebet dem Cäsar was des Cäsars ist. Zum Schluß befahl er mir, die Heilige Schrift und das seligmachende Kreuz zur Bekräftigung meines Gelübdes, die Wahrheit zu gestehen, zu küssen. Dieses Gelübde aber hatte ich nicht abgelegt, man hatte es sogar nicht verlangt. Als er geendigt hatte, wickelte er eiligst Kreuz und Buch ein. Zinsky, der Oberpolizeimeister, sagte ihm, er könne gehen, und dabei hob er sich kaum vom Sessel, um ihn zu grüßen. Hierauf wandte er sich zu mir und übersetzte mir die geistliche Rede in den Staatsdialekt: «Ich will zu den Worten noch eins hinzufügen», sagte er. «Sie haben nicht die Möglichkeit, etwas zu leugnen, wenn Sie es selbst wollten», — und dabei zeigte er mir eine ganze Menge Papiere, Briefe und Portraits, die auf dem Tische mit Absicht ausgebreitet waren; «blos ein aufrichtiges Geständniß kann Ihr Schicksal erleichtern und es hängt von Ihnen ab, freigelassen oder nach Boberusk oder in den Kaukasus geschickt zu werden.»"

Die Fragen bezogen sich auf die Betheiligung Herzen's an einer geheimen Gesellschaft und auf die Mitglieder derselben. Der Gefangene konnte darüber nichts aussagen und wurde mit der Warnung entlassen, daß er durch Leugnen sein Schicksal nur verschlimmern werde.

Dem Kaiser, der um diese Zeit nach Moskau kam, dauerte die Untersuchung sowol gegen die Mordbrenner wie gegen die politischen Gefangenen zu lange. In Bezug auf erstere befahl er, sie in drei Tagen zu beendigen. Dies geschah auch. Man brachte die Verdächtigen mit Prügeln zum Geständniß und verurtheilte die so schuldig Befundenen zur Knute, zum Brandmarken und zur Zwangsarbeit. Bei der Execution des Urtheils wandte sich der erste zur Knute Verurtheilte an das Volk und betheuerte laut, er sei unschuldig und wisse nicht, was er unter dem Einfluß der Schmerzen gesprochen habe. Hierbei nahm er sein Hemd ab und rief: „Rechtgläubige, seht!" Ein Schrei des Entsetzens lief durch die Menge, der Rücken war nur Eine blaustreifige Wunde und auf diese Wunde sollte die Knute angewendet werden. Trotzdem wurde die Strafe vollzogen, aber der Vorfall brachte das gemeine Volk in große Aufregung und erregte selbst in höhern Gesellschaftskreisen solches Aufsehen, daß der Kaiser von der Sache erfuhr und eine neue Untersuchung anordnete. Zwei der Bestraften wurden unschuldig befunden und mit 200 Rubel Banco für jeden Hieb und einer Bescheinigung, daß sie unschuldig gebrandmarkt worden, entschädigt.

Für die politischen Gefangenen setzte der Kaiser eine neue Untersuchungscommission unter dem Fürsten Galitzin ein. Anlaß zu dem Proceß hatte ein Spottlied auf den Kaiser gegeben, das eine Gesellschaft Studenten in jenem Trinkgelag am 24. Juni gesungen hatte und das durch einen in der Gesellschaft anwesenden ehemaligen Offizier, einen Polizeispion, zur Kenntniß der Behörde gekommen war. Herzen und sein früher verhafteter Freund waren nicht dabei gewesen, aber man hatte bei den Freunden der verhafteten Studenten Briefe von ihnen gefunden und zog sie ebenfalls mit in die Untersuchung, zumal da man bei ihnen verdächtige Schriften und so revolutionäre Bücher wie Cuvier's Rede „Sur les révolutions du globe terrestre" entdeckt hatte. Die Untersuchung dauerte bis in den Februar 1835, und obgleich gegen den uns zunächst Angehenden eigentlich nichts herauskam, wurde er nach Perm in die Verbannung geschickt, um sich dort im Staatsdienst zu bessern, von da aber nach Wiätka versetzt. Der dortige Gouverneur Tüfäyew hatte eine eigenthümliche Carrière gemacht. In Tobolsk geboren, hatte er sich als dreizehnjähriger Knabe einer herumziehenden Seiltänzerbande angeschlossen und war so, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehend, bis in die polnischen Provinzen gelangt, wo er, aus irgendwelchem Grunde verhaftet, da er keinen Paß hatte, als Vagabund zu Fuße mit andern Arrestanten nach Tobolsk zurückgeschickt wurde. Nach einiger Zeit erhielt er, da er ziemlich gut las und schrieb, eine Stelle als Schreiber im Magistrat. Frech von Natur, aufgeweckt und gut eingeschult durch die vielseitige Erziehung, bald unter den Akrobaten, bald unter den Arrestanten, mit denen er Rußland von einem Ende bis zum andern zu Fuße durchzogen hatte, wurde er ein flinker Geschäftsmann. Voll Ehrgeiz und mit einem eisernen Willen begabt, stieg er bald höher, denn er war etwas, was unter russischen Beamten selten ist, ein unermüdlicher Arbeiter. Ein Revisor, dem er als Schreiber diente, nahm ihn mit nach Petersburg, wo er sich eine Stelle als Secretär bei dem Generalintendanten Cancrin verschaffte. Ein Jahr darauf war er Geschäftsführer einer Expedition der Kanzlei Araktschejew's, welche ganz Rußland regierte. Er war mit ihm in Paris, als die alliirten Truppen dort einzogen, und gewann sich durch Unterwürfigkeit und eisernen Fleiß so die Zuneigung seines Chefs, daß er eine Vicegouverneurstelle erhielt und nach einigen Jahren Statthalter in Perm wurde. So sah jetzt Tüfäyew zu seinen Füßen die Provinz, durch die er einmal auf dem Stricke tanzend und einmal mit dem Strick gebunden gezogen war. „Er lebte", schildert ihn Herzen, „gleich einem asiatischen Satrapen, mit dem Unterschied, daß er thätig, unruhig, ewig beschäftigt war und sich in Alles einmischte. Zugleich glich er aber auch einem Commissar des Convents des Jahres 1794, einem Carrier, nur daß seine Energie und Hartherzigkeit nicht der Revolution, sondern der Autokratie diente. Von einer groben Natur und liederlichen Lebensart, duldete er keinen Widerspruch. Sein Einfluß war außerordentlich verderblich. Es hieß, er ließe sich nicht bestechen, und doch erwies es sich nach seinem Tode, daß er ein schönes Capitälchen zusammengebracht hatte. Er war streng gegen seine Untergebenen, verfolgte ohne Schonung Diejenigen, welche sich bei ihren Vergehungen ertappen ließen, und bei alle Dem stahlen die Beamten mehr als je. Er misbrauchte seine Gewalt überallemaßen; z. B. wenn er einem Beamten den Auftrag gab, irgendeine Sache gerichtlich zu untersuchen, bei welcher er selbst interessirt war, so sagte er zu ihm: «Die Sache wird sich wahrscheinlich so und so verhalten» — und wehe dem Beamten, wenn dieser die Sache anders machte. Gegen alles Aristokratische hatte er einen tiefgewurzelten Haß, die Frucht bitterer Erfahrungen. Früher boten ihm seine Vorgesetzten nie einen Stuhl an und gebrauchten ihn zu kleinlichen Aufträgen. Als er in der Intendantur diente, verfolgten ihn die Offiziere auf militärische Art, und in Wilna hatte ihn ein Oberst auf der Straße mit seiner Reitpeitsche geschlagen. Dies Alles war in des Schreibers Herzen zur Frucht gereift; jetzt als Gouverneur war an ihm die Reihe zu bedrücken, keinen Stuhl anzubieten, die Leute zu duzen, lauter als nöthig war zu sprechen und zuweilen Edelleute von alten Familien vor Gericht zu stellen."

Beschwerden des Adels über ihn waren auch der Grund, weshalb er von Twer, wohin er von Perm gekommen war, nach Wiätka versetzt wurde. Er war verheirathet, aber mit einer nachsichtigen Gattin, die seine Intriguen selbst begünstigte. Unter Anderm hatte er auch einmal ein Verhältniß mit der Schwester eines armen Beamten. Der Bruder drohte mit einer Anklage, mit einer Meldung nach Petersburg und machte soviel Lärm, daß er verhaftet und vor die Polizeibehörde geschafft wurde, damit er daselbst für toll erklärt werde. Damit waren Alle einverstanden, mit Ausnahme eines Arztes, der auf Erneuerung der Untersuchung drang. Vorläufig ward der

Verhaftete ins Narrenhaus gesperrt, wo er jedoch plötzlich starb, ehe die zweite Untersuchung begann. Der Schwester wurde im Verhör von Tüfäyew die Antwort in die Feder dictirt, daß sie mit ihrem Bruder entzweit gewesen sei seit der Reise Kaiser Alexander's duech Perm, wo sie aus Unerfahrenheit und Jugend ihre Unschuld verloren und dafür durch den General Solomka 5000 Rubel erhalten habe. Der General, der beständig viel Geld auszuzahlen hatte, konnte sich natürlich dieser Summe nicht mehr entsinnen, die Sache blieb auf sich beruhen, um Skandal zu vermeiden, und Tüfäyew war für jetzt gerettet.

Zuletzt kam aber doch seine Stunde. Die Ankunft des Theonfolgers, der Rußland, um das Land kennenzulernen, bereiste, ward in Wiätka angekündigt. Die gewöhnlichen Vorbereitungen zum Empfang des hohen Herrn wueden getroffen. Allen Bauern, die am Wege wohnten, befahl der Gouverneur in Festtagsröcken gekleidet zu erscheinen, und in den Städten ordnete er an, die Zäune umzufärben und die Trottoirs umzupflastern. Im Städtchen Orlow hatte eine arme Witwe, die ein Häuschen besaß, kein Geld zur Ausbesserung des Trottoirs. Der Stadtvoigt meldete es dem Gouverneur und dieser befahl, die Dielen aus dem Hause der Witwe zu nehmen — die Trottoirs waren dort von Holz — und damit das Trottoir zu belegen, die dadurch verursachten Kosten später aber von der Witwe gerichtlich einzutreiben, wenn auch das Häuschen versteigert werden müßte. Die Frau machte Lärm und ein reicher Kaufmann der Stadt nahm sich ihrer an und versprach ihr, den Vorfall zur Kenntniß des Thronfolgers zu bringen. Das erfuhr Tüfäyew durch den Stadtvoigt und kam auch hier auf den Einfall, den Kaufmann für des Wahnsinns verdächtig erklären und ihn nach Wiätka zur weitern Untersuchung schaffen zu lassen. Nach der Durchreise des Thronfolgers wollte er ihn wieder freilassen. Diesmal aber gelang der Kunstgriff nicht, dem Großfüesten wurde die ganze Sache hinterbracht, der Stadtvoigt bezog sich auf die von Tüfäyew erhaltenen schriftlichen Befehle und Tüfäyew erhielt ohne weitere Umstände den Abschied.

Herzen hatte sich unter ihm natürlich nicht besonders wohl befunden, und die Untergebenen, seine Collegen, waren nicht besser als der Vorgesetzte. Ungefähr 20 Schreiber befanden sich in der Kanzlei, meistens Leute ohne die geringste Bildung und ohne eine Spur von Moralität. Kinder von Schreibern und Secretäeen, waren sie von der Wiege an gewöhnt, den Dienst als eine Sache, die Geld einbringt, zu betrachten; die Bauern waren ihnen die Heerde, die sie schoren; sie ließen sich mit 20 und 25 Kopeken Silber bestechen, verkauften Documente, betrogen für ein Glas Wein, kurz, begingen alle möglichen Gemeinheiten. Der Kammerdiener Herzen's gab das Billardspielen auf, denn er sagte, die Beamten betrögen ärger als Irgendjemand, und man konnte sie zur Strafe nicht durchprügeln, weil sie Offiziersrang hätten. Zu seinem Glück wurde Herzen bald von der Nothwendigkeit, in der Kanzlei zu arbeiten, erlöst und durfte zu Hause schreiben. Das Ministerium des Innern hatte nämlich statistische Tabellen über alles Mögliche verlangt; und da die andern Kanzlisten mit der verwickelten Arbeit nicht umzugehen wußten, so fiel sie Herzen zu. Als Grundlage dienten ihm die von der Landpolizei eingereichten Notizen, in denen freilich viel Unsinn stand, z. B. in einem Bericht aus der Stadt Kai unter der Rubrik Ertrunkene: Zwei, unter der Rubrik: Die Ursachen des Ertrinkens: Sind unbekannt, und in der Rubrik der Summen: Vier; oder in der Rubrik über die Moralität der Einwohner: In der Stadt Kai befinden sich keine Juden. Später wurde Herzen einer Commission zur Revision der Verwaltung der Kronländereien beigegeben, da in denselben das Stehlen bis zum höchsten Grade gediehen war. Dabei bekam er in den Acten gar wunderliche Dinge zu lesen; z. B. Proceß wegen des Gebäudes der Gemeindebehörde, das verlorengegangen ist, ohne daß man weiß, wo es geblieben ist, und wegen des von den Mäusen aufgefressenen Plans desselben; Proceß wegen 22 verlorener Kronpächtereien (ein Flächenraum von ungefähr 15 Quadratwersten); Proceß über die Einregistrirung des Bauerknaben Wasily ins weibliche Geschlecht. Dieses arme Bauermädchen Wasily hatte nämlich der Pope, da er bei der Taufe betrunken gewesen war, als Knabe getauft und als solchen in das Kirchenregister eingetragen. Anfangs machte sich der Vater wenig Sorge darüber; als das Mädchen aber heranwuchs, bedachte er, daß die Regierung nun bald den vermeintlichen Knaben als Recruten beanspruchen und für ihn Kopfsteuer verlangen werde. Er meldete es nun dem Altmann und dem nächsten Polizeibeamten, die Polizei fand den Fall sehr schwierig und wies den Bauer ab, um ihn los zu werden, weil er die zehnjährige Verjährungsfrist hatte verstreichen lassen; denn das Mädchen war schon 15 Jahre alt. Der Bauer wendete sich weiter an den Gouverneur und dieser verlangte eine Bescheinigung vom Arzt und der Hebamme, daß der Knabe Wasily in Wirklichkeit weiblichen Geschlechts sei. Es entstand nun eine lange Correspondenz mit dem Consistorium, die noch nicht zu Ende war, als Herzen die Acten einsah.

Der neue Statthalter, der an Tüfäyew's Stelle kam, brachte einen guten Willen mit und wollte anfangs Alles selbst lesen. Seine Heilung von dieser Schwäche schildert Herzen in einer dramatischen Scene. „Es kam ihm aus einem andern Gouvernement ein Papier zu Händen, daß er ein, zwei, drei mal durchlas, ohne dessen Inhalt verstehen zu können. Er ließ seinen Secretär kommen und gab es ihm zu lesen; der Secretär war ebenfalls nicht im Stande auseinanderzusetzen, wovon es sich handele.

«Was werden Sie nun mit diesem Papiere thun, wenn ich es Ihnen in die Kanzlei gebe?» fragte K., der neue Gouverneur.

«Ich werde es an den dritten Tisch abfertigen, es betrifft den dritten Tisch.»

«Also weiß der Vorsteher des dritten Tisches, wovon es handelt?»

«Wie sollte er es nicht wissen, Ew. Excellenz! Er verwaltet ja seinen Tisch nun schon das siebente Jahr.»

«Sagen Sie ihm, er solle zu mir kommen.»

Der Tischvorsteher kam, K. überreichte ihm das Papier und fragte, was hierbei zu thun sei. Der Tischvorsteher sah die Scheift flüchtig durch und meinte, es müsse eine Anfrage an die Finanzkammer und ein Befehl an den Kreishauptmann abgefertigt werden.

«Ja, was soll denn aber befohlen werden?»

Der Tischvorsteher gerieth in Verlegenheit und gestand zuletzt, dies sei schwer mündlich zu sagen, aber schriftlich lasse es sich leicht abfassen.

«Nehmen Sie hier einen Stuhl und schreiben Sie die Antwort.»

Der Tischvorsteher griff zur Feder und in einem Zuge hatte er zwei Papiere aufgesetzt, der Gouverneur nahm sie, las sie durch, las sie noch ein zweites mal durch .... unmöglich, irgend einen Sinn herauszufinden.

«Da sah ich», erzählte er selbst mit Lächeln, «daß dies wirklich eine Antwort auf jenes Papier war, und mit Gottes Segen unterscheieb ich es. Nie war mehr die Rede von diesem Geschäft; die Antwort muß vollkommen genügend gewesen sein.»"

Herzen war bei der Durchreise des Thronfolgers diesem vorgestellt worden und erhielt durch seine Vermittelung die Erlaubniß, nach Wladimir überzusiedeln. Später kam er nach Moskau und in einen Kreis, in welchem der in Sachsen wohlbekannte Bakunin die Hauptrolle spielte und wo man viel Hegel'sche Philosophie trieb. Die Peesönlichkeiten, die wir aus diesem Kreise kennenlernen und die Herzen als die Helden des Jungen Rußland schildert, wie Belinski, sind in ihrer forcirten Genialität und Gedankenconfusion nichts weniger als anziehend. Von Moskau erhielt er Erlaubniß, sich nach Petersburg zu begeben, kam aber hier bald wieder in Collision mit der Polizei und erhielt den Befehl, sich als Rath in der Regierung nach Nowgorod zu begeben, wo er als politisch Ver-

dächtiger unter polizeilicher Aufsicht stehen sollte. Er stand aber unter seiner eigenen Aufsicht, denn als Regierungsrath und Vorsitzender der zweiten Abtheilung, welche die Polizeiangelegenheiten zu besorgen hatte, mußte er alle drei Monate einen Bericht über sich selbst als über einen unter polizeilicher Aufsicht stehenden Menschen an den Polizeidirector schicken. Der bureaukratischen Form war damit Genüge geleistet und dabei beruhigte man sich.

Im Jahre 1842 erhielt Herzen seinen Abschied und begab sich nach Moskau, wo er wieder in den Kreis der Slawophilen trat, ohne sich zu ihren Grundsätzen zu bekehren, sondern sich allmälig von dem „patriotischen Egoismus" ab- und der Solidarität der Völker zuzuwenden und den Socialismus als das höchste Ziel der Menschheit anzuerkennen anfing. Seine Selbstgefälligkeit kommt sich offenbar darin sehr originell vor, doch dürften wenig westeuropäische Leser für eine Aehrenlese auf diesem dürren Felde dankbar sein, weshalb wir sie gern unterlassen. *) 91.

Deutsche Schulmänner.

1. Otto Schulz. Ein Denkmal für seine Nachkommen und seine Freunde von Julius Richter. Mit dem Bildniß von Otto Schulz und dem Facsimile seiner Handschrift. Berlin, Nicolai. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Friedrich Jacob, Director des Catharineums in Lübeck, in seinem Leben und Wirken dargestellt von J. Classen. Nebst Mittheilungen aus seinem ungedruckten poetischen und prosaischen Nachlaß und seinem Bildniß in Kupferstich. Jena, Frommann. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Schule hat unter den Anstalten zur Hebung und Förderung der geistigen Bildung in unserer Zeit einen so hervorragenden Platz eingenommen, daß man Lebensbeschreibungen bedeutender Schulmänner gewiß nur gutheißen und mit Dank entgegennehmen wird. In der That war es uns auch eine willkommene Unterbrechung, nachdem wir soviel und Vielerlei über Feldherren, Staatsmänner und besonders Dichter und Schriftsteller gelesen hatten, einmal auch etwas über tüchtige Schulmänner wie Otto Schulz und Friedrich Jacob zu lesen **), und wir haben nur den Wunsch auszusprechen, daß die betreffenden Schriften nicht nur, wie wir leider besorgen müssen, ausschließlich wieder von Pädagogen, sondern auch von dem gebildeten Theile des Publicums gelesen werden möchten. Dieses Publicum würde sich in diesen Schriften über manche Gegenstände, die ihm gewiß sehr am Herzen liegen sollten, unterrichten und sich allmälig eine bestimmte Meinung über diese oder jene Aufgaben der Schule bilden können, die dann wieder auf die Pädagogen und Leiter des Schulwesens günstig zurückwirken könnte. Denn im Allgemeinen sind die meisten Pädagogen von vornherein zu sehr in ihrer Theorie verrannt, um sich, wenigstens in spätern Jahren, einer andern so leicht zu bequemen; wenn sich aber erst eine bestimmte Meinung über pädagogische Gegenstände im Publicum selbst ausgebildet und festgestellt haben wird — denn bisjetzt hat es, ziemlich unhaltbare oder confuse Ansprüche abgerechnet, die Dinge meist gehen lassen wie sie gehen —, so wird auch manches bisjetzt noch Geltende, was der bloßen Routine oder eigensinniger Theorie Einzelner sein Fortbestehen verdankt, von selbst praktischen und mehr ins Leben greifenden Einrichtungen weichen müssen. Es wird dann mit dem Schulwesen gehen wie mit gewissen Regierungen, welche ihr Privilegium, allein im Besitz aller Regierungsweisheit zu sein, aufs hartnäckigste behaupteten, in Betreff dieser oder jener Reform dann aber doch der entschlossen und einmüthig gegen sie anstürmenden öffentlichen Meinung, wenn auch mit Widerstreben, nachgeben mußten. Bisjetzt, kann man sagen, ist auch in Bezug auf die Schule viel zu sehr von oben herab regulirt, organisirt und decretirt worden, und zwar zum großen Verdruß vieler erleuchteter Schulmänner selbst, die sich in ihrem gedeihlichen Wirken dadurch vielfach gehemmt sahen. Die Einführung von Realschulen, Realgymnasien und ähnlichen Anstalten ist allerdings bereits ein Zugeständniß an gewisse praktische Foderungen der Zeit, die sich nicht mehr ignoriren ließen. Freilich wird von Manchen, und bei der vorwiegend realistischen und materialistischen Stimmung unserer Zeit schwerlich ohne Grund, ein bedenkliches Aus- und Ueberschreiten in dieser Richtung, ein völliges Loslösen von den idealen und classischen Grundlagen höherer Bildung befürchtet; indeß wenn auch ein solches Extrem vorübergehend kaum zu vermeiden sein dürfte, so wird es sich doch sehr bald an seiner eigenen Schärfe abschleifen und durch Selbsthülfe alle gröbern und krankhaften Stoffe ausscheiden. Bloße Hellenisten und Latinisten zu erziehen, kann aber nicht die alleinige, ja nicht einmal die Hauptaufgabe der Schulen in unserer Zeit sein, die so viele ganz andere Foderungen an den Menschen stellt. Die Aufgabe scheint die zu sein, wie es am besten zu bewerkstelligen sei, für diese Studien wenigstens einen Stamm zu erhalten, der fortdauernd die köstlichen Schätze des Alterthums den Nachlebenden erschließt und erklärt, ohne daß die Mehrzahl der Andern, welche in praktische Berufszweige eintreten wollen, gezwungen werden zu lernen, was sie für ihren Lebenszweck nicht brauchen können und auch sehr bald vergessen und nach einem populären Ausdruck „an den Nagel hängen".

Das Leben des im Jahre 1849 als Provinzialschulrath im siebenundsechzigsten Lebensjahre zu Berlin verstorbenen Otto Schulz hat sein Schwiegersohn Julius Richter beschrieben. Der Schul- und Gelehrtenwelt ist Otto Schulz besonders durch seine „Kleine lateinische Grammatik" und seine „Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik", welche beide die elfte Auflage erlebten, durch das von ihm 1836—49 herausgegebene „Schulblatt für die Provinz Brandenburg", durch den „Schulfreund", durch seine Schrift „Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts" und viele andere Publicationen bekannt. Welch ein gewandter Latinist er war, beweisen mehre lateinische Oden, die, nebst einigen deutschen Gelegenheitsgedichten, sein Biograph als Zugabe zu seiner Schrift mittheilt. Wenn wir oben von der Unsitte, den Unterricht von oben herab durch Verfügungen auf Verfügungen zu regeln, gesprochen haben, so enthält dafür diese Biographie Beweise genug. Für die preußischen Seminarien- und Präparandenanstalten erließ z. B. Schulz Verfügungen am 4. Januar 1836, am 20. Februar 1837, am 14. October 1837, am 18. Januar 1838, am 6. März 1838, am 26. Mai 1840, am 8. Juli 1840, am 3. Februar 1842, am 7. März 1842, am 24. Juni 1842, am 13. Februar 1843, am 29. Juli 1843, am 26. Januar 1844 u. s. w. Die im „Schulfreund" und „Schulblatt" publicirten Verfügungen, von denen ein großer Theil von Schulz redigirt ist, dürften nach einer Berechnung Julius Richter's insgesammt über 1500 Seiten umfassen. Wie viel Zeit erfodert es allein, diese 1500 Seiten amtlicher Verfügungen nur durchzulesen! Die Biographie unterrichtet uns ferner über eine Menge Amtsstreitigkeiten, welche dem Provinzialschulrath den spätern Abschnitt seines Lebens verbitterten. Es fehlte nicht an anonymen Briefen, wahrscheinlich von collegialischer Hand; er mußte aufhören Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission zu

*) Soeben erschien von A. Herzen's Buch eine dritte Folge, seine „Jugenderinnerungen" enthaltend. Wir hoffen, über sie wie über seine in London neuerdings publicirten Schriften in einiger Zeit einen seinen literarisch-politischen Charakter vollständiger würdigenden Artikel geben zu können. D. Red.

**) Wie könnten hier noch den Regierungs- und Provinzialschulrath Ellers nennen, wegen seiner Autobiographie „Meine Wanderung durchs Leben" (Leipzig 1856). Indeß trägt der davon erschienene sehr inhaltreiche erste Band wesentlich den Charakter von Zeitmemoiren, weshalb wir es angemessen finden, diese interessante Erscheinung in einem besondern Artikel zu besprechen.

sein, und mit Diesterweg hatte Schulz bittere Händel, hauptsächlich durch die schwankende und zweideutige Stellung herbeigeführt, die das damalige Ministerium diesen Händeln gegenüber einnahm. Wir wissen nicht, ob und inwieweit Schulz, der unter Anderm ganz im Gegensatz zu Diesterweg hohen Werth auf das Auswendiglernen von Kirchenliedern und Chorälen legte, an diesen Streitigkeiten und Neckereien, an denen es in Deutschland niemals und nirgendswo fehlt, mitschuldig war; sein Biograph, dem sein Schwiegervater begreiflicherweise das Ideal alles Guten und Edeln war, wirft natürlich die Schuld ganz auf die andere Seite. Aber ein etwas eigensinniger Charakter scheint Schulz allerdings gewesen zu sein. Hiervon erzählt der Biograph ein wunderliches Beispiel aus des Geschilderten Gymnasialzeit, das im Leben eines Mannes, der später das Schulwesen der Provinz Brandenburg leiten sollte, allerdings etwas Auffallendes hat. Schulz hatte die Abiturientenprüfung mit vielem Lobe bestanden. Am Abend desselben Tages schlich er sich aber mit einem seiner Genossen aus dem Kreise seiner Kameraden fort und warf einem Lehrer, der sich sein Misfallen zugezogen hatte, die Fenster ein. Ihm wurde hierauf folgendes Abgangszeugniß ausgestellt: „Dem Otto Schulz hat seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen das Zeugniß der Reife zwar nicht versagt werden können, wir haben ihn aber seines schlechten, niederträchtigen Betragens wegen noch kurz vor seinem Abgange relegiren müssen." Auch bei seiner Prüfung pro facultate zeigte er sich, im Gefühl seiner Ueberlegenheit, gegen einen der Examinatoren, den achtzigjährigen Ringeltaube, nicht wenig übermüthig. Indeß Schulz war ein ausgezeichneter Gelehrter und besonders trefflicher Latinist, und so wurden ihm diese Antecedentien nicht weiter angerechnet. Tiefen Gram machten ihm, der zur Zeit der Ermordung Kotzebue's sogar in demagogischen Geruch gekommen war, die Ereignisse des Jahres 1848; denn Schulz war, obschon er jene Katastrophe als nothwendige Consequenz allgemeiner Unklarheit und Verwirrung voraussah, im Ganzen ein guter preußischer Patriot und conservativer Royalist, ohne indeß, wie sich eigentlich von einem Freund und Kenner des Alterthums von selbst versteht, servil zu sein. Wir begegnen bei Julius Richter in dem diese Ereignisse betreffenden Capitel, beiläufig bemerkt, folgender drastischen Schilderung: „Mit lachendem Munde und dahinter klappernden Zähnen, mit heroischer Armbewegung und darunter schlotternden Knien, mit anscheinend freudeglühenden Wangen und darüber angsttriefender Stirn bekannten die Jünger der Freiheit und des Fortschritts ihre ungeheuchelte Liebe zu den Geringsten des Volks, fraternisirten die Vornehmen, die jetzt einen Abscheu vor Glacéhandschuhen und feinen Manieren bekommen hatten, mit den schmuzigsten Proletariern, tranken Weißbier und Schnaps, aristokratischen Lippen sonst ganz unbekannte Flüssigkeiten, und nahmen mit freundlichem Bückling aus schmierigen Dosen abscheulichen Taback." Was übrigens das Volk betrifft, so gesteht Julius Richter, daß die Berliner, wie sehr man sie auch verunglimpfe und verkleinere, doch im Ganzen mäßig und bescheiden gewesen seien. Wir können hier nicht ausführlicher auf die Schrift eingehen, obwol uns gerade die das Jahr 1848 behandelnde Partie noch zu mancher charakteristischen Mittheilung Gelegenheit bieten würde; aber wol erwähnen wir noch eine, wie uns scheint, beachtenswerthe Ansicht des Biographen von dem vergleichsweise geringen Fortschritte der Menschheit seit den Zeiten Homer's in geistiger Hinsicht. „Wahrlich", sagt er, „nichts gibt deutlicher das Gefühl oder auch die Idee der Ewigkeit als solcher Vergleich; die 3000 Jahre sind in der Weiterbildung des Menschengeschlechts wie ein Moment, der nach aber 3000 Jahren gar nicht mehr gezählt wird; und wenn man nicht annehmen darf, daß der Mensch von vornherein vermöge seiner angeborenen geistigen Fähigkeiten eine relativ hohe Culturstufe einnimmt, wenn man also die allmälige und stufenweise Entwickelung und Verallgemeinerung der menschlichen Glückseligkeit annehmen muß, so ist die Arbeit der 3000 nach-Homerischen Jahre, wenn auch an sich riesengroß, so doch nur eine atomistische Zuthat zu der bereits fertigen Errungenschaft Homerischer Zeit. Und dabei wirkten und schafften zwei Drittel dieser Jahrtausende unter dem Segen und in der unendlichen Kraft der geoffenbarten Religion, eines Kleinods, gegen welches alle Schätze des Alterthums todtes Gestein sind. Aber so wird auch die Arbeit der kommenden Jahrtausende immer nur eine kaum berechenbare Zuthat zu dem bereits Gewonnenen sein, und so wird es fortgehen in alle Ewigkeit mit der Arbeit und dem Gewinne, und wird kein Ende sein hier auf Erden, gleichwie wir auch keinen Anfang kennen."

Friedrich Jacob, dessen Leben sein früher lübecker College J. Classen, gegenwärtig Director des Gymnasiums in Frankfurt a. M., beschrieben hat, hat sich durch eine Ausgabe des Manilius, durch eine Uebertragung des Terenz und besonders sein vielbesprochenes geistreiches Buch „Horaz und seine Freunde" dem gelehrten Publicum bekannt gemacht. Um aber seinen auf der Grundlage solider Studien beruhenden reichen Geist genauer kennen und würdigen zu lernen, müßte man sämmtliche Osterprogramme des lübecker Gymnasiums von 1832 bis zu seinem Tode gelesen haben, die eine Menge der schätzbarsten Arbeiten von Jacob enthalten: über Tacitus, über Horaz' „Satiren", über Plautus, Terenz, Terenz u. s. w., mitunter auch Betrachtungen allgemein pädagogischen Inhalts. Sein Leben war wie das der meisten Schulmänner an hervortretenden äußern Facten nicht eben sehr reich; innerlich aber war es bei der Wärme und Selbstopferung, womit er sich seinem Berufe hingab, nur um so reicher. Friedrich Jacob war als Sohn eines Schuhmachermeisters 1792 in Halle geboren, und da sein Vater schon im Jahre 1795 starb, hatte er Noth und Mühe genug, sich die wissenschaftliche Ausbildung anzueignen, nach der sein zart organisirter empfänglicher Geist verlangte. Umsomehr Ehre bringt es ihm, daß er sich durchkämpfte. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien erhielt er im Jahre 1812 eine Lehrerstelle am Kloster Unserer Lieben Frauen in Magdeburg; indeß waren die collegialischen Verhältnisse keineswegs sehr erfreulicher Art, wozu noch im Winter 1813—14 die Noth und Gefahren der Blockade kamen. Er selbst wurde gezwungen, eine Zeitlang mit dem Karren im strengsten Winter und im entsetzlichsten Regen tagelang an den Verschanzungen, unter großen Flüchen seinerseits sowol als der brutalen commandirenden französischen Unteroffiziere, mit dem liederlichsten, unsaubersten Gesindel Schutt zu fahren wie ein Baugefangener, weil es ihm an Geld fehlte, sich von diesem Frohndienste loszukaufen; denn es war dabei von Seiten der französischen Bedrücker hauptsächlich auf Geldschneiderei abgesehen. Indeß waren alle diese Mühsale und Plackereien vergessen, als endlich die Preußen in die schwer heimgesuchte Stadt einzogen. Als freiwilliger Jäger zog er 1815 mit nach Frankreich, und wenn sich ihm auch zu Waffenthaten keine Gelegenheit bot, so war ihm doch die Erfahrung des kriegerischen Lebens von unschätzbarem Werthe, und sein lebendiger Geist fand in dem Studium der fremden Volkssitte und Sprache (in der Normandie und Bretagne) anziehende Beschäftigung. Im Jahre 1818 erhielt er einen Ruf als Oberlehrer an das Collegium Fridericianum in Königsberg und im Frühling 1825 als Professor an das Mariengymnasium zu Posen. Die Schwierigkeit, den Zöglingen beider Nationalitäten gerecht zu werden, war nicht gering; denn Jacob's Gemüth war durch und durch deutsch und kam so vielfach in innern Conflict gegenüber den Ansprüchen der Polen, deren löbliche Eigenschaften, als Leichtigkeit der Auffassung und Aneignung, Gewandtheit der Nachbildung, Lebhaftigkeit eines einmal gewonnenen Interesses und starken Antrieb des Ehrgeizes, sobald er durch sittliche Zucht in heilsamen Schranken gehalten wurde, Jacob übrigens niemals verkannte. Noch peinlicher wurde seine Stellung nach dem Ausbruch der warschauer Revolution, und mit Vergnügen ergriff er die sich ihm darbietende Gelegenheit, von Posen loszukommen, als er 1831 einen Ruf an Göring's Stelle an das Catharineum in Lübeck

erhielt. Hier scheint er, von Trauerfällen in seiner Familie abgesehen, seine schönsten Tage verlebt zu haben, zumal da er sich sagen durfte, daß seine schulmännische Wirksamkeit in hohem Grade gesegnet war und allgemeine Anerkennung fand, sowol unter der Bürgerschaft als unter seinen Collegen und Zöglingen. Jacob starb hier am 1. März 1854. Besonders dankbar müssen wir dem Biographen für die zahlreichen Auszüge aus Jacob's Programmen und Schulreden sein, die Jedermann, nicht blos Pädagogen, mit großem Nutzen lesen wird. Jacob zeigt sich darin, wie auch meist in den im Anhange mitgetheilten „Votivtafeln", die freilich weniger den Poeten als den tiefempfindenden Beobachter bekunden, als ein überaus feingebildeter, human und frei gesinnter Geist. Jacob hatte sich an Herder, Winckelmann, Lessing und Goethe gebildet. Goethe namentlich war sein Leitstern, aus ihm schöpfte er nicht allein immer neuen poetischen Genuß, sondern auch Weisheit fürs Leben und Handeln; besonders kehrte er stets mit neuem Gewinne zu den von Eckermann herausgegebenen „Gesprächen" zurück, die man in der Regel auf seinem Tische liegen sah, und er selbst gestand in der Osterrede 1849, keinem Manne unter seinen Zeitgenossen so vielfältigen Dank für Anregung von neuen und würdigen Gedanken schuldig gewesen zu sein als Goethe, diesem „in jeder Beziehung großen Menschen". In den Erzeugnissen der neuern nach-Goethe'schen Literatur glaubte er theils sittlichen Ernst, theils Einfachheit des Sinnes und der Lebensauffassung zu vermissen, dagegen zogen ihn die Romane der Engländer, besonders die von Dickens und der Verfasserin von „Jane Eyre" an. Die Gefahren der Zeit und die Grundursache zu der Confusion zu Ende der vierziger Jahre suchte er namentlich in der übermäßigen geistigen Schwelgerei und der Kraftzersplitterung der Jugend. Er war der Ansicht, daß keine Zeit an Talenten so reich, keine an wahrhaften Charakteren so arm gewesen als die unserige. Auf diese Ansicht basirte er sein pädagogisches Verfahren. Er trachtete aus seinen Zöglingen, je nach ihrer Individualität, die er möglichst genau beobachtete und studirte, den Charakter, das moralische Wollen, den sittlichen Ernst zu entwickeln. Vom Viellernen, das seiner Meinung nach die Kräfte zersplittere, war Jacob kein Freund; ebenso war er ein ganz entschiedener Gegner der Maturitätsprüfungen, auf deren Resultate er sehr wenig gab. Diese Einrichtung rufe, schrieb er einmal an Classen, eine Menge Versuchungen in den jungen Gemüthern auf, die man dann durch das schlimmste Mittel, Controle nach Controle, vergeblich zu bewältigen bemüht sei; und er fügt hinzu: „Wäre es nur gut möglich, eine so in die Schulen und Seelen gewachsene Controle loszuwerden, gar Viele würden mit Freuden die Hand dazu bieten, besonders alle Die, welche mehr wollen als dressiren und controliren." *) H. M.

Zur Theorie der Lebenskraft.

1. Was ist Lebenskraft? Versuch einer Antwort auf diese Frage. Von C. A. Werther. Dessau, Gebrüder Katz. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Der Naturtrieb. Schrift zur Begrüßung der Gesellschaft deutscher Ornithologen bei ihrer Versammlung zu Gotha am 18. Juli 1854 von W. H. Ewald. Gotha. 1854.

Die Naturwissenschaft hat sich in Betreff der Erklärung des organischen Lebens im gegenwärtigen Augenblicke recht eigentlich festgefahren, seitdem der Begriff der Lebenskraft für verdächtig gilt und die Anfoderung, alle Functionen des organischen Lebens von ihrer materiellen Seite her aus bloßen chemischen und physikalischen Principien zu erklären, sich immer weiter und weiter verbreitet. Denn da sämmtliche organische Functionen, die geistigen mit eingeschlossen, ihre materielle Seite haben, so führt diese Erklärungsart, je höher man sie hinauftreibt, desto mehr dem Materialismus in die Arme. Zwar wird der strenge Physiolog von Fach, welcher aus Princip seinen Blick niemals auch nur versuchsweise in das Gebiet seiner Nachbarwissenschaft, der Psychologie, hineinwirft, jener Consequenz für seine Person immer gern dadurch ausweichen, daß er noch eine Seele als ein unbekanntes Wesen zuläßt, welches aussehe, wie es Gott gefällt, und mit dessen Beschreibung andere Leute als er fertig werden mögen. Desto stärker macht sich jene Consequenz geltend für das wirkliche Leben, welches für die Anfoderung der Schule, sich über die Seele keinerlei Art von Vorstellung zu machen, überhaupt zu thun, als ob sie gar nicht vorhanden wäre, und dennoch an ihre Existenz zu glauben, keinen Sinn und keine Fähigkeit hat, und welches nur dann glaubt, daß wirklich etwas vorhanden sei, wenn man ihm auch zeigt, was denn vorhanden sei. Dazu kommt noch, daß von Seiten unserer philosophischen Systeme der Dualismus von Leib und Seele eine ähnliche allgemeine Verdächtigung erfahren hat, als von Seiten der neuen Physiologie der Begriff einer vom Chemismus unterschiedenen Lebenskraft. Wenn uns nun die Physiologie die Lebenskraft und die Philosophie den Dualismus verbietet, so bleibt natürlich nur noch einerseits der Materialismus und andererseits die Gnade Gottes, welche Wunder thut. So stark wie in diesem Augenblicke war deshalb noch niemals der Philosoph aufgefodert, seine Sonde in die Wunde der Wissenschaft zu legen und zu untersuchen, ob denn der Begriff der Lebenskraft das Verdammungsurtheil im unbedingten Sinn verdient, welches man jetzt gewohnheitsmäßig und gleichsam mechanisch gegen ihn aussprechen hört.

Der Verfasser der ersten Schrift schlägt einen Vermittelungsweg ein zwischen neuer Physiologie und Hegel'scher Philosophie. Er sucht es beiden Parteien womöglich recht zu machen, kommt aber eben deshalb nicht über eine gewisse Zweideutigkeit seiner Ansicht hinaus, welche kein vollkommen deutliches Bild des letzten Resultats der Untersuchung zuläßt; denn er will allerdings eine in ihrem Wirken vom Mechanismus und Chemismus unterschiedene Lebenskraft, will aber doch auch wieder zugleich, daß dieselbe nichts weiter sei als eine Kraftbethätigung, welche die physischen und mechanischen Kraftbethätigungen der unorganischen Natur zur Einheit vermittelt in sich fasse. Jedoch enthält die Schrift eine so feine dialektische Durchführung dieses Gedankens, daß unterwegs viel Belehrendes hervorspringt.

Zuerst spricht er gegen diejenigen Dualisten, welche eine Lebenskraft verwerfen. Er bemerkt mit Recht, daß bei ihnen diese Verwerfung völlig willkürlich erscheint, weil die Gründe der Physiologie zur Verwerfung einer Lebenskraft ebenso triftig zur Verwerfung einer besondern Seelen- und Geisteskraft anwendbar sind. Die Naturwissenschaft nämlich nimmt an, daß nur gleiche Qualitäten erklärend auseinander bezogen werden können und daß dabei die Natur als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet werden müsse. Ausgehend von den einfachsten und fast ganz in die Gewalt unserer wissenschaftlichen Einsichten gebrachten Verhältnissen der reinen Bewegungslehre und von hier fortschreitend zur Astronomie, Physik, Chemie, verlangt sie überall für jedes Folgende den wissenschaftlichen Zusammenhang mit dem Vorigen oder die erklärende Ableitung des Folgenden aus dem Vorhergehenden und behauptet nun, hierauf gestützt, daß auch in den organischen Naturwissenschaften Alles lediglich auf physikalische und chemische Gesetze zurückgeführt werden müsse. Dehnt also die Naturwissenschaft ihre Schlußfolgerung nicht bis ins geistige Leben des Organismus aus, so ist dies weiter nichts als Inconsequenz und Untreue gegen die Prämissen ihres Denkwegs. Läßt es sich aber

*) Hierher gehört, was Eilers in seinem oben angeführten Buche gelegentlich versichert, daß nach einer von ihm früher angestellten Nachforschung aus Denen, die mit dem Abiturientenzeugniß Nr. 1 zur Universität gegangen, mit sehr wenigen Ausnahmen nichts Rechtes geworden sei. Er fügt dann hinzu: „Leider ist auch die Zahl Derer nicht klein, die durch unverständigen grammatischen Druck um Sinn und Verstand und alle praktische Tüchtigkeit gekommen sind. Man werfe einen Blick auf unsere Beamtenwelt!"

beweisen, daß in den Processen des Denkens und Empfindens andere Gesetze herrschen als in Chemie und Physik, wie die Dualisten annehmen, so folgt daraus, daß in jenen von der heutigen Naturwissenschaft als selbstverständlich angenommenen Prämissen ein Fehler verborgen sei. Sobald aber jene Prämissen nicht mehr unbedingt gelten, fällt auch mit ihnen aller Grund zur Verwerfung einer besondern Lebenskraft fort.

Nach Abfertigung der Dualisten kommen Diejenigen an die Reihe, welche allein die Materie als das wahrhaft und selbständig Bestehende anerkannt wissen wollen, welches durch die ihm ursprünglich innewohnende Kraft alles Uebrige als vorübergehende, vergängliche Erscheinung setze. Dieser Gedanke wird nicht von Grund aus verworfen, dagegen zu seiner Erläuterung ganz richtig bemerkt, daß die Materie in diesem Sinne, nämlich als realer Grund oder Princip aller Erscheinungen, weit passender als Kraft bezeichnet werden müsse, indem wir, sobald wir uns dieser Denkrichtung consequent hingeben, nebst allen übrigen Erscheinungsformen auch die der Ausdehnung und Undurchdringlichkeit auf jenen Grund oder jenes Princip zurückzuführen haben, welches daher als das die Ausdehnung und Undurchdringlichkeit erzeugende Princip nicht selbst als ausgedehnt und undurchdringlich gedacht werden darf. Wenn also vielfach behauptet wird, daß eine Erkenntniß der physischen Erscheinungen nur dann möglich sei, wenn wir die Materie als ein von Ewigkeit her in bestimmten Verhältnissen und Zuständen Bestehendes und dabei als ein über der Erkenntniß Erhabenes annehmen, als ob nicht das Wesen der Materie selbst, sondern nur gewisse Eigenschaften und Verhältnisse an derselben Gegenstand der Erkenntniß und Inhalt der physikalischen Theorie sein konnten, so wird hierbei der Mund viel zu voll genommen. Denn nicht das Ausgedehnte und Undurchdringliche (die Materie), sondern das diese Eigenschaften erzeugende Princip ist das hinter aller Erkenntniß verborgenbleibende Ewige oder Ding an sich, welches ebenso stark und ebenso unmittelbar in den organischen als in den unorganischen Processen sich selbst, sein eigenes Wirken in die Erscheinung setzt.

Und wenn nun die neue Physiologie die sämmtlichen Factoren des organischen Lebens zu chemischen Stoffen im Sinne der unorganischen Materie und die sämmtlichen Erscheinungen des Lebens zu eben solchen chemischen Processen macht, so wird auch diese Annahme wiederum nicht unbedingt verworfen, sondern nur dabei die Foderung gestellt, die Unterschiede zwischen zwei wesentlich und radical entgegengesetzten Metamorphosen der organischen Stoffe nicht zu verwischen, nämlich zwischen der progressiven Stoffmetamorphose, deren Ziel die Herstellung und Entwicklung eines lebenden Organismus, und der regressiven Stoffmetamorphose, deren Ziel die Herstellung unorganischer Stoffe in Gährung, Fäulniß und Verwesung ist. Wird aber dieser Unterschied nicht verwischt und ist er nicht zu verwischen, so führt er die Frage nach dem Princip herbei, welches die Stoffe dem Ziele der regressiven Metamorphose abwendet und dem Ziele der progressiven zuwendet. Verdeutlichen wir uns näher dieses Princip, so erblicken wir darin eine Kraftbethätigung, welche die physischen und mechanischen Kraftbethätigungen der unorganischen Natur zur Einheit vermittelt in sich faßt, sodaß in ihnen in unmittelbarer Verbindung mit der chemischen Bethätigung nicht nur die magnetische und die elektrische, sondern auch die mechanischen Kräfte zur Geltung gelangt sind. Diese höhere Kraftbethätigung befaßt also die Kräfte der unorganischen Natur in sich als Momente, während sie selbst als ein unmittelbarer Ausfluß jenes ewigen Princips zu denken ist, von welchem oben die Rede war.

Hierbei bleibt nun freilich, wie gesagt, ein Hauptpunkt gänzlich im Dunkeln liegen, nämlich ob das Princip, welches mechanische und chemische Kräfte zur Einheit verbindet, eine bloße Combination beider in sich darstellt, oder ganz neue Kraftsysteme in die Welt einführt, an deren Processen jene beiden nur als äußerliche Hülsen und Beförderungsmittel theilnehmen. Im ersten Falle würden die unorganischen Stoffe und Kräfte zur Hervorbringung und Entfaltung des organischen Lebens nichts weiter bedürfen als eines Impulses aus dem absoluten Princip zu ihrer engen Vereinigung untereinander; im zweiten Falle würde umgekehrt diese enge Vereinigung nur den Reiz bilden, um ganz neue und in der unorganischen Natur gar noch nicht vorkommende Kraftsysteme dem Schoose des absoluten Urquells zu entlocken, Kraftsysteme, welche bei ihrem Erscheinen unmittelbar aus dem Urquell hervortreten, bei ihrem Verschwinden aus der Erscheinung ebenso unmittelbar in denselben zurücktreten. Da aus des Verfassers zweideutigen Redensarten ebensowol die eine als die andere dieser entgegengesetzten Naturansichten herausgelesen werden kann, so kommt der Leser hier zuletzt auf ein Glatteis, wo der vorwärts gesetzte Fuß immer wieder rückwärts gleitet und wo nicht gut verweilen ist.

Die zweite Schrift stellt gar keine Theorie über die organischen Kräfte auf, sondern geht den bescheidenen Weg psychologischer Beobachtung an Menschen und Thieren. Auch gibt sie nur Thatsachen,' welche Jeder weiß. Aber sie stellt dieselben mit solcher Sinnigkeit in Reihen und Gruppen, daß der Betrachter dadurch zum systematischen Weiterdenken auf einem Wege Anleitung empfängt, wo das Seelenleben, die Stufen des Thierreichs empor bis zum Menschen, als eine unzertrennliche Stufenleiter von organischen und intellectuellen Kräften erscheint, bei deren Betrachtung und Beschauung uns ebenfalls der Gedanke an einen schroffen Dualismus, sowie an einen monotonen Materialismus recht weit in die Ferne rückt. Wie die Anatomie im Bau des Menschen Dasjenige zusammengefügt und fortgebildet hat, was in der Anatomie des Thierreichs aufgetreten und vorbereitet gewesen ist, so ruht auch das Seelenleben des Menschen auf den Grundlagen der thierischen Regungen. Reiz und Trieb, Lust und Unlust, Empfindung und Vorstellung, Lebensgefühl und Stimmungen bilden überall die Elemente des Instincts oder Naturtriebs, zunächst zur Erhaltung des Individuums und seiner Art, mit Einschluß der Reaction der organischen Bewegung gegen Alles, was die Erhaltung des Lebens beeinträchtigt. Aus Reaction wird Erregbarkeit, aus Erregbarkeit Affect, aus Affecten eine bald niedergedrückte, bald gehobene Stimmung. Allmälig vergrößert sich das Reich der Vorstellungen, theils solcher, welche durch die leibliche Betheiligung an dem Materiellen der Dinge bedingt sind, theils solcher, welche aus den Stimmungen und den Gefühlen der Lust und Unlust hervordringen.

Auf dieser zusammenhängenden Stufenleiter der Naturtriebe erreichen die höhern Thiere schon viele Grade, welche ein höchst bewegliches Vorstellungsspiel voraussetzen. Der Fuchs verspeist entfernte Brocken unbesorgt, zaudert aber mehr und mehr, je näher er der Falle kommt, bis seine Vorsicht der Lüsternheit unterliegt. Er verknüpft verschiedene Vorstellungen, die ihre Zusammenfügung dort der Furcht, hier der Begierde verdanken, aus der sie hervorbrechen. Der Hund fühlt die Schläge als Strafe für diejenige Richtung, welche seine Vorstellungsthätigkeit gehabt hat, und zur Bezeichnung derjenigen Richtung, welche sie künftig nehmen soll. Nebel, der ferne Gestalten einhüllt und vergrößert, macht den Hund stutzen, scharf blicken, die Nase heben, ja er zieht sich hinter den Herrn zurück und knurrt das Fremdartige an; Alles drückt den raschen Uebergang der Vorstellungen in das Gefühl und in den Affect aus. Der Elefant, welcher seinem Aerger gegen den die Verabreichung von Eßwaaren den Besuchenden wehrenden Wächter erst durch Bespritzen Luft gemacht, und dann den zu einer neuen Warnung sich öffnenden Mund des Mannes mit einer neuen Flut verstopft hat, hat eine Vorstellung gehabt, daß dieser Mund die Leute abhalte, ihn zu füttern, und ein gutes Mittel dagegen erdacht. Ein Gefühl der Unlust entstand, da ihm der Genuß versagt wurde; dieses Gefühl, sein Aerger, gab seiner Vorstellungsthätigkeit die Richtung. Der Naturtrieb ist

folglich im Stande, einen hohen Grad von zweckmäßiger Beweglichkeit der Vorstellungen aus sich selbst zu erzeugen.

Und auf der andern Seite steigt dieselbe Stufenleiter der Naturtriebe zu den Pflanzen abwärts. Das Leben der Pflanze theilt mit dem des Thieres die Eigenschaft, zu selbständigen Gegenwirkungen erregt zu werden. Das Samenkorn wird durch Feuchtigkeit, Licht und Luft erregt, Wurzel zu treiben. Die Mimose krümmt ihr Blatt. Nachtheiligen Einflüssen gegenüber strömen die Kräfte des Organismus nach dem bedrohten Theil hin, ihn zu decken. Die Wunde eitert. Der Kitzliche streckt beide Arme dem ihm mit spitzen Fingern Entgegenzielenden entgegen. Die Katze, gestreichelt, krümmt schnurrend den Rücken; bei übermäßiger Steigerung des Reizes beißt und kratzt sie.

Was folgt aus dem Allem für eine Theorie der Lebenskraft? Das ist schwer zu sagen, und der Verfasser hat es uns selbst nicht verrathen. Die Natur schreibt ihre Hieroglyphen faustdick, aber ohne allen Commentar. Der Verfasser hat die Natur in diesem Punkte nachahmen wollen. Indessen glauben wir nicht weit vom Ziel zu treffen, wenn wir diesen Zusammenstellungen den einfachsten und nächsten Sinn unterlegen, daß einerseits Geist und Seele, andererseits Seele und Instinct oder Naturtrieb, drittens Naturtrieb und Lebenskraft nicht aussehen wie lauter verschiedene und untereinander nicht zusammenhängende Principien, sondern weit eher wie verschiedene Entwickelungsstufen eines und desselben natürlichen Kraftprincips, welches auf dem höchsten Grade seiner Enthüllung Geist und Vernunft, auf dem niedrigsten Grade derselben Lebenskraft, in den mittlern Uebergängen aber Seele und Instinct genannt wird. Wer so vermuthet, der ist genöthigt, allerdings auch schon in der Pflanze eine von mechanischen und chemischen Massenverhältnissen verschiedene, hingegen mit dem Princip der Seele identische Lebenskraft als wirksam anzunehmen. Steht der Verfasser auf diesem von den unverfälschten und unverschrobenen Thatsachen vorgeschriebenen Vermuthungsstandpunkt, so ist der Unterzeichnete vollkommen mit ihm einverstanden. **Karl Fortlage.**

Zur Geschichte Wallenstein's. Durch Friedrich von Hurter. Schaffhausen, Hurter. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Was man auch immer von der Lebensgeschichte und den Grundsätzen Friedrich von Hurter's denken möge, soviel bleibt gewiß: die Geschichtswissenschaft darf und kann die historischen Werke des habsburgischen Reichshistoriographen nicht unbeachtet lassen, umsoweniger als derselbe Zutritt zu archivalischen Quellen erhalten hat, die früher für Alle und auch jetzt noch für die Meisten mit sieben Siegeln verschlossen sind. Was der Verfasser aus seinen archivalischen Forschungen in dem vorliegenden Buche der Geschichtswissenschaft darbieten wollte, darüber erklärt er sich selbst in folgenden Worten: „Blos Beiträge zu einer Geschichte des vielbesprochenen Mannes, freilich von dem bisher Angenommenen, auch wol blos Behaupteten weit abweichende Beiträge. Aber sie sind das Resultat Dessen, was der Verfasser in den verschiedenen Archiven gefunden hat. Er wollte sich nicht in Combinationen und künstlich zusammengestellte Hypothesen verlaufen, sondern blos geben, was die Documente bieten. Die Enthüllungen, welche dem Kurfürsten von Baiern sind gemacht worden, die geheime Denkschrift für den Kaiser, welche Aretin zuerst veröffentlicht hat, und die Zeugnisse, welche aus verschiedenen Orten über das letzte Lebensjahr des obersten Feldhauptmanns erst in neuester Zeit an das Licht getreten sind, stehen insgesammt in einem bemerkenswerthen Zusammenhange, erhellen und ergänzen sich gegenseitig gerade nicht zur Rechtfertigung des Betreffenden."

Betrachtet man die Tendenz, welche der Verfasser mit seinem Buche verfolgt, genauer, so ist es folgende: Wallenstein war nicht erst ein böser Dämon für Kaiser und Reich in seiner letzten Lebensperiode — diese bespricht der Verfasser gar nicht —, sondern er war es gleich anfangs und immer. Tilly muß als der wahre Hort des Kaisers und des Reichs angesehen werden. Das Urtheil der protestantischen Geschichtschreibung über beide Männer ist nicht nur zu reformiren, sondern geradezu umzukehren. Von Wallenstein's Verdiensten, wahren Feldherrntalenten und hoher geistiger Befähigung weiß die unparteiische Geschichte nichts. Die protestantische Parteilichkeit hat diesen Mann auf Kosten Tilly's zu einer Höhe und Bedeutung hinaufgeschraubt, auf der er nie stand und für die er am allerwenigsten eine sittliche Befähigung in sich trug. Und wenn ihm weder Max von Baiern noch Tilly jemals Vertrauen zu schenken vermochten, ja auf seine Beseitigung theils mehr, theils minder offen hinarbeiteten, so war dies ganz in der Ordnung und kann nur verdienstlich genannt werden. Auf der andern Seite darf aber auch nicht verkannt und verschwiegen werden, daß der Verfasser aus Quellen schöpfend die Thatsachen geschickt gruppirt hat, um in Wallenstein's Charakter und Wesen eine tiefe und möglichst richtige Einsicht zu gewinnen; er hat namentlich in dem Abschnitte, der „Enthüllungen" überschrieben ist, ein Document gegeben, das im hohen Grade bedeutsam ist; endlich ist aber auch Manches in des Verfassers Buche zu lesen, was die rauhe und harte Zeit des Dreißigjährigen Kriegs nur zu schlagend kennzeichnet. Mit einem Worte: die Literatur des Dreißigjährigen Kriegs hat Ursache, das vorliegende Buch als eine Bereicherung willkommenzuheißen.

Mit den bereits erwähnten Enthüllungen hat es folgende Bewandtniß. Der Kurfürst von Baiern, den kaiserlichen Obergeneral, den Friedländer, immer mit Mistrauen im Auge behaltend, drückte seine Besorgnisse über die „Intentionen" desselben dem Kurfürsten von Mainz durch ein besonderes Schreiben aus. Letzterer foderte weitere Eröffnungen. Diesem Verlangen willfahrte auch Maximilian. Er übersandte dem Mainzer Enthüllungen über den Friedländer, von einer Person herrührend, „die durch längere Zeit mit dem Herzoge im Verkehr gestanden, seine Anschläge, sein Thun und Lassen aus täglicher Erfahrung kenne". Er fügt bei: „Daneben ersuchen wir Euer Liebden ganz freundlich, dieselbe wolle solchen Bericht in keine Kanzlei, auch in keine andern Hände als solche kommen lassen, bei denen man der Geheimhaltung gänzlich versichert sein kann." Aus diesem allerdings interessanten Geheimschreiben, das der Verfasser für vollkommen authentisch hält, entlehnen wir Folgendes: 1) „Der Friedländer ist der arglistigste und verschlagendste Mensch, der je practicirt worden ist; und ist für gar gewiß und unzweifenlich zu halten, daß diese seine angeborene Verschlagenheit und Arglist allen Menschlichen Glauben übertrifft. — Es würde aber viel zu lange werden, seine schlaue und arglistige Weise, deren er sich gegen den Kaiser und dessen Minister gebraucht, zu erzählen. 2) Pflegt er sich gegen andere liberal (freigebig) zu erweisen, damit deren Gemüther zu gewinnen, insbesondere gegen die vornehmsten Obersten und Soldaten, auch gegen diejenigen, die seinem Humor secundiren, dessen wegen er sehr gefürchtet und respectirt wird, ja sich zum absoluten Arbiter des kaiserlichen Raths gemacht hat dergestalt, daß ihn keiner, ja selbst der Kaiser nicht, im wenigsten disgustiren darf. 3) So kann Niemand als Gott selbst die Intention seines Gemüths penetriren, außer was etwa durch Conjecturen und die lange Praktik (Umgang) wahrzunehmen. Bis dato weiß man nicht eine einzige Person, ja sein eigenes Eheweib nicht, mit der er so vertraut wäre, daß nicht von nöthen, vorher mit dem Astrolabio alle Punkte des Mondes, ehe man mit ihm tractirt, zu observiren. Er gebraucht sich auch in seinen Actionen und Procedern, sowol mit den kaiserlichen Ministern und den Ambassadoren als mit dem Kaiser selbst, eines solchen ungewöhnlichen Modi, daß er bei männiglich die Weise und Manier, mit ihm zu tractiren, verdunkelt

und weder Höflichkeit, Gebür noch einigen Respect observirt. 4) Neben dem Geheimniß, mit welchem er alles in seinem Herzen verhält, hat er auch eine große Erkenntniß der Historien, und zugleich durch die vergangenen deutschen Kriegsläufe eine ziemliche Erfahrenheit sowol in Staats- und politischen als Kriegssachen erobert. 5) Hat er ein reifes Judicium und in seinen Resolutionen eine solche Beständigkeit, daß er sich ganz nicht irren noch hindern läßt, jemand zu präjudiciren und zu offendiren, wenn er nur sein vorgezieltes Intent erlangt. — Er verlacht die von so vielen Chur- und Fürsten einkommenden Klagen, insonderheit indem er jetzt drei Regimenter in Lausitz einquartieren will. — Es gelten auch bei ihm keine Intercessionen zumal ihm sehr zuwider ist, Jemand auf Intercession etwas zu lieb und zu gefallen zu thun. 6) Ist der von Friedland geneigt von Natur zu einem supremo Dominio, welches für gar gewiß zu halten; denn ihm nichts unleidlicheres als eines andern Willen unterzeben zu sein oder von andern zu dependiren. — Von des Kaisers Sohn, dem König von Ungarn ist sein Gemüth ganz abgewendet, weil er sieht, daß er nicht prodigus noch furchtsam ist und einen emsigen Fleiß und Gehorsam haben will; und wenn der Kaiser mit Tod abgehen sollte, würde man sicherlich in den österreichischen Erblanden seltsame Sachen sehen. 7) Ist der Friedland sehr jähzornig und von Natur zur Tyranney geneigt, dazu er sich auch durch geringe Ursachen bewegen läßt. — Seine Pietät ist nur simulirt ungeachtet der großen Almosen, die er gibt; denn er ziemlich klar bezeugt, daß er es zu einem andern Ende als aus Andacht thut. Anderer Untugenden als den Neid, welcher die Ambition und den Zorn nach sich zieht, zu geschweigen; sintemal selbige an dem von Friedland nur gar zu bekannt sind."

Womöglich noch mehr gravirend für den Friedländer sind die beiden andern Hauptpunkte der „Enthüllungen": der Verdacht, daß er hochverrätherische Absichten für die Zukunft im Schilde führe, wird namentlich an einer Stelle ziemlich unverhohlen ausgesprochen. Gibt nun auch Hurter zu, daß die Farben in verschiedenen Beziehungen etwas zu stark aufgetragen und einzelne Züge zu scharf markirt sein möchten, so erscheint ihm doch der Grundton als ein richtiger, das Bild als im Wesentlichen treffend. Das mag man ohne Bedenken zugeben; aber einen directen und mit Thatsachen belegten Beweis für hochverrätherische Plane Wallenstein's vor seinem vollständigen Zerfallen mit dem Kaiser und dessen Cabinet, was nach dem jetzigen Stande der Forschungen erst in die letzten zwei Jahre seines Lebens fällt, liefern doch diese „Enthüllungen" nicht. Uebrigens unterläßt es der convertirte östreichische Reichshistoriograph auch in diesem Buche nicht, wo sich nur immer die Gelegenheit darzubieten scheint, gegen den Protestantismus und Liberalismus, wenn auch oft nur in kurzen Worten und Bemerkungen, seinem Groll Luft zu machen. Es ist wahrhaft häßlich, wenn ein anerkannt befähigter Historiker seinen Worten eine so üble Mitgift beilegt und den Genuß des Lernens zu verbittern oder zu verkümmern bemüht ist. Ist denn die Geschichte wirklich ein Gefäß für die menschliche Galle?

Karl Zimmer.

Borussia. Eine Sammlung deutscher Gedichte aus dem Gebiete der Geschichte Preußens. Für Schule und Haus. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von J. A. D. L. Lehmann. Zweite, verbesserte Auflage. Marienwerder, Jacoby. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Besprechung einer Gedichtsammlung „für Schule und Haus" würde keinen Raum in d. Bl. finden, wenn es sich um eine der gewöhnlichen Anthologien oder Chrestomathien handelte. Das ist aber hier nicht der Fall; es gilt vielmehr, einer schönen, noch nicht genug beachteten Idee von sittlich und geistig veredelnder Kraft, einem wirksamen Mittel zur Hebung der Vaterlandsliebe die verdiente Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wären wir dennoch zweifelhaft, ob wir über obengenanntes Buch an diesem Orte berichten dürften, so würden die nachfolgenden treffenden Worte, die wir vor einiger Zeit in d. Bl. lasen, unsere Bedenklichkeit vollständig beseitigen: „Wie mager, dürftig und inhaltslos muß zuletzt unsere Poesie werden, wenn man uns einreden will, daß auch das Vaterland und Vaterlandsgefühl zu den vielen abgetakelten Gegenständen gehören, die zu feiern eines Poeten unwürdig sei. Der vollständige Bankrott an allen edeln, erhabenen und greifbaren, mit dem Allgemeinleben der Nation zusammenhängenden Ausgaben der Poesie wäre damit erklärt und die faule, geckenhafte Subjectivität, die sich jetzt schon über alle Gebühr breit macht, würde dann auf den Trümmern der allgemeinen Interessen ungescheut ihre Orgien feiern."

Ja, es ist wahr, daß die faule, geckenhafte Subjectivität eine Krankheit der Zeit ist und leider schon unter Knaben und Jünglingen eine verderbliche Ausbreitung gewonnen hat. Dieser entgegenzuarbeiten ist die heilige Pflicht Aller, die zur Erziehung des heranwachsenden Geschlechts berufen sind. Ob durch verschärfte Disciplin in den Schulen, durch strenge Verordnungen und Gesetze, entschiedenes Eingreifen des Staats und der Kirche in das häusliche Leben das Uebel zu bekämpfen und auszurotten, welche ältere und neuere Mittel der Zucht dagegen anzuwenden seien, das sind Fragen, über welche viel gestritten wird; wir haben es jedoch mit solcher Polemik nicht zu thun und wollen unsere Ansicht nur dahin aussprechen, daß die auf das Herz und Gemüth wirkenden Mittel zur Wiederaufrichtung der in Verfall gerathenen Pietät den Vorzug vor äußerlichen Maßregeln haben und daß sich unter jenen innern Mitteln die auf Erkenntniß gegründete Vaterlandsliebe als eines der besten erweist; denn Vaterlandsliebe und Pietät sind nahe verwandte Tugenden, die sich wechselseitig tragen, nähren und ausbilden. Hiervon ausgehend, erscheint uns Lehmann's „Borussia" als ein Buch, das aus einer vortrefflichen Idee entsprungen ist und mit welchem sehr viel Gutes in Schule und Haus erreicht werden kann.

Die Zustände und Ereignisse der frühern Jahrhunderte, die Kämpfe der Deutschen Ritter im Ordenslande Preußen, der Sieg der Reformation, die allmälige Erstarkung und Erweiterung der preußischen Monarchie, die Heldenthaten Friedrich's II., die Unglückszeit unter dem Drucke der französischen Eroberung, die Erhebung des ganzen Volks zur Abschüttelung des fremden Jochs, die wichtigsten Begebenheiten der hierauf folgenden Friedensjahre — alles Dies ist von Dichtern besungen worden, und von keinen schlechten; dafür bürgen die Namen Gleim, Ramler, Klopstock, Goethe, Herder, Schiller, Voß, Körner, Arndt, Chamisso, Rückert, Stägemann, Sallet, denen sich noch viele andere von gutem Klange anreihen lassen. Einzeln genommen sind diese Gedichte anziehende Bilder, welche jedenfalls einen tiefern Eindruck auf das jugendliche Gemüth machen, als es die schlichte Prosa vermag; einsichtsvoll ausgewählt und in chronologischer Ordnung der Ereignisse zusammengestellt, wie es hier geschehen, sind sie ein schönes und anregendes Geschichtsbuch selbst, durch dessen Hülfe unsere Jünglinge mit den hervorragendsten Erscheinungen des Vaterlandes bekannt gemacht und für dieselben begeistert werden können. Hierzu ist die „Borussia" in um so höherm Grade geeignet, als sie nicht nur Gedichte enthält, welche von den kriegerischen Thaten der Vorzeit und Mitwelt erzählen, sondern auch viele Gesänge, in denen der geistige Aufschwung, die segensreichen Verbesserungen im Innern des Landes, „die Friedens- und Geisteshelden auf dem Thron und in der Hütte" gefeiert werden. Luther, Kopernicus, Simon Dach, Paul Gerhard, Kant, Hamann, Fichte, der alte Dinter, Wilhelm und Alexander von Humboldt, die Minister von Stein und von Schön treten hier in poetischer Verherrlichung auf, und gewiß ist damit eine vorzügliche Gelegenheit geboten, die Jugend auf die hohen

Verdienste dieser Männer hinzuweisen, sie zur wackern Nacheiferung anzuspornen und ihr eindringlichst zu zeigen, daß solche Größe von Demjenigen nimmer erreicht wird, der sich nicht von schnöder Selbstsucht und leerem Dünkel frei zu machen und das Gesammtwohl des Vaterlandes dem eigenen Vortheil vorzuziehen weiß.

Vielleicht wird Mancher, wenn er nach Durchsicht der „Borussia" auch im Uebrigen unserer Meinung darüber beipflichtet, den Einwand erheben, daß sich hier nur ein Theil des deutschen Vaterlandes vertreten findet; es wird vielleicht tadelnd bemerkt werden, daß der Herausgeber, indem er Preußen für sich allein und nicht das ganze Deutschland zum Gegenstande seiner poetischen Sammlung erkoren hat, den particularistischen Sinn befördere. Auch wir hegen den aufrichtigen Wunsch, daß Deutschland zu einer mächtigen und glücklichen Einheit gelangen möge; auch uns haben die Hoffnungen auf die Erreichung dieses Ziels mit der lebhaftesten Freude erfüllt. Aber wir müßten seit sechs bis sieben Jahren außerhalb der Wirklichkeit gelebt haben, wenn wir nicht wüßten, daß die frankfurter Paulskirche ihre Pforten verschlossen und der Palast in der Eschenheimer Gasse die seinigen wieder aufgethan; und wir müßten von seltsamen Phantasien befangen sein, wenn wir glaubten, daß die trennenden Linien, welche Oestreich, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Baden, Hannover u. s. w. nicht blos geographisch auseinanderhalten, durch irgendwelche didaktische oder pädagogische Veranstaltungen ausgetilgt werden könnten. Wir nehmen die Dinge wie sie sind und nach aller menschlichen Berechnung noch lange sein werden; wir halten es daher kaum für einen schädlichen Particularismus, wenn einzelne deutsche Stämme ihre besondere Geschichte mit Vorliebe pflegen, und sind überzeugt, daß das deutsche Vaterlandsgefühl eher gewinnt als verliert, wenn vorläufig auch nur 17 Millionen Deutsche ihr engeres Vaterland recht erkennen, schätzen und lieben lernen. Diesen Gesichtspunkt halten wir bei den thatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart für richtig und sprechen es daher nochmals aus, daß die „Borussia" als ein patriotisches und zeitgemäßes Buch im besten Sinne des Worts zu erachten ist. 29.

Notizen.

Fischart's „Flöhhatz, Weibertratz".

Eine Ausgabe dieses merkwürdigen Buchs vom Jahre 1573 wird zwar von den meisten Literarhistorikern und Bibliographen citirt, jedoch übereinstimmend als „unbekannt" (Gervinus), „nicht wieder zum Vorschein gekommen" (Vilmar) bezeichnet. Ebert kennt nicht einmal die Jahreszahl. Hiernach scheint das Exemplar dieser Ausgabe, welches sich in der an Seltenheiten reichen Bibliothek Franz Haydinger's in Wien befindet, ein Unicum zu sein, und eine Beschreibung desselben dürfte Literaturfreunde interessiren. Dasselbe zählt 44 Blätter in klein Octav, Signatur A bis F, ohne Paginirung. Der Titel ist von einem saubern Holzschnitt (Arabesken mit Karyatiden, zu unterst das Profil einer lorberbekränzten Büste mit der Umschrift „MERCURIUS CAPITOLIN.") eingefaßt und lautet: „Flöh Hatz, Weiber Tratz. Der wunder vnrichtige, vn spotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern. Ein New geläß auff das vber kurtzweiligest zubelachen, wo anders die Flöh mit stechen einem die kurtzweil nicht lang machen." Darunter:

„Wer willkomm kommen will zu Hauß
Kauff seim Weib diß Buch zu voraus u. s. w."

Zweite Seite: „Lectori M. H. H. M.

Qui dulces risus, qui scommata dulcia damnas,
Frontesque caprata dulcia cuncta legis etc."

Darunter: „PSYLLAE. AZILOS PLVTOS." Seite 3—32: „Des Flohs klag, vo der Weiber Todschlag, in eim Gespräch mit der Mucken fürgebracht"; Seite 33—73: „Die Rütwendige vnd Böständige Verantwortung der Weiber." Von Seite 33—59 Columnentitel: „Der Weiber verantwortung Auff der Flöh verkleinerung." Von da bis S. 73: „Der Flöh Vrtheil, Der Weiber Vortheil." S. 74—76: „Recept für Flöh das sie nicht schaden meh." S. 77: „Weiter zu Trost den Weibern, muß ich das alt gemein Flöhen Lied hieher setzen" ɪc. S. 79: „Friden vnd thuw vor den Flöhen, Schaben vnd Läusen" ɪc. Columnentitel: „Vrsach der Flöh Schlacht. Warumb sie angebracht." S. 84, Schlußzeilen:

„Wolan, ein Floh thut mich schon schrecken
Das ich auffhören soll zu gecken
Gut Nacht, biß mich v Flöh wid wecke."

S. 85: „Zu klein Flöhingen. Mit der Flöh Gnaden getruckt" ɪc. „Im Jar. M. D. LXXIII. End des flöhrechtens, durch ächtens vnd fechtens." S. 86: „Getruckt zu Straßburg, durch Bernhard Jobin. Anno M. D. LXXIII." Das letzte Blatt weiß. 59.

Die Krause'sche Philosophie in Belgien und Spanien.

In Nr. 15 d. Bl. theilten wir eine Notiz unter der Ueberschrift „Deutsche Philosophie in Belgien" mit. Wir erhielten soeben, wie es scheint aus competenter Feder, aus Ilfeld am Harz folgende Ergänzungen und Berichtigungen dazu: „Ueber Ahrens, den Schüler Krause's, theilen Sie einiges Unrichtige mit. Derselbe war juristischer Privatdocent in Göttingen, als daselbst im Januar 1831 die Unruhen ausbrachen, an denen er sich betheiligte. Dann ging er nach Brüssel. Im Jahre 1848 war er Mitglied der frankfurter Nationalversammlung, in deren Protokollen er als Ahrens aus Salzgitter (im Königreich Hannover) aufgeführt wird. Nachher kam er als Professor nach Gratz, wo er sich noch jetzt befindet. Der Belgier Tiberghien, Anhänger Krause's, hat auch noch herausgegeben: «Essai théorique et historique sur la génération des connaissances humaines dans ses rapports avec la morale, la politique et la religion» (zwei Theile, 1844). Sie sprechen von einem Krause'schen «Tugendbund»; die von Krause gebrauchte Bezeichnung ist «Menschheitsbund». Die Krause'sche Philosophie hat auch in Spanien Anhänger, wie folgendes Buch beweist: «K. Chr. F. Krause, Lecciones sobre el sistema de la filosofia analitica, traduc. por D. Jul. Sanz del Rio» (Madrid 1850). *) In Deutschland hat die Krause'sche Philosophie noch keine solche Verbreitung gefunden, wie ihr sicherlich bevorsteht, weil Krause ähnlich wie Schopenhauer zu der Universitätsphilosophie stand und in Conflict mit der Partei der Freimaurerei gerathen war. Es sind aber tüchtige Kräfte (Schliephake, von Leonhardi, Roller, Oppermann ɪc.) vorhanden, die das Beste erwarten lassen."

Theodor Hell.

Vielleicht dürfte es manchen unserer Leser von Interesse sein, zu erfahren, daß sie in d. Bl. und zwar in Nr. 39 (vom 25. September) die muthmaßlich letzte literarische Arbeit des am 24. September in hohem Lebensalter verstorbenen Hofraths **Karl Winkler** (Theodor Hell) gelesen haben. Der dort mitgetheilte Auszug aus St.-René Taillandier's Artikel über die neueste deutsche Literatur war aus seiner Feder. Wir erhielten die Notiz vor einigen Wochen, von seiner eigenen Hand noch in großen, durchaus leserlichen Zügen geschrieben. Jenem Reiz, die Feder in Bewegung zu halten, den die Schriftstellerei auch noch auf ihre Veteranen auszuüben pflegt, konnte auch Theodor Hell bis in seine letzten Tage nicht widerstehen; er sandte uns noch im Laufe dieses Sommers einige Manu-

*) Es ist dies derselbe Kenner der deutschen Literatur, der auch Georg Weber's „Lehrbuch der Weltgeschichte" ins Spanische übersetzt hat. D. Red.

scriptconvolute zu, Uebersetzungen aus der „Revue des deux mondes" enthaltend, die wir aber schon wegen ihres großen Umfangs und als bloße Uebersetzungen nicht aufnehmen konnten. Am 8. Mai schrieb er uns: „In Ihrer Zeitschrift gedenken Sie in der neuesten Nummer des Werks «Poetical works of Robert Montgomery» und daß dasselbe in Ihrem Besitze sich befinde, sowie des Gedichts «Luther» darin mit besonderer Auszeichnung, ja sogar der Möglichkeit einer deutschen Uebersetzung desselben. Sollte dies nicht eine Schlußarbeit für meine Bestrebungen dieser Art werden können, und wollten Sie das Werk mir nicht zur desfallsigen Prüfung auf einige Tage mittheilen?" Wir verfehlten nicht, ihm das in unserm Besitz befindliche Exemplar der poetischen Werke Robert Montgomery's zu senden, und da wir das Exemplar bis zum heutigen Tage nicht zurückerhielten, so möchten wir wol annehmen, daß der Verstorbene in seinen letzten Lebenstagen sich wirklich mit der deutschen Bearbeitung der epischen Dichtung „Luther" beschäftigt hat.

H. M.

Bibliographie.

About, E., Die Mutter der Marquise. Aus dem Französischen. Deutsch von R. Menger. Stettin, Graßmann. Gr. 12. 15 Ngr.

Albrecht, F., Glaube Hoffnung Liebe. Ein Glaubensbekenntniß in drei Sonettenkränzen. Ulm. 16. 10 Ngr.

Bäuerle, A., Director Carl. Roman und Wirklichkeit. Zwei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Beseler, W., Zur Schleswig-Holsteinischen Sache im August 1856. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Brandrupp, A. H., Die Falschmünzer oder Berliner Geheimnisse. Bilder aus dem täglichen Leben. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Nelte. Gr. 8. à 3 Ngr.

Braun, J., Geschichte der Kunst in ihrem Entwickelungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen. 1ster Band: Das Nilthal und Mesopotamien [Babylon und Niniveh] mit den Nebenländern Armenien, Medien, Persien, Syrien Palästina, Arabien und die phönikischen Küsten mit Cypern und Karthago. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Buttmann, A., Die deutschen Ortsnamen mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen in der Mittelmark und Niederlausitz. Berlin, Dümmler. 8. 17½ Ngr.

Dittes, F., Naturlehre des Moralischen und Kunstlehre der moralischen Erziehung. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 18 Ngr.

Ellen, Die schöne Magelone. Volksmärchen in 12 Gesängen. Lahr, Geiger. 16. 1 Thlr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 16te Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 12. 20 Ngr.

Gruppe, O. F., Firdusi. Ein episches Gedicht in sieben Büchern. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hoefer, E., Bewegtes Leben. Geschichten. Stuttgart, Krabbe. Br. 8. 1 Thlr.

Hölty, H., Lieder und Balladen. Hamburg, O. Meißner. Gr. 16. 7½ Ngr.

Koenig, H., Gesammelte Schriften. 5ter und 6ter Band. — A. u. d. T.: Hedwig, die Waldenserin. Eine Novelle. Zwei Theile. 2te durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Köhler, L., Vom Frühling zum Herbst. Roman. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

— — Jürgen Wullenweber. Historischer Roman in sieben Büchern. Drei Bände. Ebendaselbst. 8. 4 Thlr.

Lieder aus der Fremde. In Beiträgen von F. Bodenstedt, A. Ellissen, F. Freiligrath, E. Geibel, O. Gildemeister &c. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Löffler, K., Der Berliner Handlungsdiener. Mit Illustrationen. Berlin, Bieler u. Comp. 32. 5 Ngr.

Pröhle, H., Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 18 Ngr.

Reich, A., Orientalica. Skizzen aus dem jüdischen Leben. 1stes Heft. Berlin, Bieler u. Comp. 8. 5 Ngr.

Rückert, L. J., Das Abendmahl. Sein Wesen und seine Geschichte in der alten Kirche. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schillers Briefe. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Ein Beitrag zur Charakteristik Schillers als Mensch, Dichter und Denker und ein nothwendiges Supplement zu dessen Werken. 2te Auflage. 1ste Lieferung. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. Gr. 16. 4 Ngr.

Schmid, U. R., Geist des christlichen Lebens in Gebet und frommer Betrachtung dichterisch dargestellt. Leipzig, Naumburg. Gr. 16. 10 Ngr.

Schultz, C. L. F., Untersuchung über das Zeitalter des römischen Kriegsbaumeister Marcus Vitruvius Pollio. Herausgegeben von O. Schultz. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 12 Ngr.

Sturm, J., Neue Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1857. Neue Folge. 8ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wallace, S., Licht- und Schattenbilder aus Asien, Afrika und Europa. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1857. 8. 4 Thlr.

Eugen Waller's Leben. Ein Denkmal für die Zeit, nach seinen hinterlassenen Papieren herausgegeben von A. Herrmann. Zwei Theile in einem Band. Mannheim, Bensheimer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weisser, A., Bruder Klaus von Unterwalden. Lebensbild eines patriotischen Einsiedlers. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Wittmaack, T., Ueber das Bewußtwerden der Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf die moderne Richtung in den Naturwissenschaften. Publizistische Aphorismen für Gebildete. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Crome, K. P. T., Die Wahrheit des Unions-Lutherthums. Verantwortung wider Feldner und Sander. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 4 Ngr.

Gegen die neuen Banken. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 3 Ngr.

Jellinek, A., Das Gotteshaus unser Richter und unser Aufseher. Rede am ersten Jahrestag der Tempelweihe. Leipzig, Leiner. 8. 2½ Ngr.

Mallet, F., Gustav Adolf. Rede gehalten am Standbild Gustav Adolfs zu Bremen, am 4. September 1856. Bremen, Strack. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das Seelenheil des Menschen, in einer kurzen Betrachtung dargestellt. Bremen, Geisler. 1855. 8. 2 Ngr.

Teichmann, Predigt bei der 14. Hauptversammlung des Gustav-Adolfs-Vereins zu Bremen am 2. September 1856 gehalten. Bremen, Strack. Gr. 8. 2½ Ngr.

Tittmann, F. W., Geist und Materialismus. Zur Verwahrung gegen die Antrittsrede des Hrn. Prof. Moleschott: Licht und Leben. Dresden, Höckner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ueber die nothwendigen Grundlagen der Preußischen Verfassung. Stettin, Graßmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Vertheidigungsrecht in Deutschland und die Königsberger Juristenfacultät. Leipzig, R. Hoffmann. 8. 3 Ngr.

Was gelobest du, wenn du versprichst, deine Kinder römisch-katholisch werden zu lassen? 2te Auflage. Schwelm, Scherz. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 42. —— 16. October 1856.

Wilhelm von Humboldt.

1. Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik von R. Haym. Berlin, Gaertner. 1856. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Sonette von Wilhelm von Humboldt. Berlin, G. Reimer. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 1 Thlr.

Gegenwärtige Betrachtung über den als Staatsmann, Philosoph und Gelehrter gleich ausgezeichneten Wilhelm von Humboldt kann man gewissermaßen als einen Nachtrag und ein Supplement zu unserm frühern Artikel „Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche" ansehen. Denn obschon Wilhelm von Humboldt mit manchen seiner Bestrebungen und Zeitanschauungen einer andern Sphäre und zum Theil auch einer andern, spätern Zeit angehört, in die ihm noch bei voller ungeschwächter Kraft hinüberzuleben vergönnt war, so ist er doch als einer der intimsten Freunde Schiller's und Goethe's ganz genau dem weimarischen Bildungskreise beizuzählen. Sein Geist wurde vielfach von beiden großen Dichtern befruchtet, und obschon er das bei ihnen aufgenommene Capital auf producirendem Wege nicht vollständig wiedererstattete, so hat er es doch in aller Weise aufs reichlichste verzinst, und zwar mit Interessen, die auch dem intellectuellen Gesammtvermögen der deutschen Nation zugute kommen. Wir wollen damit nicht sagen, daß er nicht auch ein beträchtliches, ihm allein angehörendes geistiges Capital zu verwerthen gehabt hätte, im Ganzen aber war er mehr receptiv und beobachtend als productiv und machte gern bei genialern Geistern Anleihen, um damit, und zwar in der ökonomischsten und solidesten Weise, seine eigene geistige Wirthschaft bestreiten und fortführen zu können. Doch wirkte er auch nicht wenig anregend und regelnd auf jene Geister und namentlich auf Schiller zurück, und wiewol sein Talent einen beschränktern Kreis beherrschte, zeigte sich sein Geist nach der innerlichen Gemüthsseite wol noch vertiefter und concentrirter; nur muß man hier das Wort Gemüth nicht in seiner vulgären sentimentalen Bedeutung nehmen. An charaktervoller Durchbildung seines innern Menschen, den er gewissermaßen zu einem in sich harmonischen Kunstganzen abrundete, war er gewiß seinen beiden großen ältern Freunden überlegen, und durch seine Stellung zu den politischen Mächten und Gewalten der Zeit Beiden und namentlich Schiller auch an Weltkenntniß und Welterfahrung und daher auch an einer gewissen Realität seines Charakters. Er war im Ganzen eine mildere und humanere Persönlichkeit, wenigstens insofern, daß er es vorzog, ihm widerwärtige Erscheinungen lieber zu ignoriren, als ein gehässiges Urtheil über sie zu fällen; wir begegnen daher auch bei ihm nirgends so absprechenden Urtheilen, wie sie besonders in Schiller's Briefen häufig sind. Momentanen Verstimmungen gab er niemals Gehör, und indem er die Wissenschaften als ein großes ineinandergreifendes Ganzes ansah, hieß er jede Leistung, die einen wirklichen Fortschritt indicirte, willkommen, ohne deshalb an ihr zu mäkeln und sie zu verkleinern, weil der Mensch ihm nicht gefiel. Er selbst äußerte:

> Der Mensch trägt einen bessern Menschen in sich, an den wir uns halten müssen, nicht an den veränderlichen alltäglichen äußern Menschen; an jenen müssen wir uns halten, nicht an diesen, dem wir Manches verzeihen sollen, woran jener tiefere Sinn unschuldig ist.

Nicht mit Unrecht heißt es über ihn in dem Vorbericht zu den „Briefen von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin":

> Die ihm inwohnende Seele war ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verleugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesem verband sich der tiefe Sinn, der heilige Ernst, der der Wahrheit entstammt, die Macht der Ueberzeugung, die liebevollste Schonung, die Milde im Urtheilen und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der Alles umfaßte.

Man kann diese Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters zugeben, aber freilich mit einiger Einschränkung. Er liebte allerdings die Wissenschaften nicht

um des Ruhms willen und er pflegte sie nicht um eines äußern egoistischen Zwecks willen. Nichts lag ihm ferner als dieses. Er verachtete sogar vielleicht bis zu einem gewissen Grade den Ruhm, den diese Welt gewähren kann, und er bildete sich auf den Namen, den er sich in politischen und wissenschaftlichen Kreisen erworben, wahrscheinlich weniger ein als irgendein angehender Dichter auf seine schwachen Erstlingsproducte oder ein Recensent auf seine erste Kritik oder ein Feuilletonist auf seinen ersten Witz. Sein Ziel war, die Wissenschaft mit neuen Ideen zu bereichern und von ihr mit neuen Ideen bereichert zu werden. Ebenso wenig leistete er seine Dienste als praktischer Staatsmann aus Ehrgeiz; diesen Impuls besaß er vielleicht in geringerm Grade, als für einen Staasmann wünschenswerth ist. Er gehorchte dabei nur seinem Pflichtgefühl und dem Wunsche, eine sich ihm bietende Gelegenheit, seine Ideale möglichst zu verwirklichen, nicht vorübergehen zu lassen. Aber ohne Groll und Schmerz, ja selbst vielleicht mit einer gewissen heimlichen Freude entsagte er der staatsmännischen Wirksamkeit, als er seine Mission als gescheitert erkennen mußte, um fortan nur sich selbst und der Wissenschaft und Kunst zu leben. Diese Entsagungsfähigkeit hing aber mit einer gewissen Art von feinerm Egoismus zusammen. Es lag ihm vor allem daran, sich selbst genug zu thun, sich selbst dadurch zu befriedigen, daß er es für seine Person bis zu dem Grade geistiger Vollkommenheit brachte, als ihm zu erreichen möglich war, mit einem Worte sich selbst zu genießen. Daher auch in seinem spätern Lebensalter seine Hinneigung zur altindischen Weisheit, die ebenfalls diesen Charakter der Selbstbeschaulichkeit trägt. Es war in ihm etwas von der Natur eines indischen Fakirs und Nabelbeschauers, nur daß er nicht im entferntesten daran dachte, sich die gleichen Entbehrungen und Bußübungen aufzulegen. Vielmehr war sein ganzes Leben auf ästhetisches Arrangement, [illegible]ten Genuß und auf Abwehrung aller [illegible] widerwärtigen Eindrücke gerichtet, in welcher Richtung er sich namentlich Goethe verwandt zeigte. So arbeitete er zwar im Winter bei verhangenen Fenstern, um nicht durch den ihn erkältenden und unangenehm berührenden Anblick von Eis und Schnee gestört zu werden. Er arbeitete zwar viel und gönnte sich dabei keine Ruhe, aber er würde nicht soviel gearbeitet haben, wenn ihm das Arbeiten selbst nicht Genuß gewährt hätte, er würde der Wissenschaft nicht mit so großem Erfolg obgelegen haben, wenn er dabei nicht sein Vergnügen gefunden hätte. Es ist dies ein Egoismus in edelster Form, aber doch immer Egoismus und, wie R. Haym in seinem Werke es bezeichnet, „idealistischer Quietismus". Er schrieb an Forster: „Mir heißt ins Große und Ganze wirken: auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt Jeder, sobald er auf sich und blos auf sich wirkt"; und weiter: „Der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellectuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle andern, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist oder gewesen ist." Das klingt ganz plausibel, läuft aber doch auf eine ziemlich aristokratische Anschauung hinaus, wie sie, von der Fülle selten so zahlreich versammelter Talente und Geister bestochen, in den Tagen unserer classischen Literatur Viele hegten; leider wird aber die Menschheit im Ganzen und Großen dadurch einigen wenigen bevorrechteten Individuen geopfert. Man könnte sich dies gefallen lassen, wenn diese Anschauung nicht auch praktisch schädlich wirkte und mit der in Deutschland sehr verbreiteten Ansicht parallel liefe, daß das theoretische Studium der Wissenschaft doch im Grunde das Höchste sei, wonach der Mensch als Individuum zu trachten habe. Freilich, wenn sich diese Anschauung mit einem edeln, humanen Charakter wie bei Wilhelm von Humboldt verbindet, so wird sie ihre individuelle Berechtigung haben; aber wo dieser Charakter von Hause aus mangelt, wird eine solche Anschauung leicht zu einer unerträglichen Hoffart, zur Gemüthsdürre und zur Isolirung der Wissenschaft vom praktischen Leben führen, wie dies in Deutschland leider nur zu häufig der Fall ist. So spüren wir die Folgen dieser Ansicht, die uns zu den mancherlei glänzenden und bestechenden, dabei aber gefährlichen Irrthümern der deutschen Bildung zu gehören scheint, gerade in Deutschland am empfindlichsten. Es wäre allerdings ein Götterleben, wenn Jeder in der Lage wäre, sich wie Wilhelm von Humboldt auszubilden, aber wie Wenige sind dies! Daher der weitere Irrthum, der sich zum Theil auf Wilhelm von Humboldt's Verwaltung der Schulangelegenheiten zurückführen lassen dürfte, daß der nationale Unterricht auf eine zu ausschließlich wissenschaftliche oder besser reinphilologische Basis gestellt und Näherliegendes verabsäumt wurde. Wenn man in dieser Ansicht verharren wollte, so wäre es wol möglich, daß man in so und so viel Zeit ein Volk von vollkommenen Barbaren hätte, überragt von einigen Intelligenzen, welche die Massen, wie dies schon gewissermassen der Fall, nur durch mechanische Mittel, durch bewaffnete und polizeiliche Macht oder durch organisirte Scheinfrömmigkeit und jede Energie abschwächende Demoralisation im Zaume halten und den allgemeinen Wurmfraß nur hinter einem künstlichen Civilisationsfirniß verstecken könnten. Denn das ist die von Vielen noch immer verkannte Gefahr in den meisten europäischen Ländern, daß bei der rapiden Zunahme der Bevölkerung vielleicht jährlich ebenso viele Millionen im Stillen der Barbarei entgegenreifen, als Tausende, und vielleicht nicht einmal Tausende, für höhere humane Bildung gewonnen werden.

Dabei können wir aber nicht nachdrücklich genug wiederholen, daß der Egoismus Wilhelm von Humboldt's ein Egoismus in seiner entschuldbarsten, nobelsten, ja untadelhaftesten Form war. Es war ja doch nur individuelle Stimmung, die zugleich etwas sehr Berechtigtes hat, wenn er die Einsamkeit und das beschauliche Sichinsichversenken das höchste Glück nannte, was der Mensch haben könne, wenn er erklärte, für seine Person einsames, träumerisches Sitzen einem Gespräch weit vorzuziehen, wenn er ein andermal behauptete: „Das Größte und

Schönste bleiben doch die reinen, nur mit den innern Blicken erkennbaren Ideen.“ Seine Selbstbeschaulichkeit war ja nicht wie die anderer Menschen eine müßige; sie war Arbeit und Selbstvervollkommnung, und es sind von ihr köstliche Früchte für seine Nation abgefallen. Auch kann man behaupten, daß er des größten Opfers fähig war, indem er, wenn die Pflicht und das Vaterland riefen, seiner Neigung zur Selbstbeschaulichkeit und wissenschaftlichen Einsamkeit zu entsagen wußte und diesem höhern Berufe dann seine angestrengteste Thätigkeit widmete, dabei aber immer noch soviel Zeit gewann, seine Lieblingsstudien fortzusetzen. Je ausgebildeter bei ihm die Neigung zu einsamer Arbeit war, um so höher muß man ein solches Opfer anschlagen. Indeß hätte er auch dieses Zurückgezogensein in sich und diese Thätigkeit nach außen nicht in so seltener Weise miteinander verbinden können, wenn er dazu durch seine äußere Lage nicht in Stand gesetzt gewesen wäre. Wilhelm von Humboldt hatte gut predigen, daß der Mensch nichts „bedürfen“ müsse, er hatte gut rathen, wie der Unglückliche sich mit seinem Misgeschick abzufinden und sich darüber zu erheben habe. Es trafen ihn allerdings harte Schläge, Todesfälle geliebtester Personen; indeß wird von solchen Schlägen Niemand auf Erden verschont. Aber wenigstens lernte er die Noth, dieses widerwärtige Gespenst, nicht kennen, die Noth, die den damit Belasteten besonders darum verbittert, weil sie zwar Vielen, aber nicht Allen gemeinsam ist und weil bei der sich aufdrängenden Vergleichung des eigenen Looses mit der glücklichern Lage Anderer die Frage wol sehr natürlich ist: Warum das gerade mir? Warum diese beim besten Willen nicht gänzlich zu überwindende Hemmung meiner intellectuellen Anlagen, meines geregelten Fortschreitens, meiner geistigen Vervollkommnung und Thätigkeit? Warum diese Schranke, die allein daran schuld ist, daß ich nicht werden und leisten kann, was Andere bei vielleicht geringern Anlagen geworden sind und geleistet haben? Das sind freilich auch Fragen, die dem menschlichen Egoismus entspringen, aber dieser Egoismus ist mindestens ebenso natürlich als der Egoismus Wilhelm von Humboldt's, wenn er die Hast nicht begreifen konnte, womit Georg Forster, dessen Existenzmittel einzig die Feder war, seine Gedanken zu Papier brachte, oder wenn er seinen Unsterblichkeitsglauben so formulirte, daß nur der geistig Vollkommene ein Anrecht auf eine individuelle Fortdauer jenseit des Grabes gewinne. Ueber jeden andern Schmerzensfall stumpft sich die Trauer zuletzt ab oder verliert sich in eine leise, fast poetische Wehmuth, aber Nahrungssorgen und die Demüthigungen, die sie zur Folge haben, sind ja ein stets gegenwärtiger Feind, und ein fortgesetztes Ringen mit ihm stört alle Harmonie des Daseins und erschöpft zuletzt die geistige wie die körperliche Kraft. Diesen oft so hartnäckigen Feind, daß er sich durch nichts zurückweisen und bannen läßt, hat Humboldt nie gekannt. Auch R. Haym fühlt sich veranlaßt, zum Schlusse seines von uns zu besprechenden Werks über Wilhelm von Humboldt diesen Punkt zu berühren. Er sagt:

Nur auf dem Boden offenbar der wohlhäbigen Existenz, nur in einer Lage, die ihn vollkommen unabhängig stellte, konnte in Humboldt eine Denkweise gedeihen, welche die äußere Unabhängigkeit durch die innere adelte und die Bedürfnißlosigkeit zur Pflicht und Gesinnung umstempelte. Zu einem solchen Verächter des gemeinen Bedürfens kann nur Derjenige in der Regel sich bilden, der leicht, was er bedarf, ja im Ueberfluß sich verschaffen kann. So resignirt gegen Verlust und Unglück wird in der Regel nur Der, der zu darben nicht gewohnt ist und welcher von schmählichen Schicksalsschlägen verschont blieb. Sowol die Tugend dieses Mannes wie sein Glück ging sicherlich aus der Schönheit seiner Seele hervor; aber selbst zur Formirung dieser Schönheit gehört unzertrennlich jene Reichlichkeit des Besitzens und jene Leichtigkeit der äußern Existenz. Immer wieder wird man an jene Schilderung der Verbindung von Glück und Tugend erinnert, wie sie Aristoteles in echtgriechischem Sinne und aus dem bewußtesten Verständniß des griechischen Geistes und Lebens entwirft. Auch in dieser Schilderung ist die philosophische Beschauung der höchste Gipfel von Beidem. Auch in dieser Schilderung ist der Tugendhafte vor allem entsagsam und genügsam, aber sein Glück muß gekrönt sein durch die Umgebung mit den Gütern des Lebens, mit dem Behagen guter Tage und der Theilnahme redlicher Freunde.

Die griechische Religion war ja, wie die griechische Kunst, Poesie und Philosophie, in der That nur für glückliche, wohlhäbige Menschen, oder für solche, welche nicht viel bedürfen, für Menschen unter einem heitern und wärmern südlichen Himmel, wo ihnen Alles zuwächst. Aber der Schwerpunkt der Völkergeschichte sollte, als die alten Völker durch diese üppige Religion verweichlicht und verkommen waren, nach dem rauhen Norden verlegt werden, wo die Bedürfnisse zwei- und dreifach gesteigert sind und Klima, Himmel und Lebensweise mehr Aufblicke nach oben wie nach innen nöthig machen. Daher wurde, möchte man fast glauben, die christliche Religion, die eine Religion nicht der Reichen, sondern der Bedürftigen und Bedrückten ist, von [illegible] die Welt gesendet, daß die nordischen Bewohner in ihren Arbeiten, Mühen und Kümmernissen einen [illegible] als den hätten, den die Erde bieten kann. [illegible] ergriffen diese Völker das Christenthum in seiner reinern, innerlichern Form, während die südlichen mehr das Sinnliche und Ueppige an ihm herausbildeten. Der christliche Cultus als solcher hat freilich im Laufe der Jahre und infolge der gesteigerten Cultur — wer wollte es leugnen? — an Trosteskraft für die Modernen viel eingebüßt; sie sind zumeist an ihren innern Menschen gewiesen, und wer den nicht hat, ist verloren. Wilhelm von Humboldt hatte ihn; er hatte sich ihn errungen, und nicht ohne Arbeit, Kampf und Zwiespalt. Vielleicht hatte er diesen Zwiespalt gar nicht einmal so vollständig überwunden, als es uns nach den hinterlassenen Documenten seines Geistes scheinen mag, wir meinen den Zwiespalt zwischen dem Verehrer und Zögling der alten Hellenen und dem christlichen Menschen in ihm. Humboldt litt ebenfalls an einer damals ziemlich verbreiteten Illusion, zu der sich übrigens zu der Zeit manche Haltpunkte boten, nämlich an der Illusion von der innigen Verwandtschaft zwischen dem hellenischen und deutschen Volke. Lassen wir uns hierüber nicht dadurch täuschen, daß einzelne deutsche Dichter in

einigen wenigen Erzeugnissen dem hellenischen Geiste näher gekommen sind als irgendein Dichter irgendeines andern Volks! Die Fügsamkeit, Anschmiegsamkeit und Versatilität des deutschen Geistes und besonders der deutschen Sprache sind allerdings ungemein groß; so gut man aber aus jenen vereinzelten poetischen Erzeugnissen auf eine innere Verwandtschaft der Deutschen mit den alten Hellenen schließen wollte, ebenso gut könnte man aus den jetzt in Deutschland so häufig gewordenen Hafis-Poesien auf eine innige Verwandtschaft zwischen Deutschen und Persern schließen, was zu behaupten doch schwerlich Jemandem einfallen wird. Um den Unterschied zwischen den Deutschen und Hellenen zu begreifen, möge man nur eine Madonna aus der altkölnischen oder Dürer'schen Schule mit der Mediceischen Venus, eine altdeutsche Apostelstatue mit dem Apollo von Belvedere, den Holbein'schen Todtentanz mit einer griechischen Darstellung des Todes, ein deutsches Kirchenlied mit einer Pindar'schen Hymne, eine Ode Klopstock's an seine „künftige Geliebte" mit einer liebeglühenden Ode der Sappho, ein deutsches Lustspiel mit einer Komödie des Aristophanes oder Goethe's „Götz von Berlichingen" und „Faust" und Schiller's („des Modernsten der Modernen", wie Wilhelm von Humboldt ihn vielleicht nicht mit Unrecht nannte) Trauerspiele von den „Räubern" an bis selbst zur hellenisirenden „Braut von Messina" oder gar die dramatischen Phantasiestücke der Romantiker mit einer Tragödie des Aeschylus oder Sophokles, oder ein deutsches Volksfest mit einem griechischen u. s. w. vergleichen. Der plastische Trieb ist bei uns im Allgemeinen sehr gering, wir sind viel mehr eine musikalische, innerliche, Alles in Empfindung und Reflexion auflösende Nation, und gewiß wird ein alter Hellene den Wellenschlag des Meers und den Sternenhimmel, die auf Humboldt stets einen so tiefen Eindruck machten, mit ganz andern Gefühlen angesehen haben als Humboldt.

Ohne Zweifel ist es aber Wilhelm von Humboldt in der Dichtung seines Lebens immerhin besser gelungen, als es Schiller in seiner „Braut von Messina" gelang, das antike Element mit dem christlichen zu verschmelzen, und zwar dadurch, daß er an die griechische Philosophie anknüpfte, die allerdings die Grundlage und den Ausgangspunkt aller Philosophie bildet. In dieser Region stoßen in der That griechischer und deutscher Geist näher aneinander als auf dem Gebiete der Kunst und Poesie. Dennoch war Humboldt's von Haym nachgewiesenes Experiment, den Kantianismus zu platonisiren und die Platonische Lehre vom ἔρως mit dem kategorischen Imperativ Kant's zu verbinden, immer noch gewagt genug. Er konnte bei diesem Vermittelungsversuch, den er wol als unmöglich erkennen mochte, seiner ganzen Natur nach nicht stehen bleiben. An der Hand der indischen Weisen, die er nun kennenlernte, gab er sich mehr und mehr dem Genuß der Selbstbeschaulichkeit hin und so, in die eigene Brust hinabsteigend, kehrte er mehr und mehr zu specifisch-christlichen Ideen zurück, die ihm zuletzt mehr Trost gewährten als die Lehre vom ἔρως und selbst die uns näherliegende vom kategorischen Imperativ. Begreiflicherweise aber war es nicht das dogmatische, decretirte und in Formeln gefaßte, nicht das von Christus abgefallene Christenthum, dem er anhing. Hierzu dachte er zu menschlich frei und groß. Aber das Christenthum galt ihm fortan als „durch besondere Anordnung von oben in die Welt gekommen". Er sprach es geradezu aus, daß Religion und Poesie in gar keinem, am wenigsten in einem schroffen Gegensatz gegeneinander ständen, daß gerade die religiösen Wahrheiten des höchsten dichterischen Ausdrucks fähig seien, was sie in der That auch sind, und daß die Poesie gar keine hohe und tiefe sein könne, wenn sie nicht immer in das Gebiet hinüberginge, in welchem auch die Religion weile. Er foderte als Grundlage für sittliches, tugendhaftes, harmonisches Dasein „religiöses Gefühl, Ueberzeugung von einem höchsten Wesen, Glauben und vertrauende Liebe, Zuversicht, daß mit dem irdischen Tode das wahre Dasein des Menschen erst beginne", und er fügte hinzu: „Wo diese Grundlage fehlt, kann keine Poesie wahrhaft moralisch wirken." Als er diesen Standpunkt erreicht hatte, war es ihm auch möglich, ja geboten, in Klopstock eine „durchaus poetische Natur" zu erkennen; denn eine wahrhaft religiöse Stimmung (Gebundensein an bloße Dogmen und kirchliche Decrete gibt überhaupt keine Stimmung) muß auch nothwendig eine poetische sein. Er hatte sich hiermit unleugbar bedeutend von dem Standpunkt entfernt, den er einnahm, als er noch innig mit Schiller und Goethe verkehrte. Doch hat er auch später niemals das religiöse Leben verkannt, das in beiden Dichtern waltete, wenn es sich auch in allgemeinerer Form manifestirte und, bis auf wenige selbst katholisirende Anklänge, die man vielleicht sogar als bloßen poetischen und theatralischen Aufputz betrachten darf, gegen den Inhalt des specifischen Christenthums mindestens neutral verhielt. Wir dürfen überhaupt nicht verkennen, daß die moderne Welt es noch zu keinem Abschluß gebracht hat, daß sie nicht wie das frühere Mittelalter, welches von allen antiken Elementen abstrahiren durfte, aus dem Vollen, Ganzen schafft, sondern daß wir in einer eklektischen Zeit leben und uns sowol mit antiken als mittelalterlichen Elementen und Traditionen schleppen, die wir nicht loswerden können und die mit unsern modernen Ideen oft in einem sehr grellen Gegensatz stehen. Da muß Jeder sehen, wie er mit sich selbst fertig wird. Der Trotz und der Eigensinn, womit jetzt Jeder auf das Recht seiner Individualität pocht — jenes Recht, das auch Wilhelm von Humboldt namentlich in frühern Tagen befürwortete —, findet in einer solchen Zeit wenigstens seine Entschuldigung, so schlimm und verderblich auch die Folgen davon für das Ganze und rückwirkend auch wieder für den Einzelnen sein mögen.

Ein Mann von der seltenen Geistes- und Charakterbildung und der staatsmännischen Wirksamkeit wie Wilhelm von Humboldt, auf den zugleich ein Widerschein von dem europäischen Ruhm seines Bruders Alexander fiel, verdiente es im hohen Grade, einen seiner würdigen

Biographen zu finden, und wir glauben, daß er ihn in R. Haym gefunden hat. Haym spricht sich im Vorwort über die Aufgabe, die er sich dabei setzte, wie über das von ihm benutzte Material aus. Er gesteht, den „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt" von Gustav Schlesier für zahlreiche Nachweisungen und Notizen verpflichtet zu sein. Seitdem und seit Varnhagen's, F. von Müller's und Böckh's Charakteristiken Humboldt's ist jedoch neues Material in großem Umfange zutage gekommen: Wilhelm von Humboldt's „Gesammelte Werke", herausgegeben von Brandis und bevorwortet von Alexander von Humboldt; die durch Pertz geschehene Veröffentlichung der „Denkschrift über Preußens ständische Verfassung"; eine Reihe von Briefen, namentlich die „Briefe an eine Freundin", welche Humboldt's geistigen Reichthum zuerst weitern Kreisen zuführten und in der in Deutschland so reich vertretenen Briefliteratur eine in ihrer Art einzige Erscheinung bilden; dann seine Sonette, die ebenfalls sein Bruder Alexander mit einigen dankenswerthen Andeutungen über Wilhelm's Geist und Charakter und mit einem interessanten, bis dahin noch unedirten Fragment aus dem Nachlaß seines Bruders eingeleitet hat. Dahin gehören auch die bereits in dritter Auflage erschienenen, mit einer biographischen Einleitung versehenen „Lichtstrahlen", von Elisa Maier aus seinen Briefen zusammengestellt. Haym mag zwar Recht haben, wenn er bemerkt, daß diese „Lichtstrahlen" keinen Anspruch auf Selbständigkeit machen; indeß hierauf kommt es bei Schriften dieser Art auch weniger an, als darauf, die geistigen Schätze eines Mannes wie Humboldt auch in weitern Kreisen in Umlauf zu setzen und sie zu einer gangbaren Münze zu machen. Wir dürfen nicht vergessen, daß Wilhelm von Humboldt's Name bis zur Veröffentlichung seiner „Briefe an eine Freundin" und der „Lichtstrahlen" in Deutschland und selbst in Preußen nicht eigentlich populär war. Man möchte fast sagen, daß bis dahin das starre Beamtenthum, welches nur an der Routine hängt, sich zwischen ihn und die Nation stellte und seinen Namen nicht bis zu dieser gelangen ließ. Gegen Stein bewies die bureaukratische Welt, die nur die Männer der Routine gelten läßt, eine ähnliche Antipathie. Ein Mann wie Humboldt, der sich offen zu der Ansicht bekannte, daß die Acten einen Menschen, der ohne Ideen sei, „von Grund aus verdürben", mußte den eingefleischten Beamten im höchsten Grade unbequem sein. Einen solchen Mann betrachteten sie als einen vom traditionellen Beamtenglauben abgefallenen Ketzer, der sie in der süßen Gewohnheit althergebrachten Beamtenschlendrians störe. Daher werden wir Schriften wie die „Lichtstrahlen", welche dazu beitragen, die Schranke zwischen Humboldt und der Nation niederzureißen, nur willkommenheißen können.

Denn gestehen wir es nur, Haym's so treffliche Arbeit über Wilhelm von Humboldt ist zwar ein Werk, welches von Historikern und Literarhistorikern von Fach mit größtem Antheil gelesen werden wird; es erfodert aber Studium, keine bloße Lectüre, und ist daher sehr wenig geeignet, ins Volk oder auch nur in die Kreise allgemeinerer Bildung zu dringen. Es ist, soweit man dies von Lebensbeschreibungen moderner Männer überhaupt sagen kann, ein gelehrtes Werk, wenigstens ein Werk für studirte Leute, welchen die Zeit selbst eine Aufgabe tiefern und gründlichern Studiums ist. Der Verfasser beklagt, daß eine lückenlose und erschöpfende Darstellung des äußern Lebens Humboldt's auch jetzt noch unmöglich sei, da die wichtigsten Documente noch zurück und in Staats- und Familienarchiven verborgen seien, und daß auch wenig Aussicht darauf sei, daß sie durch directe Bemühungen sollten hervorgelockt werden können. Dennoch ist das Buch gegen siebenthalbhundert Seiten Großoctav stark. Welche Corpulenz und wie viel Bände würde es erst erreicht haben, wenn dem Verfasser die noch nicht ans Licht gebrachten Materialien zugebote gestanden hätten! Insofern möchte man sich fast sogar Glück dazu wünschen, daß sich der Verfasser mit etwas knappern Materialien, als ihm selbst lieb war, begnügen mußte. Auch wird Niemand, der Wilhelm von Humboldt's Leben und Wirken nicht gerade zur Aufgabe seiner speciellen Forschung gemacht hat, darin etwas Wesentliches, d. h. für ihn Wesentliches vermissen.

Was aber der Verfasser beabsichtigte, war nicht sowol eine Biographie als eine Charakteristik Humboldt's zu schreiben. Er selbst erläutert seinen Plan im Vorwort näher mit den Worten:

> Wir haben keinen Begriff von einer Charakteristik, die nicht wesentlich historisch verführe. Ein Individuum stellt sich nur dar, indem es sich vor unsern Augen entwickelt. Es entwickelt sich vor allem aus dem Kern seines eigenen Wesens; es entwickelt sich zugleich mit den Schicksalen des äußern Lebens, an den Bildungseinflüssen des Jahrhunderts, im Zusammenhange mit den allgemeinen geschichtlichen Ereignissen und Verhältnissen. Eine Charakteristik Wilhelm von Humboldt's können wir daher nicht versuchen, ohne zugleich ein möglichst vollständiges und genaues Bild seines Lebens zu zeichnen, und ein solches Bild nicht zeichnen, ohne es in die Entwickelung des deutschen Geistes und Lebens mitten hineinzustellen.

Wir glauben, daß man mit der Art, wie der kenntnißreiche und tüchtig durchgebildete Verfasser seine in obigen Worten bezeichnete Aufgabe gelöst hat, wohl zufrieden sein kann. Er beherrscht seinen Stoff vollständig, und er behandelt ihn mit der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, wie sie deutschen Gelehrten eigenthümlich sind. Man erhält nicht nur ein Bild Wilhelm von Humboldt's, sondern auch der Zeitverhältnisse, innerhalb welcher er wirkte, wie der Personen, mit denen er entweder sich aus Neigung und gleicher Gesinnung zu thun machte, oder mit denen er in Gemeinschaft zu wirken durch seine officielle Stellung verpflichtet war. Haym nimmt für seinen Helden begreiflicherweise Partei, aber nicht in dem Grade, daß er sein unbedingter Schmeichler würde, vielmehr unterwirft er dessen ästhetische wie philosophische und politische Ansichten einer genauen und gründlichen Kritik und Analyse, wobei sich im Einzelnen auch abweichende Standpunkte ergeben und namentlich auch gewisse schriftstellerische Mängel Wilhelm von Humboldt's in Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände hervorge-

hoben werden. Das Buch ist im Ganzen mit Geist und in einem correcten, feingeschliffenen, präcisen und klaren Stil geschrieben, dem es aber doch vielleicht etwas an lebendigem Colorit fehlt. Auch möchte man dieser ganzen Simplicität der Darstellung, die vielleicht nicht ganz frei von Manier ist, eine gewisse Künstlichkeit anmerken. Jedenfalls ist es aber nicht jene Schwerfälligkeit der Schreibart, welche man sonst wol den deutschen Universitätsgelehrten vorwirft. Mehr läßt sich der deutsche Gelehrte in der Wahl wie der Behandlung der Gegenstände wahrnehmen, die der Verfasser aus Humboldt's Leben und Wirken herausgreift und mit Vorliebe bespricht. Ein Engländer mit seinem angeborenen Talent dramatischer Veranschaulichung würde aus dieser Biographie ein allgemeiner lesbares, praktischeres und fesselnderes Buch gemacht und sich besonders auch an die Momente von reinmenschlicher Bedeutung gehalten haben, wie sie namentlich Humboldt's Verhältniß zu seiner Freundin Diede und sein Briefwechsel mit ihr bietet. Diese Partie ist von Haym jedoch im Verhältniß zu den übrigen Partien sehr kurz und flüchtig behandelt, während den linguistischen Untersuchungen und Axiomen Humboldt's eine ganze Abhandlung von nicht weniger als etwa 70 Seiten gewidmet ist. Auch den später so hervortretenden christlichen Anschauungen Humboldt's ist wol nicht die genügende Aufmerksamkeit gewidmet, vielleicht aus Besorgniß, hier auf ein Capitel zu gerathen, welches in Universitätskreisen nicht recht gangbar ist. Endlich verräth sich der deutsche Parteidoctrinär wol zu sehr in den die politische Wirksamkeit Humboldt's betreffenden Partien, denen wol eine lebensvollere Darstellung zu wünschen und zu geben gewesen wäre.

Es würde den Raum d. Bl. offenbar zu ungebührlich in Anspruch nehmen, wenn wir hier an der Hand Haym's ein vollständiges curriculum vitae Wilhelm von Humboldt's schreiben wollten. Auch dürfen wir eine allgemeinere Kenntniß seines Lebens bei den Lesern d. Bl. wol mit Recht voraussetzen. Wir übergehen daher die Mittheilungen über seine Kindheit und Jugenderziehung, über seine Bekanntschaft mit Frau Marcus Herz und über die berliner literarischen Cirkel, in die er sich als Jüngling eingeführt sah, über seine Studienzeit in Frankfurt an der Oder und in Göttingen, über seine Reise mit Campe nach Paris zur Zeit der Revolution, über sein Verhältniß zu F. H. Jacobi, Georg Forster und Lavater, so interessante Gesichtspunkte sich auch aus Haym's Schrift in Betreff dieser Lebensmomente und Bekanntschaften ergeben. Näher liegt es uns hier, sein Verhältniß zu Schiller und Goethe zu erörtern, welches ein so inniges war, und zwar zumeist von seiner, des jüngern Mannes Seite, daß man ihn fast als den Dritten im Bunde ansehen könnte. Auch haben beide Dichter sich mit keinem Dritten in so tiefe und fortlaufende literarische Berathungen eingelassen, als mit Wilhelm von Humboldt, Keinem ein so großes Vertrauen gezeigt, auf keines Andern Urtheil soviel gegeben. Wenn man auch nicht leugnen kann, daß bei diesem Verhältniß der größere Gewinn auf Humboldt's Seite war, so haben doch sein edler milder Sinn, seine harmonische Persönlichkeit und sein philosophisch durchgebildeter Geist wie sein geschmackvolles Urtheil auch auf beide Dichter belebend und regelnd zurückgewirkt. Weniger wol auf Goethe, der gewissermaßen wie eine Naturerscheinung, welche ihre Gesetze in sich selbst trägt, ruhig seines Wegs ging und dem fremdes Urtheil nur insofern von Interesse war, als er es zum Gegenstande seiner eigenen Beobachtungen machen und die Richtigkeit seines eigenen Urtheils daran prüfen konnte, so etwa wie ein Naturforscher über ein sonst feststehendes, unverrückbares Naturphänomen doch gern das Urtheil und die Beobachtung eines geistreich combinirenden wissenschaftlichen Collegen kennenlernen wird. Anders verhielt es sich mit Schiller, dessen Bildungsgang ein ganz anderer gewesen war und der in seinem ewigen Ringen nach einem Ideal wie in dem quälenden Gefühle, daß ihm zu seiner Vollendung doch Dieses und Jenes, namentlich aber eine genügende Kenntniß des Alterthums und besonders der griechischen Sprache fehle, von solchen Geistern, die sich ihm in dieser idealistischen Richtung verwandt zeigten, gern Rath und Belehrung annahm, wenigstens in allen solchen Punkten des Wissens, in denen er sich nicht ganz sicher fühlte. Mit Recht bemerkte der Berichterstatter über den Schiller-Humboldt'schen Briefwechsel in Nr. 137 d. Bl. f. 1831:

In der That muß man Schiller's Glück preisen, das ihn auf seiner Dichterlaufbahn Freunde wie Goethe und Humboldt hat finden lassen, von welchen er in jenem das Vorbild Dessen, was ihm noch fehlte und was er mit hoher Willens- und Geisteskraft erstreben zu müssen und zu können glaubte, in diesem den Entdecker Desjenigen erkannte, was er besaß, den Aufschließer seiner innern Schätze, den mitsinnenden Forscher, den erklärenden und erläuternden Bewunderer.

Ohne Zweifel hat auch Wilhelm von Humboldt das Meiste dazu beigetragen, Schiller der dramatischen Poesie zu erhalten, indem er in dem Augenblicke, wo der Dichter zwischen Epos und Drama schwankte und nahe daran war, dieses für jenes aufzugeben, ihn mit aller Entschiedenheit, aber auch mit der größten Delicatesse und Feinheit darüber klar zu machen wußte, daß seine ganze Natur sich ebenso sehr dem Drama zuneige, als dem Epos widerstrebe. Es ist ein großes Ehrenzeugniß für Wilhelm von Humboldt, wenn Schiller einmal schreibt, daß er bei Allem, was er mache, daran denke, wie es Humboldt gefallen werde. Diese Hingabe an Humboldt ging freilich nicht soweit, daß er seinen Rathschlägen in allen Fällen und unbedingt Gehör gegeben hätte, und wenn er den etwas wunderlichen Rath Humboldt's, daß er den „Wallenstein“ in Prosa statt in Versen schreiben möge, nicht befolgt hat, so wird man ihm darin nur Recht geben und der Poesie dazu Glück wünschen müssen. Ein höchst interessantes Denkmal des schönen Verhältnisses zwischen Humboldt und Schiller ist der von Humboldt selbst noch bei seinen Lebzeiten herausgegebene Briefwechsel zwischen Beiden. Und auch bei der Redaction dieser Correspondenz zeigten sich die Gewissenhaftig-

keit, der Takt und die Discretion Humboldt's in schönstem Lichte. Haym bemerkt, daß Humboldt nur ungern an die Arbeit gegangen sei, seinen Briefwechsel mit Schiller für das Publicum zurecht zu machen, und daß nur sein den Erben Schiller's gegebenes Versprechen ihn dazu habe vermögen können. Haym fährt fort:

Er war im Ganzen gegen alles Drucken von Briefen. Unmöglich konnte er verfahren, wie Goethe verfahren war. Die ganze Correspondenz mußte durchgegangen, alles Dasjenige, was von blos momentanen Beziehungen darin enthalten war, mußte getilgt, unvertilgt sollten nur die Ideen und Raisonnements mitgetheilt werden. Diese Arbeit, bei welcher das Ganze bis auf die Hälfte zusammenschmolz, kostete mehre Monate.

Von dieser Verfahrungsweise sollte, wie es uns scheint, bei der Herausgabe von Briefwechseln nur in ganz besondern Fällen abgewichen werden, deren Beurtheilung wie die Verantwortung dafür freilich jedem Redacteur und Herausgeber von Briefnachlassenschaften überlassen bleiben muß.

Es ist bekannt, mit welcher Innigkeit, ja fast Schwärmerei Wilhelm von Humboldt an Schiller hing und wie seine Sympathie für den Dichter auch dann noch dieselbe blieb, als ihm später, wie dies bei größerer Geistesreife zu geschehen pflegt, die Art und Weise Goethe's nähertrat und sich seinem Verständniß mehr und mehr erschloß. Haym sagt in Bezug auf Humboldt's Aufsatz über Goethe's zweiten römischen Aufenthalt und auf die treffliche Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller:

Wir kennen hinlänglich den Inhalt dieser Vorerinnerung. Bezeichnend für die gegenwärtige Reife seines Wesens und seiner Ueberzeugungen ist nur dies, wie er (Humboldt) jetzt mehr und freier als je auch die zusammenstimmende Verschiedenheit der beiden Dichterindividualitäten zu würdigen vermochte. Indem er den überschießenden Idealismus seiner Natur in seiner nunmehrigen Auffassung des Wesens der Kunst und des Alterthums gleichsam durch eine List neutralisirt hatte, war es ihm ein Leichtes, sich mit gleicher Sympathie jetzt zu dem am meisten realistischen *), jetzt zu dem am meisten idealistischen Dichter zu wenden. Er hatte ehemals in jenem ganz der Goethe'schen Dichtung gewidmeten Buche (der Schrift „Ueber Goethe's Hermann und Dorothea") nur durch eine künstliche und gezwungene Unterscheidung die Ehren Schiller's mit denen Goethe's zu vereinigen gewußt. Er braucht jetzt nur von den ineinander passenden Fäden seines Jugendgewebes entweder die einen oder die andern ein wenig stärker anzuziehen, um mit gleichem Glanze bald das Bild des Einen, bald das des Andern erscheinen zu lassen. Wenn ja noch ein Unterschied hervortritt, so ist es der, daß er bewundernder vor dem Bilde Goethe's, theilnehmender, hingebender und gerührter vor dem Bilde Schiller's steht.

Wir glauben aber doch, daß der hier für das Verhältniß Humboldt's zu Goethe gewählte Ausdruck „bewundernd" nicht erschöpfend genug sei. Mit dem bloßen „Bewundern" ist es eine eigene Sache; ein Wilhelm von Humboldt wenigstens konnte sich mit dem bloßen „Bewundern" eines Dichters nicht genügen lassen.

Fragen wir nun noch, wie sich Goethe und Schiller von der gemüthlichen Seite zu Wilhelm von Humboldt verhalten haben, so werden wir uns zu diesem Zwecke vornehmlich im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel umsehen müssen, da dieser ihre innersten Herzensgeheimnisse offenbart. Wir werden dann allerdings sagen müssen, daß darin von keinem andern ihrer persönlichen Bekannten soviel die Rede ist, daß sie einander, wenn auch nur in fliegenden Notizen, redlich mittheilen, wo Humboldt sich aufhält, was er über sie denkt und schreibt, daß sich aber nur ein mal, und zwar in einem Briefe Goethe's, ein bedeutendes Lob für ihn einmischt, indem Goethe darin bemerkt: „Sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiderung." Dagegen bemerkt Schiller einmal, daß ihm Humboldt's Gedankenrichtung jetzt „etwas fremd und widerstrebend" sei. Dieses Urtheil scheint sich auf Humboldt's Schrift über Goethe's „Hermann und Dorothea", damals noch Manuscript, zu beziehen, und daraus, daß Goethe's Lob etwa vier Wochen später geschrieben ist, darf man wol schließen, daß es Goethe darum zu thun gewesen sei, gewissermaßen seine Autorität bei Schiller zu Gunsten des jüngern Freundes in Geltung zu bringen und einem weitern „Widerstreben" von Seiten Schiller's bei Zeiten vorzubeugen. Auch schrieb Goethe schon vorher an Schiller: „Ihr Schreiben an Humboldt ist zwar recht schön und gut, doch wird es dem Freunde nicht ganz erquicklich sein, denn es drückt nur allzu sehr aus, daß diese Arbeit nicht ganz in unsere gegenwärtigen Umstände eingreifen könnte" — was zwar recht diplomatisch, aber für Den, der in solche Verhältnisse Einsicht hat, verständlich genug gesagt ist.

Es thut uns wahrhaft leid, der Raumersparniß wegen auf die Darstellung, welche Haym von Humboldt's Verhältniß zu den beiden Schlegel, zu Voß und besonders zu dem Philologen Wolf gibt, nicht tiefer eingehen zu können; wir bemerken nur, daß diese Darstellung zur Kenntniß des genialen, zuletzt nur unerträglich hochfahrenden Wolf ein sehr schätzenswerther Beitrag ist, und heben noch hervor, daß Wilhelm von Humboldt auch Wolf gegenüber seine milde und vermittelnde Natur walten ließ, namentlich als er einen Angriff Wolf's auf Herder als des Erstern nicht würdig tadelte. Und Wolf ließ sich von Humboldt gefallen, was er von einem Andern ohne Zweifel nicht mit derselben Gemüthsruhe hingenommen haben würde, wobei wir übrigens nicht vergessen dürfen, daß deutschen Gelehrten gegenüber die vornehme Geburt und Lebensstellung Wilhelm von Humboldt's wol ein beträchtliches Gewicht in die Wagschale legte. Ebenfalls ganz kurz müssen wir Humboldt's nicht blos eheliches, sondern geistiges und selbst gewissermaßen literarisches Verhältniß zu seiner Gattin, geborenen Ka-

*) Wenn Haym hier Goethe den „am meisten realistischen" Dichter nennt, so kann er dies wol nur so verstehen, daß Goethe im Verhältniß zu Schiller der „am meisten realistische" Dichter gewesen. Denn an einen Realismus in dem Sinne, wie ihn unsere heutige Dorfschulzen-, Fabrikanten-, Krämer- und Pfandleiherliteratur zutage fördert, ist bei dem Dichter des „Wilhelm Meister", „Torquato Tasso", „Faust", „Hermann und Dorothea", der „Iphigenia" u. s. w. gewiß nicht im entferntesten zu denken.

roline von Dacheröden, erwähnen, mit der er eifrig Griechisch und Lateinisch trieb und alte Autoren in der Ursprache las. Die Frauen der damaligen Zeit waren zum Theil eben anderer Art als die jetzigen; sie studirten, suchten sich über Alles zu unterrichten, vertieften sich in das Alterthum und begnügten sich nicht wie die zu unserer Zeit mit bloßen Mode- und Stichworten des Tags. Die Herzogin Amalie tractirte mit Wieland selbst den Aristophanes, für dessen Ungezogenheiten sogar sie schwärmte, und auch die beiden Fräulein von Lengefeld lasen mit einem Eifer, der eines Archäologen würdig war, die alten Autoren wenigstens in Uebersetzungen; auch sie ekelte wie Karl Moor vor dem „tintenklecksenden Säculum", wenn sie im Plutarch lasen von großen Männern. *)

Mit der tiefeindringenden und dabei liebevollen Analyse, mit der Haym den Philosophen, den Schriftsteller, den Sprachkundigen in Wilhelm von Humboldt schildert, charakterisirt er ihn auch als Staatsmann; ja man kann sagen, daß er sich hier auf einem Felde befindet, welches er, wenn auch nicht mit der größern Einsicht, doch mit wo möglich noch größerm Eifer bebaut, mit jener Energie, wie sie politischen Parteimännern eigen zu sein pflegt. Haym gehört ja wol zur Zahl derjenigen modernen Gelehrten, welchen es darum zu thun ist, nicht nur unter den Gebildeten größere Theilnahme an politischen Dingen zu erwecken, sondern selbst einen bestimmten politischen Plan zur Neugestaltung Deutschlands zur Ausführung zu bringen. Wir können es nur gutheißen, wenn er und seine Gesinnungsgenossen diesen Plan, nachdem sie auf parlamentarischem Wege damit gescheitert, wieder in der Presse aufnehmen und, ohne Ermüdung, Verzagtheit und Resignation zu zeigen, mit der Feder für ihn zu wirken fortfahren. Doch will es uns bedünken, als ob Haym hier und da einer unparteiisch objectiven Darstellung der Verhältnisse doch durch die zu scharfe Hervorhebung seiner politischen Tendenz ein wenig Abbruch thue, daß der politische Parteischriftsteller über den Historiker zu viel Macht gewinne. Wir können uns hier, selbst an der Hand eines so beredten Biographen wie Haym, nicht auf die Darlegung der politischen Laufbahn Wilhelm von Humboldt's in detaillirterer Weise einlassen und nur bemerken, daß Humboldt, wenn er auch einzelne Irrthümer begangen und Schwächen gezeigt haben sollte, in aller Reinheit eines Ehrenmannes aus den politischen Geschäften geschieden ist. Es war damals die Zeit noch nicht, wie sie es auch jetzt noch nicht ist, wo ein Philosoph, dem das reine Menschenthum, die harmonische und humane Durchbildung des Geschlechts das höchste Ziel war, Anwartschaft darauf haben konnte, an der Spitze der Geschäfte zu bleiben und seine idealen Tendenzen zu verwirklichen. Er, der den Actenmenschen, welche keine Ideen hätten, den Krieg erklärte, welcher der Ansicht war, daß „alles blos polizeiliche Treiben allemal sein Ziel verfehlt", mußte wol mit seiner Mission in directer praktischer Beziehung scheitern. Aber es ist auch schon etwas Großes darum, ein reines Andenken unter den Menschen zurückgelassen zu haben, und daß seine Wirksamkeit nicht ohne segensreiche Folgen geblieben ist, zeigt sich schon an dem seltenen Eifer, womit man sein Andenken in aller Weise zu erneuern und seinen humanen Tendenzen gerecht zu werden beflissen ist. Man schafft und sorgt ja nicht für den heutigen Tag allein; gerade solche Geister wie Humboldt arbeiten noch mehr für künftige Geschlechter als für die Gegenwart. Hat doch auch das Licht der Firsterne vielleicht Jahrhunderte gebraucht, ehe es den Erdbewohnern sichtbar wurde. Bei aller Anerkennung seiner Uneigennützigkeit und politischen Unbescholtenheit tadelt Haym an Wilhelm von Humboldt, daß er zu wenig von realistischen Neigungen und Affecten durchdrungen gewesen, und er fährt fort:

> Der praktische Staatsmann muß, so scheint es, von einem gröbern Stoff sein. Er muß glühend hassen und lieben, mit ganzer Seele achten und verachten können. Er muß jene edle Ruhmbegierde besitzen, die sich in Erreichung großer öffentlicher Zwecke zu befriedigen dürstet. Vielleicht darf er selbst nicht so weise sein, daß es ihm unmöglich wäre, eine Thorheit zu begehen, und gewiß nicht so tugendhaft, daß er vor Scrupeln über die Reinheit der Mittel die Entschlossenheit und Kühnheit des Handelns verlöre. Auf dieser Bahn ist es leicht, irrezutreten. Das Beispiel steht einzig da, und nur in den Grundzügen des deutschen Wesens lag die Möglichkeit dazu, daß einem politischen Charakter nichts zur entschiedensten Größe mangelte als menschliche Schwäche und Leidenschaft.

Es ist schon anderswo auf das Bedenkliche und Gefährliche dieser Anschauung von der Aufgabe und dem Wesen eines echten Staatsmannes hingewiesen und mit Recht gesagt worden, daß die Tugend, welche nur reine Mittel wolle, kein Hemmniß politischer Größe sei, und daß es für Politiker keine besondere Moral gebe. Wir preisen und feiern noch heutzutage die Uneigennützigkeit und die Tugend eines Aristides, und gewiß waren es nicht seine Grundsätze, an denen das athenienſische Gemeinwesen zugrunde ging. Mit solchen Anschauungen, wie sie hier Haym blicken läßt, müssen wir zuletzt nothwendig dahin kommen, Talleyrand und die Zöglinge seiner diplomatischen Schule doch für die eigentlichen praktischen Staatsmänner zu halten, mögen sie auch die Moral durch Cabalen und Intriguen und Eidbrüche und Treulosigkeiten noch so oft verletzt und über den Haufen geworfen haben. Nein, wir müssen gegen diese Behauptungen Haym's mit allem Ernste und aller Energie protestiren. Wir wollen lieber, daß etwas scheinbar Großes nicht geschehe, als daß das gute Princip grundsatzmäßig aus der Welt hinausgetrieben werde. Auch ist der Vorwurf der Energielosigkeit, welchen Haym gegen Wilhelm von Humboldt erhebt, nicht einmal ganz zutreffend. Als Humboldt die Karlsbader Beschlüsse „schändlich, unna-

*) Der Einsicht in manche Verhältnisse wegen ist nicht zu vergessen, daß die beiden Fräulein von Lengefeld mit Karoline von Dacheröden innig vertraut waren. Karoline von Lengefeld, Schwester von Schiller's Gattin und damals noch die Frau des Legationsraths von Beulwitz, stiftete eigentlich den Ehebund zwischen Wilhelm von Humboldt und Karoline von Dacheröden. Die persönliche Bekanntschaft zwischen Humboldt und Schiller, dem jener begreiflicherweise mit den günstigsten Vorurtheilen entgegenkam, machte sich so von selbst

tional und ein denkendes Volk aufregend" nannte, als er verlangte, daß dem Auftreten Bernstorff's in Karlsbad die Ratification versagt und derselbe in Anklagezustand versetzt werde, da hat er wol einen bis dahin bei einem deutschen Minister unerhörten Muth bewiesen. Wilhelm von Humboldt, der bei der Uebernahme eines Staatsdienstes nur ein Opfer gebracht und dem Staate als Minister wie als Gesandter in Rom, London und auf verschiedenen Friedenscongressen die wichtigsten Dienste geleistet hatte, der für sich dabei weder Ruhm noch Gewinn suchte und uneigennützig genug war, bei seinem Rücktritt selbst auf eine Pension zu verzichten, sah sich nun von der siegenden Partei verfolgt, feindselig behandelt und mußte es selbst erdulden, daß seine Briefe wie die eines anrüchigen Demagogen erbrochen wurden. Diese und ähnliche Chicanerien im Geschmacke der Schmalzianer ertrug er mit der Ruhe eines Philosophen und mit einer Würde, wie in neuern Zeiten kaum ein zweites Beispiel zu finden sein möchte. Er lag nicht auf der Lauer, nicht im Hinterhalte, er intriguirte nicht, er grollte nicht, er klagte nicht, er faßte, was ihm feindselig oder gemein gegenüberstand, als ein Zuständliches, mit dem man sich als Beobachter abfinden müsse, nicht als etwas Persönliches auf. Bei dem Reichthum seines Geistes und der Souveränetät seines innern Menschen konnte er auch verachten, was so tief unter dem Niveau seiner sittlichen wie politischen Begriffe stand.

Wir selbst haben allerdings Wilhelm von Humboldt eines Mangels an gewissen praktischen Eigenschaften geziehen, deren der Staatsmann bedarf, ohne aber damit den Vorwurf zu verbinden, daß er nicht die diabolische Fähigkeit besessen habe, einem Conflict mit der Moral nicht aus dem Wege zu gehen und in jesuitischer Weise jedes Mittel, das zur Erreichung dieses oder jenes Zwecks dienen könne, für erlaubt zu halten. Wir haben auch angedeutet, daß er seine Aufgabe als Leiter der Unterrichtsangelegenheiten in zu idealem Sinne aufgefaßt und an unsere Generation einen zu hohen Maßstab gelegt habe. Zwar suchte er den Elementarunterricht im Sinne Pestalozzi's zu reformiren, indem er ihm die Aufgabe stellte, mehr die Erweckung und selbstthätige Bildung der menschlichen Grundkräfte statt die Ueberlieferung von Dogmen und Schulkenntnissen ins Auge zu fassen. Wir wissen nicht, ob das Fundament, das man dazu legte, ein wirklich praktisches war, wir wissen nur, daß die Volksschulen im Allgemeinen noch nicht geleistet haben, was man von ihnen zu erwarten berechtigt war. Schon die Bezeichnung „Grundkräfte", zu der man hier seine Zuflucht genommen hat, deutet auf eine ziemlich theoretische Auffassung hin, und gewiß darf man sagen, daß die Grundkräfte des Gemüths seit langem über denen des Verstandes, die Ethik über der Intelligenz zu sehr vernachlässigt worden sind. Jedenfalls griff man aber die Aufgabe des Gymnasialunterrichts zu hoch, indem man ihn so anlegte, als ob man aus den Zöglingen lauter Hellenisten bilden wollte. Man tractirte in Prima die schwierigsten Dichter, wie Pindar und Aeschylus, an denen selbst die gründlichsten Sprachgelehrten zu studiren und zu interpretiren haben; man las von Aeschylus nicht blos die leichtern Stücke, sondern sogar den „Agamemnon", bekanntlich die Lieblingstragödie Wilhelm von Humboldt's, die er mühsam in deutsche Verse übertrug, welche sich kaum verständlicher lesen lassen als die griechischen. Man las an einer solchen Tragödie ein ganzes Semester, in jeder Lectionsstunde höchstens ein paar Dutzend Verse, eine gehackte, zerbröckelte Arbeit, bei der die Zöglinge unmöglich den Geist des Originals verstehen lernen und Liebe zu dem Dichter und seiner Dichtung fassen konnten. Die unter den Gymnasien bestehende Rivalität in diesem Unterrichtsgegenstande trieb es sogar soweit, daß einzelne Schüler allerdings sich hier und da in altgriechischer Sprache auszudrücken wußten, gewiß aber in einem Griechisch, welches ein Grieche der vorchristlichen Zeit ebenso wenig als Griechisch anerkannt haben würde, wie von uns das Deutsch, das etwa ein junger Franzose auf einem französischen Collége kauderwelschen lernt, als wirkliches Deutsch anerkannt werden kann. Nach solchen Leistungen wurde aber damals in Preußen an höchster Unterrichtsstelle die Leistungsfähigkeit der Gymnasien überhaupt beurtheilt und bemessen. Es wurde hierdurch zu einer Ostentation, zu einer reinäußerlichen Schaustellung der Grund gelegt, die, wie dies auf den Universitäten das oberflächliche Sichaneignen gewisser Hegel'scher Terminologien zur Folge hatte, auf die Gemüther der jungen Leute keinen günstigen und wirklich bildenden Einfluß haben konnte. Eine große Stiftung, für die ihm der Dank der Nachwelt für alle Zeiten gebührt, knüpft sich aber an den Namen Wilhelm von Humboldt's, die Stiftung der berliner Universität, zu welcher der Gedanke zwar schon früher angeregt war, zu dessen Ausführung aber doch besonders erst auf Humboldt's Anregung und eifrige Befürwortung geschritten wurde. Nach seiner Idee sollte Preußen vorzugsweise der Staat der Bildung und durch diese wissenschaftliche Centralanstalt Berlin die Metropole dieses Staats der Bildung sein. Auch später, in seiner Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten, war Humboldt in dieser Richtung keineswegs müßig, er war Mitstifter des Vereins der Kunstfreunde für den preußischen Staat, für den er das Programm verfaßte, und Mitglied der Commission für das neue Museum.

Mit der Katastrophe, welche, sehr bald nach dem Tode Kant's, Klopstock's, Herder's und Schiller's, über die Monarchie Friedrich's des Großen hereinbrach, war die alte Literaturperiode eigentlich beschlossen. Man hatte großes Recht, auf die gewonnenen ästhetischen und philosophischen Resultate stolz zu sein, aber man sah auch ein, daß hiermit allein einem Volke nicht zu helfen sei. Die Geister wandten sich zum Theil andern Aufgaben zu, und selbst den Romantikern wird man es nicht in Abrede stellen können, daß sie durch ihre chevaleresken Dichtungen, durch ihre Reminiscenzen an das mittelalterliche Deutschland den ritterlichen Geist förderten, welcher in den Unabhängigkeitskriegen zur That und zum

Siege führte. Auch Wilhelm von Humboldt hielt mit seinen ästhetischen Reflexionen inne und versenkte sich mehr und mehr in linguistische Studien, zu denen er schon früher als Hellenist und dann bei seinem Aufenthalte in Spanien, wo er namentlich das Baskische studirte, den Grund gelegt hatte. Chinesisch, Koptisch und Hieroglyphik, Mexicanisch und Ottomitisch, Malayisch und namentlich die Kawisprache — alles Das zog er in sein Bereich. Er zeigte sich auf diesem Gebiete, wie sein Bruder auf anderm, als Alles umfassender Centralkopf, indem er dahin strebte, Sprach-, Geschichts- und Völkerstudium zu verschmelzen und mit Haym's Worten „die Kenntniß der Sprachen mit den höchsten und letzten menschlichen Interessen in Zusammenhang zu bringen und sie vom ideellen Gesichtspunkte aus zur tiefsinnigsten Wissenschaft umzugestalten". Nach Humboldt (wie nach seinem Vorgänger Herder) wirkt in der Sprache der menschliche Geist wie Natur; die Sprache ist ihm kein Werk, sondern eine Thätigkeit. Ueber diese riesenhaften Arbeiten Humboldt's verbreitet sich Haym sehr weitläufig, weitläufiger als dies eigentlich sich mit dem Zweck einer biographischen Charakteristik verträgt. Doch werden wir ihm auch für diese Darstellung dankbar sein, da es nicht Jedem möglich sein möchte, sich durch Humboldt's kolossales Werk „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" hindurchzuarbeiten. Denn Wilhelm von Humboldt verstand es nicht wie sein Bruder Alexander, die Resultate schwieriger und umfangreicher Forschungen dem allgemeinen Verständniß zu erschließen. Die Tugenden des Forschers wurden bei ihm, wie Haym wol mit Recht bemerkt, zu Mängeln des Schriftstellers. Wir hätten hierbei auch noch als ein fast seltsames Factum zu erwähnen, daß in seinen Schriften eine Seite seiner Natur gar nicht zur Erscheinung kommt, nämlich sein wenigstens in frühern Jahren sehr hervortretender Hang zum Sarkasmus und sein ungemeiner Sinn für das Lächerliche, womit er zu einem „Gegenstand der Scheu und des Schreckens" wurde. Nach dem Ausspruch der Rahel verwandelte Humboldt „Menschen in Meerkatzen" und nach Varnhagen's Versicherung wußte er durch „frevelhafthumoristische Paradoxien" die lachlustigste Stimmung um sich zu verbreiten. Paßt auch auf Wilhelm von Humboldt das merkwürdige Wort Charles de Rémusat's, daß alle Schriftstellerei „plein de feintise" sei?

Indeß dieser Sarkasmus mochte wol auch Humboldt im Laufe der Zeit und infolge mancher bittern Schicksale und Erfahrungen vergehen. Er wandte sich, namentlich nach dem Tode seiner Gattin, immer mehr in sich selbst zurück, indem er zugleich Anknüpfungspunkte oben und im Jenseits suchte. Als ein erhebendes Denkmal dieser Richtung nach innen wie nach oben besitzen wir seine „Briefe an eine Freundin", die bereits die sechste Auflage erlebten und aus denen, wie bereits bemerkt, Elisa Maier ihre auch schon drei mal aufgelegten „Lichtstrahlen" vorzugsweise zusammengestellt hat. Gewiß ist es eine eigenthümliche, in dieser Art noch nicht dagewesene Erscheinung, daß dieser Gelehrte und Staatsmann von vornehmer Geburt, den die Frau von Staël einmal die „größte Capacität Europas" nannte, sich dazu herbeiläßt, mit einer der Welt vollkommen unbekannten Frau jahrelang ein herzliches und gemüthliches Briefgeplauder zu unterhalten. Ruhm und Ehre hatte er davon nicht; denn gewiß hat er auf eine Veröffentlichung dieser Briefe, in denen er so reiche Geistesschätze niederlegte, nicht gerechnet. Und was konnte ihm Charlotte Diede sein, die Verkannte, von der Gesellschaft nach einem etwas abenteuerlichen Leben fast Ausgestoßene, welche die Blumenfabrikation trieb und sich sogar veranlaßt gesehen hatte, längere Jahre einen falschen Namen anzunehmen? Aber wie es ihm wohlthat, mit ihr, der Unscheinbaren, in der er aber die innigste Empfänglichkeit für seine Gefühle und hingebendste Anschmiegsamkeit an seine Ideen erkannt hatte, sich über Gegenstände auszusprechen, über die auszusprechen ihm Trost und innere Befriedigung gewährte, so verband er damit in seiner Weise auch den edeln Zweck, einem verkannten, einsam stehenden Wesen, das vielleicht gerade infolge seiner geistigen Begabung früher irregegangen war, Trost und Seelenstärkung zu gewähren und ihm zu beweisen, daß es noch Männer gäbe, die es unter ihrer Würde halten, das Vertrauen vielbetrogener armer Frauen zu täuschen. Daß Humboldt, der Verehrer Kant's *), Goethe's und Schiller's, ihr einmal zur Lectüre Stolberg's „Kirchengeschichte", freilich auch in nächster Stelle Ritter's „Erdkunde" empfahl, ist ebenfalls für ihn bezeichnend genug. Er ließ eben Alles, was tüchtig in sich war, nebeneinander bestehen, wie er ja auch in Voß nicht den „niederdeutschen Bauer", wie ihn die spätere brutale Kritik nannte, sondern auch einen durchaus „liebenswürdigen" Menschen erkannte, „feiner, zarter und poetischer", als man sich ihn vorstelle. Humboldt's Sarkasmus und seine beißende Kritik richteten sich eben nur gegen das in sich Untüchtige, und dafür hatte er ein ebenso scharfes Auge wie für das Tüchtige. Was übrigens den Briefwechsel selbst betrifft, so verweisen wir auf den Bericht darüber in Nr. 2 und 3 d. Bl. f. 1848, worin diese Correspondenz mit vollem Recht eine wahre „Trösteinsamkeit" genannt wird, und wem es um nähere Kenntniß der „Freundin", ihrer verworrenen Schicksale und ihres Verhältnisses zu Humboldt zu thun ist, möge darüber die Aufklärungen nachlesen, die in Nr. 108 und 109 f. 1848 enthalten sind.

*) In Kant verehrte Wilhelm von Humboldt denjenigen Denker, der zuerst die Philosophie „im wahrsten Sinne des Worts in die Tiefen des menschlichen Busens zurückführte". Mit der so herrschsüchtigen Philosophie Hegel's hat er sich dagegen niemals zu befreunden vermocht. „Nichts", sagt Haym, „was seiner ganzen Natur mehr hätte widersprechen müssen, als der mit Zuversicht durchgeführte Versuch, durch bloßes Raisonnement ein System, eine lückenlose und erschöpfende Construction aller Dinge des Himmels und der Erde zu schaffen. Hier mußte er gleich sehr die Zartheit wie die Freiheit des Geistes — er mußte alles Dasjenige vermissen, wodurch die Kant'sche Philosophie ihm so ehrwürdig war."

Noch ein anderes, individuell genommen höchst interessantes Erzeugniß seines philosophischen Einsiedlerlebens sind seine „Sonette", welche sein Bruder Alexander herausgegeben und mit einem Vorwort eingeleitet hat. Wir werden über ihre Entstehung wie über ihre Bedeutung als Lebensmoment des Dichters am besten den brüderlichen Herausgeber vernehmen:

Die Sonette meines Bruders, von ihm selbst nicht zur Veröffentlichung bestimmt, ja den nächsten Angehörigen bis zu seinem Tode (am 8. April 1835) unbekannt geblieben, sind, wie ich schon an einem andern Orte gesagt, als ein Tagebuch zu betrachten, in dem ein edles, still bewegtes Seelenleben sich abspiegelt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewährt ihre Sammlung ein eigenthümliches Interesse. Wenn sie einen Reichthum von Ideen offenbart über den erhabenen Einklang in den Kräften der Natur, wie über das ungleiche Wechselspiel in den Schicksalen der Menschheit, so bezeugt sie auch zugleich Ruhe und milde Stimmung des Gemüths am Ende einer Laufbahn in vielbewegter Zeit. Bei einem Staatsmanne, der nach langer und angestrengter Thätigkeit in einen engen Familienkreis zurücktritt, um den Genuß der freien Natur, um großen, aber schmerzlichen Erinnerungen, um dem Studium des Alterthums und der Entwickelung der Spachorganismen zu leben, sind eine solche Milde, ein solcher innerer Friede des Gemüths eine seltene, schön errungene Himmelsgabe zu nennen.

In dieser Betrachtung ist wenigstens theilweise die Ursache des Beifalls bezeichnet, der in weiten Kreisen in und außerhalb Deutschlands den „Briefen Wilhelm's von Humboldt an eine Freundin" so anhaltend geschenkt worden ist. Die kleinen poetischen Schöpfungen, welche hier zum ersten male vereint erscheinen, nachdem sie vorher in sieben Bänden der „Gesammelten Werke" zerstreut waren, enthalten gleichsam die Selbstbiographie, die Charakterschilderung des theuren Bruders, dessen Beispiel wesentlich auf meine geistigen Bestrebungen eingewirkt hat und den ich so viele Jahre zu überleben bestimmt bin. Die Sonette sind ausgewählt aus einer großen Zahl, da er nach dem Verluste seiner hochbegabten Gattin (26. März 1829) fast jeden Tag eines, bisweilen in später Nacht, aus dem Gedächtniß niederschreiben ließ. Jedes Hundert der Sonette wurde abgesondert und dann erst einer flüchtigen Correctur unterworfen. Die ganze Composition fällt in die letzten Lebensjahre, ungefähr vom September 1831 bis Anfang März 1835, wo eine Krankheit Herrn Ferdinand Schulz (den jetzigen geheimen Registrator bei der Hauptverwaltung der Staatsschulden) von ihm trennte. Diesem Manne, der sein ganzes Vertrauen besaß, verdanken wir die Kenntniß des lange verborgenen Kästchens, in welchem die Sonette aufbewahrt wurden.

Alexander von Humboldt deutet selbst darauf hin, daß diese Sonette in formeller Hinsicht freilich Manches zu wünschen übrig lassen, und Haym sagt von ihnen: „Kaum ein einziges, welches, blos ästhetisch betrachtet, einen ganz ungetrübt poetischen Eindruck machte. Kaum ein einziges wiederum, welches uns nicht menschlich irgendwie ansprechen müßte." Diese Sprödigkeit und vergleichsweise Unbehülflichkeit in Behandlung der poetischen Form hängt vielleicht damit zusammen, daß Wilhelm von Humboldt äußerst wenig Sinn und Gehör für Musik besaß, und gewiß zog ihn an der griechischen Sprache weniger ihr musikalischer Rhythmus als ihre innere Structur und diejenige Harmonie an, welche in ihr zwischen Leib und Seele besteht. Auch die deutsche Sprache hielt er deshalb so hoch, weil sie unter den modernen Sprachen diejenige ist, welche sich am gewandtesten und vielgestaltigsten dem Ausdruck poetischer und philosophischer Ideen herleiht; denn die Ideen waren Humboldt immer das Höchste, und wenn es möglich wäre, ohne Sprache denken zu können, so würde er der Erste gewesen sein, auch die Sprache von sich abzuschütteln, um ganz immateriell im Reiche der reinen Ideen zu leben. Dennoch verdienen diese Sonette als geistiges Product unsere Bewunderung; Jeder, der als Praktiker etwas vom Poetenhandwerk versteht, weiß, welche Aufgabe es ist, täglich oder doch fast täglich Gedankenstoff zu einem Gedicht zu finden und diesen Stoff in der schwierigen Form des Sonetts künstlerisch zu gestalten. Dabei ist es denn doch Wilhelm von Humboldt gelungen, manche köstliche Gedankenperle in die gediegenste Form zu fassen. Zu diesen Perlen rechnen wir in dem Sonett „Reiz der Heimat" die schönen Zeilen:

Die Treue fragt nach Schönheit nicht, nach Größe,
Sie hängt an Dem, was einmal sie geliebet,
Und liebt es fort in seiner nackten Blöße.

Ein gewissermaßen persönliches Interesse haben die Sonette, welche die Ueberschrift „Lea" tragen und an Rahel gerichtet sind. Der pikante, prickelnde Geist dieser Frau interessirte Humboldt lebhaft, aber die zuckende Unruhe und eine gewisse Harmonielosigkeit in ihrem ganzen geistigen Wesen hatte für ihn doch wieder etwas Fremdartiges, Unheimliches und Beängstigendes. Er redet sie einmal an:

Nie hab' ich heimlich mich bei dir empfunden,
Wieviel ich mit dir lebte Tag' und Nächte.
Der schönen Schranken, die das wahre, echte
Gefühl umgrenzen, schienest du entbunden.

Und ein andermal:

Vertraut mit Allem, was die Brust durchwühlet,
Mit jedem ird'schen Tragen und Genesen,
Bliebst fremd du Dem, was überirdisch bindet.

Alexander von Humboldt theilt im Vorwort ein „flüchtig geschriebenes" Fragment aus dem noch unedirten Nachlaß seines Bruders mit, welches sich in den „Gesammelten Werken" nicht befindet und noch vor dem Jahre 1824 niedergeschrieben ist. Es trägt die Ueberschrift „Ueber das Verhältniß der Religion und Poesie zu der sittlichen Bildung" und enthält unter Anderm folgende Stellen:

Die Religion erhebt das Sittengesetz auf eine höhere Stufe, indem sie es als ein Gesetz Gottes zeigt; sie erleichtert zugleich dem Menschen die Befolgung desselben, da sie an die Stelle trockener und nackter Pflichtmäßigkeit die jedem gutgearteten Menschen natürlichen Gefühle der kindlichen Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit und Folgsamkeit gegen Gott setzt und auf eine Fortdauer nach dem Tode hinweist, in welcher die Entsagungen, welche die Pflicht auferlegt, eine fernere, von allen irdischen Zufällen freie und vollkommen gerechte Belohnung finden. Sie erhebt aber auch den Menschen in seinem ganzen Innern, da der religiös gestimmte Mensch fühlt, daß er ein Gegenstand der Liebe und Sorgfalt des Unendlichen ist. . . . Die Religion ist also nicht nur das kräftigste Beförderungsmittel der Sittlichkeit, sondern Religion und Sittlichkeit, religiöse und moralische Bildung sind eigentlich Eins und Ebendasselbe. Ein wahrhaft religiöser Mensch ist schon eben dadurch auch ein sittlicher.

Diese Aussprüche mit vielen andern in den „Briefen

an eine Freundin" zusammengehalten lassen kaum zweifeln, daß es Wilhelm von Humboldt gelungen war, den religiösen Menschen im christlichen Sinne in sich zu erwecken und auszubilden. Nur fällt es dann doch wieder einigermaßen auf, daß wir in seinen Sonetten wol vielen mit Ueberschriften begegnen, welche aus der griechischen Götterlehre genommen sind, aber keinem, welches durch Ueberschrift oder Inhalt an ein specifisch-christliches Moment erinnerte. Der Sonettendichter besingt nicht Christus, nicht die Apostel, nicht die Märtyrer, nicht die Heiligen, auch keinen Vorkämpfer der Kirchenreform, aber wol die Aphrodite, die Leto, die Niobe, den Poseidon, die Mnemosyne, die Ate, den Mars u. s. w., freilich immer um an diese mythologischen Gestalten irgendeinen allgemeinen philosophischen Gedanken zu knüpfen. Nur einmal preist er das Glück des Seelenfriedens, welches die Nonne in ihrer Klostereinsamkeit genießt:

> Die Ruhe aus der dunkeln Tiefe steiget,
> Wo, fern vom Sturm, die feuchte Oede schweiget —

und in dem Sonett „Vorahnung" deutet er im christlichen Sinne auf den Ort hin, wo ihn Himmelsfriede umwehen und an den er nun bald gelangen werde. Hiernach möchte es doch scheinen, daß der in antiken Anschauungen wurzelnde Hellene und der Christ in ihm es auf dem Wege philosophischer Vereinbarung wol nur zu einer Art Compromiß, nicht zu einem eigentlichen Friedensschluß gebracht hatten.

Hermann Marggraff.

Eine Verlorene. Roman von Karl Wartenburg. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 2 Thlr.

Wenn uns der Verfasser nicht feierlich versicherte, den vorliegenden Roman in der und der Straße zu Paris und Brüssel selbst geschrieben und verfaßt zu haben, so würden wir darauf schwören, eine französische Arbeit etwa des jüngern Dumas oder der gealterten Dudevant vor uns zu haben. Hierin bestärkte uns nicht blos die ganz französische Erfindung und Vortragsweise, sondern noch mehr die überall hervortretende französische Lebensansicht und die dieser eigenthümliche Art, sich mit dem Sittengesetz und der Moral abzufinden. Daß aber ein deutscher Autor sich gedrungen fühlt, diese bodenlos verkommenen Zustände der französischen Gesellschaft, welche uns ja bis zum ästhetischen Ekel von zahllosen französischen Federn vorgeführt werden, ernsthaft zum Gegenstand eines romantischen Gemäldes zu wählen, scheint uns heute so unglaublich, daß wir bei solchem Unternehmen von vornherein von allem guten Geschmack und jeder Begabung Abstand nehmen. Es hilft dem Autor nicht, daß die Fabel mit einer gewissen Consequenz erfunden und mit fester Hand Gestalten gezeichnet sind, das Interesse des Lesers an solchem Bilde der Verworfenheit, an geselligen Zuständen, denen jedes moralische Bewußtsein so ganz abhanden gekommen ist und die, obwol der Verfasser das Gegentheil behauptet, doch glücklicherweise unserm Lande noch ziemlich fremd sind, kann selbst durch tadellose Führung der Fabel nicht gefesselt werden. Zum Ueberfluß leidet aber auch die Geschichte selbst an innern Unmöglichkeiten aller Art und Fräulein Virginie von Aumaire ist eine ebenso undenkbare Kranke, als Armand ein undenkbarer Arzt ist. Die Fabel ist in zwei Worten diese: Von zwei Loretten, d. h. unterhaltenen Mädchen, erwacht bei der einen, Flora, das Tugendgefühl in Gestalt echter Liebe zu einem jungen Arzt, Armand. Was es mit diesem Tugendgefühl auf sich hat, sehen wir sogleich daraus, daß Flora ihrem Geliebten ihr Verhältniß zu Saint-Tremont, dem sie entflieht, verheimlicht, sodaß Armand ein Tugendmuster vor sich zu haben glaubt, und das in Paris! Unterdeß ist Flora von ihrem Unterhalter gegen den Renner Mazeppa an Lord Saint-Clair vertauscht worden, Armand aber wird von seiner Kranken, Fräulein Aumaire, geliebt, welche mit Saint-Tremont verlobt werden soll. Der Engländer bietet Flora die Kleinigkeit von 300,000 Fr., wenn sie zu ihm zurückkehrt, und Flora, um das Fräulein von ihrer Verbindung mit ihrem Unterhalter zu retten, dem die eigene Mutter sie verkauft hat, nimmt das Geld, stattet das Fräulein damit aus, vergiftet sich und stirbt in Saint-Clair's Umarmung, in einer Scene à la Lucrezia Borgia. Ist es nicht wahrhaft staunenswerth, daß dergleichen noch heute erfunden werden kann, besonders in einer Einrahmung, wie sie das Bild hier von dem bal Mabile, dort von den ekelhaften Orgien der hohen Gesellschaft erhält? Kann das für ein Werk deutschen Geistes gelten, das so vor uns tritt? Zu unserm Troste können wir diese Frage dreist verneinen und die Arbeit dahin weisen, wohin sie gehört, an die schmuzigen Ufer der Seine. Deutscher Geist begegnet uns nirgends in dieser Arbeit, und eine schwache Erinnerung daran, die sich etwa in der Mitte des Buchs findet, ist nur durch ihre französische Einseitigkeit und Uebertreibung in der That merkwürdig. Hier wird über die Liebe, selbst in ihrer Idealität, folgende Aeußerung angetroffen: „Und selbst diese erhabene, poetische, große und dichterwürdige Liebe — könnte man nicht auch sagen, daß sie den ausgeprägtesten Egoismus in sich trage? Nur ein Wesen lieben, sein ganzes Dasein an ein Gefühl knüpfen, ist es nicht eine Verletzung der Pflichten, die wir gegen die übrige Menschheit zu erfüllen haben? Die letzte Ursache jener poetischsten aller Illusionen, ist sie nicht der Egoismus?" Niederschlagend in der That, wenn dieser Satz volle Wahrheit enthielte! Tröstlich nur, daß es die Ordnung der Natur, das erhaltende Geheimniß in ihr, ihr eigenstes Gesetz es so will, ja daß ohne die Liebe auch wol die Menschenliebe nicht gedacht werden könnte.

Hiermit entlassen wir den Verfasser, der sich besinnen und künftig nicht in deutschen Werken undeutschen Geist niederschreiben möge.

2.

Die Lorettenliteratur.

Von jeher hat das weibliche Geschlecht in dem Leben der pariser Gesellschaft einen wichtigen Factor gebildet — die Galanterie der Franzosen ist ja weltbekannt; — von jeher haben sich auch die galanten Frauen, wie man sie zu nennen beliebt hat, einer besondern Beachtung zu erfreuen gehabt, und die Folge davon war, daß sie häufig zum Gegenstande der Literatur gemacht wurden. So entstanden denn, seitdem der französische Hof anfing das Beispiel eines sittenlosen Lebens zu geben, eine Menge von chroniques und mémoires de femmes galantes, die theils öffentlich, theils wol insgeheim gedruckt und verbreitet wurden; so haben galante Fürstinnen und Marquisen, die Maitressen der Könige und Prinzen, die Tänzerinnen der Oper und alle übrigen Arten von Anhängerinnen freier und käuflicher Liebe ihre Geschichtschreiber gefunden. Späterhin wurde das Grisettenleben von den Schriftstellern mit Vorliebe behandelt, und durch sie besonders ist es in den poetischen Nimbus gehüllt, den es für Deutsche wenigstens bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Wenn der Franzose über den Untergang dieser Lebensromantik klagt, mögen dabei wol noch andere Gründe obwalten.

Alle diese Erscheinungen treten aber in den Hintergrund gegen die Macht, welche die neueste Kaste der galanten Frauen, die Loretten, auf die Literatur und natürlich zunächst auf die Gesellschaft selbst ausübt. Kaum ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit dieses Amazonenvölkchen auftauchte und durch

ununterbrochene Eroberungen sein Terrain, das anfangs auf die Häuser in der Nachbarschaft der Kirche Notre dame de Lorette beschränkt war, auszubreiten anfing, und schon hat es das ganze elegante Paris überschwemmt, überall sich eingedrängt und so vor allem in die Literatur.

Zahllos sind die Schriften, in denen sie figuriren. Nicht allein daß sie in den meisten der neuern Romane, Vaudevilles und Dramen bald eine bedeutendere, bald eine untergeordnetere Rolle spielen, sie selbst und ihr Leben an und für sich sind Gegenstand der Schilderung geworden, wie z. B. in Arnould Frémy's „Les maîtresses parisiennes, scènes de la vie moderne“, wie ferner in so vielen Feuilletonartikeln der verschiedensten Journale, wie endlich überall, wo von Mabile, Ranelagh u. s. w., kurz wo vom pariser öffentlichen Leben, von pariser Vergnügungen die Rede ist.

Unter den Journalen waren in dieser Beziehung besonders bemerkenswerth die pariser „Fliegenden Blätter“, ich meine das „Journal pour rire“. Seit dem Ende des vorigen Jahres hat dies Journal unter den verschiedensten Titeln: „Scènes de la vie des Lorettes“, „Les filles de marbre“, „Le bal de l'opéra“ u. s. w., eine fast ununterbrochene Reihe bildlicher Darstellungen im eleganten französischen Stile mit pikanten, meist dialogisirten Unterschriften gebracht und ist fast bei jedem Anlaß wieder darauf zurückgekommen, wo nur irgend vom pariser Leben die Rede war, ein Zeichen, wie tief dies Unwesen in das Innere der pariser Gesellschaft eingreift. Erst im Laufe dieses Jahrs brachte es wieder „Scènes du demi-monde“ und schon vor längerer Zeit sogar eine sehr anziehend geschriebene Geschichte der Loretten, ihrer Eroberungen und ihrer Sprache, die, aus dem Jargon der verschiedensten Stände zusammengesetzt, ein buntes Gemisch origineller Ausdrücke ist. Ebenso haben die Brüder Edmont und Jules de Goncourt in ihrer Monographie „La Lorette“ eine ziemlich humoristische Naturgeschichte dieser Wesen geliefert.

Der Grund für diesen bedeutenden Reichthum der Lorettenliteratur ist nicht, wie Mancher wol geneigt wäre zu thun, in der Schreibseligkeit unserer Zeit zu suchen, die überhaupt in vielen Beziehungen eine bloße Phrase ist — zu jeder Zeit hat man gern geschrieben, und besonders gern über pikante Dinge —; er liegt vielmehr in der Bedeutung, welche die Loretten im gesellschaftlichen Leben überhaupt gewonnen haben, eine Bedeutung, welche die ihrer Vorgängerinnen bedeutend übersteigt.

Die Maitressen der ältern Zeit, die wenigen berühmten der Könige ausgenommen, waren von der guten Gesellschaft verachtet und ausgeschlossen, der Liebhaber wahrte soviel als möglich sein Incognito, und was die Hauptsache war, die betreffenden Damen gehörten den verschiedensten Ständen an und bildeten keine geschlossene Classe für sich. Anders schon die Grisetten; sie aber waren auf die Studenten und Künstler, auf die weniger reichen Junggesellen angewiesen. Fleißig arbeitete die Grisette des Tags in ihrer Mansarde, und nur am Abend oder Sonntags hüpfte sie in einfacher Kleidung am Arme ihres ami oder mari den ersehnten gemeinsamen Vergnügungen zu. Manche Klagen über den Untergang dieser Romantik sind laut geworden, aber vergeblich; siegreich haben die Loretten über die Grisetten triumphirt, und die Mehrzahl der letztern ist in die Reihen der Sieger übergetreten. Aus der einfachen Mansardenbewohnerin ist die Inhaberin einer eleganten Wohnung geworden, der étudiant ist mit einem attaché d'ambassade, das einfache wollene oder baumwollene Kleid mit der Damastrobe vertauscht. Sie sind vornehm geworden diese Damen, haben sich sozusagen Bürgerrecht erworben und spielen überall die erste Rolle, besonders seitdem ihre Liebhaber das Incognito abgelegt haben und offen und frei mit ihnen verkehren, und seitdem Roqueplan die Taufe an ihnen vollzogen und durch den von ihm erfundenen Namen Lorettes das fatale femmes entretenues verdrängt hat. In alle Sphären der Gesellschaft, besonders in die höhern erstreckt sich ihr Einfluß, und die Brüder Goncourt nennen sie sogar die fünfte und zwar die mächtigste Staatsgewalt. Aus dieser ihrer Stellung erklärt sich zur Genüge der Einfluß, den sie, wie oben gezeigt, auf die Literatur ausüben.

Daß dem wirklich so sei, zeigt sich auch an den Rückwirkungen, die dies ganze Wesen auf die deutsche Literatur ausgeübt hat. Von den Uebersetzungen französischer Werke ganz zu schweigen, so haben sich auch deutsche Schriftsteller, die über Paris geschrieben, mit Vorliebe dieser Richtung zugewandt. In vielen von den zahlreich erschienenen Büchern, welche zur Orientirung der die pariser Ausstellung Besuchenden dienen sollten, ist dies Capitel keins der unbedeutendsten, und manche Correspondenten deutscher Zeitschriften verbreiten sich wiederholt über dies Thema. Soll ich ein Beispiel nennen, so ist wol das auffälligste Hans Wachenhusen, der in seinen Briefen an die „Vossische Zeitung“ und an die „Berliner Feuerspritze“, die auch zum Theil als selbständige Bücher („Das neue Paris“, in Lorck's „Eisenbahn-Bibliothek“, und „Paris und die Pariser. Ein humoristischer Fremdenführer“) erschienen sind, immer wieder auf diesen Gegenstand zurückkommt und zwar in einer Weise, daß es ihm selbst auffällt und er sich dem Leser gegenüber entschuldigen zu müssen glaubt, was er denn dadurch thut, daß er sagt, es sei nicht seine Schuld, daß ihm überall, wo er sich hinwende, dies Leben entgegentrete. Auch er hat nach dem Vorbilde der Brüder Goncourt eine kleine Skizze „Die Lorette“ herausgegeben, die sich, wie alle seine Schriften, durch gesunden Humor und lebensfrische Schilderung auszeichnet und das französische Schriftchen in jeder Beziehung überragt. *) Man sieht es den genannten Schriften an, und gelegentlich legt der Verfasser auch selbst das Bekenntniß ab, mit welchem Interesse er sich in dies Leben hineingestürzt, wie auch er sich den kühnen Eroberinnen gewissermaßen gefangen gegeben, die sich schon ganz Paris dienstbar gemacht haben.

Der Culminationspunkt dieser ganzen Literatur liegt nun aber im Drama, und die Spitze desselben ist „Le demi-monde“ von A. Dumas Sohn. Dieser Schriftsteller hat sich in seinen drei berühmtesten oder berüchtigtsten Werken die Aufgabe gestellt, das pariser Leben nach dieser seiner liederlichen Seite hin zu schildern. Seine „Dame aux camélias“ stellt uns ein gefallenes Weib dar, das von einer tiefen edeln Leidenschaft ergriffen, sein früheres Leben von sich zu werfen und vergessen zu machen sucht, an dem sich aber die alte Schuld rächt und es wieder zurückschleudert in seine frühere Sphäre und zugleich in Verzweiflung und Elend. Seine „Diane de Lys“ eröffnet uns einen Blick in den tiefen Verfall des modernen ehelichen Lebens. „Le demi-monde“ endlich zeigt uns eine anrüchige Dame, deren Streben, sich eine feste ehrenhafte Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen, an der Gewandtheit eines Mannes scheitert, dem ihr früheres Leben genau bekannt ist.

Die Kritik, besonders die deutsche, hat sich sehr schroff gegen diese Erzeugnisse ausgesprochen, und mit Recht, was ihren ästhetischen Werth betrifft; nur nach einer Seite hin scheint man mir Unrecht zu haben. Von gewisser Seite ist nämlich die Moralität des Stoffs gerügt und diese Rüge ganz besonders betont worden. Wie verkehrt! Hat man nicht zugestehen müssen, daß diese Schilderungen treue Spiegelbilder des modernen gesellschaftlichen Lebens seien, und ist es nicht eine Aufgabe des Romans sowol als ganz besonders der Bühne, der lebenden Welt den Spiegel vorzuhalten, in dem sie ihr Bild schauen kann? Wie konnte man also die Unsittlichkeit des Stoffs tadeln? Das Leben, in welches der Dichter hineingegriffen, war aber unsittlich, und er mußte es darstellen, wie er es fand. Warum nennt man nicht auch den Stoff der großen Verbrechertragödien Shakspeare's, „Macbeth“ und „Ri-

*) Das Urtheil unsers Mitarbeiters Eduard Schmidt-Weißenfels über Wachenhusen's Schriften in Nr. 19 d. Bl. lautete nicht so günstig.
D. Red.

chard III.", warum nicht den der „Räuber" u. s. w. unsittlich, und warum will man dem heutigen Dichter gerade verwehren, das moderne Leben in seiner Verderbniß zum Gegenstand poetischer Darstellung zu machen?

Aber freilich! diese Darstellung ist es, die tadelnswerth ist. Hier zeigt es sich, wie wenig poetischen und sittlichen Gehalt der Dichter hat, wie wenig er sich über seine Zeit und die Gesellschaft, die er schildert, zu erheben vermag. Zwar findet sich ein sittlicher Grundgedanke in diesen Dichterwerken, aber er hat sie nicht durchdrungen, der Dichter verliert jeden Augenblick den Faden aus den Händen. So ist in der „Dame aux camélias" der leitende Gedanke, daß einmal verlorene Ehre durch Reue nicht wiedergewonnen werden könne, daß das frühere Leben sich rächt, indem es jeder Umkehr hemmend in den Weg tritt. Wo aber merkt man einen Zug dieses Grundgedankens, wenn der Verfasser den Schmuz des Lorettenlebens in seinen Einzelheiten mit sichtbarer Vorliebe schildert? Hier sieht man es deutlich, die einzelnen Scenen sind die Hauptsache, der einheitliche Gedanke ist nur hinangezwängt. Und in den beiden Dramen zeigt sich noch ein Abfall gegen den Roman, in ihnen finden wir einen solchen sittlichen Grundgedanken noch schwerer heraus.

In „Diane de Lys" ist die Hohlheit der modernen ehelichen Verhältnisse in manchen Scenen meisterhaft dargestellt; der Dichter scheint auch einen Anlauf zu einer sittlichen und poetischen Entwickelung des Dramas zu nehmen. Nachdem durch die Gleichgültigkeit ihres Gatten Diana zur Kokette geworden, faßt sie plötzlich eine ernsthafte Liebe; der Gemahl, der, durch Zwischenträger aufgestachelt, seine Ehre retten will, indem er dies Verhältniß hindert, findet nun auf einmal, daß das Gute, das er in der Ferne suchte, ihm so nahe lag, daß seine Gattin liebenswerth sei. Diesen Gedanken aber weiter durchzuführen, hat der Dichter nicht die Kraft; er bricht ab und löst am Ende den Knoten dadurch, daß er den armen Künstler, der in unsern Augen gar nicht so schuldig ist, da er nichts gethan hat als sich, unglücklicherweise ernsthaft, in eine Kokette zu verlieben, die ihm durch ihr früheres Leben einige Berechtigung dazu gegeben, daß er diesen von dem Gemahl erschießen läßt. Und Diana, die eigentlich Schuldige? und der Gemahl, der durch seine Gleichgültigkeit gegen die Gattin eigentlich alles Unglück herbeigeführt hat? Ueber sie sagt uns der Dichter nichts weiter.

Was ist nun der leitende Gedanke in „Le demi-monde"? Ist es, daß einfache Geradheit und Sinnestüchtigkeit den Sieg gegen alle listigen Ränke der Koketterie davonträgt? Aber das ist ja in dem Stücke gar nicht der Fall, der einfach tüchtige Charakter zeigt sich sogar als ein ziemlich beschränkter Verstand und würde bona fide ins Netz gehen, wenn nicht ein Mensch, der sich lange genug in jener Welt umhergetrieben, um sie genau zu kennen, ein Mensch, der, wie der Deutsche sagt, mit allen Hunden gehetzt ist, sich es zur Aufgabe gemacht hätte, ihn zu retten. Oder ist es der Gedanke, der jenen Herrn zu seinen Rettungsbestrebungen bewegt, daß nämlich eine Frau mit anrüchiger Vergangenheit nicht einen anständigen Menschen heirathen und somit nicht in anständige Gesellschaft eintreten dürfe? Dann käme das Stück in der Moral mit der „Dame aux camélias" überein. Oder ist es, wie die „Revue des deux mondes" will, der Gedanke, daß jener geistreiche Roué, der jene Halbwelt so gut kennt und so siegreich gegen ihre Intriguen gekämpft hat, endlich doch in ihren Schlingen gefangen wird, indem er ein junges Mädchen, das er aus diesen Kreisen retten will, plötzlich heirathet und mit ihr in diese Sphäre einzieht? Aus diesem Umstande, daß man so sehr nach dem leitenden Gedanken suchen muß und über denselben in Zweifel ist, ersieht man am klarsten, daß keiner oder nur ein sehr schwacher vorhanden ist, daß wir hier wirklich nichts haben als eine Reihe von Scenen, ein Daguerreotyp der pariser Gesellschaft, wie das „Athenaeum français" treffend sagt, ein täuschend ähnliches Porträt, dem aber die Weihe der Kunst, das geistige Leben fehlt. Darin liegt der Mangel.

Kaum hatte im Gymnase „Le demi-monde" volles Haus gemacht, so hatte bald darauf ein neues Stück von dem bekannten französischen Dramatiker Emile Augier einen ähnlichen Erfolg im Vaudeville. Der Stoff dieses Stücks „Le mariage d'Olympe" ist derselben Sphäre entnommen, wie der des „Demi monde"; während aber in letzterm alle Bestrebungen der Baronin d'Ange, einen Mann aus den höhern Ständen zu ehelichen, vereitelt werden, hat Olympe ihr Ziel erreicht. Sie ist Gräfin Puygiron, kann sich aber in ihrem neuen Verhältnisse von ihrem frühern Leben und ihren frühern Verbindungen nicht losmachen, die ihr überall hindernd in den Weg treten. Auch Emile Augier hat nicht vermocht, diese Verwickelungen wirklich dramatisch zu lösen, so glücklich auch sein Stoff gewählt ist; auch er nimmt zur Pistole seine Zuflucht, indem das Haupt der Familie Puygiron Olympe erschießt. Um auch auf diesem Felde die Rückwirkung auf die deutsche Literatur zu zeigen, weise ich nur auf das in Nr. 31 d. Bl. f. 1855 ausführlicher besprochene Drama „Der Tugendbund" hin.

Haben wir nun in allen genannten Stücken denselben Grundgedanken gefunden, der sich oft ohne großes Zuthun der Verfasser, vielleicht selbst gegen ihren Willen und darum schwach und unvollkommen ausspricht, doch immer aber ausspricht, so scheint man mir nicht ganz im Unrecht zu sein, wenn man im Gegensatz zu Denen, die diese Literatur von vornherein als unmoralisch verdammen, in derselben vielmehr eine Reaction gegen die Unsittlichkeit der höhern pariser Gesellschaft findet, eine Reaction, die freilich vorsichtig auftritt und sich in das Gewand des Leichtsinns selbst kleidet, die darum aber nicht minder wirken dürfte, wenn auch langsamer. Auch die französische Kritik neigt sich theilweis dieser Auffassung zu, wie sich aus einem Referat des schon obengenannten „Journal pour rire" über „Le mariage d'Olympe" ergibt, welches, nachdem es die Entwickelung und Lösung mittels des Pistolenschusses scharf getadelt, also schließt: „Wo würden wir hingerathen, wenn dieser Kreuzzug gegen die Loretten mit einer Bartholomäusnacht endigte? Es würde dies freilich kein massacre des innocents sein, aber muß am Ende nicht jeder Mensch leben?" Freier und deutlicher macht sich diese Reaction auf den untergeordnetern Volksbühnen geltend, auf denen pariser Theaterberichten zufolge jetzt Stücke mit Beifall gegeben werden, in denen das liederliche Leben unbarmherzig verspottet, wahrhafte Liebe und eheliche Treue dagegen gründlich belohnt werden. Dies Publicum liebt dick aufgetragene Farben, wo dem Gebildetern feine Pinselstriche genügen, und über allzu große Feinheit dieser Striche hat man sich ja auch bei Dumas und Consorten eben nicht zu beklagen.

Sehe ich eine solche Reaction in der dramatischen Literatur und auch im neuern Roman, wie die „Dame aux camélias" beweist, eine Reaction, die nicht blos direct gegen die Gesellschaft, sondern auch gegen einen Theil der frühern Literatur gerichtet ist, in der die Lüsternheit versteckter auftrat und mehr umblümt war, deren Gift aber darum umsomehr wirkte, so glaube ich dieselbe Tendenz auch in den humoristischen Schilderungen, die dies Thema behandeln, finden zu dürfen, obwol sich in ihnen der Natur dieser Schriften nach ein solcher Grundgedanke nicht so deutlich nachweisen läßt und ihnen daher von Manchem die moralische Berechtigung wol vollständig abgesprochen werden möchte. Auch sie stellen ja das Unwesen rücksichtslos in seiner ganzen Nacktheit hin. 8.

---

*) Seit Abfassung des obenstehenden Artikels ist ein denselben Gegenstand behandelnder Aufsatz von Chamille de Chancel in der „Revue de Paris" erschienen mit der Ueberschrift: „La courtisane dans le théâtre contemporain." Der Verfasser gesteht darin, Männern wie Dumas, Augier und Barrière aus ihrer Vorliebe für galante Heldinnen keinen Vorwurf machen zu wollen, denn: „Nous avons le respect de la créature humaine; et la femme, notre soeur, même

Notiz.

Zwei Humoristen und zwei Probenummern.

Die Mittheilungen über Heine wollen noch immer kein Ende nehmen. Da liegt vor uns die Probenummer einer in Paris ins Leben gerufenen „Deutschen Zeitung. Gazette allemande de Paris", auf deren erster Seite wir sofort „Erinnerungen an Heinrich Heine" von J. Duesberg begegnen. Vielleicht wird man sich in künftigen Zeiten einmal mehr in der Stimmung fühlen, auch den eigentlichen Wohlthätern der Menschen, den gewissenhaften emsigen Arbeitern, den Vertretern und Musterbildern fruchtbringenden Fleißes, größere Beachtung zu schenken, als dies jetzt geschieht; für den Augenblick muß man sich noch damit begnügen lassen, von Heine zu lesen, wie er sich über seine Tadler ingrimmig ärgerte oder den Leuten, die ihn besuchten, Bonmots an den Kopf warf, die deshalb um so beißender und witziger sein konnten, weil sie zugleich impertinent waren und mit den gewöhnlichsten Formen der Höflichkeit nichts zu thun hatten. J. Duesberg erzählt, daß, wenn Heine in den ersten Jahren seines pariser Aufenthalts in die deutsche Buchhandlung, Straße Vivienne, kam und hier die deutschen Blätter zur Hand nahm, sich in seinem Wesen eine sichtbare Beklemmenheit verrieth; seine Hände zitterten; er drückte sich in eine Ecke, las, was von seinen eigenen Arbeiten etwa darin stand, oder günstige Recensionen über ihn zwei mal durch, richtete sich nach dem ersten Durchlesen stolz in die Höhe, ergriff nach dem zweiten seinen Hut und ging zur Thüre hinaus, ohne Jemanden weiter zu grüßen oder anzusehen. Sagte er: „Die Blätter sind heute doch gar nicht interessant", so wußte man, daß der Name Heine nicht darin zu finden war. Hatte ihm aber irgendein Recensent eine Schlappe versetzt, so warf er das Blatt auf den Tisch und ging ein paar mal auf und ab „wie ein Tiger in seinem Käfig, wild vor sich hinknurrend. Plötzlich wie durch den Druck einer Feder, sank die ganze Gestalt in sich zusammen; er wurde ängstlich, freundlich, demüthig, zuthulich". Duesberg erzählt weiter: „Auf die leipziger «Blätter für literarische Unterhaltung» war er besonders erbost. «Da geht's zu wie in den sibirischen Bergwerken: die armen Teufel, die darin schanzen, verlieren ihre Namen; sie sind weiter nichts mehr als eine Ziffer. Aber ich kenne sie dennoch und sie sollen sich in Acht nehmen; und wenn ich mich aufrichte und die Mähne schüttele, so zerreiße ich sie.»" Wir glauben, daß wir, indem wir das seitdem von witzlosern Leuten als Heine öfter wiederholte und trivial gewordene Bonmot von den „sibirischen Bergwerken" hier in aller Gemüthsruhe abdrucken lassen, mehr Humor beweisen als Heine, da er seinem Aerger in dieser Weise Luft machte, die Mähne schüttelte und die Mitarbeiter an unsern Blättern zu zerreißen drohte. Zu dem Schriftsteller Loewe-Weimars äußerte er eines Tags: „Monsieur Loewe-Weimars, vous êtes logés comme une femme entretenue", und diese Impertinenz gibt Duesberg Gelegenheit, über das sybaritische Leben Loewe-Weimars', spätern Generalconsuls in Bagdad, zu sprechen, der Wagen, Pferde und natürlich auch Maitressen hielt und, als er eine reiche russische Fürstin heimgeführt hatte, für seine Verschwendungssucht und seinen Sybarismus gar keine Grenze mehr kannte. So bestellte er bei seinem Schneider einmal 16 Oberröcke auf einmal und ließ sich einen Reisewagen machen, der ihm zugleich als Bett, Arbeitszimmer, Bibliothek u. s. w. diente.

Da wir oben von einem deutschen Humoristen und von der Probenummer eines neuen Journals sprachen, so wollen wir noch von der Probenummer eines andern neuen Journals und noch einem andern deutschen Humoristen ein paar Worte sagen. Wir meinen „Ernst Heiter. Deutsche Sonntagszeitung", die von Adolf Glasbrenner, unter Beihülfe des Mitredacteurs C. Claudius, in Hamburg begründet worden ist. Wohl wissen wir, daß sich die Zukunft und die Bedeutung eines Blattes nach einer Probenummer nicht vorhersagen und bestimmen läßt, da sich ein Journal erst aus sich selbst entwickeln muß und die Beispiele, daß die ersten Nummern selbst mit bedeutenden Kräften ins Leben gesetzter und auch später zu großer Wirkung und Verbreitung gediehener Journale den Erwartungen nicht ganz entsprechen, viel häufiger sind als die Beispiele vom Gegentheil; soviel aber können wir schon nach dieser Probenummer versichern, daß dieses in großem Format erschienene Blatt an Mannichfaltigkeit der Mittheilungen in Deutschland wenig Rivalen haben dürfte. Politik, Wissenschaft und Literatur, Kunst und Theater sind in reichlichster Weise bedacht. Ein Originalbrief aus Berlin eröffnet den Festzug der Correspondenzen; eine hamburger Revue nimmt im Erdgeschoß die Stelle des Feuilletons ein, und ein beziehungsreiches Gedicht „Schwindel der Große", in dem man Glasbrenner's ernst-schalkhafte Feder sofort erkennt, bildet den Schluß des Hauptblattes. Das eigentlich komische und witzige Element ist in die Beilage „Der Tartar" verwiesen, welche telegraphische Depeschen, Räthsel und allerlei lustige Schnurren enthält. Diese Mischung von Scherz und Ernst ist im Grunde ein ganz neues Experiment, und es muß sich nun zeigen, wie das Publicum diese interessante Neuerung aufnehmen wird.

H. M.

---

déchue, même flétrie, ne nous a jamais paru indigne de l'étude des poëtes." Aber er tadelt die Tendenz in einigen dieser Locettenstücke, namentlich in „Demi-monde". Diesen selbstsüchtigen Männern vom Gepräge Olivier de Jalin's sei jedes aus den Salons ausgeschlossene Weib nur eine „pêche à quinze sous". Dahin müsse man arbeiten, das Weib in eine Lage zu bringen, daß es durch eigene Arbeit sich ein behagliches, wenigstens unabhängiges Leben begründen könne. Man solle doch nicht hart sein gegen arme Geschöpfe, die, wenn sie auch noch so angestrengt arbeiteten, kaum das Nothwendigste verdienten und ein monotones, freudeloses Dasein führen müßten, mitten in einer Welt der verlockendsten Genüsse; man solle doch nicht hart sein, wenn solche Geschöpfe der sie in allen Formen umschleichenden systematischen Verführung zum Opfer fielen. Chancel erwartet von einer in Gesetzen und Gewohnheiten sittlichern Zukunft in diesem Punkte Abhülfe.
D. Red.

Bibliographie.

Amara George, Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen. Eingeführt durch A. Kaufmann. Leipzig, Brockhaus. 16. 20 Ngr.

Drobisch, T., Der moderne Olymp. Humoristische Mythologie. Leipzig, Luppe. Gr. 16. 20 Ngr.

Falk, J., Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Göthe's Briefe, worunter viele bisher ungedruckte. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. 1ste Lieferung. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. Gr. 16. 4 Ngr.

Helke. Schauspiel aus der deutschen Heldensage. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Hesekiel, G., Compendium der Heraldik. Zum Selbstunterricht für Freunde der Wappenkunde zusammengestellt. Mit einem Vorworte von L. Freih. v. Ledebur. Mit 11 lithographirten Tafeln. Berlin, Rauh. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hirschfeld, H. S., Untersuchungen über die Religion. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Ueber das Wesen und den Ursprung der Religion. Breslau, Kern. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Körner, F., Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer beider christlicher Confessionen. Leipzig, Costenoble. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Löffler, K., Das galante Berlin. 3te Auflage. Berlin, Artistische Anstalt. 16. 10 Ngr.

Maehly, J., Die Sängerfahrt. Novelle. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1857. 16. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von einer Anzahl der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands verfaßt — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurde das 27. Bändchen und enthält:

Goethe. Eine biographische Schilderung von R. Prutz.

Die früher erschienenen sechsundzwanzig Bändchen enthalten:

1. **Unsterblichkeit,** von H. Ritter. — 2. **Der gestirnte Himmel,** von J. H. Mädler. — 3. **Das Mikroskop,** von O. Schmidt. — 4. **Die Bibel,** von F. A. D. Tholuck. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter,** von A. F. Hohl. — 6. **Die Geschworenengerichte,** von R. Köstlin. — 7. **Deutschland,** von H. A. Daniel. — 8. **Die Lebensversicherungen,** von E. S. Unger. — 9. **Sonne und Mond,** von J. H. Mädler. — 10. **Das Slawenthum,** von M. W. Heffter. — 11. **Das Gold,** von R. F. Marchand. — 12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit,** von O. Hübner. — 13. **Die Künstler unter den Thieren,** von A. B. Reichenbach. — 14. **Die Telegraphie,** von L. Bergmann. — 15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer. — 16. **Die Blumen im Zimmer,** von F. Freih. von Biedenfeld. — 17. **Die deutsche Hansa,** von F. W. Barthold. — 18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Beitzieh-Beta. — 19. **Der Haushalt der Pflanze,** von F. Cohn. — 20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von J. Rank. — 21. **Das Planetensystem der Sonne,** von J. H. Mädler. — 22. **Das Kochsalz,** von P. A. Bolley. — 23. **Nahrungsmittel und Speisewahl** nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von K. Reclam. — 24. **Das Glas,** von J. R. Wagner. — 25. **Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein.** Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes, von Franz Mauritius. — 26. **Gustav Adolf,** König von Schweden. Ein Lebensbild von Franz Mauritius.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im October 1856.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gramática sucinta del Idioma aleman. Compuesta por **A. Guillermo de Duve y Huebener.** 8. Geh. 20 Ngr.

Eine Grammatik für Spanier, um Deutsch zu lernen, woran es bisher fast ganz fehlte. Der Verfasser ist ein seit langem in Malaga wohnender Deutscher.

!Nach 9 Monaten eine neue, die 3. Auflage!

Bei **Friedr. Ludw. Herbig** in **Leipzig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zur Ansicht vorräthig:

Schmidt, Julian, **Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert.** Dritte, wesentlich verbesserte Auflage. 1. und 2. Lieferung. Gr. 8. Eleg. geh. **Pränumerationspreis des ganzen Werkes in 6 Lieferungen, nur bis 30. Nov. gültig, 5 Thlr. 15 Ngr.; späterer Ladenpreis 6 Thlr. 20 Ngr.**

Auf dieses echte Nationalwerk, für dessen Vortrefflichkeit wol am besten die so schnell nöthig gewordene 3. Auflage Zeugniß gibt, erlauben wir uns das gebildete Publicum angelegentlichst hinzuweisen.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Die Schlachten bei Leipzig.

Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.**

Mit zwei Plänen. **Preis 10 Sgr.**

Eine anschauliche, interessante Schilderung der Schlachtfelder bei Leipzig, der Schwedenschlachten und endlich der Völkerschlacht bei Leipzig 1813, aus der Feder des gleichzeitig als Militärschriftsteller und Belletrist (unter dem Pseudonym **Bernd von Guseck**) rühmlich bekannten Verfassers. Zunächst für die Besucher Leipzigs bestimmt, verdient die Schrift auch in weitern Kreisen gelesen zu werden.

Von Berlin nach Hamburg.

Nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg.

Von **Ernst Willkomm.** **Preis 10 Sgr.**

Eine allen nach Hamburg Reisenden zu empfehlende Schrift, da der beliebte Novellist auch nach dem Urtheile der hamburger Blätter diese Stadt wahr und anziehend schildert. Besonders verdient die Schrift von allen über Berlin nach Hamburg Reisenden während der Eisenbahnfahrt sowie auch von den Besuchern Lübecks gelesen zu werden.

Die Thüringische Eisenbahn.

Von **Adolf Bock.** **Preis 10 Sgr.**

Der Verfasser hat in dieser allen Reisenden auf den Strecken Halle-Eisenach oder Leipzig-Eisenach als unterhaltende Lectüre während der Eisenbahnfahrt zu empfehlenden Schrift auf die Localgeschichte der berührten Städte, Schlösser, Burgen u. s. w. — unter denen wir nur folgende Namen nennen: Halle, Merseburg, Weißenfels, Naumburg, Kösen mit der Rudelsburg, Weimar, Gotha, Eisenach mit der Wartburg — besondern Fleiß verwendet und ein anschauliches frisches Bild der von der Thüringischen Eisenbahn durchschnittenen Gegenden geliefert.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 43. —— 23. October 1856.

Westfälische Geschichten.

1. Geschichtsquellen des Bisthums Münster. Herausgegeben von Freunden der vaterländischen Geschichte. Erster bis dritter Band. Münster, Theissing. Gr. 8. 6 Thlr. 25 Ngr. — Erster Band: Die münsterischen Chroniken des Mittelalters. Herausgegeben von J. Ficker. 1851. 2 Thlr. 15 Ngr. Zweiter Band: Berichte der Augenzeugen über das münsterische Wiedertäuferreich. Herausgegeben von C. A. Cornelius. 1854. 3 Thlr. Dritter Band: Die münsterischen Chroniken von Röchell, Stevermann und Corfey. Herausgegeben von J. Janssen. Erste Abtheilung: Röchell's Chronik. 1855. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Die Grafschaft und freie Reichsstadt Dortmund. Von A. Fahne. Erster bis dritter Band. Köln, Heberle. 8. 4 Thlr. 27½ Ngr. — Erster Band: Die Dortmunder Chronik mit Urkunden und Wappenabbildungen. 1854. 1 Thlr. 7½ Ngr. Zweiter Band: Urkundenbuch, erste Abtheilung. 1855. 2 Thlr. 10 Ngr. Dritter Band: Statutarrecht und Rechtsalterthümer. Mit einer Ansicht der Stadt. 1855. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Geschichte der Freireichsstadt Dortmund von B. Thiersch. Erster Theil: Innere Geschichte. Dortmund, Krüger. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Soest, die Stadt der Engern. Ursprung, Blüte und Niedergang eines altdeutschen Gemeinwesens. Von F. W. Barthold. Soest, Nasse. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Die Westfalen in Lübeck. Von A. Fahne. Köln, Heberle. 1855. 8. 20 Ngr.
6. Die Niederlage des Quintilius Varus und Germanicus' Kriegszug durch das Bruktererland. Eine Prüfung der bisherigen Ansichten. Von L. Reinking. Mit einer Karte. Warendorf, Schnell. 1855. Gr. 12. 12 Ngr.

Das vorstehende Verzeichniß von nicht weniger als sechs in der Hauptsache dem verflossenen Jahre angehörigen Schriften deutet auf eine lebhafte Thätigkeit für die Geschichte eines deutschen Volksstamms, der allerdings durch Eigenthümlichkeiten seiner Verfassungs-, Rechts- und Sittenverhältnisse solche Thätigkeit wol herausfodert, während andererseits freilich seine äußere Geschichte, d. h. seine Antheilnahme an den großen Begebenheiten des nationalen Ganzen, weit weniger Anregung dazu zu enthalten scheint. In der deutschen Entwickelung spielt Westfalen im Allgemeinen mehr eine passive als active Rolle, mit einer Ausnahme, und diese ist charakteristisch für Land und Volk, nämlich da, wo es sich um die Ausbildung des deutschen Privatrechts handelt. Denn mag man auch manche Parallele zwischen den ältesten Rechtsverhältnissen der westfälischen Städte und denen der großen Römercolonie am Niederrhein, der Stadt der Agrippina, ziehen können, mag insbesondere das alte Soest aus Köln, als der lebendigen Bewahrerin manchen Restes des Culturlebens und der gebildetern Sitten der Zeit der Römerherrschaft, gar Manches herübergeholt haben, was sich mit seinen Gesetzen und Einrichtungen verschmolz, im Allgemeinen kann man doch sagen, daß das westfälische Rechtsleben des frühern Mittelalters auf keinen fremden Ursprung deutet, daß es unabhängig aus der Quelle des Rechtsbewußtseins der Volksgemeinde geschöpft wurde. Daß dies westfälische Recht sich dann soweit, bis an die Küsten des Baltischen Meers, bis nach Wisby und Dorpat maßgebend zu machen wußte, findet seine Erklärung wol nicht allein in dem äußern Umstande früher Verbindung Westfalens mit dem Osten durch Handel, Hansa, Deutschen Orden. Es mußte als ein inneres Moment doch auch hinzukommen, daß jenes Recht aus einem wirklich tüchtigen, scharfen und klaren Rechtsbewußtsein, aus einem mächtigern und ergiebigern als das der andern deutschen Stämme hergeflossen war, sonst hätte man das westfälische Recht so allgemein nicht angenommen. Wir sehen also in dem Westfalenstamme vorzugsweise deutsche Rechtsnaturen, wie die Römer vorzugsweise Rechtsnaturen waren. Ließe sich aber in dieser Beziehung eine Parallele zwischen Westfalen und Römern ziehen, so hat jenen freilich desto mehr der unbezwingliche Expansionsdrang des welterobernden Volks gefehlt. Und damit kehren wir zu dem oben Gesagten zurück, zu der Passivität der Rolle, welche Westfalen in der Geschichte des nationalen Ganzen spielt.

Westfalen hat freilich Schwärme von Handeltreibenden, Seefahrern und Abenteurern genug ausgesandt, die Verhältnisse seiner geographischen Lage jedoch, jener ununterbrochene Bergwall, der es, vom bergischen Lande her gen

Osten laufend, dann von der hessischen Nachbarschaft her gen Nordwesten bis in die holländische Nachbarschaft streifend, umzieht, scheint es ziemlich abgeschlossen gehalten zu haben vom deutschen Reichsleben, wie ja auch die Bewegung der Reformation nur mit gebrochener Kraft diesen Bergwall überstieg und jenseit desselben im großen westfälischen Flachlandbusen sich nur stellenweise zu erhalten wußte, während diesseits alles Gebiet dem Protestantismus zufiel. Desto merkbarer ist dagegen der Einfluß gewesen, welchen das niederländische Nachbarvolk, von dem weder Berg- noch Wassergrenze es trennt, auf Westfalen geübt hat. Als hervortretendste Momente sind hier zunächst zu nennen: der Anstoß, den die Schule der windsheimer Congregation zu Deventer auf die gelehrten Westfalen übte, welche, wie Rudolf von Langen, R. Agricola, Heegius, Hermann von dem Busche u. s. w., so unendlich viel zur Restauration der classischen Studien in Deutschland beitrugen, und das Wiedertäuferwesen, welches, aus Holland und Friesland kommend, sich zur Entwickelung seiner tollsten Ausgeburten einen Schauplatz in Westfalen wählte. Weniger bekannt ist, daß Westfalen lange Jahre der Hauptttummelplatz der Raubbanden der niederländischen Geusen war, deren Belästigungen es passiv und indolent ertrug, wie es früher auch ziemlich passiv sich von den großen Heereszügen hatte verwüsten lassen, welche in den Zeiten der fränkisch-salischen Kaiser über das Land hereinbrachen. Zur Vergeltung dafür kam den Niederlanden das Geschenk der Unabhängigkeit aus einer westfälischen Stadt zu — 1648 aus Münster.

In Uebereinstimmung mit dem Angeführten hat nun der Geschichtschreiber westfälischer Landestheile weit mehr die Aufgabe, zu schildern, Verhältnisse und Sitten zu beschreiben, Rechtsinstitute zu analysiren, als zu erzählen. Hierdurch erhalten die besten historischen Werke, welche wir über unser Land besitzen, alle so ziemlich denselben Charakter; von Möser's „Osnabrückischer Geschichte" bis auf Barthold's Gemälde des alten Soest herrscht in ihnen die Analyse der Verhältnisse vor, wenn sie nicht entweder nur Chroniken oder Urkundensammlungen sind. In Barthold's Werk ist dieser Charakter der Schilderung sogar so überwiegend, daß dasselbe für den nicht Fachgelehrten höchst ermüdend zu lesen ist.

Aber beginnen wir mit Nr. 1, der Sammlung der Geschichtsquellen des Bisthums Münster. Es ist dies ein höchst anerkennenswerthes und mit gewissenhafter Sorgfalt ausgeführtes Unternehmen, das vielen größern, reichern, für die deutsche Geschichte wichtigern Städten, resp. Landestheilen als Muster aufgestellt werden könnte. Der erste, von J. Ficker (jetzt Professor in Innsbruck) herausgegebene Band enthält sämmtliche noch erhaltene münsterische Chroniken des Mittelalters nach unedirten oder nur mangelhaft früher herausgegebenen Handschriften in niederdeutscher oder lateinischer Sprache. Der Hauptbestandtheil ist eine bis auf das Jahr 1424 hinabreichende Chronik, die der Bischof Florenz von Wevelinkhofen um jene Zeit zusammenstellen ließ; daran schließen sich, vom Jahre 1424 an, drei verschiedene an jene ältesten als Fortsetzungen anknüpfende Jahrbücher, welche zum Theil, wie die Arbeit Arnd Bevergern's, wieder mit Fortsetzungen versehen, bis auf die Wiedertäuferzeit und resp. einige Jahre weiter herabreichen (bis 1524 und 1557). Der Inhalt dieser Chroniken ist im Ganzen nicht von einer Wichtigkeit, welche über das nächste Interesse der Stadt und des Landes selbst, womit sie sich beschäftigen, hinausginge. Der Herausgeber räumt selbst ein, daß die münsterischen Ueberlieferungen weder als ungetrübte Quellen in die entlegenen Zeiten reichen, aus denen jede auch noch so dürftige Tradition von Werth ist, noch auch da, wo sie reichhaltiger und ungetrübt fließen, viel Ausbeute für die allgemeinern, über die nächsten Grenzen hinausreichenden Verhältnisse bieten. Sie werden nämlich erst da gleichzeitig, wo bei der allgemeinen Zerfahrenheit des Reichs das Leben der Nation sich zersplittert in engste Kreise concentrirte. Desto dankbarer ist dagegen diese Arbeit von dem Landeseingeborenen entgegenzunehmen, da sie ihm ein genaueres Einsehen verstattet „in das Treiben der Geschlechter, welche vor ihm die Stätte bewohnten, die ihm als Heimat vor allen andern theuer sein muß". In den münsterischen Chroniken, die mit dem ersten, von Karl dem Großen eingesetzten Bischofe Ludger, aus friesischem Geschlechte, beginnen, tritt eigentlich aus dem Rahmen geringfügiger Ereignisse, welcher nur zuweilen in den Beziehungen auf die Kaisergewalt, auf den päpstlichen Stuhl oder die Metropolitanautorität der kölnischen Kirche eine weitere Perspective freiläßt, eine einzige Gestalt als durch ihren Charakter bedeutsam hervor. Dies ist Bischof Otto IV., ein geborener Graf von Hoja (1392—1424), ein mächtiger und streitbarer Herr, den man dreist neben jenen gewaltigen Mann Gottes, den kriegerischen Kuno von Falkenstein, den Erzbischof der trierischen und Provisor der mainzischen Kirche stellen darf, als Vertreter des ritterlichen Kirchenfürstenthums, das mehr in der Vertheidigung der Heerde mit dem Schwert als in der geistlichen Fürsorge für dieselbe seine Mission erblickte. Die Zeit der Regierung Otto's IV. ist durch eine lange Reihe von Kriegen und Fehden ausgefüllt, in welchen der tapfere Bischof das Gebiet des Stifts beträchtlich erweitert, den hartnäckigen Widerstand der Grafen von Solms und der alten Erbfeinde des Stifts, der Grafen von Tecklenburg, bricht und in schonungslosester Weise mit den Raubjunkern umspringt, deren Burgen, wo sich eine derselben erhebt, wo „ein steinernes Haus gezimmert wird", sofort von des Bischofs Streitkräften wieder niedergebrochen ist. So wurde denn in einer völlig aus den Fugen gegangenen Zeit, soweit der Krummstab von Münster reichte, Frieden und Sicherheit mit Energie aufrechterhalten. Aber viel Loblieder sind dem eisernen Bischof an seinem Grabe dennoch nicht gesungen. Der Chronist sagt:

Er dachte nicht, daß geschrieben steht: Suchet zuerst das Reich Gottes, und kam nimmer zu seiner Braut, der er mit dem bischöflichen Ringe angetraut war, nämlich seiner Kirche; er belastete das Land mit Schatzungen, seine Ritter und Knechte bedrückten die Unterthanen, seine Jäger und Hunde schlemmten

in den Häusern der Einwohner. Endlich starb er aus Ingrimm, daß nicht Alles nach seinem Willen ging, worüber er, in eine böse Leberkrankheit verfallen, sich abzehrte.

Wichtiger für die allgemeine deutsche Geschichte als dieser erste Band von Nr. 1 ist der zweite desselben Werks. Von C. A. Cornelius (jetzt Professor in Bonn) herausgegeben, umfaßt er die Berichte der Augenzeugen über das münsterische Wiedertäuferreich. Nach einer ausführlichen Einleitung über die Quellen der Geschichte des münsterischen Aufruhrs enthält er zunächst einen sorgfältig redigirten Abdruck einer höchst wichtigen, auf der großherzoglich hessischen Bibliothek zu Darmstadt (eine andere ist in Meiningen) aufbewahrten Handschrift: „Meister Heinrich Gresbeck's Bericht von der Wiedertaufe." Dies Buch ergänzt in äußerst ausgiebiger Weise Das, was der bisherigen, sonst nicht armen Literatur über die Wiedertäufererscheinung durchaus fehlte, nämlich der Bericht eines Augenzeugen. Meister Gresbeck war in Münster geboren und seines Zeichens ein Schreiner, hatte aber als Landsknecht sich die Welt angesehen. Als die Bewegung in Münster ausbrach, kehrte er in seine Vaterstadt zum Schutz seiner Mutter, welche hier ein kleines eigenes Haus bewohnte, zurück und unterwarf sich der Wiedertaufe, um nicht von den Machthabern wieder aus der Stadt vertrieben zu werden. Funfzehn Monate lang nahm er dann theil an allen den wilden Ausgelassenheiten, deren Schauplatz die unglückliche Stadt wurde, freilich nur in einer passiven-Zuschauerrolle, denn mit den Anführern und den Propheten selbst finden wir ihn nirgends in Berührung. Als die Belagerung eine täglich wachsende Hungersnoth hervorrief, entschloß Meister Gresbeck sich endlich zur Flucht und stahl sich in einer dunkeln Nacht von seinem Posten fort über den Stadtwall. Draußen aber fiel er, während ein ihn begleitender Landsknecht, Hans von der Langenstrate, glücklich entkam, den belagernden Kriegsleuten in die Hände. Wegen seiner Jugend verschont, gab er nun von seinem Gefängniß aus einen Plan zur Einnahme der Stadt an. Da der entkommene Langenstraten von Hamm aus den Leitern der Belagerung dieselben Anträge und Angaben machte, so wurden beide Gesellen confrontirt und dann ließ man nach ihrer Vorschrift die Vorbereitungen zur heimlichen Ersteigung der Stadtwälle und zur Ueberrumpelung machen. Die Ausführung gelang in bekannter Weise. Ueber die weitern Schicksale Gresbeck's ist dann wenig zu ermitteln gewesen; einen Lohn scheint er nicht erhalten zu haben; er wohnte später zu Osnabrück und erhielt in Rücksicht auf den geleisteten Dienst das kleine Haus seiner Mutter, welches sich unter den sequestrirten Wiedertäufergütern befand, von der Regierung zurückerstattet. Dieser Mann aus dem Volke nun, ein roher Landsknecht, ohne weitere Bildung als etwa eine Volksschule des 16. Jahrhunderts sie geben konnte, ist ein Memoirenschreiber von größter Lebendigkeit geworden, und was er aufgezeichnet hat, ist nicht nur durch das stoffliche Interesse, sondern auch durch Unmittelbarkeit und Frische der Schilderung, durch eigenthümlichen Mutterwitz und trockenen Humor ebenso beachtenswerth als Literaturdenkmal in niederdeutscher Sprache, wie wichtig als geschichtliche Quelle. Es ist ein Buch, das ganz aus dem Leben und dem Volke hervorgegangen, es ist eine Erzählung so frisch, als ob sie unmittelbar vom Mund zum Ohr gehalten worden — Wachtstubenabenteuer des 16. Jahrhunderts, die vor denen des 19. ebenso viel voraushaben, wie das soldatische Abenteurerleben jenes erstern vor dem Soldatenleben des letztern. Was jedoch die historische Bedeutung dieser Denkwürdigkeiten angeht, so darf sie auch nicht überschätzt werden. Gresbeck schildert das Wiedertäuferleben so drastisch und lebendig wie kein anderer Autor; seine Urtheile jedoch, seine Auffassung des ganzen Vorgangs ist nichts weniger als unbefangen; dem Kern der Sache, dem versteckten Geiste derselben kann er schon nach dem Stande seiner Bildung nicht gerecht werden. Den aufrichtigen Fanatismus begreift er nicht, und obwol er oft selbst erzählt, wie die Propheten für ihren Glauben in den Tod gehen, kommt er doch immer wieder auf die Versicherung zurück, es sei Alles Beteug und „Büferei" (Büberei) gewesen. Auch fehlt Gresbeck, wie man denken kann, aller weitere Blick auf die allgemeine Physiognomie der Zeit, mit welcher die Wiedertäuferbewegung in Münster im engsten Zusammenhange stand; er erblickt darin nur eine ganz abnorme, singuläre Erscheinung und ahnt nichts von der unermeßlichen Ausdehnung der chiliastischen Ideen im Zeitalter der Reformation. Desto größer ist dagegen seine Wichtigkeit für das Detail und die Herausgabe desselben hat wol zum Theil erst eine so treffliche Geschichte der Reformationsbewegung in Münster möglich gemacht, wie sie die eben erschienene erste Lieferung der „Geschichte der Wiedertäufer", aus der Feder desselben Gelehrten, welcher die Herausgabe dieses zweiten Bandes der „Geschichtsquellen des Bisthums Münster" besorgte, in Aussicht stellt.

Außer Meister Gresbeck's Bericht enthält dieser zweite Band von Nr. 1 noch eine Reihe wichtiger Actenstücke zur Geschichte der münsterischen Wiedertäufer, die theils noch ungedruckt waren, theils in kritisch vervollständigten Abdrücken gegeben sind; dann eine Chronik des von den Wiedertäufern hart mitgenommenen Klosters zum Niesink in Münster und endlich einen Abdruck der sogenannten münsterischen Apologie, eines Buchs, welches die Wiedertäufer zu ihrer Vertheidigung als „Bekentones des globens und lebens der gemein Criste zu Monster" kurz nach dem Beginn der Belagerung herausgaben und das viel dazu beiträgt, Schlaglichter auf eine Seite der Sache zu werfen, welche noch am wenigsten aufgehellt ist, nämlich auf das innere Leben der Sekte und den dogmatischen Gehalt desselben.

Vom dritten Bande unsers Werks ist jüngst die erste Abtheilung erschienen. Sie enthält die vom Jahre 1553 beginnende, bis auf das Jahr 1601 hinabgehende Chronik von Röchell, nebst Zusätzen dieses Annalisten zu den frühern Chroniken; die zweite Abtheilung wird zwei ähnliche Quellenschriftsteller, Stevermann und Corfey, ent-

halten. Von ihnen gilt ganz Das, was wir vom ersten Bande gesagt haben, sodaß das eigentlich literarische und wissenschaftliche allgemeine Interesse entschieden nach dem auch umfangreichsten zweiten Bande unsers Werks gravitirt.

Das unbedingte Lob, welches der gewissenhaften, gründlichen und sorgfältigen Ausführung der in Nr. 1 erwähnten Unternehmung gebührt, können wir Nr. 2 nicht spenden. Der Verfasser von „Die Grafschaft und freie Reichsstadt Dortmund" hat sicherlich ein verdienstvolles Werk in Angriff genommen, indem er eine Sammlung der Quellen der Geschichte der einzigen freien Reichsstadt in Westfalen begann (die herforder Reichsfreiheit bestand nur rechtlich unangefochten vom Reichskammergerichtsurtheil im Jahre 1631 bis zur Huldigung für den Großen Kurfürsten im Jahre 1647). Zur Ausführung scheint uns jedoch seine Kenntniß der westfälischen Geschichte und der alten Verhältnisse nicht ausgereicht zu haben, wozu sich denn noch große Flüchtigkeit der Arbeit gesellte. Fahne hat sich um die Genealogie von Rheinland und Westfalen Verdienste erworben, besonders durch seine große, in zwei Foliobänden herausgegebene „Geschichte der kölnischen, jülichschen und bergischen Geschlechter" (Köln 1848), der eine „Geschichte der westfälischen Geschlechter" eben jetzt folgen wird; zwei Werke, welche schon um des Muthes willen, womit sie frischweg zustande gebracht sind, alle Anerkennung verdienen und von denen das ersterwähnte zwar nicht frei von vielen Irrthümern ist, sich jedoch mit Recht darauf berufen kann, daß es leichter ist, einzelne Misgriffe zu tadeln und Lücken nachzuweisen, als eine so weitschichtige Arbeit in einer im Ganzen befriedigenden Weise zustande zu bringen. Diese neue Arbeit über die Geschichte der Stadt Dortmund entbehrt jedoch jener kritischen Schärfe, welche die Geschichtschreibung oder besser Forschung unserer Tage auszeichnet. Schon auf den ersten Seiten des ersten Bandes, die sich uns ganz als eine eigene Bearbeitung der Geschichte geben, während wir hinterher erfahren, es sei blos eine Quellenherausgabe beabsichtigt, begegnen wir mehren mit großer Zuversichtlichkeit ausgesprochenen Aufstellungen, welche uns sehr stutzig machen müssen; z. B.: „Daher der Name Paderborn, der Badeborn", während es doch allbekannt, daß in Paderborn der Fluß Pader entspringt, was den Namen erklärt; „Wittekind schlug Karl's Heer am Berge Suntell; es blieben vier Fürsten und 20 Herren", eine Unterscheidung, die durchaus nicht in die karolingische Zeit gehört. Dann frappirt uns die Versicherung, Wittekind habe sich in seiner Burg an der Stelle des jetzigen mindener Doms von Karl belagern lassen, wofür es durchaus kein Beweismittel gibt, da der Zusammenhang des Doms zu Minden mit einer Burg Wittekind's, wie schon Hr. von Ledebur bewiesen hat, lediglich auf einer unglaubwürdigen Sage beruht. Die Angabe: „Um dieselbe Zeit (786) baute Karl der Große den Königshof vor Dortmund und setzte einen Grafen darin, dessen Grafschaft westlich von der Grafschaft Mark und östlich von dem Stift Essen begrenzt war", hätten wir gern durch die Gründe, worauf sie sich stützt, beglaubigt gesehen, und bemerken nur dazu, daß es damals noch keine Grafschaft Mark und kein Stift Essen gab, sowie daß das später sogenannte Gebiet der Mark nicht westlich von Dortmund, sondern östlich, das Stift Essen nicht östlich, sondern westlich lag. Solcher Misgriffe finden wir nun im Verfolg des Buchs nur zu viele, die in der seltsamen Behauptung gipfeln, Kaiser Otto III. habe dem Stift Essen den Ort Bruggihem (später Stadt Brügge) im Aringon (sic) und verschiedene dazu gehörige Güter im Gau Gudingen (Göttingen) geschenkt. Ein Hörigkeitsverhältniß zwischen Gütern bei Göttingen und dem niederländischen Brügge, dann zwischen diesem und Essen ist uns durchaus neu! Jedenfalls hätte Fahne sich fragen müssen, wie der sächsische Otto zu Besitzungen in Flandern gekommen. Wir kennen die Urkunde nicht, worauf sich die Angabe stützt; ist sie richtig, so kann sie nur von einem sächsischen Dominium Bruggihem, das im Gau Aringa, der an der Leine lag, reden (im hildesheimischen Amt Wiesenburg).

Abgesehen davon ist eine Arbeit, worin der Verfasser das Ergebniß seiner Studien über die Stadt Dortmund ganz in Form einer Chronik und sich einfach auf alte Zeitbücher stützend zusammengestellt hat, insofern anzuerkennen, als sie dem Bürger dieser Stadt ein populäres Geschichtsbuch über seine Heimat in die Hand gibt und zur Belebung historischen Sinnes dienen muß. Der Dortmunder wird darin mit Befriedigung finden, wie wehr- und mannhaft seine Väter gestritten, daß an ihren Mauern eine ganze mächtige Fürstenliga mit gewaltigen Streitkräften zerschellt (Belagerung von 1388); daß die Bürger der alten Tremonia niemals ihre Stadt erobert gesehen und daß sie unter die Zahl ihrer Mitbürger nicht allein die vier Haimonskinder rechnen dürfen, sondern sogar auch, daß es ein dortmunder Kind gewesen, so das Pulver erfunden! Nach der alten Stadtchronik von Detmar Mülher, welche Fahne seiner Zusammenstellung hauptsächlich zugrunde legte, war nämlich Barthold Schwarz von Dortmund gebürtig. Inwiefern freilich der Leser solchen Angaben unbedingt Glauben beimessen will, bleibt ihm überlassen und kann es seine Geneigtheit dazu nicht erhöhen, wenn er derartige Daten ohne ein Wort kritischer Untersuchung mitgetheilt findet, oder gar auf solche Spuren der Flüchtigkeit (des alten Chronisten oder des modernen Autors?) stößt, wie S. 78, wo ein gefangener Streithengst eines Ritters vier Goldgulden werth sein soll, während (S. 86) ein um dieselbe Zeit gefangener Hengst die für das Jahr 1389 unermeßliche Summe von 70 Goldgulden werth gewesen ist!

Dem Allem nach scheint uns, es wäre das Verdienst Fahne's um die Geschichte Dortmunds weit größer gewesen, wenn er, statt selbst nach alten und ungeprüften Zeitbüchern eine Chronik der Stadt zu geben, sich darauf beschränkt hätte, einen mit orientirenden Anmerkungen versehenen genauen Abdruck der wichtigsten Chroniken selbst zu veranstalten. Jetzt ist sein Buch ein Zwit-

terding zwischen einem solchen Abdruck und einer eigenen Geschichte. Dagegen hat unser Autor im zweiten Bande seines Werks an urkundlicher Mittheilung beinahe ein Uebriges gethan. Dieses Urkundenbuch, welches als „erste Abtheilung" bezeichnet wird, enthält aus dem dortmunder Stadtarchiv nicht weniger als 300 chronologisch geordnete Diplome von 1180, resp. 1280 an bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinab, sodaß nun, wenn man das hier Gegebene durch die Urkunden Dortmunds, welche Lacomblet's großes niederrheinisches Urkundenbuch enthält, ergänzt, ein reiches Material für die Geschichte dieser Stadt vorliegt, umsomehr, als Fahne in seinem dritten Bande unter dem besondern Titel „Statutarrecht und Rechtsalterthümer der freien Reichsstadt Dortmund" auch noch einen genauern Abdruck des zuerst von J. C. H. Dreyer in seinen „Nebenstunden" im Jahre 1768 veröffentlichten Stadtrechts von Dortmund, wie es der Rath dieser Stadt 1275 an Dorpat mittheilte, bringt und dem alle irgend erheblichen Denkmale der gesetzgeberischen Thätigkeit der Regierungsgewalt des reichsfreien Gemeinwesens bis auf die letzten Zeiten beifügt, wobei eine kurze Nachricht über die vormalige dortmunder Verfassung voraufgesandt wird und eine kurze Skizze des Femgerichtsverfahrens den Schluß bildet. Das Wichtigste und Wesentlichste, was aus allen diesen Mittheilungen erhellt, welche einen so umfassenden Blick in die städtischen Verfassungsverhältnisse, die Rechtszustände und das Feminstitut (der Graf und der Rath von Dortmund waren bekanntlich Stuhlherren über des hilgen Rykes hemelike Kamer, den obersten Freistuhl auf rother Erde) gewähren, das Wesentlichste ist das allgemeine Ergebniß, daß Dortmund jedenfalls als eine Hauptverbreiterin und Pflegerin des sächsischen Rechts zu betrachten ist, wie denn Herford, Minden, Paderborn, Höxter, Dorpat und zahlreiche andere Städte im Osten von Dortmund ihre Rechtsnormen erhielten, und daß diese Stadt für mittelalterliches deutsches Verfassungswesen etwas wie eine typische Bedeutung in Anspruch nehmen darf, wenn auch nicht, wie Fahne behauptet (II, 11), ihr Senat die Consultations- und Appellationsbehörde für das sächsische Gebiet zwischen Ruhr und Weser bildete; wandte doch Dortmund selbst sich an Soest als Oberhof, wie das bei Wigand („Archiv", V, 4, 45) und in Barthold's „Soest", S. 94, gezeigt ist.

Die „Geschichte der Freireichsstadt Dortmund" (Nr. 3) von Bernhard Thiersch muß leider ein unvollendeter Anfang bleiben, da der Tod den Verfasser der Ausführung seiner Arbeit entzogen hat. Dies ist in hohem Grade zu bedauern, weil der vorliegende erste Band sich nicht weniger durch lichtvolle Klarheit der Darstellung als durch die, wir möchten sagen, geniale Hand auszeichnet, welche hier das Wichtigste und Wesentlichste allein hervorhebt und nicht mit einer Fülle von Detail den Leser belastet, das zu keinerlei principiellen oder allgemeinern Schlußfolgerungen dienen kann. Thiersch beginnt mit der Schilderung der Stadt und ihrer Umgebungen, insofern diese historische Beziehungen haben, und theilt dann die „innere Geschichte der Stadt" in vier Paragraphen, welche die Verfassung nach den zwei durch die demokratische Umwälzung vom Jahre 1400 geschiedenen Perioden, die Verwaltung, die Gerichtsverfassung, endlich das Münzwesen und die Finanzen, die Beziehungen zur Hansa, die Gildenverhältnisse und die Lage der Juden zum Gegenstande haben. Angehängt sind das (unechte) Diplom Karl's des Großen, die Privilegien Friedrich's II. und Ludwig's IV. (auch Fahne hat sie in seinem „Urkundenbuch"), die Statuten und Willküren Dortmunds (und zwar in einer Recension, welche von dem Abdruck bei Fahne, Band III von Nr. 2, sehr verschieden ist und uns unbedenklich den Vorzug zu haben scheint), endlich mehre andere denkwürdige Actenstücke, z. B. die interessante Rathsstubenordnung vom Jahre 1724, welche einen Einblick in die Verhandlungsart und den Geschäftsgang solch einer souveränen Stadtbehörde verstattet. Aus dem dritten Paragraphen heben wir besonders das zweite Capitel hervor, welches ein anziehendes, durchaus klares und allgemein verständliches Bild vom Femgerichtswesen gibt, einem Institute, dessen letztes Denkmal bekanntlich jener „Freistuhl unter den Linden auf dem Königshofe" ist, der bei Dortmund neben dem Köln-Mindener und Bergisch-Märkischen Eisenbahnhof noch heute mit Steintisch und Bänken unter einer absterbenden Linde zu sehen ist; auch hat sich an dieser Dingstätte bis zum Jahre 1803 ein sogenanntes Freistuhlsgericht, welches vier mal im Jahre als „Wroge"- oder Polizeigericht für die Landgemeinden des städtischen Gebiets mit Freigrafen, Beisitzern und Frohnboten gehalten wurde, fortgesetzt. Ein von Thiersch mitgetheilter Femgerichtsfall (den auch Fahne und zwar vollständiger aufgenommen hat) ergänzt das Bild des Ganzen, das wir demnach Allen empfehlen können, welche ohne genauere Kenntniß des germanischen Rechtsverfahrens sich über das denkwürdige, aber so oft gänzlich falsch aufgefaßte Institut belehren wollen. Die vielfachen Erklärungen des Worts Feme oder Vehme hat der Verfasser mit einer neuen vermehrt. Er leitet es ab von vimen, d. i. die wyt oder wyd, Weide, der aus Weidenruthen geflochtene Strick, den der Freigraf als Symbol seiner Gewalt über Leib und Leben vor sich auf dem Tische liegen hatte. Uns scheint aber, wenn auch allerdings das Femgericht als Todesstrafe nur die wyd oder den Strick kannte, die Identität von wimen und wyd sehr fraglich.

Das niederdeutsche Idiom kennt allerdings den Ausdruck Wimen, aber er bezeichnet in der Höhe oben an der Decke angebrachte Balken, woran Wintervorräthe ausgehängt werden; auch „Hühnerwimen" kommt vor für die Querstangen in den Geflügelställen; danach wäre Wimen soviel wie Querbalken und soviel wie Galgen; Wimen- oder Vemgericht ist danach Galgengericht; eine Aufstellung, womit wir unsererseits die bisherigen zahllosen Conjecturen um eine vermehrt zu haben den Ruhm in Anspruch nehmen!

Das Femgericht, das Rechtswesen überhaupt ist übri-

gens so ziemlich das Einzige, was die Geschichte von Dortmund Eigenthümliches hat: alles Andere, dessen genetische Entwickelung wir in Fahne's und Thiersch's Büchern verfolgen können, ist in völliger Uebereinstimmung mit dem Verfassungsgange und den Lebensformen, welche sich in den andern deutschen Gemeinwesen der Vorzeit geltend machten. Entstehung auf Grund und Boden eines königlichen Dominiums; ein Graf als Verwalter des letztern, die königlichen Rechte und die reservirte Jurisdiction ausübend, anfangs selbst, dann durch einen Reichsschultheiß. Mit diesem Grafenamt waren in Dortmund lange die Grafen von der Mark, mit dem Schultheißenamt die Patricier von Wickede belehnt. In der nach und nach zu einer Stadt sich heranbildenden Gemeinde bemächtigen sich die Nachkommen der ursprünglichen Hofesbesitzer ausschließlich der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; die große demokratische Bewegung des 14. Jahrhunderts, welche beinahe alle deutschen Städte erschütterte, entsetzt diese „Reichsleute", „Erben" oder Geschlechter auch hier ihrer Prärogative. Die Gemeinde erstarkt allmälig so, daß sie dem Vertreter der königlichen Interessen über den Kopf wächst und ihn auskauft: Dortmund kauft erst (1343) für 1395 Mark die Hälfte der Grafschaft von Konrad von Lindenhorst, dem Grafen von Dortmund, dann von seinen Nachkommen das Erbrecht auf die zweite Hälfte und läßt sich 1504, nach dem Aussterben des Geschlechts, vom Kaiser damit belehnen, ganz ähnlich wie in so vielen Reichsstädten die kaiserliche Schultheißengewalt an die Stadt selbst übergeht, z. B. in Frankfurt, wo der Magistrat unter Kaiser Ludwig dem Baier durch Siegfried zum Paradies das verpfändete Schultheißenamt an sich kaufte und so seine reichsstädtische Selbständigkeit gründete. Bündnisse, Fehden, Hansaverhandlungen, innere Unruhen infolge der Reformation, welche sich siegreich in unserer Stadt zu erhalten weiß, das sind die andern Gegenstände, welche die Blätter ihrer Zeitbücher füllen, ohne von großen Ereignissen von allgemeiner Tragweite unterbrochen zu werden.

Mehr Stoff zur Schilderung particulärer Verhältnisse als Dortmund bot die merkwürdige Stadt Soest, die Capitale der Engern, deren Ursprung, Blüte und Niedergang in Nr. 4 F. W. Barthold darzustellen übernommen hat. Hier treten die eigenthümliche Entstehungsart, die Beziehungen zu altwestfälischen Rechtsinstituten (es gab schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein geschriebenes soester Statutarrecht), zur Hansa, zu der kaiserlichen und resp. Herzogsgewalt (der kölnischen Kirche) weit prononcirter auf, und dazu bildet das ganze eigenthümlich verschlungene kirchliche und politische Verhältniß der Stadt, die nicht freie Reichs-, nicht Landstadt ist, etwas Abweichendes. Obendrein ist Soest in culturhistorischer Beziehung durch seine Sitten, seine engen Beziehungen zum baltischen Handel, seine Kirchenbauten und andere Kunstdenkmale wichtiger als Dortmund, und in seine Geschichte flicht sich die denkwürdige große Episode der „Soester Fehde". Auch das ist eine Eigenthümlichkeit von Soest, daß es nie ein ausschließlich aristokratisches Regiment besaß. Alles Erwähnte ist von Barthold mit einer überaus reichen und fleißigen Detailmalerei geschildert, mit einem Wissen und gelehrten Apparate, die nichts zu wünschen übrig lassen. Aber das Buch hat zwei Fehler; es ist erstens von einem Autor geschrieben, der die Stadt, welche er beschreibt, persönlich wenig kennt und deshalb dem Einheimischen auch das anziehende Element einer eigentlichen Ortsgeschichte in anschaulicher Darstellung nicht zu bieten weiß; und zweitens ist der reiche Stoff durchaus nicht gegliedert. Darin nachzuschlagen, zu suchen, über einzelne Partien sich Raths zu erholen, ist deshalb ebenso mühsam (Register und Inhaltsverzeichniß fehlen) als das Buch zu durchlesen. Und doch hat der Verfasser, wie er im Vorwort sagt, mit Rücksicht darauf geschrieben, was der größern deutschen Lesewelt Interesse geboten. Diese, fürchten wir, wird mit uns lebhaft bedauern, daß der ganze Stoff nicht mit einigem Geschicke für Composition organisirt ist, daß, was zur Kunst-, was zur Sitten-, was zur Rechts- und was zur äußern Geschichte gehört, sich nicht übersichtlich auseinander scheidet, sondern daß Alles sich durcheinander drängt. Im Uebrigen hat Barthold's Buch unbezweifelt den großen Vorzug, daß es überall die universell gebildete Intelligenz verräth, deren Blick sich stets auf den weiten Horizont des Allgemeinen gerichtet hält und aus dem Mikrokosmos einer westfälischen Stadtgeschichte immer den Makrokosmos der gesammten nationalen Geschichte durchschimmern läßt. Die letzten Jahrhunderte, besonders das 18., sind zu kurz behandelt gegen die breite Ausführlichkeit der Darstellung der ältern Epochen. Der Verfasser entschuldigt das durch „ungünstige Verhältnisse"; diese scheinen überhaupt über dem Buche gewaltet zu haben und die Rücksicht auf Raumersparniß so gebieterisch gewesen zu sein, daß nicht allein an irgendeine Urkundenmittheilung nicht zu denken war, sondern daß auch gegen das Ende hin, im dritten Buche, die Quellen nicht mehr unter dem Texte genannt werden durften. Bei einem doch wesentlich nur für Fachgelehrte genießbaren Buche ist das doppelt zu bedauern.

Auf das Einzelne können wir hier nicht eingehen, wir erwähnen nur der von Barthold sehr klar auseinandergesetzten ganz singulären Entstehungsart der Stadt Soest. Während die geschichtlichen deutschen Städte sämmtlich entweder aus römischen Municipien oder Colonien, oder aus und auf königlichen Höfen und Pfalzen, oder um Klöster und Bischofsitze, oder endlich aus Grenzfesten und aus natürlichen Stapelplätzen des Handels hervorgingen, verdankt Soest lediglich sich selbst seinen Ursprung, unbegünstigt von irgendeiner Fürstengewalt oder von den Vortheilen eines Stroms oder zweier sich kreuzender Heerstraßen. Von altersgrauer Zeit her die Ansiedlung heidnischer Bauern, hat es sich, blos von einem Boden, den ungewöhnliche Fruchtbarkeit auszeichnet, begünstigt, ganz allein zum reichen, mächtigen, für Hansa- und Rechtsverhältnisse maßgebenden Gemeinwesen hinaufgearbeitet, und Niemand weiß deshalb auch

sein Alter anzugeben oder zu ermessen. Nur das thüringische Erfurt, welches der Apostel Bonifacius schon 719 als eine urbs paganorum rusticorum vorfand, bietet eine ähnliche Erscheinung dar. Wenn jedoch Barthold dieses Verdienst der Selbstentwickelung von Soest um so höher schätzt, weil es „von schiffbaren Flüssen durch weite Strecken abgesperrt, an winzigem Bächlein kaum einer Walkmühle mächtig" gewesen, so übersieht er, daß die Stadt nicht allein die Vortheile ihrer üppigen „Börde" hatte, sondern auch, wie das schon Kohl in seinem „Der Rhein" (Leipzig 1851) bemerkt hat, in der Mitte derjenigen beiden Lippe- und Ruhrpunkte lag, von denen an diese Flüsse seit alter Zeit, wenn auch nur mit kleinen Böten befahren wurden, in der Mitte zwischen Lippstadt und Reheim. Und was Soests Beziehungen zum baltischen Handel, den es so schwungreich betried, ohne durch eine Wasserstraße dahin begünstigt zu sein, angeht, so folgte es hierin nur der allgemeinen „Strömung der Zeit", die Dortmund, Münster, Köln und andere Städte auf dem weiten Landwege dahin führte, ohne daß Soest gerade den Ruhm der muthigen Initiative urkundlich in Anspruch nehmen könnte.

Nr. 5 ist ein Ergebniß der Nachforschungen Fahne's zum Behuf seiner in Aussicht gestellten und oben schon erwähnten „Geschichte der westfälischen Geschlechter". Bei dem engen Zusammenhang Westfalens mit den Colonien im Osten, namentlich in den Ostseeprovinzen, wo Westfalen dem Deutschen Orden bekanntlich die namhafteste Anzahl seiner Streiter und Brüder gestellt hat, war eine Durchforschung der Archive in jenen Gegenden nicht zu umgehen. In der lübecker Stadtbibliothek fand nun der Herausgeber bei dieser Gelegenheit eine noch ungedruckte Schrift des für die lübecker Geschichte einst so thätigen Pastors Jakob von Melle (geboren 1659 in Lübeck, aus einer westfälischen eingewanderten Familie), mit dem Titel: „Die in Lübeck wohlaufgenommenen Westfalinger." Diese Zusammenstellung des zahlreichen Contingents, welches Westfalen der Bevölkerung Lübecks gestellt hat, ist für das letztere ebenso wol wie für Westfalen von großem Interesse und beide können für die Herausgabe nur dankbar sein. Das Ganze ist nicht eine bloße Nomenclatur, sondern behufs genealogischer Nachforschungen um so wichtiger, als schätzbare biographische Nachrichten über die bedeutendsten darin aufgeführten westfälischen Lübecker, die sich als Bischöfe und Domherren, als Rathspersonen und Bürgermeister, als Superintendenten und Prediger, als Medici oder als Kaufherren irgend hervorgethan oder Stiftungen in Lübeck gemacht haben, hinzugefügt sind. So erhalten wir z. B. daraus Nachweise über die Herkunft jenes Bürgermeisters Hermann von Plönies, der während der Wullenwever'schen Episode in Lübeck eine so wichtige Rolle spielte (vgl. Waitz, „Lübeck unter Jürgen Wullenwever", Berlin 1855, I, 79 und anderwärts). Wir erfahren hier, daß ein Hermann Plönies von Münster nach Lübeck eingewandert, 1480 zu Gunsten lübecker Armen testirt hat (S. 159), sodann, daß der Bürgermeister Plönies (wol des Vorhergehenden Neffe), ebenfalls aus Münster gebürtig, 1522 zuerst zu Rath gewählt, 1529 zur Bürgermeisterwürde gelangt, während der Unruhen 1531 aus der Stadt flüchtig geworden, zwei Jahre später, 1533, in seinem Vaterlande Münster mit Tode abgegangen sei, nachdem ihm Karl V. sein Geschlechtswappen bei Erhebung in den Ritterstand mit einem weißen zweiköpfigen Adler (wie die Familie, jetzt im Großherzogthum Hessen blühend, ihn noch führt) vermehrt habe.

Wir kommen zu unserer letzten Schrift, welche sich ein wahres Verdienst um eine so oft ventilirte und so verschieden in einer Menge zerstreuter Abhandlungen und Aufsätze beantwortete Frage erwirbt. Der Verfasser unserer kleinen Schrift hat nämlich die abweichenden Ansichten der einzelnen Historiker, wie J. Möser, Clostermeyer, Giefers u. A., über den Ort der Hermannsschlacht und über die Richtung, welche des Germanicus Kriegszug durch das Bructererland genommen, zu einem klaren, überschaulichen Referat zusammengestellt, dem er sodann sein eigenes wohlbegründetes und mit großer Umsicht motivirtes Votum folgen läßt. Wir unsererseits räumen gern ein, daß wir mit diesem Votum völlig einverstanden sind. Namentlich scheint uns unwiderleglich, daß der von den Germanen bedrängte Heerzug des Varus sich nicht in der von Justus Möser und Giefers (in der „Zeitschrift" des westfälischen Vereins für vaterländische Geschichte, Neue Folge, V, 329) angenommenen Richtung von der Operationsbasis der römischen Heere am Rhein immer weiter fort in die deutschen Urwälder hinein bewegte, sondern daß Varus sich auf dem Marsch wider in seinem Rücken empörte Völkerschaften, die seine Communicationslinie mit dem Rheine bedrohten, befand. Den dafür von Reinking entwickelten Gründen ließe sich noch hinzufügen: der von den Deutschen angezettelte Aufruhr, welcher den römischen Feldherrn verlocken sollte, mußte in seinem Rücken oder wenigstens in einer Gegend ausbrechen, von wo seine Rückzugslinie bedroht war; durch eine in einer andern Gegend, weit vor ihm ausbrechende Bewegung hätte er sich nämlich schwerlich bewegen lassen, im Herbst, mit seinem ganzen Troß von Weibern und Kindern, einen Kriegszug zu unternehmen! Ferner scheint uns ebenso klar ausgemacht, daß die Hypothese Clostermeyer's unhaltbar ist, der mit Hülfe von einer unglücklichen Anzahl von „wahrscheinlich", „gewiß", „vielleicht", „sicherlich" herausgebracht hat, daß die Vernichtung der römischen Legionen stattfand bei der Grotenburg, jener Höhe in der Nachbarschaft Detmolds, die zur Stunde den Sockel des projectirten Hermannsdenkmals trägt. Clostermeyer hatte sich hauptsächlich darauf gestützt, daß die Grotenburg nach „klaren archivalischen Nachrichten" noch im 16. Jahrhundert „Der Teut" genannt worden, die Grotenburg also die eigentliche von Tacitus genannte Teutoburg sei. Eigenthümlicherweise hat jedoch der lippesche Archivrath von diesen archivalischen Nachrichten keine einzige je abdrucken lassen! Das Schlachtfeld ist

ohne allen Zweifel dem Rheine weit näher zu suchen, schon aus dem einen einfachen Grunde, weil wir die Nachricht des Dio Cassius haben: dem Rest der geschlagenen Legionen sei der Legat Asprenas, der doch wol am Rhein, in Castra vetera stand, zu Hülfe gekommen. Dies wäre gar nicht möglich gewesen, wenn die Botschaft von der Niederlage den weiten Weg von der Gegend von Delmold zum Rhein hätte machen müssen, auch vorausgesetzt, Asprenas hätte nach erhaltener Kunde in derselben Stunde noch seine Truppen streitfertig ausrücken und den weiten Marsch antreten lassen können, um den Geschlagenen Hülfe zu bringen. Was entscheidend dafür spricht, daß das Castell Aliso in der Nähe von Hamm zu suchen, die Stätte der Varianischen Niederlage aber in der Höhengegend, die sich zwischen Lippstadt und Hamm auf dem rechten Ufer der Lippe erstreckt, das ist von unserm Autor klar und lichtvoll entwickelt. Diese Höhengegend nennt er den „Teutoburgerwald", der, einmal von Tacitus angeführt, weder bei diesem noch bei irgendeinem andern Schriftsteller je wieder auftaucht, bis ihn die neuere Zeit mit ihrer Vorliebe für poetische Namenanklänge dem Osning beigelegt hat, wie sie die Weserscharte weder richtig bezeichnend noch deutsch Porta Westphalica nannte. So hat man auch bereits in alter Zeit die Quellen verstanden; schon in einem 1540 erschienenen Werke des Johannes Cuspinianus ist die Lage des Teutoburgerwaldes übereinstimmend mit Reinking's Ansicht angegeben und in dem 1649 herausgegebenen Atlas von Janson findet sich bei der an der Nordseite jener Höhen liegenden Stadt Beckum bemerkt: „Circa hos saltus periisse videtur Q. Varus cum tribus legionibus." Damit stimmt auch der bekannte Grupen (1764) überein. Seitdem ist die Frage durch die patriotische Hermeneutik der einzelnen Schriftsteller, die das Schlachtfeld jedesmal sich möglichst dicht vor ihre eigene Thüre verlegten, so grenzenlos verwirrt und falsch behandelt worden. Ganz bis zu mathematischer Gewißheit läßt sie sich freilich nicht lösen, weil die Quellen keine bestimmte Andeutung darüber enthalten, wo denn eigentlich Varus stand, als er wider die empörten Germanen ausrückte; was aber zur Aufhellung der alten Controverse geschehen kann, das ist hier in dieser Schrift von Reinking gethan, und wir können nur wünschen, daß damit ein Abschluß gegeben sei.

Levin Schücking.

Ueber das Leben der Seele.

Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze von M. Lazarus. Erster Band. Berlin, Schindler. 1856. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Leben der Seele? Also lebt sie noch? So werden beim Titel dieses Buchs Manche von Denen fragen, die sie todtgeschlagen zu haben glauben. Ja, sie lebt noch, wird hoffentlich auch noch eine gute Weile fortleben und Denen, die an sie glauben und sich gern mit ihr beschäftigen, erlauben, immer tiefere Blicke in ihr zwar geheimnißvolles, aber nicht unenthüllbares Leben und Weben zu thun. Das vorliegende Buch, das sich als der erste Band eines nach und nach die ganze Psychologie umfassenden Werks ankündigt, darf als werthvoller, gediegener Beitrag hierzu begrüßt werden. Die Aufgabe, die sich der Verfasser desselben gestellt hat, ist eine doppelte: einerseits selbständige Forschung auf dem Gebiete psychologischer Wissenschaft, andererseits Verbreitung psychologischer Bildung in weitern Kreisen. Um diesem Doppelzwecke zu genügen, hat er seinem Werke folgenden Plan zugrunde gelegt. Dasselbe soll die Psychologie, die er als „das edlere, wissenschaftlich gewordene Selbstbewußtsein der Menschheit" faße, die Erscheinungen und Gesetze, die Thatsachen und Ursachen des Seelenlebens zur Erkenntniß und zum Verständniß bringen, jedoch nicht vermittels einer abstracten Darstellung allgemeiner psychologischer Theorien, nicht durch Aufzählung und systematische Zusammenstellung der allgemeinen Gesetze von vornherein, sondern vielmehr dadurch, daß je eine einzelne Richtung des concreten geistigen Lebens, in denen offenbar nicht blos ein, sondern mehre Principien zur Erscheinung und Anwendung kommen, zum Gegenstande einer abgesonderten Betrachtung gemacht, in die darin waltenden psychischen Elemente zerlegt und auf die betreffenden Gesetze und Principien zurückgeführt wird. Vom wissenschaftlichen Standpunkte kann man vielleicht über diese monographische Einkleidung Bedenken erheben. Die Hauptaufgabe der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie, besteht ja offenbar gerade darin, die Einheit und den innern Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen zu entdecken und nachzuweisen und Alles aus einem allgemeinen Grundprincip abzuleiten. Dies aber ist in Einzelabhandlungen kaum möglich, weil das Wesentliche und Charakteristische monographischer Darstellung gerade in einer besonders genauen Darlegung des Details besteht und eine tiefer eingehende Bezugnahme auf das Allgemeine nicht wohl zuläßt. In diesen Bedenken liegt viel Wahres, dennoch halten wir sie nicht für so allein maßgebend, daß sie nicht von einem Autor, der seines Stoffs von vornherein vollkommen Herr ist und in sich selbst über den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Allgemeinen zu voller Klarheit gelangt ist, nicht allein ohne Gefährdung, sondern sogar zum Vortheil der Wissenschaft beseitigt werden dürften; denn sobald der Autor auf diesem Standpunkte steht, wird er mit Leichtigkeit nicht blos das Wesen und die Elemente des jedesmaligen Objects darlegen, sondern auch die Fäden nachweisen können, wodurch dies Object mit allen übrigen Lebens- und Daseinssphären in Beziehung steht.

Dieser Voraussetzung wird aber durch den Verfasser des vorliegenden Buchs vollständig entsprochen. Daher gewinnt er für jede einzelne Abhandlung von vornherein diejenige sichere Unterlage, welche erkennen läßt, daß das Einzelne, was er bietet, wesentlicher und integrirender Bestandtheil eines in seinem Geist organisch ineinandergreifenden Ganzen ist, und wenige Andeutungen genügen, um diesen vorausgesetzten Conner des Besondern mit dem Allgemeinen auch dem gebildeten Leser überhaupt, besonders aber dem Philosophen von Fach zum Bewußtsein zu bringen. Das Misliche also, was mit der Verzichtleistung auf eine strengsystematische Einkleidung verbunden sein konnte, wird auf diese Weise beseitigt, zumal da der Verfasser verspricht, nicht blos einzelne, willkürlich herausgegriffene, sondern nach und nach sämmtliche psychologische Gesetze zur angewandten Erkenntniß zu bringen und am Schluß des ganzen Werks in einer systematischen Abhandlung zusammenzufassen, dergestalt daß das Werk den Charakter einer Art von psychologischer Encyklopädie erhalte. Andererseits sind die Vortheile, die aus der monographischen Einkleidung erwachsen, sehr wesentliche. Ein mal gewinnt die Darstellung dadurch nothwendig an Lebendigkeit, Anschaulichkeit, Ungezwungenheit, sodann ist ein näheres Eingehen auf das Charakteristische und Eigenthümliche einer jeden Erscheinung gestattet, und endlich ist die Möglichkeit gegeben, in den einzelnen Abhandlungen vorzugsweise gerade solche Gegenstände zum Ausgangspunkte zu wählen, welche in den bisherigen psychologischen Werken

entweder noch gar keine oder seine nur sehr gelegentliche und dürftige Behandlung gefunden haben, sodaß jede zugleich einen Beitrag zur Fortbildung der Wissenschaft selbst ausmachen wird. Hierauf legt der Verfasser mit Recht besonderes Gewicht, und in der That werden in diesem ersten Bande solche Themata behandelt, die, wenigstens vom psychologischen Standpunkte aus, noch nicht mit gleicher Gründlichkeit und Klarheit behandelt sind.

Die erste dieser Abhandlungen mit der Ueberschrift „Bildung und Wissenschaft" enthält eine sehr sorgfältige und feine Analyse Dessen, was wir unter dem allgemeinen Namen Bildung begreifen, nach Begriff, Wesen und Erscheinung, sowie eine Darlegung aller zur Bildung nothwendigen Elemente und eine Beleuchtung der Bedeutung, welche die Bildung für den Einzelnen wie für die Gesammtheit der menschlichen Gesellschaft in intellectueller, sittlicher und ästhetischer Beziehung besitzt. Je vager und unbestimmter der Begriff, den man mit dem Worte Bildung zu verbinden pflegt, bisher gewesen ist und je mehr es auf der andern Seite bei dem immer allgemeiner werdenden Drang und Streben nach Bildung noththut, über diese Unbestimmtheit, welche stets auch eine Unklarheit über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der zu ergreifenden Bildungsmittel zur Folge hat, hinauszukommen, umsomehr verdient die nicht nur selbst lichtvolle, sondern auch lichtverbreitende Untersuchung des Verfassers die Anerkennung und Beachtung aller Derer, die entweder sich selbst oder Andere, sei es durch Lehre, Beispiel oder Schrift, bilden wollen oder sich sonstwie für die Förderung ächter Bildung interessiren. Man wird darin, abgesehen von dem rein theoretischen Werth der Begriffsbestimmung als solcher, eine Reihe gesunder, treffender Urtheile und beherzigenswerther Fingerzeige finden, die umsomehr an der Zeit sind, als gerade jetzt in der Art und Weise, wie man Bildung zu erlangen oder zu verbreiten pflegt, viel falsche und verkehrte Ansichten sich bemerklich machen.

Der Gang, welchen der Verfasser nimmt, ist in kurzem folgender. Nachdem er gezeigt, wie wenig Klarheit über den von ihm zu erörternden Begriff bisjetzt noch geherrscht hat, wie der Begriff überhaupt erst ein in neuerer Zeit und namentlich in Deutschland zur Geltung gekommener sei und wie der Begriff eine verschiedene Bedeutung habe, je nachdem man von der Bildung eines ganzen Volks oder blos eines Individuums rede, erklärt er, nur von der Bildung im letztern Sinne des Worts reden zu wollen, bezeichnet sodann die Elemente, welche die Bildung ausmachen, als theils intellectuelle, theils sittliche, theils ästhetische und ordnet hiernach seine Abhandlung in drei Haupttheile, von denen der erste die auf Intelligenz beruhende Bildung und den Gegensatz von Bildung und Wissenschaft, der zweite die in der Moralität wurzelnde Bildung und den Unterschied von Bildung und Sittlichkeit, der dritte die in der Aesthetik des Lebens sich kundgebende Bildung und das Verhältniß der Bildung zum Schönen in Betrachtung zieht.

Den Gegensatz von Bildung und Wissenschaft, auf dessen Entwickelung er am ausführlichsten eingeht, führt er auf einen Unterschied des Zwecks, des Inhalts und des Wesens zurück. In erster Beziehung geht er von dem Grundgedanken aus, der Zweck der Bildung sei wesentlich individuell, der Zweck jeder wissenschaftlichen Thätigkeit dagegen allgemein. Jener erfülle sich ganz und ausschließlich innerhalb des Individuums, der Mensch erstrebe mit der Bildung nichts Anderes, als daß er eben gebildet sei. Dagegen wenn Jemand sich wissenschaftlich beschäftige, sei es lernend oder lehrend, schöpferisch oder sammelnd, so habe er damit nicht seine persönliche Entwickelung und Veredlung, sondern die Förderung und den Ausbau der Wissenschaft als solcher im Auge, die in der Gemeinschaft der denkenden und wissenden Individuen ihre objective Realität erhalte. Dieser Unterschied ist in der That wesentlich und die Quelle fast aller übrigen. Die Bildung will aus dem Menschen selbst ein möglichst vollkommenes Exemplar seiner Gattung machen, die Wissenschaft kümmert sich um die Persönlichkeit des Menschen als solche nicht, sondern geht stets nur auf die Sache, auf die Erforschung der Wahrheit los. Daß dabei der Fortschritt der Wissenschaft zugleich günstig auf die Bildung und umgekehrt die Erweiterung der Bildung günstig auf die Wissenschaft einwirken kann und muß, versteht sich von selbst, ändert aber an der Gültigkeit des eben bezeichneten Unterschieds nichts, denn diese Folgen sind nur indirecte, keine unmittelbaren, keine ursprünglich beabsichtigten, obwol es concrete Erscheinungen geben kann, welche die Förderung der Bildung und Wissenschaft gleichzeitig im Auge haben, wie z. B. das uns eben vorliegende Buch des Verfassers. Aus jenem Grundunterschiede entwickelt sich naturgemäß ein zweiter, der nämlich, daß nur die Wissenschaft, wie außer ihr die Kunst und die Lebensthätigkeit, wirklich schöpferisch, productiv, dagegen die Bildung wesentlich aufnehmend, passiv ist. „Wie der Zuschauer zur Kunst", sagt unser Autor, „wie der Gläubige zur Kirche, so verhält sich der Gebildete zur Wissenschaft. Die Denker und Gelehrten arbeiten, die Gebildeten genießen die Wissenschaft; die Gelehrten sind die Priester der Wissenschaft, die Gebildeten sind die Gemeinde der Gläubigen." Natürlich wird hiermit nicht behauptet, daß nicht beide auch in einer Person vereinigt sein könnten. Wer in einem Zweig der Wissenschaft productiver Gelehrter ist, kann in andern Zweigen blos receptiver Gebildeter sein, und der vorzugsweise receptiv Gebildete kann sich auch wol einmal zur Productivität angeregt fühlen. Das erstere ist das Natürliche und Wünschenswerthe, das letztere hingegen hat stets sein Bedenkliches und führt zu einem Dilettantismus, der in der Regel weder der Wissenschaft noch auch der Bildung sonderlich zum Heil gereicht. „Wo die Gebildeten allein die Bildung der Intelligenz erzeugen und vererben wollen, sei es in der Erziehung der Kinder oder gar in literarischer Wirkung auf das Publicum, da ist Halbheit und Hohlheit nahe; alle Anlage der Bildung muß immer wieder von der Wissenschaft selbst ausgehen; nicht Mehl, sondern nur Korn kann gesäet werden, um Mehl zu gewinnen."

Rücksichtlich des Inhalts bestimmt der Verfasser den Unterschied von Bildung und Wissenschaft folgendermaßen. Die Wissenschaft könne und dürfe sich auf ein einzelnes bestimmtes Gebiet des Wissens beschränken, für die Bildung dagegen sei die Universalität ein auszeichnendes Merkmal, wenigstens messe man nach dem Maße der Universalität auch den Grad der Bildung. Da die Bildung keinen objectiven Zweck verfolge, so sei ihr auch kein bestimmtes Gebiet der Erfüllung desselben angewiesen; sie könne sich frei in dem Universum des Wißbaren bewegen, insoweit und in der Art, als es ihrem individuellen Zwecke der geistigen Bethätigung, des innern Lebens, der Erhebung und Vertiefung irgend angemessen sei. Freilich, wenn sie hierbei den Grundzweck aller Bildung, Vervollkommnung des Menschen als solchen, aus dem Auge verliere, sinke sie zur bloßen Vielwisserei herab, die von echter Bildung wesentlich verschieden sei. Die Bildung habe daher aus der Gesammtheit alles Wissens sich vor allem Das anzueignen, was dem allgemein menschlichen Interesse am nächsten liege. Dies sei das allgemeine Centrum der Bildungssphäre für alle Gebildeten, während von den verschiedenen Wissenschaften jede einzelne ihr besonderes Centrum habe. Je weniger in einem Individuum das Allgemeinmenschliche in die Grenzen eines besondern Berufs hineingezogen werde, um so wichtiger und wesentlicher sei für dasselbe das Element der Bildung. Daher habe sie eine höhere Bedeutung für die Frauen als für die Männer, sei unentbehrlicher für die Jugend als für das Mannesalter, wichtiger für Gymnasien als für Universitäten. Während man vom Manne, sofern er sich über die bloße Handhabung seiner materiellen Kräfte erhebe, fodere, daß er irgendeiner geistigen Berufsthätigkeit obliege, also auch, was er an Bildung erwerbe, mit dieser in Verbindung und Wechselwirkung treten lasse, verlange man von den Frauen eben nichts Anderes als Bildung, und zwar diejenige Art, welche kein

anderes und kein engeres Ziel vor Augen habe, als Veredlung der Persönlichkeit, Ausprägung und Darstellung des Allgemein- und Reinmenschlichen, zu keinem Nutzen und zu keinem Zwecke als nur zu diesem höchsten der Entwickelung des allseitig Humanen in jedem Individuum. „Zwei Grundzüge im Charakter des germanischen Nationalgeistes sind oft hervorgehoben worden: die Universalität des geistigen Strebens und die Verehrung des Weibes. Sie stehen nicht beziehungslos nebeneinander. Vielmehr während das männliche Geschlecht sich spaltet und trennt in die unermeßliche Mannichfaltigkeit der geistigen Arbeit und nur selten und theilweise Einzelne die individuelle Sammlung zum Ganzen finden, ist die jedesmalige Bildung des weiblichen Geschlechts die Stätte der Vereinigung aller verschiedenen Elemente und Richtungen des gesammten geistigen Lebens; und wiederum von diesem Punkte der Einheit der Bildung gehen Stoff und Gelegenheit und persönliche Antriebe aus, einzelne Elemente des geistigen Lebens genauer zu erforschen, tiefer auszubilden, lebendiger zu gestalten und namentlich mit andern in innigere Verbindung zu bringen. Wo der Sonnenstrahl des Geistes an dem kantigen Prisma des praktischen und factischen Lebens der Männer sich scheidet in verschiedene Farben des Sonderberufs, da sammelt der Brennspiegel weiblicher Bildung wiederum alle Farben in Einen Strahl reinen weißen Lichts der allgemein menschlichen Bestimmung, aus welcher alle besondern geistigen Bestimmungen zuerst hervorgegangen waren."

Sofern ein wesentliches Merkmal der Bildung die Universalität ist, hat die Bildung etwas Gemeinsames mit der Philosophie; denn auch diese beschränkt sich als Wissenschaft der Wissenschaften nicht auf ein einzelnes Gebiet, sondern zieht Alles in den Kreis ihres Forschens. Trotzdem sind Philosophie und Bildung keineswegs identisch, sondern unterscheiden sich scharf und bestimmt dadurch, daß, wie der Verfasser sagt, erstere die Einheit der den einzelnen Wissenschaften zugrunde liegenden Principien und deren objectiven Zusammenhang zu erforschen strebt, letztere dagegen ihr Streben auf die Einheit und Allgemeinheit des menschlichen Interesses in allen Wissenschaften richtet. Die nähere Ausführung dieses Gedankens veranlaßt den Verfasser, sich überhaupt über die Aufgabe der Philosophie, über ihr Verhältniß zu den übrigen Wissenschaften und über die einzelnen Zweige und Richtungen der philosophischen Thätigkeit näher auszusprechen und auch hier die vorurtheilsfreie Gesundheit seines Urtheils an den Tag zu legen. „Das letzte Ziel jeder Wissenschaft ist natürlich nicht die Trennung, sondern die Vereinigung der empirischen mit der speculativen Seite derselben. Allein auf dem Wege dahin ist eine Theilung der Arbeit, wie die Geschichte lehrt, nothwendig und heilsam, wenn sie vernünftig gehandhabt wird. Diese vernünftige Handhabung ist am sichersten dadurch zu erreichen, daß nicht nur kein feindliches, sondern ein gegenseitig dienstliches Verhältniß unter ihnen stattfindet, und dies Verhältniß wiederum dadurch zu bewerkstelligen, daß die Trennung nur objectiv in den Producten der Wissenschaft stattfindet, nicht aber subjectiv in den Producenten und Autoren; vielmehr soll Jeder, der auf der empirischen oder der speculativen Seite thätig ist, auch die andere Seite kennen und verstehen, der Eine die Principien, der Andere das Material aufzunehmen fähig und bereit sein, productiv aber können die meisten Menschen von durchschnittlicher Befähigung nur nach einer Seite hin sein."

In Betreff des Wesens erkennt der Verfasser den Unterschied zwischen Wissenschaft und Bildung in Folgendem. Die einzelne Wissenschaft, sofern sie ein innerlich abgegrenztes Gebiet von Dingen und Verhältnissen zum Object habe, fodere von jedem ihrer Jünger die genaue, vollständige und prompte Kenntniß und Gegenwart des gesammten Umfangs in allen seinen Theilen bis hinab in die äußerste elementarische Gliederung eines jeden Theils; zur Bildung aber gehöre in Bezug auf ebendasselbe Gebiet nicht sowol Vollständigkeit des Umfangs als nur Klarheit des Inhalts, nicht die vollständige und gegenwärtige Kenntniß alles Einzelnen, sondern nur das Verständniß desselben. Nicht die ganze Summe der einzelnen Thatsachen, sondern vielmehr die in denselben zur Erscheinung kommenden allgemeinen Bestimmungen und Gesetze zu kennen, sei mithin Aufgabe der Bildung. Daher sei für die Bildung nicht jedweder Stoff einer Wissenschaft von gleicher Wichtigkeit, sondern zumeist interessire sie Dasjenige, was den allgemeinen idealen Gehalt der Wissenschaft ausmache und was eben hierdurch vorzugsweise geeignet sei, auf Geist und Seele bildend, d. h. formend und gestaltend einzuwirken. Je mehr solchen Stoffs irgendeine Geistesthätigkeit enthalte, um so höher sei der Werth, den man ihr als Bildungsmittel beilegen müsse. Besonders hoch stellt der Verfasser in dieser Hinsicht die Beschäftigung mit den Sprachen, besonders den altclassischen, während er gegen die beliebte Eintrichterung der neuern durch Bonnen mit Recht eifert; den höchsten Werth aber legt er dem Studium der Nationalliteratur bei, denn sie sei der eigentliche Brennpunkt des nationalen Geistes, worin alle Strahlen aus allen Gebieten geistigen Lebens zusammenlaufen, worin also die Bildung gerade Das, was ihrem Wesen entspreche, in idealisirter Gestalt vereinigt finde. Von ähnlicher Wichtigkeit sei für die Bildung die Philosophie, doch sei zur Bildung nicht nothwendig, in die eigentliche Werkstatt derselben, da wo die Probleme gesucht, aufgestellt und gelöst werden, einzudringen, sondern es genüge für sie, sich mit den Ergebnissen und Resultaten der Speculation bekannt zu machen. Wie dies am zweckmäßigsten geschehen könne, zieht der Verfasser sorgfältig in Untersuchung und gelangt dabei zu derjenigen Ueberzeugung, die ihm die oben bereits charakterisirte Form des vorliegenden Werks vorgeschrieben hat.

In ähnlicher Weise, nur kürzer, erörtert der Autor das Verhältniß der Bildung zum Sittlichen und Aesthetischen, indeß fehlt uns der Raum, ihm auch hierbei zu folgen. Ebenso müssen wir hier auf eine nähere Besprechung der beiden folgenden Aufsätze verzichten und uns mit einigen kurzen Andeutungen begnügen. Beide können als Musterarbeiten einer tiefeingehenden und zugleich echtpopulären und in wohlgefälligem Gewande auftretenden Philosophie bezeichnet werden. „Ehre und Ruhm" ist das Thema des ersten, „Der Humor als psychologisches Phänomen" das des zweiten; beide behandeln also zwei der räthselhaftesten und interessantesten Probleme des Seelenlebens. Ueber die Trefflichkeit des letztern, der bereits im „Morgenblatt" abgedruckt gewesen, habe ich mich bereits in meinen „Aesthetischen Forschungen" ausgesprochen, ich bemerke daher hier nur noch, daß der Verfasser den Humor als eine eigenthümliche Weltanschauung faßt, die er den Weltanschauungen des Materialismus, des Classicismus, der Philosophie und Religion, des subjectiven Idealismus und der Romantik gegenüberstellt und über sein Verhältniß zu diesen verschiedenen Entfaltungen des zur Welt in Beziehung tretenden Geistes, sowie über sein innerliches Wesen, seine Elemente, seine Modificationen und seine historischen Entwickelungsmomente innerhalb der Kunst und Poesie eine große Anzahl neuer, aufhellender und jedenfalls erwägungswerther Ideen aufstellt. Von nicht geringerer Bedeutung ist der Aufsatz über „Ehre und Ruhm". „Was ist Ehre?" fragt Falstaff, und seine materialistische Antwort lautet: „Luft!" oder: „Ein gemalter Schild beim Leichenzuge!" Die Antwort unsers Autors ist folgende: „Ehre und Ehrgefühl ist eine Erweiterung des Selbstgefühls in Andern und durch Andere, d. h. daß ich auch in dem Vorstellungskreise eines Andern und nicht blos in meinem eigenen Existenz habe, daß meine Handlungen nicht nur von mir, sondern auch von Andern gedacht und geschätzt werden, ist das Wesen der Ehre." Die Richtigkeit dieser Antwort leuchtet Jedem, der überhaupt von einer ideellen Existenz einen Begriff hat, schon im Allgemeinen ein; der Verfasser sorgt aber dafür, sie mit überzeugender Klarheit auch jedem Andern zum Bewußtsein zu bringen, indem er die verschiedenen Gradationen und Nüancen des Ehrgefühls in alle Lebenssphären und in alle

Regionen der Gesellschaft verfolgt und an den das Ehrgefühl bedingenden und bestimmenden Vorstellungen des Kindes und Jünglings, der Männer und Frauen, der Studenten, des Adels und des Militärs, der Familien, Stämme und Nationen, der Künstler, Fürsten, Dichter, Staatsmänner u. s. w. einzeln nachweist, daß die Allen gemeinsame Grundvorstellung, also das allgemeine Wesen der Ehre stets dem oben aufgestellten Begriffe entspricht, und daß alle Handlungen, welche aus dem Ehrgefühl hervorgehen, namentlich das Duell, dem der Verfasser eine ausführliche Erörterung widmet, der Krieg u. s. w. in dem Grundgedanken wurzeln, daß in und mit der Ehre zugleich die Existenz, nämlich die ideelle Existenz unsers Selbst in Andern und zwar vorzugsweise in Denen, mit denen wir unser Ich am engsten verwachsen fühlen, angetastet werde, und daß daher die Ehrenfrage eine Existentialfrage sei, bei der die ideelle Existenz höher angeschlagen werde als das blos leibliche Dasein. Der Ruhm unterscheidet sich nach dem Verfasser von der Ehre einerseits dadurch, daß er für die Erweiterung der ideellen Existenz einen größern Umfang verlangt, und zwar nicht blos den Kreis des Umgangs und der Bekanntschaft, sondern auch die Grenzen der Zeit durchbrechen will, andererseits dadurch, daß er nicht blos wie die Ehre die Erwartungen und Foderungen der Andern erfüllen, sondern sie übertreffen will. Daher entspricht die Ehre dem Edeln, der Ruhm dem Erhabenen; die Ehre will dem Urtheil und der Erfahrung genügen, der Ruhm über Urtheil und Erfahrung hinausgehen; die Ehre verlangt nur Anerkennung, der Ruhm dagegen Bewunderung und Staunen, was am meisten in dem Begriffe gloria ausgedrückt ist. Ehre kann man mit vielen Andern zugleich erstreben und genießen, Ruhm schließt diese Gemeinschaft aus, beruht und dringt auf Alleinheit und Einzigkeit in seiner Zeit und Art. Ehre gründet die Republik im Reiche des Gemüths und der Sittlichkeit, Ruhm die Despotie. Ehre erlangt jeder tapfere Kämpfer in dem Siege für das Vaterland, Ruhm nur der Feldherr und Führer der Schlachten; Ehre jeder Arbeiter am Bau des Staats und der Wissenschaft, Ruhm nur der Baumeister und Gründer; Ehre der Jünger, Ruhm der Meister u. s. w.

Zum Schluß erörtert der Verfasser die sittliche Natur der Ehre, spricht über ihre Pflicht und ihr Recht, über das Verhältniß der Religion zu ihr, über Ehrgeiz und Ehrbegierde, über echte und falsche Demuth, über Selbstehre, über Bescheidenheit und Anmaßung, über Hochmuth, Eitelkeit und Stolz. Auch hier ist des Erwägungswerthen viel, doch müssen wir die Kenntnißnahme desselben unsern Lesern selbst überlassen, die, sofern sie überhaupt an derartigen Untersuchungen Interesse nehmen, selbst aus den kurzen und sporadischen Mittheilungen, die wir hier nur haben geben können, entnommen haben werden, daß das vorliegende Buch nicht blos gelesen, sondern auch durchdacht zu werden verdient. Wenn ich in dieser Anzeige desselben mich jeder Polemik enthalten habe, so darf daraus zwar nicht geschlossen werden, als ob ich in aller und jeder Beziehung mit den Ansichten des Verfassers übereinstimmte, wol aber ist die Annahme gerechtfertigt, daß mich das Ganze in Form und Inhalt dergestalt überwiegend befriedigt hat, daß ich am Einzelnen nicht habe mäkeln wollen.

Adolf Zeising.

Eine neue literarische Satire.

Höllenfahrt von Heinrich Heine. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 22½ Ngr.

Schon früher haben wir Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß das satirische Gift deutscher Schriftsteller sich gegenwärtig zumeist gegen ihre Collegen wendet, was freilich ein sehr wohlfeiles und dabei ungefährliches Privatvergnügen ist. In gewissen Regionen sieht man es aus mehrfachen Gründen sogar sehr gern, wenn die Schriftsteller sich untereinander anschwärzen und zerfleischen und der eine den andern für einen Nichtsnutz, Schuft und Lump erklärt oder ihn wenigstens der entschiedensten Talentlosigkeit und Unbedeutendheit zeiht, ohne Zweifel in dem stillen glücklichen Bewußtsein, ein ganz anderer Mann zu sein als alle übrigen. Ein Reimwerk dieser Art von dem pseudonymen Ilius Pamphilius, „Der deutsche Parnaß", haben wir schon in Nr. 43 d. Bl. f. 1854 besprochen, und auch in den jüngsten von uns in Nr. 39 angezeigten satirischen Dichtungen „Keilschriften" und „Die moderne Walpurgisnacht" spielen Ausfälle gegen Schriftsteller und Dichter die Hauptrolle. Hier haben wir wieder ein Stachelgedicht ähnlichen Gepräges vor uns, dessen Titel, wie es uns scheint, mit Absicht so gewählt ist, daß man es auch wol für ein nachgelassenes Product von Heine selbst halten könnte; denn eigentlich müßte er „Heinrich Heine's Höllenfahrt" und nicht „Höllenfahrt von Heinrich Heine" lauten. Läge dieser Titelwahl die angedeutete Absicht wirklich zugrunde, so wäre schon dies eine unverzeihliche Unredlichkeit, die uns von vornherein gegen den Verfasser einnehmen müßte. In diesem satirischen Gedichte sind nun des Verfassers eigene Ansichten über Schriftsteller, Recensenten, Dichter, Künstler und Musiker dem verstorbenen Heine in den Mund gelegt, und darin, wie in dem Umstande, daß die Manier ganz Heinisch ist, während Heine selbst doch darin theils zwar anerkannt, theils aber und noch mehr gelästert wird, scheint uns eine weitere, wenn auch etwas feinere Unredlichkeit zu liegen. Der Verfasser dichtet auf Heine z. B. folgende cynische Strophen:

> Verliederlicht ward die Tugendkraft,
> Freund Hein kam zu Freund Heine,
> Er saß zehn Jahre mir im Genick
> Und schüttelte mir die Gebeine.

Und weiter:

> Bald sang ich wie ein Engelein,
> Bald grunzt' ich wie garstige Thiere;
> Stets trieb ich als das alte Genie
> Mich durch die alte Schmiere.
>
> Faust, Romanzero, Lutetia,
> Das sind meine letzten Büchlein,
> S' ist Krankheitsbeuleneiter darin,
> Sie haben ein garstig Gerüchlein.
>
> Die alten Stimmen, volksliederlich, süß,
> Die gingen gemach um die Ecke,
> Nur hin und wieder weht noch ein Duft,
> Doch meist Gestank vom Drecke.

Möge der Verfasser dem Himmel danken, wenn er noch gesunden Leibes ist; aber eine gesunde poetische Seele scheint uns, nach diesen Proben zu urtheilen, nicht in ihm zu wohnen; sie ist von dem Heine'schen „Krankheitsbeuleneiter" nicht wenig inficirt, und wir rathen dem Verfasser, sich durch strenge literarische Diät oder Hungercur und gewissenhafte Arbeit sobald als möglich von diesem ätzenden Heine'schen Gift zu befreien. Es wäre schade um sein Talent und seinen Verstand, die sich in einzelnen von gesunderer Ansicht zeugenden Stellen, in seiner Kenntniß vieler nicht abzuleugnender Gebrechen der modernen Literatur und in dem Geschick und der Virtuosität, womit das Ganze gereimt ist, deutlich genug verrathen. Auch hat uns hier und da ein warm anerkennendes Wort, wie das für den trefflichen Peter von Cornelius gesprochene, unter den vielen Gehässigkeiten wirklich wohlgethan. Auf eine gewisse Art Reime hat sich der Verfasser freilich zum Ueberdruß versessen, z. B.:

> Schreibselige Ida Düringsfeld,
> O Wildermuth, o Burow!—
> Ihr traget Bibliotheken mit,
> O schont mich, schonet mich nur, o!

Ferner:

Viel Größen bietet die Malerei,
Veit, Overbeck, Steinle, Schadow
Sind unsere Giottos, Fiesoles —
Wer gab euch diesen Rath? O!

Dann wieder:

Es schwänzelt ein ganzes Heer ihm nach,
Vor Allen der Herr von Flotow,
Wohin geht diese enervende Kunst?
Es ist eine wahrhafte Noth! O!

Ja, es ist eine „wahrhafte Noth! O!" möchte man bei Gelegenheit dieser gesuchten Reime auf die Namen in ow ausrufen. An Reimvirtuosität fehlt es jedoch, wie gesagt, dem Verfasser nicht, aber wol fehlt seinem Product etwas, was in einer satirischen Dichtung niemals fehlen sollte, nämlich der eigentliche Witz. Heine ist wenigstens immer amüsant, der Verfasser der „Höllenfahrt" dagegen ziemlich trocken, oft sogar vollkommen langweilig, indem er oft nicht mehr als ein bloßes Namen- und Productenverzeichniß gibt. In mancher Hinsicht mahnte mich seine gereimte Uebersicht der modernen deutschen Literatur an eine gereimte Geographie Deutschlands, die ich auf der Schule das und aus der mir folgende sinnschwere Verszeilen im Gedächtniß zurückgeblieben sind:

Vomst macht des Weinbaus Proben
Zu weit nach Norden hin.
Sein Wein ist nicht zu loben,
Viel Säure steckt darin.

Das ist doch wenigstens naiv und harmlos und gewiß ebenso poetisch, als wenn unser allervortrefflichster Anonymus sein „Caput XVI" mit den Worten beginnt:

Wie steht es denn mit dem Epos aus?
Ich ging auf seinen Bahnen
Und wandle mich den Erzählern zu
Zu Novellen und Romanen.

Daß die Recensenten und Kritiker übel wegkommen, versteht sich von selbst; nur könnten wir an die verkannten poetischen Genies, die den Kritikern immer vorzuwerfen pflegen, daß sie nicht im Stande seien, Besseres oder überhaupt nur etwas hervorzubringen, die naheliegende Frage richten: Wenn es nach eurer Ansicht mit der Kritik so schlecht bestellt ist, warum setzt ihr euch nicht hin, um bessere Kritiken zu schreiben? Warum schreit ihr immer nach einem neuen Lessing, statt selbst Lessinge zu werden? Indeß wenn auch ein neuer Lessing käme und sich unterfinge, eure Producte zu tadeln, so würde er sofort als der elendeste Kritiker von euch gescholten werden. Für euch, wie für die Schauspieler, ist der beste Kritiker immer der, der eure Rivalen gehörig tadelt und euch selbst aufs maßloseste herausstreicht. Wir verkennen dabei so manche Gebrechen der jetzigen kritischen Verfahrungsweise nicht, wir verkennen nicht, daß sich die Kritik in hochfahrendem Tone gewisse Functionen angemaßt hat, die in das persönliche Gebiet gehören und ihr keineswegs zukommen, daß sie nur zu häufig gegen die einfachsten Vorschriften der Humanität, des Anstandes und der guten Sitte verstößt und die Productionen, statt sie aus sich selbst zu erklären und zu erläutern und auch das Gute, so wenig es sein möge, daran hervorzuheben, sehr oft vom einseitigsten Standpunkte der Coterie und Camaraderie oder vom politischen oder religiösen Parteistandpunkte aburtheilt, wie von vornherein überwiesene Verbrecher, zu deren Vertheidigung ein Wort zu verlieren gänzlich überflüssig wäre. Dies Alles zugegeben, scheint uns der Verfasser dieser „Höllenfahrt", die ja im Grunde nichts Anderes ist als eine summarische Kritik der modernen deutschen Literatur, doch keineswegs der Mann zu sein, über die Kritik in diesem übermüthigen Tone abzusprechen oder ihr eine andere Richtung zu geben, er, der die politischen Poesien unserer Tage als „Gassenjungentiraden" abfertigt. Der Kreis, den in Betreff ihrer Gegenstände die moderne deutsche Lyrik beherrscht, ist ja in der That ein so kleiner, daß man eher daran denken sollte, ihn zu erweitern, statt seine Peripherie immer enger gegen den Mittelpunkt der bloßen Subjectivität zurückzudrängen. Wir sind nicht der Ansicht, daß die Poesie durch die Aufnahme reinsubjectiver Gefühle zu einem tiefern Inhalt gelange als durch die Aufnahme vaterländischer Gefühle, wiewol wir nicht verkennen, daß die politische Poesie in den vierziger Jahren eben zu politisch wurde und darüber ihren vaterländischen Charakter verlor. Der Verfasser der „Höllenfahrt" geißelt nicht mit Unrecht die Cliquen und „Ruhmsfabriken", deren Entstehung er bis auf Goethe und Schiller, Tieck und die Schlegel zurückführt, und wenn er sagt:

Man rühmt zu Berlin den märkischen Sand,
In Preußen die preußischen Knaben,
In Wien heißt's: Vorwärts, Oesterreich!
Die Schwaben loben die Schwaben.

Bierlümmel rühmt man in Baierland,
Die Lerchen an der Elbe u. s. w.

so hat dies seine Berechtigung, da allerdings auch auf diesem Felde der uns überall aufstoßende provinzielle Particularismus in Deutschland eine leider nur zu große Macht erlangt hat. Indeß macht der Verfasser sich desselben Nationalfehlers schuldig, wenn er selbst nicht verschmäht, sich in wohlfeiler althergebrachter Weise über den märkischen Sand, die brandenburgische Nüchternheit und Flachheit und die pommerische Poesie verächtlich auszulassen, und während er gegen das Cliquenwesen eifert, macht er für sich selbst Clique, wie sich an vielen Beispielen nachweisen ließe.

Doch wir haben über einen Satiriker, der nicht einmal den Muth hat, seine Ausfälle mit seinem Namen zu vertreten, vielleicht schon mehr Worte verloren, als sein Reimwerk verdient. Die Interessen der Schriftstellerwelt werden durch solche Producte in keiner Weise gefördert, die Begriffe von literarischem Anstand nicht gehoben, und wir erlauben uns zum Schlusse nur noch folgende Worte anzuführen, die wir jüngst im „Frankfurter Museum" lasen:

„In Deutschland hört man viel Prahlerei von Anstand und literarischer Würde; doch könnten wir gerade in diesen Dingen noch Manches von Frankreich und England lernen. In beiden Ländern wäre es völlig undenkbar, daß ein Schriftsteller, der seine Aufgabe stets in hohem Sinne erfaßt und das Loos der Armuth ehrenvoll getragen hat, um seines alten Huis und Rocks willen verspottet würde." *) Auch satirische Dichtungen wie diese würden gegenwärtig in England und Frankreich sehr wahrscheinlich als ein Verstoß gegen den literarischen Anstand und als eine Beeinträchtigung des schriftstellerischen Interesses übereinstimmend von der Kritik verurtheilt und abgewiesen werden.

H. M.

Zum Volksschulwesen.

Pädagogisches Bilderbuch; aber nicht für Kinder, sondern für andere Leute. Herausgegeben von Christian Frymann. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein treffliches Buch, das allen Freunden der Schule, allen treuen Familienvätern hiermit nachdrücklich empfohlen sei. Der Verfasser, allem Anscheine nach ein Schweizer, sagt von sich selbst, er brauche sich nicht erst noch als Freund der Schule auszuweisen. „Der Mann, der diese Schattenrisse gezogen, hat die beste Kraft und Zeit seines Lebens der Schule hingegeben." Wir zweifeln an diesem Worte nicht. Das ganze Buch, ein

*) Das „Frankfurter Museum" bezieht sich hier auf die Heine-Meißner'sche Lustigmacherei über den Lyriker und Schriftsteller Ludwig Wihl und berichtet dabei zugleich, daß Wihl gegenwärtig als Lehrer der deutschen Sprache von Coutances in der Normandie nach Laval in der Bretagne in eine einträglichere Stelle versetzt worden ist.

kräftiges Wort für wie an die neue Volksschule, ist die beste Bürgschaft eines edeln Wollens und lautern Strebens, eines aufgeklärten Blicks und eines echt religiösen Gefühls, eines frischen Sinnes für das gute Neue und eines treuen für das gute Alte, eines im Vorsatze entschiedenen, in der Ausführung besonnenen Charakters.

Vielfach ertönt die Klage: die Volksschule hat für die religiöse und sittliche Bildung nicht geleistet, was man von ihr verhieß und hoffte. Ja, die Klage wird sogar zur Anklage: die moderne Volksschule, einer falschen Richtung folgend, hat in religiöser und sittlicher Hinsicht mehr geschadet als gefördert. An diese Anklage schließt sich dann der ernste und dringliche Ruf nach Verbesserung; aber diese, heißt es, sei nicht zu finden im Fortschritte auf der eingeschlagenen Bahn, sondern in der Um- und Rückkehr zu der alten Bahn. Der Verfasser will nun nicht für die Erhaltung der neuen Volksschule sprechen, ihr Bestand ist ja in den Foderungen und Bedürfnissen des Volks gesichert, sondern nur Beiträge zur Erörterung der Frage liefern: „Wenn die Volksschule bisjetzt nicht geleistet hat, was man von ihr Andern und sich versprach, wo liegen die Hauptursachen dieser ungenügenden Leistungen?"

Diese deckt nun unser Schulfreund, eben weil er ein treuer Freund der Schule ist, mit rücksichtsloser Offenheit auf. Er thut dies aber nicht in der trockenen Weise eines Berichts, sondern in Erzählungen aus dem Leben, durch Ausrollen anschaulicher Bilder. Das so entstehende „Pädagogische Bilderbuch" sieht nun die fraglichen Hauptursachen:

a. In der häuslichen Erziehung. Wir werden in verschiedene Familien eingeführt und sehen, wie sich die Lüge, der Bettel, die Glaubensspöttelei, der Aberglaube, die Betrügerei, das Stehlen, Roheit und Stumpfsinn, Sinnlichkeit und Verweichlichung, Eitelkeit und Ueberspannung der gegebenen Mittel in den Familien äußert, vererbt, verderblich erweist. Die Macht des bösen Beispiels erinnert mich immer an die Thatsache, daß der Gemsjäger einem hinabrollenden Steine nicht nachzuschauen wagt; er droht ihn mit hinabzureißen.

b. In den Vorsteherschaften und Aufsichtsbehörden. Eine Session des Kirchen- und Schulconvents in Schluffingen dient als Beleg. Der junge Lehrer, der sich an die Strenge der Reglements hält, erfährt bald, daß leider der Buchstabe todt, der herrschende Geist aber sehr lebendig sei. Man weiß nicht, welche Vorsteherschaften oft schlimmer sind, die, welche der Schule den Rücken kehren, oder die, welche sie regieren wollen? Daß Jeder das Volksschulwesen am besten versteht, ist auch kein geringes Unglück der Schule.

c. In übertriebenen Anfoderungen an die auf das Alter der Kindheit beschränkte Schule und in den unverständigen Erwartungen von derselben. Wir theilen als „Bilderprobe" die hierhergehörige Rede eines Schulpräsidenten vor der Wahl eines Lehrers mit:

„Werthe Schulgenossen! Da wir nun in so zahlreicher Versammlung jetzt versammelt sind, um die feierliche Wahl eines Lehrers vorzunehmen. Ich fühle mich aber dabei innigst veranlaßt, auch meine tiefsten Gefühle auszudrücken, welche ganz mein volles Herz überströmen und erfüllen, wo es eine sehr wichtige Sache ist bei der Wahl eines Lehrers. Verehrteste Schulgenossen! Wir wissen es Alle, und ich habe es auch sehr erfahren, daß unsere Schule, welche bisjetzt noch sehr im Rückstande geblieben ist, bezüglich der Culturereignisse; was aber davon herkommt, darum wir kein ganz gebildeter Schullehrer bisanhin nicht gehabt haben, und zwar namentlich in der Pädagoschik, sowol poetisch als praktisch: il a manqué d'esprit, wie der Franzose sagt, und daher kommt es, daß er so wenig geistreiche Personen unterrichtet hat. Da ich mich nun auch hier versammelt habe bei dieser feierlichen Wahl, so ist es meine Verpflichtung, euch vorzutragen. Besonders aber in Disposition zu geben, welche Foderungen wir an den neuen Lehrer stellen müssen. Die erste Foderung ist darin, daß ein Lehrer Schenie und Talent habe. Nur ein schenievoller Lehrer mit großen Talenten kann seine Foderungen vollständig begnügen. Das zweite ist, daß ein Lehrer in Religion und Moralität stark sei, und zwar nicht blos in Worten, sondern in rationeller Vernunft, wo die Auslegung des specifischen Glaubens hingehört. Dann zum dritten muß ein Lehrer erfahren und fertig sein in Wissenschaften und Künsten. Es kann nicht mehr genügen an Lesen, Schreiben und Rechnung in der bisherigen Steigung, sondern die Culturerscheinungen gehen viel höher, wobei ganz vorzüglich darauf zu halten, daß die Kinder geistreiche Aufsätze machen und nicht so simpel und einfach, wie bisjetzt. Der Geistesreichthum ist der höchste Schatz, und diesen soll ein Lehrer in den orthographischen Aufsätzen nach der Loschik fixiren. Solange nicht ein jeder Schüler mit dem Dichter sagen kann: »Auch ich war in Arkadien geboren«, solange fehlt es am Unterricht in geistreichen Aufsätzen, und das ist das erste Resultat der höhern Pädagoschik. Dann aber kommen hauptsächlich die Naturwissenschaften, welche für Handel, Gewerbe und Agriculturwissenschaft die größte Wichtigkeit sind. Wenn die Kinder nicht die Bestandtheile der Atmosphäre unterscheiden lernen: wie sollen sie dann Fortschritte in der Bötänik und Phnsik machen? Wenn sie das Phänomén nicht erkennen, wie sollen sie das Temperament unterscheiden? Es ist jetzt ganz anders als vor hundert Jahren, die Natur ist enorm fortgeschritten, und wer nicht folgt, bleibt zurück. Die Scheometrie descriptiw haben wir auch im Institut erlernt, und sie sollte nothwendig auf die zweite Gleichheit construirt werden; dazu kann dann die Scheographie nicht mehr beschränkt bleiben, sondern sie muß die longitude und latitude ausfindig machen in den mathematischen Graden; denn das weiß jeder Staatsmann, daß die Fundamentalbasis der Grundlage eines Culturgesetzes auf die kalligraphische Vermessung der Liegenschaften angestellt ist. Wenn dann das Zeichnen nicht sperefectivisch betrieben wird, so wird Niemand befriedigt sein, und eben so muß jedes Kind harmonisch sein Lied singen nach den gesetzten Noten. Noch muß ich aber besonders beifügen von der historischen Bildungsgeschichte; denn sans l'histoire universelle et specielle — wo sollte da ein begeisterter Patriot entstehen? Wenn man vergleicht zwischen Deutschen und Franzosen, so ist der Unterschied im Erstaunen begriffen, bezüglich der feinen Bildung und dem Anstand, sogar schon bei den Kindern, weil die Geschichtscultur sehr im Schwunge steht. Verehrte Schulgenossen! Ich schließe nun mit dem Hauptpunkte, welcher gesetzt ist in der Bildung, nämlich wegen der Halbbildung. Es ist eine allgemeine Klage unter den gebildeten Gelehrten, daß es nicht so sei, sondern die meisten Schullehrer nur halb und nicht ganz. Wir aber wollen jetzt ein ganz gebildeter, und darum muß verlangt sein, daß der die Schule zu erwählende Lehrer auch etliche Progres in der französischen Sprache gemacht habe, denn ohne welches er nur ein halbgebildeter Mensch sein wird. Ich schließe nun, indem ich endige. Aber nochmals: Forcirt die Bildung in dieser Wahl! wo das Wohl der Familie, der Gemeinde und des Staates davon absteht; denn wo ein Volk diese nicht aufnimmt, da ist es am Rande des Abgrundes im Untergang des Verderbens."

d. In dem ungünstigen Einflusse, den hochgestellte Männer durch Rede, Schrift und That ausüben. Als Probe werden sehr interessante „Briefe eines Staatsmannes an einen Schulmann" mitgetheilt, von diesem aber trefflich widerlegt. Der Staatsmann bekämpft die Ansicht, daß die Kinder aller Volksclassen nach übereinstimmenden Grundsätzen zu erziehen seien, und will, daß das Volk nur in seiner Mundart lesen und schreiben lerne. Die Widerlegung soll von Aehnlichdenkenden umsomehr berücksichtigt werden, als der Verfasser selbst der Volksschule keineswegs ein zu hohes Ziel steckt. „Christliche Religionskenntniß und rechte Einsicht und rechte Gewandtheit in den Fächern der Muttersprache, sprechen, lesen und schreiben, zudem einfach praktisch rechnen und messen und leichter Gesang — das sind die wahren Gebiete allgemein menschlicher Bildung. Drum lob' ich mir jede Schule, welche diese Gebiete

mit Kraft, Geschick und Liebe bebaut. Wo das Nothwendige richtig ergriffen ist, wird sich leicht das Nützliche geben."

e. In manchen Lehrern, nach ihrer Bildung und Gesinnung, Stellung und Thätigkeit. Hierzu Schattenrisse aus dem Personal der Volksschullehrer: ein todtkranker, ein altersschwacher, ein blutarmer, ein verwirrter, ein verbauerter, ein amtender, ein fauler, ein eitler, ein leichtsinniger Lehrer u. s. w. Nach dem Verfasser sind es die Lehrer, von denen am meisten das Schicksal der Volksschule abhängt und an die er sich daher schließlich mit der Bitte wendet, sich durch christliche Weisheit und Tugend einer höhern Stellung würdig zu machen: sie wird ihnen dann auch nicht entgehen.

Ich erlaube mir, noch auf einen Punkt zurückzukommen, der zu flüchtig berührt, doch einer der wichtigsten und für die künftige Schulorganisatien vielleicht folgenreichsten ist. Der angeführte Staatsmann behauptet nämlich, es könne die vielgepriesene Volksschule die vorgesetzten Bildungszwecke nicht erreichen, weil ihre Thätigkeit auf die Zeit der Kindheit beschränkt sei. Der Staatsmann will aber nicht etwa die Schulzeit ausgedehnt, sondern den Stoff des Lehrens und Lernens vermindert wissen. Der Verfasser begnügt sich leider mit einer bloßen Hinweisung auf eine 1842 bei Jurany in Leipzig erschienene Schrift: „Vollständige Organisation der Volksschule." Diese Schrift, welche in der „Pädagogischen Revue" als die bedeulendste Erscheinung unserer Zeit auf dem Gebiete der Schulorganisation bezeichnet wurde, will, daß die allgemeine Volksschule nicht blos die Kinder des Volks umfasse, sondern ihre Wirksamkeit über das ganze Volk ausdehne. Da die jetzige Volksschule auf die Stufe der Kindheit beschränkt ist und gleichwol für das ganze Leben ausbilden soll, so mußte es kommen, daß man beim Unterricht gegen den Entwickelungsgang des Menschen, also unpsychologisch verfährt; daß die Schule mit zu großen Anfoderungen des Erlernens überladen ist und somit Vieles nur oberflächlich, fehlerhaft und mangelhaft gelehrt und gelernt wird; daß, weil nach den Kinderjahren eine geordnete Weiterbildung und Fortübung aufhört, alsbald Stillstand, darauf Rückgang und schnell der Verlust des Erlernten eintritt. Daher Ausdehnung und Vertheilung der Volksschule! Ihre verschiedenen Lehr- und Bildungsstufen müssen den Altersstufen, Kräften und Bedürfnissen entsprechen. Sie müßte, wenn sich das Ideal einst verwirklichen ließe, ihren Zögling durch das ganze Leben im Auge behalten und auf jeder Lebensstufe nach seinen Bildungsbedürfnissen auf ihn einwirken. Im Sinne jener Schrift würde die allgemeine Velksschule in ihrer vollständigen Organisation sich also darstellen: I. Stufe: Schule der Kindheit; II. Stufe: Schule der mittlern Jugend; III. Stufe: Schule des bürgerlichen Alters. Dieser Plan ist ohne Zweifel nicht in der Meinung mitgetheilt worden, daß er jetzt verwirklicht werden könnte, sondern nur als anregender Stoff zum Nachdenken. Gleichwol könnte auch schon jetzt dieser und jener Versuch gemacht werden, in welcher Weise für die weitere Bildung des Volks nach vollendeter Schulzeit gesorgt werden könnte. Die Zukunft wird sie als eine Pflicht des Staats bezeichnen. Thatsache ist es, daß die Volksschule den ihr aufgebürdeten Lehrstoff nicht mehr bewältigen kann, Thatsache, daß für diesen die Schüler oftmals nicht reif sind, weil er einen verständnißreifern Kreis voraussetzt. Ein Beweis, daß er auf ein späteres Alter verschoben werden muß. Kann dies nicht geschehen, so entferne man ihn lieber. Etwas halb wissen ist gefährlich. Diese Halbwisserei ist der Grund, daß die Bildung oft als ein für den sittlichen Zustand des Volks verderbliches Element der Neuzeit bezeichnet wurde und leider auch bezeichnet werden konnte. Wie nun abhelfen? An vielen Orten bestehen Sonntagsschulen für Jünglinge, auch Jungfrauen. Womit beschäftigt man sie? Mit einer Wiederholung des Elementarunterrichts, mit etwas Lesen, Schreiben, Rechnen. Und da wundert man sich noch, daß diese Sonntagsschulen ungern besucht werden, den Schülern Langeweile und den Lehrern Verdruß machen? Warum bietet man diesem reifern Alter nicht einen nunmehr passenden gediegenern Stoff und fesselt seine Aufmerksamkeit? Jetzt erst wäre Vaterlandsgeschichte, etwas Naturlehre, etwas Verfassungs- und Gesetzkunde am Orte, letztere besonders da, wo das Stimmrecht das Loos des Landes in die Hände Aller legt. Mehr als der Staat müßte vorerst die Gesellschaft thun. Vereine, welche höhere Interessen pflegen und wecken, eine ihres hohen Berufs bewußte volksthümliche, von den gediegensten Männern geleitete Presse, einzelne Männer, die mit Vorträgen in ihrem nächsten Kreise zu wirken suchen, Priester, Lehrer, Aerzte, Rechtsmänner auf dem Lande hätten hier ein Feld der reichsten Aussaat. Veredelt die Freuden und Wünsche eines Volks und ihr hebt es im Ganzen. Die Armenfrage wird nirgends vor der Schulfrage gelöst werden. Eine fortwährende, mit Liebe geleitete und überwachte Bildung des Volks wäre die Aufgabe der rühmlichsten Innern Mission.

Ludwig Eckardt.

Mittheilungen aus Berlin.

Mitte September 1856.

Man hat sich noch nie so eifrig mit dem Wohl des Menschen beschäftigt als jetzt, d. h. mit dem Wohl der Reichen als der eigentlichen Menschen. Da entsteht schon wieder eine große „Bank- und Handelszeitung" von Theodor Heymann aus dem frühern „Landwirthschaftlichen Handelsblatt"; sie wird vortrefflich werden, da viele Bankinstitute Deutschlands sich daran betheiligen. Auch eine neue Modenzeitung mit der Firma des großen Gerson erscheint; es ist herrlich, die hübschen Weiber nach der Mode gehen zu sehen, aber zehntausend mal herrlicher wäre es, wenn eine Zeitschrift begründet würde, wo man von Vaterlandsliebe und Menschenpflicht, vom stolzen Reich der Gedanken und dem demüthigen Sinn der christlichen Liebe spräche. Prunk und Schein, Genuß und Glanz, dafür gibt es heute genug geistige petits-maîtres. So wünsche man denn, daß diese Soirée recht bald zu Ende gehe, damit man beim hellen Strahl der lustigen Morgensonne die abgelebten Gesichter, die zerknitterten und bestäubten Seidenroben sehen kann.

Mit dem Gram um seine blankpolirte, aber ziemlich geist- und gemüthlose Zeit pflegt man gern die Stätten der Kunst aufzusuchen. Die berliner Kunstausstellung zeigt uns ein großes Stück deutscher Malerei und ist überdies ein Ereigniß für die Intelligenz, ein Salon, den jeder Gebildete der nordischen Residenz besucht, und falls er ihn nicht besucht, doch viel davon spricht. Von der Literatur will man heute nicht viel wissen; denn mag man sie nun machen oder nur genießen, man hat stets dabei Gedanken nöthig, und das Denken ist heute so gegen allen Ton und Anstand, so langweilig! Da ist nun die Malerei eine viel schönere Kunst; man sieht doch da die Ideen mit den Augen und es verbindet sich mehr Genuß als Anstrengung mit diesem Opfer, welches die Bildung erheischt. Und nun gar die berliner Akademie als Mutter dieser Ausstellung; man weiß, was Akademien und Akademiker sind. Ach, diese Ausstellung, wie ganz und gar ist sie in Harmonie mit der Gesellschaft! Keine eigentlichen historischen Gemälde! keine religiösen! Und doch machen wir soviel Geschichten und haben es in der Religion bald soweit gebracht wie fromme Buddhaisten, welche Betmühlen neben ihr Haus stellen, die die Gebete für sie verrichten. Fast nur Landschaften kleben in schönen Goldrahmen an den akademischen Wänden — das ist der Trost, den man dort findet, durch 1500 Gemälde die Idee illustrirt zu sehen, daß wir keine Ideen haben. Und da thun unsere düsseldorfer und berliner Schulen, als wären sie die zu Sicyon und zu Korinth; aber Telephon sowol wie Ardikes malten größere Ideen, obgleich sie nur durch Schraffirung der innern Theile der mit Röthel umzogenen Schattenrisse an der Wand geglänzt haben. Es haben sich viel berühmte und unberühmte Künstler in den Sälen der Akademie aufgehängt; ihre Gemälde sind so schön gefirnißt, als hätte

es der selige Apelles gethan, so glatt gestrichen, als habe nach der Beendigung die breite Zunge eines Neufundländers die Oelfarben beleckt; aber eine Kraft der Idee, ein Mark von Gedanken haben sie nicht herstellen können; ihre Malerei ist nicht besser denn unsere Nationalliteratur. Da denken die Leute, daß man nur den Dreimaster des Alten Fritz hinzumalen brauche, um gleich den Gedanken einer Weltgeschichte zu geben! Es kann sein, daß die Landschaften an den berliner Akademiemauern recht schön sind, recht idyllisch; die Bäume sind schön grün, die Gebirge hübsch hoch und die Ochsen recht gemüthlich hingestreckt; aber meiner Ansicht nach zeigt nur ein einziger deutscher Maler, und zwar einer, der noch keinen Glorienschein hat, eine Idee und einen Gedanken voller Kraft unter den 800 andern aufgehängten Künstlern; das ist Grün mit seiner „Hagar" und seinem „Napoleon in Moskau".

Offenbart sich die geistleere Sinnlichkeit und die Unterdrückung des Leo'schen „frechen Denkens" also auch selbst in der frommen freien Malerkunst, so wird man immer mehr überzeugt, daß wir in einer Zeit leben, welche keinen Hunger und keinen Appetit nach stolzer Geistesnahrung hat. Aber es ist doch schön, seine Zeit so schlecht zu finden; man kann hoffen, daß sie um so eher wieder besser werden wird; man macht sich prächtige Illusionen, Seifenblasen, man wird romantisch, denkt an sehr loyale Revolutionen, mit deren Fluten dieser ganze schmuzige Kram einmal recht gründlich gewaschen werden wird, und tröstet sich damit, daß es früher in vieler Beziehung noch viel schlechter war. Die Zeiten sind immer schlecht und verändern nur ein wenig ihre Perücke; die Einen sind über diese Umwandlung verbissen, die Andern vergnügt; die Einen gehen unter, die Andern leben ruhig weiter. Tempora mutantur et nos mutamur in illis — das kam mir so recht in den Sinn, als ich neulich Bruno Bauer wiedersah. Das ist ein Philosoph mit der ganzen stoischen Festigkeit, mit der heftigen Entschlossenheit eines enttäuschten Denkers, der das Leben aus Pflicht erträgt, aber die Kraft zu leben in einer freiwilligen Gefühllosigkeit und vollständigen Abnegation findet. In die Sackgasse gerathen, wartete der Verfasser der „Kritik der Synoptiker", daß die Mauer vor ihm verschwinde; die Mauer blieb stehen und er kehrte nicht um. Philoseph und Stoiker bis zum zerrissenen Rockärmel, aß er seinen Kanten Brot auf der Straße und ging mit dem Bewußtsein eines Menschen, der seine Entsagung aller irdischen Plane und die Entbehrung aller menschlichen Annehmlichkeiten in jeden seiner Schritte hineinlegt. Er war noch immer derselbe wie vor drei Jahren: trocken, kalt, dabei der beste Freund und das wackerste Herz; er hatte mittlerweile England und sich dort in der Gründung seiner Existenz so betrogen wie hier gesehen; o, es kommt Einem der Schmerz in die Seele und schneidet darin, wenn man einen selbst im Irrthum so bedeutenden Mann nach allem Wissen und Arbeiten, allem Schaffen und Fleiß das tägliche Brot fast entbehren sieht; die Zeit ging über ihn fort!

Welches andere Bild der vergangenen Zeit ist der ehrwürdige Varnhagen von Ense! Der berühmte Gemahl der berühmten Rahel hat sich nicht verändert, sondern blickt mit Goethe'schem Quietismus auf die Zeit zurück, wo der witzige Gans und der feine Gentz, der ernste Grabbe und der gute Uechtritz gelebt, geliebt, gedichtet und philosophirt haben. Diplomat bis in der robe de chambre, stets leutselig, stets fein, elegant, schwebt ein ewiges Lächeln um seine Lippen, und wenn zuweilen die Augen dieses Edelmanns mit Valentine's von Mailand Worten zu sagen scheinen: „Rien ne m'est plus, plus ne m'est rien", so fühlt man doch, daß dies weniger Schmerz als Befriedigung hinsichtlich der Vergangenheit ist. Der große Biograph lebt fast einsam; meist durch Kränklichkeit an sein Zimmer gefesselt, oder überdrüssig, die Salons einer Gesellschaft zu besuchen, in denen der Witz und die Poesie, in denen Geist und Herz nicht mehr herrschen, empfängt er seine Freunde und Verehrer in dem traulichen Zimmer, plaudert mit ihnen in der alten Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit, auf der Causeuse hingestreckt, ermuntert und belebt. Ach, verläßt man diesen liebenswürdigen Greis und wirft Abschied nehmend einen Blick auf die Bibliothek, welche das Empfangszimmer Varnhagen's bildet, dann fühlt man wol, daß er die Umwandlung der Zeit recht vergnügt mitangesehen habe. Wir haben nicht Alle eine so glückliche Natur!

Ich kann nicht wol schließen, ohne der neuen Constituirung der berliner Volksfeste zu gedenken, welche durch ihr dreimaliges Inscenegehen die Lebensfähigkeit dieser neuen Art Volksversammlungen bewiesen haben. Unter Volksfesten versteht man im Allgemeinen einen Zusammenfluß von gewöhnlichem Volk, welches schreit und singt, trinkt und tanzt und schließlich sich schlägt — ultima ratio. Von einem gewissen hohern Sinn derselben findet man höchst selten vereinzelte Spuren. Abgesehen davon, daß in Berlin zum ersten male seit zehn Jahren wieder ein Maskenzug öffentlich sich sehen lassen durfte, zeigt der Charakter desselben, daß im Volk, wie Goethe sagt, nicht allein die besten Menschen, sondern auch die verständigsten leben. Die Ernte soll in diesem Jahre reichlich gewesen sein, obschon das Brot trotzdem noch klein ist; flugs kommen ein paar halbbankrotte Bierbrauer und arrangiren ein Erntefreudenfest, worin alle die Anspielungen humoristisch dargestellt werden. Da wird die gute Ernte dargestellt, die lustigen Bauern, die dünnen Bäcker, die dicken Schrippen, das gute Bier und große Gemüse, die Jobber und Börsenspeculanten; hunderttausend Menschen sehen seelenvergnügt diesen bunten Maskenzug mit an und freuen sich darüber und lachen zu ihrer eigenen Noth und trinken aufs Glück der Brauer. Aber der Hunger mordet dennoch, wenn man auch Polka mit ihm tanzt.

Die hunderttausend Menschen, welche diese neue Art Volksfeste für längere Zeit zu alljährlichen erhoben haben, waren Mitglieder aller Stände, der höchsten wie der niedrigen, arm und reich und sehr reich; sie fühlten instinctartig einen gemeinsamen Wunsch, nämlich den der Abänderung der socialen Gebrechen. Es war ein Volksfest, in dem ein Gedanke lag und aus dem hundert Gedanken und kräftige Ideen sich herausbilden werden. Und da das Volk sein unvermeidliches Leiden mit leichtem Sinn erträgt, so hofft es auch auf Heilung desselben, es lernt wieder denken und fühlen, es arbeitet sich in sich selbst aus und wird dereinst einmal die Kunst und die Literatur mit seiner Bildung überraschen, da beide nichts für seine Bildung thun. Es liegt ein schmerzlicher Hohn darin, bei diesem Hokuspokus und Eiapopeia das Volk über seine Noth lachen zu sehen; es tanzt dabei und singt und springt und trinkt; es hört auf die Pauken und horcht auf die Trompeten; doch in der freien Haltung so vieler Tausend Menschen guten Volks eine gewisse Sittlichkeit und Verständniß, eine frohe Laune und eine Gesinnung noch vorherrschend zu finden, das ist ein Trost bei dem Uebel, das klingt wie eine frische kräftige Hymne durch die schwindsüchtigen Galopaden und Walzer; das fährt in die Herzen und lehrt das Volk sich bewegen und bilden, sich kräftigen und sich selbst etwas sein.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Provinzialpoesie.

Ost- und westpreußischer Musenalmanach für 1856. Mit vier Bildnissen und einer Musikbeilage. Zum Besten der allgemeinen Landesstiftung als Nationaldank zur Unterstützung der vaterländischen Veteranen und invaliden Krieger herausgegeben von E. Jacobi, J. H. Jacobson und A. Lehmann. Marienwerder, Jacoby. 1856.

Die provinziellen Eigenthümlichkeiten des deutschen Volks, welche in den Sitten und Gebräuchen, im Denken und Empfinden bestehen, finden ihren Ausdruck auch in der Poesie und machen es erklärlich, daß dichterische Talente sich nach land-

schaftlichen Abgrenzungen in besondern Kreisen vereinigen. Zum ersten male ist eine solche Vereinigung in der Provinz (Ost- und West-) Preußen zustande gekommen und zwar aus patriotischem Triebe und zum Zwecke dankbarer Wohlthätigkeit. Mit Rücksicht auf diesen Zweck würde die öffentliche Kritik schweigen müssen, wenn die den vorliegenden Musenalmanach füllenden Dichtungen in ihrer Mehrzahl nicht von der Art wären, daß sie keine Kritik scheuen dürfen. In der That ist aber unter dem hier Dargebotenen das Gute überwiegend, und manche Spenden, auch von Solchen, die im größern Publicum bisher noch ganz unbekannt waren, zeugen von einer schönen dichterischen Begabung. Die Herausgeber befanden sich in der glücklichen Lage, unter der überreichen Menge von Zusendungen wählen zu können; etwa die Hälfte der 138 Verfasser, welche Beiträge eingeschickt hatten, mußte unberücksichtigt bleiben, wenn das Volumen des Almanachs sich nicht weit über das bestimmte Maß ausdehnen sollte; von den eingegangenen Beiträgen überhaupt gelangte nur ein Viertheil zur Aufnahme; dennoch ist das Buch zu dem stattlichen Umfange von etwa 400 Seiten angewachsen.

Wie zu erwarten, herrscht in diesem Musenalmanach die größte Mannichfaltigkeit des Stoffs und der Formen; lyrische Gedichte wechseln mit erzählenden und auch einige interessante Stücke in nicht gebundener Sprache mischen sich darunter; aus der heidnischen Preußenzeit und der neuesten vaterländischen Geschichte sind ansprechende Bilder vorgeführt; der Schmerz und die Freude, ernste und heitere Stimmen lassen ihre Lieder ertönen.

Eduard Heinel, schon lange als vaterländischer Sänger vortheilhaft bekannt, eröffnet den Reigen. Unter Anderm stellt er ein paar Reliquien Friedrich's II. zur Schau, seinen Degen und seinen Krückenstock. Bekanntlich stecken Wunderkräfte in Reliquien und es ist daher ganz in der Ordnung, daß der Dichter in jenen Erbstücken des großen Königs etwas mehr sieht als eine verrostete Eisenklinge und ein morsches Stück Holz. Der Krückenstock des Alten Fritz steht zwar einsam im Winkel, wird aber gelegentlich unruhig und klopft hart auf den Boden, „wenn die Schranzen mit falschem Rath den Herrscher wollen umgarnen"; und kommt ihm Irgendeiner zu nahe, der König und Volk betrog, dann ist der Krückenstock unmanierlich genug, dem Schurken ins Gesicht zu fliegen. An Heinel's Versicherung, daß Mancher existirt, der das zornige Gebahren des Krückenstocks selbst gesehen hat, wird Keiner zweifeln, der an dem Glauben festhält, daß Friedrich's energischer Widerwille gegen Schlechtigkeit und Heuchelei noch lange nach seinem Tode fortlebt und auf dem preußischen Throne nicht aussterben wird.

Ohne Aufenthalt machen wir nun einen Abstecher von Potsdam nach Mekka. Die arabischen Erzählungen von Gotthold sind in einer Weise vorgetragen, die sich von schmuckloser Prosa nur wenig unterscheidet, und ihr Inhalt ist sehr schlicht. Doch bescheiden wir uns damit, daß nicht jede morgenländische Poesie eine bezaubernde Prachtfülle hat; namentlich ist der arabische Sandboden nicht dazu angethan, feurige Reben von Schiras zu erzeugen; daher mag in Gotthold's Gedichten die Einfachheit ganz an ihrem Orte sein. Einige Schritte weiter sehen wir uns aus der Beduinenwüste in eine grüne Oase des Humors und der Komik versetzt: „Der Kater auf Freischaft" von Reusch ist eine sehr hübsch erdachte und trefflich ausgeführte Fabel *), und desselben Verfassers „Hans Sagan ward di pompe!" wird den Freunden des Plattdeutschen ein herzliches Lachen abgewinnen. Wie dieses Gedicht in ostpreußischem, so ist ein anderes in westpreußischem Volksdialekt von A. Lehmann zu den gelungensten Beiträgen des Almanachs zu rechnen. Dies letztere ist vollkommen im Geist und Ton des werderschen Landmanns gehalten und wir hoffen, daß die des Plattdeutschen kundigen Leser die nachfolgende Mittheilung dieses Gedichts gern sehen werden:

De ole Buerschmann em Warder an sine Fru

Hied es en Dag so wunderschen,
As eck mindag nich hew gesehn:
Du, trutste Fru, best schmeck on fin,
So seet as Zocker, karsch as Win.

Fer alle Läwe on Geduld
Bliew eck liedlewens en din Schuld;
Du plegst so trielich emmersch mi,
Wo kann genog eck danke di?

Bold steiht das Mitzke mi nich recht,
De Kopp deiht weh, de Lied es schlecht,
Bold es 't em Mage grausam ful,
Bold lat eck hänge Näs on Mul.

Du awerscht soegst so schen fer mi,
On wenn eck ek stramkulstrich si
On bromsch von mine Arbeid kom,
Du häst mi dat nich ewel nom.

Du redst mi emmersch frindlich to
On makst min trurig Hart so froh
On fimmelerscht met mi so gern,
Dat onsee Wirmkes Godes lern.

Drum dank eck di ut Hartens Grund;
Hol di man stramm, froh on gesund;
De lewe Gott gäw Segen di
On onsre Kingerkes on mi!

Soll der Bauer eine Rolle im Gedicht spielen, so macht es sich gewiß am besten, wenn man ihn naturgetreu denken und sprechen läßt; die schmachtenden Hirten Palemon und Damon mit ihren geschminkten Daphnen und Chloen haben in der Gegenwart keinen Boden mehr, und trotz der blühenden Sprache, mit welcher ein anderer Mitarbeiter des Musenalmanachs im Idyll den Schatten des seligen Geßner heraufbeschwört, können wir doch an den flötenden Hirten und den Blümlein sammelnden Schäferinnen keinen Geschmack finden. Der bisweilen „bromsche und strambulstriche Buerschmann" ist doch ein lebendiger Mensch, während jene arkadischen Schäfleintreiber nur Marionetten sind, die niemals und nirgends ein wirkliches Dasein gehabt haben.

Unter den lyrischen Erzeugnissen anderer Dichter ist viel Frisches und Anmuthiges; mit wahrem Genuß lesen sich namentlich die Dichtungen von Stellter, Halmhuber („Jahreswechsel"), Brandstätter, Gutzeit, Weishaupt, Julius Lehmann, Kretschmer, Ehrhard („Die Musika"), Prowe und von den Damen Amalie und Ottilie Zimmermann, Marie Rodmann, Kreuzberger, Bertha von Woisky, Luise von Duisburg, Charlotte Wohlmann, Julie Burow (Frau Pfannenschmidt).

In der Gattung des Sinn- und Lehrgedichts finden wir einiges Schätzenswerthe. Die „Jungfrau" von Jakobi enthält in einer Sonettenreihe die Ausführung eines schönen und tiefen Gedankens; doch ist es bei solchen Schöpfungen schwierig, die Reflexion so mit der Poesie zu verschmelzen, daß aus dieser Verbindung nicht ein Misverhältniß zum Nachtheil der Poesie entsteht. Sentenzen wie z. B.:

Das Seiende kann nicht als Höchstes gelten,
Was ist, das wurde und kann auch vergeh'n,
Das wahre Sein lebt wol in höh'ren Welten —

passen eher in einen metaphysischen Vortrag als in ein Gedicht, während andere Stellen, wie:

Im Geiste sei, im Raume nicht erkoren
Der Standpunkt hoch. Nicht Alpe, nicht der Stern —
Die Menschenjungfrau hat den Gott geboren!

*) Schwerlich aber von Reuscher erdacht, denn wir erinnern uns, denselben Gedanken schon in den dreißiger Jahren von Wackernagel in einem Gedichte und zwar noch sinniger behandelt gelesen zu haben. D. Red.

fast über die Grenzen des sprachlich und logisch Möglichen hinausgehen. In größerer Einfachheit bieten die „Orientalischen Gnomen", welche Jacobson aus dem Talmud geschöpft hat, einen Schatz praktischer Lebensweisheit; auch „Der Morgen" von Schnaase enthält eine gesunde, für Alle brauchbare Lehre; der mit schönen Worten pinselnde Empfindsame und der verdrießliche Bauer, die sehr verschiedene Gefühle bei dem nebeligen Tagesanbruch äußern, repräsentiren die Gegensätze ganz köstlich.

Viel Historisches, der Sage Angehöriges und Anekdotisches aus älterer und neuerer Zeit tritt hier im poetischen Gewande auf und ist von Bröde, Henriette Laudien, Gisevius und Becker mit Glück behandelt worden. Auch O. F. Gruppe und Rudolf Gottschall haben in diesem Genre werthvolle Beiträge geliefert. Was Ersterer als Anfang eines größern Gedichts „Hagol's Ende" mittheilt, läßt die weitere Ausarbeitung und Vollendung desselben wünschen. Gottschall malt ein tiefergreifendes Bild aus Polens blutigen Kämpfen und bringt deren Schrecknisse, Verräthereien und Grausamkeiten in kräftigen Zügen zur Anschauung. Kurz, ganz abgesehen von dem wohlthätigen Zwecke, welchen der äußere Erfolg des „Ost- und westpreußischen Musenalmanach" glänzend erfüllt hat, ist sein innerer Werth und zugleich seine literarhistorische Bedeutung nicht gering anzuschlagen, indem er ein unwidersprechliches Zeugniß für den Reichthum dieser Provinz an poetischen Talenten gibt. 29.

Notizen.

John Macray's Uebersetzungen aus dem Deutschen.

Von John Macray in Orford, der sich „Librarian of Sir Robert Taylor's institution for the European languages" unterschreibt, erhielt der Herausgeber d. Bl. folgende das Datum vom 15. September tragende Zuschrift: „Ich ersehe aus Ihrem in der »Gegenwart« mitgetheilten Aufsatz »Deutsche Literatur, Wissenschaft und Kunst im Auslande«, daß Ihnen zwei kleine Bändchen von Uebersetzungen aus dem Deutschen unbekannt geblieben sind, die ich herausgegeben habe, und zwar den ersten Band im Jahre 1827 (London, Treuttel und Würtz) und den zweiten im Jahre 1838 (Orford, Parker). Erlauben Sie mir, Sie auf diese kleinen Schriften aufmerksam zu machen, in der Hoffnung, daß Sie dieselben bei künftiger Gelegenheit Ihrer Notiznahme für werth erachten möchten. Ich bedauere, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen Exemplare davon zu schicken, denn sie sind gänzlich vergriffen (quite out of print). Günstige Recensionen über beide Schriften erschienen damals in verschiedenen Zeitschriften, sowol englischen als auswärtigen. Im ersten Bande, welcher den Titel trägt: »Stray leaves, or translations from the lyric poets of Germany with brief notices of their works«, war mein Name nicht genannt, aber wol auf dem Titelblatte des zweiten." Wir haben also den in unserm Aufsatze genannten Anthologien deutscher Gedichte in englischer Sprache von Beresford, Taylor, Carlyle, Percy Boyd, Robertson, Alfred Baskerville, Miß Mary Anne Burt [„Specimens of the choicest lyrical productions" etc.*)], Frau von Crespigny („My souvenir"), Catherine Winkworth („Lyra Germanica"), dem Nordamerikaner Charles T. Brooks u. s. w. noch die obige Anthologie Macray's, wie desselben in London bei Haas erschienene Auswahl in zwei Bänden: „The golden lyre, an annual of foreign literature for 1829—30, printed on letters of gold, containing selections from German poets", hinzuzufügen. Außerdem gab Macray noch eine Uebersetzung von Spindler's „Schwärmer" (London 1834) und von „Peter Schlemihl" (London 1845) anonym heraus, ferner eine „Translation of Overbeck's account of his picture »Religion glorified by the fine arts« in Städel's art-institute at Frankfort a. M." (zweite Aufl., Orford 1850). **H. M.**

G. A. Maurokordatos über die Fusion der Racen im Orient.

Aus Athen ist uns eine kleine Schrift: „De la réforme et de la fusion des races en Orient" (1856), aus der Feder des Professors an der Otto-Universität und bekannten publicistischen Schriftstellers G. A. Maurokordatos, der in den letzten Jahren namentlich über die kirchlichen Fragen des Tags in verschiedenen Schriften sich hat vernehmen lassen, zugekommen. Sie verdient auch außerhalb Griechenland gelesen zu werden, und die europäischen Publicisten und Diplomaten können aus ihr in Bezug auf die noch ungelöste orientalische Frage Manches lernen. Wenn auch die betrübenden Nachrichten über die argen Bedrückungen der Christen in der Türkei, von denen wir in den letzten Monaten Kunde erhalten haben und welche oft sogar unter dem Deckmantel des Rechts und Gesetzes ausgeübt worden sind, sowie über die Grausamkeiten, welche selbst hochgestellte Türken und jeder gemeine Muselmann gegen Christen jedes Standes, Alters und Geschlechts sich ungestraft glauben gestatten zu dürfen, es nicht de facto bestätigten, was von den politischen Reformen in der Türkei zu halten sei, so wird hier gleichsam theoretisch auseinandergesetzt, was an den Reformplanen eigentlich sei. Der Verfasser, der es hier besonders mit den „Confidences sur la Turquie" von Destrilhes zu thun hat, welche er widerlegt, geht zunächst von dem historischen Nachweise der Rechte der Griechen aus, welche ihnen namentlich in kirchlicher Hinsicht seit 1453 durch die Eroberer selbst ausdrücklich zugestanden worden waren und welche zum Theil auf Tradition beruhen, und beantwortet dann die Fragen: Was kann und soll die Fusion der Racen im Orient, mit Inbegriff der Türken, sein? und wie kann und soll diese Fusion die durch sie beabsichtigte Reform des Orients bewirken? Er hält diese „réforme" geradezu für „infome", beruhend lediglich auf europäischen Ideen, deren Träger und Verkündiger sich nöthigenfalls nicht scheuen, die Humanität ihrer Ideen bis zu der offenen Foderung des Uebertritts der Griechen zum Islam auszudehnen. Wenn man hierbei sich erinnert, wie schon Lamartine einst von der Türkei gesagt: „J'ai touché ce cadavre", und in der Deputirtenkammer weiter erklärt hatte: „Il n'y a plus de Turquie, il n'y a plus d'empire ottoman que dans les fictions diplomatiques" („Moniteur" vom

*) Ueber die zweite Auflage der „Specimens" von Miß Mary Anne Burt enthält der „Bristol Mercury and Western counties advertiser" (beiläufig gesagt, obschon eine bloße Provinzialzeitung, doch im Format und Umfang der größten londoner Zeitungen erscheinend) in seiner Nummer vom 30. August folgende Bemerkung: „Miß Burt, die Verfasserin dieses Buchs, ist aus Bristol gebürtig und hat mehre Jahre auf dem Festlande zugebracht, hauptsächlich mit dem Studium der deutschen Literatur beschäftigt, und zwar mit einem Erfolg, für den das von ihr herausgegebene Buch ein sehr ehrenvolles Zeugniß ablegt. Es enthält eine Reihe ausgewählter Stücke von 28 verschiedenen Dichtern des neuern Deutschland, von dem Verfasser des „Messias" angefangen. Alle sind gut vertreten, obschon die Hauptplätze gebührendermaßen den beiden großen Rivalen Schiller und Goethe eingeräumt sind. Miß Burt hat offenbar mit glühender Liebe am Borne deutscher Poesie geschöpft; sie hat ein inniges Verständniß für die Schönheiten der Originale, und ihre Uebersetzungen zeugen von Gewissenhaftigkeit und Treue. Einen interessanten Bestandtheil des Werks bilden die biographischen und kritischen Notizen über die verschiedenen Dichter, die man gewiß sehr instructiv finden wird. Die Uebersetzungen, welche der Großherzogin von Hessen-Darmstadt gewidmet sind, haben die Zustimmung von Seiten mehrer hervorragender kritischer Autoritäten gefunden, und gewiß verdient das Werk die Beachtung Aller, welche diese edle Sprache, deren Erlernung als ein wesentliches Element einer ordentlichen Erziehung in England anerkannt ist, zum Gegenstand ihres Studiums machen." Noch günstiger lautet ein Urtheil, welches die „Bristol Times" in ihrer Nummer vom 27. September enthält.

1. Juli 1839); wenn man dagegen nicht vergessen hat, was der schlaue englische Staatsmann Urquhart öffentlich aussprach, daß, wenn es keine Türkei gäbe, man sie erfinden müsse, und außerdem die Irrgänge der europäischen Politik in den letzten Jahren sich ins Gedächtniß zurückruft, so kann man in der That nur das alte Wort aufs neue bestätigt finden: „Hominum confusione, dei providentia regitur mundus." 5.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Gesammelte Historien. Einzige vollständig vom Verfasser besorgte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aster, C. L. v., Nachgelassene Schriften. 1ster und 2ter Band. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 3 Thlr.

Belani, H. E. R., Russische Hofgeschichten. Von Peter dem Großen bis auf die neuere Zeit. Ein historischer Novellen-Kreis. Drei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 4 Thlr.

Bergmann, Werner, Minone. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Eberhard, G. A., Hannchen und die Küchlein. 5te Auflage. Leipzig, Graul. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Aus meinen Bergen. Von T. S. Erlangen, Deichert. 16. 9 Ngr.

Grant, J., Abenteuer eines Adjutanten. Aus dem Englischen. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hartmann, J., Geschichte von Württemberg, von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1856. Mit besonderer Beziehung auf die deutsche Geschichte kurz dargestellt. Tuttlingen, Kling. 8. 14 Ngr.

Herzblättchen. Ein Roman von der Verfasserin von „der Erbe von Redclyffe." Deutsch von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kapp, Ottilie, Iberie. Ein Roman. Zwei Bände. Leipzig, H. Schultze. 8. 2 Thlr.

Klein, K., Die hessische Ludwigsbahn oder Worms, Oppenheim und die andeeen an der Bahn liegenden Orte. Topographisch und historisch dargestellt nebst einer übersichtlichen Beschreibung von Mainz. Mainz. Gr. 12. 15 Ngr.

Künstler-Briefe übersetzt und erläutert von E. Guhl. 2ter Band. — A. u. d. T.: Kunst und Künstler des 17. Jahrhunderts. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 27½ Ngr.

Kuntze, J. E., Der Wendepunkt der Rechtswissenschaft; ein Beitrag zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand- und Zielpunkt derselben. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 15 Ngr.

Meißner, A., Ziska. Gesänge. 7te verbesserte Auflage. Leipzig, Herbig. 32. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyenberg, H., Carinen. Vier Novellen. Alfeld. 12. 20 Ngr.

Mügge, T., Romane. Vier Bände. Berlin, Janke. 1857. 8. 6 Thlr.

Mynster, J. P., Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren. Aus dem Dänischen übersetzt. 3te Auflage. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Roellner, F., Das monarchische Princip und die deutschen Staatsverfassungen der neueeen Zeit. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Oberleitner, K., Lebensweisheit in den attischen Tragikern. Wien, Haas' Wwe u. Campen. 1857. 16. 12 Ngr.

Otto, Louise, Zwei Generationen. Roman. Drei Theile. Leipzig, Hübner. 16. 2 Thlr.

Pisling, T., Nationalökonomische Briefe aus dem nordöstlichen Böhmen. Mit einem Vorwort von P. Mischler. Prag, Bellmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Reckendorf, H., Die Geheimnisse der Juden. I. Leipzig, Gerhard. 8. 20 Ngr.

Reich, L., Die Insel Mainau und der Badische Bodensee. Mit Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile. Mit 10 Ansichten, auf Stein gezeichnet von J. N. Heinemann. Carlsruhe, Müller. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schellings, F. W. J. v., Sämmtliche Werke. 1ste Abtheilung. 1ster Band. 1792—1797. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schirren, C., Der Njandscha und die hydrographischen Merkmale Afrika's. Riga, Kymmel. Lex.-8. 25 Ngr.

Schmitz, A., Hermann der Cherusker. Historisches Drama in zwei Theilen. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Hermann und Varus. Historisches Drama in fünf Acten. Musik von Rud. Magnus. Für die Bühne bearbeitet vom Regisseur F. Kruse. Dessau, Neubürger. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Franz von Sickingen. Historisches Drama in fünf Akten. Musik von Rud. Magnus. Für die Bühne beaebeitet vom Regisseur F. Kruse. Ebendaselbst. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Der See von Laach. Eine poetische Schilderung nebst einer Zugabe. Duisburg, Ewich. Gr. 12. 7½ Ngr.

Smidt, H., Zu Wasser und Land. Geschichten aus See und von der fasten Wall. Drei Theile. Berlin, Janke. 1857. 8. 4 Thlr.

Tiedge, C. A., Urania. 5te Auflage. Leipzig, Graul. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenzig, J., Studien über Ritter Thomas Štitné. Ein Beitrag zur europäischen Culturgeschichte. Leipzig, Wiedemann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wurm, Die deutsche Sprache an der gelehrten Schule mit besonderer Rücksicht auf die revidirte Studienordnung in Bayern. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 14 Ngr.

Zimmermann, W., Geschichte des großen Bauernkriegs. Nach den Urkunden und Augenzeugen. Neue ganz umgearbeitete Auflage. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 9 Ngr.

Zur Kritik der modernen Kunst. Eine Reihe von Vorträgen. I. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Anatomie der Messe. Ein Kommentar zum österreichischen Konkordat vom Jahre 1855. Von einem Laien. 2te Auflage. Schaffhausen, Schalch. 8. 9 Ngr.

Antwort der acht Magdebueger Br. Br.: Gristlichen auf den Hirtenbrief des Generalsuperintendenten Dr. Möller. Magdeburg. Ge. 8. 5 Ngr.

Braubach, Köhlerunglaube und Materialismus oder die Wahrheit des geistigen Lebens. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 15 Ngr.

Cassel, D., Die Cultusfrage in der jüdischen Gemeinde von Berlin; beleuchtet. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Feldner, L., Das Recht des lutherischen Bekenntnisses in Rheinland und Westphalen, dargelegt in einer Beleuchtung der drei Paragraphen über den Bekenntnißstand dieser Provinzen. Mit einem Vorwort von Sander. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 3 Ngr.

Gehe, F. A., Die Uebertreibungen auf dem Gebiete der protestantischen Theologie und Kirche unserer Zeit. Zwickau, Thieme. Gr. 8. 6 Ngr.

Jellinek, A., Wirke im Kleinen! Zeitpredigt am Sabbat ha-Chodesch 5616 [5. April 1856] gehalten. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sack, K. H., Von dem hohen Werthe der agendarischen Spendeformel. Einige Betrachtungen. Magdeburg, Heinrichshofen. Br. 8. 5 Ngr.

Wyneken, G. B., Die Differenzen in der Lehre von den Saceamenten zwischen Lutheranern und Reformirten und refermirten Secten in ihrer Bedeutung für den Glauben. Verden, Tressan. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften.

Gr. 8. 20 Thlr. Elegant gebunden in Leinwand 25 Thlr., in Halbfranzband 25 Thlr. 25 Ngr. **Prachtausgabe** 45 Thlr.

Diese völlig umgearbeitete, binnen vier Jahren erschienene zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon**, das im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem **Nationalwerk der Deutschen** geworden ist, hat die allgemeinste Anerkennung und lebhafteste Theilnahme gefunden. Sie kann **in allen beliebigen Terminen** folgendermassen bezogen werden:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.;
in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.

BILDER-ATLAS

zum Conversations-Lexikon.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.**

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder Text und Namen- und Sachregister in Octav.)

24 Thlr.; cartonnirt 26 Thlr. 20 Ngr.
Prachtausgabe, gebunden, 32 Thlr. 10 Ngr.

Der **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, ein ganz selbständiges, höchst lehrreiches und schönes Werk, kann fortwährend auf einmal **vollständig** oder **allmälig** bezogen werden. Jede der dasselbe bildenden **zehn Abtheilungen** ist nebst dem betreffenden Texte unter besondern Haupttiteln **einzeln** zu nachstehenden Preisen zu beziehen:

I. **Mathematische u. Naturwissenschaften.** (141 Taf.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen** ist kürzlich erschienen:

Bodemann, F. W., Biblische Geschichte. 7te Auflage. 8. 5 Sgr.

Meyer, Dr. H. A. W., Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament. V. Abtheilung. Erster Brief an die Korinther. 3te Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Sgr.

— — Desselben VI. Abtheilung. Zweiter Brief an die Korinther. 3te Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Sgr.

Schröder, Dr. A., Die Religion in unsern Gymnasien und höhern Schulen und das Jugend- und Familienleben unserer Zeit. Pädagogisch-psychologische Betrachtungen. 8. Geh. 20 Sgr.

Seebold, H., Einfache Erklärung des kleinen Katechismus Dr. M. Luther's, in Fragen und Antworten verfaßt und mit Zeugnissen der heiligen Schrift versehen. Zum Gebrauch beim Schul- und Confirmandenunterricht. 2te Auflage. 8. 5 Sgr. In Partien von 24 Exemplaren à 4 Sgr.

Chevallier, M. A., Wörterbuch der Verunreinigung und Verfälschung der Nahrungsmittel, Arzneikörper und Handlungswaaren nebst Angabe der Erkennungs- und Prüfungsmittel. Aus dem Französischen von Dr. A. H. C. Westrumb. 1sten Bandes 1ste und 2te Hälfte. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Sgr.

Lehmann, Dr. L., Die Sooltherme zu Bad Oeynhausen (Rehme) und das gewöhnliche Wasser. Eine chemisch-physiologische Untersuchung zur Anbahnung einer vergleichenden Balneologie. Gr. 8. 25 Sgr.

Henrici, F. C., Ueber Fruchtfolge und Feldsysteme, nebst einer kurzgefaßten Einleitung in die landwirthschaftliche Bodenkunde. Zunächst für jüngere Landwirthe. Gr. 8. 20 Sgr.

Köllner, F. D., Die Grundzüge der obligatio Negotiorum Gestorum. Eine zivilistische Abhandlung. Gr. 8. 20 Sgr.

Unger, Dr. F. W., Perspective oder Lehre von der Abbildung nach Form, Beleuchtung und Farbe, für Maler, Architekten und Techniker. Mit 55 Figuren. Gr. 8. 25 Sgr.

Hermann, Dr. K. F., Ueber den Kunstsinn der Römer und deren Stellung in der Geschichte der alten Kunst. Gr. 8. 15 Sgr.

Rost, Dr. V. Ch. F., Griechische Grammatik. 7te umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 2 Thlr.

— — und **Dr. C. F. Wüstemann**, Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische. 1ster Theil. 8te Auflage. Gr. 8. 22½ Sgr.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Brüssel

nach seiner Vergangenheit und Gegenwart.

Von **J. E. Horn.** **Preis 10 Sgr.**

Der beste Reisebegleiter für alle Besucher Brüssels und Belgiens überhaupt: eine unterhaltende und belehrende Schilderung der reichen und interessanten Geschichte Brüssels sowie seiner heutigen Zustände und Sehenswürdigkeiten, zugleich eine interessante Lectüre für Jedermann.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von **Hermann Brockhaus.**

Ersten Bandes drittes Heft. 4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Hafis, der grösste Lyriker der Perser und der vollendetste Repräsentant der über den ganzen mohammedanischen Orient weitverbreiteten Ghazelendichtung, ist durch Goethe, Hammer, Platen, Rückert u. A. in allen Kreisen ein hochgefeierter Name geworden. Eine vollständige Ausgabe seiner Lieder im Original fehlt unserer wissenschaftlichen Literatur noch; die hier gebotene kritische Ausgabe, die erste in Europa gedruckte, wird daher gewiss allen Freunden der orientalischen Poesie willkommen sein. Durch vollständige Vocalisation und Interpunction des Textes wird das unmittelbare Verständniss des Dichters bedeutend gefördert werden; die hinzugefügten Scholien und Paraphrasen des Sudi heben alle Schwierigkeiten in der sichern Auffassung der Dichtungen. In der Vorrede spricht sich der Herausgeber ausführlich hierüber aus. Diese Ausgabe wird in drei Bänden Alles umfassen, was die besten im Oriente selbst gültigen Recensionen des Dichters enthalten. Die typographische Ausstattung entspricht dem hohen wissenschaftlichen Werthe des Werks.

In gleichem Verlage erschien früher:

(Dschami.) Liebe, Wein und Mancherlei. Persische Lieder nach Dschami's Text zum ersten mal deutsch gegeben von **Moritz Wickerhauser.** 8. 1855. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ibn-Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von **O. M. Freih. von Schlechta-Wssehrd.** 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

Der Fruchtgarten von Saadi. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch **O. M. Freih. von Schlechta-Wssehrd.** 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von **K. H. Graf.** 12. 1846. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kathâ-Sârit-Sâgara. Die Märchensammlung des **Sri Somadeva Bhatta** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** 8. 1839. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von **Hermann Brockhaus.** Zwei Theile. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

Prabodha-Chandrodaya Krishna-Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit **Hm. Brockhaus.** 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften **Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad.** Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** 4. 1850. 6 Thlr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Abendmahl.

Sein Wesen und seine Geschichte in der alten Kirche.

Von Dr. Leopold Immanuel Rückert,

Professor in Jena.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Lehre vom Abendmahl ist von jeher in der Theologie der Gegenstand vielfachen Meinungsstreites gewesen. Seit dreißig Jahren indeß ist kein Buch über das Abendmahl aus dem immer mehr sich verengenden Kreise der freien Theologie hervorgegangen, während inzwischen jedoch das Abendmahl von neuem der Zankapfel geworden, der die eine evangelische Kirche in bedauerlicher Weise zerspaltet. Der in der theologischen Literatur rühmlichst bekannte Verfasser hat sich daher gedrungen gefühlt, vom Standpunkte der zwar wesentlich christlichen, aber ebenso wesentlich freien wissenschaftlichen Theologie in dem vorliegenden Buche den rechten Begriff vom Abendmahl zu gewinnen und so scharf als möglich zu bestimmen. Das Werk, welches in seinem ersten Abschnitt das Wesen des Abendmahls darlegt, in seinem zweiten aber die Vorstellung vom Abendmahl in der alten Kirche behandelt, wird sicherlich, namentlich in seinem dogmatischen Theile, von allen Denen, die an den kirchlichen Bewegungen der Gegenwart irgendwie theilnehmen, als eine Erscheinung von höchstem Interesse begrüßt werden.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schwedische Volkslieder der Vorzeit.

Aus der Sammlung von **Erik Gustaf Geijer** und **Arvid August Afzelius.** Im Versmaß des Originals übertragen von **R. Warrens.**

Mit einem Vorwort von Dr. Ferdinand Wolf.

Nebst 49 Melodien.

8. Geh. 2 Thlr.

Eine treffliche Uebersetzung der volksthümlichsten und schönsten schwedischen Volkslieder, die allen Freunden wahrer Poesie hohen Genuß bereiten werden. Die Sammlung hat aber auch wissenschaftlichen Werth, der durch eine einleitende Abhandlung des ausgezeichneten Kenners der Volkspoesie **Dr. Ferdinand Wolf** noch erhöht wird, zumal dieselbe neue Ansichten über die Entstehung der Volkslieder überhaupt und besonders der skandinavischen enthält.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 44. —— 30. October 1856.

Neueste deutsche Lyrik und Epik.

Erster Artikel.

Meister Uhland hätte kaum etwas Schlimmeres thun können, als mit seinen berühmten Versen „Singe, wem Gesang gegeben" u. s. w. jedem Jüngling, der sich für einen werdenden oder schon gewordenen und nur verkannten Goethe hält, die venia cantandi ertheilen. Der Zauberspruch ist gesprochen, die Wasser rauschen und schwellen und drohen uns zu ersäufen — aber das Wort, das sie verschwinden macht, ist vergessen und trostlose Zauberlehrlinge sehen wir die Sündflut über die Literatur hereinbrechen, ohne sie aufhalten zu können.

Die Hast und Hitze, mit welcher Berufene und Unberufene sich zur poetischen Production herbeidrängen, muß nachgerade die ernsthaftesten Besorgnisse auch Demjenigen erwecken, der diesem frischen Leben, Weben und Streben eine zeitlang mit Wohlgefallen zugeschaut hat. Und zwar Besorgnisse für die Poesie selbst nicht allein, wiewol es keine Frage sein kann, daß durch die massenhafte Concurrenz der Preis der Waare im Allgemeinen gedrückt, daß durch diesen lyrischen Hexensabbath der Geschmack des Publicums verdorben oder wenigstens unsicher gemacht werden muß. Aber mehr noch für unser nationales Leben im Großen und Ganzen. Niemand, der unbefangen diese neuesten Erscheinungen der Poesie würdigt, wird verkennen können, daß mindestens die Hälfte dieser Lyriker und Epiker besser thäte, irgendein ehrliches Geschäft des bürgerlichen Lebens zu treiben, und wäre es Heringe verkaufen oder Holz sägen. Aber in der Sprache, „die für den Dichter dichtet und denkt", einen, auch mehre Bände Gedichte zu bewerkstelligen ist so leicht, sich gedruckt zu sehen so süß, der Lorber so lockend und so sicher! Dagegen erfodert das Geschäft, auch das geringste, Anstrengung und ernste Arbeit. Wie langweilig, wie prosaisch! Aber wenn nun über kurz oder lang dem eingebildeten Poeten die Poesie ausgeht, wenn er die paar Gedanken und Gefühle, die er zu verwerthen hatte, ausgegeben hat: was soll dann werden? Das Resultat ist das literarische Proletariat, das vielleicht schlimmste von allen. Denn ihm ist nicht mit Geld und Gut zu helfen: ihm fehlen neben den äußern Mitteln auch die innern. Voller Prätensionen, hat dieser Proletarier nichts gelernt und nichts vergessen — von seinen eiteln Träumen; der Segen der ernsten Arbeit ist ihm unbekannt geblieben.

Nicht bei allen endigt der poetische Rausch in so schlimmem Jammer. Ein Theil ist wirklich begabt und steuert sein bescheidenes Theil zu dem reichen Hausschatz unserer Poesie. Andere treiben die Dichtkunst in ihren Nebenstunden, und der Einzige, der darunter zu leiden hat, ist ein gutmüthiger Freund, dem die Gedichte vorgetragen werden, und der Kritiker der „Blätter für literarische Unterhaltung", der sie lesen muß. Noch andere endlich nehmen zwar einen Anlauf, auf ihre lyrischen Erstlinge eine literarische Existenz zu begründen, aber bald genug abgeschreckt kehren sie zu einem prosaischen Beruf zurück, da es noch Zeit ist.

Für den Kritiker aber ist das Schlimmste, daß in unserer Zeit nicht nur nicht viele vortreffliche, sondern ebenso wenig viele ganz und durchaus schlechte Gedichte gefunden werden; dazu ist die Sprache zu gebildet und Wendungen, Bilder, Gedanken fallen auch dem Schwachen aus dem reichen Sprachschatz zu. Aber diese durchgehende Mediocritas wirkt bei dem Leser eine flaue Stimmung, während das ganz Schlechte wenigstens den Humor weckt.

So seien denn die Schranken geöffnet! Gut und bös, bekannt und unberühmt — für alle gleiche Sonne! Und was die obige Vorrede betrifft, so prüfe sich jeder selbst, ob sie auf ihn paßt; paßt sie nicht, so ist er nicht gemeint.

---

1. Die neuen Templer. Episches Gedicht in vier Gesängen von Karl Knorrn. Paris, Gläser. 1855. 16. 10 Ngr.
2. Madame Pauli. Episches Gedicht in sechs Gesängen von Karl Knorrn. Paris, Gläser. 1855. 16. 10 Ngr.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn in unserer modernen deutschen Literatur von Epos und epischen Gedichten die Rede ist, man weder an die „Ilias" noch

an die „Nibelungen“ denken darf. Aber ein irgendwie bedeutender Inhalt hat seither doch für das epische Gedicht als nothwendig gegolten; es scheint, daß auch diese Foderung gegenwärtig als obsolet gilt. In den beiden epischen Gedichten Knorrn's wenigstens habe ich irgendeine nur etwas bedeutende Handlung oder Begebenheit nicht zu entdecken vermocht.

Was zuerst „Die neuen Templer“ betrifft, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ich dieselben halb unklar, halb langweilig finde. Oder hängt das vorliegende Epos vielleicht mit einem frühern Gedichte Knorrn's zusammen, welches ich freilich nicht kenne? Aber jedenfalls sollte doch ein episches Gedicht in vier Gesängen auch für sich verständlich sein. Der Freiherr Waldheim betet für seine Tochter Alexa, welche die Schwindsucht hat oder zu haben scheint. Es ist sein Namenstag, und sein Gebet wird erhört. An demselben Feste wird er nun in den Orden der neuen Templer aufgenommen als berathender Greis. Was diese neuen Templer eigentlich wollen — vielleicht weiß es der Dichter derselben, sie selbst scheinen es nicht zu wissen; wer will es uns verdenken, wenn wir es auch nicht begreifen. Wenigstens ich weiß aus den Worten ihres Propheten:

Sowie die alten Templer waren Hort
Des Kreuzes, das die sünd'ge Welt verloren,
So schützt der neue Bund allzeit das Wort!
Das Heil der Menschheit wird aus uns ersprießen;
Wir richten wieder auf in Herrlichkeit,
Das einst die Johanniter schon verhießen,
Das Menschenthum aus der Vergessenheit! —

eine einigermaßen genügende Definition des Endzwecks der neuen Templer umsoweniger abzuleiten, als hier plötzlich auch noch die Johanniter eingemischt werden. Wie dem sei, Fürst Tancred,

eine jener Kraftgestalten,
In deren Nähe man die Strömung spürt,
Durch deren Urkraft Träume sich entfalten,
Vom Lebenshauch, der Allnatur berührt —

wird in seiner Abwesenheit von den Templern zu ihrem Großmeister erwählt. Da ihn aber die Gesandten, welche ihm dies verkündigen sollen, in einem zärtlichen Zusammensein mit seiner Geliebten Alexa stören, die ihn eben im magnetischen Schlaf vor einem Feind, der sie trennen wolle, gewarnt hat, so ersticht er die beiden Boten in halbem Wahnsinn. Dafür wird er sammt seiner Baut und Hochzeitsgesellschaft von den fanatisirten Templern durch 400 Centner Pulver in die Luft gesprengt. Wenn das kein Knalleffect ist!

Blieben in „Die neuen Templer“ die Gestalten allzu unbestimmt, das Geschehende zu schattenhaft, so herrscht in „Madame Pauli“ Klarheit bis zur Trivialität. Ein Handlungscommis in dem Geschäft der Madame Pauli, der arme Jac, liebt seine Principalin und schreibt ihr eine poetische Epistel. Sie aber liebt den Hauptmann Paul, und ihr Oheim endlich, welcher einen Pietisten vorstellen soll (wie zeitgemäß!), möchte sie an den „Agronomen“ Muff verschachern. Nun geschieht im Grunde nichts weiter; nur die Liebesepistel Jac's wird falsch bestellt und setzt die Gouvernante eines Herrn Ehrmann, die zufällig auch Madame Pauli heißt, in vergebliche Flammen. Das Ende vom Liede ist, daß Paul und Madame Pauli sich kriegen, der Oheim sich ärgert, die zweite Madame Pauli mit Herrn Ehrmann wieder freundlich zu sein beschließt und der arme Jac sich resignirt, Madame Pauli nicht zu hassen,

Zumal sie mir soviel des Wohles thut.

Und für diese Nichtigkeiten ein episches Gedicht in sechs Gesängen! Die Verse sind in beiden Gedichten ziemlich fließend, freilich oft dadurch, daß der Reim den Gedanken beherrscht. Oder würde wirklich Knorrn demüthig dastehende Diener mit einem Constabler verglichen haben:

Noch stummer als ein lauernder Constabel,
Auf Ruhestörer immer fangbereit —

wenn er nicht einen Reim auf Fabel gebraucht hätte? Wenn hier der Dichter vielleicht noch einwenden könnte, daß die Diener, die sich vorher gestritten hatten, nun aufeinander aufpassen wie Constabel, so dürfte ähnliche Einrede bei weitem nicht überall statthaben, wo auffallende Bilder, Ausdrücke oder sogar grammatische Seltsamkeiten uns entgegentreten.

3. Eulenspiegel's Tagebuch. Von R. Hirsch. Pesth, Heckenast. 1856. 16. 15 Ngr.

In diesen Liedern, welche nach der Heine'schen Schablone zugeschnitten sind, fehlt es weder an barocken Pointen noch an Gröblichkeiten und Cynismen à la Henri — nur das Eine fehlt, was diesen Nachtretern des ungezogenen Lieblings der Grazien abzugehen pflegt: der Geist und das immer wieder hervorbrechende poetische Genie.

Ich schwimme bald in — Entzücken
Und bade mich bald in — Thränen,
Beliebt es dir freundlich zu blicken,
Beliebt's dir mich anzugähnen.

Ich bin von dir gehudelt,
Genarrt und persiflirет,
Was man so sagt, gepudelt
Und gründlich malträtiret.

Wär' nur vorbei mein Leben
Und ich in ew'ger Ruh' —:
Ich würd' als Gespenst dich umschweben —
Hu hu! Du du! Du du! Hu hu!

Was den Bau dieser Verse betrifft, so ist er nachlässig genug, um an Heine zu erinnern; der Inhalt aber ist einfach abgeschmackt. Vielleicht trägt die komische Wirkung, die die Apotheose Heine's durch Alfred Meißner bei Allen hervorbringen muß, die sich noch ein gesundes Urtheil bewahrt haben, dazu bei, unsere jüngern Poeten von diesen so erfolglosen Versuchen abzuschrecken. Heine war, in seinem Genre, ein großer Dichter, schon deshalb ist er schwer nachzuahmen, und dies scheint mir noch dazu sehr erfreulich, wenn in der deutschen Poesie nicht Frivolität und Gesinnungslosigkeit herrschend werden sollen.

4. Zwei Frauenbilder. Dichtungen von Adolf Stern. Leipzig, Matthes. 1856. 16. 12 Ngr.

Die beiden erzählenden Gedichte, welche dieses Büchlein enthält, sind gut versificirt und verständig dargestellt.

„Laura Portland" behandelt eine Episode aus den Zeiten der Königin Elisabeth. Die Geschichte ist spannend genug erzählt und erfreut den Leser durch einen heitern Ausgang, welcher freilich auf ziemlich verbrauchte und zugleich unwahrscheinliche Weise herbeigeführt wird. Verbraucht ist es, wenn Richard seinen Vater, von dem man übrigens nicht einmal genau erfährt, warum er seine Frau einst verlassen hat, an einem Ring erkennen soll; ganz unwahrscheinlich aber, daß Richard diesen Ring in dem Augenblick erkennt, wo des Vaters Hand im wilden Getümmel gehoben ist, um ihn niederzuschlagen. Die zweite Erzählung spielt zu den Zeiten der Bilderstürme in Byzanz; so einfach die Geschichte ist, oder vielleicht gerade deshalb hat sie recht ansprechende Partien, woneben freilich auch einzelnes recht Prosaisches stehengeblieben ist, wie in den Worten des bedrohten Bildhauers:

Es müssen and're Tage werden,
In denen alles Schöne liegt,
Trotz diesem fiebrischen Geberden,
Das nicht in Christi Lehre liegt!

Indessen ist dergleichen wie gesagt doch nur vereinzelt und kann dem allgemeinen Eindruck nicht schaden. Vor falschen Bildern aber, wie

Ein faltig weiß Gewand umfloß
Die Glieder, weich und hold wie Töne.

muß umsomehr gewarnt werden, je geneigter unsere modernen Poeten sind, dergleichen Ungehörigkeiten für etwas Absonderliches zu halten.

5. Lieder aus Toscana. Herausgegeben von Ida von Düringsfeld. Dresden, Schäfer. 1855. 32. 15 Ngr.

Es sind Uebertragungen toscanischer Volkslieder, welche die Verfasserin uns bietet. Wie treu die Uebersetzung sein mag, weiß ich nicht zu sagen: wohlklingend, zart, melodisch sind die Lieder alle. Aber der Inhalt ist ein sehr einförmiger. 132 Nummern bringen nichts als Liebeslieder: Lobpreisung der Schönheit des Geliebten, Liebessehnsucht, Liebesklagen. Und wieder in diesem sehr engen Raum herrscht noch dazu eine große Einförmigkeit und theilweise Inhaltslosigkeit, gegen welche unser mittelalterliches Minnelied, dessen Stofflosigkeit doch gewiß im Allgemeinen groß genug, außerordentlich reich und voller Fleisch und Blut erscheint.

Mit deinem schönen Thun und schönen Reden
Machst du mich auferstehen und dann sterben;
Mit deinem schönen Wort und schönem Wesen
Machst du mich sterben und dann auferstehen.

Mein Liebster nennt sich — ja, mein Liebster nennt sich —
Ich kann mich auf den Namen nicht besinnen —
Er nennt sich Joseph, seine Liebste bin ich.

Es sind drei Veilchen mir verehret worden —
Ich habe sie gelegt mir unter's Kissen,
Die ganze Nacht hab' ich den Duft gerochen.

Auf die Gefahr hin, mit dem seligen Nicolai in eine Verdammniß geworfen zu werden, erlaube ich mir dergleichen Liederchen, zur Charakteristik des betreffenden Volksstamms vielleicht nicht ohne Bedeutung, ästhetisch ziemlich werthlos zu finden. Ueberhaupt ist es wol an der Zeit, die eifrigen Sammler von Volksliedern u. dgl. immer wieder zu erinnern, daß etwas historisch bedeutsam und doch ästhetisch ohne allen Werth sein könne. Andere der vorliegenden Lieder haben allerdings etwas mehr Inhalt: allzu schwer trägt keins daran. Als Probe aber italischer Sinnesart ist die Sammlung wol willkommenzuheißen.

6. Des Großen Kurfürsten Schlittenfahrt. Ein Gedicht von A. Jordan. Berlin, Schneider und Comp. 1856. 8. 10 Ngr.

Der Dichter behandelt die bekannte Geschichte, wie der Große Kurfürst von Brandenburg um die Weihnachtszeit 1678 sein Heer auf Schlitten setzte und die in Preußen sengenden und brennenden Schweden nach Kurland verjagte. Es ist immer ein wohlthätiges Gefühl in unserer schlaffen Zeit, auf die ruhmvollen Tage der Vergangenheit zurückzublicken, und wenn es wahr ist, daß Deutschland das Heil nur von einem starken und thatkräftigen Preußen kommen kann, so muß für jeden Deutschen jene Zeit des Großen Kurfürsten, in welcher die Grundlage des Staats gelegt wurde, auf dem einzig unsere Hoffnungen beruhen, eine erhebende, die höchste Theilnahme weckende sein. Vielleicht erweckt die glorreiche Vorzeit Hoffnungen wieder, welche die gegenwärtige Lage Preußens darniedergedrückt hat; des Großen Kurfürsten Schlittenfahrt 1678 und der schleswig-holsteinische Feldzug in unserer Zeit — so demüthigend die Parallele ist, hoffen wir, daß ein Staat, der so glorreich begonnen, nicht für immer in zweiter Reihe stehen werde! Das Gedicht ist würdig gehalten und mit einem warmen Herzen geschrieben. Vielleicht tritt die Person des Verfassers für ein episches Gedicht etwas zu oft zwischen die Erzählung, im Allgemeinen aber ist der Ton des historischen Liedes getroffen und zeugt von einem richtigen Verständniß der Anfoderungen, welche man an ein episches Gedicht, das einen neuern Stoff behandelt, zu stellen hat. Lobend verdient noch die Sorgsamkeit hervorgehoben zu werden, mit welcher die (modernisirte) Nibelungenstrophe gehandhabt ist, eine Sorgsamkeit, die in unserer neuern Poesie als pedantisch nach und nach ganz in Abgang zu kommen scheint.

7. Wrangel. Gedicht von Fedor von Köppen. Berlin, Herbig. 1855. 8. 1 Thlr.

8. Groß-Görschen. Ein vaterländisches Gedicht von Fedor von Köppen. Berlin, Bath. 1856. 8. 20 Ngr.

Ich habe eben ausgesprochen, wie nothwendig mir für unsere Zeit auch die poetische Kräftigung des vaterländischen Sinns erscheint. Kann dieses durch Gestalten aus der Gegenwart geschehen, um so besser; denn das Miterlebte, Bekannte wird in dem dichterischen Gewande um so gewaltiger packen. Und Vater Wrangel ist in der That eine Gestalt, die manche Anlage zur Popularität hat. So begleiten wir ihn mit Vergnügen in dem Gedicht durch seine Sodatenlaufbahn, durch die Zeit der Erniedrigung von 1807, durch Groß-Görschen,

Liebertwolkwitz, Wachau, Champeaubert zum endlichen Frieden. Auch die bekannte Anekdote, daß Wrangel die Wahl zwischen dem Majorsrang und dem Eisernen Kreuz gelassen worden, er aber den erstern gewählt habe, um sich das andere später zu verdienen, ist eingeschaltet. Einigermaßen abstechend gegen diese kriegerischen Thaten ist der folgende Abschnitt, der mit derselben Emphase ein Friedensmanoeuvre bei Tempelhof schildert und die Orden aufzählt, die Wrangel für dasselbe erhalten. Dagegen sind die Abschnitte „Schleswig" und „Fridericia" wieder von der Art, daß sie auch Herzen erwärmen können, welche die prächtigste Parade kaltläßt. Der Schluß, die Pacificirung Berlins, hätte so nicht geschrieben werden sollen; daß z. B. die Soldaten im Rausche des Siegs in den eben von der gesprengten Nationalversammlung verlassenen Räumen diese parodirt haben, erscheint uns durchaus verzeihlich; daß aber dieser Uebermuth dem waffenlosen Besiegten gegenüber noch nach Jahren vom Dichter gefeiert zu werden verdiene, kann ich nicht finden. Im Allgemeinen aber ist nicht nur die vaterländische Gesinnung des Dichters anzuerkennen, sondern auch sein Geschick in der Auswahl. Im Einzelnen gelingen ihm insbesondere Schilderungen vortrefflich und nur dann und wann fühlt man sich von einem prosaischen Einschiebsel, wie Scherenberg sie in Mode gebracht hat, beleidigt:

Im Mittelpunkt des fränkischen Treffens stand
Marmont's, des Herzogs von Ragusa, Heertheil,
Dahinter Ney's, des Fürsten von der Moskwa,
Genüber den bewährten Scharen Kleist's,
Den die Geschichte nennt „von Nollendorf",
Und Rußlands Tapfern, die Eugzewitsch führte;
In seiner Rechten standen die Geschwader
Lefebvre-Desnouettes und Laferière-
l'Evêque, erprobt auf Spaniens Feldern.

Noch mehr als in „Wrangel" treten dergleichen Aufführungen, die mehr in ein Bulletin oder in einen Rapport gehören als in ein episches Gedicht, bei „Groß-Görschen" hervor. Ueberhaupt leidet dieses Gedicht an manchen Uebelständen, von denen das erste frei war. Während in „Wrangel" der Dichter einen Helden durch ein ganzes thatenreiches Leben begleitet und so zur größten Mannichfaltigkeit des anzuschlagenden Tons und der aufzutragenden Farben reichliche, von ihm wohlbenutzte Gelegenheit hatte, muß er in „Groß-Görschen", wo es sich um die Darstellung eines vereinzelten Factums handelt, in die Minutissima, in militärische Détails sich einlassen, um dem Ganzen Leben einzuhauchen. Aber das Interesse, zu lange bei einem Gegenstand festgehalten und zugleich durch die Masse des Détails, welches sich theilweise poetisch nicht einmal ganz klar darlegen läßt, zerstreut und verwirrt, vermindert sich. Dazu kommt, daß der Schluß ein für die Helden, für die unsere Herzen schlagen, niederbeugender ist. Und wenn auch der Dichter mit Recht sagt:

Ob nun auch rückwärts wehten die Fahnen bei Morgengrauen,
Sie blickten dennoch vorwärts mit festem Selbstvertrauen,
Sie wußten, daß ihr Trachten nicht hing an einem Tag
Und daß das Loos der Schlachten in Gottes Händen lag —

so steht solche Gesinnung den Helden der Freiheitskriege wohl an, der Poet aber hätte sich vielleicht einen günstigern Stoff wählen können, in der die vaterländische Sache nicht nur in Hoffnung, sondern in der Wirklichkeit Sieger gewesen wäre. Indessen da das Gedicht als einzelner Gesang eines größern Werks „Die Freiheitskriege" bezeichnet wird, so verschwindet dieses letzte Bedenken wenigstens zum Theil wieder.

9. Gedichte von Balthasar Hunold. Innsbruck, Wagner. 1856. 16. 8 Ngr.

Ein anspruchsloses Büchlein! Nichts von Weltschmerz, nichts Titanenhaftes, Himmelstürmendes. Der Dichter gehört mehr der ältern Schule unserer Dichtung an, obgleich er selbst wol noch jung ist; es genügt ihm, einfachen und natürlichen Gefühlen einen schlichten poetischen Ausdruck zu geben. Und das ist ihm denn im Allgemeinen wohl gelungen. Es findet sich unter diesen Gedichten manch tiefempfundenes Lied, und die Darstellung ist, von einigen Austriacismen (wie z. B. „An einem Frühling") abgesehen, correct und dem Inhalt entsprechend. Große Gedanken wird hier Niemand suchen, es sind eben die alten Themata der Dichtkunst, die hier behandelt werden, Liebe, Freundschaft, Frühling. Aber das Alte ist manchmal in neuer Weise gefaßt, ohne daß der Dichter in jene Seltsamkeiten verfiele, durch welche die moderne Lyrik pikant zu werden glaubt. Zur Probe ein Sonett aus der Abtheilung „Lieder der Liebe".

An Agnes.

Wo ist ein Herz, das solch ein Lied verachtet,
Das zu der Schönheit ew'gem Preis erklungen,
Wenn es erkennt aus all den Huldigungen,
Wie nur nach dir des Dichters Seele trachtet!

Nur du hast meine Liebe nie beachtet,
Wie sehr sie auch nach deinem Licht gerungen,
Der Blume gleich, die in den Dämmerungen
Des Waldes träumt, von Föhren übernachtet.

Nie wird, wenn nicht bestrahlt von deiner Güte,
Ihr zartgeschloss'ner Kelch sich froh erweiten;
Wer könnt' ihr duftiges Geheimniß fassen?

Doch wer wie du in höchster Schönheit Blüte
Den ganzen Frühling kann um sich verbreiten,
Der darf auch eine Blume sterben lassen.

10. Frühlingsgedanken eines münchner Kindes. München, Palm. 1856. 16. 12 Ngr.

Mancher hübsche verständige Gedanke findet sich in diesen Liedern. Da aber das eigentlich poetische Element nicht eben sehr stark ist, so würde der Eindruck immer ein unbefriedigender sein, wenn nicht die Wärme, mit der der Dichter seine Vaterstadt zu verherrlichen bemüht ist, einen durchaus wohlthuenden Eindruck machte. Eine formelle Bemerkung mag ich hier nicht zurückhalten, da Das, worauf sie sich bezieht, während der ganzen Lectüre mich gestört hat. Der Verfasser schreibt in jambischen Tetrametern:

Die ihr mein München so verschreit, | als läg's auf einer dürren Haid',
Kommt an die Isar mit heraus | zur Frühlingszeit, zur Frühlingszeit!

Der jambische Tetrameter muß, wie dies bei den angeführten Versen wirklich der Fall ist, in der Mitte eine Cäsur haben. Dies beobachtet unser Dichter fast gar nicht. Verse, wie:

Am Steuerruder steht das Mä | del mit dem spitz'gen grünen Hut,

in welchen der Einschnitt mitten in ein Wort fällt, erscheinen fehlerhaft, da man in denselben vielmehr ein Zusammenschieben einer jambischen mit einer trochäischen Reihe erkennen würde:

Ăm Stĕuĕrrŭdĕr stĕht dăs Mädĕl | mĭt dĕm spĭtz'gĕn grünĕn Hŭt.

Jedes natürliche Lesen wird hier zuerst 4½ Jamben und dann eine katalektische trochäische Dipodie hören lassen. Und solcher Verse finden sich in diesen Gedichten in Unzahl! Was den Inhalt betrifft, so schildert der Dichter hervorragende Oertlichkeiten Münchens und der Umgebung und zeigt durchweg ein für den Ruhm und das Wohl seiner Heimat schlagendes Herz, ohne freilich wie gesagt diesen Gefühlen rechten poetischen Schwung geben zu können. Stellen, wie:

Wer weiß nicht, daß es Stunden gibt, in denen sich das Menschenherz
Nach Einsamkeit und Stille sehnt, in denen dann der Seele Schmerz,
Und daran ist für Den, der fühlt, im Leben wahrlich keine Noth!
Sich von der Brust löst sanft und lind, als ob es ihm ein Gott gebot —

würden, wenn man das Versmaß wegnähme, von einer recht verständigen Prosa, aber immer doch von Prosa schwerlich durch irgend etwas sich unterscheiden.

11. Pfefferkörner. Laune und Satire in Originalliedern von Bruno. Hamburg, Schuberth. 1856. 16. 22½ Ngr.

Die Lieder sind einer hamburger Gesellschaft Amicitia et Fidelitas gewidmet und mögen in dieser declamando mit Beifall vorgetragen sein. Es sind eine Art Couplets, wie sie in den berliner und wiener Possen herkömmlich. Die Satire richtet sich gegen die herkömmlichen Gegenstände: Stutzer, Mädchen, alte Junggesellen, manchmal sogar gegen Untugenden des deutschen Volks und ist in herkömmlicher Weise unwitzig; die Verse sind so halsbrechend, wie es Brauch ist. Die literarische Kritik hat über dergleichen Producte kein Urtheil.

12. Gedichte von Victor Maria von Mitborn. Prag, Calve. 1856. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser, wie es scheint, Siebenbürge von Geburt, zeigt nicht nur gebildeten Sinn, sondern oft wahrhaft poetische Empfindung. Zwar herrscht in den Liebesliedern, die einen großen Theil der Sammlung ausmachen, meistens noch jener Weltschmerz, der einzig von zerrissenen Herzen seine Nahrung zieht: eine Form und Gattung der Poesie, die nachgerade Gott sei Dank etwas aus der Mode gekommen ist. Allein auch diese Gedichte sind, von diesem etwas rococoartigen Inhalt abgesehen, theilweise vortrefflich; es sind wirkliche Lieder, die wie von selbst zum Singen einladen und die wir daher Componisten bestens empfehlen wollen. In den Gedichten „Aus der Zeit" zeigt sich der Verfasser als loyalen Oestreicher, aber nicht in jener unangenehm renommirenden Weise, die heutzutage in jenem Kaiserstaat guter Ton zu sein scheint; vielmehr macht die Entschiedenheit, mit welcher er zugleich seine deutsche Gesinnung ausspricht, einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Von der Leichtigkeit, mit welcher sich dem Verfasser die Gedanken zum Liede fügen, mögen die drei ersten Strophen eines „Mein todter Kamerad" überschriebenen Liedes zeugen. Solche Verse macht man nur, wenn man nicht ins Blaue phantasirt, sondern die Seele wirklich von Dem erregt ist, was der Mund singt: wie denn diese Strophen einem namhaft gemachten Freunde des Dichters nachgesungen wurden.

1.

Mein Kamerad, so treu und bieder,
Ein deutsches Blut so rein und echt;
Er sprach und sang uns manche Lieder,
Hieb wacker drein stets im Gefecht.
Hat mit den Bravsten nur gerungen,
Wenn's in den Feind wie Wetter drang;
Als heit'rer Gast mit uns gesungen
Bei Würfelspiel und Becherklang.

2.

Du hörtest manche Kugel streichen,
Gar mancher Hieb war dir bestimmt,
Du wardst verschont! Bei tausend Leichen
Standst du allein, kein Haar gekrümmt,
Konntst nicht der Ehre Tod erwerben,
Dein harrt' ein strengeres Gebot;
Du mußtest still und wehrlos sterben
Des Siechen ungekrönten Tod.

3.

Nun leitet dich mit Trauermiene
Dein Kamerad zur stillen Ruh',
Des Hornes heisere Sordine
Dröhnt dumpf ihr Todtenlied dazu.
Wir präsentiren die Gewehre
Und senden dir mit lautem Krach
Als letzten Gruß — den Gruß der Ehre,
Ein dreifach mächtig Salve nach!

13. Triclinium. In drei Gesängen von Lola Milford. Weimar, Kühn. 1856. 16. 12½ Ngr.

Es ist mir lange kein seltsameres Buch in die Hand gekommen. Wenn der Ungebildete zu Worte kommt, so ist es natürlich, daß seine Rede, wenn er auch wirklich etwas zu sagen hat, unklar und verwirrt klingt. Aber hier haben wir es offenbar mit einer Dichterin aus den gebildeten Kreisen der Gesellschaft zu thun: das beweist die gewählte, theilweise schöne Sprache, das beweisen einzelne Gedankenblitze, die aus dem Chaos heraufleuchten. Das ganze Gedicht aber ist so vollständig unklar, so verwirrt und verwirrend, daß ich nach Durchlesung der 300 Stanzen, aus welchen dasselbe besteht, nicht zu sagen wüßte, was denn nun eigentlich der Inhalt. Daß es sich um den Gegensatz der freien Liebe und der Ehe handelt, soviel begreife ich. Aber den Gang des Gedichts zu enträthseln geht über mein Vermögen. Möglich, daß nur ich unvermögend bin, diesen Tiefsinn zu fassen, aber ein klein wenig Logik und Ord-

nung kann, meine ich, auch dem Tiefsinn nicht schaden. Unsere modernen Poeten glauben überdies, weil das Tiefsinnige manchmal schwerverständlich, mit einer conversio simplex, bei welcher die formelle Logik weinend ihr Haupt verhüllt, annehmen zu dürfen, daß alles Unverständliche tiefsinnig. Das Einzige, was sie damit erreichen, ist, daß sie einige unschuldige Jünglinge und ästhetische Damen verblüffen und — sonst ungelesen bleiben. Daß das Schöne einfach sei, wollen sie nicht begreifen; mögen sie denn für ihre unklaren und verwirrten Producte mit dem Beifall confuser Köpfe sich begnügen, welche das consequente Denken hassen, weil es Anstrengung kostet.

14. Sonette von Heinrich Bone. Köln, DuMont-Schauberg. 1856. 16. 24 Ngr.

Ein ganzer ziemlich ansehnlicher Band voller Sonette ist für den Kritiker immer ein kleiner Schrecken. Um so angenehmer fühlte ich hier mich enttäuscht. Heinrich Bone ist eine bedeutende dichterische Kraft, die auch den Widerstrebenden immer von neuem anzieht; denn sein Standpunkt ist freilich nicht der meine: er ist strenger Katholik und ein eifriger Vorkämpfer der katholischen Kirche. Er besingt das Dogma der unbefleckten Empfängniß, bekämpft und schilt die Philosophen, vertheidigt den Gebrauch der lateinischen Kirchensprache und wünscht die Rückkehr der „irren Brüder" zur Mutterkirche. Aber die katholische Kirche mag sich zu diesem Kämpfer Glück wünschen, und auch wir Andern, die wir seine Gesinnung nicht theilen, werden seine Vorzüge deshalb nicht verkennen dürfen. Denn obgleich strengster Katholik, ist er doch ebenso sehr oder noch mehr Dichter. Reichthum der Gedanken, Feuer der Phantasie und eine einschmeichelnde Form lassen uns sogar die Gedichte mit Antheil genießen, deren Inhalt wir nicht beizutreten vermögen. Aber wie viele sind doch in dem Bande enthalten, wo auch der Inhalt zu unserm Herzen und Kopfe spricht. Sinnige Naturbetrachtung mit geistvollen Bezügen auf das menschliche Treiben, ein fester Blick in das Leben und seine Erfahrungen, eine innige religiöse Weltanschauung finden wir in vortrefflichen Versen ausgeprägt. Unter diesen kleinen Cabinetsstücken fällt es mir schwer, eins zur Probe auszuwählen; ich greife das nächste beste heraus:

Der Dom zu Köln.

Mit einem König wollt' ich dich vergleichen,
Erhab'ner Dom! Sah dich mit Speer und Schilde,
Mit Kron' und Scepter, sah die Erdgefilde
Vor deinem Herrscherblick in Ehrfurcht weichen.

Doch wie ich schaute, fühlt' ich solche Milde,
So stille Hoheit, Anmuth in dem reichen
Endlosen Schmuck, Liebreiz in allen Zeichen,
Als je sich einet weiblichem Gebilde.

Und Königin standst du vor meinen Blicken,
Das Haupt in Sternen, mütterlich dich neigend
Und jungfräulich in hehrer Schönheit schweigend.

Und mich empfing ein himmlisches Entzücken:
Die Himmelsfürstin schwebte mir entgegen,
In deren Schoos das Heil der Welt gelegen.

Hoffen wir, daß sich das Talent des Sonettendichters auch größern Vorwürfen gewachsen erweise!

15. Sphinx. Räthselgedichte von Eduard Prosch. Berlin, A. Duncker. 1856. 16. 15 Ngr.

Die vorliegenden Räthsel sind wirklich, soweit ich sie geprüft, poetischer gehalten, als dies gewöhnlich der Fall ist; einzelne geben ein recht hübsches kleines Bildchen für sich. Nur fürchte ich, daß ihre Errathbarkeit gerade unter der poetischen Ausschmückung leidet, welche natürlich die Sache weniger verstandesmäßig exact faßt. Doch ist auch dies vielleicht Freunden des Räthsellösens erwünscht.

16. Lieder ohne Weisen von Wilhelm Dunker. Stettin, Nagel. 1856. 32. 20 Ngr.

Wenn die vorliegenden Lieder sich so ziemlich in den gewohnten Geleisen bewegen und die bekannten Tonarten anschlagen, so fehlt ihnen dafür auch der Anstrich von Prätension und übertriebenem Selbstbewußtsein, der einen großen Theil unserer heutigen Poeten und Poesien so unausstehlich macht. Der Dichter singt weder von seinem gebrochenen Herzen noch von dem Riß, der durch die Welt geht: Wein, Liebe, Wanderlust sind seine Themata, die er in der Weise des Volksliedes behandelt. Bei diesen Nachahmungen des Volksliedes liegt immer die Gefahr nahe, ins Gemachte zu verfallen und durch Onomatopoietika, Refrains u. dgl. den volksmäßigen Ton ersetzen zu wollen. Einige male ist dies auch bei Dunker der Fall; andere Lieder dagegen haben wirklich einen echt volksthümlichen Charakter erhalten. Recht neckisch ist folgendes Liedchen, von dem ich nur wünschen will, daß die deutschen Mittelstaaten dem Verfasser nicht übel deuten mögen, was er möglicherweise ganz arglos hingesungen:

Zaunkönig lied.

Zaunkönig auf dem Zweige saß
Mit Scepter und mit Kron',
Ein herrlich rothes Kirschlein aß
Und sang in hohem Ton:

Und ist mein Reich auch noch so klein,
Ist es auch nur ein Zaun,
So bin ich doch ein Königlein
Mit Schnabel und mit Klau'n.

Die grüne Heck' ist mein Revier,
Das Laub mir unterthan,
Die Schnecken sind die Staatscurier',
Der Wurm ist Castellan.

Die Raupen sind das Scriblerheer,
Hofmann ist Schmetterling,
Die Wespen sind das Militär
Mit Lanz' und Schwertern flink.

Und ist mein Reich auch noch so klein,
Ist es auch nur ein Zaun,
So bin ich doch ein Königlein
Mit Schnabel und mit Klau'n.

17. Jesus von Nazareth. Ein Gedicht von Karl Siebel. Leipzig, O. Wigand. 1856. 16. 15 Ngr.

18. Gedichte von Karl Siebel. Leipzig, O. Wigand. 1856. 8. 24 Ngr.

Es ist theoretisch sehr einfach zu begründen und a posteriori durch die Erfahrung vielfach bestätigt, daß

biblische Stoffe episch behandelt nicht befriedigen. Denn entweder behält der Dichter die einfache Erzählung der Heiligen Schrift bei: dann wird uns immer die schmucklos ansprechende Erzählung der Evangelien und des Alten Testaments anheimelnder sein als die versificirte des modernen Dichters. Oder dieser versucht durch Aenderungen und hinzugefügte Ausschmückungen den Stoff zu illustriren: wer möchte an den alten, von Jugend auf liebgewordenen Geschichten auch dem großen Dichter sich zu vergreifen gestatten? Siebel hat im Ganzen die Erzählung der Evangelien beibehalten und nicht ungeschickt in eine Art kurze Reimpaare umgegossen; mir für meine Person erscheint die prosaische Erzählung der Evangelisten in ihrer naiven Unmittelbarkeit poetischer als diese Umarbeitung. Die Zuthaten des Verfassers sind rationalistischer Natur. So beklagt Jesus den stumpfen unaufgeklärten Sinn des Volkes:

Zu Wundern schmückt es aus, was nur
Erzeugt durch Kräfte der Natur.

Daß Jesus sich Gottes Sohn nennt, erklärt der Verfasser für gerechtfertigt; denn

Wer alle Menschen Brüder nennt,
Der darf ein (en) Gottessohn sich nennen,
Der wird den einen Vater kennen,
Der alle seine Kinder kennt!

Die Auferstehungsgeschichte ist gleich ganz weggelassen. Dergleichen mag sehr aufgeklärt und verständig sein, daß aber das Gedicht dadurch an Poesie gewonnen habe, wird schwerlich auch der Aufgeklärteste finden.

Viel günstiger ist über die „Gedichte" desselben Verfassers zu urtheilen. Hier finden sich gesunde und wahre Gefühle und Empfindungen in einer oft recht ansprechenden Form ausgesprochen. Wen sollte nicht gleich das erste Bildchen wohlthuend berühren:

Holzhacker.

Er hackt sein Holz Jahr ein, Jahr aus,
Müht sich vom frühsten Morgen,
Und sie besiegt im kleinen Haus
Die tausend großen Sorgen.

Tropft Abends ihm der heiße Schweiß
Von seiner Stirne nieder,
Sie trocknet sanft, sie trocknet leis
Die Furchenreihe wieder.

So haben sorgen sie gemußt
Seit langen harten Jahren,
Und Keiner hat es wol gewußt,
Wie glücklich Beide waren.

Dagegen möchten wir in Beziehung auf gedankliche, philosophische Gedichte dem Verfasser einige Zurückhaltung empfehlen. Der Pantheismus des „Glaubensbekenntniß" ist doch gar zu naiv und die neue Definition der „Dreieinigkeit" berechtigt uns, dem ernststrebenden Verfasser recht gründliche philosophische Studien freundlichst anzurathen. Auch Verse wie:

O so verkenn' die Gottheit nicht —
So freue dich in ihrer Wonne!
Das Blut des Weltalls ist das Licht,
Das Herz des Weltalls ist die Sonne!

klingen zwar recht pomphaft, lösen sich aber vor einem klaren Denken in nichts auf.

19. Im Frühling. Gedichte von Friedrich Willbald Wulff. Altona, Verlagsbureau. 1856. 16. 24 Ngr.

Ich schließe hieran einen Dichter, der sich mehr an die ältere Schule unserer Poesie anlehnt. Wenigstens sind die von ihm behandelten Stoffe einfach und mannichfache Anklänge erinnern uns bald an Hölty, bald an Schiller, bald an Uhland. Einzelne Lieder, besonders von den kleinern, bieten hübsche Gedanke über die alten Gegenstände der Poesie, Liebe, Frühling, Wein, die niemals ausgesungen werden.

20. Lerchengrüße zum 23. April. Von Dionys Grün. Wien, Hölzl. 1855. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der 23. April ist der Tag, an welchem die junge Kaiserin in Wien einzog. Die Gedichte sind von verschiedenem Werth; in einigen ist das Liedartige getroffen, andere stehen zurück. Im Allgemeinen sind Stoffe und Behandlung einfach und ebenfalls mehr in der ältern Manier unserer Poesie.

21. Lyrisches und Episches. Von Betty Paoli. Pesth, Heckenast. 1855. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ich muß gestehen, von diesem Büchlein angenehm enttäuscht worden zu sein. Ich erwartete schmelzende Süßigkeit oder emancipationswüthige Mannweiblichkeit; keins von beiden. Die Gedichte sind ernst, kräftig, entschieden, ohne je die Frau, den weiblichen Sinn zu verleugnen. Die Verfasserin erzählt gut, besser aber noch gelingt ihr das Lyrische. Und so möge dieser Artikel mit einem Gedichte aus der vorliegenden Sammlung schließen, welches mir ebenso tief empfunden als formell abgerundet erscheint.

Einem jungen Mädchen.

Ich liebe dich, wie man ein Bildniß liebt,
Das von der Kunst geheimnißvollem Wesen
Verschönert uns're Züge wiedergibt,
Nicht wie wir sind, nein! wie wir einst gewesen.

Du bist mir werth, wie die Erinnerung
Dem Geiste theuer bleibt an jene Zeiten,
Wo unser junges Herz voll Kraft und Schwung
Der Güter höchste dachte zu erstreiten.

O wenn mein Auge sinnend auf dir ruht,
Du von der Hoffnung Morgenschein Umhauchte!
Ist mir's, als ob aus dunkler Meeresflut
Noch ein mal meine eig'ne Jugend tauchte! —

Und denk' ich dann, von welcher Nattern Stich
Dein Herz die blut'ge Spur dereinst wird tragen,
Bis du, der ich in meiner Blüte glich,
Mir gleichen wirst in meinen jetz'gen Tagen:

Da senkt umflort zu Boden sich mein Blick
Und Ahnung will mich wehmuthsvoll durchschauern,
Ich sei bestimmt, entschwund'ner Jugend Glück
In dir ein zweites mal noch zu betrauern.

August Henneberger.

Karl Friedrich Gauß.

Der weltberühmte deutsche Astronomenbund unsers Jahrhundeets, in dem Olbers, Gauß und Bessel die innig befreundeten, Alles beseelenden Haupthebel bildeten, hat auch den letzten seiner ersten Begründer verloren. Auch Gauß ist jetzt abgerufen! Die großen genialen Meister ruhen nun sämmtlich aus von ihrem erhabenen irdischen Himmelswerke. Sie leben nicht mehr, doch ihr Name mit dem Ruhme ihrer Thaten gekrönt wird ewig unvergeßlich bleiben. Sie waren von dem Lenker der Weltgeschichte auserkoren, die Erben der hinterlassenen Geistesschätze eines Kopernicus, Kepler, Galilei, Newton zu sein; sie fühlten und begriffen genau das Große dieser Erbschaft und hatten Muth und Lust und Kraft dazu, sich ihrer würdig zu beweisen; daher legten sie mit einer ewig denkwürdigen Bundestreue, mit einer Freudigkeit, Ausdauer und Hingebung, wie sie die Welt noch nicht erlebt hatte, Hand ans Werk und förderten dasselbe zu einer Höhe, zu einer Vollendung, welche alle kommenden Jahrhunderte in Staunen setzen wird. Aber ist nun auch von diesem historisch gewordenen astronomischen Freundesbunde Keiner mehr am Leben, so fehlt es uns doch nicht an überlebenden Schülern und Fachgenossen, welche mit feuriger Begeisterung auf die Werke ihrer Meister blicken und ganz dazu berufen sind, den einmal erweckten höhern Geist ihrer Wissenschaft wachzuerhalten.

Und richten wir jetzt unsere Aufmerksamkeit besonders auf Gauß, so hat er auf den Gebieten der reinen Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaften Entdeckungen gemacht, sich Bahn gebrochen und Werke vollbracht, die ihn ewig preisen und den Scharfsinn seines Geistes unter den Männern von Fach lebendig erhalten werden. Er hat viele ausgezeichnete Schüler gebildet, ist in seinem genialen Streben von den gediegensten Fachgenossen auf das kräftigste unterstützt worden; aber wenn er auch nur einen Schüler wie Encke gebildet, wenn er auch nur einen Nachstrebenden wie Wilhelm Weber gehabt hätte, so wären dies schon fruchtbare Samenkörner zu einem nie erlöschenden ruhmvollen Gedächtniß. Des großen Mannes Gelehrtenheimat war fast über alle seine Zeitgenossen erhaben, er lebte in einer Sphäre, die selbst den begabtesten Fachmännern nur mit der größten Anstrengung zugänglich war. Daher kam es denn, daß seine Verdienste um die Wissenschaft nur mit seltener Ausnahme unmittelbar ins Leben traten, daß das gebildete große Publicum den Glanz dieses erhabenen Sterns immer erst durch den lauten Jubel der Sachverständigen begreifen und bewundern konnte. Er lebte in zurückgezogener Stille blos der Wissenschaft und suchte dieselbe überall nur um ihrer selbst willen auszubilden und praktisch zu machen; an sich selbst zu denken, oder überhaupt den gewöhnlichen Gang der Menschen zu gehen, vergaß er mehr, als daß er es verschmäht hätte. Dadurch erschien er gar oft in einem von der gewöhnlichen Welt verkehrt aufgefaßten Lichte, und es sind ihm sogar mancherlei Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, welche er aber immer als großer Geist zu beherrschen und zu tragen verstand.

Gauß' Größe als Gelehrter ist aber schon als eine allgemein anerkannte Thatsache bekannt; von dieser wollen wir hier nicht weiter reden. Dagegen dürfte es wol ein überall starkgefühltes Bedürfniß sein, mit dem Leben eines so eminenten Talents bekannt zu werden, weil darin erst der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung liegt, welcher Befriedigung geben kann. Und in dieser Beziehung knüpfen wir unsere fernere Besprechung an eine vor kurzem erschienene Biographie, welche ganz dazu geschaffen ist, viel mehr das Leben als die Gelehrsamkeit des großen Mannes in das öffentliche Licht zu stellen. Der Titel dieser Schrift ist:

Gauß zum Gedächtniß. Von W. Sartorius von Waltershausen. Leipzig, Hirzel. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser scheint dem großen Verstorbenen sehr nahe gestanden zu haben. Jedes seiner Worte athmet begeisterte Hochachtung und treue innige Liebe. Damit wird er sich einen großen Kreis von aufmerksamen Lesern gewinnen. Auch hat derselbe mit ehrenwerther Emsigkeit einen reichen Schatz von Thatsachen gesammelt, die zum Theil ganz neu, zum Theil aber als wesentliche Berichtigungen zu betrachten sind, sodaß sie mancherlei Misdeutungen ganz entschieden entgegenwirken können. Das wird Gauß' Freunden sehr willkommen sein und manche befangene Gegner für ihn gewinnen oder doch zum Schweigen bringen. Wenn wir ferner dem Verfasser auch darin Recht geben, daß eine Lebensbeschreibung des Dahingeschiedenen gerade von Göttingen aus, wo derselbe fast ein halbes Jahrhundert zu den berühmtesten Glanzpunkten der Universität gehört habe, mit großer Wahrscheinlichkeit erwartet sei, so konnten wir bei dem ersten zur Handnehmen des Buchs doch auch wieder ein gewisses Befremden darüber nicht gut unterdrücken, warum nicht ein in sachverständiger, collegialischer oder verwandtschaftlicher Beziehung dem großen Manne Näherstehender zuerst die Stimme erhoben hat. Indeß schwand dies Befremden immer mehr, je tiefer wir uns in die Schrift hineinlasen und zuletzt auch noch eine Gedächtnißrede von Ewald, dem Schwiegersohne von Gauß, als Beitrag darin vorfanden. Diese Lebensbeschreibung ist übrigens überall so gehalten, daß sie ohne Ausnahme alle Gebildeten mit großem Interesse lesen und begreifen können. Die wissenschaftlichen genialen Thaten sind in ein glänzendes Licht gestellt, aber auch frei gehalten von jeder eigentlichen und tiefeingehenden Gelehrsamkeit, sodaß sie überall verstanden und gehörig gewürdigt werden können.

Ueber Gauß' erste Lebensperiode erfahren wir, daß er am 30. April 1777 in einem kleinen ärmlichen Hause Nr. 1550 am Wendengraben zu Braunschweig von wenig bemittelten Aeltern geboren sei, daß er sich schon in seiner frühesten Jugend als ein wunderbar hervorragender Kopf ausgewiesen habe, daß aber besonders das Zahlentalent des Kindes staunenerregend gewesen sei; schon in

seinem zehnten Jahre habe er es mit den besten Rechnern von 14—15 Jahren aufnehmen können und sei überall ihr Meister gewesen. Durch die Vermittelung einflußreicher Gönner besuchte er von 1788 an das Gymnasium und wurde auch hier so rasch Herr der alten Sprachen, daß er nach etwa drei Jahren ein ausgezeichneter Primaner war. Da wurde auch der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand auf den genialen jungen Mann aufmerksam, er wollte diesen persönlich kennenlernen und ließ ihn 1791 bei Hofe sich vorstellen. Der edle Fürst überzeugte sich sogleich, daß er es hier mit einem ganz ungewöhnlich hochbegabten Kopfe zu thun habe, und war daher sehr gern bereit, die Mittel zur weitern Ausbildung desselben zu gewähren. Die nächste Folge dieser fürstlichen Gunst war die Aufnahme von Gauß in das Collegium Carolinum, wo er von 1792—95 mit Eifer die alten Sprachen betrieb, ganz vorzugsweise aber auch die Werke von Euler, Lagrange und Newton studirte. Dann bezog er die Universität Göttingen. Hier wurde er von den Vorträgen des großen Heyne so mächtig angezogen, daß er ganz nahe daran war, sein Leben der Philologie zu widmen. Kästner wußte ihn nicht zu fesseln. Der Verfasser sagt:

Dagegen war er um so eifriger mit seinen eigenen Untersuchungen beschäftigt und machte schon in den beiden folgenden Jahren mehre der wichtigsten Entdeckungen, welche ihm einen unvergänglichen Namen in der Geschichte der Wissenschaft gesichert haben. Schon 1795 entdeckte er hier die Methode der kleinsten Quadrate, und im folgenden Jahre 1796, 30. März (wie sich dies bestätigt findet in einer von ihm eigenhändig eingeschriebenen Note seines eigenen Exemplars der „Disquisitiones" an der betreffenden Stelle, S. 662), erfand er die Theorie der Kreistheilung, von welcher die Construction des Siebzehnecks als ein specieller Fall erscheint. Diese Entdeckung, welche er bis zum Ende seines Lebens sehr hoch schätzte, ist es vornehmlich gewesen, welche seinem Leben eine bestimmte Richtung gab, denn von jenem Tage an war er fest entschlossen, nur der Mathematik sein Leben zu widmen.

Im Jahre 1798 kehrte Gauß nach Braunschweig zurück und lebte unter der beständigen Gunst des Herzogs ganz seinen wissenschaftlichen tiefsinnigen Forschungen. Er legte hier zunächst Hand an die nochmalige Durcharbeitung und Weiterförderung seiner „Disquisitiones arithmeticae", wobei er die helmstedter Bibliothek fleißig benutzte und mit Pfaff sehr befreundet ward. Das Verhältniß zwischen beiden großen Mathematikern soll, wie der Verfasser ganz entschieden behauptet, nicht das zwischen Lehrer und Schüler gewesen sein. Das Jahr 1801 war epochemachend in Gauß' Leben. Die von Piazzi am 1. Januar 1801 entdeckte und bis zum 11. Februar beobachtete Ceres war den Astronomen verloren gegangen und sie kannten kein Mittel, dieselbe anders als durch unbestimmtes Umhersuchen am Himmel wieder aufzufinden. Da hörte Gauß von dieser Verlegenheit der Gelehrten und schaffte zum größten Staunen der Welt Rath. Er hatte mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit und genialer Neuheit die Bahn des verlorenen Planeten nach Piazzi's Daten berechnet und Zach fand danach am 7. December 1801 denselben wieder auf. Das war ein Jubel für alle Himmelskundigen. Zach schrieb in seiner „Monatlichen Correspondenz":

Die Ceres ist jetzt leicht aufzufinden und kann nun nimmer wieder verloren gehen, da die Ellipse des Dr. Gauß zur Bewunderung genau mit der Stellung des Planeten übereinkommt. Nur Diejenigen, welche aus der Theorie wissen, wie schwierig es ist, aus so dürftigen Datis, wie die Piazzi'schen vierzigtägigen Beobachtungen es waren, und aus einem so kleinen beobachteten Bogen von 9° auf eine ganze Bahn von 360° zu schließen, werden das Talent, die Geschicklichkeit und das scharfsinnige Combinationsvermögen des Dr. Gauß gehörig schätzen und bewundern.

Auch Olbers hatte einige Tage später die Ceres nach Gauß' Berechnung wieder aufgefunden und drückte seine Freude hierüber brieflich an Zach aus, wobei er mit hoher Bewunderung auf diese erste astronomische That von Gauß blickte.

Melden Sie dies doch dem würdigen Gelehrten unter Bezugnahme meiner ganz besondern Hochachtung. Ohne seine mühsamen Untersuchungen über die elliptischen Elemente dieses Planeten würden wir diesen vielleicht gar nicht wiedergefunden haben. Ich wenigstens hätte ihn nicht soweit ostwärts gesucht.

In ebenso begeisterter Freude sprach sich auch Piazzi aus. Und alle diese berühmten Männer suchten nun persönlich und brieflich mit dem genialen Gauß bekannt zu werden. Am innigsten knüpfte sich aber daraus das Freundschaftsband zwischen Olbers und Gauß an, wozu auch Bessel gezogen ward, dessen astronomische Genialität von Olbers bereits herausgespürt worden war. Mit Piazzi war die befreundete Verbindung ebenso herzlich und dauerte ungetrübt durch Gauß' ganzes Leben hindurch, was schon daraus abzunehmen ist, daß Gauß' ältester Sohn, jetzt Oberbaurath zu Hannover, von ihm den Namen Joseph erhalten hat. Durch die Entdeckung der Pallas von Olbers 1802 und durch die Berechnung ihrer Bahn von Gauß vereinigten sich fast alle damals lebenden deutschen Astronomen zu einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken. Um diese Zeit theilte Gauß seinem Freunde Olbers unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß er einen Ruf nach Petersburg erhalten habe, und bat um seinen Rath. Olbers war darüber sehr in Sorge, und er bot Alles auf, um einen solchen Schatz der Wissenschaft für Deutschland zu erhalten. Er bat Gauß zunächst noch etwas zu zögern mit der Annahme und ihm zu gestatten, daß er unter der Bedingung strengster Discretion des petersburger Rufs gegen einen einflußreichen bewährten Freund erwähnen dürfte. Nach der Gewährung dieser Bitte schrieb Olbers an Heeren in Göttingen den 3. November 1802. Dieser Brief ist eine Perle unserer deutschen Literatur; jedes Wort athmet die reinste Liebe zur Wissenschaft, die aufrichtigste Begeisterung für unser deutsches Vaterland, die edelste Aufopferung und Treue für den geliebten Freund.

Sie kennen, liebster Freund, obgleich Mathematik und Astronomie nicht eigentlich Ihr Fach ist, den großen Ruhm, den sich Gauß in Braunschweig erworben hat. Dieser Ruhm ist vollkommen verdient, und der junge Mann von 25 Jahren geht schon allen seinen mathematischen Zeitgenossen vor. Ich glaube dies einigermaßen beurtheilen zu können, da ich nicht nur seine Schriften gelesen habe, sondern auch seit dem An-

fange dieses Jahrhunderts mit ihm im vertrautesten Briefwechsel stehe. Seine Kenntnisse, seine außerordentliche Geschicklichkeit im analytischen und astronomischen Calcul, seine unermüdliche Thätigkeit und Arbeitsamkeit, sein ganz unvergleichbares Genie haben meine höchste Bewunderung erregt und immer vermehrt, je mehr er mir in dem Laufe unsers Briefwechsels von seinen Ideen mittheilte. Dabei liebt er die Sternkunde, vorzüglich die praktische Sternkunde enthusiastisch, so wenig er auch aus Mangel an Instrumenten bisher Gelegenheit gehabt hat, letztere zu treiben. Für eine mathematische Lehrstelle hat er eine ganz entschiedene Abneigung. Sein Lieblingswunsch ist, Astronom bei irgendeiner Sternwarte zu werden, um seine ganze Zeit zwischen Beobachtungen und seinen tiefsinnigen Untersuchungen zur Erweiterung der Wissenschaft theilen zu können. Ist dies nicht gerade der Mann, wie er sich für Göttingens künftige Sternwarte paßt? Ein würdiger Nachfolger des großen Tobias Mayer, der alle Absichten des Königs bei dieser kostbaren Anstalt, alle Wünsche und Erwartungen der Astronomen befriedigen wird! Betheuern muß ich Ihnen, liebster Freund, daß mir Dr. Gauß noch nie auch nur auf die entfernteste Art einen Wunsch zu erkennen gegeben hat, nach Göttingen auf irgendeine Weise zu kommen: ja ich kann auf meine Ehre versichern, daß noch nie in unsern Briefen von dem künftigen Observatorium in Göttingen die Rede gewesen ist. Hier die Lage der Sache und den nähern Anlaß zu meinem heutigen Schreiben. Deutschland ist in Gefahr, diesen vorzüglichen Gelehrten zu verlieren. Unterm 12. October meldete mir Dr. Gauß im engsten Vertrauen, daß er von der petersburger Akademie den Antrag zur Stelle eines Astronomen und Directors der dortigen Sternwarte erhalten habe und noch unschlüssig sei, ob er diesem ihm in vielen Stücken sehr angenehm scheinenden Rufe folgen solle. Er verlangt darüber meinen Rath.... Aber noch ein mal muß ich es sagen, ich halte es für den Ruhm der Georgia Augusta wichtig, einen Mann zu besitzen, den schon jetzt ganz Europa bewundert....

Die so eingeleitete Berufung von Gauß nach Göttingen wirkte mächtig. Der petersburger Ruf ward abgelehnt, wobei hauptsächlich auch die dankbare Rücksicht von Gauß auf seinen erhabenen Beschützer, den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, mitwirkte. Die von Westen heranrückende, immer größer und größer werdende Gefahr für Deutschland brachte aber eine Verzögerung in der Realisirung des Olbers'schen Plans hervor, welche sich durch nichts beseitigen ließ. Nach der Schlacht von Austerlitz, wo Preußen gezwungen ward, den ungleichen Kampf mit Napoleon's Armee einzugehen, gingen auch die Schlachten bei Auerstädt und Jena unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand verloren. Der unglückliche Herzog ward tödtlich verwundet nach Braunschweig geführt. Die Stadt schickte sogleich eine Deputation nach Halle zum Kaiser Napoleon, um ihn zu bitten, dem greisen Landesvater die Sterbestunde am heimatlichen Herde nicht feindlich zu stören. Der Verfasser sagt:

Nachdem die Deputation auf eine brutale Weise angefahren und vom Kaiser die schlechte Kriegführung seiner Feinde verspottet, kehrte sie unverrichteter Sache zurück, und man traf sogleich Anstalt, den unglücklichen Feldherrn vor unwürdiger Gefangenschaft zu retten. Gauß, der damals in Braunschweig am Steinweg wohnte, sah eines Morgens im Spätherbst einen langgebauten zweispännigen Krankenwagen aus dem Thore des Schloßgartens hinausfahren, der sich langsamen Schritts gegen das Wendenthor hinbewegte. In demselben lag der schwerverwundete Herzog auf seiner Flucht nach Altona. Gauß erblickte mit erschüttertem Herzen die Abfahrt seines väterlichen Freundes. Ein tiefer Ernst verbreitete sich über seine Seele. Nach einigen kurzen Tagereisen brachte man den sterbenden Herzog nach Altona, wo er, vertrieben vom Boden seiner Väter, verhöhnt von seinen übermüthigen Feinden, in einem kleinen Hause in Ottensen, nicht weit von jener Linde, die eines großen deutschen Dichters Grab beschattet, den 10. November 1806 seinen Geist aufgab.

Gauß liebte und verehrte diesen ausgezeichneten Fürsten mit einer ehrfurchtsvollen Begeisterung, und so oft er in seinem Leben von ihm redete, geschah es nie anders als im wärmsten Gefühle der Hochachtung und Dankbarkeit. Wie sehr dies der Fall gewesen ist, erkennt man am besten aus einigen Zeilen eines Briefs, welchen Zach den 27. Januar 1803 an Gauß geschrieben hat. Hier heißt es: „Sie werden schon dafür Sorge tragen, daß sein großer Name auch an den Himmel geschrieben werde.“ Nachdem Gauß seinen hochherzigen Schutzpatron verloren, machte Petersburg aufs neue Anstrengungen, ihn für sich zu gewinnen. Aber auch in Göttingen rührte man sich und Gauß erhielt endlich den Ruf im Sommer 1807, zu einer Zeit, als er gerade bei Olbers in Bremen zum Besuche war. Am 21. November trat er seine Stelle an. Hannover war zwar der Sache nach schon in des Feindes Hand, obgleich noch gewisse Behörden existirten, welche sich mit der londoner Kanzlei in Verbindung hielten.

Gauß, noch von unserer hannoverischen Regierung angestellt, traf hier ein, als diese in vollständiger Auflösung begriffen und die neue westfälische noch nicht organisirt war. Man vergaß daher in diesem Wirrwarr Gauß zu beeidigen und er blieb für sein Leben dieser Förmlichkeit überhoben, ohne deshalb weniger treu dem Lande und der Universität gedient zu haben.

Die ersten Jahre in Göttingen wurden Gauß sehr verkümmert. Er verlor Vater und Frau und hatte als Director der Sternwarte längere Zeit gar keine Einnahme, weil die landesfürstlichen Verhältnisse ganz andere geworden waren, als unter denen er die Anstellung erhalten hatte. Umsomehr vertiefte er seinen Geist in die Wissenschaft und arbeitete an der Herausgabe seines unsterblichen Werks: „Theoria motus corporum coelestium in sectionibus conicis solem ambientium.“ Dasselbe war ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben. Der Verleger wünschte es in französischer Sprache, wozu sich aber Gauß aus patriotischen Grundsätzen nicht entschließen konnte; daher einigten sich Beide zuletzt im Lateinischen. Außerdem hatte er noch die Freude, in Gerling, Nicolai, Möbius, Struve, Encke rasch hintereinander ausgezeichnete Schüler zu haben; auch war er mit Herschel, Laplace und Alexander von Humboldt in einen wissenschaftlichen Briefwechsel getreten, der seinem scharfsinnigen Kopfe immer neue Anregung zum Denken gab. Doch fand er seine ganze Ruhe erst 1816 wieder, nachdem Napoleon's Macht gestürzt war und die noch nicht ganz vollendete Sternwarte provisorisch von ihm schon bezogen werden konnte, zu deren raschem Weiterbau die erfoderlichen Gelder verwilligt waren.

Nachdem der Verfasser das Leben des großen Mannes bis zu seinem letzten Athemzuge verfolgt hat, gibt er

noch einige sehr interessante Lebenszüge desselben. Wir theilen Einiges davon mit.

Die großartigste Weltanschauung, wie sie vielleicht nie zuvor in einem Menschen gelebt hat, durchdrang Gauß' innerstes Wesen, und mit ihr in unzertrennbarer Verbindung stand jenes erhabene religiöse Bewußtsein, welches seine mächtige Seele mit einem heiligen Hauch von Ruhe, Frieden und Zuversicht verklärt hat.... So sagte er eines Tags: „Es ist mir gleichgültig, ob der Saturn 5 oder 7 Monde hat; — es gibt etwas Höheres in der Welt." Dann wurde er still, wir saßen wol einige Minuten schweigend uns gegenüber, doch an seinem blitzenden Auge konnte man sehen, welcher Strom von Gedanken an seiner Seele vorüberzog.... So erfaßte er das geistige Leben im ganzen Weltall als ein großes, von ewiger Wahrheit durchdrungenes Rechtsverhältniß und aus dieser Quelle schöpfte er vornehmlich die Zuversicht, das unerschütterliche Vertrauen, daß mit dem Tode unsere Laufbahn nicht geschlossen sei.... Gauß war ein anspruchsloser, schlichter Mann durch sein ganzes Leben; er war sich seiner geistigen Ueberlegenheit, seiner hohen Verdienste sehr wohl bewußt, kannte aber keinen Ehrgeiz. Die Ehren, die man ihm in sehr reichem Maße erwies, ließ er sich alle ungesucht ins Haus tragen. Ein kleines Studirzimmer, ein kleiner Arbeitstisch mit einer grünen Decke, ein Stehpult, mit weißer Oelfarbe angemalt, ein schmales Sopha und ein Lehnstuhl nach seinem siebzigsten Jahre, ein einziges dunkel brennendes Licht, eine Kammer, die nicht geheizt werden konnte, einfache Lebensmittel, ein Schlafrock und ein Sammtkäppchen — das waren so ziemlich alle seine Bedürfnisse.

Von Ewald's Worten am Grabe, welche gewiß einen mächtig ergreifenden feierlichen Eindruck gemacht haben, wollen wir nun am Schlusse unserer Besprechung auch noch etwas mittheilen. Sie verdienen recht allgemein gekannt und gewürdigt zu werden.

Wir stehen gebeugt, wir trauern. Aber, meine Freunde, lassen Sie uns noch weit mehr danken Dem, der ihn uns gegeben, der ihn solange in der herrlichsten vollsten Thatkraft erhalten, der ihm gestattet, unter uns gerade so zu wirken, wie er wirkte. Wie sollte ich versuchen, auch nur von fern seine Verdienste um so viele und so verschiedene, doch alle wieder durch ein engeres Band näher verknüpfte Wissenschaften zu beschreiben und zu würdigen? Andere, Sachverständigere und Geschicktere, werden dies jetzt nach dem Ende seiner irdischen Laufbahn noch mehr thun, als sie es längst gethan, an hiesiger Universität, wie an allen Orten der Erde, wo eine beträchtliche Zahl der höchsten und der strengsten Wissenschaften im schönen Bunde blüht mit ihrer glücklichen Anwendung und erfolgreichen Thätigkeit auf einem weitgesteckten Gebiete hoher und nothwendiger Bestrebungen unserer Zeit. Wenn er aber die unendlichen Räume des Himmels und die weiten Flächen der Erde so maß, wie Niemand vor ihm, wenn er das menschliche Auge das Erreichbare mit Hülfsmitteln der Wissenschaft und Erkenntniß, der Arbeit und der Kunst richtig zu finden und zu schätzen lehrte, Hülfsmittel, welche er meist selbst schöpferisch erfand und die er alle aufs glücklichste handhabte, in der Kühnheit und Schärfe der Forschung, in der Sicherheit der gewichtigsten Ergebnisse und in der von lichter Schönheit überstrahlten vollendeten Darstellung unwillkürlich an viele der letzten und höchsten Bestrebungen des gesammten Alterthums erinnernd und die Gipfel der ebenso hohen und noch höhern Bestrebungen unserer letzten drei bis vier Jahrhunderte er selbst an nicht wenigen Stellen überragend: o, wie wenig vergaß er darüber des Unendlichen, welches noch höher steht als jene unendlichen Räume und uns doch stets umringt und bedrängt.... Und welche edle Bescheidenheit und in sich geschlossene Heiterkeit wohnte neben solcher von der Welt laut anerkannten Größe!... O meine Freunde, wir sehen nun in ein nahes Grab, aber nichts zieht unsere Gedanken stärker zur Gewißheit der Unsterblichkeit empor, als der offene Hinblick in die menschliche Hinfälligkeit auch Solcher, die wir ewig unter uns zu erhalten wünschten. Ja ewig wirst du unter uns bleiben, noch von den Spätesten geehrt und bewundert. Und dazu bleibt deine Hoffnung und unsere Hoffnung. Den nie verwelkenden Lorber, den nie verwehenden Duft ewigen Dankes und ewig erhebenden Andenkens, ewiger Liebe und ewiger Hoffnung legen wir nun auf diesen deinen jetzt auch noch auf andere Weise von liebevollen Händen geschmückten Sarg. So lebe wohl und sanft ruhe dein Irdisches, geliebter Freund, Lehrer, Vater!

Heinrich Birnbaum.

Schriften über die geistigen und materiellen Nothstände der Zeit.

1. The great world of London. By *Henry Mayhew*. Part I—VII. London 1856.
2. Unsere Zeit. Leipzig, H. Schultze. 1856. Gr. 8. 12 Ngr.
3. Ueber die Mittel zur bessern, materiellen und körperlichen Heranbildung der künftigen Generationen. Von Karl Friedrich Heinrich Straß. Berlin, Moeser. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Das Herbergswesen der Handwerksgesellen von Clemens Theodor Perthes. Gotha, F. A. Perthes. 1856. 8. 8 Ngr.
5. Zeitspende der Humanität. Reden und Betrachtungen von Bernhard Benedict Hirsch. Leipzig, Voigt und Günther. 1856. Gr. 8. 12 Ngr.
6. Der Diebstahl, dessen Verhütung und Entdeckung. Ein Warner und Rathgeber für alle Besitzenden von F. Hirt. Leipzig, Wengler. 1856. 8. 1 Thlr.
7. Vereine gegen den Luxus unter den höhern Ständen. Berlin, Wohlgemuth. 1856. Gr. 8. 3 Ngr.

Man klagt — wir wollen nicht untersuchen, ob mit Recht oder Unrecht — über den Verfall der Literatur, man macht es unserer Zeit zum Vorwurfe, daß sie keine Lessing, keine Goethe und Schiller mehr hervorbringe. Als ob sich dergleichen einer Zeit befehlen ließe! Jedenfalls haben wir, was wir nach dieser Seite verloren haben, nach einer andern Seite hin gewonnen, und wenn wir in ästhetischen Angelegenheiten mit jenen großen Geistern, die eben auf sie alle ihre Aufmerksamkeit richten konnten und durften, zu rivalisiren verzichten müssen, so müssen wir es doch als einen großen Fortschritt unserer Zeit anerkennen, daß gegenwärtig den praktischen Angelegenheiten der Menschheit, den Aufgaben der Gesetzgebung, den Mitteln, wodurch den geistigen und materiellen Nothständen abzuhelfen sei, größere Aufmerksamkeit als damals zugewendet wird, möge man dabei auch oft das Richtige verfehlen oder über das Richtige hinausgreifen. Welche Verdienste hat sich z. B. Mayhew, der Verfasser von „The London poor and labour" und „The great world of London", um die Kenntniß und Enthüllung des in dem Stadtungeheuer, welches man London nennt, angehäuften moralischen und materiellen Elends erworben!*) Man lese nur seine grauenerregenden Schilderungen

*) Wir haben schon kürzlich in Nr. 37 nach dem „Post office London directory" einige frappante, man möchte fast sagen haarsträubende Angaben über das in erschreckenden Progressionen zunehmende Wachsthum Londons gebracht. Noch augenscheinlicher machen dies einige Berechnungen Mayhew's. Er hat z. B. ausgerechnet, daß, wenn man alle Häuser Londons in einer geraden Linie nebeneinander aufstellen wollte, dies eine Reihe von Häusern geben würde, die, am äußersten Nordende Englands anfangend, über den Kanal hinüber, durch Belgien und Frankreich sich über die Pyrenäen bis tief in Spanien hinein erstreckte. London vermehrt sich nach den neuesten Angaben jährlich um 40,000 Einwohner und 4000 Häuser. Es setzt sich also jährlich eine neue Stadt, die in Deutschland für sehr ansehnlich gelten

des „refuge for the destitute" in Playhouse Yard, wo seit seiner Gründung im Jahre 1820 bisjetzt nicht weniger als 1,200,000 bejammernswerthe Menschen Obdach für eine Nacht gefunden haben, der Werkhäuser, die einem gleichen Zwecke dienen, des Zudrangs zu den Docks Morgens um halb acht Uhr, wo oft ein förmlicher Kampf entsteht, um Arbeit zu erhalten, des Lumpenmarkts, des alten Kleidermarkts (Petticoat lane), dieses Sammelplatzes der Diebe und privilegirten Verkaufsplatzes gestohlener Sachen. Wie wunderlich, man bestraft den einzelnen Dieb, der sich ertappen läßt oder zur Anzeige gebracht wird, aber man gestattet, daß auf öffentlichem Markte Waaren verkauft werden, von denen jeder „ehrliche" Käufer weiß, daß sie gestohlen sind! Kein Wunder, wenn, wie neulich im „Morgenblatt" erzählt wurde, ein hochgestellter Brite im Verlauf eines Gesprächs, wie von einer plötzlichen Inspiration überrascht, jüngst äußerte: „Und wie, wenn wir zuletzt doch Alle Schurken wären?" *)

Freilich, wir Deutsche schlagen an unsere Brust und sagen: Herr, wir danken dir, daß wir nicht sind wie dieser! Wir haben kein London. Das ist ohne Widerrede wahr. Aber wir haben doch kleine London genug, nur muß man nicht, wie dies deutsche Schriftsteller, Touristen und Nationalökonomen gewöhnlich thun, den Graben und Kohlmarkt in Wien, die Straße Unter den Linden oder die Wilhelmsstraße in Berlin, den Jungfernstieg in Hamburg oder die Zeil in Frankfurt ausschließlich im Auge haben. Man erschrickt, wenn man, nach Eilers' Anführung, aus einem Vortrage, welchen J. G. Hoffmann, Gründer des Statistischen Bureau in Berlin, im Jahre 1841 den Ministern und hohen Staatsbeamten hielt, erfahren muß, daß sich unter 100,000 Einwohnern des preußischen Staats fast 83,000 befinden, die kein anderes nutzbares Eigenthum als ihre eigene Person besitzen, oder was aus der Anwendung ihrer Person zum Verrichten von Arbeiten für Andere entsteht. Damals freilich, als Hoffmann seinen Vortrag hielt, arbeiteten die Nationalökonomen noch im „liberalen" Fache, jetzt sind sie auf einem andern Standpunkte angelangt; sie sind für eine Weile obenauf und vertuschen, was sie nur vertuschen können; sie dienen meist den materiellen Mächten der Zeit, weil ihre eigenen Interessen mit ihnen Hand in Hand gehen. Sie beweisen vielleicht mit Zahlen, daß heute so und so viel mehr an Fleisch consumirt wird als vor zehn, vor hundert Jahren, und schließen daraus auf einen erhöhten Wohlstand im Allgemeinen. Aber sie sagen uns nicht, auf welche Stände das Mehrconsum an Fleisch fällt. Wenn ausländische und reiche einheimische Touristen und Badereisende in den Hotels und Restaurationen mehr Fleisch verzehren, wenn überhaupt der Tisch in gewissen Schichten der Bevölkerung reichlicher bestellt ist, als dies in frühern Jahren der Fall war, so ist damit noch nicht bewiesen, daß auch das eigentliche Volk an diesem Mehrconsum Antheil habe. Vielmehr, je mehr Fleisch von gewissen Schichten verzehrt wird, umsomehr sieht sich vielleicht die große Volksschicht auf den Genuß von Kartoffeln und Grütze angewiesen. Wollte man die Bevölkerung eines deutschen Königreichs oder Herzogthums in einer einzigen Stadt vereinigen, so würde man daselbst ebenso viel Elend angehäuft finden als in London. Sachsen, noch lange nicht so stark bevölkert als London, hat seine erzgebirgische Noth, Schlesien seinen stehend gewordenen Hunger in den Weberdistricten, Baiern sein Elend im Rhöngebirge u. s. f., und was das reiche Hamburg betrifft, so hat es seine Bettlerherbergen so gut wie London; was Berlin und andere schöne Gegenden betrifft, so haben sie neben andern traurigen Erscheinungen ihre Familienmorde, oft gräßlichster Art, aufzuweisen, von denen man früher nur bei Gelegenheit langer erschöpfender Belagerungen zu erzählen wußte. Wir selbst erinnern uns, in Augsburg, wo man gewiß für die Nothleidenden mehr thut als an vielen andern Orten, zur Zeit der Theuerung im Jahre 1846 vor den Restaurationen, wo Suppenvertheilung stattfand, Scenen und Schlägereien unter hungerigen Männern und Weibern gesehen zu haben, die wir vorher nicht für möglich hielten und die uns nur zu deutlich an die Schauderscenen erinnerten, die uns damals aus Irland erzählt wurden.

Aber in einem Punkte stehen wir mit den modernen Nationalökonomen auf völlig gleichem Boden, indem wir nämlich der Ueberzeugung sind, daß die geistige Noth mit der materiellen innig zusammenhängt. Nur scheinen sie uns darin fehlzugehen, daß sie bei der Ansicht verharren, als sei mit der einseitigen Hebung der materiellen Wohlfahrt Alles gethan. Das Schlimmste aber ist, daß sich auch in diese wichtige Frage die Einseitigkeit der Parteistandpunkte einmischt, daß z. B. die Männer der „Nationalzeitung" nicht leicht acceptiren werden, was die „Berliner Revue" zur Hebung der geistigen und materiellen Nothstände vorschlägt, so vernünftig es auch sei, und umgekehrt. Der Geist des Widerspruchs blos um des Widerspruchs willen ist nie heftiger gewesen als heutzutage.

Wir haben oben eine ziemliche Anzahl von Schriften mit ihren Titeln genannt, die alle mehr oder weniger in dies dunkle Gebiet einschlagen und Rathschläge zur Hebung der geistigen und materiellen Nothstände enthalten. Der anonyme Verfasser der Schrift „Unsere Zeit" findet die Grundlage alles Uebels in unserer Zeit in dem überwiegenden Vorwalten des Verstandes und in dem Zurücktreten des Gemüths und der Liebe, und er sucht diesen Mangel an Liebe im Schul- und Hochschulwesen, in Verkehr und Handel, in der Art, wie wir Liebe, Freundschaft und Wohlthun betreiben, im geselligen Leben, in den Vergnügungsanstalten, in Politik, Verfassung, Kirche und Gerichtswesen nachzuweisen. Der Verfasser hätte auch wol die Literatur mit Einschluß der Journalistik und des Zeitungswesens in den Kreis seiner Betrachtung ziehen können, denn hier treten, da die Literatur der Gesammtausdruck des Charakters der Zeit ist, die Symptome entschiedener Lieblosigkeit vielleicht noch offener und unverstellter hervor als sonstwo. Die Tendenz des Verfassers ist ohne Zweifel edel und löblich, aber ob man ihr Gehör schenken wird, das dürfte mehr als zweifelhaft sein. Im Ganzen sind wir mit dem Verfasser namentlich darin einverstanden, daß auf der Schule mehr als bisher auf das Gemüth, statt blos einseitig auf den Verstand gewirkt werden müsse, besonders auch bei den weiblichen Zöglingen. Denn mit aller schuldigen Hochachtung vor der „zartern" Hälfte des Menschengeschlechts sei es gesagt, daß von der Masse des Klatsches, Neides und häuslichen Unfriedens, wovon die Welt erfüllt ist, vielleicht zwei Drittel dem weiblichen Geschlechte zur Last gelegt werden müssen; und wenn auch die großen Verbrechen zum größern Theil vom männlichen Geschlecht begangen werden, so wird man bei genauerer Prüfung doch finden, daß zu den meisten derselben irgendein schöner oder häßlicher weiblicher Dämon die nähere oder fernere Veranlassung war. Denn um eines Weibes willen ist der Mann Alles zu thun fähig. Man fürchte auch nicht, daß, wenn man directer als bisher auf das Gemüth zu wirken sucht, an den jetzt so gangbaren Artikeln Spott- und Klatschsucht, Neid, Schadenfreude u. s. w. jemals ein empfindlicher Mangel entstehen werde; es kann hier höchstens von einer Beschränkung, nicht von einer Verdrängung dieser gesuchten Artikel vom Weltmarkte die Rede sein. Der Verfasser behauptet vielleicht mit Recht, daß, wie die Sachen einmal stehen, jetzt nicht mehr in der Familie, wo ja eben jene Uebel wurzeln, die Keime zu einer wahrhaften Gemüthsbildung gepflanzt werden können,

würde, an die Peripherie Londons an 4000 Häuser, also mehr als etwa Frankfurt a. M. oder Leipzig und ähnliche Städte Hausnummern im Ganzen zählen? Daß dieses Verschlucken fruchtbringenden Bodens zu Gunsten einer mehr zehrenden als producirenden Volksmasse endlich eine Grenze haben muß, leuchtet ein; aber über das Wann und Wie des Stillstands und Rückgangs läßt sich zur Zeit freilich noch keine Berechnung, keine Vermuthung aufstellen.

*) Vgl. über Mayhew's Schrift und andere englische Schriften dieser Gattung die Notiz „Londons sociale Zustände" in Nr. 21.

sondern daß nur die Schule „bei gehöriger Einrichtung" dazu geeignet sei. Auch hat die Schule keine Entschuldigung mehr, seitdem sie sich das Recht angeeignet hat, den Menschen in seinem zartesten Alter für sich in Beschlag zu nehmen. Daher setzen auch Aeltern, die sich der Erziehung ihrer Kinder nicht gewachsen fühlen, jetzt ihre ganze Hoffnung auf die Schule, leider um sich nur zu oft in ihren Erwartungen vollkommen getäuscht zu finden. Auch viele gelesene Localblätter könnten neben der Schule Gutes leisten, wenn sie wollten, da sie fast noch die einzige Lectüre der Erwachsenen in den untern Volksschichten sind. Jedenfalls verdient die Schrift „Unsere Zeit", mögen auch die Ansichten ihres Verfassers nicht immer stichhaltig sein, von allen Ständen, namentlich aber von Männern der Schule und Kirche gelesen zu werden. Bei aller conservativen Grundrichtung weiß der Verfasser den herrschenden Gewalten der Zeit gegenüber eine freie und unabhängige Stellung zu behaupten, schon eben darum, weil sie der Standpunkt der Humanität und Liebe ist.

Auch von den Vorschlägen, welche die Schrift von Straß enthält, sind manche recht praktisch oder doch der Erwägung werth. Die Gebrechen der Zeit, namentlich die in allen Richtungen zunehmende Pietätlosigkeit, kennt der Verfasser sehr wohl, ob aber mit dem von ihm befürworteten Institut von Bezirkssittenvögten irgendeine Besserung zu erwarten sei, möchten wir doch gar sehr bezweifeln. Ein mal würden hierzu Männer von reinster Sittlichkeit und Uneigennützigkeit gehören, und wo sind diese in unsern großen Städten in genügender Zahl aufzutreiben? *) Sodann sträuben sich die Familien gegenwärtig, und gewiß mit Recht, gegen jede Inspicirung und unbefugte Einmischung Dritter. Es verhält sich damit wie mit der jetzt wieder angestrebten strengern Kirchenzucht, die, wie die Dinge einmal stehen, statt die Leute kirchlicher zu machen, nur zu geeignet sein dürfte, sie von allem kirchlichen Leben nur noch mehr abzuschrecken. Der Verfasser dringt auch auf Hebung des religiösen Lebens. Wer wäre darin nicht mit ihm einverstanden? Dann aber müßte der religiöse Unterricht viel mehr zur Herzens- als zur befohlenen Gedächtnißsache gemacht werden; während man aber im wissenschaftlichen Unterricht die häuslichen Arbeiten und das bloße Memoriren mit Recht beschränkt, scheint man dafür die Jugend im religiösen Unterricht mit Auswendiglernen überbürden zu wollen, obschon das bloße Memoriren in Bezug auf die religiöse Disciplin noch viel unzweckmäßiger oder selbst schädlicher sein dürfte als in Bezug auf die wissenschaftliche.

Die Schrift über „Das Herbergswesen der Handwerksgesellen" von Perthes ist eigentlich eine Schutzschrift für die Herbergen auf positiv-christlicher Grundlage, wie solche die Innere Mission zu stiften versucht hat, z. B. in Bonn (wo der Verfasser bekanntlich Professor ist) die „Neue Herberge zur Heimat". Der Verfasser versichert in seiner Schrift gelegentlich, daß in den letzten Jahrzehnden christliche Liebe statt des humanen Wohlwollens und christlicher Glaube statt der „abgeblaßten sittlichen Regungen" wieder zu ihrem Rechte gekommen seien. Wir wollen nur wünschen, daß der Verfasser und seine Mitarbeiter am Werk der christlichen Herbergen sich in dieser Hinsicht keinen übertriebenen Hoffnungen und falschen Berechnungen hingeben mögen. Im Uebrigen enthält seine in klarem Stil verfaßte Schrift viele interessante Daten über den Stand der Handwerksgesellen wie ihrer Stellung zu den Meistern. In einen allseitig erfreulichen Zustand blicken wir hierbei keineswegs, und die Folgen dürften immer bedenklicher werden, je mehr bei der Zunahme der Magaziniers die Handwerksarbeit zur bloßen oft schwindelhaft und in unsolidester Weise betriebenen Fabrikarbeit auszuarten droht.

Auf einem ganz andern Boden als Perthes steht Hirsch als Verfasser der Schrift „Zeitspende der Humanität", nämlich gerade auf dem von Perthes zurückgewiesenen Standpunkt des humanen Wohlwollens. Er erblickt in der christlichen Religion, wie Christus sie beabsichtigte, nur eine allgemein menschliche Anstalt zur Bethätigung der Menschenliebe; Christus habe niemals die Absicht gehabt, in seinen Aposteln einen Priesterstamm zu gründen, aber die frühern Bischöfe hätten die „achtungswerthe Menschenwürde" in Jesu nicht einseitig gelten lassen wollen, sondern ihm auch eine göttliche Heiligkeit zugesprochen, „damit ein Strahl dieser sogenannten Göttlichkeit auch auf ihrem Priesterstande haften bliebe". Im Uebrigen ist auch Hirsch der Ansicht, „daß die sogenannten gebildeten oder höhern Stände, die geistigen und materiellen Besitzer die unabweisbare Aufgabe haben, die entbehrenden niedern Stände zu sich emporzuheben". Die Schrift enthält zwei in Elbing gehaltene Reden, die eine „Ueber die thatsächliche Begründung der Humanität im Entwickelungsgange der Menschheit", die andere „Ueber den Einfluß der thatübenden Humanität Jesu auf den bisherigen Entwickelungsgang der Menschheit", endlich zum Schluß „Humanistische Betrachtungen eines deutschen Wanderers". Erfreulich wenigstens bleibt es, daß die Radien von den verschiedensten Standpunkten, wie sie z. B. Perthes und Hirsch gegeneinander einnehmen, immer doch in Einem Mittelpunkte zusammentreffen, möge man diesen nun „humanes Wohlwollen" oder „christliche Liebe" nennen.

Zu den Folgen socialer Ungleichheit wie zu den Ursachen neuer Uebelstände gehören ohne Zweifel die Verbrechen gegen das Eigenthum, unter denen der Diebstahl, der die Strafhäuser mit den meisten Insassen bevölkert, wieder obenansteht. F. Hiet, fürstlicher Criminalrath in Gera, hat sich der Mühe unterzogen, in der Schrift „Der Diebstahl" u. s. w. allen Besitzenden praktische Rathschläge zu ertheilen, wie man wahrscheinlicherweise sein Eigenthum vor diebischen Händen schützen könne, und wie man sich nach erlittenem Verlust durch Diebstahl zu verhalten habe, um vielleicht wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen. Aber die Schrift hat noch eine andere Seite als diese direct praktische; denn außerdem, daß sie viele charakteristische Mittheilungen über die verschiedenen Arten des Diebeshandwerks enthält, sucht ihr Verfasser, dessen Ansichten als die eines erfahrenen Praktikers wol von Gewicht sind, von den moralischen Ursachen des nach seiner Ueberzeugung und Erfahrung im Steigen begriffenen Proletariats und der damit im Zusammenhange ebenfalls zunehmenden Demoralisation den Schleier zu lüften. „Je leichter es ist", sagt er, „in der Fülle des Ueberflusses oder auch nur beim Mangel drückender Sorge um das tägliche Brot der Ehrlichkeit zu huldigen und von Diebstählen sich fernzuhalten, weil die Versuchung zum Eingriff in fremdes Eigenthum fehlt, je weniger sich die Mehrzahl der Menschen, die nicht im täglichen Kampfe mit dem Mangel und dem Elende sich befinden, um die eigentlichen Pflanzstätten und Quellen des Proletariats zu kümmern pflegt, desto weniger dürfen Männer schweigen, in deren Beruf tagtäglich der Schleier gelüftet wird, der hier und da geflissentlich über jenes Elend gezogen, und den der Wohlhabende zu lüften sich scheut." Ja der criminalrichterliche Verfasser geht sogar soweit, zu behaupten, daß die moralische Kluft zwischen einem in Schmuz und Elend und unter lasterhaften Menschen aufgewachsenen Kinde des Proletariats, welches stiehlt, und einem Reichen, der nicht stiehlt, „nicht gar so groß" sei, als gewisse Moraltheoretiker, denen es an nichts gebreche, zu behaupten pflegten. Soviel, um den Standpunkt des Verfassers zu kennzeichnen, der seinem Buche über den Diebstahl unter dem allgemeinen Titel „Erfahrungen eines Criminalbeamten. Bücher über Nachtseiten der Gesellschaft" noch eine ganze Reihe von Schriften in gleicher Tendenz folgen zu lassen beabsichtigt.

Die Schrift über „Vereine gegen den Luxus" ist eigentlich

*) Straß selbst gibt zu, daß es schwierig sein würde, Männer für diese zeitraubende und wenig angenehme Function zu gewinnen; man müsse sie zu erlangen suchen durch Bewilligung von Vorrechten, Befreiung von Steuern, Ehrenplätze in den Kirchen, äußere Abzeichen. Und aus Männern von solchem Holze will man Sittenvögte schnitzeln!

eine Einladungsschrift zur Stiftung solcher Vereine unter den höhern Ständen. Der Zusatz zu dem Titel: „Selbstverständlich gegen den willkürlichen Luxus, der das Maß des Herrn überschreitet", und die Unterschrift unter dem Vorwort: „Eine Stimme aus dem Noviziate der Laiendiakone und Laiendiakonissinnen in Berlin", lassen errathen, in welcher Richtung und in welchem Geiste das Project motivirt und erörtert ist. Der Verfasser mag ganz Recht haben, wenn er die Noth der Armen und die Frivolität der Reichen als die größten Feinde des Jahrhunderts bezeichnet; wenn er aber für die problematischen Vereinsmitglieder einen förmlichen Speisezettel vorschreibt, wonach ein hochfestliches Diner aus einer Suppe, einem Entrée, drei Speisen, einem Backwerk, einem Crême oder Gelée und Obst nebst höchstens einer Flasche Wein zu bestehen habe, wenn der jedenfalls loyale Verfasser dann noch hinzufügt, daß von dieser Norm als Maximum bei Diners außer bei Hochzeitmahlen nur noch bei Festmahlen für den Landesherrn oder für Glieder der regierenden Dynastie abgewichen werden dürfe (ohne Zweifel, um den nothwendigen Ausbrüchen der Loyalität damit zu Hülfe zu kommen), und wenn er weiter die Mitglieder verpflichten will, statt Soupers nur Thees zu geben, so wird er für sein Project, von dessen Fortschritten wir auch nichts weiter gehört haben, nicht gerade auf große Theilnahme rechnen dürfen. Der Luxus mag freilich, wie Hippel ihn nannte, „ein fressender Feind und Bürgerkrieger" sein, aber es ist nicht sowol der Luxus unter den Reichen und Großen, der Abhülfe verlangt, als vielmehr jene Ostentation, jenes Leben auf großem Fuße in gewissen mittlern Gesellschaftsschichten, auch zum Theil schon im Fabrikanten- und Handwerkerstande, welcher letztere sich freilich in den meisten Fällen durch Uebertheuerung oder Unsolidität des Products an den Reichen schadlos zu halten weiß. Es ist dies eine auch auf die Kindererziehung sich erstreckende Rivalität, die dadurch zum Luxus wird, daß, um sie aufrechtzuerhalten, bei nicht Wenigen ein jährliches Ueberschreiten des Budgets und Anwachsen der Schulden und pecuniären Verlegenheiten kaum zu vermeiden ist, an Ersparungen für außerordentliche Fälle oder für die Hinterlassenen wenigstens nicht gedacht werden kann, sodaß man auch von diesen Ständen im Allgemeinen bereits sagen kann, daß sie durch die Gesammtrichtung der Zeit fast genöthigt sind, so gut wie die Arbeiter aus der Hand in den Mund zu leben. **H. M.**

Die Tragödie: Der leidende Christus, angeblich vom heiligen Gregorius von Nazianz. Im Originaltext und zum ersten mal in metrischer Verdeutschung, mit literarhistorischer Einleitung und erläuternder Analyse herausgegeben von A. Ellissen. Leipzig, O. Wigand. 1855. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wenn wir die Ungunst bemerken, mit welcher jetzt von so manchen Kirchen- und Staatsbehörden ein Lessing, Goethe, Schiller angesehen, ihre Lectüre in Seminarien und auf Schulen beschränkt, die Jugend vor denselben verwarnt wird, so kann uns das Verbot einfallen, wodurch weiland Kaiser Julian den Christen den Zutritt zu den Mustern der griechischen Literatur zu erschweren suchte. Nur müssen wir sagen: der alte Heide wußte besser, was er wollte, als die neuen Christen. Er that dem Christenthum zu Leide, was jene ihm zu Liebe thun möchten, was aber sicher demselben zum Schaden ausschlagen würde, wenn es sich durchführen ließe.

Das kaiserliche Verbot zu umgehen, schlugen, so wird uns erzählt, etliche gelehrte Christen einen eigenthümlichen Weg ein. Sie besangen biblische Geschichten in Homerischen Versen, schrieben christliche Tragödien in Phrasen des Euripides. So ward griechische Bildung in die christlichen Kreise, die davon abgesperrt werden sollten, eingeschwärzt, obwol es als Anlaß zur Entstehung solcher Producte jenes kaiserlichen Verbots nicht einmal bedurfte. Wenn jetzige christliche Poeten ihre frommen Empfindungen in Goethe-Schiller'sche Formen kleiden, so ist ja hier kein Verbot im Spiel, und doch wissen sie warum. Eigene Formen vermögen sie keine zu schaffen, und doch soll ihr Christenthum des Reizes moderner Kunstformen nicht entbehren. Ebenso damals mit den Formen der griechischen Kunst.

Ein Erzeugniß dieses Bestrebens, angeblich aus dem 4. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, ist die obengenannte Tragödie, welche lange dem griechischen Kirchenvater Gregor von Nazianz zugeschrieben, neuerdings jedoch ihm abgesprochen worden ist. Die Frage über den Verfasser ist von untergeordnetem Belang; ein interessantes Denkmal einer weltgeschichtlichen Uebergangsperiode und Bildungsmischung bleibt das Euripideisch-christliche Drama jedenfalls, und Ellissen hat Alles gethan, dasselbe durch eine elegante metrische Uebersetzung und lehrreiche Einleitung dem Verständniß jedes Gebildeten zugänglich zu machen. **92.**

Notizen.

Französische Special- und Literaturgeschichte.

Fortdauernd erscheinen in Frankreich in großer Zahl Specialwerke, welche die französische Geschichte, namentlich auch die ältere, die Provinzialgeschichte, Archäologisches u. s. w. betreffen, während man sich freilich in Frankreich um das geschichtliche Sein und Werden der andern Völker im Allgemeinen sehr wenig kümmert. Wir nennen aus dem bezeichneten Gebiete: „La France avant ses premiers habitants et origines nationales de ses populations", von Alexandre Moreau de Jonnès, Mitglied des Instituts; „Histoire de la guerre de Navarre en 1276 et 1277, par Guillaume Anelier, de Toulouse, publiée avec une traduction, une introduction et des notes", von Francisque Michel, Uebersetzung eines in Versen und im toulousischen, mit Spanischem gemengten Dialekt geschriebenen Werks, dessen Manuscript der Abtei Fitero in Navarra angehörte und jetzt in Pampeluna aufbewahrt wird; „Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux Bénédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par des membres de l'Institut", dreiundzwanzigster Band, der die Jahrbücher der Literatur und Wissenschaften bis zum Schluß des 13. Jahrhunderts fortführt, mit einem interessanten Artikel über die „chansonniers", fast 200 an Zahl, deren Namen man noch nirgends so vollständig beisammen fand; „Gérard de Rossillon, chanson de geste ancienne, publiée en provençal et en français, d'après les manuscrits de Paris et de Londres", herausgegeben von Francisque Michel; „Fastes de la France, ou faits chronologiques, synchroniques et géographiques de l'histoire de France, précédés de l'histoire de la Gaule, depuis l'arrivée en Europe de la race celtique jusqu'à l'établissement des Francs", von O. Mullié (neue Ausgabe); „Archives historiques et littéraires du nord de la France et du midi de la Belgique", von A. Dinaux, von deren dritter Serie die dritte Lieferung des fünften Bandes soeben zu Valenciennes erschien. Hieran schließen wir eine in Brüssel erschienene Schrift: „Où est né Charlemagne? Rapport lu à la classe des lettres de l'Académie royale de Belgique, le 26 Mai 1856, par L. Polain, membre de l'Académie, correspondant de l'Institut de France." Gewöhnlich nimmt man an, daß Karl der Große zu Aachen geboren sei; Polain ist aber der Meinung, daß er an den Ufern der Oise oder der Seine, in der Ile-de-France geboren sei, wo auch nach den alten Troubadours seine Wiege gestanden haben soll. Die Franzosen scheinen über die Schrift sehr erbaut zu sein, und sie würden ihrem Verfasser gewiß noch größern Dank wissen, wenn er rund und nett behauptet hätte, Karl der Große sei ein echtes pariser Kind und unter den pariser Gamins seiner Zeit aufgewachsen.

Demogeot über den „homme de lettres" im 19. Jahrhundert.

In Paris erschien: „Les lettres et l'homme de lettres au 19me siècle, discours qui a obtenu le prix unique décerné par la Société des gens de lettres, suivi d'un dialogue et d'un conte sur les chercheurs d'or, par *Jacques Demogeot.*" Die größere Hälfte dieser Schrift umfaßt den Discurs, welchem die „Société des gens de lettres" in ihrer Sitzung vom 17. April den sogenannten Véron'schen Preis im Betrage von 2000 Fr. zuerkannt hat. Demogeot ist Professor an der pariser Universität und hat sich schon früher durch eine „elegante" Geschichte der französischen Literatur bekannt gemacht. „Es ist dies", sagt Sainte-Beuve in seinem Bericht, mit dem er am 17. April die Krönung der Demogeot'schen Schrift motivirte „eine wahrhaft classische Composition, voll Urbanität, ausgezeichnet durch treffende Gedanken, gewandte Behandlung und sorgfältige Stilisirung.... Die Würde des Schriftwesens, seine Rolle in der Gesellschaft und besonders sein Antheil am Leben wird darin mit Delicatesse abgehandelt." Diese flüchtigen Worte aus Sainte-Beuve's Bericht, die wir in einem französischen Journal fanden, geben uns freilich von dem Inhalt und der Tendenz der Demogeot'schen Schrift noch keine auch nur entfernte Anschauung, und es wäre daher bei der hohen Bedeutung, welche das Schriftwesen und die Schriftstellerei für die moderne Welt gewonnen hat, wie bei den mancherlei damit verknüpften Rechts- und andern Fragen nur zu wünschen, daß die Demogeot'sche Schrift ins Deutsche übersetzt würde. Es wird ja so manches höchst Entbehrliche ins Deutsche übertragen, und wir haben doch auch so manche literarische Vereine, die mit geringen Kosten für den Einzelnen eine Uebersetzung der Schrift ins Werk richten könnten, vorausgesetzt, daß sie vor dem Richterstuhle der deutschen Kritik Stich hält, und daß ihr Inhalt auch den deutschen Verhältnissen gegenüber sich anwendbar und nützlich erweist. **H. M.**

Bibliographie.

Arnd, E., Geschichte der französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zu der Revolution. 1ster Band Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und dessen Gattin, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und andern bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. Drei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 6 Thlr.

Baumgarten, M., Zeugniß des Glaubens für die Gemeinde der Gegenwart. In Predigten. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 18 Ngr.

Bechstein, L., Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen und deren Beziehungen zu Männern der Wissenschaft. Halle, Pfeffer. 8. 1 Thlr.

Beleuchtung der statistischen Details über Oesterreichs Militair-Macht, sein Heerwesen und dessen militärische Verfassung von Oberst M. Carriere, von einem deutschen Offizier. Kaiserslautern, Meuth. Gr. 8. 24 Ngr.

Berndt, A., Friedrich August Gottlob Berndt. Eine biographische Skizze. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung. Herausgegeben von R. Gottschall. Breslau, Trewendt u. Granier. 16. 2 Thlr.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 8te Auflage. Hannover, Rümpler. 1857. 16. 2 Thlr.

Bodemann, F. W., Johann Michael von Sailer, weiland Bischof zu Regensburg. Nebst Sailer's Porträt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 12. 1 Thlr.

Börner, O., Die Willensfreiheit, Zurechnung und Strafe in ihren Grundlehren. Freiberg, Craz u. Gerlach. 1857 Gr. 8. 15 Ngr.

Büchner, L., Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung. 4te vermehrte und mit einem 3ten Vorwort versehene Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr.

Curtis, G. W., Nil-Skizzen eines Howadji; oder der Amerikaner in Aegypten. Aus dem Englischen von F. Spielhagen. Hannover, Meyer. 1857. 8. 25 Ngr.

Königin Friederike von Schweden, geb. Prinzessin von Baden. Memoiren aus Ihrem Leben und Ihrer Zeit, aufgezeichnet von einer Hofdame. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Amanz Fidel Glutz-Blotzheim von Solothurn. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage. Basel. Gr. 8. 10 Ngr.

Groth's, K., Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. In's Hochdeutsche übertragen von Reinhard Otto. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 16. 20 Ngr.

Günther, Caroline, Schule und Leben. Blätter aus der Briefmappe einer Erzieherin. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 22½ Ngr.

Heine, H., Reisebilder. Vier Theile. 5te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 Thlr.

Hertzberg, G. F., Das Leben des Königs Agesilaos II. von Sparta. Nach den Quellen dargestellt Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr.

Hessisches Dichterbuch. Herausgegeben von J. Marbach. Friedberg, Scriba. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

Hofmann, R., Symbolik oder systematische Darstellung des symbolischen Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchen und namhaften Sekten. Leipzig, F. Voigt. 1857. Gr. 8. 3 Thlr.

Höllenfahrt von Heinrich Heine. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Hundrich, L., Ueber Bildungsstufen junger Juristen, auf der Universität, in der Auscultatur, im Referendariat und im Richteramte. Berlin, C. Heymann. 1857. 8. 15 Ngr.

Jacobi, V., Die Bedeutung der böhmischen Dorfnamen für Sprach- und Weltgeschichte. Topographisch, naturwissenschaftlich und etymologisch nachgewiesen. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8 1 Thlr. 15 Ngr.

Koenig, H., Seltsame Geschichten. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Liebig, J. v., Ueber Theorie und Praxis in der Landwirthschaft. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Liliencron, R. v., Ueber die Nibelungenhandschrift C. Sendschreiben an Hrn. Geh. Hofrath Prof. Dr. Göttling in Jena. Weimar, Böhlau, Gr. 8. 1 Thlr.

Mariengabe. Eine poetische Blumenlese von F. Schreiber. Werdau, Schreiber. 1857. Gr. 16. 15 Ngr.

Mörike, E., Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 32. 2 Thlr.

Paramelle, Quellenkunde. Lehre von der Bildung und Auffindung der Quellen. Aus dem Französischen. Mit einem Vorwort von B. Cotta. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pechlin, F. v., Nachklänge der Weltgeschichte. 2te erweiterte Ausgabe. Berlin, Hertz. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Petersen, F., Erlebnisse eines Schleswig'schen Predigers in den Friedens- und Kriegsjahren 1838 bis 1850. Ein Beitrag zur Beurtheilung der dänischen kirchlichen und nationalen Zustände. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 1 Thlr.

Raumer, K. v., Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 1ster und 2ter Theil. 3te durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. Lex.-8. 4 Thlr.

Stickelbruck's, G., Gedichte. Crefeld, Gehrich u. Comp. 16. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 45. —— 6. November 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Gerd Eilers.

Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Gerd Eilers. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser bezeichnet diese Schrift als seine „Wanderung durchs Leben". Die französische Sprache würde ihr den Ausdruck „Memoiren" aufgenöthigt, Andere würden sie als „Denkwürdigkeiten", F. L. Jahn würde sie bescheidentlicher als „Denknisse" betitelt haben. Wie dem auch sei, die deutsche Lesewelt erhält in der vorliegenden Autobiographie nichts weniger als etwa ein Stück Memoiren im leidigen französischen Sinne, bei welchen meistens die Leere des Gehalts hinter eitlem Aufputz und preciösem Wortgepränge versteckt wird, sondern einfach und schmucklos geformte Rückblicke auf eine an ergreifenden und unvergeßlichen Erfahrungen reiche Vergangenheit, ein durch inneres Leben und Wahrheit anziehendes Buch, wie es eines deutschen Mannes und eines deutschen Gemüths würdig ist.

Der Name des Verfassers ist vielen Tausenden seiner Leser längst bekannt, nicht sowol als Gelehrter und Schriftsteller (obgleich auch in diesen Beziehungen mit Ehren genannt), sondern ganz besonders durch seine Wirksamkeit im öffentlichen Amt und Beruf. Allein sein Lebenslauf und Bildungsgang sind bisjetzt nur Wenigen bekannt gewesen. Und doch bieten diese höchst merkwürdige Seiten und manche ergebnißreiche Aufschlüsse für die überraschend sich erweitenden und vollbelebten Kreise seiner Laufbahn und seines Wirkens. Aus dem Bauernstande, aus dem dürftigen Unterricht einer oldenburgischen (geestländischen) Dorfschule nimmt er den Anlauf zu einem glänzenden Emporkommen. Das Gymnasium zu Jever gewährt ihm, trotz der mangelhaften und unscheinbaren Ausstattung — nur drei wissenschaftlich gebildete Lehrer und unter diesen keiner, der ein preußisches Oberlehrerexamen nach heutigem Zuschnitt hätte machen können! — die Mittel zu einer hinlänglichen Vorbildung für die Universität. Seine Studienjahre (1810—13) umfassen eine für die höchsten und tiefsten Interessen des deutschen Volks erinnerungsvolle Zeit, denn auch die Wissenschaft im engern Sinn des Worts wurde von den schweren Ereignissen jener Tage lebhaft ergriffen. Die vier folgenden Jahre (1813—17) erschließen dem von der Bewegung der Zeit erregten und gehobenen Jünglinge in den Familien der höhern Kaufmannschaft zu Frankfurt a. M. eine ganz eigenthümlich neue Welt. Seiner Befähigung, das Wesen und den Proceß politischer und religiöser Entwickelungen zu beobachten, bietet sich da ein unerschöpflicher Stoff. Wiederum sieht er sich 1817 auf einen neuen Boden versetzt, indem er unter verhältnißmäßig glänzenden Umständen (1300 Thlr. Gold Gehalt und Freiheit von allen Steuern!) als Lehrer in die neu begründete großartige Schulanstalt zu Bremen eintritt. Nicht volle zwei Jahre später (Frühjahr 1819) folgt er dem Rufe des Ministers von Altenstein in den preußischen Staatsdienst, in welchem er zunächst zehn Jahre als Director des damals begründeten Gymnasiums zu Kreuznach, hierauf bis zum Ende des Jahres 1840 als Provinzialschulrath in der königl. Regierung zu Koblenz, endlich bis zum März 1848 als Mitglied des Ministeriums Eichhorn unermüdet gewirkt hat. Von diesem verhängnißvollen Zeitpunkte an bleibt er dem Staatsdienste fremd; er hat bisjetzt die letzten Jahre seines erfahrungsreichen Lebens der Begründung und Leitung einer Pensions-, Bildungs- und Unterrichtsanstalt zu Freyimfelde bei Halle gewidmet, für welche er mit glücklichem Blick die dortigen, von dem Minister von Danckelmann aufgeführten Gebäude ersah und einrichtete.

Der vorliegende erste Theil schließt mit dem Zeitpunkte der Uebersiedelung nach Kreuznach (1819) und umfaßt demnach die ersten 30 Jahre. Der zweite Theil wird den Erinnerungen aus seiner zwanzigjährigen Wirksamkeit in der preußischen Rheinprovinz, der dritte Theil der letzten und dornenvollsten, aber auch wichtigsten Pe-

riode seines öffentlichen Lebens gewidmet sein. Versuchen wir nun kurz darzulegen, in welchem Geiste und Sinne der Verfasser seine Aufgabe in dem eben erschienenen ersten Theile aufgefaßt und durchgeführt hat.

Abgesehen von dem kurzen einleitenden Gesammtüberblick zerfällt dieser erste Theil in fünf Abschnitte: „I. Knabenleben"; „II. Jever" (Gymnasialjahre); „III. Heidelberg und Göttingen" (Universitätsjahre); „IV. Frankfurt am Main" (1813—17); „V. Bremen" (die ersten Jahre eines öffentlichen Lehramts, 1817—19).

Zuvörderst können wir nicht unbemerkt lassen, daß außer diesen Ueberschriften jede innere Gliederung des Stoffs fehlt. Der Verfasser gibt sich mit einer hin und wieder selbst auffallenden Unbewachtheit dem Flusse seiner Erinnerungen hin, indem er dieselben nicht selten mit beziehungsvollen Winken, Andeutungen und Bemerkungen begleitet, die bald in die ferne Vorzeit hinaufsteigen, bald auch den Leser in die Gegenwart versetzen. Ueberhaupt athmet die Darstellung hinsichtlich der Form eine Anspruchslosigkeit, welche uns unwillkürlich an die Erzählungsmethode seines Lehrers Schlosser erinnert. Daher wird mancher Leser ungern die Inhaltsangaben oder auch Columnenüberschriften vermissen, und wir möchten wenigstens für den Schluß des Werks die Hinzugabe eines umfassenden Inhaltsregisters dringend empfehlen, um den vielfachen zerstreuten Notizen, Bemerkungen und Urtheilen über Personen und Zustände einen letzten gemeinsamen Sammelpunkt zu geben.

Der erste Abschnitt versetzt uns in die stille Heimat des Verfassers, in die Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche des „Ammerlandes". Der Verfasser gedenkt unter Anderm der günstigen Wirkungen des Erbschaftsvorrechts der Erstgeborenen auf Wohlstand und Frieden in den Familien. Diese Wirkungen erscheinen ihm so gedeihlich und günstig, daß er ihm vor der Theilbarkeit der Güter den Vorzug gibt. Die Verhältnisse jenes entlegenen Winkels des deutschen Landes tragen vor allem den Stempel einer patriarchalischen Einfachheit. In Eilers' väterlichem Hause war von Geld, geschweige von Geldmangel, niemals die Rede. Das kleine Bauergut (acht bis zehn Stück Rindvieh und zwei Pferde) bot einer Familie von zehn Personen hinreichenden Unterhalt. Alle Erzeugnisse desselben wurden in der Familie verzehrt und selbst der Ueberfluß nie verkauft. Wo aber einmal Milch oder Butter fehlte, da halfen die Nachbarn aus. Mit warmer Pietät schildert der Verfasser die Persönlichkeit und das Walten seiner Mutter, ihren heitern Sinn, ihre Freude an Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit, ihren praktischen Verstand, ihren Patriotismus, ihre Bibelbelesenheit, ihr lebendiges religiöses Naturgefühl, fern von „christelnder Empfindelei" und pietistischem Wesen, welches, fügt er mit Bedeutung hinzu, noch verderblicher auf die religiöse Erziehung der Jugend einwirke als der crasseste Rationalismus. In unsern Tagen wird man mit besonderm Interesse lesen, was über die damalige Verhaßtheit der Dänen zur Zeit ihrer Herrschaft in Oldenburg gesagt wird. Unwillkürlich wird man an die Stimmung in Schleswig-Holstein erinnert, nur daß damals mehr der materielle Druck und die tiefe Entrüstung über einen entsittlichten Beamtenstand die Gemüther in Bewegung setzten, während jetzt in Schleswig die Begeisterung für die Ideen von Volk, Vaterland und Muttersprache in den Vordergrund tritt. Wir übergehen die Mittheilungen über die Dorfschule, über die Freuden der Knabenjahre und über das Erwachen des Wunsches, Advocat zu werden, der den ehrlichen Vater zuerst in starke Aufregung versetzt, bis derselbe sich endlich darein findet, ihn bei einem Landgerichtscopisten der Umgegend in die Lehre zu thun. Im Jahre 1806 wurde dem Jünglinge der Besuch des Gymnasiums zu Jever dadurch ermöglicht, daß er bei dem dortigen Amtmann vier bis fünf Stunden Schreiberdienste in Advocaturgeschäften leistete. Dies gibt Anlaß zu einer anziehenden Episode über den eigenthümlichen Charakter des Jeverlandes und unter Anderm auch über den demoralisirenden Schmuggelhandel, dessen damaliger großartiger Betrieb in dortiger Gegend die Scheunen der Bauern bis tief in das Land hinein mit Manufactur- und Colonialwaaren füllte. Das wichtigste Ereigniß für den Verfasser war die Berufung des bekannten Historikers Schlosser, eines geborenen Jeveraners, zum Conrector an das dortige Gymnasium. Denn während Schlosser durch sein starres Aeußere die gehegten Erwartungen seiner Landsleute bitter täuschte und dadurch gewissermaßen in eine Isolirung gerieth, wählte er den neunzehnjährigen Eilers, bei dem er Empfänglichkeit und Verständniß zu finden glaubte, zu seinem Vertrauten. Unter den Schulgenossen des Letztern begegnen wir dem Geheimen Medicinalrathe Professor Dr. Mitscherlich, der seltsamerweise von Schlosser für ein philologisches Genie gehalten, später aber — „nachdem er sich lange mit Griechisch und Lateinisch, mit Hebräisch und Arabisch gequält" — von dem Chemiker Berghaus auf die Bahnen seiner wissenschaftlichen Verdienste und seiner jetzigen Berühmtheit geleitet wurde.

Ueberhaupt ist schon der vorliegende Theil überaus reich an den verschiedensten Personalnotizen. Der Besuch der Universität Heidelberg führte eine nähere Bekanntschaft mit J. H. Voß, Daub, Creuzer, Fries, Neander, Schwarz, Böckh und Paulus herbei. Niemand wird die lebensvollen, auf persönlichen Beobachtungen ruhenden Charakteristiken dieser Männer ohne lebhaftes Interesse lesen, besonders aber die bedeutsamen Mittheilungen über das Lebensende von Voß, Creuzer und Paulus. Aus den Erinnerungen über den verewigten Neander wird folgende Stelle, welche uns in die Scene seines ersten akademischen Auftretens versetzt, die Theilnahme seiner zahlreichen Verehrer erwecken:

> Seine (Neander's) äußere Erscheinung, sein schwächliches Aussehen, sein unbehülfliches unsicheres Wesen, die Begleitung seiner zwei Schwestern, die ihm mit so besorglichen Mienen zur Seite gingen, als ob sie fürchteten, er möchte fallen, machten auf die Studenten einen seinem Vorhaben nicht günstigen Eindruck. Einige lachten, andere spotteten, alle waren neugierig, ihn bei seinem ersten Auftreten zu sehen und zu hö-

ren. Das Auditorium war gedrängt voll von Studenten aller Facultäten. Ich war mit einigen Freunden früh hingegangen und wir besetzten die dem Katheder zunächst stehende Bank. Der junge Docent trat schüchtern, fast schwankend in das Auditorium und bestieg das Katheder wie ein Unschuldiger das Schaffot. Es dauerte wol zwei oder drei Minuten, ehe er seine Gedanken zur Rede sammelte. Was er aber dann mit leiser, mühsamer Stimme sprach, offenbarte den empfänglichern Gemüthern auf der ersten Bank sogleich den edeln Geist und das tiefe Gemüth so entschieden, daß sie, als auf den hintern Bänken Lärmen und Trampeln entstand, eine Gegendemonstration machten, die den Ernst derselben nicht zweifelhaft erscheinen lassen konnte. Die Ruhestörer wurden still oder gingen hinaus. Neander konnte seinen Vortrag ruhig vollenden und wir begleiteten ihn nach Hause.

Sehr wohlthuend war es dem Referenten, das edle Streben des Philosophen Fries so warm anerkannt zu sehen, nachdem das bedauernswerthe Urtheil des Ministers vom Stein, der, wie man aus dem Werke von Pertz sieht, nicht einmal den Namen richtig schreibt, in neuester Zeit veröffentlicht worden. Unter den Persönlichkeiten, mit welchen Eilers in Frankfurt näher bekannt wurde, war auch Herr vom Stein. Eine speciellere Uebersicht des Lebens und Wirkens dieses wahrhaft großen Staatsmannes gewann er indeß erst später aus dem Manuscripte der von Stein selbst seiner Pflegerin Schröder (1823) dictirten Lebensbeschreibung, für dessen Sicherheit unser Verfasser später einem ihm ertheilten Auftrage zufolge zu sorgen hatte. Dasselbe ist neuerdings von Pertz in der zweiten Hälfte des sechsten Bandes seines großen Werks veröffentlicht (Beilagen, S. 155—197; vgl. Eilers, S. 300). Als die drei bedeutendsten Männer, welche er auf seinem Lebenswege kennengelernt, nennt der Verfasser Stein, Eichhorn und Schlosser. Aus dem Versuche einer Vergleichung derselben miteinander ergeben sich sehr bemerkenswerthe, überraschende Gesichtspunkte. Schlosser hat für Eilers' Bildungsgang und innere Entwickelung unverkennbar die größte Bedeutung, ihm ist er mit Liebe und Verehrung unwandelbar zugewandt, die Beziehungen zu ihm treten in allen Abschnitten des vorliegenden Theils hervor. Auch der Minister vom Stein hat auf die politische Ansicht, auf die Anschauungen des Verfassers sichtlich eingewirkt; dies ergibt sich besonders aus der episodisch eingereihten Darstellung seines Lebens und Charakters.

Es würde viel zu weit führen, wollten wir auf alle die hervorragenden Persönlichkeiten eingehen, denen der Verfasser bereits in den ersten 30 Jahren seines Lebens begegnet ist. Der meisten hat er nur vorübergehend, obgleich fast immer mit bedeutungsvollen Worten gedacht; ein paar bleiben ungenannt, um Anstoß zu vermeiden, werden aber von einem großen Theile der Leser errathen werden; einige andere erscheinen wiederholt; nicht wenige der hervorragendern oder auffälligen sind mit meisterhafter Hand in bezeichnenden Zügen nach ihrer Eigenthümlichkeit hervorgehoben. In dem Abschnitte über die Universität Göttingen verbreitet sich das Werk weniger über die Personen als über die Zustände. Die Kämpfe auf dem Gebiete des Glaubens und Wissens in der damaligen Zeit, berührt von den hochgehenden Wellenschlägen der politischen Ereignisse, finden in der Darstellung der innern Geschichte eines hochbegabten Jünglings, der diesen innern Bewegungen zum Opfer fiel, eine ergreifende Darstellung.

In die ersten Jahre des Aufenthalts in Frankfurt a. M., wo der Verfasser als Hauslehrer in einer sehr angesehenen Familie vier Jahre lang wirkte, fallen jene politisch aufregenden Ereignisse der Besiegung Napoleon's, der Restauration, des Wiener Congresses. Frankfurt selbst war am Ende des Monats October 1813 auf ein paar Tage in angstvoller Spannung und großer Gefahr. Der Verfasser beschreibt uns das Einrücken des Generals Rechberg am 30. October, dem ganz unerwartet am folgenden Tage Napoleon mit dem ganzen, für eine Stadt wie Frankfurt immer noch gewaltigen Heere folgte. Obgleich soviel als möglich alle Exemplare der am vorhergehenden Tage gedruckten Nummer des „Frankfurter Journal", welche mit lautem Tone die Befreiung Deutschlands und den Untergang des Menschenmörders verkündigt hatte, vernichtet waren, obgleich Napoleon mit einer ergebungsvollen Deputation und seine ermüdeten Krieger mit freundlicher Zuvorkommenheit und Pflege empfangen wurden, konnte ihm doch die vorherrschende Stimmung in der Stadt nicht unbemerkt bleiben. „Er empfing (erzählt der Verfasser) die Deputation mit unerwarteter Milde und Freundlichkeit, ja schien aufgelegt zum Scherzen, indem er ihnen sagte, sie würden nun wol bald englische Waaren und Producte auf offenen Wegen kommen lassen können, fügte aber halb drohend hinzu, sie möchten klüger sein als der General Wrede." Charakteristisch ist folgender Zug: Als Napoleon (am 1. November) Frankfurt verließ, bemerkte er beim Hinabsteigen der Treppe unten eine Dame — es war eine Tante der Frau des Verfassers —, welche die Hände hinter dem Rücken hielt. Er bekam einen Schauder und verlangte mit Heftigkeit, die Dame solle ihre Hände zeigen.

Sowol in Frankfurt als in Bremen wurde der Verfasser in den ersten Familien heimisch und durch seine Lehrthätigkeit mit dem Familienleben, mit den kirchlichen und sittlichen Zuständen, sowie auch mit der Natur des Handels und Verkehrs, mit den Gestaltungen der Gesellschaft und des Lebensgenusses in beiden Städten genau bekannt. Seine Darstellung öffnet unter Anderm tiefe Blicke auf den ganz verschiedenen Charakter der Handelsthätigkeit in Frankfurt und in Bremen. In Frankfurt werden große Vermögen durch Summirung kleiner Gewinne, durch angestrengten Fleiß, durch Vorsicht im Creditiren und durch Schießen der Vögel im Fluge, wie es der frankfurter Kaufmann nennt, gewonnen und erhalten; diese Art kaufmännischer Thätigkeit gibt dem Geiste eine gewisse Gebundenheit. Es ist ein ewiges geschäftliches Denken, Fürchten, Hoffen und Speculiren. Die Geschäfte des bremer Großhändlers dagegen sind einfach; hier steht der Colonialhandel obenan, der seine Speculationen auf bestimmte Producte richtet, deren Ursprung und Vertrieb er genau kennt. Aus beiden Städ-

ten führt das vorliegende Buch eine Reihe sprechender und charakteristischer Personalitäten vor, darunter auch wol einige von genreartigem Gepräge. Tief und sinnvoll sind die Bemerkungen über die Frauenwelt der höhern Kaufmannschaft, besonders in Bremen, wo der spätere göttinger Philosoph Herbart, der als junger Mann dort längere Zeit lebte, die wißbegierigen bremer Frauen durch Vorlesungen stark angeregt und etwas Doctrinäres in sie gebracht hatte, was dann durch Umgang mit geistreichen Männern erhalten und genährt worden war. Dazu kam noch die pädagogische Begeisterung für Pestalozzi'sche Ideen. So war der höhern Frauenwelt in Bremen „das Herz fast zu voll von der Erziehung des Menschengeschlechts zum edelsten Leben in Familie, Staat und Kirche. Sie studirten förmlich Pädagogik und vaterländische Geschichte und sprachen darüber mit den Lehrern mit einer Einsicht und Zuversicht, wie ich es nirgends gefunden habe." Aber sie sprachen auch unter sich nie von Haushaltungsangelegenheiten, von Tugenden oder Untugenden der Dienstboten u. dgl. Bemerkenswerth ist, daß jene Ideen eine wissenschaftliche Form angenommen hatten und von Sentimentalität fern waren, sodaß Dräseke durch einen „weibleinthränenerregenden" pädagogischen Vortrag völlig Fiasco machte und unser Verfasser veranlaßt wurde, in einer Gegenrede die ernste Seite der Erziehung hervorzuheben. Unter den bekanntern Personen, mit welchen der Verfasser in engen Verkehr kam und die er seinen Lesern demzufolge in ihrem äußern Erscheinen und innern Leben näher darstellt, nennen wir den Bürgermeister Smidt, hochverdient als Staatsmann, den Senator Gildemeister (Neffe Kotzebue's), Pastor Menken und Dr. Albers.

Zur Bezeichnung der politischen Ansichten des Verfassers möge folgende Stelle dienen:

Aus den Kämpfen jener stets wachsenden, nimmer ruhenden patriotischen Partei mit den Regierungen des Pariser Friedens und des Wiener Congresses lassen sich alle Erscheinungen, alle Bewegungen auf dem politischen Gebiete von den demagogischen Umtrieben an bis zur Revolution von 1848 hin erklären; denn sie sind alle aus dem Widerspruche der politischen Ideen, die während der drei letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts fast alle Ueberzeugungen in ihren Kreis gezogen und durch die Freiheitskriege eine gewisse Berechtigung erlangt hatten, mit den Principien des neu sanctionirten alten Staatsrechts und deren oft nur zu schroffen und rücksichtslosen Anwendung hervorgegangen. Alle die Jahrgänge der augsburger „Allgemeinen Zeitung" und einiger andern liegen gleichsam aufgeschlagen vor mir, ich habe einen großen Theil der politischen Schriften, die seit 1815 erschienen sind, gelesen, ich habe in jüngern Jahren selbst an den Bewegungen thätigen Antheil genommen, stets kämpfend auf der conservativen Seite gegen alle Extreme, und habe endlich in den letzten acht Jahren meiner amtlichen Wirksamkeit die wichtigsten und heiligsten Angelegenheiten der Nation mit dem erfahrensten, besonnensten und freisinnigsten Staatsmanne Deutschlands durchsprochen. Das Ergebniß von allem Diesem ist die Ueberzeugung, daß jene Ideen so sehr in Saft und Blut des deutschen Volks eingedrungen sind, daß sie nur mit dem Untergange desselben getödtet werden können; daß dagegen die erhaltende und schützende Kraft einzig und allein in dem monarchischen Princip liegt, welches nicht seinen Willen zum Gesetz, sondern die gleiche Gerechtigkeit für Alle und das wahre Wohl Aller zu seinem Willen und zum Gesetz macht und hiernach den Organismus der Regierungs- und Verwaltungsthätigkeiten einrichtet; daß aber, wenn die physischen Ausfüllungen der monarchischen Idee die Personen der Könige und Fürsten, die heilige Macht der Souveränetät zu einem Privateigenthum herabwürdigen und in autokratischer Verstocktheit thatsächlich entheiligen, wie das früher geschehen ist, daß dann neue Umwälzungen, schlimmer vielleicht als alle frühern, unausbleiblich sind. Es ist in der That zu beklagen, daß die Schriftsteller und Sprecher der Ungerechtigkeit doktrinärer Systeme einer Verständigung im Lichte der unparteiischen Geschichte fortwährend entgegenarbeiten und, indem sie mit ihren sogenannten consequenten Grundsätzen gegeneinander stoßen, das Feuer mehr schüren als dämpfen.

Wenn die extremen Parteisprecher auf beiden Seiten in den Kammern das ganze Volk vor sich hätten und sehen könnten, welchen Eindruck ihre Reden machen, sie würden vor Scham und Schrecken zu Boden sinken und es gar nicht einmal versuchen, sich durch die Logik ihrer Reden zu rechtfertigen. Wenn unsere dreifach examinirten Regierungs- und Verwaltungsbehörden wüßten, wie viel Verstand in Bürgern und Bauern ist, sie würden so große Misgriffe nicht machen, als man ihnen seit 40 Jahren in allen deutschen Landen gemacht zu haben schuldgibt.

Doch wir müssen schließen, wie Vieles sich auch noch über das vorliegende Buch sagen ließe. Es ist unmöglich, die bunte Mannichfaltigkeit der nach den verschiedensten Seiten hin anziehenden Mittheilungen historisch-politischen, kirchlich-religiösen und pädagogischen Inhalts in der Kürze wiederzugeben. Gewiß aber läßt sich erwarten, daß die folgenden Theile an Interesse steigen werden, je näher sie unsern Tagen kommen. Wir sehen zuvörderst dem zweiten Theile, der die zwanzigjährige Wirksamkeit in der Rheinprovinz und zuverässig ebenfalls nicht blos äußere Eindrücke, sondern auch treffende Blicke und selbst Forschungen umfassen wird, mit lebhaftem Verlangen entgegen. 93.

Neue Dichtungen.

1. Robert und Guiscard. Von Joseph von Eichendorff. Leipzig, Voigt und Günther. 1855. 16. 15 Ngr.
2. Ludwig Capet. Ein historisches Gedicht von Adolf Schults. Elberfeld, Bädeker. 1855. Br. 8. 1 Thlr.
3. Gedichte von Emil Rittershaus. Elberfeld, Bädeker. 1855. 24. 1 Thlr.
4. Gedichte von einem Kurländer. Mitau, Reyher. 1854. 16. 20 Ngr.
5. Aus voller Seele. Gedichte von Curt Oswalt. Dresden, Adler und Dietze. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.
6. Engelhart und Engeltrut. Ein Gedicht von R. Hocker. Trier, P. Braun. 1855. 32. 15 Ngr.
7. Legenden von Karl Simrock. Trier, Weber. 1855. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Freiherr von Eichendorff, der in seiner Jugend den Sonnenschein und Vögelgesang, die heitere Welt des tendenzlosen Müßiggängers so unnachahmlich gefeiert, wird in seinen alten Tagen in Prosa und Versen ein Mann der Tendenz, und wie er in kritischen Aufsätzen gegen die protestantische Entwickelung der Literatur und das moderne Heidenthum zu Felde zieht, so legt er auch seine poetische Lanze gegen den Paganismus und die Revolution ritterlich ein. Doch war er im Kampfe mit dem Drachen des Heidenthums, den er in „Kaiser Ju-

lian" ausfocht, glücklicher als in seinen poetischen Angriffen auf die revolutionären Principien, welche seine neue Dichtung „Robert und Guiscard" enthält. Die Französische Revolution ist überhaupt für eine romantische Behandlung wenig geeignet, denn die geschichtlichen Zwecke, die sie verfolgte, waren so klar und bestimmt, ihre Hauptgestalten sind so scharfcharakteristisch, daß für die romantische Schattenhaftigkeit der Schilderung wenig Platz bleibt. Wenn Eichendorff dennoch in gewohnter Weise seine traumhafte camera obscura mitten in das Getümmel der Schreckenszeit hineinstellt, so können wir von Hause aus überzeugt sein, daß wir nur eine kleine Tendenznovelle in Versen erhalten, zu der die geschichtliche Bewegung den grellbeleuchteten Hintergrund hergibt, während die Motive der Handlung aus dem üblichen Kreise romantischer Erfindung hergenommen sind. In der That sind die Motive verbraucht genug. Zwei feindliche Brüder, der eine, Guiscard, ein Anhänger des Königthums, der andere, Robert, ein Anhänger der Freiheit, kämpfen miteinander, sterben, leben wieder auf in der bunten Weise der Träume. Die Errettung Guiscard's durch seine verkleidete Geliebte ist in mislicher Weise romanhaft, denn wo gäbe es einen Ritter- und Räuberroman, in welchem nicht Aehnliches vorkäme? Die Verknüpfung des Ganzen ist so locker wie möglich. Den Freiheitsmann ereilt die Nemesis. Nachdem er die Tuilerien stürmen half, fällt er als Opfer eines Bauernaufstandes. Der Legitimist schließt eine Misheirath und lebt als „hoher Greis" mit seiner Frau im schönen deutschen Heidelberg, zu dessen Feier der Dichter am kräftigsten in die Saiten greift. Die beiden feindlichen Brüder finden natürlich Gelegenheit, ihre Principien scharf auszusprechen. Guiscard sagt:

> . . . ein Haufen Krämer, Schreiber
> Schwingt seine schmier'gen Mützen in die Luft,
> Voran Gelehrte und ästhet'sche Weiber,
> Und Jeder schreibt und weiß nicht, was er ruft;
> Nur drauf und dieses Don-Quixote's Mähre
> Sinkt vor der Lanze ritterlicher Ehre.

Darauf entgegnet Robert:

> Vergebens fabelt ihr von Frau'n und Schreibern,
> Nein, mit Gedanken heißt's zum Kampfe geh'n,
> Die immerdar aus der Erschlag'nen Leibern,
> Ein unsichtbarer Heerbann, neu ersteh'n.
> Von Menschenadel geht durchs Volk ein Ahnen,
> Der älter ist als uns're ältsten Ahnen.
>
> Unadlig ist's, den Löwen an der Mähne
> Zu zupfen, der schmachvoll in Ketten hängt,
> Gereizt wird er zur furchtbaren Hyäne,
> Die ihre rostzerfress'nen Ringe sprengt
> Und alle Leichen auswühlt aller Grüfte,
> Daß nicht ihr Pesthauch, was noch lebt, vergifte.
>
> Wollt ihr die Ersten sein, zeigt euch als solche,
> So haben eure Ahnen einst gethan,
> Erwürgt der alten Nacht geschwoll'ne Molche,
> Brecht selbst den Morgen an und löst den Bann,
> Wie's Rittern zukommt der gefang'nen Dame,
> Die Zukunft ist ihr Reich, Freiheit ihr Name.

Dieser Principienkampf ist offenbar die Seele der Dichtung; desto mehr tritt die Unangemessenheit der Behandlungsweise hervor und zeigt die Unfähigkeit der Romantik, einem historischen Stoffe gerecht zu werden; denn Eichendorff schwelgt in einer Naturmalerei, welche das geschichtliche Leben, das charakteristische Element, die großen Conflicte der Zeit ganz unverhältnißmäßig überwuchert. Seine Charaktere sind Träumer; sie handeln meistens bewußtlos, wie Nachtwandler und Gespensterseher. Dies Dämmerleben aber thut am hellen Tage der Geschichte nicht wohl, und die Schilderung der romantisch verzauberten Natur, so lieblich und schön einzelne dichterische Bilder sind, läßt uns niemals zu einer Stimmung kommen, welche mit den wilden und großen Thaten und Begebenheiten harmonirt. Alles „träumt" bei Eichendorff; über Alles streut er den romantischen Mohn. Dies wird zuletzt zu einer Manier, die Alles gestaltlos verschwimmen läßt; „der Wald träumt von der Nacht", der Schmetterling zieht

> Wie bunte Blüten, die der Wind verwehte,
> Selbst träum'risch" über die verträumten Beete.

Die Rose, Tulpe und Malve lassen ihr „Träumen"; das Schloß „träumt" von der vergangenen Pracht, der Fischernachen sogar schankelt sich „träumerisch" zwischen dunklem Ried. Abgesehen von dieser Manier, welche aller Plastik Hohn spricht, finden sich einzelne anmuthige Schilderungen in dem Gedichte, das überhaupt in fließenden Versen und in Einem Gusse geschrieben ist.

Mehr Ernst mit geschichtlicher Auffassung der Revolution macht ein junger Poet aus dem Wupperthal, Adolf Schults, in seinem „Ludwig Capet", einem Gedichte, das einen bedeutenden Fortschritt gegen den „Martin Luther" desselben Autors bekundet. Dort störte uns eine oft grobe Holzschnitzerei in der Form und manche mitunterlaufende Trivialität im Inhalte, manche banale Gesinnungsphrase; hier finden wir in der Form meistens ein harmonisches Gleichmaß gewahrt und im Inhalte das Bestreben, den bedeutenden geschichtlichen Perspectiven gerecht zu werden, Charaktere und Begebenheiten mit objectiver Treue zu schildern. Dennoch ist das Ganze zu skizzenhaft gehalten. Der Verfasser wollte uns zu viel geben, die ganze Revolution in nuce. Er benutzt jede Gelegenheit, und wäre es ein an der Wand hängendes Bild oder ein Spaziergang auf der Straße, um uns Porträts von Revolutionsmännern zu geben, welche in die Handlung weiter gar nicht eingreifen. Und diese Porträts sind so lyrisch gehalten, daß sie uns das historische Bild nur in ganz abstracten Umrissen geben. Dies gilt besonders von Mirabeau, Danton, Camille und Marat, deren Studienköpfe im Vorübergehen an die Wand gezeichnet werden, während Robespierre, Vergniaud und Barbaroux wenigstens für Träger der im Gedichte vorgehenden Handlung gelten dürfen. Auch Bonaparte fehlt nicht, welcher der Hinrichtung des Königs als fernab haltender Reiter auf hohem Rosse beiwohnt. Dies gibt ebenfalls mehr eine historische Per-

spective als ein poetisches Bild. Wol kann ein Dichter, der eine wahrhaft poetische Intuition besitzt, mit wenigen martigen Zügen ein Bild, einen Charakter so zeichnen, daß er ihn unauslöschlich in die Seele prägt. Doch dazu gehört eine originelle Kraft, die wir bei Schults vermissen. Von Mirabeau heißt es:

Und sieh! Weß ist die Büste dort, verschleiert?
Er tritt hinzu — ha! das ist Mirabeau!
Ein Heros jüngst, vergöttert und gefeiert,
Vor dessen Nah'n die alte Zeit entfloh;
Der neuen Zeit gewalt'ger Riesensohn,
Der Erstlingssohn der Revolution,
Der wie ein Atlas die verjüngte Welt
Auf seiner Schulter trug, ein eh'rner Held u. s. w.

Das sind lauter abstracte Begriffe: Heros, Held, Riesensohn, Erstlingssohn, den mythologischen „Atlas" nicht ausgenommen. Man sieht, dem Dichter schweben die verschiedenen Qualitäten des Mannes vor, aber er ordnet sie nicht zum Bilde, am wenigsten durchdringt er sie mit schlagender charakteristischer Kraft. Dies ist ein „zusammengelesener" Mirabeau, kein poetisch dargestellter. Auch Marat, der so „hinkend" dort „gegangen" kommt, der „vulkanische Mann", ist wol als „Schlammvulkan" mit einem Witzworte nicht unrichtig charakterisirt, aber wir erhalten auf der ganzen vorhergehenden Seite nur eine Schilderung seiner Principien; seine Gestalt, der „ganze Mensch" tritt nicht als energisches Bild vor unsere Seele. Auch am Schlusse des Gedichts stört es, daß Napoleon der „Erbe der Revolution" genannt wird. Der Dichter muß sich vor solchen landesüblichen Wendungen hüten; denn gerade vom Dichter verlangen wir die schöpferische Kraft, welche in Gedanken und Ausdruck wahrhaft Neues bringt. Der Schwerpunkt der Dichtung ruht offenbar auf den rührenden Familiengruppen im Gefängniß, über denen eine milde dichterische Beleuchtung schwebt. Die Anekdoten, welche die Geschichte, der Roman und Lamartine's zwischen beiden in der Mitte stehende „Girondins" bieten, sind mit solchem Glücke verwerthet, daß uns das Charakterbild des Königs ebenso wie das der Königin in lebendiger Weise vor die Augen tritt. Auch die Rose von Malesherbes und der Marseiller Barbaroux bilden eine anmuthende Episode. Die Sprache ist zwar nicht ganz frei von Gemeinplätzen, aber sie verfällt doch nie in vollkommene Trivialität und erhebt sich an einzelnen Stellen zu Adel und Wärme der Darstellung:

Indeß Malesherbes bei seinem König weilt,
Des Greisen Kind geheim zur Mutter eilt;
Denn tief im Herzen jammert ob dem Loose
Der hohen Frau die edle blasse Rose.
Sie muß sie seh'n, sie muß die Hand ihr küssen,
Der hohen Frau, die soviel dulden müssen.
Sie eilt, sie naht: dort ist der Fürstin Thür!
Sie pocht — doch lauter pocht's im Busen ihr.
Und wie sie nun zur Fürstin trat hinein,
Die mißt mit stolzem Blick das Mägdelein:
„Wer bist du und was suchest du bei mir?"
Die Ros' erbebt ob solcher Frage schier.
Ihr Herz ist voll; doch weiß sie nichts zu sagen,
Sie muß beschämt das Auge niederschlagen.
Und ungeduldig wieder fragt die Frau:
„Wer bist du, sprich?" — der Fürstin Ton ist rauh.
Da spricht das Kind: „Mein Vater ist Malesherbes,
Ich kam zu küssen meiner Fürstin Hand!"
Und wieder stockt sie; aber stolz und herbe
Und kalt wie Eis spricht jene: „Ei charmant!
So küsse sie, mit diesen Lippen thu's,
Die oft geküßt die Lippen Barbaroux's.
Ja, Barbaroux! denkst du, ich kenn' ihn nicht?
Ich weiß, ich weiß, er sitzt im Blutgericht!
Wohlan, so küsse doch die Hand, nimm hin
Und sieh, ob ich nicht mild und gnädig bin:
Die Bräute derer, die mich blutig hassen,
Zum königlichen Handkuß zuzulassen?!"
Und bitter lacht die Fürstin bei dem Wort —
Geknickt, gebrochen wankt die Rose fort.

Ein anderer junger Poet des Wupperthals, wo die Dichtkunst unter Industrie und Pietismus lustig aufzustreben scheint und noch dazu in einer Richtung, welche an die Devisen der politischen Lyrik anknüpft, ist Emil Rittershaus, dessen „Gedichte" die Poesien von Adolf Schults in formeller Beziehung übertreffen. In der That begegnen wir nirgends einer Geschmacklosigkeit der Form und höchst selten einer Härte des Ausdrucks in dem elegant ausgestatteten Bändchen; an einzelnen Stellen spricht uns harmonische Rundung und ungetrübte Klarheit des Gedankens an; die Tüchtigkeit und der Ernst der Gesinnung berührt uns wohlthuend: aber eine distinguirte dichterische Physiognomie ist auch in diesen Poesien nicht zu erkennen. Möglich, daß die Jugendlichkeit des Dichters ihn zu sehr in den Strom idealer Allgemeinheit hineinführte und daß später schärfer die bestimmten individuellen Züge hervortreten werden, welche einem modernen Dichter unentbehrlich sind, wenn er nicht wieder unter der Masse verschwinden soll. Doch geht auch schon aus dieser Gedichtsammlung hervor, daß wir es hier mit einem Talente zu thun haben, nicht mit einem Dilettanten, welcher die Sprache für sich dichten läßt. Besonders versteht es der Poet, den Beziehungen des Naturlebens und der Gemüthswelt neue Seiten abzugewinnen, und gerade einige der kleinsten Gedichte sind so schön empfunden und klar ausgesprochen, daß wir in ihnen eher eine Bürgschaft für das Talent des Autors finden, als in manchen größern, in denen es sich mit mehr Pomp in Scene setzt, z. B.:

Trübe Weltanschauung.

Das Leben wird trübe und trüber!
So seufzest und klagest du gern.
Die Wolken, sie ziehen vorüber
Und ewig strahlet der Stern.

Die Freude, o nenn' sie nicht Schimmer!
Nur froh dem Geschicke vertraut!
Du hast nach den Wolken nur immer
Und nie nach den Sternen geschaut.

Ein liebliches Naturbild gibt das Gedicht:

Heimweh.

Die holde, liebe Nachtviole,
Sie ist ein Kind der fremden Zonen,
Wo bunte Papagein sich wiegen
In schlanken, grünen Palmenkronen.

Sie öffnet in der Nächte Schweigen
Den duft'gen Kelch, den thauig-feuchten,
Weil dann die gold'nen Sonnenstrahlen
Der fernen Heimat Flur beleuchten.

Sie wärmet nicht des Südens Sonne;
Sie schaut empor zur Himmelsferne
Und klaget, denn die Sterne droben
Sind nicht die hellen Tropensterne.

Sehr ansprechend sind ferner einige sociale Lebensbilder, dichterische Porträts, wie z. B. „Die alte Jungfrau", „Der alte Soldat" und andere, denen wir den Vorzug vor den „Balladen" des letzten Abschnitts einräumen müssen; die „Erotischen Lieder" sind meist sangbar und melodisch, die „Nachklänge der Freiheitszeit" dagegen zu abstract gehalten. „Welt und Seele" bietet manche sinnige Reflexion, die mit Glück an ein Naturbild anknüpft, z. B.:

Die Wasserrose.

Seh' ich die Wasserrose schwanken
Auf silberklarer Flut,
So frag' ich nach dem Schlamme wenig,
Darin die Wurzel ruht.

Verwelken müßt' in Gartenbeeten
Das Blumenkind der Flut.
Zu tief in manche Brust zu schauen
Ist nun und nimmer gut.

Die Welt- und Lebensanschauung des Poeten tritt gerade in diesem Abschnitte am schlagendsten hervor. Er gibt bösen, trüben Träumereien nicht Gehör; denn wir leben, um zu leben, um beglückt zu sein; die Entwickelung der Welt geht im Kreise:

Es zieht die Erde ihre Bahn;
Von wo sie ausging, kommt sie an;
Und also alle Sterne reisen,
Denn Alles, Alles geht in Kreisen.

Es reift das Kind zum Mann geschwind,
Der Mann wird Greis, der Greis wird Kind;
Den müden Leib empfängt die Erde,
Auf daß der Staub zum Staube werde!

Fort strebt die Welt, der Riesengeist;
Sie geht im Kreis, wie Alles kreist.
Habt ihr vom Paradies gelesen?
Die Welt wird einst, was sie gewesen.

Der Dichter will „dem Gedanken" ein Streiter sein; er feiert die „Wonne der Erkenntniß", die selige Lust der Freiheit und ruft mit vollem Rechte am Schlusse aus:

Tag wird's in den Landen werden,
Ist es in den Herzen Tag!

Diese Klänge „aus dem Wupperthale" sind um so erfreulicher, je überraschender sie gerade von dorther kommen. Rittershaus feiert auch sein Heimatthal. Er gibt zu

daß Nacht und Trug
In ihm die Segel frei entfalten,
Doch gibt's der Seelen auch genug,
Die zu des Lichtes Fahnen halten.

Er feiert die junge Dichterschule „von der Wupper", die echten Priester der Kamönen, Schults und Röber, und wir wollen dieser freundschaftlichen Begeisterung, wenn sie auch allzu kräftig in die Saiten greift, gern ihr Rechte lassen. Möge die Poesie zwischen den Leinwandbleichen der Wupper und den Conventikeln der Pietisten fröhlich erblühen und neben den Missionstractätlein auch manches freie Blatt von dort in die Lande flattern lassen, eine Taube mit dem Oelzweig, welche Kunde gibt, daß sich „die Wasser" allmälig verlaufen und wieder die feste schöne Erde zum Vorschein kommt!

Die „Gedichte von einem Kurländer" mögen zum Beweis dienen, daß auch dort im Arndt'schen „deutschen Vaterlande", bei den äußersten östlichen Vorposten deutscher Sprache und Bildung, die Poesie nicht vergessen wird. Es ist freilich nur ein poetisches Schilderhäuschen, das wir hier vor uns sehen, mit bekannten Farben angestrichen; aber der Dichter hält doch Wache bei dem Palladium jener künstlerischen Form, das unsere Classiker uns erobert. Sonst haben diese Gedichte keinen besonders hervorstechenden Charakter und bewegen sich in einer Gefühlswelt, die theils wenig Neues bietet, theils eine allzu sentimentale Färbung hat. Das Reich der Gedanken und die Geschichte wird nirgends berührt — das spricht für die gedrückte Stimmung der engern Heimat, welcher der Dichter angehört.

Die Gedichte von Curt Oswalt: „Aus voller Seele", tragen ebenfalls kein besonderes charakteristisches Gepräge; es sind Sprachstudien, denen oft ein glücklicher Wurf gelingt. Ueberdies fühlt man es ihnen an, daß sie wahrhaft empfunden sind und wirklich „aus voller Seele" kommen. Doch dies reicht nicht aus, ihnen einen höhern künstlerischen Werth zu geben. Das Ueberströmen der „vollen Seele" schafft noch kein Kunstproduct. Fülle, Wärme, Glut der Empfindungen dürfen zwar keinem Dichter fehlen, aber zum Dichter macht ihn erst die Gabe, diesen Empfindungen einen künstlerisch schönen, einen originellen Ausdruck zu geben, ihnen das Siegel einer bedeutenden Individualität aufzudrücken. Möglich, daß der junge Dichter auch dies höhere Ziel erreicht, denn es fehlt ihm weder an Wärme der Empfindung noch an Sprachgewandtheit; aber diese ersten Gedichtsammlungen, in denen man sich jugendliche Erlebnisse von der Seele schreibt, sind noch zu sehr von künstlerisch unverarbeiteten Eindrücken abhängig. Wer die Bäume nach einem Frühlingsgewitter schüttelt, dem fallen nur Tropfen, keine Früchte herunter! Was aber mehr der epischen Dichtweise angehört, die Balladen und Romanzen, das klingt wieder allzu sehr an romantische Muster an. Die Nixen spielen eine zu große Rolle darin, und es ist zu befürchten, daß, wenn der poetische Froschlaich der „Undine" in gleicher Weise wie bisher fortwächst, nicht blos Fischerknaben, Ritter, Sänger, sondern unsere ganze Poesie ins Wasser gezogen werden wird. Unter den „Liebesgedichten, Träumen und Bildern" in dieser Sammlung findet sich indeß manches Ansprechende, und zum Beweis, wie Curt Oswalt die Sprache melodisch zur Trägerin einer Stimmung zu machen und diese Stimmung wieder in einem klaren, anmuthigen Bilde festzuhalten

weiß, theilen wir die folgende Barcarole mit, die zu den besten Gedichten der Sammlung gehört:

Schaukle, Gondel, schaukle
Durch das Meer,
Leichte Welle, gaukle
Um mich her.
Mir ist ums Herz so heiter;
Ertöne, Saitenspiel!
Mein Ruder, treib' mich weiter
Zum nahen Ziel!

Schau, was doch die Sterne
Silbern glüh'n;
Möchten freilich gerne
Mit mir zieh'n.
Dort lauscht die Liebevolle
Im buschumkränzten Haus,
Beim Klang der Barcarole
Tritt sie heraus.

Freundlicher Geselle,
Voller Mond,
Der dort oben helle
Lachend wohnt,
O leih' mir deinen Schimmer
Auf nachtumhüllter Flut,
Du warest ja doch immer
Verliebten gut.

Traue nicht der Glatten
Falschem Sinn,
Suche dort die Schatten,
Sie und ihn!
Dort hinter der Gardine
Treibt sie verliebten Scherz —
Zerbrich, o Mandoline,
Zerbrich, o Herz!

„Engelhart und Engeltrut" von R. Hocker behandelt einen mittelalterlichen Sagenstoff und zwar in jener für unsere Zeit ziemlich veralteten Weise, welche die Wendungen der Sprache selbst den altdeutschen Meistern nachahmt und dem Pegasus zu seinem Trabe Ofterdingen's und Eschenbach's verlorene Hufeisen anschlägt:

Der König hielt in Ehren
Das Freundespaar auf's best';
Er schenkte reiche Wehren
An seine lieben Gäst';
An Kleidern und an Spangen
Sie wurden überreich;
Worauf nur ihr Verlangen,
Das wurde ihnen gleich.

Wir haben aufs Gerathewohl den ersten besten Vers herausgegriffen, um die sprachliche Form dieser Dichtung zu charakterisiren, welche für unsere Zeit doch fast nur wie poetisches Kinderlallen klingt. Dabei sind die eigentlichen Angelpunkte der Handlung so wenig hervorgehoben, daß man sich nur mit Mühe über den Zusammenhang des Ganzen orientirt. Hierzu kommt, daß die Katastrophe unserm Empfinden widersteht, indem die Freundschaft auf eine Höhe hinaufgeschraubt ist, wo sie abenteuerlich und unsinnig wird. Daß hinterdrein ein Wunder geschieht, um die Sache wieder ins Gleiche zu bringen, kann uns mit der That selbst nicht versöhnen. Daß ein Freund sein Leben dem andern zum Opfer bringt, das ist eine Höhe der Freundschaft, an welche wir durch Sagen des Alterthums gewöhnt sind. Daß aber ein Freund seine eigenen Kinder zum Opfer bringt, um das Leben des Freundes zu retten: das ist eine unnatürliche Uebertreibung, und es zeigt sich auch hierin, wie das Mittelalter das gesunde Maß des Empfindens verloren hatte und die formale Treue hoch über den sittlichen Inhalt stellte. Das Verhältniß eines Vaters zu seinen Kindern ist viel sittlicher und tiefer begründet als irgendein Freundschaftsband, und wenn der Witz des Zufalls mich in eine Collision bringt, in welcher ich mein gegebenes Wort nur durch eine nichtswürdige Gräuelthat lösen kann, so werde ich eher mein Wort brechen als die Gräuelthat begehen. So denkt gewiß die geläuterte Sittlichkeit, welche jene Ueberschwänglichkeit der ritterlichen Loyalität, die ins Unmenschliche und Barbarische ausartet, aufs entschiedenste zurückweist. Barbarisch aber ist es besonders, wenn der Freund, dem zuliebe ein solches Molochsopfer gebracht ist, hinterdrein der That seine gemüthlichen Lobsprüche ertheilt. Man lese in „Engelhart und Engeltrut" die betreffende Stelle. Der Freund ist schwer erkrankt, nur durch das Blut von Kindern zu retten; er verlangt das Opfer vom Freunde zur Erfüllung des gegebenen Gelübdes als dankbaren Gegendienst. Der Vater sträubt sich natürlich anfangs, seine eigenen Kinder zu morden; doch der Freund hält ihm darauf folgende Rede über die „Treue":

Das Wort des Mannes stehet
Als Fels im wilden Meer;
Kein Hauch ist's, den verwehet
Ein bloßes Ungefähr,
Kein Rohr ist's, das sich beuget
Des Lebens wildem Sturm,
Kein Halm ist's, der sich neiget:
Im Staube kriecht der Wurm!

Die echte Treue dauert
Noch über Zeit und Grab,
Ob auch das Leben schauert
Der Freude Blüten ab.
Sie hält trotz allem Leiden,
Sieht auch kein Opfer an:
Leb' wohl, wir müssen scheiden,
Du bist kein treuer Mann!

Diese Rede, in welcher der Mord der eigenen Kinder ziemlich deutlich als ein „bloßes Ungefähr" hingestellt wird, übt eine große Wirkung auf den Andern aus:

Da ist's um ihn geschehen,
Er hebt das scharfe Schwert,
Und mit dem Schlag, dem jähen,
Es durch die Lüfte fährt.
Da rieselt in die Wanne
Der Kinder frisches Blut.
Das that dem kranken Manne
Zur selben Stunde gut,
Er fühlt sich neugehoben,
Gar wunderbar erquickt,
Daß er dem Freund mit Loben
Und Dank die Rechte drückt u. s. w.

Welch ein ritterlicher Kannibalismus!

Was die „Legenden" von Karl Simrock betrifft, so finden wir auch in ihnen des echt Poetischen nicht viel. Es bedarf zu ihrem vollen Genusse eines Standpunkts,

den nur ein Theil des Publicums einnimmt; denn wer diese Ueberlieferungen nur vom dichterischen oder sittlichen Gesichtspunkte aus ansieht, der findet in ihnen zu viel bedeutungslose Aeußerlichkeit, zu wenig Kernhaftes, was den ganzen Menschen zu erquicken vermag. Es ist wahr, wir finden ebenso viel Naives wie Absonderliches darin, das Meiste aber ist einer künstlerischen Läuterung gar nicht einmal fähig. Die Behandlungsweise von Simrock ist zu loben; er läßt die Naivetät der Sagen zu ihrem vollen Rechte kommen und unterbricht sie niemals durch Reflexionen, die freilich auch solchen Stoffen gegenüber über den anzustimmenden Ton in Verlegenheit setzen würden. Ohne geschmacklos zu werden, wie es in der vorhererwähnten Dichtung der Fall ist, sucht Simrock in mancherlei Anklängen dem alterthümlichen Geist, aus welchem diese Sagen entsprungen, auch in der Form gerecht zu werden. In der letzten größern Legende „St.-Sylvester" behandelt er die Nibelungenstrophe, welche Uhland und die schwäbischen Dichter etwas am Spalier gezogen, ganz in der alten, naturwüchsigen Weise. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Strophe durch die großen Freiheiten, die sie gestattet, malerisch wirken kann; aber ebenso wenig darf man verkennen, daß ein metrisch gebildetes Ohr in Verlegenheit kommt, aus diesen willkürlichen sechs Hebungen und Senkungen, wo trochäisches und jambisches Maß bunt durcheinander spielt und bisweilen ein schwerer Spondeus sich mittenhinein schiebt, ein metrisches Grundgesetz herauszuhören. Was den Inhalt der großen epischen Legende betrifft, so erinnert er an das von Heinrich Heine im „Romanzero" geschilderte Wortduell zwischen den Juden und Christen, nur daß bei Simrock Alles sehr ernst aufgefaßt, in der Breite der Behandlung aber entschieden langweilig ist. Dogmatische Streitigkeiten mit der bei ihnen unvermeidlichen Sophistik sind immer unpoetisch. Auf Kaiser Konstantin's Antrieb oder vielmehr infolge eines Schreibens, das seine Mutter Helena, eine große Beehrerin des Judenthums, an ihn erließ, versammeln sich in Rom die erleuchteten Führer der Juden, um ihre Zweifel an der christlichen Offenbarung darzuthun, Zweifel, welche Papst Sylvester alle siegreich widerlegt. Was die Juden vorbringen, sind Fragezeichen des gesunden Menschenverstandes, ungedruckte „Wolfenbüttler Fragmente"; der Papst aber schlägt sie durch theologische Gelehrsamkeit, besonders durch den Hinweis auf die messianischen Verheißungen des Alten Testaments. Das Zünglein der Wage schwankt indeß, da keine Partei für besiegt gelten will. Ein jüdischer Zauberer Zambri will Jehovah's Macht auf einleuchtendere Weise als durch bloße Wortgefechte beweisen; er will den stärksten Stier dadurch tödten, indem er ihm den Namen, der diesem Gott geweiht ist, ins Ohr raunt. Ein wilder Stier wird hereingebracht; der Zauberer flüstert ihm den geheimnißvollen Namen ins Ohr und der Stier fällt todt zu Boden. Allgemeines Staunen der Christen; großer Jubel der Juden. Papst Sylvester aber fragt ihn, ob er ihn auch wieder lebendig machen könne? Tödten könne auch ein böser Geist, aber das Lebenswort stamme von Gott. Zambri pocht auf seine unblutige Fleischerkunst und ersucht den Papst, doch selbst mit der Hülfe seines Gottes den Stier wieder ins Leben zu rufen. Der Papst sträubt sich anfangs gegen diese äußerliche Wunderthäterei, dann aber erfleht er sich diese Gnade von Gott als entscheidendes Beweisstück zur Bekehrung der Juden, und siehe da, der Stier ersteht auf sein Wort von den Todten, und was das Wunderbarste ist, er brüllt nicht einmal, er ist vollkommen sanft und zahm geworden. Nach diesem glänzenden Beweis für die Macht des christlichen Gottes lassen sich alle Juden und auch viele Heiden taufen. Hier ist für die Breite der Form zu wenig innerer Gehalt. In andern Legenden, wie z. B. „Die Felsenkirche zu Oberstein", ist wieder das Burleske in der Motivirung tragischer Handlung störend. Ein Bruder erschlägt den andern, weil dieser ihm einen scheußlichen Kater in den Stiefel gesteckt, während er gerade gegen Katzen einen unbezwingbaren Abscheu hegt. Zur Buße baut der Brudermörder eine Kirche. Andere, wie „Unsers Herrgotts Affe", sind in ihrer Naivetät cynisch; nur wenige so anmuthig wie z. B. „St.-Jiha", oder so schalkhaft liebenswürdig wie „Bamberger Wage":

Zu Bamberg auf des Kaisers Grab,
Der einst der Welt gebot,
Der ihr Gesetz und Rechte gab
Und hielt bis in den Tod,
Ein Denkmal hat man ihm geweiht,
Das Denkmal ist von Stein:
Da thronet hoch Gerechtigkeit;
Die soll auch steinern sein.

Die Wage hält sie in der Hand,
So ziemt's der edeln Frau,
Die gleiches Recht ertheilt dem Land
Und allem Volk genau.
Doch Eins befremdet euch zu seh'n:
Daß, wie sich deutlich zeigt,
Die Zunge, statt gradein zu steh'n,
Sich Einer Seite neigt.

Und eine alte Sage spricht,
So hat man mich belehrt,
Verbürgen kann ich's freilich nicht,
Doch scheint's beachtenswerth:
Wenn einst der Wage Zünglein
Sich mitten inne stellt,
Das soll ein sich'res Zeichen sein
Vom Untergang der Welt.

Drum glaubt nicht, was Propheten lang
Schon in die Welt posaunt:
Es ist zu nahem Untergang
Die Welt noch nicht getaunt.
Posaunen Jerichos, der Schall
Euch viel zu früh entquillt:
Ihr seht ja, daß noch überall
Bamberger Wage gilt.

Rudolf Gottschall.

Der Schweizerchronist Egidius Tschudi.

Egidius Tschudi als Staatsmann und Geschichtschreiber. Ein Beitrag zur Schweizergeschichte des 16. Jahrhunderts von Jakob Vogel. Mit dem lithographirten Bildniß E. Tschudi's. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das patricische Schweizergeschlecht Tschudi, aus dem Lande Glarus stammend — der Stammbaum wird bis zum Jahre 906 hinaufgeführt —, hat bis auf die Gegenwart eine Reihe theils mehr theils minder ausgezeichneter Männer hervorgebracht; man begegnet dem Namen Tschudi auf den Schlachtfeldern des Heldenzeitalters der Schweiz, in den Annalen der Staatsgeschichte und der Diplomatie, sowie in den Reihen der Männer der Wissenschaft; sein Ruhm reicht weit über die Grenzen des Stammlandes hinaus: selbst Peru ehrt in unsern Tagen den Johann Jakob von Tschudi als ausgezeichneten Naturforscher und Reisebeschreiber, während Friedrich von Tschudi's Werk „Das Thierleben der Alpenwelt" mit Recht als eine classische Leistung im In- und Auslande betrachtet wird.

Von den Männern der frühern Jahrhunderte aber, die aus dem Geschlechte der Tschudi stammten, hat keiner eine größere Berühmtheit erlangt als der Schweizerchronist Egidius Tschudi — in der Volkssprache Gilg Sudi geheißen —, dem Johannes von Müller einen so hohen Werth beilegte und dessen Leben Ildephons Fuchs 1805 beschrieb. Da nun in der neuesten Zeit die Autorität dieses Chronisten von Kopp angezweifelt ward und Fuchs den katholischen Standpunkt bei der Beurtheilung desselben zu sehr durchblicken ließ und insbesondere gar Vieles in Bezug auf die einzelnen, dem Egidius Tschudi beigelegten Schriften einer kritischen Prüfung zu bedürfen schien, so unternahm es der Verfasser, nach den umfassendsten und fleißigsten Studien der wissenschaftlichen Welt ein Werk vorzulegen, in welchem die Bedeutung jenes Mannes in ihr wahres und verdientes Licht gestellt werden soll. Und wir glauben den Versuch für gelungen erklären zu müssen; und nicht blos die Schweizergeschichtschreibung, sondern auch die deutsche darf denselben willkommenheißen, umsomehr, da auch er sich als einen Beitrag zur Charakteristik der unbestreitbar höchst merkwürdigen Reformationsperiode kundgibt, einer Periode, von welcher unser Verfasser die würdigste Vorstellung hat und ein ebenso treffendes Bild entwirft.

Die Reformation muß als eine mächtige Revolution in der Entwickelung des Menschengeistes betrachtet werden, als ein Jahrhunderte hindurch sich vorbereitender Umsturz der mittelalterlichen Weltanschauungen und Institutionen; sie gestaltete sich zu einer Emancipation des menschlichen Geistes um, und mit ihr beginnt erst, wie ein französischer Schriftsteller sich sehr wahr ausdrückt, die Geschichte der Ideen des neuern Europa. Die Bewegung des 16. Jahrhunderts ist darum auch nicht ausschließlich das Werk der Reformatoren im engern Sinne des Worts, sondern das Resultat des geistigen Fortschritts der Menschheit überhaupt. Die reformatorische Umwälzung beschränkte sich also auch nicht allein auf das religiöse Gebiet: in allen Verhältnissen des Lebens, im Staat, in der Wissenschaft, in der Kunst zeigte sich während der Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die Neuzeit das Streben nach neuen freiern Formen des Daseins; und die Kämpfe der Gegenwart sind nichts Anderes als die Fortsetzung der geistigen Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts, der Reformationsperiode im weitern Sinne. Diese Anschauungen erleiden aber nicht blos ihre Anwendung auf das Stammland der Reformation, auf Deutschland, sondern auch auf das Vaterland des Verfassers. Auch für die Schweiz war die reformatorische Bewegung ein epochemachendes Ereigniß, weil durch dieselbe die Eidgenossenschaft von dem politischen Schauplatz abgelenkt und in veränderte Verhältnisse hineingedrängt ward. Jene Periode der Schweizergeschichte zeigt ebenso gut als die Geschichte der Deutschen, daß die politischen Ereignisse nur als die Außenseite, die geistige Entwickelung eines Volks dagegen als der eigentliche Kern seiner Geschichte betrachtet werden müsse. Und der schweizerische Geschichtschreiber Schuler hat nicht Unrecht, wenn er sagt: „Die neuern Schweizerlandsgeschichten sind zwar angefüllt mit Erzählungen von Unruhen, Streit und Krieg, aber wie wenig enthalten sie von der innern Lebensgeschichte des Volks und besonders seiner edeln Männer und was sie thaten und wirkten, vom religiös-sittlichen, vom bürgerlichen und häuslichen Leben! Um nur das Reformationsjahrhundert anzuführen, was erzählen sie z. B. von den Jugendbildnern, wie Glarean, Plater, den Kirchenlehrern, wie Bullinger, Borromäus, Valentin Tschudi, Castelberg, Johann von Travers, vom Geschichtschreiber Tschudi und dem Naturforscher Geßner, von Staatsmännern, wie Golder, Amberg, Lussi, Steiger, Roset, Lavater und soviel andern Weisen und Edeln jedes Standes!"

Unter den Jugendlehrern unsers Tschudi bestand sich auch Zwingli; allein dieses Pietätsverhältniß löste sich gänzlich, da der Schüler um keinen Preis den reformatorischen Bewegungen sich anschließen mochte; und er blieb ihnen in der That vorzüglich aus politischen Gründen immer abhold: er kann in dieser Beziehung mit dem Nürnberger Christoph Scheurl II. verglichen werden. Wir lesen in dieser Beziehung bei unserm Verfasser Folgendes: „Egidius Tschudi blieb der katholischen Kirche treu. Darin wurde er nicht blos durch das Vorbild Glarean's bestärkt — dieser behauptete überhaupt unter allen seinen Lehrern den vorwiegendsten Einfluß — sondern seine ganze Geistesrichtung machte ihn zu einem eifrigen Anhänger des alten Glaubens. Tschudi's Herz war empfänglich für alles Große und Schöne, an den Idealen seiner Jugend, an seinem geliebten Lehrer hing er mit aufrichtiger Begeisterung. Die republikanischen Tugenden der alten Griechen und Römer, mit deren Schriften er aufs genaueste vertraut war, erregten in ihm Bewunderung und die Sehnsucht, durch Verdienste um das Vaterland sich dereinst einen Namen zu erwerben. Von dem Wiederaufleben der classischen Studien, von der neuerwachten Thätigkeit auf allen Gebieten des Wissens erwartete auch Tschudi eine Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse. Außerdem besaß Tschudi eine heilige Scheu vor den Formen und Satzungen, welche die Verehrung von Jahrhunderten geheiligt hatte, und das ungezügelte Niederreißen des Alten war in seinen Augen ein ebenso arger Gräuel als die gegenseitigen Befehdungen und Beschimpfungen hadernder Theologen. Was aber unsern Tschudi der Reformation am meisten abgeneigt machte, das war die Trennung, welche dieselbe unter den Eidgenossen hervorrief. Durch gründliche Studien mit der Geschichte und dem Ruhme seines Vaterlandes vertraut und nichts dringender wünschend als die Wahrung der Größe desselben, fest entschlossen, zugleich nach Kräften die Ehren des Schweizerlandes zu erhöhen, sah er durch Zwingli's Beginnen die Eidgenossenschaft in zwei feindliche Lager getrennt und durch gegenseitige Eifersucht in weiterer Kraftentwickelung nach innen wie nach außen gelähmt. Tschudi war allerdings nicht blind gegen die Uebelstände seiner Kirche, aber er wollte keinen gewaltsamen Umsturz der Dinge. Darum erblickte er in seinem ehemaligen Lehrer und Freunde Zwingli den Mann, der die Söhne seines Vaterlandes »zertrennet« und zur Zwietracht verführt habe." Zu diesem Urtheile über Tschudi ist unser Verfasser durch ein sorgfältiges Studium der Schriften und Briefe desselben gelangt.

Was nun unsern Tschudi als Historiker anbetrifft, so hat ihn der Verfasser auf dem hohen Standpunkte einigen neuern Kritikern gegenüber zu erhalten gesucht, auf den ihn schon im 17. Jahrhundert Guillimar und Hottinger und in den beiden jüngsten Jahrhunderten Johannes von Müller, Schiller, Goethe, Meier u. A. gestellt haben: er ist und bleibt eine der ersten und größten, aber auch zuverlässigsten geschichtlichen Autoritäten des Schweizervolks. Höchst verdienstlich ist es aber, daß der Verfasser eine kritische Sichtung von Tschudi's außerordent-

lich zahlreichen Schriften und handschriftlichem Nachlaß vorgenommen und dieses revidirte Verzeichniß derselben seinem Buche beigegeben hat. Der bei weitem größte Theil von Tschudi's Schriften befindet sich in St.-Gallen, wo bekanntlich so viele andere werthvolle Literaturschätze liegen. Der Verfasser hat übrigens sein Buch seinem Lehrer Hottinger, Professor in Zürich gewidmet: der Lehrer darf sich dieses Schülers freuen.

94.

Ein Seelengemälde. Von E. Merx. Drei Bände. Königsberg, Samter. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wo auf dem Gebiete der Geistescultur eine Idee hervortritt, welche dem Bekannten und Gewohnten eine neue Bahn eröffnet, da bleibt auch der Kampf nicht aus. Nicht allein Männer, die sich berufen erachten, für das Bestehende in die Schranken zu treten, nicht allein eine strebende Jugend, die an der neuen Idee ihre blühende Kraft entwickelt, eilen dem Kampfplatze zu, sondern auch Jene, die still daheim in sich selbst eifrig einem verläßlichen Halt nachstreben, sind nicht selten einem, vielleicht dem schwersten Kampfe verfallen, und wie Viele mögen demselben erliegen! Aber das ist nun einmal nicht anders. Die Ideen wandeln schonungslos ihre Bahn, unbekümmert um den Einzelnen, den sie mit sich fortreißen oder zertreten. Es ist von gewisser Seite betrachtet wirklich recht human, die in sich selbst Ringenden beschwichtigend darauf hinzuweisen, daß sie bisher doch ganz glücklich mit dem beschiedenen Theil gewesen und damit auch wol bis zum Lebensende ausreichen würden; überhaupt auch sei es am gerathensten, Männer von Fach die Sache austragen zu lassen, wo dann immer noch Zeit bleibe, das beste Theil zu erwählen. Dergleichen gutgemeintes Bereden ist jedoch meistens da verschwendet, wo es sich um eine Entscheidung im Conflict zwischen Glauben und Wissen handelt. Jener ist älter als dieses, und die Form, in welcher er ausgesprochen werden soll, ist mit dem bürgerlichen und staatlichen Leben nun einmal so verwachsen, daß es nicht etwa ein Ehrenpunkt, sondern viel mehr noch eine Gewissenssache geworden ist, nicht daran zu rütteln. Dennoch rüttelt die Wissenschaft daran, und trifft sie damit auf einen Mann, so mag dieser sehen, wie er den Glauben oder das Wissen bewältigt. Ihm bleiben ja Mittel genug, auf irgendeiner Seite sich oben zu erhalten, und vermag er das nicht, so war er vielleicht ein Schwächling. Anders steht es mit der Frau. Ihre Stellung in der Gesellschaft, ihre Lebensaufgabe ist eine durchaus andere. Das lebt auch mehr oder weniger klar in ihrem Bewußtsein, und darum ist es trotz allen Emancipationen immer noch eine Seltenheit, Frauen vom Strudel jener Kämpfe hingerissen zu sehen. Da wo es geschieht, sind unter zehn Frauen neun verloren; sie sind ausgestoßen, denn sie passen nirgends hin, und stehen sie, wie gewöhnlich, gar im Verdacht der Genialität, so sind sie noch schlimmer daran, denn Genialität kommt bekanntlich selbst dem Manne meistens theuer genug zu stehen. Eine Frau aber, mit diesem Uebel behaftet, thut am besten, sich nach einer lebenslänglichen Quarantäne umzusehen.

Die Verfasserin des vorliegenden Buchs, schon durch frühere Schriften bekannt, führt uns eine solche Frau vor. Ihre Geschichte beginnt mit dem zweiten Bande. Der Vater, ein polnischer Edelmann, findet seinen Untergang in den Bestrebungen, das russische Joch zu sprengen. Die Mutter, eine deutsche Sängerin, ist damit an ihre frühern Triumphe verwiesen, und das Theaterpublicum ist noch immer ein dankbares. Da ist ihr das Kind unbequem. Kamilla wird einer berliner Erziehungsdame übergeben und damit einem trostlosen Jugendleben verpfändet. Sie wird, wie so oft im Leben, zerblättert. Kamilla's Mutter, die weit über die Zeit sich für jung gehalten, muß doch endlich das Theater aufgeben. Sie erinnert sich ihrer Tochter, und diese ist nun Gesellschafterin einer dem nahen Tode entgegenkrankenden Frau, die endlich doch an den Himmel und eine angemessene Stellung zu demselben denkt. Für diesen Zweck ist ihr Lager von Büchern umgeben, wie sie zu Tausenden auf dem Felde von Furcht und Hoffnung ihre Seelenernten halten. Kamilla muß vorlesen, und hier ist eigentlich der Punkt, von welchem aus sie in ein Leben voll Kampf und Untergang hinausgeschleudert wird. Nach dem Tode der Mutter findet sie ein Asyl bei einem Geistlichen, dessen Leben als interessante Episode eingeflochten ist. Da erscheint unter den Amtsbruderbesuchen auch ein alternder Baron, der sich für gut genug gehalten hat, Leib und Geist an den Genüssen dieser Welt zum abschreckenden Schatten abzuschleifen, und nun sich mit Werken der Wohlthätigkeit einlullen läßt. Kamilla ist bereits so fromm geworden, daß eine Verbindung mit dem Widerwärtigen leicht genug als ein Fingerzeig des Himmels erscheint. Wie aber wol kaum mehr geirrt ist, als in solchen Fingerzeigen, so auch hier. Ein Doctor Felix Bartholdy, in dem man ganz richtig einen Juden wittert, erscheint, und seiner siegenden Persönlichkeit stürzt eine Schranke nach der andern. Kamilla lernt nun andere Bücher kennen — wir nennen nur Feuerbach —, und mit dem Kampfe, welchen sie anfachen, erwacht auch die eigenste menschliche Natur des Weibes. Kamilla sah mehre Männer ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihrem Geiste huldigen, lieben konnte sie nur Bartholdy. Beiläufig bemerkt: es ist wol mehr als Zufälligkeit, daß in dem Buche fast überall Personen in Liebe sich finden, die mit schwarzem Haar ausgestattet sind. Das findet sich freilich da, wo äußere Verhältnisse Verbindungen knüpfen, und in südlichen Ländern, wo dunkles Haar vorherrschend ist; wo aber freie Wahl sich geltend machen kann, folgen die Geschlechter fast unwillkürlich ihrer Neigung zum Gegensatze. Die Verfasserin scheint jedoch schwarzes Haar für das schönste zu halten, in demselben wol auch einen entschiedenern Charakter angedeutet zu finden. Dann aber ist Kamilla ein Irrthum der Natur, denn ein Charakter ist sie nicht. Doch genug! Auch würde der zugemessene Raum überschritten werden müssen, sollte die Relation dem Buche Schritt vor Schritt folgen und selbst nur alle Personen vorführen, die auf Kamilla's Sein mehr oder weniger einwirken durch Leidenschaft oder Berechnung.

Der Schattengemahl ist gestorben; Bartholdy, der ein starkes freies Weib wollte und in Kamilla sich getäuscht zu haben glaubt, ist verschwunden. Sie erhält die Nachricht, er sei am Mississippi gestorben, und nun erst erkennt sie klar, daß sie ihn geliebt, daß sie durch seinen Verlust allein auf sich selbst verwiesen sei. Sie macht große Reisen; ältere und jüngere Männer huldigen ihr, und unter den letztern tritt endlich der Katholik Emanuel, dem geistlichen Stande sich widmend, hervor. Mit ihm beginnt der erste Band. Emanuel, mit Geist und Herzen dem an Symbolen reichen Cultus seiner Kirche schwärmerisch lebend, ist wol eben deshalb der Liebe leicht zugänglich; allein, wie früher Bartholdy ein freies Weib wollte, so will Kamilla jetzt einen freien Mann. Sie ist älter, erfahrungsreicher als Emanuel und schon darum ihm gefährlich. Sie entläßt ihn mit schimmernder Hoffnung, aber auch mit einem Seelenkampfe, welchem er vielleicht erliegt. Kamilla, welche Leben und Liebe in tausend Gestalten an und in sich vorübergehen sah, hat aus allen Erfahrungen keinen innern Halt gewonnen. Sie glaubt ihn entdeckt zu haben, wenn sie alle Verbindungen, in denen sie wie in einem Zaubernetze gefangen war, aufgibt und in ländlicher Abgeschiedenheit jener idyllischen Ruhe lebt, die in jedem Menschen wenigstens einmal ein so liebliches Bild aufrollt. Kamilla's Neffe, Werner, nur wenige Jahre jünger als sie, eröffnet ihr ungeachtet des Widerspruchs seiner Gemahlin und anderer Personen, die in der Ruhesuchenden einen Gegenstand der Furcht, der Verachtung sogar erblicken, das gewünschte Asyl in einem Jägerhause. Werner zerfällt mit seiner Gemahlin und endlich verläßt er sie, um Kamilla auf einer Reise zu begleiten. Wir

finden sie in Thüringen wieder, wo sie auf einer Bergwanderung vom Gewitter überfallen werden. Kamilla wird krank nach dem Gasthofe der Stadt gebracht. Hier aber ist auch der längst todtgeglaubte Bartholdy erschienen und zwar in einer auffallenden, doch wohl erklärlichen Umwandlung. Er ist nämlich Missionar der Irvingianer. Die Scene, wo er in reichem Priestercostüm einer wenigstens von Neugierde herbeigezogenen Gemeinde als Abgesandter eines neuen Gottes predigt; wo Kamilla, ihrer Wärterin entschlüpft, zu seinen Füßen niedersinkt; wo er sich abwendet, sie von sich stößt und sie, dem Kampf, dem halbtodten Zustand eines auch früher schon sie mehrfach befallenden Krampfes erliegend, davongetragen wird — ist so düster, so wild, so wenig menschlich, daß sie die Grenze des Schönen überschreitet, wenn man auch ihre Möglichkeit und damit ihre Wahrheit zugeben kann. Ueberhaupt verliert von diesem Augenblick an, wo das Buch zum Schluß eilt, das Interesse an demselben. Kamilla wird vom Blitz getödtet, und wie damit der Knoten zerhauen ist, so mag auch die Schar der Gläubigen leicht wieder an den alten Glauben erinnert werden, der einen Unbußfertigen vom Teufel holen läßt. Wirklich geht auch Alles in die Kirche; Werner versöhnt sich mit seiner Gemahlin; eine Copulation findet statt, und damit ist man wieder in die gewohnten Gleise des Alltagslebens hineinbugsirt. Nun freilich, das ist denn auch so der Verlauf in dieser unvollkommenen Welt, nur befriedigt er da nicht, wo wir genöthigt werden, uns an Fragen zu betheiligen, die schon seit Jahrtausenden den Erisapfel in das Menschenleben geschleudert haben.

Sehen wir noch ein mal auf die Hauptperson Kamilla zurück, auf die sich vorzugsweise der Titel des Buchs „Ein Seelenleben" bezieht. Oben schon ist gesagt, sie sei kein Charakter. Ein solcher müßte sich bei ihrem Geist und dem Reichthum äußerer Einflüsse nothwendig in ihr entwickeln, um den letztern mit freierer Entschiedenheit sich hinzugeben oder gegenüberzustehen. Sie ist aber sogar körperlich krank, und wie ein solcher Zustand auch auf den Geist, die freie Selbstbestimmung hemmend, influirt, so weckt er dem Mann gegenüber eine eigenthümliche Abneigung, die bei dem starken Mann sich als Mitleiden äußert, dagegen bei allen übrigen, nur der schönen Hülle fröhnend, eine verwerfliche Lüsternheit weckt. So ist Kamilla denn freilich sehr unglücklich und hat gerechten Anspruch auf Theilnahme und Anerkennung so manches Edeln und Reinen im Conflict mit dem Troß jener Menschenforte, dessen Maßstab zur Würdigung eines Lebens nicht länger ist als seine Nase. Wir hätten ihr ein versöhnenderes Ende gewünscht.

Bei dem Allen gewährt jedoch das Buch ein vielseitiges Interesse schon dadurch, daß die vielbegabte Verfasserin mit wenigen Zügen klar zu individualisiren weiß. Wollte sie ihren Reichthum mehr zurathe halten, sich nur auf die nothwendigen Personen beschränken und damit schon Anlage und Durchführung ihrer Conceptionen vereinfachen — denn das vorliegende Buch kann mit Clemens Brentano's „Godwi" als verwilderter Roman bezeichnet werden —, so würde sie gewiß einen noch viel größern Freundeskreis gewinnen, und das muß einer Dame, die sich einmal entschlossen hat, zu dem Publicum zu reden, doch höchst angenehm sein. Beiläufig sei noch näherer Erwägung empfohlen, ob es wirklich angemessen sei, den Romanpersonen Namen wirklich existirender Familien zu geben. Dergleichen kann gar leicht widerwärtige Erörterungen, in der Unantastbarkeit des Namens begründet, veranlassen. 50.

Aus dem prager Literaturleben.

Wenn es einen Lavater der Städtephysiognomien gäbe, so würde er Prag gewiß zu jenen Städten zählen, deren Ruf besser ist, als sie verdienen. Prag genießt unter den östreichischen Provinzialstädten den Ruf der Gediegenheit in literarischen Dingen. Aber der Vorrang, den man Prag den übrigen Städten Oestreichs gegenüber einräumt, ist fast nur ein negativer und will nicht mehr bedeuten, als daß in Prag weniger mittelmäßiges Zeug auf den Markt gebracht wird und die literarische Quacksalberei weniger zu Hause ist als in den übrigen Städten Oestreichs. In diesem Punkte müssen wir Prag sogar den Vorrang vor der schreibseligen Metropole des Reichs geben. Wer aber von dem altehrwürdigen Charakter, den Prag in monumentaler Beziehung trägt, schon auf die Gediegenheit der literarischen Bestrebungen rückschließen wollte, würde einen groben Fehler begehen. Daß Prag indeß dennoch eine literarische Stellung unter den deutschen Städten und zwar eine bedeutungsvollere als manche der deutschen Residenzstädte einnimmt, hat zunächst in der Strebsamkeit einzelner Verlagsbuchhandlungen seinen Grund, die durch Publicationen der letzten Jahre jedenfalls eine bessere Geschmacksrichtung bekundeten als ihre wiener Collegen.

Als Ausgangspunkt und zugleich als Centrum der literarischen Bestrebungen Prags müssen wir die „alma mater" bezeichnen. Wir brauchen nicht erst an das Alter der prager Universität zu erinnern — bekanntlich ist sie die älteste Hochschule Deutschlands —, um das Zuströmen fremder Studirender zu rechtfertigen. Die prager Universität gehört, sowol was Berühmtheit als Tüchtigkeit der einzelnen Lehrkräfte betrifft, zu den ersten Universitäten Deutschlands und ist, was die Zahl der Studirenden betrifft, der Reihe nach die dritte. Seitdem Leo Thun an der Spitze des Unterrichtsministeriums steht, gehört die Hebung der prager Universität zu seinen Lieblingsideen, und es ist ihm in der That gelungen, ein beträchtliches Fähnlein tüchtiger Lehrer zusammenzuscharen. Vor allem suchte er für die philosophische Facultät zu sorgen. Hier haben Robert Zimmermann, der durch seine Leibnizschriften bekannte junge Philosoph, dessen letztes Buch über „Das Tragische und die Tragödie" auch in d. Bl. nach Verdienst gewürdigt worden, ferner Löwe und Baron Leonhardi, der bekannte Schüler und Schwiegersohn Krause's und Freund Schleiden's, endlich Volkmann, von dem wir erst kürzlich eine Psychologie erhielten, die philosophischen Fächer inne. Höfler, den die münchener Bewegungen des Jahres 1848 nach Prag verpflanzten, ein Mann, dessen katholische Richtung sich in seinen Vorträgen noch deutlicher als in seinen Schriften ausspricht, beherrscht das große Gebiet der Geschichte und deutschen Literaturgeschichte. Höfler, dessen Hauptstudium jetzt die hussitische Zeit ist, über welche wir außer mehren bereits publicirten Schriften noch Großes zu erwarten haben, hätte natürlich keine ergiebigere Fundgrube für diese Epoche finden können als Prag. Die deutsche Sprache in grammatischer Beziehung, sowie die Sprachvergleichung überhaupt ist durch den genialen Linguisten Schleicher vertreten, dessen Verdienste um Lithauen und die lithauische Literatur erst vor kurzem durch Pott in d. Bl. gewürdigt worden. Schleicher hat auch das Verdienst, das Studium des Sanskrit, diese Urquelle aller sprachvergleichenden Forschungen, in Oestreich in Aufnahme gebracht zu haben. Die Philologie ist seit des geistreichen Georg Curtius Abgange nach Kiel durch die beiden in gleicher Weise bekannten Philologen Lange und Bippart vertreten, welche auch das von Thun begründete Philologische Seminar leiten. Beide Männer gehören der comparativen Schule an. Um von der würdigen Vertretung der Naturwissenschaften zu sprechen, so genügt es, wenn ich erwähne, daß der berühmte Mineralog Reuß und der an Ruf ihm nicht nachstehende Botaniker Kostelezki die betreffenden Lehrstühle innehaben.

Ich habe über die philosophische Facultät unserer Universität detaillirter gesprochen, weil ihr Ruf im Auslande minder fest steht als der der medicinischen Facultät, die von jeher der Wallfahrtsort auswärtiger Studirenden ist, leider aber jetzt durch den Abgang Arlt's, des bekannten Augenarztes, an die

wiener Universität einen nicht minder empfindlichen Verlust erleidet, als seiner Zeit durch den Abgang Oppolzer's. Auch für die juristische Facultät wurden mehre bedeutende Kräfte aus dem Ausland gewonnen. Wir erinnern nur an den Kanonisten Schulte, den durch sein großes Werk über das deutsche Eisenhüttengewerbe bekannten Nationalökonomen Mischler, von dessen langerwartetem „Handbuch der Nationalökonomie" soeben der erste Band ausgegeben worden, an Chambon Wessely und könnten noch manchen klangvollen Namen anführen. Allein schon an der Universität macht sich der Krebsschaden, an dem das Literaturleben Prags überhaupt krankt, in bedeutendem Maße geltend, wir meinen das zweisprachige Element. Wir haben für unsere Schilderung einen viel zu allgemeinen Titel gewählt, das Literaturleben Prags, das wir schildern, ist nur ein halbes, denn es ist nur das deutsche Literaturleben. Prag ist aber auch der Mittelpunkt der czechischen Literaturbestrebungen, ja der Sitz der czechischen Literatur überhaupt, und dieser Umstand wirkt nicht unbedeutend auf die deutschen Bestrebungen zurück. Die Universität ist freilich im Ganzen und Großen eine deutsche und nur wenige Lehrgegenstände werden auch in czechischer Sprache tractirt; allein der größte Theil der Studirenden besteht aus Czechen, die wol lieber Alles in ihrer Muttersprache hören möchten, was aber bei gewissen Gebieten schon deshalb ganz unmöglich ist, weil die Sprache z. B. für philosophische und naturwissenschaftliche Vorträge noch gar nicht reif und reich genug ist. So wird nun von dem Katheder herab natürlich Alles in deutscher Sprache gelehrt, während die Conversation in den Hörsälen und den Vorhallen unter dem größern Theil der Studenten böhmisch ist. Die nächste Folge dieses Misverhältnisses ist, daß unsere Universität trotz der tüchtigen Lehrkräfte noch immer in wissenschaftlicher Beziehung nicht den bedeutungsvollen Charakter einer deutschen Hochschule trägt; denn man mag die Sache drehen und wenden wie man will, man gelangt am Ende doch zu dem Schlußresultat, daß es der Mehrzahl der Studirenden an wissenschaftlichem Geiste fehlt. Nur glaube Niemand, daß der mit der letzten Studienreform eingetretene Prüfungszwang die Schuld trage. Dieser war im Gegentheil nur eine Hülfsmaßregel gegen den Müßiggang, ein letztes Mittel, um dem immer weiter umsichgreifenden Veröden der Hörsäle Einhalt zu thun.

Eine weit höhere Strebsamkeit herrscht in der zweiten Hochschule Prags, wir meinen die musikalische, in dem Conservatorium für Musik. Man hat mehrfach darauf hingewiesen, daß die ersten jetztlebenden Tonkünstler oder besser gesagt Virtuosen Europas theils aus Prag stammen, theils aus der dortigen Schule hervorgegangen sind; wir erinnern an Dreyschock, Schulhoff, Wilhelmine Clauß, Laub u. s. f. Allein worauf wir größeres Gewicht legen, das ist die Thatsache, daß wir fast in allen deutschen Orchestern, an vielen Musikschulen Schüler des prager Conservatoriums finden.

Auch auf dem Gebiete der musikalischen Aesthetik sind in der jüngsten Zeit mehre Publicationen zutage gefördert worden. A. W. Ambroß, dessen Namen wir in den musikalischen Blättern Deutschlands häufig genannt finden und der in der Kunstwelt unter dem Namen Flamin der Davidsbündler vortheilhaft bekannt ist, schrieb ein Buch über die Grenzen der Musik und Poesie. *) Was dieser Schrift einen allgemeinen Werth gibt, ist der Umstand, daß sie einen Mann zum Verfasser hat, der in gleicher Weise Musiker und Aesthetiker ist; denn das ist der Hauptfehler der meisten Abhandlungen über musikalische Aesthetik, daß sie entweder Philosophen, die von der musikalischen Technik nur karge Kenntnisse haben, oder Componisten, die der Philosophie des Schönen fern stehen, zu Verfassern haben; allein so reich auch die Schrift an gesunden Gedanken ist, und soviel Wissenswürdiges der Verfasser, der ein wahrer Vielwisser ist, in derselben mittheilt, so gelangt er doch zu keinem Resultate und die Grenzen der Musik und Poesie bleiben nach wie vor unbestimmt. Jedenfalls steht aber diese ästhetische Schrift, sowie die Zimmermann's „Ueber das Tragische und die Tragödie" höher als eine dritte ästhetische Publication, die zwar, weil sie in Heften erscheint, mehr von sich reden macht, aber trotz des prätentiösen Tons, den sie anstimmt, kaum im Stande sein wird, den Tieferblickenden über ihre Gehaltlosigkeit zu täuschen. Wir meinen Joseph Bayer's „Aesthetik für weitere Kreise" *), deren erste sieben Hefte jetzt, wahrscheinlich weil sie in den „weitern Kreisen" keinen Eingang gefunden, als erster Band einer „Aesthetik in Umrissen" erschienen. Ob nun auf dem Titel die Bezeichnung „für weitere Kreise" steht oder nicht, bleibt sich ganz gleich, denn der Verfasser spricht es in der Vorrede sowol als an vielen andern Orten aus, daß er mit diesem Versuche die Philosophie des Schönen nach Art der jetzt sehr in Mode gekommenen popularisirten Naturwissenschaft popularisiren wolle. Daß er diesen löblichen Vorsatz nicht ausgeführt, davon kann sich Jeder überzeugen, der die Geduld hat, die erste beste Stelle des Buchs nachzulesen, und wir citiren nur deshalb nichts, weil wir ungern den Vorwurf auf uns laden möchten, einzelne Sätze herausgerissen zu haben; daß es aber nicht die Tiefe des Inhalts, sondern lediglich die Unverdaulichkeit der Form ist, welche der Popularisirung hindernd in den Weg tritt, können wir nicht ungerügt lassen. Wozu soll der ganze Apparat des philosophischen Wortkrams, wenn er nur dazu dient, daß sich eine banale Theetischconversation über ästhetische Gegenstände hinter demselben versteckt? Was sollen die Hegel'schen und Vischer'schen Schlagwörter, was die Nachäffung des specifisch jung-Hegel'schen Stils, wenn sie zu sonst nichts dienen, als einem Buche die gelehrte Physiognomie zu leihen? Keineswegs rechtfertigt aber diese „Aesthetik" die Hoffnungen, die wir auf Joseph Bayer nach seinem ersten Werke „Vom Sinai, Olymp und Tabor" setzen zu dürfen glaubten. Zugestehen müssen wir aber, daß wir in einigen der eben sehr ungleich gearbeiteten Partien den Poeten erkennen, als der uns Bayer auch aus vielen zerstreuten Gedichten, die fast alle an Leopold Schefer'sche Didaktik mahnen, bekannt ist, ja wir möchten sogar glauben, daß er in dieser Richtung Bedeutendes hätte leisten können.

Poetische Schöpfungen wie reine Kundgebungen echtdichterischen Geistes, nicht das Versgeklingel dilettantirender Dichterlinge, werden überhaupt immer seltener bei uns. Die „Libussa", das beste Taschenbuch Oestreichs, sucht zwar noch immer alljährlich ein Fähnlein aufzubringen, aber die „alte Garde" fehlt fast gänzlich. Karl Egon Ebert, der Sänger der „Wlasta", der seit Jahren die Stelle eines fürstlich Fürstenberg'schen Hofraths bekleidet, hat seine Leier fast gänzlich an die Wand gehängt, und daß er nicht wohl daran thut, hat ein Sonettenkranz hinlänglich bewiesen **), den er gelegentlich des Hinscheidens seines fürstlichen Freundes veröffentlichte, eine Reihe echtdichterischer Ergüsse, die wol trotz ihres privaten Charakters verdient hätten, in weitern Kreisen Eingang zu finden. Alfred Meißner scheint sich trotz der geringen Erfolge seiner beiden Romane entschieden der erzählenden Dichtung zuneigen zu wollen, und er hat gewiß nicht Unrecht, wenn er sich durch das Mislingen seiner bisherigen Versuche nicht abschrecken läßt, denn bei aller Strenge muß man ihm zugestehen, daß sich in denselben ein bedeutendes Talent für Romandichtung ausspricht. Sein „Pfarrer von Gravenried" hat sogar vielfach bei der Kritik Anklang gefunden und ist auch in d. Bl. von Wilibald Alexis nach Gebühr besprochen worden, konnte sich aber die Theilnahme des Publicums in nur sehr geringem Maße er-

*) Ueber die Grenzen der Musik und Poesie von A. W. Ambroß (Prag 1856).

*) Aesthetik für weitere Kreise von Joseph Bayer (Prag 1856).

**) Ein Denkmal dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg. Zwölf Sonette von Karl Egon Ebert (Prag 1856).

obern; dagegen ist sein zweiter Roman *) von der Kritik schon der Don-Juan-Apotheose wegen mit entschiedenem Protest zurückgewiesen worden, wäheend er unter dem Lesepublicum der amüsanten Erzählungsweise, sowie seiner markigen Charakterzeichnung wegen manchen Freund gefunden hat.

Siegfeied Kapper hat die Redaction eines „Jahrbuch für deutsche Belletristik" übernommen, dessen Herausgabe die junge, aber strebsame Bellmann'sche Verlagsbuchhandlung veranstaltet, und soll für diese Unternehmung auch bereits die ersten Kräfte Deutschlands gewonnen haben. Freilich werden wir das „Jahebuch" dann wieder nicht zur östreichischen Literatur rechnen können, denn wir können durchaus nicht Jenen beipflichten, die jedes mit einem östreichischen Verlagsorte versehene Buch gleich der östreichischen Literatur beizählen, wenn anders wir nicht auch jede leipziger Publication sächsische Literatur und jede stuttgarter würtembergische Literatur nennen wollen. Aber es wäre wirklich an der Zeit, daß all die Philippiken gegen den deutschen Kastengeist in literarischen Dingen, zu denen man noch immer genothigt ist, einmal überflüssig würden, es wäre an der Zeit, daß man endlich aufhörte, allgemeine belletristische oder wissenschaftliche Erscheinungen nach den verschiedenen deutschen Vateeländern ihrer Veefasser, als östeeichische, sächsische und wer weiß was für Literatur zu bezeichnen. Gerade Oestreich gegenüber wird diese exclusive Benennung am standhaftesten festgehalten, und gerade Oestreich gegenüber mit dem meisten Unrecht! Warum soll das Gute, das in Oestreich erscheint, nicht als allgemein deutsch gut anerkannt werden, und warum soll dem vielen Schlechten, das in Oestreich erscheint und von dem Auslande als östreichische Literatur bezeichnet wird, nicht die Gerechtigkeit widerfahren, aus dem Bereiche der Literatur überhaupt gesteichen zu werden? Wir sagen dies mit besonderm Bezug auf den wiener Local-, beziehungsweise Galgenroman, der im Auslande auch häufig mit der Benennung „östreichischer Roman" bezeichnet wird. Man sollte doch auch im Auslande darüber im Klaeen sein, daß diese Schaffot-, Hexen- und Schinderromane, wie sie in den Feuilletons einzelner wiener Kreuzerblätter erscheinen, doch auch in Oestreich nur als eine Löschpapiervertheilung an das Volk, als eine Freigebigkeit der Redacteure betrachtet werden, welche aber, wenn sie diesen Raum für Inserate verwendeten, vielleicht in noch höherm Maße zur Befriedigung ihrer Abonnenten beitragen möchten; denn die Leser dieser Schauergeschichten sind jene Sorte von Zeitungsfressern, die überhaupt nur Gedrucktes lesen will und sich mit Licitationsankündigungen geradeso amüsirt als mit tiefsinnigen Reflexionen. Lobenswerth ist es, daß man jetzt in Oesteeich von zwei Seiten bemüht ist, diesem Unwesen durch bessere Unterhaltungsliteratur in den Weg zu treten, und zwar von Pesth aus durch gediegene Uebersetzungen, von Prag aus duech die Kober'sche Romanbibliothek, deren letzte Serie wieder manche interessante Erzählung brachte und Namen ersten Rangs zu ihren Mitarbeitern zählte.

Theophil Pisling.

Von unserm Büchertisch.

An Doctoren und Wunderdoctoren, welche der Zeit ärztliche Recepte verschreiben, fehlt es gegenwärtig bekanntlich nicht, und es würde insolge dieses Herumdocterns von allen Seiten in der That schlimm mit uns stehen, wenn nicht glücklicherweise für das Gift, das uns in dem einen Recept verscheieben wied, sich immer wieder in einem andern das nöthige Gegengift fände. Da ist so ein Rathgeber, der G. Weinert heißt und „Briefe eines Greises an seinen Sohn" (Striegau, Hoffmann, 1856) herausgegeben hat. Den Standpunkt des Verfassers erkennt man am besten aus seinen Ansichten über die Buchdruckerkunst. Er meint, keine Erfindung habe zwar an der Hebung des Menschengeschlechts so gearbeitet wie diese, keine andere werde aber auch den Sturz des Geschlechts so beschleunigen als diese; von ihr rühre das größte Licht her, von ihr werde aber auch die größte Finsterniß kommen, sie mache die Cultur zur Treibhauspflanze und die Menschheit raffinirt, und mit Recht würden künftige Jahrhunderte sie die „schwarze Kunst" nennen. Dennoch hat der Verfasser nicht verschmäht, sich dieser „schwarzen Kunst" zu bedienen, um sich der Welt als Peophet zu offenbaren. Nichtsdestoweniger enthält das wohlgemeinte Büchlein manche richtige Beobachtung, von der man Gewinn ziehen kann, wenn man die Schrift nur mit Verstand zu lesen weiß. Für den verständigen Leser, sagte Baron Grimm sehe treffend, gibt es kein schlechtes, wie für den unverständigen Leser kein gutes Buch. Zu diesen Rathgebern der Zeit gehort auch ein Wiener, der Magistratssecretär Joseph Hartmann, der auch ziemlich ultraconservativer Gesinnung zu sein scheint, aber dabei bescheiden genug war, in seinem Büchlein „Mateeialien für die Geschichte der Neuzeit" (Wien, Gerold, 1856) nicht eigen Gedachtes, sondern eine an sich nicht uninteressante Lese aus Zeitschriften und Zeitungen zusammenzustellen. Diese Lese beginnt mit dem Ableben des Heezogs von Reichstadt und endet mit der Publication der kaiserlichen Verordnung vom 20. August 1851. Manche der hier gesammelten publicistischen Aussprüche, die vielleicht zur Zeit ihres Erscheinens unbeachtet blieben, stellen sich in der That bei einem Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart als prophetisch heraus und gewinnen jetzt, wo wir die logische Verbindung von Ursachen und Wiekungen übersehen konnen, tiefere Bedeutung.

Die künftige Zeit wird genau Das sein, was man auf dem Wege der Erziehung und des Unterrichts aus der aufwachsenden Generation gemacht haben wird. Daher die vielen pädagogischen Rathgeber. Wir bemerken auf diesem Gebiete zuvörderst: „Phantasien und Glossen aus dem Tagebuche eines conservativen Pädagogen" (St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer, 1856). Wenn der anonyme Verfasser sich selbst einen Conservativen nennt, so wird man nach Lesung des Büchleins eingestehen, daß er ein Conservativer sui generis ist, indem er zum Theil gerade gegen die Ausschreitungen des Extrems, das sich jetzt das Prädicat des Conservatismus beilegt, polemisirt, unter Anderm auch gegen Diejenigen, welche (wie der obengenannte G. Weinert) nicht müde werden, die alte Anklage und Verketzerung „des mit dem Teufel veebündeten Gutenberg" immer wieder zu erheben. Pädagogen werden unter mancher durcheinandergewirrten Spreu auch hier einzelne Goldkörner finden, die sie sich zunutze machen können. Besteht dieses einen etwas vulgär-populären Ton anschlagende Büchlein nur aus Aphorismen, so geht Friedrich Dittes in seiner „Naturlehre des Moealischen und Kunstlehre der Erziehung" (Leipzig, G. Mayer, 1856) systematisch zuwerke. Diese Schrift, in welcher der Verfasser das Wesen des Sittlichen und die Gesetze der sittlichen Erziehung zu ergründen bemüht ist und nach Wahrheiten sucht, „die ewig und zugleich zeitgemäß sind", bildet ein Ganzes füe sich, macht aber mit den frühern Scheiften des Verfassers („Das menschliche Bewußtsein", „Das Aesthetische", „Ueber Religion") eine umfassendeee Einheit aus, worin psychologisch und pädagogisch alle Hauptgebiete des menschlichen Seelenlebens: das intellectuelle, ästhetische, religiöse und moralische, beleuchtet werden. Wir verweisen noch auf die in zweiter Auflage erschienene Schrift „Ueber christliches Familienleben" von Heinrich W. J. Thiersch (Feankfurt a. M. und Erlangen, Heyder und Zimmer, 1855); auf die Broschüre „A. H. Francke, J. J. Rousseau, H. Pestalozzi" von G. Kramer, Director des königlichen Pädagogiums und der Francke'schen Stiftungen zu Halle, welche zu der Reihe von Schriften gehört, deren Herausgabe der Evangelische Verein für kirchliche Zwecke zu Berlin betreibt; auf die Schriften von der talent-

*) Der Freiherr von Hostiwin. Erzählung in zwei Bänden (Prag 1856).

vollen, im Selbstdenken geübten, hier und da etwas ungenirt auftretenden Julie Burow und von dem ehrlich gesinnten und erfahrenen Friedrich Körner über Erziehung, die in zwei Abtheilungen unter dem Gesammttitel „Das Buch der Erziehung in Haus und Schule" (Leipzig, Costenoble, 1855) erschienen sind; auf die „Briefe über weibliche Bildung und Erziehung" von Elise von Gleichen, welche den fünften Band der „Bibliothek für die deutsche Frauenwelt" (Leipzig, O. Wigand, 1856) bilden; endlich auf die Schrift „Die Frauen und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung. In zusammenhängenden Aufsätzen niedergeschrieben von Frauenhand" (Frankfurt a. M., Meidinger, 1856). Die Verfasserin hat dabei namentlich den Mittelstand im Auge, für den es, nach ihrer Ansicht, nur eine Rettung gibt: „Rückkehr zur Einfachheit und zu geistigen Genüssen und Wegwerfung der widerlichen Nachahmungssucht der vornehmen Sitten und Gebräuche, die alle unsere Verhältnisse auf den Kopf stellen." Wol nicht mit Unrecht behauptet die Verfasserin, daß die Frau, „dieses eitle, flatterhafte, leichtsinnige Wesen", in dieser verderblichen Richtung überall dann an der Spitze stehe, sobald ihre edlere Natur nicht geweckt, ihr Drängen nach einem Standpunkt nicht richtig geleitet werde. Insgesammt gewähren diese verschiedenen Erziehungsschriften freilich ein ziemlich confuses Bild, confus wie unsere Zeit in dergleichen Dingen überhaupt ist. Wir gerathen bei ihrer Lectüre auf die merkwürdigsten Widersprüche; aber diese oder jene praktischen Fingerzeige, diese oder jene Ansichten, die zu denken geben, enthält doch jede; daß etwas faul sei im Körper der Menschheit, wird von jeder anerkannt, und gerade weil sie von den entgegengesetztesten Standpunkten ausgehen, muß man sie eigentlich alle gelesen haben, um sich durch Vergleichung eine eigene Meinung zu bilden. Nur muß man eben durch diese ultrachristlichen, pseudo- oder demichristlichen oder ganz und gar nicht christlichen Gegensätze sich seinen eigenen Richtweg zu bahnen wissen.

Eine kleine Schrift unter dem Titel „Regierung. Vorläufer des größern Werks »Die Gesellschaft«. Von William Neumann" (Leipzig, Spamer, 1855) geht von dem Satze aus, daß das wahre und einzige Motiv der menschlichen Thätigkeit nur „das Interesse im Vereine mit der Vernunft" sei. Der Verfasser fragt z. B.: ob die Menschen dadurch moralischer würden, wenn die Bauart ihrer Häuser, die Stoffe ihrer Kleider vervollkommnet und verfeinert würden? ob es die Moral gewesen, welche Rafael's Pinsel geleitet? ob es die Moral gewesen, welche die Erfindung von Dampfschiffen, Eisenbahnen und Telegraphen eingeflößt habe? Zwar nimmt er die Tugend als Basis an, von der aus die Regierung überall auszugehen habe, doch ist ihm Tugend nichts Anderes als die „Vernunftregel der Empfindung". Dies führt ihn darauf, daß die monarchische Regierung jeder andern vorzuziehen sei, da ja diese Regierung nur von Einem ausgehe und daher nur die Tugend des Einen voraussetze, während in einer demokratischen Republik, wo die Regierung von der ganzen Nation ausgehe, die Tugend der Gesammtheit postulirt werde, was aber an und für sich eine Unmöglichkeit sei. Ja wenn in der Wirklichkeit sich die Dinge oft nicht ganz anders ausnähmen, als in den Schlußfolgerungen der Theorie! Auch die Regierungsformen sind gewissermaßen Landesproducte, von unzähligen Localbedingungen, historischen Vordersätzen, der Gemüths- und Geistesart der Bewohner, selbst der Bodenbeschaffenheit abhängig. Ein Capitel ist der Judenemancipation gewidmet. Wir glauben, daß die Christen selbst nur gewinnen würden, wenn man die Juden möglichst den Christen gleichstellte. Denn Gleichstellung in den Rechten schließt auch die Beseitigung gewisser Vorrechte nothwendig ein. Solche Vorrechte, nicht durch die Gesetze, sondern durch den Usus gewährt, haben die Juden bisher, sehr zu ihrem Vortheil, in Handel und Wandel genossen. Auch wissen die Vorkämpfer des orthodoxen Altjudenthums recht gut, daß eine gänzliche Emancipation früher oder später die Auflösung dieses Altjudenthums zur Folge haben müsse, und beginnen daher selbst, gegen eine Mehrbewilligung von Rechten zu protestiren.*) Einen neuen Versuch, die Gesellschaftswissenschaft in ein System zu bringen, machte Ethbin Heinrich Costa, der sich Doctor der „Filosofie" und der Rechte nennt, in seiner Schrift „Encyklopädische Einleitung in ein System der Gesellschaftswissenschaft; das ist: Darlegung der Grundprincipien, Entwickelung der Grundbegriffe, Skizze des Systems" (Wien, Auer, 1855), auf die wir hiermit aufmerksam gemacht haben wollen. Ein Product eigenthümlichen Denkens und Combinirens ist auch die Schrift „Wie muß man forschen und dann schreiben? Von Karl Vollgraff." (Marburg, Elwert, 1856.) Diese Schrift ist eigentlich nur ein Leitfaden, vom Verfasser, bekanntlich Professor des Staats- und Völkerrechts in Marburg, für Diejenigen bestimmt, welche sich durch die vielverschlungenen Gänge seines dreibändigen Werks „Erster Versuch einer wissenschaftlichen Begründung sowol der Ethnologie durch die Anthropologie, wie auch der Staats- und Rechtsphilosophie durch die Ethnologie oder Nationalität der Völker" zurechtfinden wollen. Eine Eigenthümlichkeit in den Forschungen des Verfassers ist es, daß er überall vier Fundamentalbedingungen annimmt, die in allen Erscheinungen des Völkerlebens wiederkehren und miteinander correspondiren, und daß er aus gewissen Symptomen die Hypothese ableitet, daß die modernen Völker sich jetzt im vierten Stadium ihrer Entwickelung, nämlich in demjenigen des Greisenalters und des Verfalls befinden, indem mit der überwiegend auf das Materielle gerichteten Selbstsucht die Wurzel aller Cultur und Civilisation verdorre. Da wir mit einem Bericht über des Verfassers großes Werk, in welchem jedenfalls ein reicher Vorrath von Kenntnissen und Anschauungen verarbeitet ist, noch im Rückstande sind, so verfehlen wir nicht, zuvörderst wenigstens diesen Vor- oder eigentlich Nachläufer seines Werks zur Anzeige zu bringen.

Eine durch anspruchslos einfachen Erzählungston sich empfehlende Schrift ist folgende: „Erinnerungen aus der Schweiz. Von Helena Franziska." (Aachen und Leipzig, J. A. Mayer, 1856.) Die Prosa der Verfasserin ist zwar ebenso wenig classisch als die darin eingewebten Poesien; es ist in ihrer Schrift wesentlich der Tagebuchsstil und zwar der weibliche vorherrschend, aber wegen der unmittelbaren Auffassung der Reiseobjecte kann die Schrift, deren Verfasserin die nöthigen topographischen und statistischen Daten aus ihrem Bädeker geschöpft hat, wol Denen, welche den westlichen Theil der Schweiz von Bern bis Martigny und Vevay bereisen wollen oder bereist haben, entweder als Vorlectüre oder als Souvenir empfohlen werden, Männern freilich weniger als Frauen.

Wir fügen unserer heutigen Bücherschau zum Schluß noch die Anzeige einiger Uebersetzungen zu. Da ist zuerst der von A. Schrader übersetzte Sittenroman des bekannten Louis Béron: „Das Haus Picard, oder Fünfmalhunderttausend Francs Renten" (Leipzig, Kollmann, 1856). Die Erfindung darin ist sehr unbedeutend und von poetischer Auffassung begreiflicherweise gar nicht die Rede; aber Béron kennt wie Wenige das pariser Leben, durch dessen fashionabeln Schlamm er ehrlich oder unehrlich mitgewatet ist, und so gewinnt man aus diesem Romane allerlei interessante Einblicke in die Falten des pariser Geschäfts- und Gesellschaftstreibens. Die Tendenz des Romans ist gegen den unsoliden Actien- und Börsenschwindel gerichtet, „der die natürlichsten, edelsten Gefühle, die Liebe zu der Familie und zu dem Vaterlande im Abgrunde der Begierde und Habsucht verschwinden macht". Die Moral Béron's ist freilich auch nicht weit her; es ist die eigentliche Bourgeois-Moral, wie sich ja Béron selbst mit Vorliebe einen „bourgeois" nennt; auch Börsen- und Actienspeculationen würden ihm schon recht

*) Der Verfasser macht, laut einer Angabe auf der Titelrückseite, den jetzt eingerissenen närrischen Gebrauch mit, daß er sich eine Uebersetzung seiner Schrift ins Französische vorbehält. Der Verfasser darf unbesorgt sein, daß ihm hierin ein Franzose zuvorkommen werde; für Franzosen dürfte seine Schrift vollkommen ungenießbar sein.

sein, wenn dabei nur nicht soviel riskirt würde; gegen Maitressen würde er wol auch nichts einzuwenden haben, wenn man von ihnen nur nicht so häufig betrogen und ausgebeutelt würde. Auch schildert der Verfasser das Laster so appetitlich, daß Roués seinen Roman mit großem Vergnügen lesen werden, namentlich die Schilderung einer Orgie, bei der zuletzt eine der Damen, ihr Kleid bis an die Knochel aufhebend, auf dem Tische eine pantomimische Tanzscene und zugleich ihr zierlich geformtes Bein zum besten gibt. — In eine ganz andere Region versetzen uns Esaias Tegnér's von Karl Esmarch im Ganzen und abgesehen von manchen unechten Reimen fließend übersetzte Dichtung „Axel" (Göttingen, Wigand, 1856) und die von Karl Abel übertragenen „Holländischen Kinderlieder. Von Hieronymus von Alphen" (Berlin, Heinecke, 1856). Von diesen sehr einfachen, kindlich gemüthlichen Liederchen, denen meist eine moralische Lehre angehängt ist, erschien schon früher bei Bädeker in Essen eine deutsche Bearbeitung, die der neue Uebersetzer im Vorwort als eine zwar mit Sprachkenntniß gefertigte, dabei aber doch sehr geschmacklose Arbeit bezeichnet. Abel hat dem Bändchen auch zwei Lieder von dem jüngst verstorbenen Tollens beigefügt.

H. M.

Notizen.

Ungarische Literatur.

Die wiener Journalistik nimmt dadurch eine eigenthümliche Stellung ein, daß wir durch sie in Stand gesetzt sind, von Zeit zu Zeit etwas über die literarischen Leistungen und Fortschritte der nichtdeutschen Stämme zu erfahren, welche im östreichischen Reichsverbande sind. Die wiener Zeitungen könnten in dieser Richtung freilich noch mehr thun, als wirklich der Fall ist; indeß muß man namentlich der „Ostdeutschen Post" und der „Oesterreichischen Zeitung" nachrühmen, daß sie uns wenigstens mit nicht ganz kärglichen Mittheilungen über die Literatur der Magyaren versehen. So brachte die erstere vor einiger Zeit eine Uebersicht über die Romanliteratur, die letztere jüngst eine über die dramatische Literatur der Magyaren, worin besonders auch der darstellenden Kräfte, die am ungarischen Nationaltheater in Pesth wirken, ausführlicher gedacht wurde. Unter ihnen nimmt Lilla Bulyowßky durch ihre literarische Bildung einen hohen Rang ein. Sie weiß im Englischen, Deutschen und Französischen genau Bescheid, schrieb selbst zwei Bände Novellen und bereicherte das ungarische Repertoire durch Uebersetzungen. Ihr Vortrag nähert sich durch Natur und Wahrheit, im Gegensatz zu der affectirten und singenden französischen Manier, am meisten der deutschen Recitationsweise, besonders auch im Vortrage der Jamben. Ihr ehrenwerther Charakter schützte sie indeß nicht vor groben und feinen Intriguen und journalistischen Verunglimpfungen, und es ereignete sich mit ihr der besondere Fall, daß sie einmal zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde, weil sie sich beharrlich weigerte, in einem Dumas'schen Stücke einige unanständige Worte von der Bühne herab zu sprechen! So fördert man die Sittlichkeit und so belohnt man das verbrecherische Gelüste, den Anstand wahren zu wollen, in unsern Tagen! Wir erfahren ferner aus der „Oesterreichischen Zeitung", daß der bedeutendste Dichter Ungarns seit Petöfi, Arany, zwei Bändchen neuer Gedichte bei Heckenast in Pesth herausgegeben hat. Sie enthalten Balladen und Sagen, darunter auch eine Nachahmung von Bürger's bei allen Völkern so vielfach nachgebildeter „Lenore" unter dem Titel „Vor Vitez"; treffliche Dorfgeschichten, wie „Der erste Diebstahl"; dann auch größere epische Dichtungen, z. B. „Katalin", eine epische Dichtung in dreizehn Gesängen, deren Handlung in der Waaggegend spielt und worin die Leidenschaften der Handelnden wie die wilde Romantik der Gegend mit großer Kraft und Kunst zur Anschauung gebracht sind; „Kevehaza", ein großartiges historisches Gemälde, in welchem eine große Hunnenschlacht mit bewundernswerther Meisterschaft geschildert ist u. s. w. Ueberhaupt entfaltet Arany sein bedeutendes Talent namentlich im Epischen, möge es mehr der Kunstdichtung oder mehr dem volksthümlichen Genre angehören; in der lyrischen Poesie ist er nur da ausgezeichnet, wo er seine eigenen Empfindungen wiedergibt, während seine „Volkslieder" das Schwächste der Sammlung sind. Doch lassen sie sich leicht singen. Ueberhaupt ist Arany Meister in der Form und entwickelt darin eine staunenswerthe Mannichfaltigkeit. Für die im Ganzen gelungene Uebersetzung der Ballade „Frau Agnes" muß man der „Oesterreichischen Zeitung" dankbar sein. *)

Deutsche Literatur in England.

In der letzten Zeit sind wieder mehre deutsche Schriften ins Englische übersetzt worden, die wir mit ihren Titeln, wie sie englisch lauten, hier anführen: „National system of political economy. By *F. List*, translated from the German by *G. A. Matile*; with notes from the French by *Henri Richelot* and a preliminary by *Stephan Colwell*" (London 1856); „The Russian empire, its people, institutions and resources. By Baron von *Haxthausen*. Translated by *Robert Farie*" (2 Bde., London 1856); „Sketches of nature in the Alps. From the German of *Friedrich von Tschudi*" (London 1856); „Memoirs of Frederick Perthes, or literary, religious and political life in Germany from 1798 to 1843. From the German of *Clement Theodore Perthes*" (2 Bde., Edinburg und London 1856). Schon früher hatte Mrs. Austin in ihren „Sketches of German life" auf Perthes' schätzbare Memoiren aufmerksam gemacht, und ihrer Empfehlung vielleicht verdanken ihre Landsleute diese englische Bearbeitung. Das „Athenaeum" nennt das Buch im Ganzen „valuable and attractive", meint aber, daß der Uebersetzer, obschon er Manches weggelassen habe, doch noch mehr hätte beseitigen können, denn das Buch enthalte selbst in dieser verkürzten Gestalt manches Müßige, Schleppende und Unnöthige. Deutsche Leser werden mit diesem Urtheile schwerlich einverstanden sein; der Brite macht eben an memoirenartige Werke andere Ansprüche als der Deutsche. Diesem abweichenden Geschmack namentlich in Betreff belletristischer und poetischer Producte ist es wol auch zuzuschreiben, daß verhältnißmäßig so wenige deutsche Romane und Dramen ins Englische übersetzt werden; selbst solche, von welchen in Deutschland durch die betreffenden Coterien merkwürdig viel Aufhebens gemacht wird, findet man in englischen Journalen kaum erwähnt. Nur die deutsche Lyrik und allenfalls Dorfnovellistik scheinen in England zahlreiche Freunde und besonders Freundinnen zu haben. Am wenigsten wurde bisher das moderne deutsche Drama beachtet; und es über-

---

*) Wir möchten bei diesem Anlaß die „Oesterreichische Zeitung" wie auch andere wiener Blätter daran erinnern, daß, je gewissenhafter wir in der Anführung benutzter Quellen sind, wir auch umsomehr das Recht zu haben glauben, von andern Journalen zu erwarten, daß man bei irgend erheblicher Benutzung unserer Blätter dieselben auch als Quelle anführe. Wir halten nicht mit allzu großer Aengstlichkeit die Hand auf unsere Mittheilungen, wir wissen, daß die Journale einander aushelfen müssen, und es kann uns nur lieb sein, wenn man unsern und unserer Mitarbeiter Ansichten und Mittheilungen durch Benutzung zu allgemeinerer Geltung oder Bekanntschaft verhilft. Wenn man aber ganze Recensionen, wie die „Oesterreichische Zeitung" dies mit unserm Bericht über die in Erlangen erschienene Parodie des „Fechter von Ravenna" in ihrer Nr. 456 thut, wörtlich abdruckt, ohne die Quelle zu nennen, so scheint uns dies doch ein Verstoß gegen alle literarische Collegialität zu sein. Man macht in dieser Hinsicht freilich ganz wunderliche Erfahrungen. So enthielt eine berliner Zeitung vor einiger Zeit einen längern Bericht über Köpke's biographisches Werk über Ludwig Tieck, worin wir zu unserm Erstaunen unter den eigenen Raisonnements des Verfassers oft mehre Zeilen hintereinander eingemischt fanden, die wörtlich aus unserm Referat über genanntes Werk entlehnt waren.

raschte uns einigermaßen, sowol über Kühne's Trauerspiel „Die Verschwörung von Dublin“ als über Bodenstedt's „Demetrius“ im „Athenaeum“ längere Berichte zu lesen. Kühne kann im Ganzen, angesehen wie schwierig es ist, dem Engländer auf seinem Heimatsboden gerecht zu werden, mit der englischen Kritik zufrieden sein, wiewol der Berichterstatter an der Kühne'schen Tragödie im Allgemeinen auszusetzen hat, daß die vorwaltende Neigung des Verfassers zur Reflexion seiner Wirkung als dramatischer Autor beträchtlich Eintrag thue. Am besten scheint dem Kritiker die erste Scene des vierten Acts gefallen zu haben: „The interest of this scene is sustained with a great deal of skill, notwithstanding the poverty of the dialogue.“ Der Berichterstatter über Bodenstedt's „Demetrius“ knüpft an Schiller's Torso an, von dem er sagt: „Kein Zweifel, daß Schiller's «Demetrius» mit seinen größesten Dramen, mit «Wallenstein» und «Wilhelm Tell» würde haben in die Schranken treten können, ja sie vielleicht würde übertroffen haben.“ Aber Bodenstedt's „Demetrius“ hat nicht den Beifall des englischen Kritikers, obschon er die Diction als elegant rühmt und ihr einen Vorrath poetischer Gedanken nicht abspricht. Während aber Schiller's Entwurf voll von Leben und Bewegung sei, erscheine Bodenstedt's Tragödie mager; sie leide an einem Hauptgrundfehler, indem im Allgemeinen Schiller's Auffassung des Hauptcharakters zugrunde gelegt, in einem Hauptpunkte aber davon abgewichen sei u. s. w. Kurz, Bodenstedt's wohlverdienter Name, schließt der Kritiker, werde auf seinem Mirza Schaffy und seinen Uebersetzungen beruhen bleiben, durch seinen „Demetrius“ aber wol nicht erhöht werden.

Ein neuer Band von Lamennais' nachgelassenen Schriften.

Die „Oeuvres posthumes de F. Lamennais“, deren Herausgabe E. D. Forgues besorgt, sind um einen neuen Band vermehrt worden, welcher den Specialtitel führt: „Mélanges historiques et politiques.“ Er enthält unter Anderm einen politischen Discurs über den berühmten Aprilproceß vom Jahre 1835 und eine Betrachtung über das Alter. An jenen knüpft Haureau, der Berichterstatter in der „Illustration“, folgende bezeichnende Bemerkung: „Bereits sind 20 Jahre seit dem Aprilproceß verflossen, und was für Ereignisse, was für Erfahrungen drängen sich innerhalb dieser 20 Jahre zusammen! Armand Carrel, Godefroid Cavaignac, edle Lehrer unserer Jugend, die ihr früh genug dahingegangen seid, um in euerm Vertrauen nicht wankend geworden zu sein, würden wir nicht befürchten müssen, eure Schatten zu beleidigen, wenn wir ein Volk geringschätzen wollten, auf das ihr so große Hoffnungen setztet? Und doch dünkt es uns heute, als ob dieses Volk noch lange nicht soweit war, euch begreifen zu können. Ja, wir haben davon die bittere Gewißheit, und dies ist der Grund, weshalb der Enthusiasmus Lamennais' mit unserer Betrübniß sich in so schroffem Widerspruch befindet.“ Die „Pensées sur la vieillesse“ schrieb Lamennais schon im Jahre 1817. Es ist ebenfalls eine Art politisches Pamphlet, gerichtet gegen die sogenannte Gerontokratie. Man gewöhnt sich in unserer Zeit allmälig daran, daß um einer politischen Tendenz willen jedem Respect, jeder Pietät, auch der gegen das Alter, schonungslos das Grab gegraben wird, was uns freilich zuletzt einer vollkommenen Auflösung der Grundsätze und einer trostlosen Gemüthsbarbarei entgegenführen muß. Eine wie viel höhere Culturstufe nimmt der alte Heide Cicero in seiner berühmten Schrift „De senectute“ gegenüber dem Christen Lamennais ein, wenn dieser in seinen „Pensées sur la vieillesse“ sagt: „Ich weiß nicht, was es ist, was uns von den Trümmern eines Menschen zurückstößt. Wir fliehen den Anblick zerrütteter Organe, die ein Rest von Vernunft nur noch mit Widerstreben zu beleben scheint. Das unsterbliche Wesen ist außer Stande, sich in einem Cadaver zu erkennen.“ Gewiß hat Lamennais in seinem höhern Alter hierüber anders gedacht, und es erscheint uns wenig pietätvoll, wenn man eine Schrift, die im Grunde nur eine politische Gelegenheitsschrift war, nach seinem Tode wieder aufwärmt. Den beträchtlichsten und werthvollsten Bestandtheil des Bandes bilden die „Discussions critiques et pensées diverses“. Diese Schrift erschien in erster Ausgabe bereits 1841, ist aber in diesem Wiederabdruck mit beträchtlichen Vermehrungen bereichert, namentlich aber mit den Correcturen, welche Lamennais gerade dieser Schrift bis zu seinem Lebensende angedeihen ließ, und welche zu beweisen scheinen, daß er sie unter seinen Schriften, wie sie auch verdient, besonders hochstellte. H. M.

Bibliographie.

Politische Anmerkungen eines Siebzigjährigen. Beitrag zu einem nicht pedantischen politischen Wörterbuche. 1stes Hundert. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 15 Ngr.

Bacher, J., Sophie Charlotte, die philosophische Königin. Historischer Roman in drei Bänden. Berlin, A. Duncker. 1857. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Balmes, J., Briefe an einen Zweifler. Aus dem Spanischen übersetzt von F. Lorinser. Mit einer kurzen Biographie des Verfassers und dessen Bildniß. 2te verbesserte Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Becker, P., Die herakleotische Halbinsel in archäologischer Beziehung behandelt. Mit 2 Karten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.

Beecher-Stowe, Harriet, Dred. Eine Erzählung aus dem großen Wüstenmoore. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. Rechtmäßige Original-Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Bernd, C. S. T., Handbuch der Wappenwissenschaft in Anwendung und Beispielen von wirklich geführten Wappen. Mit 13 Tafeln Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Blanc's, L. G., Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, so wie zum Selbstunterricht. 7te Auflage, durchgesehen, berichtigt, fortgesetzt und vermehrt von A. Diesterweg. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten. 1stes Heft. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Blicke in die römische Republik, oder: Die freiwillig Verbannten und Lionello. Fortsetzung des „Juden von Verona.“ Nach der Civiltà cattolica deutsch bearbeitet. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Blüthen spanischer Poesie. Metrisch übertragen von F. W. Hoffmann. 3te stark vermehrte Auflage. Magdeburg und Leipzig, Gebr. Baensch. 1857. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Brecher, G., Die Unsterblichkeitslehre des israelitischen Volkes. Leipzig, Leiner. 1857. 8. 21 Ngr.

Bücher der Natur. Die wichtigsten Abschnitte der gesammten Naturwissenschaft in populären Darstellungen. Herausgegeben von E. A. Roßmäßler. 1ster Band. Leipzig, Keil. 1857. 8. 12 Ngr.

Carlblom, A., Das Gefühl in seiner Bedeutung für den Glauben. Im Gegensatz zu dem Intellectualismus innerhalb der kirchlichen Theologie unserer Zeit dargestellt. Berlin, Springer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Clausberg, Amalie v., Ein dunkler Faden. Familiengeschichte. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 1 Thlr.

Corvinus, J., Die Chronik der Sperlingsgasse. Berlin, Stage. 1857. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Curiosa et Jocosa, antiquaria ac nova. 1—4. Stuttgart, Scheible. 32. 1 Thlr. 13 Ngr.

Doebereiner, F., Nahrungsmittellehre für Jedermann. Dessau, Gebr. Katz. 8. 1 Thlr.

E., E., Bilder in Rahmen. Gedichte. 3te Ausgabe. Heidelberg, K. Winter. 32. 16 Ngr.

Der Erbe von Redclyffe. Von der Verfasserin von „Herzblättchen!" Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ernesti, Luise, Eine Partbie nach den Externsteinen. Zwei Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 20 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 17te Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 1857. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Frantz, C., Geschichten und Zustände aus der Vorzeit Mühlhausens bis zur Auflösung der freireichsstädtischen Verfassung 1803. Mühlhausen, Danner. Gr. 8. 1 Thlr.

Freytag, G., Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. 6te Auflage. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.

Gartner, A., Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart, einbegleitet von A. Stifter. 2te Auflage. Pest, Heckenast. Gr. 12. 20 Ngr.

Gaume, J., Die Revolution. Historische Untersuchungen über den Ursprung und die Verbreitung des Bösen in Europa von der Renaissance bis auf unsere Zeit. Aus dem Französischen übertragen von C. H. Brückmann und L. Müllergroß. 1ster Theil: Die französische Revolution. 1. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1857. 26ster Jahrgang. Mit sechs Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Gerlach, F. D., Marius und Sulla oder Kampf der Demagogie und der Oligarchie. Eine geschichtliche Darstellung. 2te verbesserte Auflage. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 18 Ngr.

Gerstäcker, F., Streif- und Jagdzüge durch die vereinigten Staaten Nord-Amerikas. Zwei Bände. 2te durchgearbeitete und verbesserte Auflage. Leipzig, Arnold. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Goedeke, K., Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. 1ste Hälfte. Hannover, Ehlermann. 1857. Gr. 8. 22½ Ngr.

Grant, J., Die Hochländer in Spanien. Deutsch von E. Susemihl. Fünf Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gravenhorst, C. T., Griechisches Theater. Für deutsche Leser bearbeitet. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Hannay, J., Eustach Convers. Deutsche Original-Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Heldenbuch. Von K. Simrock. 2ter Band. — A. u. d. T.: Das Nibelungenlied. Uebersetzt von K. Simrock. 10te verbesserte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Herzen, A., Aus den Memoiren eines Russen. 3te Folge. Jugenderinnerungen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Jonák, E. A., Theorie der Statistik in Grundzügen. Wien, Braumüller. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krohn, J., Reendörp. Plattdüütsche Rymels. Hamburg, B. S. Berendsohn. 8. 6 Ngr.

Kudler, J., Die Grundlehren der Volkswirthschaft. 2te Auflage. Zwei Theile. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Mothes, O., Geschichte der Baukunst und Bildhauerei Venedigs. 1ste Lieferung. Leipzig, Fr. Voigt. Lex.-8. 20 Ngr.

Rosenkranz, K., Göthe und seine Werke. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ruland, A., Zur Geschichte der alten nach Rom entführten Bibliothek zu Heidelberg. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 12 Ngr.

Hans Sachs. Eine Auswahl aus dessen Werken herausgegeben von G. W. Hopf. 1stes Bändchen. Nürnberg, J. L. Schmid. Gr. 16. 22½ Ngr.

Saint-Germain, M. J. T. de, Eine Stecknadel. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schrader. Leipzig, Naundorf. 16. 15 Ngr.

Sauppe, H., Weimarische Schulreden. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, J., Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. 3te wesentlich verbesserte Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 1 Thlr. 3⅓ Ngr.

Schücking, L., Die Sphinx. Roman. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Spielhagen, F., Clara Vere. Novelle. Hannover, Meyer. 1857. 8. 15 Ngr.

Tschabuschnigg, A. v., Aus dem Zauberwalde. Romanzenbuch. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr.

Vernaleken, T., Formenlehre der deutschen Sprache. Wien, Seidel. Gr. 8. 15 Ngr.

Weber, F., Das Recht der historischen Wahrheit und das Recht der Phantasie des Künstlers. Aesthetische Monographie. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 3 Ngr.

Weber, G., Das vaterländische Element in der deutschen Schule. Vier Schulreden. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Wieseler, F., Narkissos. Eine kunstmythologische Abhandlung über die Narcissen und ihre Beziehung im Leben, Mythos und Cultus der Griechen. Mit 1 Kupfertafel. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zedlitz, Waldfräulein. Ein Mährchen in achtzehn Abentheuern. 4te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 32. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Neue Allianzen. Eine diplomatische Studie. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Anatomie der Messe. Ein Kommentar zum österreichischen Konkordat vom Jahre 1855. Von einem Laien. Schaffhausen, Schalch. Br. 8. 4½ Ngr.

Behm, C., Ueber Unterricht und Erziehung. Mit besonderer Beziehung auf russische Verhältnisse. Berlin, W. Schultze. Br. 8. 6 Ngr.

Breyther, C., Preußens Königshaus. Festerinnerungen. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Geffcken, J., Gustav Adolphs Schwanengesang, nach den ältesten Drucken hergestellt und mit literarhistorischen Anmerkungen begleitet, sammt den verschiedenen späteren Erweiterungen des Liedes. Trauer- und Trostlied auf Gustav Adolphs Tod, nach den Drucken von 1632—1633. Nebst Beilagen. 2te Auflage, mit einem Nachwort. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Geilfus, G., Ueber die Einflüsse des Clima's und des Bodens auf die Culturverhältnisse der Völker. Ein populärer Vortrag. Winterthur, Steiner. 16. 5 Ngr.

Gondon, J., Ueber die Lage der Dinge in Italien, insbesondere in Neapel. Briefe an G. Bowyer, brittisches Parlamentsmitglied. Aus dem Französischen übersetzt. Innsbruck, Aufschlager. Gr. 8. 18 Ngr.

Hasselbach, K. F. W., Für Bunsen wider Stahl. Halle, G. Schwetschke. Gr. 8. 10 Ngr.

Melzer, F., Preußen, Großbritannien und Baden. Mit Bezug auf die Verbindungen der hohen regierenden Häuser. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schubring, J., Predigt, während des achten evangelischen Kirchentages zu Lübeck am 9. September 1856 gehalten. Lübeck, Dittmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Widerlegung der Bargum'schen Vertheidigungsschrift für den Minister v. Scheele. Kiel, Schwers. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon vollständig und in neuer Ausgabe.

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf eine

Neue Ausgabe
des
Kleinern Brockhaus'schen
Conversations-Lexikon,

die nach der jetzigen Vollendung des Werks in **40 Heften zu 5 Ngr.** erscheint, wovon **monatlich 2—3 Hefte** ausgegeben werden, sodaß das **ganze Werk spätestens bis Ende 1857** vollständig in den Händen der Subscribenten sein wird.

Uebrigens ist kein Subscribent auf diese neue Ausgabe seinerseits an die bezeichneten Termine gebunden, vielmehr kann er das Werk noch langsamer oder rascher, wie es ihm gerade wünschenswerth ist, auch gleich **vollständig**,

in allen beliebigen Terminen

beziehen und zwar:

in 40 **Heften** zu 5 Ngr.;
in 4 **Bänden** zu 1 Thlr. 20 Ngr.;
vollständig auf einmal zu dem Preise von 6 Thlr. 20 Ngr.
(**Elegant gebunden** in Leinwand 7 Thlr. 25 Ngr., in Halbfranz 8 Thlr.)

Das erste Heft und eine ausführliche Ankündigung sind in allen Buchhandlungen zu haben. Letzterer sind zur Veranschaulichung der Behandlungsweise der Gegenstände und des Drucks zwei Spalten aus dem Werke als Probeseite beigedruckt. **In allen Fällen, wo es gilt, sich selbst oder Andere rasch irgend eine Frage zu beantworten, oder ein Kunst- oder Fremdwort zu erklaren, im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgange, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen** 2c., **wird sich das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon gewiß als ein treues Nachschlagebuch bewähren.** Für die Trefflichkeit des Werks spricht auch die allgemeine Anerkennung, die es bei der Kritik gefunden, sowie die große Zahl der bisherigen Abnehmer.

Leipzig, im November 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christabend. Festidyll von **Friedrich Dörr.** Halle, **Ed. Anton.** 12. Geh. 15 Sgr. Eleg. in Leinwand geb. 20 Sgr.

Diese ansprechenden Dichtungen — ein liebliches Idyll, gleich der „Luise" von Voß — haben bereits in mehren Blättern sich der günstigsten Beurtheilungen zu erfreuen gehabt und empfehlen sich darum als freundliches Weihnachtsgeschenk für Jung und Alt.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Phâses et Causes célèbres du droit maritime des nations. Par le Baron **Ferdinand de Cussy.** 2 vol. In-8. Geh. 5 Thlr.

Ein besonders für alle Handelsconsuln wichtiges Werk über das **Seerecht**, in der gegenwärtigen Zeit von erhöhter Wichtigkeit, jetzt **vollständig** vorliegend.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Cussy (F. de), **Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul.** In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires** des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** Vol. I—VI. In-8. 17 Thlr. 15 Ngr.

Ein siebenter Band hierzu, bis 1856 gehend, erscheint demnächst.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

CODEX DIPLOMATICUS LUBECENSIS.

Lübeckisches Urkundenbuch.

II. Abtheilung.

Urkundenbuch
des
BISTHUMS LÜBECK.

Herausgegeben von

Dr. Wilh. Leverkus,
Grossherzogl. Oldenburg. Archivar.

I. Theil.

Mit 4 lithographirten Tafeln.

124 Bogen. 4. Geheftet. 10 Thlr.

Gerhard Stalling in Oldenburg.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Helke.

Schauspiel aus der deutschen Heldensage.
8. Geh. 16 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 46. —— 13. November 1856.

Der Realismus in der Politik.

Auch in der Politik, wie in der Kunst, gibt es einen Realismus und einen Idealismus, von denen der letztere mehr Das was sein sollte, der erstere mehr Das was wirklich ist, ins Auge faßt. Nachdem wir uns lange mit der Verwirklichung politischer Ideale abgemüht und dabei wenig oder nichts erreicht haben, scheint sich eine andere, mehr realistische Anschauungsweise in der Politik geltend machen zu wollen. Freilich wie es in der Kunst einen falschen Realismus gibt, der zwar die Wirklichkeit, aber nur die unschöne, ideenlose Wirklichkeit darstellt, so gibt es einen politischen Realismus niederer Art, der sich nur an das Gegebene schlechthin, an die vollendete Thatsache oder an solche staatliche und gesellschaftliche Zustände hält, welche mehr oder weniger außerhalb der lebendigen Bewegung und Fortentwickelung der Menschheit stehen, alles Andere aber als „Ideologien" vornehm zurückweist. Diesen Realismus der Stabilität, diese Politik der vollendeten Thatsachen haben wir auch in Deutschland in der Literatur und im Leben wiederholt ihre Rolle spielen sehen und sehen es täglich noch. Es gibt aber auch einen Realismus höherer Art, welcher hinter der Erscheinung das Wesen der Dinge, über der vollendeten Thatsache das ewig waltende Gesetz der Bewegung und Entwickelung sucht und findet. Ein solcher Realismus ist es, der in unserer politischen und geschichtlichen Literatur, namentlich während des letzten, an Prüfungen und Erfahrungen so reichen Jahrzehnds — eine hocherfreuliche Erscheinung! — immer mehr Boden gewonnen hat. Wir könnten zahlreiche Beispiele dafür anführen; es scheint uns jedoch sowol unserm Zwecke als auch den Anfoderungen der Gerechtigkeit am entsprechendsten, gleichsam als den Typus jener realistischen Anschauungsweise in der Politik eine Schrift zu citiren, welche zuerst grundsätzlich diese Anschauungsweise als die allein richtige und zum Ziele führende aussprach und zugleich deren wesentliche Resultate in kurzen, scharfen Zügen darlegte. Wir meinen die bei Göpel in Stuttgart erschienene anonyme Schrift: „Grundsätze der Realpolitik, angewendet auf die staatlichen Zustände Deutschlands." Ist diese Schrift auch nicht neuesten Datums, so wollen wir doch unsere Besprechung des in der Ueberschrift genannten Themas an sie, als den einfachsten und verständlichsten Ausdruck des Realismus in der Politik, anknüpfen.

Wir haben es hier jedenfalls mit einer bedeutsamen Erscheinung der politischen Literatur zu thun. Selten haben wir soviel Frische und Unbefangenheit der Gedanken mit einem so durchgebildeten und seiner selbst sichern Ausdruck, eine so ruhige und fast nüchtern kalte Betrachtung der thatsächlichen Verhältnisse mit einem so entschiedenen Bewußtsein eines über diese Verhältnisse hinausliegenden Ziels gepaart gefunden. Der ungenannte Verfasser, in welchem wir einen unserer rührigsten und gesinnungsvollsten Tagespublicisten, der aber mit selbständigen staatsrechtlichen Schriften bisher noch nicht aufgetreten war, zu erkennen glauben, brachte zu dieser Arbeit den gerade hierfür sehr wichtigen Vortheil mit, seiner bisherigen publicistischen Wirksamkeit nach zwar entschieden der Fortschrittspartei im Allgemeinen, aber keiner der beiden, zeither scharf voneinander geschiedenen Fractionen derselben speciell anzugehören, sondern eine ziemlich unbefangene und darum nach beiden Seiten hin unbehinderte Stellung zwischen beiden einzunehmen. Er ist seiner tiefsten Gesinnung nach unzweifelhaft Demokrat, insofern man unter Demokrat Denjenigen versteht, welcher eine Selbstregierung des Volks in möglichst weitem Umfange als den naturgemäßesten, für unsere Zeit und unser Volk wünschenswerthesten Zustand des Staatslebens betrachtet und alle Consequenzen des Gedankens ohne ängstliche Rücksichten zieht. Dabei zeigt er aber in der Anpassung seiner Ideen an die Wirklichkeit eine Mäßigung, in der Wahl der Mittel eine Besonnenheit, in der Schätzung der wirkenden Kräfte des Staatslebens und in ihrer Behandlung einen Takt und eine Umsicht, endlich in seinem

Urtheil über Dinge und Personen eine ruhige Unbefangenheit, wie wir sie sonst auf dieser Seite, ja überhaupt in den Reihen entschiedener Parteigänger selten zu finden gewohnt sind. Dies und die große Geschicklichkeit, welche der Verfasser besitzt, in kurzen, aber prägnanten Andeutungen Dasselbe auszusprechen, wozu Andere oft langathmiger Ausführungen bedürfen, Manches zwischen den Zeilen zu sagen, Anderes, was dem Leser vielleicht lange schon, aber nur halb deutlich im Sinne lag, durch eine schlagende Wendung ihm zum klaren Bewußtsein zu bringen: alles Dies gibt der Schrift ein nicht gewöhnliches Interesse, welches dadurch nicht aufgehoben wird, daß dieselbe weder geradezu neue Gedanken oder Grundsätze aufstellt, noch auf ein eigentlich abgeschlossenes und ausgeführtes System der Politik hinausgeht, sondern eben nur Andeutungen, fragmentarische Betrachtungen, Aperçus enthält.

Den Grundgedanken seiner politischen Anschauung spricht der Verfasser gleich auf der ersten Seite desselben in einer Betrachtung über das „dynamische Grundgesetz des Staatswesens" aus. Er sagt hier:

Der politische Organismus der menschlichen Gesellschaft, der Staat, entsteht und besteht vermöge eines Naturgesetzes, welches der Mensch mit oder ohne Bewußtsein, freiwillig oder unwillkürlich erfüllt. In diesem Sinne ist jenes alte Wort gesprochen: Der Mensch ist ein politisches Thier, in diesem Sinne darf eine bekannte Lehre der Neuzeit sagen: Der Staat ist von Gott; beide Sätze sind, richtig verstanden, durchaus gleichbedeutend. Die Naturnothwendigkeit, auf welcher das Dasein des Staats beruht, wird in dem geschichtlich gegebenen Staate durch die Wechselwirkung mannichfaltiger Kräfte erfüllt, deren Beschaffenheit, Maß und Ergebnisse nach Raum und Zeit unendlich verschieden sind. Das Studium der Kräfte, welche den Staat gestalten, tragen, umwandeln, ist der Ausgangspunkt aller politischen Erkenntniß, deren erster Schritt zu der Einsicht führt, daß das Gesetz der Stärke über das Staatsleben eine ähnliche Herrschaft ausübt, wie das Gesetz der Schwere über die Körperwelt. Die ältere Staatswissenschaft hatte die Wahrheit vollkommen inne, aber sie zog eine falsche und verderbliche Folgerung aus derselben — das Recht des Stärkern. Die Neuzeit hat diesen unsittlichen Fehlschluß berichtigt, aber indem sie sich von dem angeblichen Rechte des Stärkern lossagte, war sie nur allzu geneigt, auch die wirkliche Macht des Stärkern und die Nothwendigkeit ihrer staatlichen Geltung zu verkennen. Dieser Irrthum ist die Ursache der gröbsten Misgriffe und der schwersten Niederlagen geworden, welche die Verfassungspolitik in der Mehrzahl der europäischen Staaten seit einigen Menschenaltern begangen und erlitten. Die Erörterung der Frage: wer da herrschen soll, ob das Recht, die Weisheit, die Tugend, ob ein Einzelner, ob Wenige oder Viele, diese Frage gehört in den Bereich der philosophischen Speculation; die praktische Politik hat es zunächst nur mit der einfachen Thatsache zu thun, daß die Macht allein es ist, welche herrschen kann. Herrschen heißt: Macht üben, und Macht üben kann nur Der, welcher Macht besitzt. Dieser unmittelbare Zusammenhang von Macht und Herrschaft bildet die Grundwahrheit aller Politik und den Schlüssel der ganzen Geschichte. Es ist ein irregeleiteter Stolz des menschlichen Geistes, welcher jenem Verhältnisse die Anerkennung verweigert, oder welcher dasselbe wenigstens als ein misbräuchliches betrachtet, dem da abgeholfen werden könne und müsse. Der Gedanke einer solchen Abhülfe ist ein logischer Widerspruch, und jeder Versuch seiner Verwirklichung bezweckt nichts Minderes als eine Umkehrung der ewigen Natur der Dinge.

Die Verkennung des dynamischen Grundgesetzes der Staatsordnung hat, wie schon bemerkt, die größten Irrthümer und Fehlgriffe verursacht, welche man den staatlichen Theorien und der Experimentalpolitik des Jahrhunderts mit gutem Grunde zum Vorwurf macht. Der staatliche Gedanke wollte den staatlichen Stoff beherrschen, ehe er denselben durchdrungen hatte. Die formale Anerkennung des Rechts sollte die selbständige Kraft desselben ersetzen; man nahm an, daß sich die politische Macht durch Vertrag abtreten und erwerben, durch Uebereinkunft ausdehnen und beschränken lasse. Diese Täuschungen haben sich empfindlich gerächt. Die bisherige politische Systematik, der die Geister beinahe blindlings huldigten, ist an den Dingen zu oft und zu kläglich gescheitert, als daß sie nicht endlich der Gegenstand des tiefen Mistrauens der Einen und der gründlichen Verachtung der Andern hätte werden sollen. Die Luftschlösser, welche sie gebaut, sind in blauen Dunst zerflossen; das wehrlose Recht, dessen theoretische Anerkennung sie erwirkt, ist höchstens zu einer Scheinübung gelangt, welche von der Macht solange geduldet wurde, als es ihr gerade genehm war; die Vereinbarungen der Ohnmacht mit der Gewalt haben bei der ersten Probe gezeigt, daß sie wirkungslos, nichtig von Grund aus, unmöglich waren.

Man wird zugeben, daß diese Grundansicht des Verfassers jene doctrinäre Zuspitzung politischer Verfassungsfragen und jene sogenannte Principreiterei völlig ausschließt, welche die Parteien rechts und links zu so vielen, ebenso für das allgemeine Interesse wie für sie selbst verhängnißvollen Fehltritten veranlaßt hat. Die ganze Frage nach der unbedingt guten oder der besten Verfassung ist für ihn, wenn nicht eine gänzlich abzuweisende, so doch jedenfalls die allerletzte, welche die Politik aufzuwerfen hat. Die beziehungsweise gute oder richtige Verfassung ist nach seiner Ansicht diejenige, welche alle gesellschaftlichen Kräfte nach ihrem vollen Werthe zur staatlichen Geltung kommen läßt; eine falsche Verfassung ist hingegen diejenige, welche den gesellschaftlichen Kräften die politischen Organe versagt und dadurch die wirksame Verwendung derselben erschwert oder unmöglich macht; für ebenso falsch aber erklärt der Verfasser den Versuch, solche staatliche Glieder, aus denen sich die natürliche Lebenskraft zurückgezogen habe, durch Verfassungsformen künstlich zu fristen.

Die erste und wichtigste Aufgabe, welche der Verfasser hiernach der Politik stellt, ist: die Erforschung des Verhältnißwerths der gesellschaftlichen Kräfte. Er selbst hat diese Aufgabe nicht in ihrer ganzen weitreichenden Breite und Tiefe gelöst und, dem Plane seiner Schrift nach, welche überall mehr Andeutungen als Ausführungen geben zu sollen scheint, wol nicht lösen wollen, aber in scharfen und klaren Zügen hat er den richtigen Weg bezeichnet, welchen eine solche Betrachtung wird einschlagen müssen. Für wichtig halten wir es namentlich, daß er neben den Kräften des ruhigen Bestandes auch die Kräfte der Bewegung, des Neuerungstriebes, ja der Zerstörung nach ihrem richtigen Verhältnißwerthe gewürdigt wissen will; daß er neben dem Reichthum die Armuth, neben der Intelligenz die Unwissenheit, das Vorurtheil und ganz besonders die Dummheit als einen nicht zu übersehenden Factor in den Berechnungen der Politik betrachtet; daß er auf das allmälige Wachsthum

und Hervortreten bisher schlummernder Kräfte ebenso wie auf das Zurückgehen und Erschlaffen bisher einflußreicher aufmerksam macht, unter der erstern Kategorie, z. B. das bürgerliche Bewußtsein, den Freiheitsgedanken, den Nationalsinn, die Presse u. s. w. als neue Factoren des gesellschaftlichen Lebens, unter der letztern das unbewegliche Grundeigenthum und das in diesem wurzelnde aristokratische Element, die Macht der Autorität und Aehnliches als theils abgenutzte, theils von lebendigern Kräften zurückgedrängte Elemente befassend. Wir erhalten auf diese Weise, wenn wir uns die Ideen des Verfassers weiter ausgeführt denken, eine Art von Mechanik der gesellschaftlichen Kräfte, wobei das Neue des Versuchs, gegenüber andern schon vorhandenen ähnlicher Art, hauptsächlich darin bestehen würde, daß nicht blos jene stofflichern und sozusagen greifbarern Factoren, welche sich vorzugsweise auf der Seite des Bestehenden finden, sondern auch die zwar in weniger fester Form ausgeprägten, aber darum nicht minder wirksamen Potenzen der Bewegung und des geistigen Fortschritts, gleichsam die politischen und gesellschaftlichen Imponderabilien, mehr als bisher in Betracht gezogen und ihrer vollen Bedeutung nach gewürdigt werden dürften.

Der Verfasser, der, wie gesagt, ein vollständiges politisches System nicht geben will, geht nun zu einzelnen fragmentarischen Anwendungen seiner vorausgesandten Grundansichten über, theils allgemeinern, theils speciell im Bereiche unserer vaterländischen Verhältnisse liegenden. Zunächst spricht er von dem Repräsentativsystem. Die Nothwendigkeit desselben ist für ihn bedingt durch das regelmäßige Bedürfniß, welches ein an gesellschaftlichen Kräften reicher Staat empfindet, diese Kräfte, die er auf keine andere Weise sich so vollständig aneignen und nutzbar machen könnte, unter der Form der freien Mitwirkung in sein Interesse zu ziehen. Einen vollgültigen Anspruch auf Vertretung hat daher, nach diesem Grundsatze, nur Das, was wirklich eine Kraft ist, und die richtige Form der Repräsentation in einem gegebenen Staate ist daher diejenige, welche die in ihm vorhandenen gesellschaftlichen Kräfte auf die zweckmäßigste Weise und im rechten Verhältniß zur wirksamen Betheiligung am staatlichen Leben gelangen läßt. Ein- oder Zweikammersystem, Pairie oder Senat, Census oder allgemeines Wahlrecht, alles Dies hat, wie der Verfasser meint, nur eine relative Bedeutung, und je nach den gegebenen Verhältnissen mag das Eine so richtig sein als das Andere. Drei Factoren sind es hauptsächlich, welche bei der Handhabung des Repräsentativsystems Berücksichtigung nicht blos verlangen, sondern früher oder später sich allemal erzwingen. Es sind dies der Reichthum, die Meinung und die Intelligenz, namentlich aber der erste und die letzte. Der Verfasser sagt:

Der regelmäßige Verlauf des staatlichen Lebens in aufsteigender Linie bringt eine fortwährende Vermehrung derjenigen Kräfte mit sich, welche unter der Bezeichnung von Intelligenz und Wohlstand zusammengefaßt werden. Diese allmälige Verbreitung der Bildung und des Wohlstandes liefert den Schlüssel zu jenem aristokratischen Gesetze, demzufolge die öffentliche Gewalt aus der Hand eines Einzigen in die Hand Einiger und zuletzt in die Hand Vieler übergeht. Bildung und Wohlstand werden für eine Volksclasse nach der andern die Brücke zur politischen Macht, und es gibt kein Mittel, den immer neuen Zudrang zur Theilnahme an der Uebung der öffentlichen Gewalt zu verhindern, als die Verewigung der Unwissenheit und der Armuth.

Treffend ist, was der Verfasser über die wahre Bedeutung und den falschen Gebrauch des Begriffs „Volk", und sodann, was er über das Wesen der Aristokratie sagt:

Die Frage nach dem wahren oder eigentlichen Volke pflegt allen Parteien sehr geläufig zu sein, und jede Partei findet das wahre, das eigentliche Volk da, wo sie ihre eigenen Ansichten oder wenigstens bereitwillige Werkzeuge für ihre Zwecke findet. Der militärische Absolutismus nennt das Heer die „Elite" des Volks, das patriarchalische Regiment pflegt den schwerfälligen Bauernstand altgläubiger Provinzen den Kern des Volks zu heißen, die Bureaukratie sieht das echte Volk vorzugsweise in dem spießbürgerlichsten Theile der Städtebewohner, die constitutionelle Partei läßt nur den wohlhabenden und gebildeten Mittelstand als eigentliches Volk gelten, und die Demokratie ist sehr geneigt, einen Jeden vom Volke auszuschließen, der nicht dem Proletariat angehört, oder sich nicht wenigstens zu dem Proletariate hält. Solcher Auffassung entsprechend ist es dann nicht selten vorgekommen, daß die Zuhörerschaft auf der Galerie eines Parlamentssaales die Rolle des Volks für sich in Anspruch nahm, oder daß man eine Versammlung von 100 oder 1000 Personen ohne weiteres im Namen des Volks Erklärungen abgeben, Foderungen stellen, Beschlüsse fassen ließ, für deren Beglaubigung als Volksbeschlüsse dann eben jene Fermel als vollkommen hinreichend gelten sollte.

Der Verfasser betrachtet das Volk keineswegs als eine unterschiedslose Masse, sondern als einen in gewissen natürlichen Abtheilungen sich gliedernden Organismus; er will die Selbstregierung des Volks keineswegs so verstanden wissen, als ob jeder Theil desselben, auch der politisch unfähige, sich selbst und das Ganze regieren könne, er verlangt vielmehr, daß die Selbstregierung nach Maßgabe der Verschiedenheit an Kräften und Fähigkeiten auf die verschiedenen Classen des Volks vertheilt werde. Man kann, sagt er, dem Interesse der Selbstregierung keinen schlimmern Dienst erweisen als dadurch, daß man dasselbe in unfähige Hände legt und damit den thatsächlichen Beweis von der Unmöglichkeit der Selbstregierung und von der Nothwendigkeit des Regiertwerdens liefert. Der Verfasser ist auch weit entfernt, den Nutzen einer Aristokratie im Staate zu verkennen, einer echten Aristokratie versteht sich, d. h. einer solchen, welche mit dem Staate dergestalt verwachsen ist, daß sie in der Vergangenheit desselben ihre starken Wurzeln, in seiner Gegenwart ihre gesunde Krone hat. In einer solchen Aristokratie findet er eine feste Bürgschaft der dauernden politischen Größe und Macht, die einzige Bürgschaft, welche sich im Verlauf der bisherigen Geschichte als sicher bewährt habe; und wer möchte ihm nicht beistimmen in der folgenden Betrachtung:

Eine echte und lebenskräftige Aristokratie beseitigen wollen, ist ein höchst unpolitisches und zugleich ziemlich hoffnungsloses Unternehmen. Noch unpolitischer wo möglich und auf jeden Fall gänzlich hoffnungslos würde der Versuch sein, einer abgestorbenen Aristokratie frischen Athem einzublasen, oder eine neue Aristokratie in der Staatskanzlei auszuarbeiten. Denn

daß sie sich selbst erzeugt, daß sie auf eigenem Rechte und eigener Macht dasteht, selbständig und doch organisch mit der Staatsgewalt verwachsen, das ist der eigentliche Grundzug im Wesen der Aristokratie.

Die deutsche Aeistokratie hat sich selbst gerichtet; sie ist untergegangen an der Unfähigkeit, ihee Rolle den wechselnden Foderungen der Geschichte anzupassen. Angesichts dieser historisch unerfreulichen Erscheinung macht es einen erheiternden Eindruck, wenn das sogenannte Junkerthum für eine Aristokratie angesehen sein will und Versuche macht, sich aristokeatisch zu geberden und in aristokratischem Tone vernehmen zu lassen. Welchen historischen Beruf man auch dem kleinen deutschen Adel zuschreibe, dieser Beruf ist entweder erfüllt oder versäumt und in dem einen wie dem andern Falle nicht mehr vorhanden. Dieser Adel hat Alles verloren, was ihm politische Bedeutung gab und ihn in den Stand setzte, eine hervorragende oder auch nur selbständige Stellung im Staate einzunehmen. Die kriegerische Kraft, der Reichthum, die Achtung oder die Furcht des großen Haufens, der Vorzug der geselligen Bildung und der feinern Sitte, mit einem Worte jede Art der Ueberlegenheit, die er je besessen, ist dem Junkerthum abhanden gekommen, es ist ihm nichts übrig geblieben als eine sehr vortheilhafte Meinung von sich selbst und die Gunst der Höfe.

Die herrschende Politik hat den Ansoderungen des Adels bei jeder Gelegenheit allen möglichen Vorschub geleistet und ihn in den Stand gesetzt, dieselben theilweise durchzusetzen. Diese Parteilichkeit der herrschenden Politik geht aus der falschen Anwendung eines richtigen Satzes hervor. Es ist richtig, daß die Monarchie, dem Andrängen der Demokratie gegenüber, an der Aristokratie einen geborenen Bundesgenossen hat, der sie selten im Stiche lassen wird. Es ist richtig, daß in der gegebenen Voraussetzung der Adel die Stütze des Throns bildet. Allein damit der Thron sich auf den Adel stützen könne, muß der Adel eine wirkliche Keast und nicht ein bloßer Name sein. Der deutsche Adel aber, weit entfernt, dem Throne eine Stütze zu bieten, kann sich selbst nur dadurch auf den Füßen erhalten, daß er sich von dem Throne stützen läßt. Statt die Staatsgewalt durch eigene Kraft zu stärken, entleiht er derselben die ganze Summe der Kraft, welche er ausübt, und schwächt sie um diese ganze Summe. Durch sein Vordrängen entfeemdet er der Staatsgewalt und dem conservativen Interesse, dem er zu dienen scheint, eine Menge von Kräften, welche sich ohne diese unberufene Dazwischenkunft des Adels der herrschenden Politik bereitwillig zugebote stellen würden, jetzt aber künstlich in die Opposition hineingedrängt werden. Das dringendste Interesse des Adels fodert, daß er auf jede Ausnahmestellung im Staate verzichte, jedem Versuche entsage, sich über das gemeine Recht zu erheben, sich nicht länger sträube, im Volke aufzugehen. Auf diesen Bedingungen beruht die vollkommene Eintracht zwischen Volk und Adel in Spanien und Italien. Auf diese Bedingungen hat auch das Volk in Frankeeich nach dem furchtbaren Kampfe des vorigen Jahrhunderts einen aufrichtigen Frieden geschlossen, welcher dem Adel Alles zugesteht, worauf er ein Recht hat: den ungestörten Besitz des überlieferten Familiennamens und der sich daran knüpfenden Erinnerungen. Dieser Besitz ist in der That unantastbar und jeder Versuch des Eingriffs in denselben ebenso unvernünftig wie erfolglos. Der Staat kann und darf dem Adel jede Art der Anerkennung versagen, aber ihn „abzuschaffen" liegt jenseit seines Rechts und jenseit seiner Macht. Jeder Besitzstand des Adels, welcher über die bezeichnete Grenze hinausreicht, ist unhaltbar geworden und wird glücklichsten Falls in einer komischen Katastrophe enden. So in Frankeeich z. B. die wiederhollen Versuche einer Nachbildung des englischen Oberhauses, wozu man die vermeintlich aristokratischen Elemente aus dem Staube der historischen Rumpelkammer hervorgeholt und so blank als möglich aufgeputzt hatte. Die Pairskammer der Restaueation und des Julikönigthums sind nach einem würde- und kraftlosen Dasein in lächerlicher Ohnmacht untergegangen. Denn die Vergangenheit ist todt und im Staate hat nur das Lebendige ein Recht.

Von diesen allgemeinern Betrachtungen geht der Verfasser über zu einer Reihe von Bemerkungen, welche sich speciell auf unsere deutschen Verhältnisse beziehen und uns darum vorzugsweise interessiren. Mit Recht findet er den Angelpunkt der ganzen gegenwärtig in Deutschland auf- und niederflutenden Bewegung in dem Kampfe der einheitlichen und der particularistischen Bestrebungen. Die vereinzelte liberale Opposition in den verschiedenen deutschen Staaten hätte für sich allein dem Systeme der Reaction keine Besorgniß erregt ohne den Rückhalt, welchen sie an dem Gedanken der Nationaleinheit theils wirklich fand, theils mit der Zeit nothwendig finden mußte, und der Liberalismus seinerseits wußte wohl, was er that, als er seine Angriffe allmälig immer systematischer gegen die vorhandene, aber als unbefriedigend betrachtete Form der Einheit, gegen die Bundesverfassung und den Bundestag richtete. Die Reaction suchte die Entwickelung des Einheitsgedankens auf alle Weise zu hemmen, und wenn es ihr auch nicht gelang, dessen Verbreitung zu hindern, so erschwerte sie doch dessen innere Entwickelung, dessen Hineinbildung in das Volksbewußtsein, indem sie die freie öffentliche Debatte darüber unterdrückte. Daher war zwar das Bedürfniß der Einheit der Nation aufgegangen, allein das Wesen derselben und die Mittel ihrer Durchführung hatte der größere Theil des Volks, als der Augenblick kam, diese Durchführung praktisch zu versuchen, noch nicht klar erkannt. Diese Unklarheit hat nach des Verfassers Ansicht, und wir geben ihm darin vollkommen Recht, das Scheitern der Bewegung 1848 großentheils herbeigeführt. Die innern Reformen in den Einzelstaaten wurden im Wesentlichen durchgesetzt, weil sie längst in bestimmten Foderungen und Entwürfen formulirt waren. Der Einheitsgedanke dagegen wurde nicht verwirklicht, weil ihn der öffentliche Geist nicht hinlänglich verarbeitet hatte. Der Verfasser sagt:

Gleichwol ist das Jahr 1848 für den Einheitsgedanken zu einer Epoche dadurch geworden, daß es ihn in die Geschichte eingeführt hat, wenn auch nur in der Gestalt eines verunglückten Versuchs. Selten oder niemals gelingt es der Politik, aus altgewohntem Gleise in eine neue Bahn beim ersten Anlauf einzubiegen, und je rascher und leichter der Wechsel, desto unsicherer in der Regel der Bestand der neuen Richtung. Indessen auch abgesehen von dem Versuche seiner Verwirklichung, hat das Jahr 1848 den Einheitsgedanken wesentlich gefördert dadurch, daß es ihn zum Gegenstande einer langen Reihe von öffentlichen Untersuchungen und Verhandlungen gemacht, in denen er festere Form und bestimmtern Inhalt gewonnen. Endlich hat die Bewegung jenes Jahres dem Einheitsgedanken einen bedeutenden Vorschub dadurch geleistet, daß sie demselben die laute, öffentliche Huldigung fast aller seiner frühern Gegner erzwungen und daß sie die Politik der sämmtlichen Cabinete ohne Ausnahme zur oft wiederholten förmlichen und feierlichen Anerkennung desselben genöthigt. Wer da weiß, von welchem Belang einige verlorene Worte der Proclamation von Kalisch für die spätere politische Geschichte Deutschlands gewesen, der wird nicht glauben, daß die feierlichen Erklärungen wirkungslos bleiben werden, durch welche alle Regierungen das politische Einigungsbedürfniß der Nation als

ein rechtmäßiges und unabweisliches zwei Jahre lang fort und fort anerkannt und demselben eine vollständige Befriedigung in der bestimmtesten Weise verheißen haben. Die deutsche Volkspolitik hat ein gutes Gedächtniß und sie wird sich jedes jener Worte, die man andern Orts vergessen zu haben scheint oder doch in Vergessenheit bringen möchte, im rechten Augenblicke wieder erinnern. Freilich wird man ihr von Seiten der Cabinete mit Grund entgegnen können, daß man sich in der Aufregung des Jahres 1848 und 1849 nicht blos über die Natur der Sache, sondern auch über sich selbst getäuscht, daß man mehr zugesagt, als man mit dem besten Willen zu leisten vermöge; ob aber eine solche Einrede eine beschwichtigende oder eine Wirkung ganz anderer Art hervorbringen werde, ist immerhin einigermaßen zweifelhaft.

Der Widerstand gegen die wahre Einigung Deutschlands oder der Particularismus hatte, nach des Verfassers Ansicht, früher hauptsächlich zwei Wurzeln im Volke: ein gewisses Stammesbewußtsein der Angehörigen der Einzelstaaten und die aus dem patriarchalischen Verhältniß zwischen Fürst und Volk hervorgegangene Anhänglichkeit an die bestimmte Dynastie. Wie der Verfasser glaubt, sind diese beiden Wurzeln im Laufe der Zeiten zum größten Theile abgestorben. Das Stammesbewußtsein der einzelnen deutschen Völkerschaften ist durch die dynastische Politik selbst zerstört worden, indem diese die Stammeszusammengehörigkeiten nach dynastisch-politischen Rücksichten zerriß und durcheinanderwarf. Daher sei es auch gekommen, daß das Verschwinden einer Masse solcher kleiner künstlich geformter Staatsindividualitäten zu Anfang dieses Jahrhunderts keine andauernden schmerzlichen Empfindungen in den davon betroffenen Bevölkerungen hinterlassen habe. Das patriarchalische Verhältniß zwischen Fürst und Volk habe ebenfalls infolge verschiedener eingetretener Verhältnisse eine Veränderung erlitten, die besonders während der letzten fünf Jahre in weltbekannten Thatsachen zutage getreten sei, Thatsachen, welche keinen Raum mehr ließen für eine unfreiwillige Selbsttäuschung. Endlich seien auch jene kleinen politischen Vortheile und Gewohnheiten, in welche man sich in den einzelnen Staaten hineingelebt hatte und welche man selbst gegen den Gewinn eines großen Ganzen ungern opfern mochte, z. B. das süddeutsche Kammerwesen, dermaßen in ihrer Bedeutung geschwächt worden oder hätten ihre Unhaltbarkeit so sehr bekundet, daß auch von dieser Seite eine Abneigung gegen das Einheitswerk nicht länger zu befürchten stehe.

Wir möchten dem scharfsinnigen und im Uebrigen so nüchtern prüfenden Verfasser hier doch den Vorwurf machen, daß er die dem Einheitsgedanken gegenüberstehenden feindlichen Kräfte zu leicht genommen, die gefährlichsten derselben gänzlich übergangen habe. Zu den letztern rechnen wir namentlich gewisse materielle, gewerbs- und handelspolitische Gegensätze, Vorurtheile und Befürchtungen, sodann die ebenso hartnäckigen und beinahe noch einflußreichern confessionellen Antipathien. Wir möchten wünschen, daß der Verfasser, der so viele verwickelte Verhältnisse mit so unbefangenem Blicke aufgefaßt, so viele schwierige Probleme glücklich gelöst hat, an dieser schwierigsten und wichtigsten Frage unsers Nationallebens, der Frage nach der Ueberwindung der im Volke selbst steckenden particularistischen Tendenzen, etwas weniger rasch vorübergegangen wäre.

Wir übergehen, was der Verfasser unter der Ueberschrift „Bundesverfassung und Bundesreform" sagt. Der hier geführte Beweis, daß die Bundesverfassung in sich selbst, namentlich in der für alle organischen Beschlüsse vorgeschriebenen Stimmeneinheit, das unüberwindliche Hinderniß ebenso wol ihrer gedeihlichen Wirksamkeit als ihrer Fortentwickelung aus sich selbst trage, ist durchaus richtig, aber faßt nur Das in wissenschaftlicher Form zusammen, was längst in das Bewußtsein des Volks übergegangen ist. Ebenso wenig halten wir uns auf bei Dem, was der Verfasser über Censuswahlen, allgemeines Stimmrecht und ständische Gliederung äußert, und bemerken nur, daß er auch hier seine Unbefangenheit und sein Freisein von jeder ideologischen Voreingenommenheit bekundet, indem er, obgleich dem allgemeinen Stimmrecht bei den gegenwärtigen Verhältnissen des Volkslebens den Vorzug gebend, dennoch weder den Census noch sogar das System der Wahlen nach Steuer- oder Vermögensclassen unbedingt verwirft. Nur gegen das System der ständischen Gliederung spricht er sich entschieden aus, weil eine ständische Gliederung, wie eine gewisse Schule sie verstehe, nicht denkbar sei ohne Monopole, namentlich Zunftmonopole, diese aber durchaus dem Zeitgeist und dem Entwickelungsgesetze des gewerblichen und des socialen Lebens widersprächen. Nicht die Corporation sei die dem Gewerbwesen der Gegenwart entsprechende Form, sondern die freie Association.

Was der Verfasser in dem Abschnitt von „kirchlichen Dingen" sagt, das gewinnt durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit eine verdoppelte Bedeutung, und die Mahnungen, welche er hier speciell an Preußen richtet (vielleicht nur, weil zu der Zeit, wo er dies schrieb, die Ereignisse in einem andern deutschen Lande noch nicht zu dem Punkte gediehen waren, wo sie als eine Wiederholung, ja Ueberbietung des kölnischen Streits vom Jahre 1837 erschienen), diese Mahnungen möchten doch von allen denjenigen deutschen Regierungen beherzigt werden, welche in dem Falle sind, in Conflicte mit der römischen Kirche zu kommen. Der Verfasser sagt:

Preußen ist derjenige Staat, welcher in seinen innern Verhältnissen die meiste und dringendste Auffoderung findet, sich mit der Kirche so vollständig wie nur möglich auseinanderzusetzen. Die höchst bedenkliche Erscheinung einer fest geschlossenen katholischen Partei in der Kammer, das Verfahren der oberrheinischen Bischöfe und die neuerdings von Rom aus in herausfodernder Weise wieder aufgenommene Frage von den Mischehen, das sind ebenso viele ernste Mahnungen an die preußische Politik, das kirchliche Gebiet zu verlassen und auf den reinstaatlichen Boden zurückzukehren, auf dem allein sie sich mit voller Sicherheit bewegen kann. Ein Staat mit überwiegend akatholischer Bevölkerung muß, um mit Rom soweit als möglich in Frieden zu leben, jede Gemeinschaft mit der katholischen Kirche abbrechen oder sie doch auf ein möglichst kleines Gebiet beschränken; er muß von Rom keine Dienste verlangen, sich zu keinen Leistungen an Rom verpflichten, keinen Einfluß in kirchlichen Dingen beanspruchen und der Kirche keinen Einfluß auf Gesetz und Politik gestatten. Allerdings aber

würde es eine gefahrvolle Ungerechtigkeit sein, wenn der Staat den andern kirchlichen Genossenschaften, den gegenwärtigen und den zukünftigen, die Unabhängigkeit versagte, welche er dem Katholicismus in seinem eigenen Interesse gewähren soll. Wenn man dem Katholicismus die Freiheit gibt, dagegen für das akatholische kirchliche Leben den bisherigen Polizeizwang beibehält, so liefert man dem Ultramontanismus seine Gegner mit gebundenen Händen aus. Umgekehrt aber ist es sicherlich eine grundlose Besorgniß, daß der Ultramontanismus auf dem Boden der allgemeinen kirchlichen Freiheit eine Ueberlegenheit wiedergewinnen würde, welche er nicht zu behaupten vermochte, als er noch das Monopol der Freiheit, das heißt die Alleinherrschaft hatte und im Besitze der furchtbarsten Mittel war, mit denen die Herrschaft über die Geister und die Seelen je geübt worden ist. Der Ultramontanismus selbst hat offenbar viel weniger Vertrauen auf seine siegreiche Kraft, als er zur Schau zu tragen pflegt. Im Jahre 1848 konnte er freilich nicht umhin, den Grundsatz der kirchlichen Freiheit für Jedermann zuzugestehen; sobald aber die Bewegung wieder soweit beschwichtigt war, daß mit der Aufrichtigkeit keine Gefahr mehr verbunden zu sein schien, trat der Ultramontanismus von neuem mit seiner alten Foderung hervor, daß der Staat ihm den Arm leihe, um seine Gegner, zwar nicht mehr wie ehemals zu vertilgen, aber doch wenigstens auseinander zu sprengen und zum Schweigen zu bringen.

Weiter bemerkt er über die Zukunftsgestaltung des kirchlichen Lebens:

Die großen Glaubensgenossenschaften oder gar die Glaubenseinheit gehören der Periode des vorherrschenden Gattungslebens der Völker an und können nur als Fiction in eine Zeit herüberdauern, die ihren Hauptberuf darin findet, der Persönlichkeit zu ihrem vollen Rechte und zu ihrer vollen Entwickelung zu verhelfen. Die bisherigen Kirchen werden sich im natürlichen Verlaufe der Dinge nach und nach in einzelne Gemeinden auflösen, in denen sich Personen mit ähnlichen religiösen Bedürfnissen und mit verwandten Geistesrichtungen frei zusammenfinden; das kirchliche Wesen wird eine reine Privatangelegenheit werden. Man mag eine solche Wendung vom altgläubigen Standpunkte aus beklagen, aber man kann im Interesse der Religion nicht wollen, daß dieselbe durch staatliche Mittel verhindert werde. Denn so gewiß eine herbe Wahrheit sittlicher ist als eine schmeichlerische Lüge, so gewiß hat selbst die kalte Verneinung eines jeden Dogmas mehr religiösen Werth als die erheuchelte Gläubigkeit. Das Beispiel Nordamerikas zeige überdies, daß die Anerkennung einer unbedingten kirchlichen Freiheit von Seiten des Staats sich sehr wohl verträgt mit einem lebhaften Sinne des Volks für kirchliche und religiöse Interessen, und daß die größte Duldung gegen das Andersglauben sogar nicht unvereinbar ist mit einer gehässigen Intoleranz gegen den Unglauben. Die kirchlichen Zustände Nordamerikas haben ohne Zweifel manche dunkle Stellen, aber sie verursachen doch wenigstens dem Staate keine Schwierigkeiten und Verlegenheiten, sie verfälschen die Politik desselben so wenig, wie sie von derselben verfälscht werden, sie sind mit einem Worte ohne Vergleich gesunder als die kirchlichen Zustände gewisser europäischer Länder, die dem Kriege Aller gegen Alle ziemlich ähnlich sehen.

Wir brauchen kaum daran zu erinnern, wie in ganz ähnlicher Weise die Berechtigung der Gewissensfreiheit und ihrer natürlichen und urchristlichen Form, des selbständigen kirchlichen Gemeindelebens, in einer neuern, mit großem Beifall aufgenommenen Schrift, in den „Zeichen der Zeit" von Bunsen verfochten ist.

Auf das politische Gebiet zurückkehrend, geht der Verfasser die einzelnen Parteien durch, welche in Deutschland sich bekämpfen. Der conservativen Partei, welche zu ihrer Losung den Spruch gemacht hat: „Autorität, nicht Majorität!" wirft er vor, daß sie ein Wort gebrauche, welches in der Gegenwart keine Bedeutung mehr habe und welches sie selbst in seiner Anwendung auf die Wirklichkeit in sein Gegentheil verdrehe, indem sie dem Autoritätsprincip, welches doch durchaus nur eine moralische Gewalt sein dürfte, den materiellen Zwang des Polizeiregiments unterschiebe. Die Aufgabe des verständigen Conservatismus bestehe darin, die sittlich-intellectuelle Hülfskraft, deren der Staat bedürfe, nicht in einer Idee zu suchen, welche ihren Einfluß auf die Geister verloren habe, sondern in der ewig lebendigen Macht der vernünftigen Ueberzeugung, der die Menschen gehorchen werden, solange sie sind. Dem falschen Conservatismus gelte die Polizei für eine moralische Macht, Grobheit für Würde, erzwungener Gehorsam für Anerkennung der Autorität; die vernünftige Ueberzeugung behandle er mit Geringschätzung, und so werde denn die Vernunftmeinung unter der angeblichen Wirkung des Conservatismus zum wirksamsten Werkzeuge der Destruction.

Der constitutionellen Partei spricht der Verfasser alle Zukunft in Deutschland ab, und zwar auf Grund folgender Betrachtungen: Jede Theilung oder wesentliche Beschränkung der Souveränetät sei von jeher auf gewaltsamem Wege vor sich gegangen; so wenig sich die oberste Staatsgewalt durch Vertrag abtreten lasse, ebenso wenig lasse sie sich durch Uebereinkunft theilen; wo immer die Geschichte ein wahrhaft lebendiges Repräsentativsystem, einen echten Constitutionalismus an die Stelle der unbeschränkten Staatsgewalt gesetzt habe, da sei dies durch eine Revolution geschehen, durch eine vorgängige Vernichtung der historischen Souveränetät. Eine solche aber wolle der Constitutionalismus nicht und könne er unter den in Deutschland obwaltenden Verhältnissen nicht wollen, denn die Revolution, ohne welche das constitutionelle System bis heute in keinem Staate lebendig geworden sei, würde sich in Deutschland voraussichtlicherweise nicht, wie etwa in England oder Belgien, auf einen Wechsel der Dynastie beschränken, sondern die Monarchie selbst, die Basis des Constitutionalismus, mit sich hinwegreißen. Die nachfolgende Stelle, worin der Verfasser jene seine Behauptung geschichtlich zu erhärten versucht, dürfte gerade im gegenwärtigen Augenblicke auf ein erhöhtes Interesse Anspruch haben. Was er darin von der Politik des Hauses Savoyen sagt, hat sich inzwischen (man erinnere sich, daß der Verfasser sein Buch noch vor dem eigentlichen Ausbruche des orientalischen Kriegs schrieb) im vollsten Maße bewahrheitet. Wir glauben es ebenso dem Verfasser, der hier ein so sicheres Talent der Prophezeiung gezeigt hat, wie der Wichtigkeit der Sache und ihrer directen und indirecten Bedeutung auch für unsere deutschen Verhältnisse schuldig zu sein, die betreffende Stelle unverkürzt wiederzugeben. Der Verfasser sagt:

Man hat die durchgreifende Gültigkeit dieses Satzes mit Hinweisung auf das Beispiel Sardiniens bestritten. Sardinien, sagt man, ist ohne Revolution aus dem Absolutismus in das Repräsentativsystem übergegangen, und der Constitutionalis-

mus hat in Sardinien gleichwol Wurzel geschlagen und Triebkraft gezeigt. Dieser Einwurf und die Erscheinung, von welcher er hergenommen ist, verdienen eine nähere Beleuchtung.

Die sardinische Verfassung war das Werk des dynastischen Ehrgeizes, welcher sich einer großen Zukunft dadurch versichern wollte, daß er gemeinschaftliche Sache machte mit dem Geiste des Jahrhunderts und mit dem Interesse der italienischen Nation. Der Constitutionalismus war das Unterpfand des Bündnisses, welches das Haus Savoyen der Nation anbot. In dieser Eigenschaft gewann das sardinische Verfassungswesen von vornherein eine viel größere Bedeutung, als es ohne dieselbe gehabt haben würde. Als eine bloße Maske der absoluten Gewalt hätte der sardinische Constitutionalismus seine Wirkung auf die Ferne natürlicherweise verfehlt, und die vorzugsweise auf eine solche Wirkung berechnete Absicht des Hauses Savoyen trug daher in sich selbst eine Art zwingender Nothwendigkeit, das Verfassungswesen ernstlich zu nehmen und ernstlich gelten zu lassen. Die sardinische Dynastie begriff die Bedingungen und Obliegenheiten ihrer neuen Stellung und sie wußte dieselben mit einer Größe und Würde zu erfüllen, welche für sich allein hingereicht hätten, ihren Ehrgeiz zu adeln, auch wenn seine Zwecke nicht mit den höchsten Nationalinteressen zusammengefallen wären. Das Haus Savoyen wollte mit dem Absolutismus brechen, ehrlich, unwiderruflich, ohne Vorbehalt. Nicht in Redensarten, sondern durch die That machte es die Sache der Nation zur eigenen Sache und setzte es an die Durchführung derselben seine ganze Willenskraft, seinen vielhundertjährigen Machtbesitz, seine Existenz. Der dynastische Ehrgeiz überflog sich selbst, er schwang sich auf zu der reinen Höhe der patriotischen Pflicht. Die ganze Würde des Charakters der neuen sardinischen Politik sollte sich jedoch erst nach ihrer doppelten Niederlage durch die östreichischen Waffen offenbaren. Aller Lockungen zum Abfall ungeachtet blieb die sardinische Politik sich selbst und dem Bunde mit der Nationalsache treu, welcher ihr jene zweimalige schwere Niederlage zugezogen. Die Charakterlosigkeit hätte die Nationalsache bei viel geringerer Veranlassung im Stiche gelassen, die Gemeinheit hätte sich obendrein an der Nationalsache gerächt, die Geistesschwäche hätte den feigen Abfall nachträglich für eine Umkehr zur Weisheit angesehen; die sardinische Politik ihrerseits war stark und edel und zugleich klug genug zum Beharren.

Diese Beharrlichkeit nun ist es, welche dem sardinischen Verfassungswesen seine Lebenskraft gibt. Wie wirksam sie sich auch zeige, sie ist immer nur ein Darlehn, dessen Genuß freilich stark verbürgt, aber nicht unwiderruflich ist. Wollte das Haus Savoyen seine italienischen Plane aufgeben, so würde es ihm ein Leichtes sein, das Verfassungsleben des Staats ebenso sehr zu entkräften und herabzuwürdigen, wie dies anderer Orten geschehen ist. Wenn dagegen jene Plane früher oder später in größerm oder geringerm Umfange zur Durchführung kommen, so kann der sardinische Constitutionalismus dadurch möglicherweise bis zur vollständigen Selbständigkeit gekräftigt werden. In dem Maße nämlich, in welchem sich Sardinien durch Einverleibung anderer italienischer Herrschaften erweitert, in demselben Maße verkleinert sich die historische Grundlage der sardinischen Souveränetät, und in demselben Maße wird die Souveränetät genöthigt, freiwillige Stützen außerhalb jener Basis zu suchen. Das Bedürfniß solcher lebendigen Stützen begreift aber die thatsächliche Beschränkung der Souveränetät schon in sich und bildet somit den natürlichen Uebergang aus dem blos formellen in das wesenhafte Repräsentativsystem. Auf diesem Wege würde dann Sardinien zwar ohne Revolution im gewöhnlichen Sinne des Worts, aber doch nicht ohne gewaltsames Verfahren — Krieg und Eroberung — zum echten Constitutionalismus gelangen, vorausgesetzt, daß Italien desselben überhaupt fähig ist. Diese Fähigkeit angenommen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die staatliche Entwickelung Italiens bei der erfoderlichen Ausdauer der sardinischen Politik wirklich den bezeichneten Gang nehmen werde, in welchem sich die Interessen eines zahlreichen Volks und einer immer noch mächtigen Dynastie begegnen. Ob aber in Deutschland ein ähnlicher Weg zu einem ähnlichen Ziele noch offen stehe, würde eine müßige Untersuchung schon deshalb sein, weil es in Deutschland zur Zeit Niemand mehr gibt, weder Volk noch Dynastie, der denselben betreten will und kann.

Der Constitutionalismus, so folgert der Verfasser, werde sich daher in Deutschland wol erhalten seiner Form und den äußern Einrichtungen nach, aber zu einer recht lebendigen Wirksamkeit, zur Verwirklichung seines tiefern Princips — einer parlamentarischen Regierung — werde er schwerlich gelangen, und sein Nutzen werde sich darauf beschränken, eine Schule des öffentlichen politischen Lebens zu sein.

Gegen die Demokratie ist der Verfasser keineswegs nachsichtiger als gegen die andern Parteien. Zuerst hält er ihr den Fehlgriff vor, den sie durch ihre politische Passivität, ihre Enthaltung von der Theilnahme an den parlamentarischen Verhandlungen (namentlich in Preußen) begangen habe.

Die verlorene Zeit, die versäumte Gelegenheit, die in Unthätigkeit vergeudeten Kräfte, das Uebel, welches hätte verhindert werden können und nicht verhindert worden ist, das Alles häuft sich zur schweren Anklage gegen solche Wahlenthaltung, zu einer Anklage, welche durch die Berufung auf ein angebliches Princip nicht entkräftet wird. Ueberdies, ein öffentliches Interesse wird mehr gefördert durch eine einzige Stimme, welche für dasselbe das Wort nimmt, als durch tausend Stimmen, welche im Namen desselben schweigen; bei jeder politischen Aufgabe nützt ein kleiner Finger, der sich rührt, mehr als tausend untergeschlagene Arme. Als in Frankreich, nachdem das allgemeine Wahlrecht durch das Gesetz vom 30. Mai 1850 beschränkt worden war, die demokratische Partei darüber berieth, ob sie sich künftig an den Wahlen zu betheiligen habe oder nicht, sprach der General Lamoricière: „Ich verstehe nicht viel von Politik, aber ich bin Soldat und weiß, was ich als Soldat zu thun habe; wenn ich mein Gewehr verliere, so greife ich zu meinem Degen, und wenn die Klinge meines Degens abbricht, so wehre ich mich mit dem Stumpfe." Die Meinung des Generals Lamoricière drang nicht durch. Unter Berufung auf das Beispiel der preußischen Demokratie beschloß man, die Hände tapfer in die Tasche zu stecken. Der Erfolg war, daß die bonapartistische Partei in der Nationalversammlung durch die Ersatzwahlen fortwährend verstärkt und daß damit die Katastrophe vom 2. December wesentlich befördert wurde. Nachträglich blieb der französischen Demokratie freilich der beruhigende Gedanke, daß sie „principmäßig" gehandelt oder vielmehr nicht gehandelt. Es ist indessen sehr unwahrscheinlich, daß sie jenes ebenso verzweifelte wie principmäßige Experiment nach einmaligem Mislingen wiederholt haben würde, wenn sie Gelegenheit dazu gehabt; um der Evidenz der Thatsachen bis zu diesem Punkte zu trotzen, bedarf es eines steifern Doctrinalismus, als man ihn bei den Franzosen zu finden pflegt.

Auch in diesem Punkte hat die Zeit bereits dem Verfasser Recht gegeben. Bekanntlich ist die preußische Demokratie (oder doch der größere und bedeutendere Theil derselben) zu der Einsicht gelangt, daß die gänzliche Enthaltung von aller politischen Thätigkeit ihr selbst und dem Allgemeinen schädlich sei, und hat sich bei den letzten Kammerwahlen betheiligt, dabei aber auch die Erfahrung machen müssen, wie sehr jene längere Unthätigkeit bereits ihren Einfluß im Volke geschwächt und den Gegnern

Vorschub geleistet habe. Die hannoverische Demokratie hat von vornherein die Bahn, die der Verfasser als die richtige bezeichnet, nicht verlassen. Freilich kommt es auch hierbei auf die besondern Verhältnisse an. In dem einen Falle kann der passive Widerstand, das Nichtwählen, ebenso wol praktisch richtig als grundsätzlich, durch die politische Gewissenhaftigkeit, geboten sein, in einem andern können praktische Rücksichten (des Gemeinwohls natürlich, nicht des eigenen) zu einem Absehen von dem strengen Rechtsprincip nöthigen. Die Hauptsache wird immer sein, daß eine politische Partei durch ihr Verfahren sowol in den Zeiten ihrer Macht als auch bei einem erfolgenden Rückschlage dem Volke das sichere Vertrauen einflöße, daß, was sie thue, nur aus aufrichtiger Hingebung an das Gemeinwohl geschehe, und daß sie das Ziel der Verwirklichung eines verfassungsmäßigen Rechtszustandes niemals aus den Augen verliere, wenn sie auch genöthigt sein sollte, demselben nur auf Umwegen, oder für den Augenblick zurückweichend, um später wieder vorzugehen, sich zu nähern. Von großer Wichtigkeit ist auch, was der Verfasser über die politische Bedeutung des Bürgerthums oder der sogenannten Mittelclassen sagt:

Einen andern sehr folgenschweren Fehler beging die demokratische Partei nach französischem Beispiel durch ihre unaufhörlichen Angriffe und Ausfälle gegen die „Bourgeoisie". Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß die französische „Bourgeoisie" etwas ganz Anderes ist als der deutsche Mittelstand, auf den man jenen Namen übertragen hat. Der deutsche Mittelstand kann so wenig durch seinen Reichthum wie durch seinen politischen Einfluß Neid erregen, und noch weniger läßt sich ihm nachsagen, daß er durch fremdes Verdienst in den Besitz seiner geringen politischen Rechte gekommen, daß er dieselben in eigennütziger Weise ausbeute und Andern den Mitgenuß derselben misgönne. Der Mittelstand hat sich freilich nicht in blutigen Kämpfen hervorgethan, allein er hat wenigstens auch nicht Andere für sich ins Feuer geschickt, und was er im Staate besitzt, das hat er dem Absolutismus mit eigener, wenn auch friedlicher Anstrengung abgerungen. Und zwar keineswegs im Geiste der Selbstsucht und des ausschließlichen eigenen Nutzens. Man wird wenige Verbesserungen der öffentlichen Zustände bezeichnen können, die nicht unter eifriger Mitwirkung des Mittelstandes zustande gekommen wären. Was der Staat für die ärmsten und am meisten gedrückten Volksclassen gethan hat, das ist immer auf Betrieb der Männer des Mittelstandes geschehen, welche in dieser oder jener Stellung, als Beamte oder Abgeordnete, durch die Presse oder in den Ministerien Einfluß ausübten. Die drei Viertheile des Volks zumal, welche der Bauernstand in sich begreift, sie verdanken in den meisten deutschen Staaten dem Mittelstande ihre ganze bürgerliche Stellung und einen großen Theil ihres wirthschaftlichen Wohlergehens.

Allerdings, es gibt auch Schattenseiten im Charakter des Mittelstandes, man kann ihm manches politische Versäumniß und manchen Fehlgriff nachweisen, und er hat nicht immer im staatlichen Leben seine volle Schuldigkeit gethan. Zumal eine gewisse Spießbürgerlichkeit der Gesinnung, eine gewisse Zaghaftigkeit, die Scheu vor großen Entschlüssen und gewaltsamen Anstrengungen wird dem Mittelstande nicht mit Unrecht vorgeworfen. Ueber solchen Schwächen soll man aber die vortrefflichen Eigenschaften und die Verdienste des Mittelstandes nicht vergessen, und noch weniger darf man sie politischerweise zur Veranlassung oder zum Vorwande gebrauchen, um Spott und Hohn auf den Mittelstand zu häufen und ihn der Geringschätzung, wo nicht gar dem Hasse der übrigen Volksclassen preiszugeben. Die Politik kann den Mittelstand nicht ungestraft verachten, wie den Anhang einer Doctrin, sie kann ihn nicht im Nothfalle entbehren und sich selbst überlassen, wie etwa den Bauernstand, sie kann ihn nicht ausrotten, wie allenfalls eine Aristokratie; sie muß sich nothwendigerweise mit ihm abfinden. Noch mehr, der Mittelstand ist und bleibt der unentbehrlichste und werthvollste Stoff für den deutschen Staatsbau, und nichts ist unpolitischer, als bei politischen Entwürfen auf ein Material mit idealen Eigenschaften zu rechnen und dessen Vorhandensein in irgendeiner noch unerforschten Region der Gesellschaft vorauszusetzen.

Diesen Fehler beging die demokratische Partei. Sie setzte sich dem Verdachte aus, als ob sie ihre Politik vorzugsweise auf die Kräfte und Interessen des Proletariats gestellt habe. Dabei wurde sie ohne Zweifel durch den Gedanken geleitet und verleitet, daß das Proletariat eine rüstigere revolutionäre Kraft sei als der Mittelstand. Das Proletariat weiß, daß es bei bürgerlichen Unruhen und Neuerungen wenig verlieren kann, es läßt sich gern überreden, daß es viel dabei zu gewinnen habe, und ist daher sehr geneigt, sich mit Leib und Leben der Revolution zur Verfügung zu stellen. Aber eine revolutionäre Partei, welche ihren Anhang vorzugsweise im Proletariat sucht, macht dennoch unter allen Umständen eine falsche Rechnung. Indem sie den Wünschen und Bedürfnissen des Proletariats schmeichelt, verspricht sie unfehlbar viel mehr als sie halten kann, entfremdet sie sich zu gleicher Zeit den Mittelstand und baut sie selbst für den Fall des augenblicklichen Siegs auf Sand.

Indem sie den Mittelstand oder, wenn man will, die „Bourgeoisie" durch unaufhörlichen Spott verstimmte und durch die dem Proletariate erwiesenen Schmeicheleien erbitterte oder erschreckte, bahnte die demokratische Partei der Reaction mit eigenen Händen den Weg. Je zaghafter und schwächlicher der politische Sinn des Mittelstandes erschien, desto mehr kam es darauf an, alle Bedrohungen und Beängstigungen desselben zu vermeiden, die bangen Herzen zu beruhigen und ihnen Zuversicht einzuflößen. Dies handgreifliche Gebot der Klugheit wurde übersehen oder verschmäht. Statt im Proletariat blos eine Ergänzung des Mittelstandes zu erkennen, statt dem Proletariat lediglich diejenigen Kräfte zu entlehnen, welche es vor dem Mittelstande voraus hat, die Kühnheit, den Muth, die Aufopferungsfähigkeit, glaubte man mit Hülfe des Proletariats den Mittelstand entbehren zu können. Man schien keine Ahnung davon zu haben, daß sich mit den leidenschaftlichen Kräften des Proletariats zwar einzelne erschütternde oder zerschmetternde Schläge führen lassen, daß aber zur Durchführung einer großen Staatsveränderung und zur Errichtung eines dauerhaften politischen Neubaus die Einsicht, die zähe Ausdauer und ganz besonders die aufrichtige Zustimmung des Mittelstandes unentbehrlich ist. Kein politischer Gedanke, dem die Zustimmung des Mittelstandes fehlt, ist reif zur Ausführung, keine politische Neuerung, welche ohne dieselbe zustande kommt, hat Aussicht auf Bestand; den Mittelstand für sich zu gewinnen ist die wichtigste Aufgabe jeder politischen Partei.

Den Socialismus als eine politische Partei, als das Ziel einer politischen Bewegung weist der Verfasser entschieden ein für alle mal zurück, und die besonnene Art, wie er sich über diese brennende Frage, über die Stellung des Proletariats und das gegen dasselbe zu beobachtende Verfahren ausspricht, bezeugt ebenso wie das von ihm über den Mittelstand Gesagte, daß wir es hier, wenn auch mit einem Demokraten, doch nichts weniger als mit einem Anhänger destructiver oder anarchischer Tendenzen zu thun haben. Der Verfasser äußert:

Der Gedanke der socialen Revolution ist ein Hirngespinnst, es sei denn, daß man darunter lediglich einen gewaltsamen

und durchgreifenden Eigenthumswechsel versteht. Eine allgemeine Plünderung ließe sich allerdings durchführen, wenn man nur die erfoderliche Zahl von Fäusten hätte; daß aber eine Vermehrung des öffentlichen Reichthums, eine Steigerung der gesellschaftlichen Productionen, ein neues wirthschaftliches System, ein socialistischer Organismus, wie ihn die Schulen träumen, aus der Revolution hervorgehen könne, das kann nur der Wahnwitz oder die Lüge behaupten.

Durch solche Lehren ist die Furcht zu einer conservativen Macht ersten Rangs gemacht worden. Die deutsche Nationalpolitik hat keinen schlimmern Feind als den revolutionären Socialismus, einen Feind, der nicht durch Zugeständnisse beschwichtigt, nicht durch Vergleiche unschädlich gemacht, nicht durch Geschenke bestochen, sondern im offenen schonungslosen Kriege niedergekämpft sein will.

Es war ein humaner Gedanke, aber nichtsdestoweniger ein gefährlicher Irrthum, wenn man der Bewegung des Jahres 1848 zumuthete, daß sie den wirthschaftlich gedrückten Volksclassen eine unmittelbare Erleichterung verschaffe. Abgesehen von den oben angegebenen und theils der Sachlage nach unanwendbaren, theils ungenügenden Mitteln, wußte weder die Wissenschaft, noch die Erfahrung, noch die öffentliche Meinung, was zu jenem Zwecke zu thun sei, und wenn von irgendeiner vereinzelten Stimme ein tolldreister Rath gegeben wurde, so weigerte sich eine besonnene Politik mit Recht, ein verwegenes Experimentiren mit den empfindlichsten Theilen des gesellschaftlichen Körpers auf gut Glück zuzulassen. Hätte diese Vorsicht der Rechtfertigung bedurft, so würde das Schlußergebniß der Versuche, welche Frankreich mit dem „Rechte auf Arbeit" und den „Nationalwerkstätten" gemacht, dieselbe jedenfalls nachträglich geliefert haben. Frankreich ist durch die Furcht vor dem Socialismus einem Regimente anheimgefallen, welches für Frankreich seit einem Menschenalter jenseit der Grenzen der Möglichkeit zu liegen schien.

Innerhalb der politischen Parteien, welche solche Foderungen, wenn auch nur durch ihr Stillschweigen, unterstützen, gab es sicherlich nur Wenige, welche die Unmöglichkeit der Befriedigung derselben nicht begriffen. Aber man glaubte — mit Recht oder mit Unrecht — das Proletariat nicht entbehren zu können, man befürchtete — mit Recht oder mit Unrecht — dasselbe von einer Sache abfallen zu sehen, die ihm keinen unmittelbaren Gewinn verspreche, und man hielt deshalb für politisch, ihm wenigstens die Hoffnung zu lassen, die der revolutionäre Socialismus ihm beizubringen bemüht war.

Diese Taktik war ebenso wenig klug wie ehrlich. Sie begann damit, den Geist des Proletariats zu verfälschen, und endete damit, den Geist des Mittelstandes an sich selbst irre zu machen. Die Bewegung von 1848 konnte nur dann durchgeführt werden, wenn sie auf ein großes, deutlich gesehenes Ziel hinausging, welches den großen Oppositionsparteien gemeinsam war, wenn auch die eine oder die andere über dasselbe noch hinausstrebte. Die Nationalpolitik gab ein solches Ziel, ein nebelhafter Socialismus verdunkelte dasselbe, und das von einer schielenden Parteipolitik erregte Mistrauen war für die größere Hälfte des Oppositionsheeres eine Mitveranlassung, auf halbem Wege Halt zu machen oder umzukehren.

Ehrlich und klug zugleich würde es gewesen sein, auf den Beistand jeder Kraft zu verzichten, die man nicht für den rein nationalpolitischen Zweck gewinnen zu können glaubte, klug und ehrlich, dem Proletariate geradeheraus zu sagen, daß man ihm im Großen und Allgemeinen nicht anders helfen könne als dadurch, daß man ihm die gesetzliche Möglichkeit verschaffe, sich selbst zu helfen. „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen", lautet einer der weisesten Sprüche, die im Volke von Mund zu Mund gehen. Umgekehrt, wer sich selbst nicht hilft, dem kann Gott und dem kann auch der Staat nicht helfen.

Nochmals, das große Mittel der socialen Reform, welches der deutschen Nationalpolitik zugebote steht, ist die Freiheit der wirthschaftlichen Bewegung. Der größtmögliche Spielraum für den Associationsgeist ist damit einbegriffen. Nur innerhalb solcher Bedingungen wird jede ökonomische Kraft zur Uebung kommen und das größte Ergebniß, den größten Ertrag liefern; nur innerhalb solcher Bedingungen wird die höchste Steigerung der wirthschaftlichen Production und also der höchstmögliche Grad des öffentlichen Wohlseins erreicht werden.

Damit ist bereits gesagt, daß innerhalb jener Bedingungen auch der vorzugsweise sogenannte Arbeiterstand seine Rechnung finden wird. Der freie Gebrauch seiner wirthschaftlichen Kraft ist die rechtmäßigste, die unabweisbarste Foderung, welche das Proletariat an den Staat machen kann, und in Deutschland würde die aufrichtige Gewährung dieses Verlangens manchen ungültigen Anspruch und unerfüllbaren Wunsch zum Schweigen bringen, der nicht aus der Seele des Volks, sondern aus einer Stimmung hervorgeht, die durch das Gefühl einer unbilligen Beschränkung krankhaft gereizt ist. Der ruhige Charakter des deutschen Volks, die tiefinnere Sittlichkeit seiner Natur und ganz besonders der überwiegend individualistische Grundzug seines Wesens leisten von vornherein Gewähr dafür, daß es sich an derselben genügen lassen und daß es sich den Genuß derselben durch keine Träume aus dem Schlaraffenlande verkümmern wird. In der That haben gerade die dürftigsten Volksclassen bereits manche Probe ihrer Mäßigung und Selbstbeherrschung bestanden. In vielen Gegenden, wie schon erwähnt worden, hatte das Proletariat in den Jahren 1848 und 1849 wochen- und monatelang eine bedeutende Macht in Händen, und nirgends gelang es der socialistischen Propaganda, der Revolution ihre Farbe zu geben. Die Theilungsplane, welche man hier und da dem Proletariat zuschrieb, kosteten Niemand einen Heller, die großen Säcke, welche das Landvolk bei einigen Gelegenheiten zum Plündern nach der Stadt mitgebracht haben sollte, gingen jedenfalls allenthalben ebenso leer wieder heim, wie sie gekommen waren, und selbst in denjenigen Landestheilen, wo der bewaffnete Aufstand Monate hindurch Meister des Feldes blieb, hatte das Eigenthum keine andere Gefahr zu bestehen als diejenige, welche überhaupt von Kriegszuständen unzertrennlich ist.

Kurz, das deutsche Proletariat ist weniger als irgendein anderes geneigt, sich durch fremde Beute zu bereichern, oder auch von Almosen zu leben, und es wird sich leichter als irgendein anderes dadurch befriedigen lassen, daß man ihm den vollen Gebrauch seiner wirthschaftlichen Kräfte und den möglichst ungeschmälerten Genuß der Früchte seiner Arbeit gewährt.

Doch genug der Proben, um zu zeigen, daß des Verfassers Anschauungen, möge man mit ihren letzten Consequenzen einverstanden sein oder nicht, doch jedenfalls bedeutend genug sind, um die Beachtung auch der Andersgesinnten in vollem Maße zu verdienen; daß der Verfasser, wenn er auch weit entfernt ist, jenem vulgären und zweideutigen Conservatismus zu huldigen, der das Bestehende mit allen seinen Mängeln und Fehlern solange beschönigt, hegt und vertheidigt, bis dasselbe ihm unter den Füßen zusammenbricht und ihn selbst zu Falle bringt, doch unverkennbar conservativ in einem weit höhern und edlern Sinne ist, indem er mit der ganzen Entschiedenheit einer aufrichtigen, nach keiner Seite hin befangenen Ueberzeugung und einer durch und durch patriotischen Gesinnung diejenigen politischen Lebensformen und Einrichtungen aufzufinden strebt, welche der Staatsordnung ein dauerndes Bestehen, der Gesellschaft zuverlässigen Schutz vor drohenden Gefahren socialen Umsturzes, dem Vaterlande die ihm gebührende Macht und Größe nach außen und der Nation jene wahre innere

Zufriedenheit versprechen, die allein Verfassungen, Staaten und Throne unter allen Stürmen der Zeiten sicher aufrecht erhält. Dieses redliche Streben nach Wahrheit, diese aufrichtig patriotische Gesinnung finden wir auch in den die Zukunft Deutschlands ins Auge fassenden Schlußbetrachtungen des Verfassers wieder, mit deren Anführung wir von der vorliegenden Schrift Abschied nehmen, Betrachtungen, welche, wie jeder unbefangene Beobachter der vaterländischen Zustände zugeben wird, durch die Geschichte der Zeit, welche seit dem Erscheinen der „Grundsätze der Realpolitik" verflossen ist, an zutreffender Richtigkeit und Bedeutung wahrlich nicht verloren haben.

Die politische Lage Deutschlands, man kann sich bei dem besten Willen nicht darüber täuschen, ist ein Provisorium. Von welchem Standpunkte aus man die gegenwärtigen deutschen Zustände auffasse, ob man sie mit dem Auge des Conservativen oder des Oppositionsmannes betrachte, immer tritt als herrschender Zug derselben die Unsicherheit hervor. Deutschland ist nicht sicher gegenüber dem auswärtigen Feinde, dem es nur zersplitterte Kräfte entgegenzustellen hat. Deutschland ist nicht sicher vor einem Zusammenstoß zwischen Oestreich und Preußen, deren natürlicher Gegensatz durch die Umstände des Augenblicks wol maskirt, aber nicht gehoben ist und niemals gehoben werden kann. Deutschland ist am wenigsten sicher vor der Revolution, welche sich, ungeachtet aller augenblicklichen Stille und scheinbaren Ruhe, in den Tiefen des Nationallebens vorbereitet und die namentlich auch durch die Pflege der materiellen Interessen gefördert wird, durch welche man die politische Unzufriedenheit beschwichtigen zu können meint. Man mag diese Revolution fürchten oder hoffen, man mag Heil oder Verderben von ihr erwarten, aber man darf sich nicht darüber täuschen, daß sie im Anzuge ist. Sie geht nicht von Verschwörern aus — wenn es deren gibt, so dienen sie der Sache des Conservatismus —, sie wird nicht planmäßig ausgearbeitet, nicht kunstvoll geleitet, sondern sie keimt und treibt, ihrer selbst unbewußt, wie ein natürliches Gewächs der Zeit.

Der Revolutionsgefahr, welche geräuschlos und langsam, aber stetigen Schrittes herankommt, hat das heutige Deutschland, außer den todten Kräften der Trägheit und der Furcht, kaum irgendeine andere Schutzwehr entgegenzustellen als die bewaffnete Macht. Die Widerstandskraft dieser Schutzwehr ist sicherlich nicht gering anzuschlagen, aber sie reicht jedenfalls nur solange aus, als die bewaffnete Macht nicht selbst von dem Geiste ergriffen ist, den sie bändigen soll. Den Parteiumtrieben, der Verschwörung, der Bestechung kann man den Zutritt zu den Kasernen wehren, aber nicht dem Geiste, der im Volke selbst lebt, und wie sich der Constitutionalismus vom Südwesten aus über Deutschland ausgebreitet, so könnten auch gewisse militärische Beispiele, die der Südwesten gegeben, die Vorläufer ähnlicher Ereignisse im übrigen Deutschland gewesen sein. Eine Politik, welche sich dem Volksgeiste entfremdet, eine solche Politik darf für den äußersten Fall nicht auf ihre Regimenter und deren Mannszucht rechnen; die Waffen werden von selbst stumpf in ihrer Hand oder entfallen ihr in der Stunde der Gefahr, ohne daß man sagen könnte wie und warum. Abfall oder Meuterei braucht dabei gar nicht im Spiele zu sein, vielmehr ist die Schlaffheit, die Unlust, der Mangel eines freudigen Bewußtseins ganz hinreichend, um die bewaffnete Macht einer wahrhaften Volksbewegung gegenüber vollkommen zu lähmen. „Is habitus fuit", so schildert Tacitus die Stimmung, welche der Revolution vorherzugehen pflegt, „ut pessimum facinus auderent pauci, plures vellent, omnes paterentur."

Die Unzulänglichkeit des Waffenschutzes gegen die Revolution hat sich 1848 fast allenthalben in ganz Deutschland augenscheinlich gemacht, und selbst diejenige Partei, welche vor einiger Zeit durch einen ihrer Redner in der preußischen Kammer drohen ließ, daß man im Wiederholungsfalle die aufrührerischen Hauptstädte vom Erdboden vertilgen werde, selbst diese sonst so zuversichtlich sich geberdende Partei gesteht durch ihre eigenen Drohungen, daß sie ein neues 1848 voraussieht. Den guten Willen, im Sinne jener Drohungen zu handeln, hatte Herr von Bismarck-Schönhausen und hatten seine Gesinnungsgenossen ohne Zweifel schon im März 1848, was ihnen aber damals zum Vollbringen fehlte, nämlich die Kraft, das haben sie wol schwerlich im Laufe der inzwischen verflossenen Jahre erworben.

In dieser Lage der Dinge entsteht die Frage: Was soll da werden in Deutschland, was soll geschehen, um die Gefahr, welche Deutschland von allen Seiten umlagert, abzuwenden, oder um der Katastrophe, wenn sie hereinbricht, die wenigst ungünstige Wendung zu geben? Diese Frage will beantwortet sein. Kein denkender Mann kann sich der Antwort durch die Ausrede entziehen: Es wird beim Alten bleiben. Eine gedankenlose Ergebung in die künftigen Geschicke Deutschlands aber gleicht genau dem stumpfsinnigen Fatalismus, mit welchem der Türke das Verderben über Stambul und den Thron Osman's hereinbrechen sieht. Deutschland ist indessen glücklicherweise nicht in der Lage des Osmanenreichs. Das deutsche Volk ist das jüngste unter den großen Culturvölkern der Welt und noch lange nicht ausgewachsen, geschweige denn über die Periode der Vollkraft hinaus oder gar altersschwach, wie Leute meinen, denen alles historische Urtheil fehlt.

Die Jugend und das Alter der Völker wird nicht durch die Jahrhunderte bedingt, welche sie hinter sich haben, sondern durch ihre Naturbeschaffenheit und durch den derselben entsprechenden Entwickelungsgang — eine hundertjährige Eiche ist jünger als eine funfzigjährige Pappel. Der treueste Spiegel der Entwickelung eines Volks aber ist die Geschichte seiner Sprache. In der Sprache verkörpert sich der Volksgeist selbst; solange die Sprache sich fortbildet, solange ist das Wachsthum des Volksgeistes nicht vollendet und erst geraume Zeit nach Vollendung seines Wachsthums trägt der Volksgeist seine edelsten Früchte in der Wissenschaft und in der praktischen Politik. Die italienische und die spanische Sprache sind seit 500 Jahren fertig, die französische Sprache ist seit 200 Jahren abgeschlossen, die deutsche Sprache dagegen ist erst vor zwei Menschenaltern zu einem Abschlusse gebracht, der wahrscheinlich nur ein vorläufiger war. Das deutsche Volk ist also wenigstens 2000 Jahre lang gewachsen, und damit ist das Maß gegeben, nach welchem sich in Uebereinstimmung mit einem durchgreifenden Naturgesetze seine Lebensdauer abschätzen läßt.

Wollte man einwenden, daß das Naturgesetz, demzufolge die Lebensdauer aller organischen Wesen in directem Verhältnisse zu ihrem Wachsthume steht, immerhin vereinzelte Ausnahmen leide, so wäre darauf einfach zu erwidern, daß ein Volk von 40 Millionen Menschen überhaupt nicht gewaltsamen Todes stirbt, am wenigsten aber, wenn seine Lebenskraft der eines jeden andern Volks specifisch überlegen ist. Daß das deutsche Volk zumal von den Russen verschlungen werden könnte, ist ein Gedanke, der kaum eine ernstliche Widerlegung verdient. Ein Volk, welchem der eigene Bildungstrieb so gänzlich fehlt, daß es von den Anfängen seiner Geschichte an keine innere Entwickelung gehabt hat, ein Volk, welches der Barbarei nur durch fremde Kräfte und gewaltsam einigermaßen entrissen worden ist, ein Volk, welches staatlich nur vermöge der Kräfte besteht, die es fort und fort dem Auslande entleiht, ein Volk, dem das Bürgerthum gänzlich fehlt, welches der eigentliche Träger aller modernen Cultur ist, und das sich aus einer Treibhausindustrie nimmermehr herausbilden wird, ein Volk, dessen religiösem Bedürfnisse ein lebloser kirchlicher Formalismus genügt, der von einem rohen, geistesleeren und gemüthskalten Popenthum gehandhabt wird, ein Volk wie das russische mit

einem Worte wird wahrhaftig am wenigsten im Stande sein, die Lebensfülle und unerschöpfliche Triebkraft des deutschen Volksgeistes zu bewältigen. Rußland hat Deutschland nichts, gar nichts entgegenzustellen als ein Heer, dessen Leistungsfähigkeit von dem polnischen Kriege her in ziemlich zweideutigem Andenken ist und welches überdies dem Auslande gegenüber, wie die kurze Aufhebung des preußisch-russischen Cartells gezeigt hat, sehr wenig an der Fahne haftet. Wie hoch man indessen auch die russische Waffenmacht anschlage, es ist gewiß, daß sie Deutschland nur in einer Zeit der äußersten Zerrüttung gefährlich werden könnte, und nur solange wie die Zerrüttung währen würde.

Wenn nun aber auch nicht entfernt zu besorgen steht, daß Deutschland durch auswärtige oder einheimische Gewalt seiner Zukunft beraubt und verhindert werden könne, sich auszuleben, so bleibt darum doch die Erneuerung einer jener Perioden des Stillstandes oder des Rückschritts möglich, welche in der deutschen Geschichte wiederholt vorgekommen sind. Die Gefahr der Krisis, welcher Deutschland augenscheinlich entgegengeht, besteht darin, daß es in der Bahn seiner Entwickelung um Jahrzehnde, vielleicht um Menschenalter verzögert, wenn nicht gar zurückgeworfen werden könnte. Und eine solche Gefahr ist allerdings groß genug, um das heutige Geschlecht, um dessen Glück oder Unglück es sich dabei handelt, zu den ernstlichsten Erwägungen zu veranlassen und ihm die Nothwendigkeit namhafter Anstrengungen nahe zu legen.

Die Hauptursache der Unsicherheit der deutschen Zustände ist keine andere als die Zersplitterung der staatlichen und nationalen Kräfte Deutschlands. Mit geeinigter Macht könnte Deutschland jeder Kriegs- und jeder Revolutionsgefahr spotten. Die große Aufgabe heißt also: Einigung. Die Untersuchung der Frage, auf welche Weise dieselbe gelöst werden könne, geht über den Zweck dieser Blätter hinaus. Um aber mit einiger Aussicht auf Erfolg Hand an das Werk legen zu können, muß man vor allen Dingen die ebenso großen wie zahlreichen Schwierigkeiten des Unternehmens von Grund aus kennenlernen und demnächst auf den seltsamen Irrthum verzichten, als ob diese Schwierigkeiten durch Ermahnungen, oder durch gute Vorsätze, oder durch feierliche Uebereinkünfte auch nur um eines Haares Breite vermindert werden könnten. So gewiß das gesprochene oder geschriebene Wort nichts über die leibhaftige Thatsache vermag, so gewiß die Thatsache nur der Thatsache weicht, so gewiß wird weder ein Princip, noch eine Idee, noch ein Vertrag die zersplitterten deutschen Kräfte einigen, sondern nur eine überlegene Kraft, welche die übrigen verschlingt.

95.

Die Kammerjungfer. Roman von Fanny Lewald. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1856. 8. 3 Thlr.

Es ist behauptet worden, daß sich aus jedem Stoff ein poetisches Gemälde bilden lasse. Insoweit unter einem poetischen Gebilde nur ein anziehendes, zu Gedanken anregendes oder Denkresultate lieferndes Gemälde verstanden werden soll, ist gegen dieses Axiom nichts einzuwenden. Soll jedoch mit jener Bezeichnung dem Begriff des Poetischen eine weitere Grenze gesteckt werden, so müssen wir dagegen protestiren. Das Ideale, das Poetische verhält sich unserer Ansicht nach völlig ausschließend gegen die gemeine Wirklichkeit; Wirkliches und Ideales decken sich niemals, weder in Form noch Inhalt, und ein ausschließlich aus Wirklichem zusammengesetztes Gemälde kann niemals ein poetisches sein, wie sehr es auch unsere Theilnahme in Anspruch nehme, uns spanne, ja selbst uns befriedige. Das Ideale ist nämlich eben das Nichtwirkliche, der Duft oder die Blume des Wirklichen, sein Immanentes, wie der Gedanke nicht das Gehirn ist, sondern seine immaterielle Exhalation, sein geistiger Duft. So hat denn auch die Verfasserin zwar ein sehr anziehendes Bild des Wirklichen, aber kein poetisches Gemälde geliefert, und dieser Satz ist wahr, selbst wenn alle ihre Thatsachen ihre eigene Erfindung sind und wenn diese Thatsachen aufs äußerste wirkungsvoll und plausibel erfunden und des höchsten Beifalls werth sind! Es führt dies allerdings zu so feinen Distinctionen, daß wir davon abstehen müssen, dies Thema hier weiter zu verfolgen. Der sachverständige Leser wird unsere Meinung verstehen. Genug, die „Kammerjungfer" ist ein anziehender, lieblicher Roman, aber keine poetische Arbeit in jenem höhern Sinn. Das Thema ist ein echtes Frauenthema: die Ehe unter Gleichen; ein vielbehaupteter und vielbestrittener Satz. Der Rahmen des Gemäldes läßt sich aber einfach so ausfüllen: Ein Mädchen, nicht mehr in in der ersten Jugend, Kammerjungfer, Freundin selbst ihrer Herrschaft, von geringer Geistesbildung, verlobt sich mit einem jungen Handwerker, Sohn des Hausmeisters ihrer Herrschaft und ihr Verwandter. Der junge Mann geht nach Paris, macht Glück, wird Künstler, Fabrikführer, und da seinerseits die Verlobung eine Uebereitung war, so zeigt sich bald, wie ehrlich Karl auch an seinem Worte festhält, ein Riß, eine Kluft zwischen den Verlobten, welche seine Briefe erst seltener macht und zuletzt ganz verschlingt. Das Mädchen glaubt sich nun verlassen und verrathen und aus Dépit verschenkt sie sich an den alten Kammerdiener ihrer Herrschaft, den klugen und ehrlichen Ludwig. Die Herrschaft ist inzwischen nach Paris gereist und ihre junge Gebieterin lernt dort den Verlobten Mariens kennen. Die jungen Leute lieben sich, ehelichen sich und Marie wird natürlich ungemein unglücklich. Zuletzt findet sie sich jedoch in ihr behagliches Loos, wird Mutter, sieht den früher so leidenschaftlich geliebten Karl als Gatten ihrer frühern Herrin ruhig wieder und ist zufrieden mit ihrem Ludwig, „der denn doch von Anfang her allein das Richtige für Alle erkannt hat".

Wer will an diesem unschuldigen Roman mäkeln? Seine Absicht ist gut; er soll uns zeigen, wie viel und wie wenig doch eigentlich an Dem ist, was wir Leidenschaft in der Liebe nennen; er ist reich an Bildern wahren Gefühls, schicklich, möglich, sittlich in allen Theilen und voll liebenswürdiger Charaktere aus dem wirklichen Leben, unter welchen Aeltern und Geschwister Karl's, die alte und die junge Herrin Mariens, der Bruder Paul und Ludwig des besten Lobes werth sind. Endlich verläuft Alles so anständig, so anziehend und naturgemäß, daß man die zierlichen zwei Theile mit Vergnügen durchliest, ja fast an jeder Scene seine Freude hat. Dabei fehlt es nicht an tiefsten Blicken in das weibliche Gemüth und auf Das, was in Frauenseelen oft Unerklärliches vorgeht: dankenswerthe Aufklärungen, die eben nur eine Frau wie Fanny Lewald zu geben vermag. Und in der That, seien wir nicht undankbar gegen die weibliche Schriftstellerwelt! Was wüßten wir von der Psychologie der Frauen ohne die Staël, die George Sand, die Gräfin Hahn-Hahn, die Bremer, Julie Burow und Fanny Lewald? So gut wie nichts; denn Richardson, Fielding und Balzac, die besten Frauenkenner *), tappen hier doch nur im Finstern.

Der Stil und die Darstellungsweise der Verfasserin sind unter uns bekannt. Es ist noch immer derselbe liebenswürdige Abandon, dieselbe reizvolle Naivetät, der liebliche Umriß der Gestalten, das Schwunghafte und Divinatorische in ihren Reflexionen, die sich überall bemerklich machen, wo sie wie zu ihrer Erholung schreibt und wo sie nicht etwa großen Kunstprojecten nachjagt; derselbe naive Reiz, der in „Jenny" und „Clementine" hervortrat und uns, vielleicht zuerst von allen ihren Kritikern, Veranlassung gab, dies damals namenlose Talent laut anzuerkennen! Der Versuch großer Kunstgemälde dagegen, wie sie z. B. der Paalzow gelangen, misglückt der Verfasserin regelmäßig eben deshalb, weil in ihnen dieser Reiz des Unbewußten mehr in den Hintergrund tritt,

*) Und Goethe? erlauben wir uns hier zu fragen. D. Red.

die Beherrschung verwickelter Verhältnisse ihr aber nicht in dem Maße zugebote steht, um für diesen Verlust vollen Ersatz zu gewähren. Wie viele zarte, duftige und tiefsinnige Zeichnungen verdanken wir jedoch ihrer Feder! Wie viele feine Beobachtungen, lichtvolle Reflexionen über das Gemüthsleben der Frauen! Auch in diesem Buche fehlt es nicht an solchen Blicken in das innerste Seelenleben der Frauen, wie sie ein Männerauge wol nie erschaut. Anstatt vieler solcher Stellen sei nur eine anzuführen vergönnt. Die Verfasserin sagt (I, 261): „Ein langes Verweilen in engen Verhältnissen, ein langer Aufenthalt an einem Krankenbett prägen dem Menschen ihren Stempel ein. Man bleibt nicht gesund dabei, der Blick verengt sich, der Sinn der Frauen namentlich läßt sich bald umfangen von der kleinen Thätigkeit, welche die Tage erfüllt, und sie verfallen leicht in ein trübes Begnügtsein, sobald sie sich sagen dürfen, daß sie durch ihre Resignation einem geliebten Menschen das Dasein erleichtern. Es ist dies eine der schönsten Eigenschaften und zugleich eine der gefährlichsten Schwächen des Weibes. Denn der Mensch ist nicht geschaffen, sich selbst zu verlieren an das Leiden eines Andern, und wer sich nicht frei darüber erhebt, bei aller Sorgfalt, die er dem Andern angedeihen läßt, der kann zwar Gutes thun und stiften, aber nicht für lange Zeit, da er bald den vollen Gebrauch seiner Kräfte und Fähigkeiten einbüßt. Wir würden im Allgemeinen viel mehr tüchtige Frauen haben, viel weniger kleinlichem Egoismus unter ihnen begegnen, wenn man die weibliche Jugend nicht in dem Irrglauben auferzöge, daß sie geschaffen sei, sich völlig an das Leben Anderer hinzugeben, sich darin zu verlieren. Ein Unnatürliches fodern, gänzliche Selbstverleugnung begehren, erzeugt niemals Gutes, denn es erniedrigt statt zu erheben." Eine Spur von Emancipationsgelüste mag in diesem Satze stecken, im Ganzen aber ist er wahr und richtig gesehen. Wir setzen den Werth dieses Romans denn auch vorzugsweise in solche Betrachtungen; denn die Begebenheit selbst, so gefällig sie dargestellt ist, ermangelt in ihren kleinen Verhältnissen des Neuen und Erhebenden gänzlich. Die Seelenleiden einer ungebildeten Kammerjungfer sind nur etwa für Kammerjungfern von besonderer Anziehungskraft, und die Lehre, daß in der Ehe Uebereinstimmung der Bildung, der Denkart, der Gewohnheiten und Interessen zu herrschen habe, wenn sie eine glückliche sein soll, schmeckt stark nach einer Trivialität. Die Verfasserin macht sich nebenbei die Sache leicht, indem sie sich nur mit guten Menschen umgibt und das böse Element in der Natur ignorirt, und ihre Charakteristik ist daher etwas beschränkt. Nichtsdestoweniger ist die Schilderung der Familie Berger in allen ihren Gliedern an den feinsten Zügen reich und überaus anmuthig und launig. Vor allem aber ist die arme Marie selbst ein gelungenes Bild, voll Blut und Leben, und dies, vereint mit solchen Reflexionen wie die eben angeführten, erhebt den andererseits beschränkten Werth des Romans zu dem Niveau der besten Arbeiten dieser Art von Frederike Bremer und Henriette Hanke.

Möge die Verfasserin dem hier bezeichneten Kreise noch oft ihr Talent widmen, von dem Versuche des Kunstromans in großen Lebensbildern aber abstehen, da es ihr für diesen doch an den nöthigen Vorbedingungen — Expansion der Gedanken und umfassende Lebenskenntniß — zu mangeln scheint und die Berührung mit der Philosophie, welche jede Frau aufs äußerste zu meiden hat, ihre Begabung doch in allzu große Gefahr des Scheiterns bringt. Denn wo die Philosophie in Kunstwerken bildend oder entscheidend eintreten soll, da endet die Kunst der Frauen, mögen sie noch so begabt sein, die stillwirkende Ursache der Erscheinungen zu erkennen und gefällig darzustellen und die feinen Bezüge des Lebens zu würdigen und auszudeuten. 2.

Orientalische Poesie.

Diwan des Abu Nuwas. Aus dem Arabischen von A. von Kremer. Wien, Braumüller. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Abu Nuwas, dessen „Diwan" hier zum ersten mal in einer vollständigen Uebersetzung dem deutschen Leser dargeboten wird, ward um das Jahr 145 der Flucht (762—763 n. Chr. Geb.) in einem Dorfe der jetzt persischen Provinz Chuzistan geboren. (Andere, wie Ibn Khallikan, nennen Bassora als seinen Geburtsort.) Sein Vater Hani war als Secretär im Steuerdiwan angestellt und seine Mutter Dschulban soll aus Indien oder Persien gebürtig gewesen sein. Mit ihr kam er in einem Alter von acht Jahren nach Bassora, wo ihn der Dichter Waliba Ibn al-hubab kennenlernte, zu sich nahm, nach der Stadt Kufa führte und ihm Unterricht in der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften ertheilte. Um das Jahr 199 der Flucht (814—815 n. Chr.) starb er, kaum 60 Jahre alt. Seine Blüte fällt also in eine Zeit, in welcher die Dichtkunst der Araber ihre ursprüngliche originelle Frische und Kraft schon zu verlieren begann. Welches der Grund dieses frühen Welkens gewesen, dies zu erörtern ist hier nicht der Ort. Genug, Abu Nuwas steht mit seinem großen Talent an der Grenzscheide einer Periode, an deren Anfang uns aber sein kecker Genius öfter versetzt, als man erwarten kann. Durch seine Gedichte weht noch der unbändige, allen Fesseln der Gesetzmäßigkeit trotzende und Hohn sprechende Geist, der den Moallakats ihr eigenthümliches Gepräge gibt. Kein Wunder daher, daß er mit dem Dogmatismus und dessen Vertretern in den vielfaltigsten Widerspruch geräth und, je weniger er dem Dogma Concessionen zu machen versteht, in wirklich offensiver Weise dem letztern gegenübertritt und die Foderungen des Glaubens- und Sittengesetzes mit Hohn und Spott von sich abweist. Dies zeigt sich deutlich in Stellen wie den folgenden:

Man sprach zu mir: „Es nahet schon die Mittagstund',
Zur Waschung gehen schon die Becken in die Rund'."
Ich sprach: „Kann sein, daß ich auch bet', wenn's mir gefällt."
Man sprach: „Wer sein Gebet versäumt, hat arg gefehlt."
Ich drauf: „Für mich ist's ärger, daß mein Lieb' mich misse,
Mein Mädchen, das von Herzen gern ich herz' und küsse.
Zu beten braucht nicht, wer wie ich verrufen schon:
Steh' ab vom Tadel, deinem Tadel sprech' ich Hohn!"

Ab vom einförm'gen Alltagewege lenke,
Ein zu dem heitern Lustgehege schwenke,
Ein lock'rer Glaub' erst macht das Leben süß:
Drum lockre deinen Glauben in der Schenke.
Der Feuerwein stell' deine Seel' anheim,
Und offen treibe Possen du und Schwänke.

Aehnliche Maximen finden sich noch häufig wieder, sowol in den Wein- und Trinkgedichten, wie in den Spott- und Scherzgedichten. Unserm Geschmack sagen unstreitig die Minnelieder am meisten zu. Abu Nuwas zeigt in ihnen außerordentlich viel Zartheit des Gefühls, welche mit der energischen Sinnlichkeit, die sich in seinen andern Gedichten ausspricht, auf eine merkwürdige Weise contrastirt. Hat er auch hier sich keineswegs zu jener Platonischen Reinheit der Liebe erhoben, wie sie andere Völker kennen und besingen, so steht er doch schon über vielen seiner Stammgenossen, die an ihren Idealen nicht viel Besseres als Auge, Mund und Wange zu preisen wissen. Dies zeigt sich in den meisten der an Dschinan, die schöne und geistreiche Sklavin Abd-al-Wahhab's gerichteten Gedichte, von denen wir einige zum Beleg anführen:

Der Liebe Flamme hast du angefacht
Und dann von aller Schuld dich losgemacht,
Bis in der Liebe Meer ich untersank
Und seine Woge mich bestürmt mit Macht.
Kund gabst du meinen Gram, vergissest mich,
Hast nimmer an Gerechtigkeit gedacht.

Gewähre du doch meinem Flehen, kennst
Du denn nicht Gottes strafende Allmacht?

In den Hain hinaus zog ich,
Zu zerstreuen meinen Gram:
Doch der Hain freut nimmer mich,
Schien zu spotten, daß ich kam,
Es erfreut mein Auge sich
Keiner Blume in dem Garten,
Außer wenn sie dir nur glich,
In der Blüte Schmuck, dem zarten.

Mit Gram erfülltest du mein armes Herze,
Und Liebesschmerz durchzuckte meine Sehnen,
Den Augen mein hast du gelehrt das Weinen,
Von dir erlernte mein Gemüth das Sehnen.
Kein Ambraduft umwallet deine Glieder,
Den du nicht rosenähnlich überduftest.
All meine Tugenden und Manneszierden
Vergißt du, scheinest Laster sie zu wähnen.
Die Zähren strömen und verkünden Allen,
Was tief in meinem Busen lag verborgen;
Du aber lachst und spottest meiner Klage,
Und heißer, heißer fließen meine Thränen.
Die Gluten, die in meinem Herzen lohen,
Du hast zum hellen Brande sie entfachet.
O Herr, wann jemals — wann wird die Gazelle
Mit ihrem treuen Sklaven sich versöhnen,
Wann meinen heißen Bitten sich ergeben,
Wann wird sie gerne meine Nähe suchen?
Dschinan, mein Augenlicht, wie lange soll denn
Mein Körper solchen herben Qualen fröhnen?
Du willst, daß er von meiner Seele scheide,
Daß er vor Kummer ganz und gar vergehe;
Schon weilt mein Herz beständig ja bei dir nur,
Magst du mich auch selbst noch so ferne wähnen.

Daß freilich unser Dichter trotz dieser innigen Liebe einer tiefern sittlichen Lebensanschauung bar und ledig ist, wird man nach dem vorher zu seiner Charakteristik Gesagten leicht vermuthen können. Sein Eudämonismus tritt in den Trink-, Scherz- und Trauergedichten sehr unverhüllt hervor. Zu höhern Ideen erhebt er sich nur noch in den Lobgedichten auf die Khalifen Emin und Harun-al-Raschid, welche zu loben allerdings sehr in seinem Interesse lag.

Den wissenschaftlichen Werth der Arbeit des Hrn. von Kremer, dessen Name übrigens einen sehr guten Klang hat, zu beurtheilen, sind wir leider außer Stande, da der arabische Text des vorliegenden „Diwan", welchen Kremer nach einer ihm selbst zugehörenden Handschrift übersetzte, zur Zeit noch nicht durch den Druck veröffentlicht ist. Indeß sieht man doch dem Ganzen an, daß es sehr gewissenhaft gearbeitet ist (für den Laien sind erklärende Anmerkungen hinzugefügt), und wenn auch die Versification noch nicht die hohe Stufe der allbekannten Rückert'schen Kunst und Gewandtheit erreicht und manche Ausdrücke dem Ohre des Norddeutschen fremd sind, so ist doch die Uebersetzung im Ganzen sehr lesbar und das hier gebotene Buch jedenfalls ein sehr schätzenswerther Beitrag zur Erweiterung unserer Kenntniß von der Literatur des großen Volks, das manchen Wissenschaften neue Bahnen gebrochen und auf die Entwickelung der verschiedensten Geistesrichtungen einen Einfluß ausgeübt hat, dessen Größe und Umfang erst dann zu ermessen sein wird, wenn das ganze Gebiet seiner weiten Literatur eröffnet ist. 69.

Ueber die Stellung des heroischen und tragischen Elements zur Gegenwart.

Wir fanden vor einiger Zeit in der „Allgemeinen Zeitung" in einer münchener Correspondenz die Frage aufgeworfen, woher es komme, daß die Dorfgeschichte und die platte Wirklichkeit auch in der Malerei sich ein so großes Terrain erobert hätten, daß ideale, romantische und historische Stoffe keinen Boden mehr fänden und auch beim Publicum auf keine Theilnahme mehr rechnen könnten. Der Siegfried von ehemals sei Hausknecht bei irgendeinem münchener Bräu geworden, Hebe kredenze den Gästen den Bierkrug, die tragische Muse trage Mistgabeln am Werktag und Riegelhauben am Sonntag, Daniel und Moses handelten mit alten Hosen und die Propheten ließen sich gar nicht mehr blicken. All unser Interesse habe sich wieder ins Familienleben zurückgezogen, der Deutsche werde nur noch warm hinterm Ofen, besonders zuwider seien ihm aber alle patriotischen Stoffe und am zuwidersten die eigene Geschichte. Der Correspondent erhob dann die Frage: „Sind wir denn wirklich so herunter, daß wir nicht mehr wahr und edel zugleich empfinden können? Hat das Erhabene keinen Platz mehr unter uns? Ist es sicher, daß wir abgedankt unter den heroischen handelnden Völkern, daß wir uns pensioniren lassen und uns ins Privatleben zurückgezogen, wie es die Mehrzahl unserer Dichter und Maler schildert?"

Das Factum ist richtig. Wir haben nur einen Kreislauf gemacht und sind wieder bei Iffland und Voß angekommen. Aber so wenig wir die Dichter und Künstler von aller Mitschuld freisprechen möchten, ebenso wenig könnten wir es gerechtfertigt finden, wenn man sie allein für diesen Zustand verantwortlich machen wollte. Auch thut dies unser münchener Gewährsmann nicht. Soll etwa der Künstler, der doch auch leben will, sich zum Opfer bringen und gegen den Willen und Geschmack des Publicums große historische Bilder malen, ohne Aussicht darauf, für sie Käufer oder auch nur Beschauer zu finden? Soll der dramatische Dichter große Stoffe aus der vaterländischen Geschichte bearbeiten, wenn er weiß, daß sein Drama bei der ersten Wiederholung vor leeren Bänken, kalten Herzen und tauben Ohren spielen wird? Wir müssen leider zugeben, daß die Menschen unsers Zeitalters des heroischen Schwungs und pathetischen Inhalts bar und ledig sind und daß, wenn unser Publicum an historischen Stoffen Geschmack finden soll, sie in kleine Rahmen gefaßt und auf die kleinen Verhältnisse eines Genrebildes reducirt sein müssen. Das Publicum will auf der Bühne gekrönte Häupter nur noch als Familienväter, vielleicht höchstens als brummige Haustyrannen und Königinnen und Prinzessinnen nur noch als launenhafte oder schmachtende Liebhaberinnen sehen. Der Bürgerkönig mit dem Regenschirm ist noch immer das Ideal unsers Publicums, nicht der Heldenkaiser im Panzerhemd und mit dem Streitkolben. Diese Verseichtigung wird bereits auch von Denen empfunden, welche früher gegen jede Shakspeare'sche Reminiscenz als eine Barbarei protestiren zu müssen glaubten. Sie möchten jetzt gern wieder ein wenig einbiegen, weil sie fühlen, daß, wenn dies so fort geht, die Tragödie zuletzt ganz von den Bretern, welche die Welt bedeuten, zu verschwinden droht; es dürfte aber zu einer Umkehr vielleicht jetzt schon zu spät sein. Wir haben in neuerer Zeit vielfach die Beobachtung machen müssen, daß alle pathetischen Sterbescenen auf der Bühne dem Publicum zuwider sind, und wir können uns vorstellen, daß eine Zeit entweder der reinsten Humanität und Bildung oder der vollständigsten Verweichlichung kommen könnte, wo man von tragischen Katastrophen, welcher Art sie auch seien, überhaupt nichts mehr wissen will. Wir sind schon auf dem besten Wege dahin. Kleine raffinirte Quälereien läßt man sich wol noch auf der Bühne gefallen, aber sie müssen zu einem gemüthlichen, wenigstens unblutigen Ausgange führen. Es ist allerdings eine gewöhnliche Erfahrung, die man

alle Tage machen kann, daß der Mensch, je älter er wird und je mehr traurige Ereignisse er in nächster Nähe und in der Wirklichkeit erlebt hat, je mehr ihm der Gedanke des Todes überhaupt nahetritt, auch umsomehr erheiternde Eindrücke aufsucht und auf dem Gebiete der Kunst tragischen Stoffen womöglich aus dem Wege geht. Die Nutzanwendung hiervon auf ganze Völker liegt nahe genug. Der vorige König von Preußen, ein ruhig verständiger Mann, soll einmal geäußert haben, er begreife nicht, wie die Leute noch Trauerspiele sehen wollten, da sie ja Trauerspiele genug zu Hause hätten. Nur die wenigsten Menschen sind, in unserer Zeit wenigstens, von dem festen und tiefen Gepräge, daß ihnen tragische Schicksale, wie sie namentlich die Alten und Shakspeare darstellten, zur Quelle der Erhebung über sich selbst und des kräftigen Widerstandes gegen das eigene Schicksal werden könnten. **H. M.**

Notizen.

Der Roman „Eritis sicut Deus" in der Beleuchtung englischer Kritik.

Nur sehr selten werden deutsche Romane, selbst wenn sie bei uns Aufsehen erregten, in englischen Blättern einer längern Beurtheilung für werth befunden. Indeß ist dieses Glück oder Unglück — wie man es nehmen will — in der letzten Octobernummer des „Athenaeum" dem bekannten anonymen Roman „Eritis sicut Deus" begegnet. Der Berichterstatter meint, der Verfasser verrathe zwar einen bedeutenden Einblick in die Principien der modernen Speculation, aber die Aufgabe, diese Fragen künstlerisch zu gestalten, gehe weit über seine Kräfte, und das Buch verdanke seine Popularität nur der Geschicklichkeit, womit der Verfasser alle Anklagepunkte, welche gegen die Philosophie in den Personen ihrer Bekenner und Lehrer gegenwärtig geltend gemacht würden, in seinem Buche vereinigt habe. Dasselbe sei ein auffallendes Beispiel der Schwäche, welche dem reinpsychologischen Roman anzuhaften pflege, wenn er nicht von den höchsten Meistern der Kunst behandelt würde. Der Fortschritt der Handlung darin sei von dem Fortschritt des zugrundeliegenden Gedankens gänzlich losgetrennt und verrathe die auffallendste Armuth an Erfindung. Die Handlung gehe nicht aus den Charakteren hervor, und wenn schon der Verfasser einen beweglichen rhetorischen Stil und eine beträchtliche dialektische Schärfe besitze, so werde doch jener moralische Ernst, welcher das Salz eines solchen Werks sein sollte, nirgends gefunden. Der Berichterstatter schließt: „Das speculative Element ist langweilig, der Humor gleich Null und die Ironie unfein. Das Buch ist nicht ohne Interesse für Diejenigen, welche sich um den Fortschritt des deutschen Gedankens kümmern, muß aber Denen, welche mit seinen Problemen unbekannt sind, eine unbegreifliche Erscheinung sein. Das Gemälde, welches darin von dem Culturleben einer deutschen Stadt aufgestellt wird, ist eins der kläglichsten Zeugnisse für jene allgemeine Frivolität, zu welcher die Abwesenheit alles öffentlichen politischen Lebens ein Volk verdammt, das doch so intellectuell und fernblickend ist, als unsere deutschen Vettern." Wir würden uns freuen, wenn das englische Blatt sich öfter in so eingehender Weise mit deutschen Romanen beschäftigen wollte, die in Deutschland wirkliches Aufsehen erregten und deren Einfluß über die gewöhnlichen Leihbibliothekenkreise hinausdrang. Denn gerade in Sachen des Romans, glauben wir, haben die Engländer ein Wort mitzusprechen.

Der Lyriker Charles Mackay.

Von Charles Mackay, dem Verfasser von „The lump of gold" u. s. w. erschienen gleichzeitig drei Heftchen Gedichte, jedes zum Preise von einem Shilling: „The Salamandrine", „Songs for music" und „Ballads and lyrical poems". Das „Art Journal" sagt davon: „Dr. Mackay gehört zu den ersten Lyrikern der Gegenwart; seine Verse sind immer frisch, gesund und natürlich und zeichnen sich durch eine Anmuth des Ausdrucks aus, die von feiner Durchbildung zeugt, wie durch eine hohe Sittlichkeit, die auf gesundem Menschenverstande beruht. Er lehrt durch die Vorschriften seiner Muse und fesselt durch Melodie; und obschon wir gelegentlich in einigen seiner Schriften eine gewisse Neigung bemerkt zu haben glauben, eine Volksclasse auf Kosten der andern zu erheben, kurz eine etwas stark hervortretende Sympathie für ultraliberale Ansichten, so sind seine Schriften doch gar wohl geeignet, gute Dienste zu leisten, und wir freuen uns daher, daß sie in dieser wohlfeilen Ausgabe Aussicht haben, fast in Jedermanns Hände zu gelangen." Wir haben früher schon (Nr. 9) bei Gelegenheit von Mackay's Dichtungen „The lump of gold" erwähnt, daß manche seiner herzigen, angenehm fließenden Gedichte bereits fast zu Volksliedern in England geworden sind. Umsomehr ist es zu verwundern, daß dieser in England hochgeschätzte Dichter bei uns fast noch gar nicht bekannt zu sein scheint. Selbst die treffliche, durch Vollständigkeit vor allen andern Anthologien ausgezeichnete jüngst erschienene Sammlung englischer Gedichte von O. L. H...r, „Englische Dichter", auf die wir noch zu sprechen kommen, enthält nichts von Charles Mackay.

Lyrische Wunderlichkeit.

Nicht blos in Deutschland, auch in England fördert die Lyrik Wunderlichkeiten aller Art zutage. Dahin gehört: „Yarra Yarra, or tales of a traveller. By *A. M. R. Kinahan*", eine Dichtung, von welcher der Berichterstatter im „Athenaeum" sagt, daß es eins der wunderbarsten Erzeugnisse menschlicher Narrheit sei, die er je gelesen. Zur Gemüthsergötzung der Leser theilt er dann folgende Verse mit, in denen sich der Dichter die Mühe genommen, eine Anzahl barbarischer australischer Namen zu verherrlichen:

Farewell, Tarrengower! and Ganawarra!
Farewell, Wagra-Harjarg! and Irrawarra!
Farewell, Burra Burra! Polliah! Morang!
Farewell, Merrimingo! and thee, Baroewang!
And thee, Booroondara! and Goomalibee!
Farewell, Naral Naral! and Hinnomongy!
And Wimmera plains, by Toogeomongie!

H. M.

Bibliographie.

Album deutscher Dichter. Herausgegeben von H. Kletke. 7te Auflage. Berlin, Schroeder. 16. 2 Thlr.

Arnd, K., Die Staatsverfassung nach dem Bedürfniß der Gegenwart. Frankfurt a. M., Brönner. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1857. Herausgegeben von J. G. Seidl. 31ster Jahrgang. Wien, Lienhart. 8. 2 Thlr.

Bölte, Amely, Eine gute Versorgung. Roman. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Deutsche Dichtungen von einer Engländerin. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1857. 16. 1 Thlr.

Gerstäcker, F., Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Göhren, Caroline v., Frauenliebe und Künstlerberuf. Roman. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Grant, J., Das geisterhafte Regiment oder Geschichten von den „Unsrigen." Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grävell, M. C. F. W., Die Kirche! Ursprung und

Bedeutung des deutschen Wortes. Ein Vortrag in der Oberlausitz. Gesellschaft der Wissenschaften. Görlitz, Heinze u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 6te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1857. 16. 1 Thlr.

Hackländer, F. W., Erlebtes. Kleinere Erzählungen. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Heller, H. J., Gedichte. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heyse, K. W. L., System der Sprachwissenschaft. Nach dessen Tode herausgegeben von H. Steinthal. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hub, J., Die komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten des 16. Jahrhunderts. Auswahl aus den Quellen und seltenen Ausgaben. Mit biographisch-literarischen Einleitungen, sprachlichen und sachlichen Notizen. 2tes Buch. — A. u. d. T.: Die deutschen Volksbücher und Schwänke des 16. Jahrhunderts. Nebst Proben aus den Gesprächen des Desiderius Erasmus, aus dem Traktat: Von den losen Füchsen, dem Mayenlob des Caspar Scheidt und dem Theatrum Diabolorum. Nürnberg, v. Ebner. 1857. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Jäger, C. F., Die Grundbegriffe der christlichen Sittenlehre nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche, aufs Neue untersucht. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 15 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für das Jahr 1857. 37ster Jahrgang. Wien, Lienhart. 16. 1 Thlr.

Johannes. Leipzig. 8. 1 Thlr.

Die Irrlichter. Ein Märchen, von der Verfasserin der Prinzessin Ilse. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Komm Deutscher, beschaue Dich einmal im hellen und getreuen Spiegel des Amerikaners! Vergleichende Würdigung des Anglo-Amerikaners mit dem Deutschen. Neustadt a. d. Aisch. 8. 12 Ngr.

Kränze aus dem böhmischen Dichtergarten. Von J. Wenzig. Leipzig, Wiedemann. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lehrs, K., Populäre Aufsätze aus dem Alterthum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Longfellow, H. W., Gedichte. Deutsch von A. Neidhardt. Darmstadt, Leske. 8. 27 Ngr.

Lorm, H., Am Kamin. Erzählungen. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1857. 8. 3 Thlr.

Lotze, H., Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie. 1ster Band: Der Leib. Die Seele. Das Leben. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Merkel, J., Gregorius Heimburger und Lazarus Spengler. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 7. April 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Meyer, J. B., Voltaire und Rousseau in ihrer socialen Bedeutung dargestellt. Berlin, G. Reimer. 8. 20 Ngr.

Michelet, J., Aus den Lüften. Das Leben der Vögel. Aus dem Französischen. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Montanus, Der Kurfürst in Hükeswagen, oder: Das Maifest, ein Schauspiel in drei Abtheilungen. Solingen, Pfeiffer. 8. 10 Ngr.

Mormonengräuel, dargelegt in den Erlebnissen einer aus Utah entflohenen Mormonenfrau, so wie in den Enthüllungen des socialen, administrativen und religiösen Lebens dieser Secte. Aus dem Englischen von H. Gauß. Mit 4 Illustrationen. Weimar, Voigt. 1857. Br. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das Nibelungenlied. Herausgegeben von F. Zarncke. Leipzig, G. Wigand. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Norden, Marie, Dunkele Wege. Roman. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Olmütz im Jahre 1848. Olmütz. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Redwitz, O. v., Thomas Morus. Historische Tragödie. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ritter, H., System der Logik und der Metaphysik. Zwei Bände. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Rodenberg, J., Pariser Bilderbuch. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rougemont, F. v., Geschichte der Erde nach der Bibel und der Geologie. Mit Zustimmung und Verbesserungen des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von C. Fabarius. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Rückert, H., Lehrbuch der Weltgeschichte in organischer Darstellung. Zwei Theile. Leipzig, T. O. Weigel. 1857. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Schiff, H., Zwei Novellen. Zwei Bände. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Schlosser, J. F. H., Aus (seinem) Nachlasse. Herausgegeben von Sophie Schlosser. 1ster Band. — A. u. d. T.: Wanderfrüchte. Sammlung auserlesener Poesien aller Zeiten in Uebertragungen. Mainz, Kirchheim. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schubert, G. H. v., Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde. 3te Auflage. Neue Folge. 1ster Band. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schultz, C. F., Baltische Geheimnisse. Ein Beitrag zur Sittengeschichte Lieflands. Zürich, Meyer u. Zeller. 1857. 8. 8 Ngr.

Schwegler, A., Römische Geschichte. 2ter Band. — A. u. d. T.: Römische Geschichte im Zeitalter des Kampfs der Stände. 1ste Hälfte. Von der Gründung der Republik bis zum Decemvirat. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Smaragd, An der Galga. Pest. 1855. 16. 16 Ngr.

Sonklar Edler von Innstädten, K. A., Reiseskizzen aus den Alpen und Karpathen. Wien, Seidel. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Springer, A., Paris im dreizehnten Jahrhunderte. Mit einem Plan. Leipzig, Hirzel. 8. 1 Thlr.

Stifter, A., Studien. 5te Auflage. Stereotyp-Ausgabe in drei Bänden. Mit dem Bildniß des Verfassers. 1stes Heft. Pest, Heckenast. 1857. Br. 8. 7½ Ngr.

Stolle's, F., ausgewählte Schriften. Volks- und Familien-Ausgabe. Supplemente. 1ster Band. Leipzig, Keil. 1857. 8. 7½ Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. 3te Folge. 8ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1857. Mit Beiträgen von A. Schloenbach, P. Heyse, E. Willkomm und W. Müller. Mit sechs Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Br. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Schwedische Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von Erik Gustaf Geijer und Arvid Aug. Afzelius. Im Versmaß des Originals übertragen von R. Warrens. Mit einem Vorwort von F. Wolf. Nebst 49 Melodien. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Wolzogen, A. Freih. v., Reise nach Spanien. Leipzig, H. Schultze. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zirndorf, H., Kassandra. Trauerspiel in fünf Akten. Wien. Hoch 4. 15 Ngr.

Zorn, Josephine, Friderike, die fromme Dulderin. Ein Familiengemälde als wahre Begebenheit. Pest. 12. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Berndt, C., Die Riff-Piraten. Pasewalk, Braune. Gr. 8. 5 Ngr.

Landschreiber, K. W., Die sächsische Kirchenverfassungsfrage vom theologisch-politisch-rechtlichen und historischen Standpunkte. Leipzig, C. H. Reclam sen. Gr. 8. 9 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Neuer Roman von Levin Schücking.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sphinx.

Roman von Levin Schücking.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein neuer Roman des beliebten Romandichters, von spannender Handlung, origineller Charakteristik und vollendeter Form. Der geistvolle Verfasser des Aufsatzes „Der neue deutsche Roman" im 9. Bande der „Gegenwart" (**Rudolf Gottschall**) sagt über Schücking unter Anderm: „Ein Autor, dessen Werke ebenso viel Plastik wie harmonischen künstlerischen Guß bekunden, der durch Maß und Takt und Eleganz der Form ebenso besticht, wie durch einen geistigen Inhalt fesselt, welcher sich um Lebensfragen der Gegenwart bewegt. Dabei steht Schücking, jeder Ausländerei fremd, auf deutschem Boden fest, und der vorherrschende provinzielle Hintergrund seiner Romane (Westfalen) ist der Klarheit seiner Anschauungen und Schilderungen, der Bestimmtheit seiner Charakteristik förderlich."

Die **frühern Romane Levin Schücking's**, sämmtlich von dem deutschen Publikum mit lebhafter Theilnahme aufgenommen, erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Ein Staatsgeheimniß. Drei Theile. 8. 1854. 5 Thlr.
Die Königin der Nacht. 8. 1852. 1 Thlr. 24 Ngr.
Der Bauernfürst. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. 8. Cart. 10 Ngr.

Allen Reisenden, die Westfalen berühren, wird **Schücking's** Buch die angenehmste Unterhaltung auf der Eisenbahn gewähren; von der Kritik ist dasselbe außerordentlich günstig aufgenommen und als **„ein wahres Musterbuch der Eisenbahnliteratur"** bezeichnet worden.

Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten. 8. Carton. 10 Ngr.

Der bekannte Romanschriftsteller schildert hier die vielbesuchte Eisenbahnstrecke von Minden über Rehme (Bad Deynhausen), Herford, Bielefeld, Hamm, Dortmund, Essen, Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf nach Köln, überall die interessante Geschichte, die anziehenden Gestalten der Vergangenheit und die gegenwärtigen Verhältnisse der berührten Gegenden berücksichtigend. Er ergänzt damit seine frühere Schrift „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen".

Brockhaus' Reise-Bibliothek ist dem Verfasser der beiden obigen in dieselbe gehörigen Schriften Veranlassung geworden, ein Land und einen Volksstamm, den er früher als Hintergrund für seine bekannten und beliebten Romandichtungen schilderte, einmal in einem historisch-topographischen Gesammtbilde darzustellen und mit künstlerischer Beherrschung des Stoffs eine überraschende Fülle von charakteristischen Eigenthümlichkeiten, erheiternden Sittenzügen, merkwürdigen Charakterzeichnungen und Geschichten aus dem Volks- und Familienleben Westfalens, welche sich zu ebenso vielen, wie von selbst zu Roman oder Ballade gestaltenden kleinen Spiegelbildern der Vergangenheit abrunden, vor dem Leser auszuschütten. Beide Bücher, die als Führer für Reisende die zwei das Land durchschneidenden Haupteisenbahnen verfolgen, ergänzen sich wechselseitig zu einem alle irgend erheblichen Punkte berührenden und schildernden, das spannendste Interesse weckenden Gemälde des ganzen Gebiets der „rothen Erde", das in neuerer Zeit durch den großartigen Aufschwung seiner Industrie eine doppelte Bedeutung erlangt hat.

Soeben erschien bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Gervinus'
Geschichte des
neunzehnten Jahrhunderts
seit den Wiener Verträgen.

Zweiter Band. Zweite Hälfte:

6. Deutschland: Das Volk und die Volkstheile. — Die Einzelstaaten. — Der Bundestag — Preußen. — Süddeutsche Verfassungen und Stände. — 7. Rußland.

Gr. 8. brosch. 1 Thlr. 20 Ngr.

Band I. I. Die Herstellung der Bourbonen.
II. Der Wiener Congreß.
III. Die Reactionen von 1815—1820.
1. Vorbereitende geistige Bewegungen. 2. Oestreich. 2 Thlr.
„ II. 1. Hälfte: 3. Italien. 4. Spanien. 5. Frankreich. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schefer (Leopold), Der Hirtenknabe Nikolas,
oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212.
Nach den Chroniken erzählt. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue Novelle **Leopold Schefer's**, die alle die Vorzüge seiner frühern Schöpfungen hat und seinen zahlreichen Verehrern gewiß willkommen sein wird.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Génévion von Toulouse. Historische Novelle. 12. 1⅓ Thlr.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 47. —— 20. November 1856.

Nikolaus Lenau's Leben. Nach Schurz und Anastasius Grün.

1. Lenau's Leben. Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. Von seinem Schwestermanne A. X. Schurz. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Nikolaus Lenau's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Anastasius Grün. Vier Bände. Stuttgart, Cotta. 1855. Gr. 8. 6 Thlr.

Von der düstern Stunde an, wo Andreas Gryphius von sich sang:

Ich theilte meine Zeit in Seufzer, Noth und Pein,

bis zu dem Tage, wo Uhland einem verhungerten Dichter nachklagte:

Du hast an manchem Tage
Den Wasserkrug gestürzt,
Indeß man Festgelage
Mit deinem Liede würzt;

und von diesem Tage bis zur heutigen Stunde — wie bei weitem zahlreicher sind während dieser langen Periode unter den deutschen Dichtern und Dichtergenossen die Beispiele von Trübsal, innerm Elend und Verzweiflung als die Beispiele wirklichen Glücks und harmonischer Seelenstimmung! Wir wollen hier nicht die vielen aufzählen, die, verschuldet oder unverschuldet, ihr Leben unter Nahrungssorgen und Entbehrungen verbrachten, am Hungertuche nagten und auf dem Hungerlager starben; wir wollen nur diejenigen nennen, die durch Selbstmord endeten, wie der Freiherr von Sonnenberg, Heinrich von Kleist, Daniel Leßmann, Alexander Fischer, Theodor von Haupt, F. Raimund, Enk von der Burg, der Lustspieldichter Joseph Mendelssohn, Julius Minding, der Lyriker, der sich in Neuyork vergiftete, der Dichter Johann Mayrhofer in Wien, dessen sinnvolle Lieder Schubert in Musik setzte und der sich in einem Anfalle von Schwermuth den Tod gab, Luise Brachmann, Karoline Günderode und Charlotte Stieglitz, die Dichtergattin; oder die dem Dämon des Wahnsinns verfielen, wie Ephraim Moses Kuh, Lenz, Wezel, Hölderlin, Nikolaus Lenau u. A. In ihrer Jugendperiode litten selbst Goethe sowol als Schiller oft an den düstersten, verzweifeltsten Stimmungen; Herder fühlte sich in seinen spätern Jahren sehr unglücklich und vereinsamt; Christian Ewald von Kleist, der Frühlingsdichter, befand sich nicht selten im Zustande trübster Melancholie, in welchem er Alles, was Mensch hieß, floh („ein waheer Mensch muß fern von Menschen sein", sang er); Hamann gestand, daß ihn oft vor seinen eigenen Produeten Grauen und Ekel anwandle, und Tieck erzählt selbst (wie man bei R. Köpke nachlesen kann), daß er in seinen frühern Jahren von den entsetzlichsten fixen Ideen und gespenstischen Phantasmagorien gequält worden sei. Aus gleichen Stimmungen gingen Hoffmann's Nachtbilder hervor; nur suchte er, wie auch Andere, die darüber zugrunde gingen, ein Gegenmittel in dem Genusse berauschender Getränke und der Gesellschaft lustiger Kumpane, während Zacharias Werner, Fritz Stolberg und Friedrich Schlegel im Schoose der katholischen Kirche vor ihren innern Bedrängnissen Schutz zu finden meinten. Wir könnten noch manchen andern tief Verdüsterten aus neuerer Zeit nennen: Platen; Waiblinger; Ernst Schulze; Clemens Brentano, der zuletzt in düsterer Zerknirschung Seele und Leib kasteile; Ludwig Halirsch; Grabbe, der in Zerfallenheit mit sich und mit der Welt und in cynischer Versunkenheit endete; Heinrich Stieglitz, dem eine dämonische Macht lange Jahre nirgends Rast und Ruhe gönnte; Franz von Gaudy, der, wie man erzählt, einmal nahe daran war, sich selbst den Tod zu geben, und seitdem seine Briefe schwarz siegelte; und außer ihnen noch so manchen Andern, auch noch aus jüngster Zeit. Gewiß wird es nicht leicht einen schriftstellerischen Collegen geben, der nicht mit uns die Erfahrung gemacht hätte — und wer gegen sich und gegen Andere offen sein will, wird dies bereitwillig eingestehen —, daß er in dichterischen und überhaupt vielleicht schriftstellerischen Kreisen nue sehr selten jenem Behagen begegnet ist, welches nur Ausfluß einer inneen harmonischen Gemüthsstimmung wie der ungeheuchelten Freude an den Menschen und Weltdingen sein kann. Gewiß ist dies kein natürlicher Zustand; denn ohne Zweifel ist jedes menschliche Wesen zu der Foderung berechtigt, einen

Zustand zu erreichen, welcher es ihm gestattet, sich des Lebens, der Menschen und seiner selbst möglichst zu erfreuen. Ruhm ist gewiß nur ein höchst nothdürftiger Ersatz für den Mangel innern Glücks. Nun mag es zwar richtig sein, daß das Leben eines Dichters an erhebenden Momenten reicher ist als das der meisten andern Menschen; aber theils sind sie zu flüchtig und vorübergehend, um schwer ins Gewicht zu fallen, theils sind sie selbst wieder nur neue Zuflüsse zu den Quellen des Mismuths und Trübsinns, des Zerfalls und Bruchs mit der Welt. Schwerlich aber sind sie ihres hohen Preises werth. Sie sind wie Siege, die durch die Opfer, welche sie kosten, zu Niederlagen werden, welche die innern Kräfte und Widerstandsmittel allmälig erschöpfen. Diese Verstimmungen und Trübungen hängen freilich nicht selten, vielleicht sogar in den meisten Fällen, mit sehr äußerlichen Motiven, mit fortdauernden Nahrungssorgen, Bedrängnissen der Existenz und den vielen moralisch niederbeugenden Demüthigungen, die eine solche Lage zur Folge zu haben pflegt, sehr innig zusammen, werden durch sie zum Theil hervorgerufen, zum Theil wesentlich verstärkt. Dies ändert jedoch an der Sache nichts und ist vielmehr ein Beweis mehr für das tiefgreifende Misverhältniß zwischen der äußern Welt und der Poesie, die sich vielleicht mit der unsichtbaren Ehre abspeisen lassen soll, wo sie ihr tägliches Brot braucht.

Man kann freilich noch einen Schritt weiter gehen und zu der Ansicht gelangen, daß jene düstern Stimmungen, wenigstens in neuern Zeiten, nicht die Folgen, sondern die Ursachen poetischer Zeugungen seien. Man begegnet auch diesen Stimmungen weniger bei den Dichtern der antiken Völker und des Mittelalters als bei denen der modernen, bei den Dichtern der romanischen Völker im Allgemeinen weniger als bei denen der germanischen, bei den religiösen Dichtern, die in der ewigen stabilen Gottesidee ausruhten, weniger als bei denen, welche die unstäten speculativen Elemente der Zeit in sich aufnahmen oder idealistischen Gebilden nachjagten, die mit einer unpoetischen Gegenwart in einem directen, vielleicht selbst feindseligen Gegensatz standen. Niemand fühlte diesen Gegensatz tiefer als Schiller; Keiner aber war sich auch klarer darüber, wie er ihn für seine eigene Person zu überwinden habe. Er betrachtete einfach die Welt wie sie ist als für ihn nicht existirend; einen Vermittelungs- und Ausgleichungsversuch mit ihr zu machen, fiel ihm gar nicht ein. Für ihn lebte die Freiheit nur in dem Reiche der Träume, blühte das Schöne nur im Gesange. Thorheit, das Schöne unter dem jetzigen Geschlecht, im Lande civilisirter Barbaren suchen zu wollen, Thorheit, an eine Realisirung des Freiheitsideals mit Hand anlegen zu wollen! Er schrieb an Herder unterm 4. November 1795 *):

Es läßt sich, wie ich denke, beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist. Diese Uebermacht der Prosa in dem Ganzen unsers Zustandes ist meines Bedünkens so groß und entschieden, daß der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu werden, nothwendig davon angesteckt und also zugrunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetischen Genius kein Heil, als daß er sich aus dem Gebiete der wirklichen Welt zurückzieht und anstatt jener Coalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, daß er seine eigene Welt formirt und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealistischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmuzen würde.

Andern wurde es nicht so gut wie Schiller, weil sie nicht den Muth hatten, mit derselben Entschiedenheit wie er von vornherein mit der Wirklichkeit zu brechen, sondern es vorzogen, mit ihr in einer unzufriedenen Ehe zu leben. Sie machten darauf Anspruch, von ihr als Poeten anerkannt, gefeiert und als solche behandelt zu werden, mit der Hingabe, mit der Entsagungsfähigkeit, deren nur die wahre Liebe fähig ist; als sie aber einsehen mußten, daß ihr poetischer Kern von nur sehr Wenigen richtig erkannt wurde, daß man sie wie eine Art Paradestück in der Welt herumzeigte, daß man sie ohne alle Schonung, selbst ohne die billigsten Sanitätsrücksichten immer nur in einer interessanten fieberhaften Erhitzung sehen wollte, daß mit einem Worte der Gesellschaftsegoismus die eigentliche Basis des ihnen gewidmeten Cultus war, da zogen sie sich in den tiefsten Schmollwinkel ihrer Subjectivität zurück, fühlten sich verkannt und miskannt, verbraucht und misbraucht, vermochten aber doch den Mangel gewohnter Huldigungen nicht zu verschmerzen und widmeten nun in der Wüste und Einsamkeit, die sie um sich geschaffen, ihrem Selbst einen Cultus, der ihnen zu Kopfe stieg. Hierzu kam, daß sie vielleicht das Größte, was ihnen ihr Talent und ihre geistige Begabung zu leisten gestatteten, schon längst geleistet hatten, aber doch, von verzehrendem Ehrgeiz getrieben, mit vielleicht schon angegriffenem Gehirn, erschütterten Nerven und untergrabenem Gesammtorganismus zu produciren fortfuhren und sich dann oft an Aufgaben wagten, denen ihr Geist nicht gewachsen war. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst!" Aber diese Dichter, die noch mehr Denker als Dichter und noch mehr Grübler als Denker waren, maßten sich an, mit ihrem endlichen Geiste zu begreifen, was doch unendlich ist. Ihr Geist war vielleicht schon gebrochen und krank, als sie es unternahmen, Räthsel lösen zu wollen, die zu lösen selbst dem vollkommen klaren und gesunden Geiste nicht möglich ist. Endlich befanden sie sich einer Wirklichkeit gegenüber, die — wenn man die ewig poetischen Kundgebungen der allgegenwärtigen Natur ausnimmt — nach Schiller's Ausdruck wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist, sodaß sie genöthigt waren, ihre poetischen Anschauungen nur aus sich selbst zu schöpfen, was für Jeden, der blos die Poesie zu seinem Lebensberufe gemacht hat und es für seiner unwürdig hält, seine Gedanken auch nur zeitweise in das schlichte, aber solide Gewand der Prosa zu kleiden, auf die Dauer eine ebenso mühselige als aufreibende Operation ist. Wenigstens

*) Vgl. Schiller's Briefe an Herder in der jüngst bei Meidinger herausgekommenen Briefsammlung „Aus Herder's Nachlaß", Bd. 1.

wird man zugeben, daß es zu keiner Zeit so wie in unserer an plastischen Vorbildern für poetische Gestaltung und an großen und edeln Leidenschaften für pathetische Behandlung gefehlt hat. Im Gegensatz zu jenem allen Idealismus abweisenden und selbst höhnisch abfertigenden, überwiegend werkeltäglichen Charakter, dem schleichenden Intriguengeist und dem platten, zuweilen freilich auch echauffirten und bis zur Schwindelphantastik gesteigerten Erwerbssinn unserer Zeit nimmt die moderne Poesie allerdings oft einen erkünstelten, oft bis zur Dunkelheit verworrenen und überladenen pathetischen Ton an, der sich aller möglichen rhetorischen Mittel bedient, um nur nicht zu sprechen wie Hans auf allen Gassen. Wunderlich, daß wir in der pedantischen und perückenhaften Renaissancezeit, als Lohenstein und Hofmann von Hofmannswaldau im Marino'schen Geschmacke dichteten, eine ähnliche Erscheinung in Deutschland wahrnehmen können. In der That hätte man sich zu Lessing's und Goethe's Zeit, wo dieser schwülstige Geschmack vollkommen überwunden zu sein schien, wol nicht eingebildet, daß bald nach ihnen wieder eine Periode kommen sollte, wo ein Dichter, noch dazu der besten einer, die Zähne eine „knöcherne Mühle", in die Braten und Schinken hinabwandern, des Pfaffen Glatze „der Brautnacht Mond", den Sturm einen „wackern Roßknecht", das Auge eine „Kneipe", die heidelberger Ruine ein „steinern stilles Hohngelächter der Zeit", das Strohdach einer Hütte eine „ihr tief ins Aug' hinabgezogene Strohkapuze" u. s. w. nennen und ein Dilemma mit dem zwischen zwei Ochsenhörner scheinbar eingefangenen Horn des Mondes vergleichen konnte.

Und doch war der Dichter, von dem wir diese gesuchten, fast komisch wirkenden Gleichnisse anführen, ganz gewiß der besten einer — es war Nikolaus Lenau, ein tiefes edles Gemüth, ein ernst ringender Geist, einer der ursprünglichsten, innigsten und sinnigsten Liederdichter der neuern Zeit, der aber in seinem Haschen nach dem Originellen oft die einfachste und daher energischste Wirkung seiner Lieder verdarb und sich an der Lösung großer metaphysischer und religiöser Aufgaben versuchte, an denen sein krankhaft grübelnder Geist scheitern und sich endlich vollkommen aufreiben mußte.*) Das Schlimme ist, daß wir bei ihm kaum zu sagen wissen, welche seiner Dichtungen einer Periode angehören, wo sein Geist noch vollkommen unumschleiert war, und so dürfte es wol denkbar sein, daß Diejenigen, welche z. B. seinen „Faust" als ein Dichterwerk ersten Rangs begrüßten und darin die Lösung aller modernen Lebensräthsel erblickten, dem deutschen Publicum eine Dichtung anempfahlen, über die sich schon theilweise die Schatten der Geistesverfinsterung breiteten, in welche er einige Jahre später versank. Die Geschichte seines Dichtens ist im Grunde nichts als eine Krankengeschichte, die nach verschiedenen Seiten sehr viel Lehrreiches enthält. Um aber den rechten Gewinn davon zu ziehen, ist es nöthig, mit dem kältesten Verstande daran zu gehen und sich durch nichts verblenden zu lassen, weder durch die großen poetischen Fähigkeiten, die er wirklich besaß, noch durch die Huldigungen, die ihm von Seiten seiner Verehrer in so reichlichem Maße dargebracht wurden.

Die gebildete höhere Gesellschaft in Deutschland ist kaum je härter getroffen, ihre Schattenseiten sind kaum je greller beleuchtet worden als durch Nikolaus Lenau's traurigen Ausgang. Harte Schläge knüpften sich zwar auch früher schon an der Charlotte Stieglitz und später an Friedrich List's tragisches Ende, aber tiefer berührte alle Gebildeten das Schicksal Nikolaus Lenau's, des erklärten Lieblings dieser Gesellschaft. Denn während Jene, wenn auch vielleicht nur bedingt, ihrer Vernunft und ihrer Handlungen bis zum letzten Augenblicke Meister blieben und mit selbstherrlichem Bewußtsein zu der That schritten, durch die sie ihrem Leben ein Ende machten, sehen wir Nikolaus Lenau, der im Geschmack der Gebildeten die unbeschränkte Selbstherrlichkeit des menschlichen freien Willens predigte (wie Heinrich Heine, der dann aber später auch eines Bessern belehrt wurde) und in diesem Sinne selbst seinen Faust durch den eigenen Dolch fallen ließ, nicht blos seine Selbstherrlichkeit einbüßen, sondern auch mehr und mehr das Bewußtsein darüber verlieren, daß er sie eingebüßt habe. Alle Geistesstolzen fühlten sich in seinem beklagenswerthen Schicksal mitbetroffen, und mit der allergrößten Spannung und Theilnahme las man die Mittheilungen über seine Krankheitsgeschichte in der „Allgemeinen Zeitung" und andern Blättern. Man hoffte, daß der Unglückliche den finstern Dämon, der ihn gefesselt hielt, endlich doch überwinden und der menschliche Geist in ihm einen neuen Triumph feiern werde. Aber man hoffte vergebens. Der Beklagenswerthe verfiel immer mehr in Kindheit, Stumpfsinn und Thierheit, und so endete er auch. Fern sei es von uns, mit den Orthodoxen und Hyperorthodoxen gemeinsame Sache zu machen, welche in seinem Schicksal eine Strafe des Himmels für seinen Skepticismus erkennen wollten. Man zieht den Allmächtigen und Alldulbenden in eine sehr niedrige Sphäre herab, wenn man ihm die Absicht unterlegt, von Zeit zu Zeit ein Exempel zu statuiren. Der religiöse Fanatismus und die Hypergläubigkeit haben öfter zum Wahnsinn geführt als der Skepticismus; und in Nikolaus Lenau's Skepsis lagen wahrlich viel zahlreichere religiöse Elemente als in einer Art des Glaubens, die nicht durch Kampf und Prüfung gewonnen, sondern als ein zugebrachtes Erbstück überliefert wird. Ohnehin kann ja der Wahnsinn wie jede andere Krankheit die bloße Folge einer besondern körperlichen Anlage oder einer Störung oder Verletzung des leiblichen Organismus sein, sodaß im Grunde Niemand mit Sicherheit von sich sagen kann, er sei über ihn hinaus. Wir unserntheils erblicken in Nikolaus Lenau's Schicksal zwar nicht ausschließlich — denn eine körperliche Disposition wirkte gewiß entschieden mit —, aber doch überwiegend

*) Schurz nennt ihn „den anerkannt größten lyrischen Dichter der vor allen andern Völkern lyrischen Deutschen". Will Schurz etwa Goethe, Schiller, Bürger, Uhland, Rückert, Heine u. A. als Lyriker unter Nikolaus Lenau stellen? Auf allgemeine Zustimmung zu dieser Privatansicht dürfte Schurz schwerlich rechnen können.

das Product gewisser krankhafter, in unserer Zeit sehr verbreiteter geistiger Stimmungen, die Folge zu reichlicher geistiger Debauchen und poetischer Excesse, wie gewisser opiumartig und betäubend wirkender, den Geist in ewiger Aufregung haltender gesellschaftlicher Einflüsse. Hierzu trat seine Neigung zu sehr starken Weinen (wiewol er sich in ihrem Genuß eigentlich nie übernahm), starkem Kaffee und überkräftigen Cigarren, überhaupt seine ungeregelte Lebensweise, indem er tief in die Nacht hinein arbeitete, bald, jedem Wetter und leichtern Krankheitsfällen Trotz bietend, ruhelos hin- und herreiste und -wanderte, bald wieder ein wochenlang ununterbrochenes sitzendes Leben führte und in sich hinein grübelte. Eine gewisse geistige Hoffart, ein übertriebener trotziger Stolz, der aber mit dem plumpen Stolz gemeiner Geister nicht zu verwechseln ist, gaben ihm, dem schon in seinem ganzen geistigen und leiblichen Organismus Zerrütteten, dann den letzten Stoß. So erscheint uns seine Krankheit nicht, wie die Gläubigen sagen, als eine von außen her und von oben herab über ihn verhängte Strafe, sondern als ein recht eigentlich aus ihm selbst hervorgehendes, selbsterzeugtes Product, freilich gefördert durch die Einflüsse einer Zeit, wo den Gelüsten des poetischen Subjects Alles nachgesehen wurde und Zerrissenheit und Weltverzweiflung als Symptome von Genialität gelten konnten. Je edler aber sein Gemüth und je reicher sein Geist von Natur angelegt waren, um so inniger werden wir beklagen müssen, daß sie in dieser Selbstzerarbeitung und unter diesen Zeiteinflüssen so kläglich zugrunde gehen mußten.

Seiner Bedeutung als Dichter, seiner Stellung in der Gesellschaft und der Theilnahme an seinem Geschick hat man es zuzuschreiben, daß sich mehr Federn mit Nikolaus Lenau beschäftigt haben, als, etwa Heine ausgenommen, mit irgendeinem neuern deutschen Dichter. Das Material über ihn ist ein sehr reichhaltiges, das ihn bis in die tiefsten Falten seines Seelenlebens beleuchtet. J. G. Seidl und L. Kompert brachten Veröffentlichungen über seine Jugend- und Studienzeit ans Licht, L. A. Frankl über die verschiedenen Perioden und literarischen Beziehungen des wiener Lebens, K. Mayer über die frühern, Emma Niendorf über die spätern Aufenthalte in Schwaben, B. Auerbach (im „Deutschen Museum") über die letzten Monate vor der Erkrankung. Jetzt liegt uns ein Lebensbild des Dichters von der Hand seines trefflichen Freundes Anastasius Grün als Einleitung zu seinen „Sämmtlichen Werken" und eine ausführliche Biographie in zwei starken Bänden aus der Feder seines Schwagers Anton X. Schurz vor. Die biographische Arbeit von Anastasius Grün erfreut durch die liebevolle Pietät, die dem Verfasser dabei die Feder geführt, durch weise Oekonomie, welche in dem einen Augenblick Ueberflüssiges spart, um in einem andern in desto reicherer Fülle Nothwendigeres geben zu können, wie durch geschmackvolle stilistische Behandlung, die sich fernhält von jenen Austriacismen, jenem Wortluxus und jenen Ueberschwänglichkeiten im Ausdruck, denen man so häufig in der Prosa östreichischer Autoren begegnet. Die Biographie von Schurz ist mehr eine überaus reichhaltige Materialiensammlung, zumeist aus Nikolaus Lenau's Briefen bestehend, die dem Verfasser von allen Seiten eingesendet wurden.*) Die eigenen Zuthaten des Biographen treten in den Hintergrund und legen wol von seinem schönen Gemüth und seiner Begeisterung für den unglücklichen Dichter ein günstiges, ein minder günstiges jedoch für seine ästhetische und kritische Durchbildung ab; denn sie enthalten zahlreiche Spuren jener Mängel, deren Abwesenheit wir an Anastasius Grün's Biographie des Dichters rühmend hervorheben mußten. Im Ganzen aber sind wir mit der Tendenz des Biographen, vorwaltend den Dargestellten selbst sprechen zu lassen, vollkommen einverstanden. Bei Nikolaus Lenau tritt derselbe Fall ein wie bei Ernst Schulze. Nicht das äußere, sondern das innere Leben, die Seelenentwickelung bieten bei beiden Dichtern das meiste Interesse, und hierüber geben sie uns in ihren Briefen, Ernst Schulze noch vorzüglich in seinem Tagebuche, die beste Auskunft. Für die Krankheitsgeschichte Nikolaus Lenau's fehlt begreiflicherweise diese Quelle, und hier tritt Schurz auch mehr berichtend auf, aber weniger reflectirend als erzählend, indem er die Persönlichkeit des Kranken in den verschiedenen Stadien des Leidens und allmäligen Verfalls in den Vordergrund stellt. Wir werden daraus in der folgenden Darstellung nur benutzen, was, wie uns scheint, direct auf die psychische Entwickelung des Dichters von Einfluß war und seine Krankheit vorbereitete und zum Ausbruch brachte.

Das Geschlecht derer von Niembsch stammt aus der schlesischen Stadt Strehlen; daher ihr späteres Adelsprädicat „von Strehlenau", als nachgesuchte Erneuerung ihres ältern Adels, über welchen die Urkunden infolge der Verpflanzung des Geschlechts nach Ungarn verloren gegangen waren, wobei wir bemerken, daß unser Nikolaus Lenau auch der letzte von Strehlenau war. Seine Aeltern waren beiderseits ohne Zweifel feurigen Charakters, denn, wie Schurz erzählt, feierten sie ihre Hochzeit in demselben Monat, in welchem ihr erstes Kind geboren wurde. Von seinem Vater, Franz von Niembsch, wissen wir bestimmt, daß er nicht blos feurigen, sondern selbst ungestümen, leidenschaftlichen Charakters war und durch häufige Excesse aller Art den Hausfrieden störte. Es

*) Es befindet sich darunter auch der Auszug aus einem Schreiben des Dichters an uns, den wir in Nr. 7 d. Bl. f. 1854 auf Anlaß des Frankl'schen Buchs über Nikolaus Lenau mittheilten und dessen auch Anastasius Grün in seinem biographischen Abriß gedenkt. Und gewiß ist diese Briefstelle wegen der darin enthaltenen Geständnisse des Dichters über Mystik und religiösen Schwindel, wie über Das, was er mit dem „Savonarola" eigentlich gewollt, von nicht gewöhnlichem Interesse. Die Versuchung, den ganzen Brief und noch ein zweites Schreiben des Dichters zu veröffentlichen, lag für uns nahe genug. Wir unterdrückten jedoch das Uebrige, weil es mit allerlei für uns und unsere literarischen Bestrebungen schmeichelhaften Bemerkungen durchflochten ist, die wir, als aus der Liebenswürdigkeit des Dichters geflossen, besser für uns behalten zu müssen meinten. Wir erwähnen dies, weil andere Veröffentlicher Niembsch'scher Briefe darin weniger skrupulös verfahren sind und ungenirt auch alles Das mitabdrucken ließen, was Niembsch'sche Artigkeit ihnen persönlich an Lob spendete.

werden uns durch Schurz wahrhaft erschütternde Scenen erzählt, welche besonders seine ungezügelte Spielwuth zur Folge hatte. Franz von Niembsch wird freilich nicht geahnt haben, daß darüber, und zwar durch die Feder eines spätern Verwandten seiner Hinterlassenen, etwas in die Oeffentlichkeit gelangen werde; es ist eben nicht immer ein Glück, Vater eines berühmten Sohnes zu sein. Dennoch hat selbst das anscheinend Böse oft sein Gutes. Als unser Nikolaus Lenau zum ersten male nach Baden-Baden kam, zogen ihn, bei seiner leicht erregbaren Natur, die auf den Spieltischen aufgehäuften Goldschichten gewaltig an; er versuchte sein Glück; als er aber den Spielteufel in sich immer mehr anwachsen fühlte, gedachte er des unsaglichen Elends, welches dieser häßliche Dämon über seinen Vater gebracht hatte, und er riß sich mit mannhaftem Entschlusse vom Spiele los. Wer kann sagen, ob nicht Nikolaus Lenau, der sich jedem die Leidenschaft aufregenden neuen Impulse ungestüm hinzugeben pflegte, ohne die Erinnerung an das schlimme Beispiel seines Vaters schon an den Spieltischen Baden-Badens ins Verderben gerathen sein würde? Nach dem frühen Tode seines Vaters wurde und blieb Nikolaus der Liebling seiner von ihm stets hoch und theuer verehrten Mutter, die sich wieder verheirathete und ihren Knaben, wie es scheint, nicht wenig verzog. Sein Schwager Schurz selbst sagt hierüber:

> Ihrer blinden Nachgiebigkeit und ihrer übertriebenen Vergötterung ihres Sohnes ist es wol zuzuschreiben, wenn dieser etwas eigenwillig, bequem, launenhaft und wol auch einigermaßen selbstsüchtig ward. Letzteres hinderte ihn jedoch nicht, daß er, wenn es galt, nicht auch großer Aufopferung fähig gewesen wäre. Seinen Muth hatte er von ihr, seine Kühnheit, die sich rasch zu dem Aeußersten entschließt, von ihr, aber auch sein Mistrauen von ihr, seine ihn oft unendlich quälende Zweifelsucht.

Von Hause aus war aber sein Gemüth gewiß mehr zur Frömmigkeit und Gläubigkeit angelegt, die ja auch durch seine spätern pantheistisch-skeptischen Anschauungen deutlich hindurchschimmert; ja diese Frömmigkeit gab sich, bei aller sprudelnden Lebenlust, bei ihm in jüngern Jahren in bemerkenswerther Weise kund und suchte sich in brünstigen Gebeten zu sättigen. Zu Klopstock's Zeit würde er wahrscheinlich ein ganz frommer Dichter geworden sein. Dabei nehmen wir die auffallende Anomalie wahr, daß sich bei ihm schon früh eine ganz vorzügliche Anlage zur Mathematik entwickelte, die gewiß nur in hohem Grade selten bei poetischen Naturen gefunden wird. Uebrigens entwickelte sich die poetische Anlage bei ihm nicht in so frühen Jahren, als dies gewöhnlich geschieht, und zwar waren es anfangs Klopstock und besonders Hölty, die zumeist auf ihn einwirkten und ihn zu eigenen poetischen Versuchen anregten. Manche seiner frühern Gedichte erinnern bekanntlich sehr deutlich an Hölty, ja man kann sagen, daß diejenigen seiner Lieder überhaupt die schönsten sind, in welchen durch die moderne elegantere und glänzendere Form, den größern Gedankenreichthum und die tiefere Natursymbolik die einfache Gemüthlichkeit und die zarte Melancholie der Hölty'schen Weise vornehmlich hindurchklingt, wie noch namentlich in seinen überaus zarten „Schilfliedern". Den ersten Keim zu seiner spätern Skepsis legte vielleicht ein mütterlicher Verwandter, Mihitsch, in seine junge Brust, als er in den Jahren 1812—15 in Pesth seine Gymnasialstudien machte. Mihitsch war ein Atheist und las dem Neffen gern Voltaire's Briefwechsel mit Friedrich II. vor, um ihn „aufzuklären", ja Onkel Mihitsch weckte ihn zuweilen in der Nacht mit der Frage: „Schläfst du?", um ihm bei seinem Erwachen die Worte zuzudonnern: „Es gibt doch keinen Gott!" Diese Weise, einen jungen Menschen mitten in der Nacht für den Atheismus zu gewinnen, hat ohne Zweifel etwas Unheimliches und Diabolisches, was auf das zarte Gemüth des Knaben nicht ohne Einfluß bleiben konnte.

In mancher Hinsicht war dem Dichter auch der Umstand schädlich, daß er sich selbst oder Andere ihm einredeten, ein Magyare, mithin etwas Besonderes, etwas Anderes oder gar Besseres als ein Deutscher zu sein. Niembsch war allerdings unter überwiegend magyarischen Umgebungen aufgewachsen, und er hatte an ihnen ein neues und interessantes Object, das er in manchen seiner Dichtungen mit brennenden Farben und dem Schmuck orientalisch luxuriöser, oft auch gesuchter Bilder und Gleichnisse auszustatten wußte. Aber seine Abstammung, seine Bildung und Erziehung und seine Gemüthsart waren vollkommen deutsch. Ein Gemüth von der Tiefe des seinen, einen so zum Nachdenken und Grübeln über die höchsten Probleme geneigten Geist, einen solchen Hang zur Selbstbetrachtung und Selbstzersetzung, wie dies Alles bei Nikolaus Lenau anzutreffen ist, findet man nur bei Männern germanischer Art. Das gallische und überhaupt das romanische Wesen war dem Dichter seiner ganzen Natur nach widerstrebend; da aber der Deutsche doch mit irgendeinem ausländischen Firniß zu kokettiren liebt, so bediente sich Nikolaus Lenau hierzu des sporenklingenden Magyarismus, der gerade damals und vielleicht besonders durch ihn in Mode gekommen war. Dabei verkennen wir nicht, daß er gegen seine excessiv grübelnde Natur eines realistischen Gegengewichts bedurfte und daß der pralle, keck-ritterliche, wild-edle Magyarismus ihm hierzu diente. Aber er war nun doch genöthigt, ein wenig die Rolle eines Magyaren vor der Welt zu spielen und etwas zu scheinen, was er nicht war, um das Interesse aufrechtzuerhalten, das man ihm schon als einem angeblichen Magyaren in Deutschland zuwandte. Auch trug diese vielleicht etwas künstliche Vorliebe für das Magyarenthum viel bei, ihn gegen alle Culturzustände zu verstimmen. So ängstigte ihn die Bodencultur in Baden und Würtemberg gewaltig.

> Ich konnte mich — schreibt er einmal an den wackern Schleifer — eines gewissen Eindrucks des Kleinlichen doch nicht erwehren, und armselig kam mir der Mensch vor, der, wie ein Bettler, ein zudringlicher, seine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch steckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachlässigkeit hat doch was Edles, womit der Bauer Pannoniens sein Korn in die seichte Furche wirft und seinen Wein-

stock mit ein paar Schnitten abfertigt und dann unbekümmert nach Hause geht und Taback raucht.

Ebenso ärgert er sich später bei seiner Rheinreise über den „schrecklichen" Fleiß der Menschen, die „jedes Fleckchen Erde bändigen". Was sollen aber die Leute in übervölkerten Landstrichen anfangen, um zu leben, wenn sie nicht jede Scholle Erde nutzbar zu machen suchen? Es geht uns civilisirten Völkern ja auch bereits in der Kunst und Literatur so, wo wir ebenfalls jedes etwa noch unbebaute Fleckchen zu cultiviren genöthigt sind. Im Ganzen halten wir jedoch Nikolaus Lenau's Magyarismus für eine Ostentation oder doch mindestens für eine Illusion und Selbsttäuschung. Er war vor allem ein zu guter Oestreicher, um ein entschiedener Ungar zu sein, und die Sympathie, die er für den östreichischen Volksstamm und besonders für die geweckte und treuherzige Bevölkerung der steirischen und kärntischen Gebirge zeigte, stand ihm viel natürlicher als seine Sympathie für die Magyaren oder gar die Zigeuner, die er in seinen Liedern von allem Schmuz zu säubern und mit allen Lichtern der Poesie zu verklären verstand, wie namentlich in dem vortrefflichen Gedichte „Die drei Zigeuner".

Das Feld seiner Studien und seiner poetischen Production bewirthschaftete er freilich ein wenig nach ungarischer Weise, nicht nach rationalistischen Grundsätzen. Er sprang von Einem zum Andern über. Daß es ihm als Zögling der Landbauschule in Ungarisch-Altenburg nicht lange behagte, läßt sich, bei seinen Ansichten über Bodencultur überhaupt, wol denken. In Wien studirte er dann die Rechte, sprang aber auch hiervon ab und widmete sich dem Studium der Medicin, durch das er, vielleicht nicht zum Vortheil für sein geistiges Wohlbefinden, in jene dunkeln Regionen der Menschennatur eingeführt wurde, zu denen vielleicht nicht der Schlüssel, aber jedenfalls bisher der richtige Schliesser fehlt, der ihn zu finden oder recht zu gebrauchen wüßte. Nikolaus Lenau wenigstens war hierzu nicht geeignet, obwol oder gerade weil er danach verlangte „dem Weltgeheimniß in den Schlund zu schauen". Eine zeitlang studirte er so angestrengt, in so „dämonischer" Weise, nach Schleifer's Ausdruck, daß danach völlige Abspannung eintrat und seine Gesundheit ernstlich gefährdet wurde. Auch liebte er es, in die Nacht hinein und oft bis zum Anbruch des Morgens auf seinem Zimmer mit Freunden über ernstwissenschaftliche Gegenstände zu disputiren, wobei es einmal so warm herging, daß seine Hauswirthin, eine Schneidersfrau, sich bewogen fand, sich dazwischenzulegen, indem sie nach Mitternacht ganz besorgt in sein Zimmer trat, um, wie sie sagte, die Herren auseinanderzubringen. Das Gelächter, das diese von ihr gezeigte menschenfreundliche Gesinnung unter den Disputirenden hervorrief, ärgerte sie jedoch derart, daß sie unserm Dichter und seinem Stubenkameraden Klemm am nächsten Morgen die Wohnung kündigte. Man sieht aus allem Dem, mit welcher fieberhaften Hast Nikolaus Lenau sich der Gegenstände seiner momentanen Wissensbegierde bemächtigte, um vielleicht nicht lange darauf ihrer überdrüssig zu werden oder sich dem müßigen Rauchen, Billardspielen, Plaudern oder dumpfem Hinbrüten im Silbernen Kaffeehause zu ergeben, dem damaligen Sammelplatze der wiener Schöngeister und Poeten, dem er so zugethan war, daß er auch bei seinen spätern Besuchen Wiens die meiste Zeit in diesem Local zuzubringen pflegte. Die ihm eigenthümliche Unruhe und sein Hang zu einem bald müßigen, bald abenteuernden, immer aber freien und ungebundenen Leben, für das er in seinen geliebten, das Leben vergeigenden, verrauchenden und verachtenden Zigeunern sein Vorbild erblickte, hinderten ihn leider stets, sich einem bestimmten Lebensberufe zu widmen, obschon er sich von Zeit zu Zeit mit Planen dazu trug, unter andern mit dem Plane, sich in Tübingen als Docent zu habilitiren, wozu er nichts nöthig habe als ein philosophisches Doctordiplom, das ja nur eine nackte Formalität sei und höchstens seine 100 Fl. koste. Man kann allerdings mit Anastasius Grün bedauern, daß er in dieser Beziehung niemals zu einem festen Entschluß gekommen ist, aber seine Natur war einmal nicht dazu gemacht. Nikolaus Lenau, der einmal aus Heidelberg schreibt: „Die Leute sind hier so ganz trocken geistlose Wissenschaftler, daß mir angst und bange wird unter ihnen", würde in dem Treiben einer kleinen Universitätsstadt gewiß nicht sehr lange haben aushalten können. Leider war er auch nicht in der Lage, als großer Herr und sorgenfrei zu leben. Zwar hatte er von seiner verstorbenen Großmutter eine Erbschaft von 10,000 Fl. gemacht, sich aber durch Vorspiegelungen verleiten lassen, damit im Börsenspiele sein Glück zu versuchen, das ihm aber nicht günstig war. „Wie könnte auch ein Dichter auf diesem Wege gedeihen!" meint Schurz. Auch dies war eine jener vielen Uebereilungen des Dichters, die ihm theuer zu stehen kam und ihm vielleicht nahe die Hälfte seiner Erbschaft kostete. An sich war diese aber doch immer ein Glücksfall, wie er sich nicht eben jedem Dichter vor die Füße wirft. Mit dem Reste der Erbschaft trat er 1831 seine Reise nach Stuttgart an, die für ihn epochemachend werden und seine Verbindung mit Cotta, die Herausgabe seiner ersten Sammlung von Gedichten und seine intime Bekanntschaft mit den schwäbischen Dichtern zur Folge haben sollte.

Man überfütterte ihn, wie man weiß, in Schwaben mit Lob und persönlichen Huldigungen aller Art, und wenn man von der Begeisterung, die er um sich her und namentlich unter den Frauen verbreitete, einen Schluß machen darf, so muß Nikolaus Lenau allerdings eine ebenso interessante als liebenswürdige Erscheinung gewesen sein, die Jedermann fesselte. Seine häufigen dämonisch düstern Stimmungen machten ihn vielleicht den Frauen noch anziehender. Aber ein Liebling der Gesellschaft und namentlich geistreicher Frauen zu sein, hat auch sein sehr Bedenkliches und Gefährliches; es ist aufreibend und erschöpfend, immer interessant erscheinen und mit den Geistreichen geistreich sein, sie mög-

lichst an Geist überbieten zu müssen. Diese Gesellschaft, die zu wirklichen reellen Opfern nicht gerade leicht zu bewegen ist, gönnt ihren Lieblingen keine Ruhe, sie hetzt sie ab und müde, und auch bei Nikolaus Lenau trat, wie bei Stieglitz, zuletzt Ueberdruß an diesem unablässigen Echauffement ein, das namentlich Organismen von zart nervöser Beschaffenheit verderblich ist. Wenigstens mag sich dies so in Deutschland verhalten, wo auch das Gemüth nicht ganz leer ausgehen will und der Esprit das Product des sauer mitarbeitenden Denkens, nicht ein bloßes leichtes Spiel mit gewissen Formen und Schlagworten des Witzes ist, der sich an Aeußerlichkeiten hält, wie bei den Franzosen, ja zum Theil auch schon bei den mit französischen Réfugiés und witzsüchtigen Juden stark gemengten Berlinern. Hierzu ist der Deutsche zu gründlich und reflectirend und infolge davon geht die Unterhaltung meist sehr bald in Kritik über, welche die Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Conversation stört oder aufhebt, mehr oder weniger in einen Disput übergeht und statt angenehme sehr oft nur unangenehme Eindrücke zurückläßt. Wir wissen nicht recht zu sagen, auf welcher Höhe der Gesellschaftston in den literarischen Cirkeln Schwabens steht, aber ohne Zweifel wird man in ihnen mit Nikolaus Lenau in deutscher Weise genug kritisirt, discutirt, verkleinert und durchgehechelt haben. Uebrigens sprechen wir hier auch nicht speciell von literarischen und geistreichen Cirkeln in Stuttgart oder Wien, sondern im Allgemeinen. Endlich kann sich auch das Gemüth echauffiren, was vielleicht noch schlimmer ist als das Echauffement des Esprit, und wenn auch Niembsch ein gewiß recht gemüthvoller Mensch gewesen ist, so hatte er doch zugleich einen scharf eindringenden Verstand, welcher der übertriebenen Gemüthlichkeit bald ihre Schwächen ablauerte. Er würde über literarische Producte, die überhaupt in den Kreis seines Anschauungsvermögens fielen, vortreffliche Kritiken geschrieben haben, wenn er sich hierauf hätte legen wollen. Manchem der von ihm aufs äußerste gehaßten „berliner Jungens“ (wie er sie nicht sehr artig nannte) stellte ihn überhaupt sein kritisches Auffassungsvermögen und das Gefühl seiner Infallibilität, worin er den Hegelianern durchaus nichts nachgab, viel näher, als er selbst es glaubte. Eine ausgebreitete kritische Thätigkeit würde ihm vielleicht auch als Ableitung von manchen bösen Anwandlungen sehr dienlich gewesen sein; er hat aber nur eine Recension, und zwar über eine lyrische Sammlung „Lyra und Harfe“ von Georg Keil in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ abdrucken lassen, worin er unter Anderm die Ironie das Charakteristische unserer Zeit nennt. Aber sein Dichterstolz erlaubte ihm nicht, die Prosa zu cultiviren, und besonders hielt er das Recensiren für seiner unwürdig; er stellte sich überhaupt an, als ob Lob und Tadel ihm vollkommen gleichgültig seien. So schreibt er am 19. Mai 1832 an Schurz aus Stuttgart:

Die Leute haben mich hier sehr gelobt und dadurch abgestumpft für allen Beifall; der Tadel würde mir besser sein, aber auch nicht viel mehr wirken. Diese Schule der öffentlichen Meinung muß man durchmachen und, ich glaube, suchen, ganz gleichgültig gegen dieselbe zu werden. Ich bin wirklich stumpf gegen alles Lob, und ich mache mir aus dem Tadel blutwenig, weil ich die Recensenten nicht achte, die wissen den Teufel von Poesie.

Wir wissen aber doch aufs sicherste, daß der Dichter keineswegs gegen Journaltadel gleichgültig war und daß ihm auch in späterer Zeit sehr viel daran lag, günstig beurtheilt zu werden. Vor der Kritik des Jungen Deutschland, das er in seinen Briefen einmal „verrucht“ nennt, schlug er allerdings ein Kreuz. Dieser Popanz wurde in der Heimat der Seherin von Prevorst mehr gefürchtet als ein Schock abgeschiedener, in Holzpantoffeln herumschlurrender Geister. Zu seinen entschiedensten Antipathien gehörte auch Gervinus. Ueber diesen berühmtesten Geschichtschreiber der deutschen Nationalliteratur schreibt er einmal, Gervinus müsse es fühlen, daß er mit seinen „philisterhaft bornirten und dictatorisch unverschämten“ Aussprüchen über die moderne Poesie sich die modernen Dichter nicht zu Freunden gemacht habe. Ihn und Schlosser habe er nicht besucht; denn Schlosser sei mit Gervinus so verwachsen, daß man den einen nicht haben könne, ohne den andern vertragen zu müssen.

Nikolaus Lenau ging, wie man weiß, im Sommer 1832 nach Amerika, ohne wahrscheinlich selbst recht zu wissen, was er da wollte. Bald spricht er von der Absicht, sich dort niederzulassen, bald nur von einem zweimonatlichen Aufenthalt. Jedenfalls gedachte er, sich die Dinge in Nordamerika näher anzusehen und danach seinen Entschluß zu fassen. Sein Vermögen war bei weitem nicht groß genug, ihm in Europa eine bequeme Existenz zu sichern, aber doch vielleicht groß genug, um in Nordamerika zu einer Niederlassung auf solider Basis den Grund zu legen. Dagegen hätte sich nichts einwenden lassen, wenn eben Niembsch nicht Niembsch gewesen wäre. Was wollte wol Niembsch als Colonist in Amerika — er, der Grübler und einer der subjectivsten Dichter, an das Leben in europäischen Kaffeehäusern und Hotels, an alle Bequemlichkeiten moderner Existenz gewöhnt, und dabei ein Verächter aller Bodencultur, dem der Fleiß der rheinischen Bauern und Weingärtner förmlich schrecklich war! Was suchte er in einem Lande, wo ohne diesen Fleiß Niemand etwas vor sich bringt? Justinus Kerner faßte auch seinen Gedanken, nach Amerika auszuwandern, sofort als eine Art „Besessenheit“ auf und sprach sich über den Dichter schon in einem Briefe vom 11. März 1832 wie über einen Halbirren aus:

Er ist wieder viel wilder, als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beschwichtigen. Ich hatte ihn dah'in gebracht, daß er den Entschluß faßte, nach München zu gehen und sich an Schubert anzuschließen. Da hätte er innern Frieden und Glauben gewonnen (die ihm so sehr fehlen), allein in Heidelberg wieder 14 Tage sich selbst überlassen, kehrte ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere schießen und Urbäume niederreißen will. Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gesicht zwanzig mal verändert. Derselbe zeigt sich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die sich durch ein augenblickliches Erstarren, namentlich seines Gesichts, aussprechen. Solange

dieser Dämon nicht ausgetrieben ist, solange ist er furchtbar unglücklich und macht auch Andere düster.

Es ist nicht zu leugnen, daß hier Kerner als ausgezeichneter Prognostiker spricht, nur hätte er, bei dieser Erkenntniß, unter den Freunden des Dichters auf eine rationellere Behandlung des schon am Gemüth Kranken, auf Fernhalten alles ihn Aufregenden hinwirken und diesen selbst ganz ernstlich auf seinen Zustand aufmerksam machen sollen. Indeß scheint es so, als ob es den schwäbischen Freunden nur darum zu thun gewesen sei, sein amerikanisches Project zu hintertreiben; denn nach seiner Rückkehr scheinen sie an seinen poetischen Wunderlichkeiten wie früher Geschmack gefunden zu haben, ohne irgend den Versuch zu machen, ihn davon zurückzuhalten. Derselbe Kerner, der den in ihm hausenden Dämon recht wohl erkannte, erzählte später, daß Niembsch in dem von ihm bewohnten Gartenzimmer noch spät in der Nacht auf der Geige ungarische Tänze zu spielen und dazu in „schönen Wendungen" zu tanzen pflegte, und er fügte dann hinzu: „Sein Verstand war aber dabei stets so hell und klar, so mathematisch, möchte ich sagen, daß ich, trotz seiner starken Phantasie, nie geglaubt hätte, dieser Mensch könne wahnsinnig werden." Niembsch selbst fühlte schon im Mai 1832 einen „Dämon" in sich, eine „Art Gravitation nach dem Unglücke"; er habe oft, schreibt er an Mayer, seiner Freundin Schwab gesagt, daß er ein Narr sei, sie aber habe es nicht glauben wollen. Je näher seine Abreise rückte, umsomehr fühlte er sich beängstigt. „Ein Menschenleben ist leicht zerrissen", bemerkt er in einem Briefe vom 9. Juni. „Unser Körper ist ein falscher Freund, er thut lange gut, auf einmal verräth er uns an den Tod, man weiß nicht wie und warum; doch hole den Lumpen der Teufel." Er fühlte Reue über die Reise, noch ehe er sie antrat. „Wär' ich schon wieder zurück aus Amerika und bei dir, mein Herzensfreund!" schreibt er an Kerner aus Manheim am 23. Juni.

Man weiß, wie unfruchtbar der Aufenthalt in Nordamerika für den Dichter ausfiel. Er fand sich in jeder Hinsicht gänzlich enttäuscht. Klima, Land und Menschen widerten ihn in gleicher Weise an. „Bruder!", schreibt er an Schurz aus Baltimore, „diese Amerikaner sind himmelanstinkende Krämerseelen. Todt für alles geistige Leben, maustodt"; und ein andermal an Reinbeck: „Amerika ist das wahre Land des Untergangs, der Westen der Menschheit." Die Natur erscheint ihm kalt, Alles gleichförmig und unphantastisch. Nur wenige Glanzpunkte, wie den Niagara, einen großartigen Urwald und das Hudsonthal, nimmt er von diesem Verdammungsurtheil aus. Auch die eingewanderten Deutschen machen auf ihn einen „fatalen Eindruck". Wenn sie einige Jahre in Amerika gewesen, sei alles Feuer, das sie aus der Heimat herübergebracht, bis auf den letzten Funken erloschen. Die Auswanderung nach Amerika nennt er daher „die schlimmste Frucht der übeln Verhältnisse in Deutschland". Die großen Seiten des amerikanischen Lebens übersieht er wegen der mangelnden Romantik; für die historische Mission, die Amerika zu erfüllen hat, fehlte ihm, wie überhaupt für alles Historische, aller Sinn, und seine Porträts der Yankees sind Zerrbilder. Fast am meisten bedauert er ihren Mangel an musikalischem Talent. Sie sind ihm nur engherzige „Krämer". Er vergaß, daß Nordamerika auch Männer wie Franklin, Washington, Cooper, Irving, Channing, Everett, Bancroft, Emerson u. A. hervorgebracht hat. Daß man an den Nordamerikanern nicht verzweifeln dürfe, haben so manche treffliche Dichter, Denker und Verkünder der reinen Menschheitslehre gezeigt, die seitdem aufgestanden sind und von denen manche als edelste Vorbilder angesehen werden dürfen. Bei dieser Anschauung war auch die poetische Ausbeute gering, die er aus Nordamerika mit heimbrachte. Stets beschäftigte er sich mehr mit sich selbst als in objectiver Betrachtung mit den Gegenständen, die ihn umgaben. Er legt in einem Blockhaus Scheite zum Herdfeuer und knüpft daran folgende unheimliche Fragen, in denen sich wieder sein „Dämon" Luft macht:

> Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
> Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
> Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
> Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
> Schürend und fachend meine Gedankenhast?

Nikolaus Lenau kam also nicht innerlich geheilt von seiner transatlantischen Reise zurück. Seine Entreprise war aber auch mit pecuniären Verlusten verknüpft, und dieser Umstand war vielleicht ein neuer Zuwachs zu seiner trüben Ansicht, daß er eine „Art Gravitation nach dem Unglück" habe. Es ist wol auch sehr erklärlich und zu entschuldigen, daß bei Leuten, denen unter den Händen Alles misräth und fehlschlägt, sich der fatalistische Glaube einschleicht und festsetzt, daß sie zum Unglück geboren seien. Auch das Bewußtsein, eine Reihe von Unglücksfällen mitverschuldet zu haben, kann ihnen begreiflicherweise keinen Trost gewähren, da sie sich sagen müssen, eben unpraktische Menschen zu sein, die Alles ungeschickt anfassen. Nikolaus Lenau hatte nun freilich keinen Grund zu verzweifeln. Er stand in pecuniärer Hinsicht immer noch besser als mancher andere Dichter; seine Gedichte hatten ihm schnell Anerkennung und Ruhm verschafft, und die bald nöthig gewordene zweite Auflage war ihm von Cotta in liberalster Weise honorirt worden; auch von der Brodhag'schen Buchhandlung erhielt er für die bloße Redaction des „Frühlingsalmanach" 500 Fl., ungerechnet das Honorar für seine eigenen Beiträge; seine adelige Abstammung verlieh ihm manche Vorrechte bei der Kritik und Gesellschaft vor dem einfach bürgerlichen Autor, und geliebt wurde er, nach Anastasius Grün's Ausspruch, „wie Wenige auf Erden". Aber das Uebel saß in ihm schon zu tief und hätte nur bei der sorgsamsten Schonung seines Körpers wie seiner Psyche möglicherweise gehoben werden können. Schon früher hatte er zu verschiedenen Zeiten an Gelbsucht und Halsentzündung gelitten, von der ein zeitweise wiederkehrender Krampf im Schlunde zurückgeblieben war. Die Seereise trug ihm den Scorbut ein. Im Mai 1834

klagt er über Trägheit des Unterleibes, wogegen er im Schwarzwälderbad Rippoldsau Heilung zu suchen beabsichtigte. In einem Briefe an Schurz vom 11. September 1834 klagt er: „Aber, lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft Alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft Alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber —"; und von Wien aus am 5. October 1834 in einem Briefe an eine Freundin in Stuttgart: „Es muß etwas in mir gebrochen und gerissen sein, das nicht heilen will." Im Jahre 1835 litt er an einer Herzentzündung, die einen Auswuchs am Herzen zurückließ, welchen man nach seinem Tode bei der Section vorfand. Im Jahre 1841 war er in Wien an einer starken Grippe bettlägerig. „Dazu kommen noch", schreibt er nach Stuttgart, „hypochondrische Anfälle und ganz garstige, stockfinstere Gedanken, wie denn der Teufel ein ganz gemeiner Kerl ist, ohne alle Großmuth, und gerade mit dem leidenden Menschen am liebsten anbindet und ihn mit seinen Aufhetzereien plagt." Noch in demselben Jahre wurde er wieder in Stuttgart von einem Scharlachfieber niedergeworfen. Erschöpfende copiöse Schweiße stellten sich später bei ihm fast jede Nacht ein, sodaß er das Hemd oft mehrmals wechseln mußte. Diese körperlichen Leiden schwächten begreiflicherweise seinen ganzen Organismus, sodaß jeder geistig niederdrückende Eindruck bei ihm nur um so tiefer griff. Er war, wie solche Kranke sind, ein aufmerksamer Beobachter seiner körperlichen Zustände, wie seine Briefe beweisen, aber er that wenig oder nichts zu ihrer radicalen Heilung, er reiste rastlos von Wien nach Stuttgart und von Stuttgart nach Wien, oft nur halb wiederhergestellt, bei schlechtestem Wetter und ohne sich Erholungsstationen zu gönnen.

An aufregenden oder niederdrückenden Ereignissen fehlte es während dieser Periode nicht. Dahin gehört seine Vernehmung vor der wiener Polizei darüber, ob er, „Nikolaus Niembsch von Strehlenau", identisch mit Nikolaus Lenau sei. Der Dichter berief sich der Polizei gegenüber auf seine ungarische Heimat, wo kein Gesetz wie im östreichischen Stammlande verbiete, Bücher außerhalb des Landes drucken zu lassen, was man sich einfach zu Protokoll zu nehmen begnügte. Wir erwähnen dies, um zugleich einer wunderlichen Aeußerung Kerner's zu gedenken. Als nämlich an diesen aus Wien die Nachricht gelangte, daß man Niembsch wol wegen Preßvergehen in Wien einsperren werde, drückte Kerner darüber sein Vergnügen aus, „denn daraus würden die herrlichsten Poesien entspringen, die dieser reichbegabte Genius je producirte". Dieser freundschaftliche Wunsch, dessen Bekanntwerden man der weiblichen Indiscretion der Emma Niendorf verdankt, läuft doch fast auf jenes grausame Verfahren hinaus, womit man den Finken blendet, damit er desto melodischer aus der gequälten Brust singe! Von einem Freunde war dies gewiß ein seltsamer Wunsch, wenn man ihn wirklich ernstlich nehmen müßte und nicht als den launenhaften Einfall eines romantischen Geistersehers. Sein Rencontre mit der wiener Polizei wird übrigens der Dichter ohne Zweifel sehr bald und gänzlich verschmerzt haben, schwer aber traf ihn der plötzliche Tod seines Freundes, des ritterlichen Grafen Alexander von Würtemberg. Hierzu kam noch eine Reihe von aufreibenden Beziehungen zu weiblichen Personen, auf die wir noch einen Blick werfen müssen, weil sie ohne Zweifel zur Zerrüttung und Verdüsterung seines Geistes sehr viel, vielleicht sogar das Meiste beitrugen.

Schon bei seinem frühern Aufenthalte in Wien hatte er ein bis zur äußersten Intimität gediehenes Verhältniß zu einer gewissen Bertha *** gehabt. Mancherlei Gerüchte, die ihm zu Ohren kamen, veranlaßten ihn, ihr sein Heirathsversprechen nicht zu halten und sich von diesem Verhältniß, dessen er inzwischen vielleicht überdrüssig geworden, ein für alle mal loszureißen. Vielleicht war diese Bertha nicht so schlecht, als der bei solchen Verhältnissen immer geschäftige Klatsch sie darstellte; vielleicht hätte er es wagen sollen, ihr sein Gelöbniß zu halten. Im andern Falle hätte er sich aber die ihm bereitete Täuschung auch nicht so zu Gemüth ziehen und in seinem Schmerze nicht so schwelgen sollen, wie sich dies in mehren auf dieses Verhältniß sich beziehenden Gedichten ausspricht, als ob gerade ihm geschehen, was vor ihm noch Keinem geschehen. Was der Mann auch zu wählen für gut befindet, das mache er zum Gegenstande vernünftiger Behandlung, nicht der Gefühlsschwelgerei und der Desperation. Würde sich überhaupt Jeder nur soviel auf, als er glaubt tragen zu können, und dann trage er es, wenn es sein muß, sich und der Welt zum Trotz. Daß übrigens ein Stachel hiervon in ihm zurückblieb, läßt sich bei seinem leicht reizbaren und empfänglichen Gemüthe um so eher erklären, da ein Töchterchen die Frucht dieses intimen Verhältnisses gewesen war. In Schwaben verliebte er sich später in ein Mädchen, das, wie es scheint, mit allen Eigenschaften begabt war, die gerade einen Mann von dem Temperament Nikolaus Lenau's glücklich machen und ihm vor seinem innern Dämon Ruhe verschaffen konnten. Sie gewann sein Herz namentlich durch den hinreißenden Vortrag von Beethoven's Composition der „Adelaide". „Meine Bewegung zu verbergen", schreibt er in seiner exaltirten Weise, „stellt' ich mich hinter einen eisernen Ofen und drückte und biß das harte Eisen und benetzte es mit meinen Thränen." Seine schwäbischen Freunde waren für diese Verbindung, aber obschon der Dichter selbst in einem Briefe ausruft: „So gibt es kein Mädchen mehr!" konnte er doch zu keinem Entschluß kommen und entsagte ihr, man weiß nicht warum. An sie sind die schönen „Schilflieder" gerichtet, und da sie Lottchen hieß, nannte man sie in den Kreisen der Bekannten fortan „Schilflottchen". Später hatte er in Wien eine ganz ernsthaft gemeinte Liaison mit der berühmten Sängerin U...., die sich schon als Frau von Strehlenau betrachtete, aber gerade dadurch wie durch die mancherlei ihm unbequemen Ritterdienste, die sie im Tone einer echten

Theaterprinzessin von ihm heischte, sich den Dichter entfremdete. Nicht mit Unrecht äußerte er in Bezug auf sie, daß er ja nicht wissen könne, wo bei ihr die Wahrheit der Empfindung aufhöre und die Kunst anfange. Noch aufregender griff in sein Inneres das eigenthümliche Verhältniß zu einer verheiratheten Frau, die man schon aus frühern Mittheilungen über den Dichter unter dem Namen Sophie kennt. Sie war die Gattin eines brüderlichen Freundes, die Mutter lieblicher hoffnungsreicher Kinder und von so eigenthümlich reichem Geiste, daß der Dichter glaubte, von ihr als von der ersten Frau Deutschlands sprechen zu dürfen. Viele der schönsten seiner Gedichte sind den Beziehungen zu ihr gewidmet. Die Briefe, welche der Dichter von ihr erhielt, hat er in einem Anfall von Paroxismus verbrannt; dagegen sind uns seine Briefe an Sophie in der von Schurz zusammengestellten Biographie aufbewahrt, die für seine dem Wahnsinn entgegenreifenden traurigen Gemüthszustände von großem Interesse sind. Einer dieser Briefe, Stuttgart den 17. Mai 1844 datirt, schließt in Bezug auf das sich mehrende Ungeziefer, worüber damals die stuttgarter Gärtner klagten, mit den Worten: „Die Naturforscher sagen: es altere unser Planet, und so mögen denn die von Jahr zu Jahr fühlbarern Multiplicationen des Geschmeißes ein wimmelndes Symptom des herannahenden Erdentodes sein. O tragisches Ende der Welt: von Läusen gefressen zu werden! Phthiriasis universalis, gigantische Läusesucht! Pfui!" In demselben Briefe nennt er das ihm einst so liebe Stuttgart „ein Cloakenthal" und wenige Zeilen darauf ruft er aus: „O meine Nerven! Mein unglückseliges Sonnengeflecht!" Zu verwundern ist nur, daß man in diesen in einem Briefe an ein weibliches Wesen doppelt auffallenden Ausbrüchen immer noch bloße Manifestationen seiner genialen Natur zu erkennen glaubte und keine Ahnung davon hatte, daß so nur der Wahnsinn, der werdende oder schon gereifte, schreiben könne.

Zum Ueberfluß faßte der Dichter, trotz seiner krankhaften Zustände, deren er selbst sich wohl bewußt war, den Entschluß, sich mit Marie B... aus Frankfurt, einer „echt deutschen Jungfrau" und „schön bis ins Herz", wie der Dichter in den ihr überreichten Band seiner Gedichte einschrieb, zu vermählen. Aufregungen aller Art waren, wie sich denken läßt, mit diesem neuen Heirathsproject verknüpft. Mit seiner Freundin Sophie kam es hierüber zu mündlichen Erörterungen und Erklärungen, in denen, wie Anastasius Grün berichtet „die liebevollste, besorgteste Theilnahme für das künftige Loos des Freundes mit den vorwurfsvollen Ausbrüchen eines gekränkten blutenden Herzens wechselte. Das gesprochene lebendige Wort erleichterte den Kampf, weil es zu Vertheidigung und Widerstand reizte; die innern Kämpfe der einsamen Stunden, wo die eigene Seele zugleich Anklägerin und Angeklagte war, mußten die folterndsten, grausamsten sein. Der Dichter hatte seine eigene und die Kraft seiner Freundin nicht erwogen oder überschätzt, als er beiden das Unüberwindliche zutraute. So entriß der Schmerz des vermeintlichen Scheidens für immer, die erfolglose Anstrengung zu der gefoderten unmöglichen Entsagung dem geliebten Munde das furchtbare Wort: „Eines von uns muß wahnsinnig werden!" Einer von ihnen wurde es sehr bald darauf, aber nicht Diejenige, die dieses verwegene, das Schicksal herausfodernde Wort aussprach. Hätte Niemdsch statt solcher exaltirter Männer und Frauen mehr Umgang mit so verständigen Männern gehabt wie Martensen, Bischof von Seeland, mit dem er correspondirte und dessen treffliche und interessante Briefe von Schurz mitgetheilt werden, vielleicht würde er dann noch rechtzeitig auf die große Heerstraße einer vernünftigen Lebensweise und Lebensanschauung eingebogen sein, statt sich auf Irrwege verlocken zu lassen, die ihn dem Verderben entgegenführten. Aber seine Menschenkenntniß war, wie Freiherr von Sternberg, der mit ihm in Stuttgart persönlich verkehrte, in seinen „Erinnerungsblättern" von ihm sagt, so gering, daß er wie ein Kind getäuscht werden konnte und getäuscht worden sei; man habe ihn in Stuttgart (aber nicht hier allein, sondern auch in Wien) förmlich „durch Schmeicheleien und Lobhudeln erstickt". Diese unbesonnene Ueberfütterung mit Lob und Schmeichelei hatte somit bei Nikolaus Lenau denselben traurigen Erfolg, welchen bei vielleicht nicht wenigen Dichtern das Gegentheil, nämlich die Vorenthaltung auch der mäßigsten Aufmunterung, gehabt hat. Sternberg fährt dann fort:

> Nikolaus Lenau wäre, weniger unter Frauen kommend, weniger durch gute Tafel und bequeme Einrichtungen verwöhnt, in eine strenge, abweichende Umgebung versetzt, lange nicht der unglückliche selbstquälerische Mensch geworden, als der er sich später zeigte. Frauen wirken auf Dichter wie Opium, anfangs berauschend, dann erschlaffend.

Gewiß hat dieser Ausspruch etwas Richtiges, wenn man nur die echauffirten Repräsentantinnen unserer überreizten Hautgoutbildung vor Augen hat; Frauen von gesund kräftigem, unverbildetem Gefühl werden dagegen auf den Dichter gewiß erquickend wie frisches Quellwasser wirken. Leider schließt jene raffinirte Bildung einen gewissen Cynismus nicht aus, den wir auch bei Niemdsch, und nicht blos in den Tagen seines werdenden Wahnsinns, häufig durchbrechen sehen. So verglich er einmal eine vornehme Ausländerin von ausgezeichnetster Körperform, aber frivoler Gemüthsart mit einem „im gothischen Stile erbauten Schweinestall". Auch in seinen Dichtungen, nicht blos in seinen Briefen und Gesprächen, finden wir hier und da Spuren davon.

Sein Heirathsproject stürzte ihn aber auch in eine fortdauernde Unruhe um seine künftige Existenz und in andere Bedenklichkeiten. Da seine Braut protestantischen Glaubens war, ging er ernstlich mit dem Gedanken um, zu ihrer Religion überzutreten. Dies war für ihn ohne Zweifel eine neue Quelle tiefster Unruhe. Denn bei allen Zweifeln zog ihn der mehr auf die Sinne wirkende Katholicismus in höherm Grade an als der nüchterne Protestantismus, und seine erklärte, lächerlich einseitige Abneigung gegen alles Norddeutsche und besonders gegen die

„Preußenjünglinge" und „berliner Jungens" stammte vielleicht zumeist aus dieser Antipathie gegen das protestantische Wesen. Als Verstandesmensch Zweifler, war er als Phantasiemensch Mystiker und religiöser Schwärmer, und diese Doppelstellung, in der er sich unruhig hin- und herwarf, trug wol auch nicht wenig bei, seinen Geist aufzureiben. Nun noch die Sorgen um seine Existenz, die ihn, trotz eines unter allen andern Umständen höchst günstigen Contracts mit Cotta, zuletzt beständig verfolgt zu haben scheinen! Anastasius Grün erzählt:

Es fanden sich später unter seinen Papieren ganze Bogen mit Ziffern besäet, auf denen er seine möglichen Jahreseinkünfte berechnet hatte. Dem Aufgeben der Verbindung (also scheint doch Niembsch hieran gedacht zu haben!) standen Ehre und Neigung im Wege. Als er am 29. September 1844 Morgens mit seinen gastlichen (stuttgarter) Wirthen beim Kaffeetische saß und die Schwierigkeiten seiner Lage besprach, ergriff ihn die Vorstellung davon so heftig, daß er plötzlich mit einem Aufschrei, die Tasse von sich stoßend, in der leidenschaftlichsten Gemüthsaufregung emporsprang; in demselben Augenblick fühlte er einen Riß durch sein Gesicht; er stürzte zum Spiegel: eine Gesichtslähmung hatte ihn betroffen.

Der Verfall ist übrigens bekannt und bezeichnet den Wendepunkt, von dem es mit seinem Geiste unaufhaltsam abwärts ging. Zwei Wochen etwa vor dem Ausbruche seines Irrsinns beschäftigte er sich noch, und zwar anscheinend ganz vernünftig, mit pecuniären Berechnungen. Er schreibt am 4. October:

Nach einer Einsicht in die Reinbeck'schen Wirthschaftsbücher hab' ich mich überzeugt, daß ich selbst in Stuttgart mit weniger als 2500 Fl. Rheinisch nicht bestehen könnte. Wie wenig ich auf meine poetischen Erzeugnisse sicher zählen kann, ersehe ich aus dem bodenlosen Mismuthe, in welchen mich schon jetzt eine blos theoretische Berechnung meines wahrscheinlichen künftigen Elends gestürzt hat.

Und ein andermal an Sophie:

Sie haben vollkommen Recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Sorgen und Umtriebe hat mich so innerlich verletzt, daß mir vor meiner ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert.

Das klingt in der That noch ziemlich vernünftig; zu gleicher Zeit aber sind seine Briefe aus diesen Tagen so voll von halbtollen Gedanken, barocken Sprüngen und halb cynischen Ausdrücken, daß wirklich eine merkwürdige Verblendung, ein auffallender Mangel an psychologischem Blick dazu gehörte, wenn man auch jetzt noch immer nicht recht einsehen wollte, wie es mit dem Dichter eigentlich stand. Am 16. October endlich wurde es völlig Nacht in Nikolaus Lenau. An diesem Tage schrieb er seiner oftgenannten wiener Freundin:

Es ist ein Wunder geschehen heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schelling's (seines Arztes) halfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wüthend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das Alles in den Zeitungen lesen. Ich wurde heiß und beweglich und, o Wunder, ich war gesund. Als Schelling kam, tanzt' ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal schwach war ich geblieben. Adieu, Herzerl!

Eine Nachschrift zu diesem Briefe schloß mit den Worten:

Diese Geigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerst verblüfft und er wird diese Thatsache in Journalen zur Sprache bringen. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der „Allgemeinen Zeitung" sehen werden. Auf Wiedersehen!

In der That gab er auch an diesem Tage ein Schreiben an den Redacteur en chef der „Allgemeinen Zeitung" auf die Post, welches den Bericht enthielt, der in der Zeitung abgedruckt werden sollte. Wiener Zeitungen haben auch diesen tollen Brief zur Kenntniß des Publicums gebracht.

Mit der in pathologischer Hinsicht höchst interessanten und ergreifenden Krankheitsgeschichte des Dichters wollen wir das Gemüth unserer Leser nicht peinigen; es kam uns nur darauf an, über die Grund- wie Nebenursachen seines Leidens traurige Musterung zu halten. Doch ein Punkt, der sein poetisches Schaffen und überhaupt sein Verhältniß zur Poesie betrifft, kann hier nicht unerwähnt bleiben. Niembsch mochte schon seit langer Zeit fühlen, daß er das Höchste und Größte, was er geben konnte, bereits gegeben habe. Er hatte sich an die erhabensten wie tiefsten metaphysischen Stoffe gewagt und seine Kräfte daran erschöpft; etwas Größeres zu geben, das fühlte er, war ihm unmöglich, und kleinere Stoffe zu behandeln, das verbot ihm sein Stolz. Man hatte ihm eingeredet, daß er der Mann dazu sei, das Alleräußerste zu erreichen und noch über Goethe hinauszugehen, und er wollte hinter diesen Erwartungen nicht zurückbleiben. Und doch mußte er sich sagen, daß ihm nach seinem „Faust", „Savonarola" und den „Albigensern" nichts zu thun übrigbleibe; er mußte fühlen, daß er schon mit den beiden letzten Dichtungen, die ihn bald nach der einen, bald nach der andern Seite mit der Zeit in Conflict brachten, selbst den Hoffnungen seiner Freunde nicht ganz entsprochen habe; er mußte noch mehr fühlen, daß sein Versuch zu einem neuen „Don Juan" alle Symptome der Abspannung an sich trüge, wie sie nach übermäßigen Anstrengungen naturgemäß einzutreten pflegt. Der Production zu entsagen, wenn auch nur für eine Zeit, um neue Kräfte zu sammeln, das gestattete ihm sein Ehrgeiz nicht; auch mußte er ja wol seine Productionskraft jetzt erst recht anstrengen, wo er im Begriffe war, auf möglichst comfortabelm Fuße — denn an Entbehrungen war er nicht gewöhnt — einen eigenen Hausstand zu gründen. Es haben sich an diesen großen faustischen Problemen, an diesem poetischen Titanismus und hoffärtigen Byronianismus auch andere talentvolle Dichter seiner Zeit, z. B. Grabbe und der pseudonyme F. Marlow, aufgerieben, wiewol wir diese Beiden, was wenigstens den Adel des Gemüths betrifft, mit Niembsch nicht entfernt vergleichen möchten. Wie viel klüger verfuhr Berthold Auerbach, als er von seinem stolzen spinozistischen Throne herabstieg, um der Welt kleine vortreffliche Genrebilder aus dem dörflichen Leben zu schenken, die sehr bald das Eigenthum aller gebildeten Völker geworden sind, was mit seinem Roman „Spinoza" nicht der Fall gewesen. Auf solche Bilder aus dem gewöhnlichen Leben sah Niko-

laus Lenau freilich mit Verachtung herab. Er schrieb über Auerbach's „Dorfgeschichten" an Sophie:

Was die „Dorfgeschichten" betrifft, so hab' ich mit deren Lesung begonnen, doch immer noch nicht fertig werden können. Die Gegenstände dieser Idyllen sind mir zu unerheblich und zu wenig anziehend, sodaß es dem Verfasser nur selten gelingt, mit allem Aufwande mannichfachen und liebenswürdigen Geschicks einen Theil meiner Sympathie dafür zu erobern.

Auch an Nikolaus Lenau bewährte sich Görres' Wort: „Wer sich nicht beschränken mag, der fällt der Nemesis anheim." Bei all seinem erhabenen Schaffen und Ringen fühlte sich der Dichter schon lange nicht recht glücklich. Bereits 1839 schrieb er an Sophie, daß er keiner von den glücklichen Dichtern sei, die ihrer selbst und ihrer Werke froh werden könnten, und am 16. December 1840 aus Wien nach Stuttgart: „Mit meinen Productionen geht es spärlich. Man fühlt sich oft matt und niedergeschlagen, wenn das elektrische Fluidum in der Luft verstimmt ist; und so fühlen gewiß alle Dichter, daß das poetische Fluidum in unserer Zeit verdorben ist. Ich fühle die schlechte Geisteswitterung durch, und oft will mich's gemahnen, als hätt' ich auf Erden nichts mehr zu thun"; ferner am 24. September 1841 aus Ischl: „Mit mir und meiner Stimmung geht es um nichts besser. Ich finde in meinem Leben zu viel Verlorenes, Versäumtes und Verfehltes, als daß ich bei meinem angeborenen Hange zum Mismuth nicht immer tiefer hineingerathen sollte." Am 18. November 1843 klagt er aus Wien, daß ein Dichter heutzutage nicht glücklich sein könne, denn die Welt wolle nichts von ihm, und bald darauf schreibt er von seinem „alternden" Körper und daß es ihm scheine, als ob das Organ der Freude ihm vor allen übrigen absterbe. Eine wahre Menschenscheu befiel ihn, zuerst in Stuttgart 1840, als er einmal von Cotta zu Mittag eingeladen war und an den zahlreichen Gedecken erkannte, daß hier eine große Gesellschaft bevorstände. Bei diesem Gedanken erfaßte den Dichter eine wahre Angst, und mit einer plötzlichen Indisposition sich entschuldigend, lief er eilends davon in das Haus Reinbeck's, der ihn (schreibt Nikolaus Lenau selbst) mit überraschten und bedenklichen Blicken empfing, „wie man etwa einen Närrischgewordenen ansehen mag". Später nahm er gar keine Einladung mehr an, zog sich von seinen schwäbischen Freunden zu deren Verdruß immer mehr zurück und hatte Ekel „vor Allem um und um". Zum Theil entsprang diese Menschenscheu wol aus einer körperlichen Verstimmung, zum Theil aber aus der Vorstellung, daß er weder der große noch der in sich befriedigte Dichter sei, für den seine Freunde ihn hielten. Sollte er sich diesen in seiner wahren Gestalt zeigen? Oder sollte er eine Maske vornehmen und sie hintergehen? Und hatte nicht sein später so hervortretendes Gefühl, daß die Gesellschaft an einem Dichter oft etwas ganz Anderes feiere als seinen wirklichen Gehalt (z. B. nur den Erfolg, den Namen), daß ihre Huldigungen nur mit großen Opfern erkauft würden, und daß der Dichter trotz alles ihm gespendeten Weihrauchs in unserer Zeit doch im Grunde ein Einsiedler sei, seine volle Berechtigung? Was hatte ihn nicht die zu große Rücksichtnahme auf die Foderungen der höchstgebildeten Gesellschaft gekostet! Er selbst drückte sich über die Größe dieses Opfers noch in dem Paroxysmen seines Wahnsinns aus: „Ich habe das Talent noch über das Sittengesetz gestellt, und das ist doch das Höchste!" Oder: „Ich werde dahin sein, vergessen. Kaum ein paar lyrische Sachen von mir sind gut. Ich sehe jetzt in Alles und weiß, was ich gefehlt habe. Ich war unglücklich in der Wahl meiner Stoffe. Ich werde nicht bleiben!" Und ein andermal: „Mein Leben ist Unsinn. Was hab' ich gethan? Nur ein paar schöne Gedichte gemacht." Oder: „Ein guter Gedanke zum Wohle der Menschheit ist mehr als alle meine Werke." In dieser Vorstellung, die vielleicht schon lange Jahre in ihm wurzelte und die er nur durch seine krampfhaften poetischen Anstrengungen übertäubt hatte, liegt vielleicht die Hauptursache seines Zerfalls mit sich selbst. Wenn er sich endlich fragte, ob er denn wirklich populär sei, ob Diejenigen, die für ihn schwärmten oder zu schwärmen sich anstellten, denn wirklich das deutsche Volk ausmachten, wie niederschlagend mußte für ihn, wie für so manchen gefeierten neuern Dichter, die Antwort lauten! Dann aber zeigte sich auch wieder mitten im Wahnsinn sein alter Poetenstolz. Als man ihn einmal auf eine Büste Homer's aufmerksam machte, rief er: „Ach Homer! Niembsch ist auch ein großer Dichter!" Und ein andermal fand er sich in eine himmlische Walhalla entrückt, wo er unter andern großen Männern auch Goethe antraf, mit welchem er gut Oestreichisch sprach und der sich halbtodt lachen konnte, wenn Niembsch einen recht derben östreichischen „Kraft- und Saftausdruck" zum besten gab. Dann erblickte sich Niembsch gar in einer wirklichen Götterversammlung reinsten Bluts, deren Herrlichkeit und Glanz man sich gar nicht vorzustellen vermöge. Ein Gott war immer schöner als der andere, und so stets höher und höher hinauf bis zu dem allerhöchsten Gott. „Und der Hochmuth (heißt es bei Schurz) bildete unserm Dichter ein, er selbst wäre einer und zwar nicht der allerniedrigste der hohen Sippschaft!"

Ein kläglicheres und traurigeres Schauspiel läßt sich gar nicht denken als der wahnsinnige Niembsch, bald in tiefster Zerknirschung zu Gott betend, bald fürchterliche Gotteslästerungen, Lascivitäten und Derbheiten im gemeinsten Dialekt ausstoßend, bald weinend, tobend und heulend, endlich in vollkommene Stumpfheit versinkend. Anastasius Grün berichtet:

Mit dem Bewußtsein hatte sich auch die articulirte Sprache verloren, kein Wort mehr, nur undeutliches Murmeln, schmerzhaftes Stöhnen oder stundenlang monotones Röcheln war vernehmbar. Das thierische Element in seiner Unsauberkeit trat in den Vordergrund. Auch auf die äußern Sinne machte ein Besuch der Zelle den Eindruck, als sei man in einen Thierzwinger getreten.... Es war in Wahrheit ein Anblick, um jeden Stolz der Erde zu demüthigen und niederzuschmettern, besonders aber dem geistigen Hochmuth, wenn er sich in irgendeiner Brust noch regen mochte, ein Bild grausamster Wahrheit entgegenzuhalten, auf daß er sich an solchem Ausgange eines einst so hochragenden Geistes spiegele und selbst ermesse. Den

heuchlerischen Eiferern aber, die auf ein solches Geschick als eine strafende Vergeltung lieblos hinsehen, rufen des Dichters eigene Worte warnend zu:

Hütet euch, ihr Andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Rest,
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Nest.

Wir können uns von dem Gedanken nicht losreißen, daß auch Nikolaus Lenau's Geschick, abgesehen von mitwirkenden körperlichen Ursachen, hauptsächlich ein Resultat der deutschen Bildung war, die, durch Unterrichts- und Erziehungsmethode wie durch gesellschaftliche Anfoderungen und politische Zustände in diese Bahn gedrängt, den Menschen zu sehr außer Zusammenhang mit dem eigentlichen Volksinteresse und den praktischen Aufgaben und Zwecken der Menschheit hält. Der Engländer hat einen ganz entschiedenen Trieb, sich in irgendeiner Weise an der Förderung eines praktischen Zwecks zu betheiligen, und er wie der Franzose und selbst der Russe besitzen auch als Individuum außer den Resultaten künstlich von außen zugeführter Bildung einen ganz bestimmten nationalen Inhalt. Man suche einen solchen bei dem Allerweltsmenschen, dem Deutschen, der, nach dieser Seite eines rechten Haltes und Stützpunkts beraubt, sich leicht entweder auf die engsten Interessen zurückzieht oder ins Maßlose hinausschweift, bei Manchen nicht ohne die nachwirkenden Spuren studentischer Burschikosität und Infallibilität; die Beispiele davon sowol nach dieser als nach jener Seite sind zu häufig in Deutschland, um in Abrede gestellt zu werden. Was man, eine Ausflucht suchend, bei uns das Allgemeinmenschliche nennt, ist zwar allerdings allgemein genug, aber doch wol nicht echt menschlich, weil nicht genügend zu menschlichen Zwecken praktisch wirkend. Die vergleichsweise inhaltslose, d. h. zu eigensinnig und einseitig subjective Haltung seiner poetischen Hervorbringungen empfand Nikolaus Lenau selbst am tiefsten und schmerzlichsten. Welch ein Bekenntniß liegt in seinen bereits angeführten Worten, daß ein einziger guter Gedanke zum Wohle der Menschheit mehr werth sei als alle seine Werke! Zugleich ist dies aber ein Bekenntniß, das, obschon in der Umschattung des Wahnsinns abgelegt, unsere Achtung vor dem ursprünglichen Adel seines Geistes nur erhöhen und unsern Schmerz über seinen traurigen Ausgang nur verdoppeln kann. Wie inhaltslos sein Liberalismus — freilich auch der sehr vieler andern Deutschen vormärzlichen Datums — war, erkennt man allein schon aus seiner wahrhaft kindischen Auffassung der nordamerikanischen Verhältnisse, für die er keinen andern Maßstab hatte als den seines subjectiven Beliebens. Wir erlauben uns, unsere Betrachtung mit einigen Worten zu schließen, die eine englische literarische Notabilität einem an uns gerichteten Schreiben einfügte. Sie lauten:

I cannot place the productions of Lenau in so high a grade as the German critic has placed them. In my idea, Lenau has, in no way, served the cause of liberty, because, he has neither given his nation regenerative notions, nor encouragement for the future, but only confused and nebulous sentiments of a soul, weakened, and desolate.

Hermann Marggraff.

Novellenliteratur.

1. Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von Theodor Storm. Berlin, A. Duncker. 1854. 8. 15 Ngr.

Es sind nur wenige Blätter, und die drei Sommergeschichten, die der Verfasser seiner Mutter zum Weihnachtsabend 1854 gewidmet, scheinen nur leicht hingeworfen; wem aber von seiner Kinderzeit her noch Erinnerungen nachblühen von dem so streng abgemessenen und dabei doch so herzigen Leben jener alten Menschen, dem ist das bunte Bild der Gegenwart, obgleich sie sich in modischen Nachäffereien gefällt, rein ausgestrichen. Man wird wieder zum Kinde; da ist denn auch eine Tante, von welcher die Leute gar verwunderliche Dinge erzählen, und sie selbst erzählt den Kindern seltsame Geschichten mit großer Ernsthaftigkeit und ziert sie mit schönen Sprüchen, Reimen und Ermahnungen aus, die dann so fest haften, daß sie noch im spätem Alter frisch zur Hand sind. Und kommt dann die Weihnachtszeit, ja da ist so eine Tante ein leibhaftiger Engel. Dann ist auch einmal Kindtaufe oder gar eine Hochzeit, die man nun eigentlich durchaus nicht begreift; aber die Braut ist doch so schön in ihrem Kranze, und wenn nur erst die Feierlichkeiten alle zu Ende sind, da werden die geputzten Leute, selbst die alten, ausnehmend lustig; die Kinder essen Kuchen und dürfen ein halbes Spitzgläschen süßen Weins nippen. O, es ist Alles ganz herrlich und der Sommer ist so lang, wie uns ältern Menschen der Winter. Aber ist das eine Sprache für einen Recensenten? Leider nein! Er könnt' es sogar als ernste Pflicht betrachten, gründlich auseinanderzusetzen, daß so ein Ding, welches man die gute alte Zeit zu nennen beliebe, nichts als pure Einbildung sei. Nun freilich! Wer aber jemals vergessen kann, daß er auch einmal Kind war, der mag übrigens ein recht gebildeter Mann sein, nur ein echter, ganzer Mensch ist er sicher nicht. Damit gut! Ob der Verfasser uns dankt, wissen wir nicht; wir aber danken ihm für die drei saubern Bildchen, von denen vorzugsweise das zweite anspricht, da es in seiner großen Einfachheit und Einfalt so sorgsam ausgerundet ist.

2. Novellen von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1855. 8. 1 Thlr.

Von den vier Novellen, welche das Büchlein gibt, ist die letzte: „Am Tiberufer", die umfangreichste und eigenthümlichste in künstlerischer Anlage der widerstrebendsten Verhältnisse, und ihre Durchführung und Lösung sichert dem Verfasser seine Stelle unter den bedeutendsten Novellisten der Gegenwart, deren Zahl bekanntlich sehr beschränkt ist. Die erste Novelle: „Die Blinden", ist eine deutsche. Sie stellt das Leben und Lieben zweier Blinden von der Zeit ihrer geschlechtlichen Entwickelung an in so durchaus befriedigender Weise dar, daß die vollste Anerkennung dem scharfsinnigen Studium der dem Sehenden so fremden innern Zustände ausgesprochen werden muß. Vorzugsweise schön und psychologisch bedeutsam steht die Nachtscene nach der glücklichen Staaroperation da. Es ist eine Wiedergeburt des Märchens „Amor und Psyche" von Appulejus. Das arme Mädchen muß schwer dafür büßen, daß sie die Binde löst, um zu begreifen, was denn eigentlich „sehen" ist, um aber auch endlich Den zu sehen, mit dem sie bisher so freundlich lebte. Sie sieht ihn, den Schlummernden, und — der erste Blick ist ihr letzter: das Licht der Augen kehrt nur dem Knaben wieder. Wir wollen und können die Geschichte hier nicht weiter verfolgen, aus welcher nur Eins noch hervorzuheben bleibt. Der Vater des Knaben, ein Pfarrer, zeigt sich als ruhiger, verständiger, gottergebener Mann und verfällt dennoch, als die Verhältnisse schroff drohend gegeneinander stehen, einem an Zelotismus streifenden Eifer. Eben hier hatte er sich zu bewähren in der Würde seines Berufs: wir erfahren hier jedoch aufs neue, daß wir Menschenkinder allzumal Sünder sind. Der Pfarrer hat nichts als den todten Buchstaben einzusetzen, und wenn sein Sohn Clemens und die blinde Marlene nicht mit Herz und Seele des lebendigen Worts die Knoten gelöst,

ihr Zerhauen würde trefflichen Menschen langes schweres Elend bereitet haben. Die zweite Novelle „Marion" nehmen wir als ein höchst ergötzliches Capriccio dankbar an, um nur sogleich sagen zu können, daß die folgende Gabe „La Rabbiata" uns als die Perle des ganzen Büchleins erschienen ist. Es ist eine höchst einfache Begebenheit unter einfachen Menschen, und wie darin eben schon ein besonderer Reiz für den Betrachtenden liegt, so ist auch die Darstellung durchweg schlicht und recht und darum voll befriedigend. Es würde schwer sein, irgendein Wort zu viel oder zu wenig aufzufinden und ebenso irgendeinen Zug in der Charakterzeichnung.

3. Die Waise von Tamaris. Eine Tanznovelle vom Verfasser des „Schief-Levinche" und der „Luftschlösser". Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Tanznovelle — ein neues Genre! Warum nicht? Wir haben ja längst schon Kunstnovellen, die von Malern, Bildhauern, Schauspielern, Poeten und dergleichen Volk ein Stück Leben in Scene setzen, und Tanzen ist doch auch eine Kunst, vorzugsweise wenn pantomimisch eine Idee oder ein Ereigniß zur Anschauung gebracht wird. Darum hat auch Heinrich Heine sich es nicht entgehen lassen wollen, den Faust in einem Ballet dem schaulustigen Publicum vorzuführen, und das sollte er nicht umsonst gethan haben, denn dieses Ballet ist die Puppe, welcher obige Tanznovelle entstiegen ist. Die Geschichte der Waise von Tamaris ist übrigens sehr einfach. Die Waise ist das Kind eines vornehmen und reichen Engländers und einer französischen Tänzerin. Dergleichen Kinder pflegen gewöhnlich Landleuten anheimzufallen, so auch die Waise Sylvanie. Indessen geräth sie doch schon früh unter Kunstreiter und Seiltänzer, dann an den Balletmeister Spalazzani in Marseille, der sie zu einer bedeutenden Künstlerin ausbildet. Man kann sagen, ihr ganzer Körper ist Tanz. Sie wird dann für eine deutsche Oper gewonnen. Der Director, seinen Vortheil fest im Auge, führt sie dem Publicum als Nationaltänzerin vor, womit denn zugleich die erste Solotänzerin einigermaßen beruhigt wird. Allein der Nationaltanz, welcher nur „Straßentänzerinnen" wie die Pepita auf den Gipfel eines einseitigen Enthusiasmus bei jungen und ältlichen Herren emporschnellt, ist für Sylvanie höchstens nur Material für ihre Kunststudien. Sie lenkt die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung auf Heine's Tanzpoem. Die Vorbereitungen, dasselbe in Scene zu setzen, sind schon zu einer Generalprobe vorgerückt, als von oben herab die Darstellung untersagt wird, weil der Verfasser des Libretto — politisch anrüchig ist. Allein die Bacchantin im vierten Act desselben weiß Sylvanie doch zu retten, und das ist ihr Tod. Bisher war das Außerordentlichste keine Anstrengung für die Tänzerin: sie beherrschte ihren Athem wie eine vollendete Sängerin. Nun aber, wie schon andere Ereignisse in ihrem Künstlerleben und der Familie ihrer Heimat nicht spurlos an ihr vorübergingen, so treffen sie alle mit dem Auftreten der Bacchantin zusammen. Die Rivalin verleitet ihre Anhänger zu einem Eclat, dessen Gipfelpunkt darin besteht, daß der Bacchantin, deren Costüm kaum mehr als ein Pantherfell aufzuzeigen hat, Hemden zugeworfen werden sollen. Nun freilich, die classische Zeit liegt weit hinter uns! Wir haben nur noch Sinn für Lüsternheit, und diese fodert wenigstens ein Hemd. Daran dachte Sylvanie nicht; sie lebte nur ihrer Kunst. Sie tanzt die Bacchantin. Der Eclat gelingt nicht; vielmehr läßt der rücksichtslose Enthusiasmus des Publicums da capo erschallen, und Sylvanie tanzt da capo. Ein Blutsturz während des Tanzes endet ihr Leben. Das Buch ist gut geschrieben und bezeugt überall wohlangeeignete Kenntniß des Lebens vor und hinter den Coulissen. Im Uebrigen hat der Verfasser es sich möglichst bequem gemacht. Was wir unmittelbar sehen wollen, läßt er oft von einer Person des Buchs erzählen, oder in langen Briefen an den väterlichen Lord berichten. Wir haben daher ein zwischen epischer und dramatischer Poesie schwankendes Mittelding vor uns und müssen uns damit zufriedengeben, daß die Gegenwart überall nach neuen Formen ringt, und daß, wie schon gesagt, das Buch gut geschrieben ist. 50.

Ein englisches Urtheil über die Revolutionen von 1848.*)

Ein, wie es scheint, der Torypartei oder jener Peelitischen Richtung, welche sich hart mit dem Torysmus, von dem sie ausgegangen ist, berührt, angehörender politischer Heißsporn hat da ein so wunderbares Conglomerat von Kenntniß und Unkenntniß, von Sinn und Unsinn, von geradem und schiefem Urtheil in die Welt hinausgeschrieben, wie wir lange nichts Aehnliches gelesen haben. Daß die Misverständnisse deutscher Zustände, welche man in unsern Revolutionsjahren in der Tages- und periodischen Presse Englands zu beklagen hatte, hier und da noch immer in England existiren, davon legt das vorliegende auch bereits in Nr. 38 d. Bl. erwähnte Buch, eine räsonnirende Darstellung der Revolutionen von 1848 enthaltend, ein redendes Zeugniß ab. Der Verfasser, Stillingfleet Cayley, schreibt gerade so, als ob seit unsern unglücklichen Revolutionsjahren keine Selbstbesinnung in Deutschland und kein Umschwung des öffentlichen Geistes zu Gunsten der materiellen und industriellen Entwickelung stattgefunden, und als ob sein eigenes Vaterland gar keine Calamitäten in der Krim und seit dem Exhibitionsjahre 1851 gar keine die „praktische" Unfehlbarkeit der legislativen Mächte dementirenden Parlamentssessionen gehabt hätte.

Absichtliche Verkennung der Bedürfnisse und Strebungen einer ganzen großen Nation erscheint gewöhnlich verbunden mit Ignoranz in Absicht auf ihre politischen und socialen Verhältnisse. Daß diese negative Befähigung zum politischen Schriftsteller sich bei dem Verfasser in nicht geringem Grade findet, davon sollte, dächten wir, die folgende Stelle einen redenden Beweis liefern. Wir lesen (II, 5): „Bei der Vertreibung der Franzosen im Jahre 1815 wurde das alte Deutsche Reich, welches die Franzosen zerstört hatten, nicht wiederhergestellt. An seine Stelle trat der Rheinbund (sic!). Dieser bestand aus 36 voneinander unabhängigen Staaten." Unter diesen unabhängigen Staaten figurirt unter andern auch ein Hessen-Holstein.

Der Verfasser muß überhaupt ganz vortrefflich unterrichtet sein. Er hat tief in die Herzen der Völker und in die Geheimnisse der Cabinete hineingehorcht. So weiß er z. B. auch (II, 142), daß „das wiener Volk im März des Jahres 1848 nicht wirkliche Freiheit, sondern eine papierene Constitution begehrt habe". Gelegentlich einer furchtbar übertriebenen Schilderung der Ermordung eines gewissen „Lichowsky" (das Buch wimmelt von solchen im Munde eines eingefleischten Engländers immer beleidigenden Verdrehungen deutscher Namen) macht der Verfasser Miene, diesen Mord der gesammten „demokratischen Partei" (der er kaum das Privileg menschlicher Natur zugesteht) in die Schuhe zu schieben. Ueber die schleswig-holsteinische Bewegung ist er ganz und gar unlesbar. Die stellenlosen kieler Amtscandidaten und der Egoismus des Herzogs von Augustenburg, der es unbequem fand, zugleich Souverain und Unterthan des Königs von Dänemark (wegen seiner Güter in Schleswig) zu sein, haben, der Ansicht unserer großen Autorität zufolge, die ganze schleswig-holsteinische Bewegung entstehen machen. Als besonders großes Verbrechen rechnet der Verfasser dem Herzoge das Beginnen an, daß er die „Times" (die Unbestechliche!) habe bestechen wollen. Natürlich konnte die „Times", wegen bekannter guter Beziehungen zu Dänemark, keine Bestechungen von deutscher Seite annehmen. Preußen erfährt die besondere Ungunst des Verfassers, nicht wegen des wirklich Tadelnswerthen seines Verhaltens in der schleswig-

*) The European revolutions of 1848. By Edward Stillingfleet Cayley. London 1856.

holsteinischen Angelegenheit, sondern weil es das „Eigenthum seines Nachbars“ angegriffen und weil es nicht von Anfang an eine entschieden undeutsche Politik in jener Bewegung befolgt habe. Auch das preußische Wehrsystem hat die entschiedene Ungunst des Verfassers zu befahren. Er hat keinen Begriff davon, daß dieses Wehrsystem, obwol Preußen vielleicht zum Angriffskriege nicht besonders befähigend, doch die Defensivkraft, die nachhaltige Energie des preußischen Staats ausmacht. Er meint, die Dienstzeit des preußischen Bürgers sei lang genug, um den Mann seinem Geschäfte zu entfremden, und doch wieder nicht lang genug, um ihn zum guten Soldaten zu machen.

Noch erbaulicher spricht indessen der Verfasser über die socialen Zustände von Deutschland ab. Hier ist es namentlich, wo sich Verstand und Unverstand in seinem Kopfe so wunderlich kreuzen. Er hat etwas von unserer „überschüssigen und künstlichen Bildung“ daheim gehört; er weiß, daß wir in Deutschland viel Beamtenproletariat haben, und so macht er denn, mit einer Uebereilung, wie wir sie an dem praktisch besonnenen Engländer sonst nicht gewohnt waren, die übertriebensten Fehlschlüsse auf unsere ganze Universitäts- und Beamtenbildung. Auch in diesem Abschnitte begegnen wir den lächerlichsten Unrichtigkeiten. So meint der Verfasser z. B., daß jede Studentenverbindung einer deutschen Hochschule „Burschenschaft“ heiße. Im Verlaufe seiner Darstellung verwickelt er sich dann in die eigenthümlichsten Widersprüche. Nachdem er im Eingange des zweiten Bandes die Behauptung ausgesprochen hat, daß unsere höhere Gymnasial- und Universitätsbildung nur „unpraktische“ Politiker bilden könne, während das englische Geschäftsleben „praktische“ Leute in das Parlament und in die Regierungsbureaux liefere, sagt er bei Gelegenheit seiner Darstellung der englischen und irischen Unruhen des Jahres 1848: „Whatever is undone by our government, is done badly.“

Wir lieben weder den Tadel, den misgünstigen Tadel englischer Zustände, wie er von hier aus so oft aus deutschen Federn fließt, noch auch die Revanche, welche dann und wann eine englische Feder für solche Angriffe nimmt. Bei der gegenseitigen Freizügigkeit und dem Freihandel der Ideen werden sich beide Länder unstreitig am besten stehen.

Schließlich noch die Bemerkung, daß der Verfasser da, wo er finanzielle und nationalökonomische Verhältnisse bespricht, weit mehr Takt und richtiges Urtheil an den Tag legt, als da, wo politische und sociale den Gegenstand seiner Darstellung bilden. Seine Hauptautorität in Absicht auf die Beurtheilung der nationalökonomischen Ursachen, welche die Bewegungen von 1848 in England herbeiführten, ist Sir J. Graham (in seiner Schrift „Corn and currency“). 76.

Mittheilungen aus Griechenland.

Der Professor der Botanik an der Universität Athen, Theodor Orphanidis, welcher bereits bei dem von dem Griechen Ambrosios Rallis vor einigen Jahren eingeführten alljährlichen poetischen Wettkampfe in Ansehung seiner Dichtung „Ὁ ἄπατρις“ im Jahre 1854 den Preis davongetragen hatte, hat sich im Jahre 1855 für seine epische Dichtung „Ἄννα καὶ Φλῶρος“ einer gleichen Auszeichnung zu erfreuen gehabt. Dieselbe, in Athen 1855 gedruckt, liegt nun auch den Freunden der neugriechischen Muse zur Prüfung vor. Sie ist in Hexametern gedichtet, aber nicht nach den Gesetzen der altgriechischen Poesie und Metrik, unter Beobachtung der Quantität der Silben, sondern lediglich im Charakter der neugriechischen Sprache und Dichtkunst, welcher vorzugsweise ein accentuirender ist und Alles blos von dem Accente, auf Kosten der Quantität der Silben, abhängig macht, wie dies auch in andern modernen Sprachen, z. B. auch in der deutschen Poesie der Fall ist, wo der Hexameter gleichfalls meist ohne Rücksicht auf Länge und Kürze der Silben, nicht ohne Härten und ebenso wenig ohne Verletzung des Ohrs und feinern Gefühls, gehandhabt wird. Dies letztere ist nun auch in jenem Preisgedichte des Orphanidis in hohem Grade der Fall, welcher übrigens dabei das Beispiel des Alexander Rizos Rangawis befolgte, und es bleibt namentlich im Anfang für ein ungewohntes Ohr allerdings schwer, diese nur nach der accentuirenden Methode gedichteten Hexameter zu lesen, wobei man vor allen Dingen besonders wohlthut, von jeder Erinnerung an die Homerischen Hexameter sich möglichst frei zu halten. Im Uebrigen darf jedoch nicht geleugnet werden, daß jene Dichtung des Orphanidis, deren Sprache ein sehr reines, fast das Gepräge des Altgriechischen an sich tragendes Neugriechisch ist, an dichterischen Schönheiten, an Ideen und Bildern, wie an malerischen Schilderungen reich ist, und daß sie durch die Lebendigkeit des Ausdrucks und der Darstellung, sowie in den Charakterschilderungen und durch den ganzen Gang der Erzählung in hohem Grade spannt und fesselt, selbst wenn man zugeben müßte, daß das Interesse an derselben gegen das Ende abnimmt und dieses selbst an und für sich keineswegs befriedigt. Ein nicht geringes dichterisches Talent und eine seltene Beherrschung der Sprache muß dem Dichter jedenfalls zugesprochen und anerkannt werden.

Bei Gelegenheit einer Schulfeierlichkeit in dem seit mehren Jahren in Athen bestehenden Ἑλληνικὸν Ἐκπαιδευτήριον hielt der dort angestellte, auf einigen deutschen Universitäten gebildete Grieche Papasliotis eine Rede: „Περὶ τῶν παρὰ τοῖς ἀρχαίοις Ἕλλησι παιδικῶν παιγνίων“ (Athen 1854), in welcher er über einige Kinderspiele bei den alten Griechen sprach, dabei Manches in dieser Hinsicht, theils in Betreff der Sache selbst, theils in sprachlicher und exegetischer Beziehung und unter Verbesserung und Berichtigung mancher Stellen altgriechischer Autoren (namentlich des Pollux), bemerkte, Vergleichungen mit den Spielen der heutigen Griechen anstellte und im Allgemeinen darauf hinwies, welchen Werth die alten Philosophen und Dichter auf dergleichen Spiele in Ansehung der somatischen, ethischen und intellectuellen Erziehung der Jugend legten, während die neuere Pädagogik dies Alles nicht der geringsten Aufmerksamkeit würdige. Der Redner drang auch hierbei, wie dies schon von Andern in ähnlichen Beziehungen mehrfach geschehen ist, für die gegenwärtigen Griechen mit Ernst und Entschiedenheit darauf, das Beispiel und den Sinn der alten Griechen nachzuahmen und sich anzueignen, eben deshalb aber dabei auch das scheinbar Kleinste und Unbedeutendste nicht unbeachtet zu lassen, vielmehr in strenger Consequenz des Grundsatzes auch dies gebührend zu würdigen.

Von Athanasios Sakellarios erschien (Athen 1855) der erste Theil eines auf drei Theile berechneten Werkes: „Κυπριακά“, das sich mit einer ausführlichen topographischen Beschreibung der Insel Cypern, mit ihrer frühern Geschichte und mit den Sitten ihrer Bewohner beschäftigt, und wobei der Verfasser nicht blos die alten Quellen über jene besonders auch als Mittelglied zwischen Griechenland und Phönizien interessante und wichtige Insel benutzt, sondern auch alles Dasjenige zugrunde gelegt hat, was ihm zu seinen Zwecken ein längerer Aufenthalt auf Cypern und die Mittheilungen Kundiger daselbst in reichem Maße gewährt haben.

N. Dragumis, einer der verdienstvollen Herausgeber der ausgezeichneten, in Athen erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift „Ἡ νέα Πανδώρα“ hat aus dem Englischen das Leben Washington's übersetzt, wie dasselbe in den Schulen Nordamerikas gelesen wird und unzählige male gedruckt worden ist. Er hat dabei vornehmlich die Absicht gehabt, den Feldherrn Nordamerikas und den Begründer der politischen Freiheit desselben auch als Staatsmann und Regenten den Griechen darzustellen und sie dadurch zu veranlassen, daß sie überhaupt mit der Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten sich bekannt machen, welche den Griechen in materieller und in moralischer

Hinsicht so manche Wohlthaten erwiesen haben; zugleich aber hat der Uebersetzer, indem er Washington als ein Muster häuslicher und öffentlicher Tugenden den Griechen zur Nachahmung aufstellte, seinen Landsleuten dadurch auch in dieser Hinsicht nicht nur nützen, sondern auch eine angenehme Unterhaltung gewähren wollen.

Eine andere Biographie: „Ἀλέξανδρος ὁ Στούρτζας, βιογραφικὸν σχεδίασμα" (Athen 1855), von dem bekannten Rheter und Kirchenschriftsteller Konstantin Oikonomos, hat den im Jahre 1854 verstorbenen gelehrten, in Deutschland auch in politischer Beziehung, wenngleich weniger günstig bekannt gewordenen Griechen Alexander Stourdza zum Gegenstande. Allein wenn auch der Verfasser dieser Biographie als ein sehr gelehrter Mann gilt und besonders als geistlicher Redner seit länger als 30 Jahren bei den Griechen und außerhalb Griechenland in hohem Ansehen steht, so kann man ihm doch für die Biographie und für biographische Darstellungen ein vorzügliches Talent keineswegs zusprechen. Das Leben des Alexander Stourdza verlangte eine einfache, gefühlvolle Darstellung; aber der genannte Oikonomos hat diese Lebensbeschreibung in einem prächtigen, von Gelehrsamkeit strotzenden Stile geschrieben, und das rein Biographische der Schilderungen geht in einem Wuste biblischer Stellen, unpassender Geschichtsdaten und etymologischer Bemerkungen fast ganz verloren und geradezu unter.

Von dem Professor der Archäologie an der Universität Athen, Alexander Risos Rangawis, ist nun (Athen 1855) auch der zweite Theil der „Antiquités helléniques, ou repertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce", nachdem der erste Theil bereits 1842 in Athen erschienen war, veröffentlicht worden, und das Werk liegt nun als ein Ganzes für Diejenigen vor, die für diesen Theil der hellenischen Archäologie sich interessiren. Der nämliche Rangawis beabsichtigt übrigens, nach einer uns aus Athen zugekommenen öffentlichen Bekanntmachung, zugleich mit dem Professor der Zeichnenkunst an der Schule der schönen Künste in Athen, Margaritis, ein archäologisches Werk in einzelnen Lieferungen, welche außer photographischen Darstellungen auch den nöthigen Text enthalten sollen, unter dem Titel „La Grèce monumentale et pittoresque" herauszugeben. Die Photographien sollen die vorzüglichsten Denkmäler und die historisch wichtigen Orte und Gegenden Griechenlands darstellen, und in dem die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschungen enthaltenden Texte sollen nach den einzelnen Richtungen hin für den Historiker und Archäologen, wie für den Künstler, zugleich in Hinblick auf die altgriechischen Schriftsteller und auf die in ihnen enthaltenen Nachweise, zweckgemäße Erklärungen zum Verständnisse der Darstellungen gegeben werden. Von demselben Rangawis erschien ferner (Athen 1855) der erste Theil einer Sammlung verschiedener Erzählungen („Διάφορα διηγήματα"), welche auch, nicht durch Uebersetzungen, sondern durch Originalarbeiten, das Gebiet der Novellistik, jedoch hoffentlich in weniger frivoler Weise, als dies in andern europäischen Literaturen geschieht, für Griechenland anbauen helfen werden. Der vorliegende erste Band enthält zehn einzelne Erzählungen, die jedoch zum Theil Uebersetzungen oder Bearbeitungen nach dem Französischen und Englischen zu sein scheinen und unter denen nur eine einzige (Ὁ Συμβολαιογράφος, Der Notar) sich findet, die wenigstens nicht im Occident, sondern auf den Jonischen Inseln spielt und auf nationalem Boden mit localer Färbung sich bewegt, übrigens bei der Lebendigkeit der Darstellung und bei der Schärfe der Charakteristik etwas ungemein Spannendes und Fesselndes für das Interesse des Lesers an sich trägt, während die Scene der übrigen Erzählungen der Occident ist und diese fast durchgängig den reflectirenden Charakter des Occidents an sich tragen. Die Sprache, in welcher diese Erzählungen geschrieben sind, ist der hohen Bildung und der wissenschaftlichen Kenntnisse ihres Verfassers, Alexander Risos Rangawis, würdig und zeugt aufs neue von der außerordentlichen Bildsamkeit und Geschmeidigkeit des neugriechischen Idioms. Der Herausgeber, Konstantinos Barbatis in Athen, bemerkt in einem Nachworte, daß diesem ersten Bande noch zwei andere folgen und von den zu verschiedenen Zeiten in öffentlichen Zeitschriften gedruckten Erzählungen des A. Rangawis eine von Letzterm selbst durchgesehene und verbesserte Auswahl zur Unterhaltung und Belehrung Anderer enthalten sollen.

Eine kleine Schrift: „Σχελλίγγιος ἤτοι ὀλίγα τινὰ περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς φιλοσοφίας αὐτοῦ" (Athen 1855), von K. Kotzias, Professor der Philosophie an der Universität Athen, der früher ein Schüler Schelling's gewesen und hier über das Leben und über die philosophische Entwickelung desselben in kurzen Zügen, aber nach einer eindringenden Forschung seiner Philosophie mit hoher Anerkennung sich ausspricht, ist ein lautredendes rührendes Zeugniß der tiefen Verehrung und persönlichen Hochachtung des Schülers gegen den Meister, das seinerseits ebenfalls Anerkennung verdient, auch dieselbe bereits, soviel wir wissen, in Bunsen's „Zeichen der Zeit" gefunden hat.

Seit October 1855 erscheint in Athen eine Zeitschrift für den griechischen Landbau unter dem Titel: „Ἐφημερὶς τῆς ἑλληνικῆς γεωργίας", in monatlichen Heften und unter der Redaction des Griechen Nikolaos Emmanuel, an welcher unter Andern der obgenannte Professor der Botanik an der Universität Athen, Orphanidis, der Director der öffentlichen Baumschule daselbst, A. Chairetis, der Vorsteher des dortigen botanischen Gartens, F. von Heldreich, sowie der Advocat Renieris (einer der Herausgeber des höchst verdienstvollen „Spectateur de l'Orient") für das Ackerbaurecht sich betheiligen. Ebenso mag hier der medicinischen Zeitschrift „Ἀσκληπιός" gedacht werden, welche in Athen schon früher erschien und deren fernere Herausgabe die dortige medicinische Gesellschaft im Interesse der theoretischen und praktischen Zwecke der griechischen Heilkunst übernommen hat.

Wie aus der im Jahr 1855 von Panagiotis Sutsos in Athen begründeten politischen und wissenschaftlichen Zeitschrift „Ἥλιος" zu ersehen, ist dort im vorigen Jahre ein wenigstens für Griechenland und für die griechische Kirche besonders interessantes Buch über die Theorie der Kirchenmusik („Θεωρητικὸν τῆς ἐκκλησιαστικῆς μουσικῆς") von Panagiotis Agathokles erschienen, das als die Frucht langjähriger Studien und Erfahrungen und als das erste Werk dieser Art besonders der Aufmerksamkeit der griechischen Regierung empfohlen wird; vielleicht daß dasselbe zu einer durchgreifenden Reform der Kirchenmusik in der griechischen Kirche geeignete Veranlassung geben könnte, welche, wie schon häufig und vielseitig bemerkt worden ist, als eine wahre Nothwendigkeit angesehen werden muß.

Mit der griechischen Sprache und dem Unterrichte in derselben, sowie überhaupt mit der Volkserziehung in Griechenland, auch mit der Verbesserung der neugriechischen Sprache selbst, namentlich was in dieser letztern Beziehung die eigenthümlichen Bestrebungen und Vorschläge des vorstehend genannten Dichters, Literaten und Journalisten Panagiotis Sutsos betrifft, der jedoch mit diesen Bestrebungen und Vorschlägen eine Flut von Spott- und Streitschriften gegen sich selbst heraufbeschworen hat, beschäftigen sich mehre Schriften, die im vorigen Jahre, meistens in Athen selbst, erschienen sind und von denen wir Kenntniß erlangt haben. Von diesen letztern Spott- und Streitschriften erwähnen wir hier nur die gediegene Widerlegungsschrift „Τὰ Σούτσεια", welche dem gelehrten Professor der griechischen Sprache an der Universität Athen, Konstantin Asopios, zugeschrieben wird, und die Spottschrift: „Τὸ ἐπιδόρπιον τοῦ γραμματοφάγου, ἢ ὁ αὐτόβλαπτος

Συντοχρονότης." Wenn auch durch diese Schriften selbst ein unmittelbarer Nutzen für die Sache, um welche es dabei sich handelt, nicht gewonnen wird, so führen sie doch für die gebildeten Griechen fort und fort die Nothwendigkeit vor Augen, die Veredlung der neugriechischen Sprache sich angelegen sein zu lassen; und während dies von den Einzelnen, die in irgendeiner Beziehung und namentlich in Druckschriften vor die Oeffentlichkeit treten, auch ohne daß bestimmte Regeln und Gesetze für die Handhabung der Sprache bestehen, geschieht, veredelt und verbessert sich die Sprache von selbst, und es bildet sich auf diese Weise nach und nach ein klassischer Stil, der seiner Zeit die bestimmten Regeln und Gesetze für Andere an die Hand gibt, welche das System der Sprache bedingen und begründen. Ueber den Unterricht in der griechischen Sprache erschienen von Konstantin Xanthopulos, der bereits im Jahre 1854 in Konstantinopel eine kleine interessante Schrift „Περὶ παιδαγωγικῆς διδασκαλίας" hatte drucken lassen, „Ἐπιστολαὶ περὶ διδασκαλίας τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης" (Konstantinopel 1855), und über den Volksunterricht erschien ein „Ὑπόμνημα περὶ δημοσίας διδασκαλίας ἤτοι τῆς τοῦ λαοῦ παιδείας" (Athen 1855), von dem Volksschullehrer Adamantios Joannidis.

Unter den Lehrern an der Universität Athen verdient der Professor des Rechts an derselben, G. A. Maurokordatos, wegen seiner schriftstellerischen Thätigkeit, auch außerhalb der Grenzen seines unmittelbaren Berufs, eine besondere Erwähnung, und namentlich führt derselbe in Ansehung der Tagesfragen, über welche er mit Leichtigkeit und Klarheit in ausgezeichnetem Neugriechisch sich auszusprechen liebt, eine fertige und gewandte Feder. War es früher vorzugsweise die kirchliche Frage, über welche er, allerdings nicht ganz frei von gewissen Vorurtheilen und darum den freiern Ansichten eines vernünftigen Kirchenstaatsrechts in Betreff der Landeskirche des Königreichs Griechenland einseitig widerstrebend, in einzelnen Schriften, z. B. „Περὶ τῆς Ἐκκλησίας τῆς Ἑλλάδος (Athen 1852), „Περὶ τῆς Ὀρθοδόξου Ἀνατολικῆς Ἐκκλησίας" (1853), „Ἐπιστολιμαία διατριβὴ πρὸς Φαρμακίδην" (1853), „Διαφώτισις τῶν ἐκκλησιαστικῶν νόμων" (1854), „Φαρμακίδου τὰ διπλᾶ" (1855), welche zum Theil gegen den vorstehend genannten Griechen Theoklitos Pharmakidis und gegen dessen Schrift „Ὁ συνοδικὸς τόμος ἢ περὶ ἀληθείας" (1852), eine der bedeutendsten der neugriechischen Literatur, gerichtet waren, mit welcher der Letztere für die Selbständigkeit der griechischen Landeskirche des Königreichs Griechenland mit Erfolg in die Schranken trat, so hat er sich neuerdings auf Anlaß der orientalischen Frage und der Wendung, welche dieselbe für Griechenland und für die Griechen genommen, mehr der Politik zugewendet, indem er unter dem Titel „Ἡ φωνὴ ἑνὸς μόνου Ἕλληνος ὑποστηριχθεῖσα ἀπὸ τὰς φωνὰς δύο ἄλλων" (Athen 1854) und „L'ultramontanisme démasqué par lui-même" (1854) zwei Schriftchen veröffentlichte, in denen er die politischen Ansichten des Verfassers der Schrift „Ἑλληνισμὸς ἢ Ῥωσσισμός" (1854) bekämpfte, welcher die Rechte und die Selbständigkeit der griechischen Nation gegenüber den Einflüssen Rußlands mit Entschiedenheit geltend machte, und welcher hierbei, zugleich mit andern Griechen, die in gleicher Weise über diesen Gegenstand und über die Interessen des Panhellenion in Schriften mehrfach sich geäußert hatten, aus dem nationalen Standpunkte und nach den Pflichten der Selbstvertheidigung selbst dann in seinem Rechte sich befand, wenn er vielleicht, gegenüber gewissen Tendenzen der russischen Regierung in Bezug auf Griechenland und auf die Griechen, in seinen diesfallsigen Anklagen und Angriffen ebenso im Unrecht sich befunden haben sollte, wie dies von Andern gilt, die im Jahre 1853 von ihren Stand- und Gesichtspunkten der orientalischen Frage die Wendung gegeben haben, welche sie damals nahm. An jene politischen Schriften des genannten Maurokordatos schließt sich zuletzt noch „Ἡ ἀδελφικὴ ἀγάπη" (Athen 1855) an, worin derselbe nicht ohne warmes Nationalgefühl und mit patriotischem Blick in die Zustände und wahren Interessen seiner Nation über gewisse Verhältnisse der letztern in der Vergangenheit und Gegenwart in ungemein anziehender Weise sich ausspricht.

Von andern neuern Schriften kirchlichen Inhalts, welche darthun, daß unter den Griechen auch auf dem Gebiete der Kirche eine geschäftige Bewegung sich kundgibt und daß sie dabei auch die Verhältnisse der andern christlichen Kirchen, ihre Zustände und ihre Lehren ins Auge fassen, erwähnen wir hier nur noch die folgenden von Theodor Ballianos: „Διάλογοι περὶ ὀρθοδοξίας τῆς ἀνατολικῆς καθολικῆς Ἐκκλησίας" (nach der vierten russischen Ausgabe, Moskau 1843; Athen 1855), ferner: „Λόγος πρὸς τὸν Ῥωμαϊκὸν καθολικισμὸν καὶ πραγματεία περὶ τῆς προτεσταντικῆς διδασκαλίας" (nach der russischen Ausgabe, Moskau 1852; Athen 1855), und „Ἀλήθεια περὶ τῆς οἰκουμενικῆς Ἐκκλησίας" (nach dem Russischen, 1854).

Gelegentlich gedenken wir hier auch, daß ein Grieche, J. Polilas, es unternommen hat, das Shakspeare'sche Drama „Der Sturm" ins Neugriechische zu übersetzen, und daß diese Uebersetzung unter der Aufschrift „Ἡ Τρικυμία" (Korfu 1855) erschienen ist, sowie wir der eigenthümlichen Erscheinung erwähnen, daß von einem königlichen Marinearzte in Athen, Karl Heinrich Theodor Reinhold, eine Schrift linguistischen Inhalts in lateinischer Sprache: „Noctes Pelasgicae, vel symbolae ad cognoscendas dialectos Graeciae Pelasgicas" (Athen 1855), herausgegeben worden ist.

Unter den gelehrten Griechen der Gegenwart gilt der in Athen lebende Skarlatos Byzantios als der „ἐν Ἑλλάδι κατ' ἐξοχὴν λεξικογράφος". Bereits im Jahre 1835 erschien von ihm in Athen ein „Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου, μεθηρμηνευμένης εἰς τὸ ἀρχαῖον ἑλληνικὸν καὶ τὸ γαλλικόν", welchem daselbst im Jahre 1839 ein „Λεξικὸν ἐπίτομον τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης" folgte und wovon auf Grund der bisherigen griechischen Wörterbücher, besonders nach Henr. Stephanus, eine vielfach bereicherte zweite Ausgabe unter dem Titel „Λεξικὸν τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης" 1852 in Athen erschien. Außerdem gab derselbe Grieche im Jahre 1846 ein „Λεξικὸν ἑλληνικὸν καὶ γαλλικόν" heraus, und auch dieses ist bereits in zweiter, bedeutend vermehrter Ausgabe unter dem Titel „Λεξικὸν ἑλληνο-γαλλικὸν καὶ γαλλο-ἑλληνικόν" in Athen 1856 erschienen. Der Herausgeber ist dabei mit gesundem Urtheil und mit besonderer Genauigkeit, ohne gleichwol diese letztere zu übertreiben, verfahren, und sollte es auch an Solchen nicht fehlen, welche der Meinung sind, daß ersterer in manchen Beziehungen in Ansehung der Aufnahme einzelner Wörter hätte weiter gehen können und sollen, als er gethan hat, so kann dies doch den Nutzen des Werks selbst nicht beeinträchtigen; denn die neuere griechische Sprache, welche ganz und gar auf der alten beruht, wird auf dieser Grundlage selbst immer mehr sich entwickeln und veredeln, sodann in dieser Gestalt durch die Schriftsteller fort und fort in das Leben des Volks eindringen, welches sie nach und nach in sich aufnehmen wird, und die Lexikographie vermag dann diesen Fortschritten um so zweckmäßiger zu folgen, je weniger sie dem Geschmacke und der Bildung des Volks Gewalt anthut und etwa voll Ungeduld dem einen oder der andern vorgreift, was der Einzelne entweder aus Eitelkeit oder aus einem ähnlichen Grunde zu thun gar leicht Veranlassung und Versuchung findet.

Die „Ἱστορία τοῦ Ἑλληνικοῦ ἔθνους ἀπὸ τῶν ἀρχαιοτάτων χρόνων μέχρι τῆς σήμερον" von Konstantin Paparrigopulos (Athen 1853) ist zwar nur zum Unterrichte der griechischen Jugend in Gymnasien u. s. w. bestimmt, allein sie enthält gleichwol in einigen Theilen Manches, was auch für andere Kreise außer denen, für welche das Buch zunächst bestimmt ist, von Interesse sein kann und woraus auch außerhalb Griechenland gar Vieles zu lernen ist. Besonders ist dies in

Ansehung desjenigen Abschnitts der Geschichte Griechenlands der Fall, welcher mit dem Freiheits- und Unabhängigkeitskampfe sich beschäftigt, und wobei der Verfasser im Allgemeinen gute Quellen in Betreff des thatsächlichen Materials benutzt zu haben scheint. In seinen Urtheilen über die hervorragenden Persönlichkeiten des Kampfes ist er sehr zurückhaltend, was gerade hier und bei dem Zwecke des Buchs eher Lob als Tadel verdient; dagegen hätte der Verfasser auf die sprachliche Darstellung mehr Fleiß und Aufmerksamkeit verwenden und in diesem für die griechische Jugend bestimmten Buche das Neugriechisch mit größerer Consequenz und in entschiedenerer Reinheit schreiben sollen, als er gethan hat.

Dem in den griechischen Schulen des Königreichs herrschenden, vornehmlich bei dem Lesen des Herodot und des Homer empfindlichen Mangel eines geeigneten Hülfsmittels zur Kenntniß des ionischen und epischen Dialekts hat der Grieche Kostopulos abzuhelfen gesucht, indem er das beste neueste Werk über jenen Gegenstand, das Buch des geschmackvollen gelehrten deutschen Hellenisten Krüger („Von den Dialekten der griechischen Sprache, namentlich vom epischen und ionischen") nach der dritten Ausgabe vom Jahre 1853 ins Neugriechische übersetzt und (Athen 1856) herausgegeben hat.

Den „Essai sur les Fanariotes" (Marseille 1824), von Zallenis, einem katholischen Griechen, eine der ausführlichsten Darstellungen über die Fanarioten und über ihr System, auch wenn diese Darstellung in ihrem kritischen Theile nicht durchgängig mit der erfoderlichen Unbefangenheit und Unparteilichkeit geschrieben sein dürfte, hat der griechische Artillerielieutenant J. Baltinos unter dem Titel „Πραγματεία περὶ τῶν Φαναριωτῶν" (Athen 1856) ins Neugriechische übersetzt, „um die Griechen über das Gefährliche jenes Systems und über den verderblichen Einfluß der Phanarioten aufzuklären". Zu diesem Zwecke hat er eine geharnischte Vorrede gegen die letztern vorangestellt, in welcher er im Wesentlichen nichts Geringeres als die Verweisung der Fanarioten aus dem Königreiche Griechenland wünscht und beantragt. Ob er hiebei ebenfalls in allen Punkten mit der erfoderlichen Unbefangenheit und Unparteilichkeit zuwerke gegangen sei, kann man hier auf sich beruhen lassen. Zugleich kündigt der Verfasser eine weitere Schrift von sich an: „Οἱ Φαναριῶται ἐν Ἑλλάδι", welche in kurzem erscheinen und durch geschichtliche Thatsachen darthun soll, wie sehr die Fanarioten Griechenland geschadet haben.

Die „Διάφορα ἔγγραφα καὶ ἐπιστολαὶ ἐκ τῆς συλλογῆς τοῦ ὑποστρατηγοῦ Ἰωάννου Κολοκοτρώνη, ἀφορῶντα τὰς κατὰ τὸ 1832 μετὰ τὸν θάνατον τοῦ κυβερνήτου Ἰ. Καποδίστρια συμβάσας κατὰ τὴν Ἑλλάδα ἀνωμαλίας καὶ ἀναρχίας" (Athen 1856) enthalten gegen 200 Briefe und andere schriftliche Urkunden, mittels deren der Herausgeber, Joannis oder Gennaios Kolokotronis, der Sohn des bekannten Theodor Kolokotronis, nachweisen will, wie ungerecht die im J. 1832 gegen Beide erhobene Klage wegen Unterhaltung von 7500 Soldaten aus dem größten Theile der Nationaleinkünfte der Provinz Mantinea gewesen sei. Die Briefe und sonstigen Urkunden werfen allerdings ein sehr ungünstiges Licht auf den ungeregelten und anarchischen Zustand in Griechenland nach der Ermordung des Präsidenten Kapodistrias. 3.

Notiz.

Die „feintise" der Schriftsteller.

Mit Bezug auf die von uns gelegentlich citirte Bemerkung Charles de Rémusat's, daß alle schriftstellerische Kunst voll Verstellung sei, erhielten wir eine Zuschrift von einer Leserin und Freundin d. Bl., worin wir darauf aufmerksam gemacht werden, daß Rémusat zuvörderst dabei an seine Landsleute gedacht haben möge, bei denen Thun und Denken auf Schaustellung ausgehe. Aber der Deutsche mit seinem sittlichen Enthusiasmus? fragt die Briefschreiberin weiter. Allerdings mag Rémusat's Wort hauptsächlich auf seine Landsleute abgesehen sein und auf sie auch zumeist passen; aber wir sollten uns doch hüten, uns von dieser „feintise" ganz rein zu sprechen. Die Schriftstellerei ist auch bei uns, wenigstens jetzt, im Allgemeinen eine Art Schauspielkunst mit vertheilten Rollenfächern. Der Eine spielt den sittlichen Vater, der salbungsvolle Moral predigt, der Andere den witzigen, frivolen Bonvivant, ein Dritter die lustige Person, ein Vierter den pathetischen Helden, ein Fünfter den sentimentalen Liebhaber, ein Sechster den cynischen Mephistopheles, ein Siebenter den philosophischen, gravitätisch doctrinären Oheim u. s. w. Der anfängliche naive Enthusiasmus hält so wenig bei dem Schauspieler wie bei dem Schriftsteller immer vor; man schreibt sich häufig in ein Rollenfach hinein, und was erst Natur war, wird zuletzt Kunst und Schaustellung. Baco eiferte gegen die Corruption der Gerichtshöfe als gegen eines der größten Uebel, die einen Staat treffen könnten, und doch ließ er sich bestechen, verkaufte seine richterlichen Entscheidungen und wurde dafür zum Gefängniß, zum bürgerlichen Tod und einer hohen Geldbuße verurtheilt. Im Dienste der Wissenschaft und in seiner Studirstube war er freilich vollkommen aufrichtig, uneigennützig und unbestechlich, was allerdings auch etwas werth ist. Man würde sich wundern, wenn man Dichtern und Schriftstellern zuweilen ins Herz blicken und entdecken könnte, an welchem ihrer Werke sie mit der größern Liebe gearbeitet. So drückte Goethe in einem Briefe an Herder (vgl. „Aus Herder's Nachlaß", Bd. 1) seine Freude darüber aus, daß er „Tasso", diese „consequente Composition" die er mit „unerlaubter Sorgfalt" gearbeitet, nun hinter sich habe, und bemerkt dann: „Die Fragmentenarbeit erotischer Späße behagt mir besser." Besonders sollten aber wir Deutsche auf unsere Sittlichkeit nicht zu selbstbewußt pochen; eine Sittlichkeit, die hoffärtig, neidisch und egoistisch ist, inhuman verfährt und mit Anathemen und Excommunicationen in ähnlicher Weise freigebig ist, wie die katholische Kirche, dürfte doch sehr zweifelhafter Natur sein. Alles dies hindert uns aber nicht, einem literarischen Freunde Recht zu geben, der uns dieser Tage schrieb: „Welch eine traurige Erscheinung für unsere Enkel würden unsere Zeitgenossen auf ihrer Hetzjagd nach Eisenbahnactien und Dividenden sein, sähen sie nicht, daß neben diesem Geschlecht auch noch ein edler Menschenschlag gelebt, der an die ewigen Rechte des Geistes appellirt und das Palladium der Menschheit gerettet habe. Und dieser Menschenschlag besteht in der Gegenwart wie in der Vergangenheit doch vorzugsweise aus Schriftstellern, deren äußeres Schicksal wol weniger als je zu beneiden ist, deren Stand aber Niemand gering achten darf, ohne sich der Barbarei gleichzustellen."

H. M.

Bibliographie.

Ein Tag in Stendal, oder die Architekten. Lustspiel in einem Akt. Tangermünde, Doeger. 1857. 8. 10 Ngr.

Thienemann, G. A. W., Leben und Wirken des unvergleichlichen Thiermalers und Kupferstechers Johann Elias Ridinger, mit dem ausführlichen Verzeichniss seiner Kupferstiche, Schwarzkunstblätter und der von ihm hinterlassenen grossen Sammlung von Handzeichnungen. Nebst Ridinger's Porträt in Stahlstich und zwölf aus seinen Zeichnungen entlehnten Kupferstichen. Leipzig. R. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Uhlemann, M., Drei Tage in Memphis. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volks- und Familienlebens der alten Aegypter. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 24—30; Nr. II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. 34—36 u. 38.)

71. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8. Geh.
Premier cours. 9me édition. 1856. 8 Ngr.
Second cours. 5me édition. 1856. 10 Ngr.
Traduction des thèmes français.
Premier et second cours. 1854. 5 Ngr.
Troisième cours. 2me édition. 1855. 8 Ngr.

72. ———, **A new, practical and easy method of learning the German language.** 8vo. Geh.
First course. 10th edition. 1856. 10 Ngr.
Second course. 8th edition. 1856. 12 Ngr.
Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Fourth edition. 8. 1856. 5 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

73. **Christliches Andachtsbuch** für alle Abende und Morgen des ganzen Jahres. Im Verein mit mehren evangelischen Geistlichen herausgegeben von **Dr. G. Friederich.** Zweite Auflage. Vollständig in zwei Bänden oder 18 Heften. Dreizehntes bis achtzehntes Heft. 8. Jedes Heft 4 Ngr.

Das vollständige Werk geheftet 2 Thlr. 12 Ngr., gebunden 3 Thlr.

Wenn irgendeine Zeit, so hat die Gegenwart mit ihren Kämpfen, Nöthen und Sorgen bei allen religiösen Gemüthern das Bedürfniß der Einkehr in sich selbst, der Beschäftigung mit den heiligen Wahrheiten der Religion, der Erhebung über das verwirrende Treiben der Erde hervorgerufen und läßt ihnen einen Freund erwünscht erscheinen, an dessen Hand sie es zu befriedigen im Stande seien. Als einen solchen bietet sich das obenbezeichnete Werk an, welches, allem Parteiwesen fremd, dem reinen Himmelsgeiste des Evangeliums einen allgemein verständlichen und doch der errungenen Bildungsstufe angemessenen Ausdruck gibt. Es hat sich die Aufgabe gestellt, auf dem Grunde eines lautern Bibelchristenthums den Glauben mit dem Wissen, das Leben der Erde mit dem Streben nach dem Himmel zu versöhnen, und durch Lehre und Trost, Ermunterung und Warnung eine würdige Anleitung zum Wandel dahin zu ertheilen. Diesem Ziele strebt es in der Form nach, welche sich seit langer Zeit schon durch die Andachtsbücher von Bogatzky, Roos, Stark, Sturm, Tiede u. als die passendste und wirksamste bewährt hat. Gewiß wird sein Eintritt in diese Kreise der Familien und die vertrautere Bekanntschaft mit ihm zu einer Quelle reichen Segens werden, der den Anforderungen und Geschäften, den Freuden und Sorgen der Erde wieder zugutekommt.

74. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Siebenundzwanzigstes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.

27. **Goethe.** Eine biographische Schilderung von **R. Prutz.**

Die früher erschienenen Bändchen enthalten:
1. **Unsterblichkeit**, von **H. Ritter.**
2. **Der gestirnte Himmel**, von **J. H. Mädler.**
3. **Das Mikroskop**, von **O. Schmidt.**
4. **Die Bibel**, von **F. A. D. Tholuck.**
5. **Die Krankheiten im Mittelalter**, von **A. F. Pohl.**
6. **Die Geschworenengerichte**, von **R. Köstlin.**
7. **Deutschland**, von **H. A. Daniel.**
8. **Die Lebensversicherungen**, von **E. G. Unger.**
9. **Sonne und Mond**, von **J. H. Mädler.**
10. **Das Slaventhum**, von **A. W. Heffter.**
11. **Das Gold**, von **R. F. Marchand.**
12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von **O. Hübner.**
13. **Die Künstler unter den Thieren**, von **A. B. Reichenbach.**
14. **Die Telegraphie**, von **L. Bergmann.**
15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung von **J. W. Schäfer.**
16. **Die Blumen im Zimmer**, von **F. Freiherr von Biedenfeld.**
17. **Die deutsche Hansa**, von **F. W. Barthold.**
18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von **H. Beitzke-Beta.**
19. **Der Haushalt der Pflanze**, von **F. Cohn.**
20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von **J. Rank.**
21. **Das Planetensystem der Sonne**, von **J. H. Mädler.**
22. **Das Kochsalz**, von **P. A. Bolley.**
23. **Nahrungsmittel und Speisewahl** nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von **K. Reclam.**
24. **Das Glas**, von **R. Wagner.**
25. **Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein.** Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes, von **Franz Mauritius.**
26. **Gustav Adolf**, König von Schweden. Ein Lebensbild von **Franz Mauritius.**

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Werks — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von ausgezeichneten Schriftstellern Deutschlands bearbeitet — sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

75. **Bibliothek italienischer Classiker.** Dreizehnter bis siebenundzwanzigster Band. 12. Geh. Jeder Band 10 Ngr.

Diese 15 Bände u. d. T.:

XIII. XIV. **Auserlesene lyrische Gedichte von Torquato Tasso.** Uebersetzt von **Karl Förster.** Mit einer Einleitung: „Ueber Torquato Tasso als lyrischen Dichter". Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

XV. XVI. **Dante Alighieri's lyrische Gedichte.** Uebersetzt und erklärt von **Karl Ludwig Kannegießer** und **Karl Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

XVII–XXII. **Italienischer Novellenschatz.** Ausgewählt und übersetzt von **Adelbert Keller.** Sechs Theile. 2 Thlr.

XXIII. **Das neue Leben von Dante Alighieri.** Uebersetzt und erläutert von **Karl Förster.** 10 Ngr.

XXIV. **Letzte Briefe des Jacopo Ortis von Ugo Foscolo.** Uebersetzt von **Friedrich Lautsch.** Zweite Auflage. 10 Ngr.

XXV. **Der geraubte Eimer von Alessandro Tassoni.** Uebersetzt von **Paul Ludwig Kritz.** Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Oertlichkeiten darstellenden Karte. 10 Ngr.

XXVI. XXVII. **Dante Alighieri's prosaische Schriften** mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von **Karl Ludwig Kannegießer.** Zwei Theile. 20 Ngr.

Die früher erschienenen 12 Bände enthalten:

I–III. **Das Decameron von Giovanni Boccaccio.** Uebersetzt von **Karl Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

IV. V. **Das befreite Jerusalem von Torquato Tasso.** Uebersetzt von **Karl Streckfuß.** Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

VI–VIII. **Die göttliche Komödie des Dante Alighieri.** Uebersetzt und erklärt von **Karl Ludwig Kannegießer.** Vierte, sehr

veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. 1 Thlr.

IX. X. **Francesco Petrarca's** sämmtliche Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **Karl Förster**. Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

XI. XII. **Niccolò Machiavelli's** Florentinische Geschichten. Uebersetzt von **Alfred von Reumont**. Zwei Theile. 20 Ngr.

Unter dem Namen **Bibliothek italienischer Classiker** erscheint eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen (meistens mit biographisch-literarischen Einleitungen). Es sind dazu die theils in der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes“, theils sonst bereits in demselben Verlage, meist in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienenen **anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen** von der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, wie **Förster, Kannegießer, Keller, Reumont, Streckfuß, Witte** u. A. benutzt worden. Die wenigen zur Vollständigkeit der Sammlung noch fehlenden Werke werden von ebenso bewährten Uebersetzern bearbeitet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Die zum Theil sehr eingehenden, anerkennenden und zu einer zweiten Auflage auffodernden Urtheile R. Reinick's, J. Kerner's, E. M. Arndt's, Fr. Rückert's, L. Uhland's u. A. über mein „Welt und Herz“, die freundliche Aufnahme der ersten Auflage in competenten Kreisen, sowie endlich eine genaue Besprechung mit J. Hammer waren mir Grund genug zu einer mit christlich-ästhetischem Gewissen umgestalteten, auf reflectirende Lyrik beschränkten Ausgabe.

Nun träumt der Classiker Th. Drobisch in Nr. 34 der „Zeitung für die elegante Welt“, indem er die in Papier, Druck, Format und Inhalt von der ersten Auflage verschiedene zweite, die er gar nicht gesehen, als eine Titelauflage verdächtigt, mit Worten wie „Leierkasten“, „Heugabelhumor“, „Gir“, ohne einen einzigen Nachweis, mich zu recensiren, während er damit doch nur sich recensirt hat.

Mit mehr „äußerm Gewissen“, weil mit Anführung von Proben, die freilich, mit Ausnahme der letzten, vielleicht nur ihm etwas beweisen, nennt ein Recensent (?) in den „Jahreszeiten“, Nr. 42 d. J., meine Gedichte „leichte huschige Dingerchen, die sich rasch und gewandt bewegen“ und die besten unter denselben (unter Anderm: „Schönheit überall“, „Nachglück“, „Wachsen im Streben“) „leidlich“. An den drei genannten seien (nach welchem antediluvianischem Kanon?) Wortfügung und Reim „leichtfertig“.

Nun kommt mir an dritter Stelle ein sehr unberufener Gönner in der „Europäischen Modenzeitung“ zu Hülfe gegen die Schmähungen in den „Jahreszeiten“ und den ihm bekannten Recensenten in der „Eleganten“, der die zweite Auflage nicht gesehen habe. Aber die Hülfe ist unberufen, denn mein Gönner führt als Probe eins von meinen Gedichten in so willkürlich veränderter Form an, daß ich dasselbe nicht als das meine anerkennen kann. Dem, der mich aus dem Gedächtnisse citiren wollte, müßte ich rathen, besser zu memoriren!

Es gibt unter den Recensenten und Literaten ehrenwerthe, tüchtige und hochverdiente Männer, deren Winke ich jederzeit respectiren werde; aber auch geistige Proletarier, denen ich angelegentlich empfehle, was Fichte in seiner „Bestimmung des Gelehrten“ über ihr Amt sagt. Schließlich wünsche ich aus der Mode zu kommen, da der religiöse (?), ethische und ästhetische Standpunkt der Modejournale der meinige weder je war, noch, so Gott hilft, je sein wird.

Dresden, am Reformationstage 1856.

Wilfried von der Neun.

Der Unterzeichnete gedenkt, binnen kurzem ein umfassendes culturgeschichtliches Werk: **Geschichte der Tanzkunst aller Völker von ihrem Ursprung bis auf die gegenwärtige Zeit**, der Oeffentlichkeit zu übergeben, und ersucht die Herren Gelehrten, ihm gütigst ihre darauf bezüglichen Notizen mitzutheilen. Besonders erwünscht wären ihm Mittheilungen über Tänze des Mittelalters und über englische, dänische, russische und schwedische Tänze.

Albert Czerwinski in Danzig.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 27. November 1856.

Amara George.

Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen von Amara George. Eingeführt durch Alexander Kaufmann. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 20 Ngr.

Unter der Flut von Gedichten und Gedichtsammlungen, welche die literarische Ueberschwemmung des Tags bilden und zu nichts Anderm gut sind, als dem Publicum die Poesie, namentlich die lyrische, recht gründlich zu verleiden — „Wer treibt die Poesie aus der Welt? Die Poeten", sagt schon Goethe — tritt der genannte Strauß von meist sehr dunkeln, nichtsdestoweniger aber herrlichen und wundervollen Nachtblüten überragend und überraschend hervor. Es rührt diese originelle Erscheinung von einem genialen weiblichen Wesen her, das dermalen 20 Jahre alt ist und erst in den zunächst vorhergegangenen Jahren begonnen hat, sich seines productiven Talents bewußt zu werden. Amara George, wie sie sich als Schriftstellerin nennt, nicht ohne mit dem erstern dieser Namen an das bittere und verbitternde Schicksal ihres Lebens anzuspielen, hat für sich selbst niemals die Absicht gehabt, als Dichterin aufzutreten, und sich keine hinlängliche Befähigung dazu beigemessen, wie denn überhaupt die größte Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit eine ihrer liebenswürdigsten Eigenschaften ist. Erst durch Freunde, die einen tiefern Blick in ihr reichbegabtes Inneres gethan, ist sie bewogen worden, sich etwas der Art zuzutrauen und zu gestatten, das im Stillen von ihr Hervorgebrachte zum literarischen Gemeingute zu machen. Das Vorurtheil, das sich gegen weibliche Bethätigungen der Art geltend zu machen pflegt, hat hier nicht die geringste Berechtigung, wie wir auf den Grund einer mehrjährigen persönlichen Bekanntschaft hin mit dem edeln Herausgeber der „Blüten der Nacht", dem die Dichterin ebenfalls genau bekannt ist, zu bezeugen im Stande sind. Von jener vielgerügten „blaustrumpfigen" Eitelkeit und Unnatur ist hier keine Spur; im Gegentheil, wenn jemals die Natur und zwar speciell die weibliche, aller naturwidrigen Bildung und Dressur zum Trotze, sich selbst zu manifestiren die Absicht hatte, so war es in diesem Falle, was besonders damals auffallend war, als Referent das Glück hatte, mit diesem wundersamen Phänomen bekannt zu werden, das seiner ganzen Umgebung so völlig fremd und unbegriffen und daher auch so grausam verkannt und misdeutet gegenüberstand. Daß Amara's Freunde sie auf den Weg einer für sie ehrenvollen Publicität zu bringen suchten, das hatte, außer ihrem Talente, noch andere, ganz besondere Gründe. Sie war durch ein großes, ihre ganze Jugend ohne ihre Schuld mit einem düstern Trauerflor umziehendes Unglück gebeugt und infolge dessen bei einem höchst reizbaren Gemüth und Nervensystem so schwer und unheilbar erkrankt, daß sie monatelang kraftlos darniederlag und die allertraurigste Katastrophe in Aussicht stand. Laut zu sprechen, war ihr jahrelang unmöglich; erst in dem letzten Sommer, während ihres Aufenthalts im Bade Soden, hat sie ihre Stimme wiedererlangt. Alle Beschäftigungen, welche die physischen Kräfte nicht ganz oberflächlich in Anspruch nehmen, mußten ferngehalten werden; dabei war Geist und Herz in der lebendigsten Bewegung und Aufregung: was war in dieser Lage natürlicher, als daß sie sich zu stillen poetischen Studien und Productionen neigte, und was zweck- und pflichtgemäßer, als daß man sie hierin auf alle Weise bestärkte und unterstützte? Es entstanden auf diese Weise namentlich drei Werke: erstlich ein zwar vollendeter, aber noch ungedruckter Roman, über den im „Frankfurter Conversationsblatt" mehre Artikel zu lesen sind, dann die hier in Rede stehenden „Blüten der Nacht" und die in Düsseldorf bei Arnz erscheinenden Indianermythen; einige Märchen und Novellen nebst einer Anzahl neuer Gedichte, die eine künftige Sammlung bilden werden, sind in den letzten Zeiten zustande gekommen. Die „Blüten der Nacht" führen diesen Namen theils in Rücksicht auf die äußerst unglücklichen Umstände, unter welchen sie entstanden sind, theils um den zwar keineswegs durchgängig, doch aber großentheils schwermüthigen und traurigen Charakter zu bezeichnen, den sie selbst tragen.

Blüten der Nacht — so heißen sie mit Fug.
So oft ja, da sie keimten, ward die Nacht
In Thränen ohne Schlummer hingebracht;
Und glänzet' in des Tages hellem Schein
Die Erde noch so heiter — tief genug
War doch in Nacht getaucht mein ganzes Sein.
Nie förderte einer warmen Sonne Pracht
Der kleinen, armen Sprößlinge Gedeih'n;
Sie gingen auf aus dunkler Lebenspein.
Blüten der Nacht — das soll ihr Name sein.

Kaufmann bemüht sich in seiner Einleitung den düstern Theil der Sammlung zu entschuldigen und vor kritischer Rüge zu schützen. Es ist zu bedauern, wenn dergleichen vorbauende Maßregeln nöthig sind; denn wie muß es mit einer Kritik bestellt sein, der man etwas so Eigenthümliches, Tiefes, Gewaltiges und Bedeutsames, wie hier ohne allen Zweifel vorliegt, mit solcher Scheu und Schüchternheit nahezubringen hat! Wer etwas der Art mit Zurückweisung, Geringschätzung, Hohn behandelte, der würde sich damit auf die Seite eines geistigen und literarischen Pöbels stellen. Kaufmann bemerkt mit Recht, daß sich Amara's Begabung als eine sehr reiche und vielseitige erweise, und daß selbst in diesen dunkeln „Blüten der Nacht" eine Reihe von Gedichten der anmuthigsten und lieblichsten Art das heitere, naive und graziöse Genre vertrete; er versäumt es auch nicht, auf den Werth jener andersartigen Elemente aufmerksam zu machen. Aber er hätte dies letztere, wie mir scheint, auf eine viel nachdrücklichere und gewichtvollere Weise thun können und sollen. Auch Schmerz und Klage haben ihr Recht in der Poesie und werden es ewig haben, solange wirkliches, wahres Unheil und Leiden vorhanden; der große, vielfache, tiefgewurzelte Jammer der Menschheit, die schreienden Widersprüche und Conflicte des Lebens und der Gesellschaft, die Qualen und Verzweiflungen des Herzens sind dadurch nicht getilgt, daß man sie ignorirt und davon zu sprechen und zu singen verbietet; und was insbesondere die vorliegende Sammlung betrifft, so halten wir gerade den trübsinnigen, an Klage und Anklage reichen Theil derselben für den wenigstens in Rücksicht auf sociale Verhältnisse und Probleme interessantesten und wichtigsten. Es sind Töne von beispiellos ergreifender und erschütternder Wirkung; der Schmerz des Lebens ist wol nie und nirgends im Bereiche der Poesie mit so fühlbarer Wahrheit und Nothwendigkeit, mit so effectvoller Kraft und Kühnheit des Gedankens und des Ausdrucks aufgetreten; man kann daher wol sagen, daß sich diese Lieder von allen andern, wenn auch übrigens noch so ähnlichen, als ein eigenes Genre specifisch unterscheiden, ein Genre, welches mit matten, oberflächlichen oder gar affectirten, geheuchelten Darstellungen unglücklicher, zerrissener Zustände und Stimmungen unter einen und denselben Gesichtspunkt zu bringen lächerlich und erbärmlich wäre. Amara's Lyrik ist ein Schrei des Jammers und der Verzweiflung, der unwillkürlich und unabweislich aus den innersten Tiefen der Seele steigt, und diese Seele documentirt sich hierbei zugleich als eine der edelsten, schönsten, tiefsten, gehalt- und würdevollsten, die es gibt. Die Dichterin hatte kein Bewußtsein von der allgemeinen Bedeutung dieses zunächst so rein subjectiv und individuell erscheinenden Thuns; die Sache des denkenden Beurtheilers aber ist es, gerade diese Bedeutung zu erkennen und hervorzuheben. Sie besteht darin, daß die noch herrschende, wenn auch noch so wenig eingesehene und zugestandene Barbarei unserer moralischen und gesellschaftlichen Denkarten, Sitten und Zustände ans Licht gezogen wird; daß die durch dieselben oft so grausam verletzte und zertretene Weiblichkeit, als deren Symbol und Repräsentantin Amara George gelten kann, ihre Stimme erhebt und eine Welt anklagt, in welcher wol das Gemeine, Alltägliche, ja Schlechte, Heuchlerische und Bösartige ein ganz behagliches und unangetastetes Leben zu führen, das Bessere, Feinere, Werthvollere, Aufrichtigere und Freimüthigere aber, zumal wenn es als weibliche Originalität und Genialität auftaucht, der schonungslosesten Mishandlung und Verfolgung preisgegeben zu sein und zum Opfer zu fallen pflegt. Amara ist, ohne eine Ahnung davon zu haben, die Sachwalterin ihres Geschlechts, dessen Proceß sie zum Theil mit so furchtbaren Tönen führt, daß die Erinnys der griechischen Tragödie keine gewaltigern hat. Dieses kleine, schwache, sanfte, schüchterne, aber in Kraft des ihm innwohnenden Genius mächtige Wesen ist, indem es in einsamer Kammer und schlaflosen Nacht seine klagenden und anklagenden Verse schreibt, eine Gigantin, die sich himmelhoch emporhebt über die gemeine Welt von Menschen und Verhältnissen, durch die sie in den Staub getreten wird, und von dieser Höhe einen Fluch auf sie herabschleudert, dessen dieselbe nicht gewärtig war.

Unsere mit der Erscheinung noch unbekannten Leser werden begierig sein, einige Proben vorgelegt zu sehen, um selbst urtheilen zu können, und es ist unsere Pflicht, sie zu geben.

Eine Nacht.

Die Lampe flackert düster auf und nieder;
Ich sitz' und schreib' im einsam öden Zimmer;
Ich und mein Harm, wir ruh'n und rasten nimmer,
Durch Thränen nur erquickt und kleine Lieder.

Kein Schlaf besucht die müden Augenlider;
Ich wende mich ins Freie — Morgenschimmer
Glüht östlich auf; es stirbt der Lampe Flimmer
Und Todesqual durchschauert meine Glieder.

Wie furchtbar uns Geschicke niederbeugen,
Selbst unverdient, der Arme wird's bezeugen,
Der solche Nächte ruhelos durchwachet.

Wenn er in seinen Schmerzen, seinen Schwächen
Gott fluchet — über ihn den Stab zu brechen,
Nicht wag' es Einer, dem das Leben lachet!

—

Der Stein am Wege.

Ich bin — womit verschuldet' ich dies Loos? —
Der Stein am Wege, den ein Jeder tritt,
Wie mir ihn nahe bringt sein Wanderschritt;
Wär' ich nur hart auch und empfindungslos,
Wie er es ist, der todte, kalte Stein!
Mir aber gab die Macht, die mich ins Sein

Gerufen hat, ein fühlend Herze mit;
In dem wird ewig nur der Jammer wühlen,
Zur Schmach bestimmt, zum Schmerze nur zu sein,
Da gnadelos mich Alles rings verkennt;
Nur Thränen werden mir die Flamme kühlen,
Die tödtliche, die mir im Innern brennt.
Erbarme dich, o Gott, so großer Pein!
Zerschlage, meine Seele freizugeben,
Die Schranke, die sie schließet in dies Leben,
Dies traurige, unwürdige, hinein;
Umdüstere des Geistes hellen Schein,
Bedünk' er auch von dir entstammt zu sein,
Mit dunkler Nacht! Es zeigt sein scharfer Blick
Mir nur mein Elend. Gönne mir das Glück,
Ins öde Nichts gelinde zu verschweben,
Und rufe mich ins Dasein nie zurück!
Nur Ruhe, Ruhe sehn' ich mich zu finden;
Kannst du sie nicht mit Dem, was ist, verbinden,
So laß sie, diese Schlange, mich, die Leben
Geheißen ist, nie wiederum umwinden,
Die schreckliche! Mich in den wahren Stein
Am Wege wandle, den ein Jeder tritt,
Doch ohne ihn dem Schmerz, der Schmach zu weih'n!
Denn nicht, wie mir, in das lebend'ge Sein,
Gabst du ins todte ihm ein Herze mit.

Der schwärzeste der Tage.

Der schwärzeste der Tage
Ist jener in dem Jahr,
Der mich zu dieser Klage
Des Daseins ausgebar.

Sprich, Mutter, dazumalen,
Ob nicht der Himmel floß
Und feuchte Mitleidsqualen
Zur Erde niedergoß;

Ob nicht der Donner rollte,
Der Stürme wilder Sang
Mit dem Geschicke grollte,
Das mich ins Leben zwang?

Ach, hätte dir ein Ahnen,
Ein fernes, nur geglimmt,
Von all' den bittern Bahnen,
Die mir zu geh'n bestimmt —

Nicht hättest du getränket
Dein armes Mägdelein,
Du hättest es versenket
Tief in die Flut hinein.

Diese Manifestationen der schwärzesten Melancholie und Zerfallenheit mit Welt, Leben und Dasein könnten an Schopenhauer, diesen metaphysischen Propheten der Welt- und Lebensverneinung, erinnern; sie sind in subjectiver, lyrisch-poetischer Form ungefähr Dasselbe: in Rücksicht auf ihre concentrirte Kraft und unmittelbare, lebendige Wahrheit und Tiefe aber sind sie mehr als jene ganze, zum Lehrgebäude mühsam ausgebildete und durch eine Reihe von Abhandlungen und Büchern prosaisch breitgeschlagene Todespredigt; sie haben ihrer realen Begründung durch vielfältiges großes Leiden, sowie ihres zarten, weiblichen Ursprungs wegen ein ganz anderes Interesse, einen ganz andern Reiz als die Philosophie eines hypochondrischen Murrkopfs, und sind nicht wie diese peinigend und abstoßend durch starre Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, indem sie sich nur als die Ergüsse trüber Momente darstellen, bei welchen die reichbegabte, sich in jedem Elemente zu bewegen fähige Dichterin nicht stehen bleibt. Es ist diese, um eine andere Seite ihrer Poesie hervorzuheben, nicht minder einzig und wunderbar im Fache des weiblich Anschmiegenden, Sanften, Zärtlichen und Rührenden. So gibt es meines Wissens und Erachtens nichts, was sich in der angegebenen Beziehung dem nachstehenden kleinen Gedichte an die Seite setzen ließe. Der darin angeschlagene Ton ergreift, wie er fühlbar aus dem innersten Herzen kommt, so gewiß auch das innerste Herz jedes Empfänglichen.

Gott und dich.

Du bist das Bild von meinen Träumen,
Du bist die Sehnsucht meiner Tage;
Es schwände jede bange Klage,
Wenn du nicht länger wolltest säumen.

Dein Lächeln und dein Wort so milde,
Sie heilen meines Herzens Wunde.
Es segnet deines Kommens Stunde
Dein Kind, wie du sie nennst, Mathilde.

O bleibe mein, du Himmlischlieber.
Nur so, wie du es stets gewesen!
Und wird mein Leben täglich trüber,

Und sterb' ich bald, ich blasses Wesen —
Hab' ich doch Gott und dich verehret!
Ihr Beide habt mir's nicht gewehret.

Welche Innigkeit der Empfindung drückt sich ferner in folgenden kleinen Nummern aus, und wie eigenthümlich schön und überraschend sind die Gedanken darin!

Mehr als Liebster.

Liebster — nein, so sollst du künftig
Nimmermehr geheißen sein!
Nicht so schlicht wie mein Empfinden
Ist das Wort und nicht so rein.

Lieber — dieses sei dein Name!
Im gesammten Weltrevier
Bist ja du der einzig Liebe,
Du der einzig Süße mir.

Wird Ewigkeit genügend sein?

Ja ewig, ewig bin ich dein;
Solange labt der Sonne Schein,
Solange Weltenheere kreisen,
Den Schöpfer seine Werke preisen,
Solange bin und bleib' ich dein.
Nicht wahr, mein Herz, das will was heißen?
Doch ein Bedenken fällt mir ein:
Wird Ewigkeit genügend sein,
Dir meine Liebe zu beweisen?

Eines der schönsten Gedichte der Sammlung ist das „An ein Kind":

Schau' ich hinein ins Auge dir,
Du liebes, süßes Kind —
Wär' ich so ruhig, wünsch' ich mir,
Wie diese Blicke sind!

Und drück' ich einen warmen Kuß
Auf deinen rothen Mund —
Wär' ich so frisch, das ist mein Wunsch,
Wie dieser so gesund.

Und streichle ich mit leichter Hand
Dein Haar, wie Seide weich —
Wär' ich an Weiche, wünsch' ich dann,
Noch diesem Haare gleich!

Wie Auge, Haar und Mund, so ist
Auch noch dein Herz, mein Kind;
O daß es so zu aller Frist
Verbleibe still und lind!

Ich lege betend meine Hand
Auf dein geliebtes Haupt;
Vielleicht ersteh' ich dir das Glück,
Das mir ein Gott geraubt.

Wir sollten billig noch andere in dem so vielseitig ausgestatteten Buche befindliche Arten von Poesie besprechen und mit Proben belegen, wir fürchten jedoch, die uns gesetzte räumliche Grenze zu überschreiten. Und so wollen wir nur noch bemerken, daß zwei Dichtungen in prosaischer Form die Sammlung schließen: „Das zerbrochene Herz, ein Traum", und „Gottesgruß, ein Märchen". Es sind ebenfalls Producte der feinsten, zartesten und weiblichsten Art. Wir treten hier überhaupt in eine durchaus aristokratische Sphäre im geistigen Sinne des Worts ein; gewöhnliche, wenn auch nicht eben gemeine Poesie sinkt dagegen zu plattem, plebejischem Machwerk herab.

Was bei Amara's nun bereits soweit gediehener und offenbar nicht mehr zu hintertreibender Anerkennung wol Diejenigen empfinden mögen, welche sie zum Opfer ihrer neidischen, philisterhaften Verfolgung ersehen, die sogar Reisen gemacht haben, um sich dieses Opfer nicht entwischen zu lassen? Sie werden sich in das Entsetzliche und Unerträgliche ergeben müssen, und andere Sterne werden an Amara's Himmel glänzen, als die schwarzen der Heimat, dem Orte, wo der Prophet nichts gilt, wie schon ein altes Sprichwort sagt. Die Rabbinen behaupten, Gott mache Leitern, auf denen er das Große und Angesehene hinab- und das Kleine, Verachtete hinaufsteigen lasse. Gott hat für Amara, wie es scheint, eine Leiter gemacht, auf der er sie glänzend hinaufsteigen lassen will zu Ehre und Anerkennung. Und was Gott thut, das ist wohlgethan, sollte es auch die Philister ärgern.

Georg Friedrich Daumer.

Beitzke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege.

Geschichte der deutschen Freiheitskriege von 1813 und 1814. Von Heinrich Beitzke. Zweiter und dritter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1855. Gr. 8. 4 Thlr.

Das treffliche nationale Werk, dessen erster Band bereits in Nr. 20 d. Bl. f. 1855 mit der Anerkennung, die ihm gebührt, besprochen worden, ist nun beendigt. Es schließt mit dem Feldzuge von 1814 und fügt den von 1815 nicht hinzu, weil derselbe kein Kampf um die Freiheit Deutschlands mehr gewesen. Der Verfasser sagt darüber:

Der Kampf von 1815 war mehr ein Kampf der alten Dynastien gegen den Eindringling, es handelte sich nicht mehr von Seiten Napoleon's um eine Wiedereroberung von Deutschland oder gar um Wiederaufrichtung einer Weltherrschaft, sondern nur darum, ob es ihm unter ganz neuen Verhältnissen möglich sein würde, sich auf dem Throne von Frankreich zu erhalten.

Wenn ihm das aber gelungen wäre? Der Feldzug von 1815 hat doch erst das Werk von 1814 auf immer befestigt; abgesehen aber davon, hätten wir ihn gern auch von dem Verfasser dargestellt gelesen. Vielleicht bringt er ihn später noch einmal selbständig; halten wir uns einstweilen an Das, was er dem deutschen Volke über seine neue Heldenzeit, die allzu sehr vergessene, geboten hat. *)

Der erste Band schloß mit dem Ablauf des Waffenstillstandes, der zweite enthält den fortgesetzten Feldzug bis Ende 1813, der dritte den von 1814. Eine Uebersicht geht der Darstellung der Begebenheiten voran; jeder Leser wird dafür dankbar sein. Historische wie geographische Verhältnisse verlangen eine solche, wenn man sich nicht in den Einzelheiten, die sich oft kreuzen und nebeneinanderlaufen, verwirren soll. Zuerst wird hier die Bedeutung des großen Kampfs, an welche nicht die der Perserkriege und Kreuzzüge reicht, hervorgehoben, erst im Allgemeinen, dann insbesondere für Deutschland. Wir haben früher irgendwo gelesen, daß die Darstellung des Verfassers an einer gewissen Trockenheit leide; den Ungrund dieses Vorwurfs zu beweisen, könnten wir viele Stellen anführen, der Leser wird schon in der Uebersicht Schwung finden, wo der Gegenstand ihn erzeugt. Ein Werk wie dies würde durch eine schwülstige oder gespreizte Sprache seinen Zweck ganz verfehlen. Wie lebendig weiß der Verfasser zu schildern:

Von den Sammelplätzen, welche man innegehabt, in dem Gebirgskessel von Böhmen, im Hügellande von Schlesien, in den sandigen Ebenen der Marken, brachen die verbündeten Heere auf gegen den Feind und der Feind zog ihnen entgegen. Der Tritt von unzähligen Schlachthaufen hallte über das Feld, der Hufschlag gewaltiger Reitergeschwader regte den Staub auf, unabsehbare Reihen von Geschütz und Fuhrwerk bedeckten die Straßen und durchfurchten tiefeinschneidend die Aecker; von den Festungen ertönte der Geschützdonner von neuem. Der große Kampf begann.

Das ist Soldatensprache, durch eigene Anschauung getragen, und keine nähert sich dem echten Volkstone mehr als diese.

Der zweite Band enthält zwei Bücher, des ganzen Werks fünftes und sechstes Buch. In dem fünften, welches vom Wiederbeginn der Feindseligkeiten bis zur leipziger Schlacht reicht, ist der Stoff zweckmäßig in zwei Abtheilungen getheilt, deren erste die Periode der Einzelkämpfe des böhmischen, schlesischen und Nordheers, die zweite das Bestreben der verbündeten Heere, sich in den sächsischen Ebenen zu vereinigen, und die Gefechte bis zur Schlacht von Leipzig darstellt. Das sechste Buch gibt die Schlacht von Leipzig und das Ende des Feldzugs von 1813. In dieser Anordnung bekundet sich von neuem das Talent des Verfassers zu klarer Gruppirung, welche das Verständniß und die Auffassung des Ganzen bei den Lesern allgemeiner Kreise erleichtert.

*) Inzwischen erschien von demselben Verfasser eine „Geschichte des russischen Kriegs im Jahre 1812" (Berlin, Duncker und Humblot, 1856), auf die wir noch zurückzukommen gedenken. Auch wollen wir mit unserm Berichterstatter hoffen, daß der Verfasser auch den letzten Act der großen historischen Tragödie von 1812—15 der militärischen Welt nicht vorenthalten werde. D. Red.

Mit den Unternehmungen des böhmischen Heers beginnend, wird erst die Ungewißheit dargestellt, in welcher Napoleon über die Stärke seiner Gegner schwebte. Diese Unsicherheit über alle Verhältnisse des Feindes waltet immer im Kriege und ist einer der Factoren desselben, der sich eben gar nicht berechnen läßt und auch bei der Kritik der Feldzüge gewöhnlich viel zu niedrig angeschlagen wird. Die Kritik hat überhaupt noch sehr viel zu lernen. In dieser Beziehung erlauben wir uns aus einem Privatbriefe eines unserer bedeutendsten Militärschriftsteller beherzigenswerthe Worte anzuführen:

Mit Beschämung gedenke ich noch der Zeit (es ist schon ziemlich lange), wo ich auch — Feldherren kritisirte. Jetzt bemühe ich mich, die Ursachen ihres Thuns und Lassens zu erforschen, und finde dann auch leichter die Gründe dafür.

Diesen richtigen Weg hat auch der Verfasser eingeschlagen. Er zeigt, daß Napoleon das böhmische Heer um 100,000 Mann zu gering angenommen, weil er die Verstärkung desselben durch Russen und Preußen nicht beachtet hatte, und daß er dadurch auch in der Vertheilung seiner Streitkräfte irrige Maßregeln getroffen. Wenn er sich mit Ueberlegenheit auf jene noch im Marsch begriffenen Truppen Barclay's gestürzt hätte, würde er vielleicht den ganzen Kriegsplan der Verbündeten gestört haben. Er glaubte jedoch eher, daß die Hauptarmee sich in der Lausitz sammeln werde, und wollte dieser begegnen, nachdem er sich durch Oudinot's Entsendung auf Berlin den Rücken gegen die Nordarmee gedeckt. Nachrichten über den erwähnten Marsch zwangen ihn, sich erst die Gewißheit zu verschaffen, welche nun seinen Operationsplan vereitelte. Der Verfasser sieht es als den ersten Grund seines Kriegsunglücks an, daß er durch diese nothgedrungene Versäumniß, statt, wie er gewohnt war, den Feldzug selbst zu eröffnen und gleich im Anfange starke Schläge auszutheilen, sich von den Verbündeten zuvorgekommen sah, welche ihrerseits ganz gegen ihre Gewohnheit die Feindseligkeiten eröffneten; dadurch schon sei ein großer Theil des Zaubers, der auf seinem Namen geruht, zerstört worden.

Aber dieselbe Ungewißheit, welche Napoleon beirrte, herrschte auch bei den Verbündeten über ihn, was im deutschen Lande, „das sich doch nach Befreiung sehnte", allerdings auffallend erscheint. Man vermuthete den Kaiser in einer Hauptstellung bei Leipzig und nur Vortruppen am Gebirge in der Gegend von Plauen, Chemnitz, Freiberg. Darauf war die Unternehmung nach Sachsen berechnet, während Blücher schon die Offensive in Schlesien ergriffen hatte. Diese riß denn Napoleon aus seiner Unsicherheit, wohin er sich eigentlich wenden solle, und zog ihn nach Schlesien. Das böhmische Heer hatte den Marsch bereits mit nur einer Colonne gegen Dresden, mit den drei andern aber in der Hauptrichtung auf Leipzig angetreten, als zum Glück ein Adjutant Gouvion Saint-Cyr's gefangen wurde, dessen Depeschen endlich Licht gaben.

Der Verfasser hat im Vorwort zum dritten Bande sich darüber ausgesprochen, warum er den beiden ersten Bänden keine Uebersichtskarten und Schlachtplane beigegeben. Wir erkennen diese Gründe an, glauben aber auch, daß der aufmerksame Leser jene nicht vermissen wird, denn die Darstellung der geographischen und Terrainverhältnisse ist so vortrefflich, daß sich Jeder, auch der Laie, danach orientiren kann. So schildert er das Erzgebirge und die Gegend von Dresden, welche den Schauplatz für die ersten Unternehmungen des böhmischen Heers abgaben. Der Stimmung wie dem Volksgeiste in Sachsen wird hierauf eine Betrachtung gewidmet, welche aber nur zum Theile wahr ist; jene „allgemeine Freude" beim Anmarsche Napoleon's zum Entsatze war keineswegs vorherrschend, ja wir können, als der Kaiser am 27. August als Sieger, 13,000 Gefangene hinter sich, zum Falkenschlage wieder einzog, eher Bestürzung verbürgen. Die Schlacht von Dresden dagegen ist trefflich geschildert, und wie des Verfassers Fachgenossen sich befriedigt fühlen, so möge er auch überzeugt sein, daß Nichtmilitärs keineswegs weniger Ausführlichkeit in seiner Darstellung von Kriegshandlungen wünschen werden. Dieselbe ist so fern von peinlichem Détail, so lebhaft gefärbt und allgemein anschaulich, daß sie Jeden interessiren muß. Einzelne Scenen und Charakterzüge, welche aufgenommen sind, dienen dazu, dies Interesse zu erhöhen. Aus Wolzogen's und andern neuerdings erschienenen Memoiren hätte noch Manches geschöpft werden können, wodurch auch die Klage, daß „die in hohem Maß gesteigerte Ehrfurcht gegen gekrönte Häupter und hohe noch lebende Militäraristokraten nicht gestattete, persönliche Verhältnisse zu berichten", eine fast ins Gegentheil umschlagende Erledigung gefunden hätte. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir das Manuscript dieses Werks schon vor mehren Jahren vollendet annehmen, was auch die eigene Bemerkung S. 534 bestätigt. So hat wol Manches, was seitdem erschienen ist und über die Regionen, wo die Kriegsplane entworfen worden, Aufklärungen gibt, nicht mehr oder nicht vollständig benutzt werden können. Von jenen Charakterzügen heben wir bei Dresden die Antwort Napoleon's auf das Gesuch des gefangenen Feldmarschallieutenants Metzko, auf Ehrenwort entlassen zu werden, heraus: „Ich kann einen östreichischen General der Gelegenheit nicht berauben, der Tochter seines Souverains in Paris die Hand zu küssen!" — eine Antwort, in welcher die bitterste Anklage lag. Was der Verfasser über Moreau urtheilt, der hier bekanntlich seinen Tod fand, ist hart, aber gerecht. Merkwürdig, wie der fehlgeschlagene Angriff auf Dresden damals in den officiellen Blättern verschleiert worden; erst nach dem Siege von Kulm erschien über jenen Angriff, als sei nur eine große Recognoscirung beabsichtigt worden, eine oberflächliche Nachricht.

In der Darstellung des Rückzugs der böhmischen Armee ist es erfreulich, das Verdienst des Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher die Lage der Dinge klar erkannte und das Nothwendige durchsetzte, gehörig gewürdigt zu sehen; es ist neuerdings verkleinert worden, woraus der General von Hofmann in Koblenz, damals

Chef des Generalstabs beim Corps des Prinzen, Gelegenheit genommen, es durch schlagende Thatsachen nachzuweisen und zu bestätigen. Eigenthümlich ist die Schonung der russischen Garden, dieser ausgezeichneten Truppen, von der wir in der Schlacht von Kulm lesen. Als General Ostermann auf des Prinzen Bitte dem Commandirenden der Garden befahl, von seinen vier letzten Bataillonen noch zwei ins Feuer rücken zu lassen, erwiderte er:

Es ist meine Pflicht, Euer Excellenz sagen zu müssen, daß ich es beim Kaiser nicht verantworten kann, wenn ich es zugebe, daß hier die ganze Garde geopfert wird. Des Prinzen Schuld ist es, daß heute die kaiserliche Garde vernichtet wird. Er scheint aber heute noch nicht genug geopfert zu haben, er weiß noch einige Bataillone und will auch diese. Sind aber diese weg, so hat der Kaiser keine erste Gardedivision mehr. Meine Pflicht ist es aber, dem Kaiser wenigstens etwas von seiner Garde zu erhalten.

Und das war Jermolow, der sich später als Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen so berühmt und verdient gemacht hat! Zum Glück setzte der Prinz sein Verlangen durch und schlugen sich die Garden ihres alten Ruhms würdig. Vandamme's Untergang ist bekannt, ebenso, daß nicht er selbst, sondern Napoleon ihn verschuldet, weil er ihn ohne Unterstützung gelassen hat. Die Ursachen werden hier unparteiisch zu ermitteln gesucht und zum Theil auch in einem plötzlichen Unwohlsein des Kaisers gefunden, welches ihn im entscheidenden Augenblicke befiel und in Verbindung mit den eingegangenen Unglücksnachrichten von der Katzbach und Großbeeren der gewohnten Energie beraubte. Der auffallende Umstand, daß Mortier, der mit vier Divisionen Junger Garde in Pirna, nur 3½ Meile Chaussée von Nollendorf entfernt, nicht in Verbindung mit Vandamme geblieben, sodaß sich das Corps von Kleist unbemerkt einschieben konnte, wird möglicherweise aus einer Entfremdung zwischen beiden Feldherren erklärt, was wir dahingestellt sein lassen. Vandamme's Charakter ist gut geschildert; ebenso die Behandlung, die er als Gefangener zu erleiden hatte, sowol in Teplitz als auf dem Transport an die Grenze Sibiriens.

Erfreulicher als die Unternehmungen der böhmischen Armee sind die der schlesischen zu lesen, wo der Befehl ohne alle Einflüsse höchster und hoher Personen in Einer Hand lag und Blücher's Thatkraft und die Einsicht seines Hauptquartiers alle Schwierigkeiten, deren es auch hier genug gab, überwanden. Eine kurze, aber treffende Charakteristik der Unterfeldherren York, Sacken und Langeron dient dazu, diese Schwierigkeiten zu kennzeichnen. York schloß sich schroff ab; er glaubte Blücher seiner Stellung nicht gewachsen und nach Gneisenau's „Pfeife tanzend", der ihm wegen seiner Reformbestrebungen politisch verhaßt war und überspannt, unpraktisch erschien; Sacken war wegen seines Ungehorsams bekannt und Langeron hatte insgeheim Kenntniß von dem Kriegsplane von Trachenberg, wonach er Blücher's Hitze mäßigen wollte. Dessenungeachtet errang das schlesische Heer bedeutende Erfolge, was seiner Leitung zur höchsten Ehre gereicht. Man muß hier lesen, welche Hindernisse Langeron's ewige „Rückzugsgedanken" derselben in den Weg legten. Die Schilderung der Märsche und Gefechte, welche der Schlacht an der Katzbach vorangingen, wird auch dem nichtmilitärischen Leser eine richtige Anschauung geben; daß, wie der Verfasser sagt, die genannte Schlacht nach dem vorhandenen, wenn auch noch so detaillirten Material schwierig darzustellen ist, geht aus dem schlimmen Regenwetter hervor, in welchem sie geschlagen wurde. Dabei war auch Theilnehmern keine Uebersicht möglich. York erwiderte dem Adjutanten, der ihm den Befehl brachte, soviel vom Feinde auf das Plateau zu lassen, als er überwältigen könne: „Gehen Sie selbst hin und zählen Sie, bei dem Regen kann ich meine eigenen Finger nicht mehr zählen." Doch hat der Verfasser, um die einzelnen Gefechtsacte zu sichten, das Mögliche geleistet. Ob der alte Blücher, der sich hier mit gezogenem Säbel in das Reitergefecht, seiner Husarennaturtreu, gestürzt, gerade an der Spitze des brandenburgischen Ulanenregiments attakirt habe, ist an sich gleichgültig, doch hat Referent, welcher 35 Jahre in diesem Regiment gestanden und noch Alle, welche die Feldzüge überlebt, oft genug die Scenen derselben schildern gehört, von Blücher's persönlicher Anführung nichts vernommen. Höchst lebendig ist die letzte Katastrophe erzählt. Was Müffling unbegreiflicherweise in seinem „Aus meinem Leben" über die Bedeutung der Schlacht äußert, findet am besten seine Erledigung durch Thatsachen.

Dieser Sieg hatte trotz der kräftigen fünftägigen Verfolgung doch nicht den Einfluß auf den Krieg, welcher zu erwarten stand, weil das böhmische Heer an demselben Tage eine Niederlage erlitt. Fürst Schwarzenberg verlangte nach dieser sogar, daß ihm Blücher mit 50,000 Mann zu Hülfe komme, was aber der Alte, der mit seiner soldatischen Gradheit doch eine nicht unbedeutende Schlauheit wiederum als echter Husar verband, von sich abzulehnen wußte, indem er, den Vorwurf des Ungehorsams gegen den Oberfeldherrn zu umgehen, den Kaiser Alexander für diesen annahm und sich nach allen Seiten deckte, auch Schwarzenberg durch eine weitläufige Argumentation beschwichtigte, wobei er ihm doch, wenn er von Bennigsen's Reservearmee 12,000 Mann bekäme, einen Theil seiner russischen Truppen in Aussicht stellte. In dies Getriebe der sich kreuzenden Transactionen, von welchem reinfactische Schilderungen in der Regel wenig Notiz nehmen, muß man sehen, um zu begreifen, wie Napoleon sich gegen die gewaltige Ueberlegenheit seiner Gegner solange zu halten vermochte. Wir legen diesem Theile des Beitzke'schen Werks einen besondern Werth bei.

Ein Hemmniß ganz anderer Art waltete beim Nordheere durch die eigenthümliche Stellung, welche der Kronprinz von Schweden zur gemeinschaftlichen Sache einnahm. General Stewart, der englische Commissar in seinem Hauptquartiere, schrieb schon vor der Convention von Trachenberg an seine Regierung: „Der Prinz hat einen Kriegsmantel umgethan, aber seine Unterkleider sind von schwedischen und friedlichen Stoffen gemacht." Seine Soldaten verstanden ihn nicht, da er nur fran-

zösisch sprach, und faßten, als er fortwährend unthätig blieb, gegen ihn ein Mistrauen, dessen murrende Aeußerung, wenn er vor der Fronte erschien, kaum zu unterdrücken war. Nächst der Persönlichkeit des Prinzen ist mit Recht die Bülow's vom Verfasser ausführlich geschildert worden, denn er ist es allein, welcher die Ehre des Nordheers gerettet hat. Varnhagen's meisterhafte Biographie des Feldherrn, der keine Schlacht verloren, ist in Nr. 24 d. Bl. f. 1854 schon besprochen worden; der Verfasser gibt dieselbe auch als seine Quelle an.

Bei der Betrachtung der Operationen Oudinot's wird betont, daß die Hälfte seines Heers aus Deutschen bestanden habe, und die merkwürdige Unsicherheit, welche auch hier, wie überall, wo der Kaiser nicht selbst befehligt, geherrscht habe, daraus erklärt, daß alle Corpsbefehlshaber, gewohnt, unmittelbar vom Kaiser Befehle zu empfangen, die eines Gleichen, der über sie gesetzt worden, niemals pünktlich ausgeführt, sondern nach Gutdünken gehandelt haben. Die Schlachten des Nordheers oder vielmehr der preußischen Truppen desselben werden mit Interesse gelesen werden, wenn auch die Thatsachen mehr oder minder bekannt sind. Der Landwehr, aus welcher mit Ausnahme eines einzigen Regiments das ganze Tauenzien'sche Corps bestand, wird mit besonderer Auszeichnung gedacht; sie hat sich auch beim York'schen Corps in Schlesien gut geschlagen, aber die entsetzlichen Verluste, welche sie von 16,000 Mann auf 7000 herabbrachten, und die Noth, welche sie litt, sodaß sie zuletzt meist barfuß laufen mußte, bewogen Viele, als Schlesien befreit und somit die Grenze ihres Horizonts erreicht war, re bene gesta nach Hause zu gehen. Beim Nordheere hat sie sich aber stets mit glänzendem Ruhm bedeckt. Erfreulich ist es, daß der Verfasser auch der sächsischen Tapferkeit gerechte Anerkennung zollt. Wir beklagen es mit ihm, Deutsche gegen Deutsche fechten zu sehen, es ist leider der alte Fluch unsers Volks: Gott gebe, daß er endlich gesühnt und gelöst ist. Darum bleibt aber jede Tapferkeit rühmlich und der Nachsatz: „wenn von Ruhm in solchem Falle die Rede sein kann", befremdet. Wäre Feigheit hier mehr am Orte gewesen? oder Abfall? Als Soldat können wir uns nur mit General Sahr und bei Leipzig mit General Zeschau und der schweren Reiterbrigade, die ihrem Kriegsherrn, dem Könige, unbedingt gehorsam blieb, einverstanden erklären.

Dagegen theilt wol jeder Vaterlandsfreund die Entrüstung des Verfassers über das Bulletin des Prinzen, das die Schlacht von Großbeeren eine bloße Affaire nannte und sich hier wie bei Dennewitz den Sieg zuschrieb, weshalb noch jetzt in allen Lehrbüchern der Weltgeschichte, selbst in Rotteck's zu lesen steht: der Kronprinz von Schweden habe die Franzosen geschlagen. Es ist eine ernste Pflicht, die deutsche Jugend über diese Lüge aufzuklären. Bernadotte hat im Gegentheil Alles gethan, die Thatkraft der Preußen zu lähmen. Selbst das Gefecht von Hagelsberg, wo nur preußische Landwehr unter Hirschfeld gekämpft und allein im Dorfe 4000 Franzosen mit dem Kolben todtgeschlagen hat, wo eine ganze französische Division vernichtet wurde und nur ganz gelegentlich ein paar Hundert Kosacken auf drei sächsische Schwadronen attakirten, ist so entstellt worden, daß Berlin, die dankbare Hauptstadt, eine Denkmünze auf den Sieg mit der Inschrift prägen ließ: „Durch Tschernyschew und Hirschfeld." Tschernyschew hat jenen Kosackenangriff nicht einmal mitgemacht. Das ist deutsche Anspruchslosigkeit: dem Fremden immer die Ehre!

Die Schlacht von Dennewitz nennt der Verfasser die glänzendste nicht allein unter den dreien, welche allein durch preußische, also deutsche Waffen gewonnen worden, sondern des ganzen Kriegs. Sei es vergönnt, über den geschilderten Reiterangriff Tauenzien's, die beiden polnischen Ulanenregimenter betreffend, eine Berichtigung zu geben. General Okounew, als Zuschauer, nicht Theilnehmer, schildert den Moment sehr genau in seinem trefflichen „Examen raisonné sur les propriétés des trois armes". Noch ehe Bülow's erste Brigade in die Schlacht eingerückt, noch ehe jene Reiterattake begonnen war, gingen die beiden polnischen Regimenter gegen Tauenzien's Flügel, sich wie zur Schwärmattake auflösend, im Schritt vor. Eine preußische Husarenschwadron wurde entgegengeschickt, um die Absicht dieses räthselhaften Manoeuvre zu erkunden, der Rittmeister nahm den vierten Zug und Flanqueurs vor, als plötzlich bei den Polen „Marsch! Marsch!" commandirt wurde und sich die ganze Masse der beiden Regimenter im Schwarme mit solchem Ungestüm auf die Preußen stürzte, daß sie theilweise bis ins zweite Treffen brach und ein oder das andere Bataillon hier die Haltung verlor. Wäre dieser Moment von Ney mit andern Truppen gleich benutzt worden, so hätte er vielleicht für Tauenzien übel ablaufen können, aber die Unterstützung blieb aus und die braven Polen, jetzt von der Reiterei angefallen, wurden nutzlose Opfer ihres Muths. Aus der lebendigen Schilderung des Verfassers heben wir für Leser, denen Kriegsscenen fremd sind, noch eine hervor, welche die Gleichgültigkeit vor Gefahr in dem wilden Durcheinander eines Dorfgefechts zeigt. Mitten in Gölsdorf befand sich ein Brunnen. Vom Durste gemartert, lösten sich ganze Bataillone von beiden Theilen auf und umlagerten ihn, Freund und Feind gemischt, zu Hunderten, um zu trinken; weder Güte noch Gewalt konnte dem wehren, obgleich der Brunnen im wirksamsten Kartätschenfeuer stand!

In der Einleitung der zweiten Abtheilung wird die gegenseitige Lage nach den bisher geschilderten Ereignissen betrachtet. Bitter spricht sich der Verfasser dabei über den Nestor der gegenwärtigen Diplomaten aus: „Im Tractat von Teplitz vom 9. September ist schon wieder die volle, alte, engherzige, altspanisch-östreichische Politik Metternich's sichtbar, die, den Augen der Völker verborgen, im Dunkel der Cabinete waltet." Die Glossen, welche den Inhalt des Tractats begleiten, finden wir jedoch ebenso unbegründet als den Ausfall in Betreff der geheimen Artikel. Sind diese letztern ihrem Inhalte nach etwa ungerecht? Und können politische Verhandlungen immer gleich öffentlich gemacht werden, besonders hier,

wo die Fürsten des Rheinbundes noch im Spiele waren? Was wäre gewonnen worden durch ihre Publication? Das deutsche Volk kümmerte sich vorerst nur um den Kampf, um die Befreiung vom fremden Joch; die Herstellung der alten rechtmäßigen Throne — weiter enthalten jene geheimen Artikel ja nichts — verstand sich in der damaligen schlichten Meinung von selbst.

Folgen wir aber dem Verfasser wieder in den Krieg. Vielen Lesern, welche nur die allgemeinen Contouren und die Hauptschlachten desselben kennen, wird die Erzählung, wie Napoleon nach der Schlacht von Dresden von der Verfolgung des böhmischen Heers abgelassen und sich wieder gegen Blücher gewandt, welche Gefechte dabei geliefert worden, z. B. das für die Verbündeten unglückliche Reitergefecht bei Reichenbach, neu sein, interessant wiederum die kluge Weise, auf welche sich Blücher dem zweiten Ansinnen, jetzt mit seinem ganzen Heere nach Böhmen zu marschiren und sich mit der Großen Armee zu vereinigen, zu entziehen wußte. Was wäre ohne ihn aus dem Feldzuge geworden! Aber auch seinem Vertrauten, Major Rühle von Lilienstern, der die zarte Angelegenheit so geschickt ordnete, alle Ehre! Der Verfasser nennt ihn nach dem Zeugniß von Genossen die Seele des Blücher'schen Hauptquartiers nach der Schlacht an der Katzbach. Wer diesen ausgezeichneten Mann, einen der vielseitig gebildetsten Militärs, den das preußische Heer je besessen, gekannt hat, wird das glauben. Er stand zuletzt als Generalinspecteur dem Militärbildungswesen vor; sein „Handbuch für Offiziere" (1817) ist noch jetzt mit Recht hochgeschätzt und ein reicher literarischer Hort, aus ernsten historischen Forschungen geschöpft, ruht noch ungehoben in seinem Nachlaß. Als er damals im September 1813 die Genehmigung aller Vorschläge Blücher's von Teplitz zurückbrachte, wurde das Schreiben, das den Feldmarschall auch zum Rechtsabmarsch über die Elbe ermächtigte, um in Betracht der Persönlichkeit des Kronprinzen von Schweden das Nordheer zu entscheidenden Unternehmungen mit fortzureißen, aus triftigen Gründen vernichtet. Wir bemerken dazu, daß nicht die Persönlichkeit, sondern die Politik des Kronprinzen diese Unternehmungen hinderte. Napoleon's Urtheil: „Il ne fera que piaffer!" ist nicht richtig übersetzt; piaffer heißt nicht „stolze Bewegungen machen", sondern „auf der Stelle treten" und ist ein Ausdruck der Reitkunst, der auch auf deutschen Reitbahnen für diese Lection von Schulpferden üblich ist. Man kann übrigens Bernadotte's Kriegführung nicht passender charakterisiren. Napoleon selbst war während des September fast zu einer ähnlichen durch das Verhalten der Verbündeten, die einer Schlacht auswichen, gezwungen, bis endlich der längst beschlossene Linksabmarsch der Großen Armee, der wieder bis zur Ankunft der „polnischen", weil aus Polen kommenden, Reservearmee Bennigsen's vertagt worden war, ihn nöthigte, die Elbe und seinen Stützpunkt Dresden aufzugeben. Interessant ist der kurze Blick, den uns der Verfasser auf die Parteigänger und ihre Thaten sowol hier als beim Nordheere werfen läßt. Warum er diese meist aus sehr disciplinirten Truppen bestehenden Streifcorps „Freischaren" nennt? Colomb hat, wie sein Tagebuch beweist, schon damals, wo diese Benennung noch nicht den jetzigen übeln Beigeschmack hatte, dieselbe ausdrücklich verworfen! Ebenso wüßten wir keinen Unterschied zwischen Parteigänger und Partisan zu machen, was hier gesondert erscheint. Der Beschreibung des Elbübergangs und der Schlacht bei Wartenburg wird eine Schilderung der Oertlichkeit vorangeschickt und für Nichtmilitärs zugleich ungemein faßlich gesagt, inwiefern die Stelle bei Elster alle Ansprüche erfüllte, welche man an einen zum Flußübergang günstig zu nennenden Punkt macht. Der Verfasser nennt den Kampf bei Wartenburg, abweichend von seiner gewöhnlichen Bezeichnung Treffen, eine Schlacht; er spricht sich nicht darüber aus, warum, wir erkennen aber die Gründe, welche ihn dazu bewogen haben müssen, vollkommen an; Wartenburg hatte die volle Wichtigkeit einer Schlacht, und es ist erfreulich, überall einer selbständigen Anschauung und Behandlung des Stoffs zu begegnen. Unparteiisch läßt er auch hier wieder dem Feinde, allen Traditionen aus der Zeit bittern Hasses entgegen, Gerechtigkeit widerfahren, so dem Könige Hieronymus von Westfalen. Unsern Lesern, die das Werk nicht gleich zur Hand haben, theilen wir noch ein Geschichtchen vom alten Blücher mit, welches der Verfasser vom Dichter Fouqué erfahren, dem der Alte seinen „dummen Streich" selbst erzählt hat.

Ein Landwehrbataillon, an der Brücke etwas in Unordnung gerathen, konnte nicht recht mit dem Uebergange zustande kommen. Blücher fuhr auf dasselbe los und schrie: „Ihr Sch.....zeug, ihr scheint keene Lust zu haben, dadrüben anzubeißen, aber euch soll das Donnerwetter regieren; wenn ihr nicht fort macht, laß' ick Feuer uf euch geben!" Das Bataillon bedeckte sich in der Schlacht mit Ruhm. Als nun am andern Tage der siegreiche Feldherr sich vor der Fronte der Truppen zeigte, jubelte ihm Alles entgegen, nur dies Bataillon allein blieb stumm. Blücher fühlte, daß eine Reparation nothwendig war. Er wendete wieder zu dem Bataillon um und sagte: „Aberst Kinder, seid doch keene dumme Deuwels nich, und gloobt, dat ick dat gestern im Ernst gemeent habe. Ick weeß, dat ihr alle düchtige Kerls seid, ick habe ja man gespaßt." Ein schallendes Hurrah und unmäßiger Jubel war die Antwort.

Den Unternehmungen des abgesonderten Theils des Nordheers an der Niederelbe wird ein besonderer Abschnitt gewidmet. Grade diese weniger bekannten Thatsachen lesen wir gern; wir erfahren, daß in dem Gefecht an der Göhrde zum ersten male in diesem Kriege Congreve'sche Raketen angewendet worden, welche großen Schrecken verbreitet; wir hören mit Antheil, daß hier Eleonore Prochaska, 21 Jahr alt, gefallen, die in Männerkleidung unbekannt bei den Lützower Jägern eingetreten: erst bei ihrem Tode wurde ihr Geschlecht entdeckt. In den folgenden Abschnitten trifft der Stoff mit demjenigen zusammen, welcher vom Obersten Aster in seinem auch in Nr. 28 d. Bl. f. 1853 besprochenen Werke „Die Schlachten und Gefechte von Leipzig" selbständig behandelt worden ist. Dies letztere, welchem das früher

nicht zugängliche östreichische Kriegsarchiv seine Schätze zur Benutzung geöffnet, weicht in manchen Angaben von Beitzke's den bisherigen Quellen folgender Darstellung ab. Der Verfasser hat sich begnügt, diese Verschiedenheit zu bemerken, ohne sie kritisch zu vermitteln, was allerdings eine neue und weitläufige Arbeit verursacht haben würde. Wie er stets den Lesern möglichst charakteristisch nicht blos die Thatsachen, sondern auch die Zustände und die handelnden Personen vor Augen führt, erzählt er auch hier die Sendung Rühle's von Lilienstern zum Kronprinzen und gibt uns das Gespräch zwischen Beiden wörtlich, berichtet über das Verhältniß zwischen Blücher und York, eisenfeste Charaktere Beide, die sich nicht vertragen konnten, und theilt den Brief mit, welchen Letzterer an den Feldmarschall schrieb, als dieser seinen Wagen, der gegen Befehl zwischen den Colonnen fuhr, hatte verbrennen lassen. Im preußischen Heere waren früher noch andere sonderbare Mittheilungen bekannt, die sich Beide zuweilen durch die Adjutanten mündlich gemacht, von Blücher's Seite nicht ohne den ihm eigenen derben Humor.

Weniger ansprechend als diese Seite des Werks erscheint es, wenn der Verfasser die Stellung der Monarchen zum Volke beurtheilt. „Eine Erhebung in Masse zu befehlen, würden aber die Verbündeten schwerlich unternommen haben, weil sie dies nur mit einem erhöhten Manifest von Kalisch gekonnt hätten und sie den Volksgeist mehr als den Feind fürchteten." Ist das wahr? Diese Anklage hätte doch wol eines unverwerflichen Documents zur Begründung bedurft, sie erscheint sehr, sehr modern und die folgende Stelle noch mehr: „Wollten sie den deutschen Stämmen im Norden nur die Rückkehr unter die Herrschaft ihrer frühern Duodezfürsten versprechen, so würden sie diese schwerlich zu großer Begeisterung hingerissen haben." Frage man doch nach in Hessen, Braunschweig u. s. w., ob sie die Rückkehr ihrer alten Fürsten, gleichviel ob Duodez oder Folio, nicht gewünscht, ob das deutsche Volk bei seiner Erhebung gegen die Franzosen überhaupt an etwas Anderes gedacht, als los- und draufzuschlagen. Ohne diesen Volksgrimm hätte man mit politischen Verheißungen schwerlich eine bedeutende Wirkung erzielt; was für die glorreiche Erhebung dann später dem Volke zutheil geworden oder nicht, ist Gegenstand einer andern Frage. Nur möchten wir im Interesse der historischen Wahrheit dagegen protestiren, Anschauungen vom allerjüngsten Datum auf jene Zeit zu übertragen und den Fürsten Beweggründe unterzulegen, an welche sie nicht gedacht haben. Unbegreiflich ist es, wie der Verfasser als Militär in der Proclamation des Fürsten Schwarzenberg an das gesammte Heer jene Verheißungen vermissen kann! Wann hätte ein Feldherr seine Soldaten vor einer Schlacht durch politische Verheißungen beglückt! Die Proclamation von Kalisch, an welche hier erinnert wird, war doch nicht etwa an die Armee gerichtet. Heer und Volk soll man freilich nicht trennen, aber daß man zu Soldaten anders spricht und sprechen muß, als zum Volke im Allgemeinen, wird man doch zugeben. Und dann die Hauptsache! „Kein Gedanke von einer Wiederaufrichtung Deutschlands in der Proclamation!" Was ging die Russen und Schweden das an? Der Aufruf war an das gesammte Heer gerichtet, von welchem nur etwa die größere Hälfte, wie der Verfasser selbst sagt, aus Deutschen bestand. Möge er uns kameradschaftlich diese Bemerkungen verzeihen. Deutschlands Macht und Ehre liegt auch uns am Herzen, aber darüber soll man nicht ungerecht werden. Was über die Unmöglichkeit jener Wiederaufrichtung gesagt ist, nachdem Baiern in dem Vertrage von Ried die absolute Souveränetät zugesichert worden, erledigt überdem den Vorwurf an die Proclamation, freilich um ihn noch schwerer auf andere Häupter zu laden. Die Belohnungen, welche General Wrede für die Schlacht von Hanau erhielt, geben allerdings ein merkwürdiges, kaum dagewesenes Beispiel. Der Verfasser sagt darüber:

General Wrede hatte sich brav, aber wie ein Anfänger geschlagen. Es ist das erste und einzige mal, daß er selbständig in einer Schlacht befehligt hat. Er hatte sie total verloren, und doch wurde er dafür schon damals und später belohnt, wie kaum jemals ein glücklicher Feldherr zuvor: mit Orden, Tröstungen, persönlichem Besuch der Monarchen, in kurzer Zeit mit der Feldmarschalls- und Fürstenwürde und mit Dotationen, wogegen die, welche Blücher erhielt, ärmlich zu nennen war.

Die letzten Abschnitte im zweiten Bande schildern noch den Festungskrieg der Verbündeten, den Zug des Kronprinzen von Schweden gegen Dänemark, die innern politischen Verhältnisse, wobei aus den „Lebensbildern" sehr schwarze Schlagschatten auf die süddeutschen Fürsten fallen, und die Centralverwaltung über die augenblicklich herrenlosen Länder unter Stein. Was wir über die Hospitalverwaltung, die bei der Masse von Kranken und Verwundeten so nöthig war, lesen, empört das menschliche Gefühl. So war es den würtembergischen Behörden bei schwerer Strafe verboten, andere Soldaten als Würtemberger aufzunehmen, den Aerzten, ihnen hülfreiche Hand zu leisten, den Ortsgeistlichen sogar unter Androhung sofortiger Gefangensetzung auf den Hohenasperg untersagt, Sterbenden, die nicht Würtemberger waren, den letzten geistlichen Trost zu spenden! Die Gründe dafür? Nur Eifersucht auf fremde Einmischung? Undenkbar! Dorow's Werk ist diesen traurigen Bildern zugrunde gelegt; er mag die Gründe verantworten, die er namentlich den bairischen Behörden unterschiebt.

Der dritte Band, welcher den Feldzug von 1814 umfaßt, ist mit dem Ganzen durch die fortlaufende Nummer VII seines einzigen Buchs in unmittelbare Verbindung gebracht; er führt dasselbe allgemeine Motto aus Schiller's „Jungfrau", noch immer mit dem versverstümmelnden Absatze, der wol hätte beseitigt werden können. Außerdem hat, wie schon früher bemerkt, jedes Buch noch sein besonderes, immer sehr glücklich gewähltes Motto; so das sechste folgendes von Arndt:

Solange rollt der Jahre Rad,
Solange scheint der Sonnenstrahl,
Solange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die leipziger Schlacht.

Möchte es nur wahr sein! Das siebente Buch trägt aus Schiller's Siegesfest an der Stirn: „Ausgelitten, ausgerungen" u. s. w. Es beginnt mit einer Darstellung der Schwankungen über Frieden oder Krieg, welche bei den Verbündeten obgewaltet und sich anfangs eher zum Frieden geneigt, bis Napoleon's unbestimmte Antwort auf die ihm gestellten höchst günstigen Anträge und seine gewaltigen Rüstungen die Fortsetzung des Kriegs herausgefodert, für welche schon der alte Blücher in mehr als derben Ausdrücken förmlich gewüthet hatte. Dann wird die gegenseitige Lage geschildert und dabei bemerkt, daß die ungeheuern Streitkräfte, welche Napoleon nach Rußland geführt, 1814 noch überboten worden sind. Diesmal scheiterte die rastlose Thätigkeit, welche der Kaiser wiederum entwickelte, um ein neues großes Heer aufzubringen, an der Erschöpfung Frankreichs und auch an der Zeit, da die Verbündeten früher, als seine Rüstungen zu beendigen möglich war, schon die Grenzen überschritten. Dem Feldzug der Großen Armee ist in der Darstellung die Eroberung von Holland durch den General Bülow vorangeschickt, um den Zusammenhang später nicht zu unterbrechen, womit der Leser vollkommen einverstanden sein wird, da sie ohnehin früher begann. Bülow hatte sich in Hannover endlich vom Kronprinzen losgemacht und war ermächtigt worden, gegen die Yssel vorzugehen und, wenn er hier eine Festung schwach besetzt fände, eine Unternehmung darauf zu wagen. Diese geringe Vollmacht dehnte Bülow ungesäumt darauf aus, ganz Holland auf eigene Faust zu erobern. Wir finden die Anordnung des Verfassers, die interessanten Begebenheiten dieses Unternehmens vorweg zu erzählen, um so zweckmäßiger, als sie, nach den Hauptschlägen des Kriegs vorgetragen, den Antheil des Lesers nicht mehr in dem Grade erregen, als sie verdienen. Dann wird der Einmarsch des böhmischen und schlesischer Heers in Frankreich dargestellt, und wie die Friedensliebe im Großen Hauptquartier wieder die Oberhand gewonnen, je weiter man vorgerückt. „Ohne die Festigkeit des Kaisers Alexander, wachgehalten durch Stein, Münster und Pozzo di Borgo, ohne das unauslöschliche Feuer von Blücher, dessen stehende Rede war: «Der Kerl muß herunter!», Gneisenau, die Prinzen Wilhelm und August, ohne die Anstrengungen und die Tapferkeit des schlesischen Heers würde Napoleon Kaiser geblieben und wahrscheinlich als mächtiger Sieger auch aus diesem Kriege hervorgegangen sein." Doch sagt der Verfasser, daß auch der König von Preußen im Allgemeinen für Fortsetzung des Kriegs gewesen. Gleichwol war der Krieg im Laufe des Januar förmlich zum Stillstand gekommen, bis Napoleon die Initiative ergriff, indem er am 25. Januar nach einem Abschiede von der Kaiserin und seinem Sohne auf Niewiedersehen Paris verließ, um sich mit seinem Heere von Châlons aus zwischen Blücher und Schwarzenberg zu werfen. Aber er konnte deren Vereinigung nicht mehr hindern. Die Schlacht von Brienne ist wieder sehr lebendig geschildert, der Leser wird mitten in die kriegerischen Scenen versetzt, er sieht den alten Feldmarschall, wie er, im Schloß überfallen, sich der französischen Gardecavalerie mit dem Säbel in der Faust entgegenwerfen will, wie Sacken, schon halb gefangen, sich rettet, wie auf der andern Seite Kosacken sich in Napoleon's Gefolge mischen und der Kaiser selbst den Degen zieht, sein ganzes Gefolge zu Schwert und Pistole greifen muß, um die zudringlichen Gäste zu verscheuchen. Blücher zog nach der Schlacht auf die Große Armee zurück, und merkwürdig ist es allerdings, wie der Verfasser hervorhebt, daß ihm zu der nun folgenden Entscheidungsschlacht freiwillig der Oberbefehl von dem Oberfeldherrn Schwarzenberg abgetreten und dieser selbst müßiger Zuschauer wird. Ob die Erklärung des Verfassers über die Absichtlichkeit der (nach Prokesch von Osten) geäußerten Zweifel Blücher's am Siege richtig ist, lassen wir dahingestellt; es sieht allerdings dem alten Husaren sehr ähnlich, daß er Schwarzenberg hat „bange machen" wollen, um vorgeschoben zu werden. Denn von seinem Heere war nur ein einziges Corps (Sacken), nur Russen, nicht eine einzige Compagnie Preußen bei der Schlacht von La Rothière, vom böhmischen Heere dagegen drei Corps, nebst den Garden und Grenadieren. Wie kam also Blücher zum Oberbefehl? Schwer genug wurde es ihm übrigens auch noch in der Schlacht gemacht durch die Einmischung des Kaisers Alexander, welche der Verfasser aus Müffling's hinterlassenem Werke darstellt. Er siegte jedoch, und wäre ihm auch die Benutzung des Siegs überlassen geblieben, so würde wahrscheinlich kein zweiter mehr nöthig gewesen sein. Denn der Eindruck der Niederlage war sowol auf das geschlagene Heer als auf die kriegsmüde Nation überwältigend, und die Agenten der Bourbons, die sich längst wieder regten, verfehlten nicht, denselben zu benutzen. Selbst das Abzeichen der weißen Binde, welche jeder Soldat der so vielfach zusammengesetzten verbündeten Truppen am Arme trug, mußte ihnen als Manifest für die Absichten der hohen Monarchen dienen: weiß war bekanntlich die Farbe der Bourbons. Aber der Sieg wurde nicht benutzt. Der Verfasser sagt über die folgenden Ereignisse:

> Die Gebrechen einer Coalition und eine völlig diplomatische Kriegführung erzeugten hier die seltsamsten Wirkungen. Man hatte den Feind geschlagen und konnte ihn durch Verfolgung vernichten. Man that dies nicht und ließ ihn entschlüpfen. Man wartete und ließ dem Feinde wie geflissentlich Zeit zur Erholung. Man theilte sich dann und setzte sich der Gefahr aus, einzeln geschlagen zu werden, wie es denn auch wirklich geschah. Das Leichte vermied man und wählte das Schwerere. Und dasselbe Schauspiel werden wir später noch ein mal erneuert sehen.

Diesen Ausspruch zu belegen, dienen die Thatsachen. Dabei wird auch den kleinern Gefechten, welche oft interessantere Scenen bieten als Hauptschlachten, ihr Recht gegeben. Z. B. das von La Chaussée, die Einnahme von Châlons mit der Champagnerflut, welche dabei mit-

ten im Kampfe vergossen worden. Freund und Feind hatte dabei geholfen, an 50,000 Flaschen die Hälse (im eigentlichen Sinne des Worts) zu brechen. Referent erinnert sich, darüber aus dem Tagebuche seines alten tapfern Regimentsarztes Dr. Spaltholz (er trug das Eiserne Kreuz der Combattanten) ein allerliebstes Genrebild gehört zu haben.

Für die Fortsetzung des Feldzugs, nach den Erfolgen, welche Napoleon im Februar gegen die getrennten Heere errungen hatte, war der Beschluß eines Kriegsraths, der am 25. Februar in der Wohnung des Königs von Preußen gefaßt wurde, von Wichtigkeit; er machte Blücher ganz unabhängig, vertraute ihm noch zwei Corps und die Unternehmung auf Paris an und rettete so den Ausgang des Kriegs. Der Verfasser ist im Allgemeinen dem bekannten Werke von Damitz gefolgt, weil es auf Mittheilungen des Generals von Grolman, eines der hervorragendsten Offiziere in Blücher's Hauptquartier, begründet ist, aber er läßt sein eigenes Urtheil nirgends gefangennehmen und berichtigt nach später zugänglich gewordenen Quellen manche dort enthaltene Angabe. Möchten nur Gneisenau's längst versprochene Memoiren bald veröffentlicht werden! Dadurch würde der militärischen Kritik noch manche ausgleichende Mittheilung zufließen, besonders über die Zustände der Heeresleitung, als Blücher erkrankt war. York hatte sich, als er den Sieg bei Laon nicht verfolgen durfte, ergrimmt in seinen Reisewagen gesetzt und nach feierlichem Abschiede sein Corps verlassen. Vor dem Kriegsgesetz war er strafbar, Blücher jedoch, so schlecht er mit ihm gestanden, entschloß sich ihm zu schreiben. Der Brief lautete buchstäblich: „alter waffengefehrte, verlassen sie die armeh nicht, da wir an sihl sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so balde der kampff vollendet.“ York wurde dadurch und durch ein anderes Schreiben des Prinzen Wilhelm zur Rückkehr bewogen. Dem Friedenscongreß von Châtillon ist, nach den besten neuern Quellen bearbeitet, ein eigener Abschnitt gewidmet; möge ihn kein Leser überschlagen! Er gibt Aufklärung über die Diplomatie jener Zeit, welche auch die Kriegführung bedingte. Dann folgt die Darstellung des letzten Acts in dem verhängnißvollen Kampfe: der Zug Napoleon's in den Rücken der Verbündeten, der Marsch beider Heere auf Paris, die dabei vorgefallenen Gefechte, endlich die Schlacht von Paris; den Beschluß machen die Vorgänge bis zur Abdankung Napoleon's und ein allgemeiner Rückblick, an welchen dann die Ergebnisse des großen Kampfs geknüpft werden.

In dieser letzten Ueberschau, die auch die Gegenwart in den Kreis der Betrachtung zieht, spricht sich des Verfassers warme Gesinnung für unser Vaterland am edelsten aus. Wir misverstehen ihn nicht, wenn er zuletzt von der Naturnothwendigkeit spricht, den fehlgeschlagenen Versuch zur Einigung mit verstärkten Kräften zu wiederholen, denn wir wissen, daß er nirgends der Revolution das Wort redet, sondern nur den gesetzlichen Weg meint. Theilen wir auch seine politischen Ansichten nicht immer, finden wir seine Aeußerungen über manchen Staat und manche Persönlichkeit zu herb und schroff, so sagen wir ihm doch aufrichtigen Dank für sein Werk, dessen Vorzüge und leitenden Gedanken zu verfolgen uns eine wahre Freude bereitet hat, und empfehlen es in weitesten Kreisen, nicht zu flüchtiger Lectüre, sondern zu einem Hausschatze der anziehendsten Belehrung über die schöne und gewaltige Zeit, um deren Gedächtniß frisch zu erhalten, auch dann noch, wenn längst der letzte Theilnehmer an den Freiheitskriegen begraben sein wird.

Karl Gustav von Berneck.

Schilderungen aus Ceylon und Ostindien.

Tropische Skizzen, oder Erinnerungen eines indischen Journalisten von William Knighton. Deutsch von M. B. Lindau. Dresden, Kuntze. 1856. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Briten haben für Schilderungen aus der sichtbaren Welt, für objective Darstellungen aller Art ein ganz besonderes Geschick. Sie schildern, ohne sich dabei Reflexionen zu überlassen, die, mit dem vollen Ausdruck der Subjectivität gestempelt, sich selbstsüchtig, wie so häufig bei uns Deutschen, auf Kosten des schildernden Theils geltend zu machen suchen; aber sie wissen in einer Weise zu erzählen, daß die Schilderung selbst reichen Stoff zur Reflexion enthält, die anzustellen dem Leser überlassen bleibt. Es ist Alles in Allem die große Kunst der Veranschaulichung, die vorzugsweise dem britischen Erzähler zugebote steht und deren Mangel dem britischen Leser die Lectüre der Erzählungen anderer Nationen so oft ungenießbar macht. Uns Deutschen pflegen die Briten diesen Mangel wie die Ueberfülle subjectiver Betrachtungen besonders gern vorzurücken. Jene Veranschaulichungsgabe steht auch dem Verfasser der „Tropischen Skizzen“, der sich früher schon durch ein größeres, in zweiter Auflage erschienenes Werk über Ceylon: „Forest life in Ceylon“, vortheilhaft bekannt gemacht, in beneidenswerthem Grade zugebote. Der Verfasser hatte in sehr jungen Jahren die Redaction der singalesischen Zeitschrift „Herald“ geführt, die in Colombo, der Hauptstadt von Ceylon, erschien, und zwar wöchentlich nur zwei mal, „sodaß ich“, schreibt der Verfasser, „hinreichende Zeit hatte, Leitartikel zu verfassen, Correcturen zu besorgen, Briefe an mich selbst zu schreiben, sie in den hierzu bestimmten Spalten zu beantworten, Antworten an fingirte Correspondenten zu erlassen und alle die andern Geschäfte des Redacteurs einer sich ziemlich breit machenden Colonialzeitung zu verrichten“. Von hier begab er sich nach Kalkutta, um einer Anzahl gebildeter junger Männer in den obern Classen des Hindu-College Vorlesungen über Geschichte und Logik zu halten. Aber, wie er selbst gesteht, „wer einmal Herausgeber einer Zeitung gewesen, kann später das Schreiben so leicht nicht wieder lassen“. Er schrieb für die „Calcutta review“ über Confucius und Lord Wellesley, für die „India sporting review“ über Alligatoren- und Elefantenjagden und für eins der Tageblätter über Politik und den Krieg mit den Sikhs, wobei er gelegentlich bemerkt, daß für eine kalkuttaer Zeitung ein Absatz von 1000 Exemplaren schon ein ziemlich bedeutender sei. Später wurde er selbst Redacteur eines neubegründeten Tageblatts, welches der Ankündigung nach mit einer Dampfpresse gedruckt werden sollte. Dies war jedoch nur ein Puff, denn die angebliche Dampfpresse war nichts weiter als eine gewöhnliche Handpresse. Als dies bekannt wurde, fehlte es natürlich in den andern Blättern nicht an den boshaftesten Ausfällen, aber dem Verfasser war es doch gelungen, das Blatt in Schwung zu bringen, sodaß es, als er die Ueberlandreise nach Europa antrat, „noch immer in voller Jugendfrische blühte“.

Die Schilderungen des Buchs betreffen die für den Europäer so interessanten wunderbaren Länder Ceylon und Ostindien, dann die Rückreise über Aden. Alles ist mit lebendigem, kräftigem Pinsel dargestellt, möge Knighton nun die Sunderbunds schildern, jene von giftigen Schlangen aller Art wimmelnden sumpfigen Landstriche an den Mündungen des Ganges, in denen das Miasma der Cholera ausgebrütet wird, oder die Menschen, Sitten und Lebensgewohnheiten in Kalkutta, der „Stadt der Paläste", oder eine Dampffahrt auf dem Ganges, oder seinen Aufenthalt in Delhi, oder seinen Besuch auf Tristan d'Acunha, wo „König Glaß", ein ehemaliger Corporal, über ein kleines Völkchen als Monarch, Oberrichter, Priester und nebenbei Schulmeister gebietet und das Muster eines wahrhaft patriarchalischen Colonialregiments eingerichtet hat. Die unvergleichlich interessantesten Mittheilungen des Buchs waren für uns jedoch die über den Ursprung, das Wachsthum und den Fall des Sikhreichs. Obschon wir für unsere Person mit umfangreichern wörtlichen Auszügen in d. Bl. aus Grundsatz ziemlich sparsam sind, so können wir uns doch nicht versagen, die Erzählung einer dem Sturz des Sikhreichs kurz vorhergehenden Episode hier mitzutheilen, die im Auszuge zu viel von ihrem Interesse verlieren würde. Sie betrifft die kurze Herrschaft und den Ausgang Scher-Singh's, der im Jahre 1841 auf den Thron gelangt war. Er war ein angeblicher Sohn des großen Rundschit-Singh, liebte bis zum Uebermaß starke Getränke und die Jagd und überließ die Regierungsgeschäfte dem tapfern, umsichtigen, kräftigen, aber wilden Bezier Dhyan, der einmal, wie der Verfasser berichtet, mit dem Günstling eines frühern Nachfolgers des Rundschit kurzen Proceß gemacht hatte, indem er in das Dunbar des Königs mit entblößtem Schwerte eindrang und dem Günstling mit einem Streiche das Haupt vom Rumpfe trennte. Den Ausgang Scher-Singh's wie Dhyan's schildert der Verfasser wie folgt:

„Der Ausschweifende hatte vorzugsweise zwei Genossen, die er zärtlich liebte; sie hießen Lena und Ajit und bildeten mit ihrem Herrn ein sehr würdiges Kleeblatt. Aber selbst die besten Genossen können beim Becher in Streit gerathen, und als Scher immer rücksichtsloser und ausgelassener wurde und immer mehr eben nur that, was ihm beliebte, bedrohte er bei dieser und jener Gelegenheit das Leben seiner theuern Freunde, von welchen er sich, wie mehrfach versichert ward, niemals, weder bei Tag noch bei Nacht trennte. Die in der Trunkenheit ausgestoßenen Drohungen eines Mannes, der die Macht hat, sie auszuführen, sind jedoch nicht geringzuachten, und Lena und Ajit beschlossen endlich, sich des Tyrannen zu entledigen, ehe er sich ihrer entledigte. Und wir wollen sehen, mit welcher Schlauheit sie hierbei zuwerke gingen.

Scher ohne Dhyan's Zustimmung zu ermorden, würde für die Verschworenen selbst sicherer Tod gewesen sein. Sie ließen es sich daher eifrigst angelegen sein, diese Zustimmung zu erlangen, und veranlaßten Scher eines Tags, als er eben völlig berauscht war, den Befehl zu Dhyan's Hinrichtung zu unterzeichnen. Mit diesem von dem König eigenhändig unterschriebenen Befehle in den Händen kamen sie zu Dhyan. Zunächst sprachen sie von Dem, was Dhyan für Scher gethan, wie er diesen unwürdigen Schlemmer auf den Thron erhoben und ihn auf demselben erhalten hatte, und erweckten auf diese Weise in dem Herzen des Ministers einen sehr hohen Begriff von der Dankbarkeit, die Scher ihm schuldete. Dhyan war mit allen diesen Hindeutungen einverstanden und mochte sich ohne Zweifel wundern, was mit dieser eigenthümlichen Vorrede eingeleitet werden sollte. Hierauf äußerten sie, daß der König nicht dankbar sei und Dhyan hasse. «Unmöglich!» rief der Minister. «Weshalb sollte er mich hassen?» Wie hätten sie das wissen sollen; aber die Thatsache war unzweifelhaft. Dhyan blieb noch immer ungläubig; er wollte es nicht glauben. Es ist jedenfalls ein nichtswürdiger Scherz, dachte er. Da zeigte man ihm den verhängnißvollen Befehl. Dhyan betrachtete ihn mit Erstaunen. Ja, es war des Königs Unterschrift, das war nicht zu bezweifeln. «Aber er hat jedenfalls nicht die Absicht, ihn vollziehen zu lassen, sonst würde das Siegel beigedrückt sein», sprach er. «Es ist seine Absicht, das Siegel beizudrücken», versicherten ihm die Verschworenen. In diesem Falle muß ich auf das Schlimmste vorbereitet sein, dachte Dhyan. Dhyan und die beiden Freunde kamen nun sogleich überein, daß dieser, sobald das Siegel beigefügt wäre, augenblicklich Nachricht erhalten sollte, daß Lena und Ajit fortan seine Freunde sein und daß sich alle Drei gegen den trinkenden und jagenden König vereinigen sollten.

Mit dem Erfolge ihres Plans soweit befriedigt, kehrten Lena und Ajit zu dem König zurück, scheinbar seine vertrauten Freunde, im Stillen aber auf sein Verderben sinnend. Er mußte seinen Gefährten das Versprechen geben, am andern Morgen Ajit's Truppen zu mustern. Es begann das gewöhnliche Schmausen, dem das übliche Gelage folgen sollte. Wie gewöhnlich wurden hierbei die tanzenden Mädchen eingeführt — es herrschte allgemeine Lust und Heiterkeit; der König war in der fröhlichsten Stimmung und seine beiden theuern Freunde zeigten sich als die herzlichsten Genossen. Endlich gewann wie gewöhnlich Trunkenheit die Oberhand, nur Lena und Ajit blieben davon unberührt; sie hatten sich weise nüchtern zu erhalten gesucht, während Scher seine Besinnung ertränkt hatte.

Der günstige Augenblick war gekommen. «Du hast vergessen, ruhmvoller König, diesem Befehle dein Siegel beizufügen», sprach Lena zu dem trunkenen Monarchen. «Ach belästigt mich nicht mit Geschäften», rief Scher. «Mehr Musik und mehr Tanz. Dieser Wein — dieser Wein ist für die Houris nicht zu schlecht.» Die Becher wurden wieder neu gefüllt, Musik und Tanz begannen aufs neue und Scher versank schnell in völlige Bewußtlosigkeit. «Aber das Siegel, mein gnädigster König», erinnerte Lena demüthig. «Der Sklave wartet auf das Siegel.» «Du bist ein Plagegeist — du wirst eines Tags noch deinen Kopf verlieren, wenn du mich in dieser Weise belästigst», rief Scher. «Wie heißt diese leicht gekleidete Hexe mit den schönen Armen — Hunda — ja Hundawarra. Ich werde bald meinen eigenen Namen vergessen.» Mit diesen Worten nahm der trunkene König, nach der Tänzerin stierend, seinen Ring vom Finger. Der Hinrichtungsbefehl hatte nun volle Gültigkeit. Dhyan's Tod war entschieden. Wir haben nun Beides, Unterschrift und Siegel, dachten die Verschworenen, als der König sie wie blödsinnig ansah. «Was — was war das für ein Befehl?» fragte er stammelnd. «Der Befehl zur Hinrichtung des Sklaven, der gestern einen der Jagdhunde getödtet hat. Erinnerst du dich?» sprach Ajit. «Ach ja — ja. Und hört Ihr, ja, Ajit — laßt ihm — ja laßt ihm die Haut abziehen — ja, ja — und ich will es sehen, ich will es sehen.» Mit diesen Worten wendete sich der König wieder zu der bezaubernden Hundawarra, die seinen umnebelten Blicken ihre ganze Anmuth und ihre wirklichen Reize zeigte. In wenigen Augenblicken war er schwer athmend in einen lethargischen Schlaf versunken. Er wurde für die Nacht der Pflege und Obhut der Tänzerinnen überlassen; die Musik verstummte allmälig und die Verschworenen erhoben sich, um Dhyan aufzusuchen.

«Wir haben Euch gesagt, daß das Siegel beigefügt werden würde. Sehet hier», sprachen sie. «Dann ist keine Zeit mehr zu verlieren», sprach Dhyan, den Befehl betrachtend und in seiner Hand behaltend. «Gebt uns Erlaubniß, einen schriftlichen Befehl, und wir befreien noch morgen Lahore von seinem Tyrannen», versicherten Lena und Ajit. «Ihr sollt ihn haben», antwortete Dhyan und in wenigen Minuten gingen die zwei Freunde des Königs mit dem verlangten Document hinweg.

Es war spät am andern Morgen, als der König sich anschickte, sein Versprechen hinsichtlich der Musterung der Truppen seines Günstlings Ajit zu erfüllen. Außer den Verschworenen von zwei Dienern begleitet, ritt er durch das Thor der Stadt nach dem Paradeplatze und stieg bei einem Garten vom

Pferde, in welchem seinem Sohne Pertaub gehörige Zelte aufgeschlagen waren. Das Corps, welches Ajit kürzlich ausgehoben hatte, stand in der Nähe und war bereit, seinem General im Nothfall zu Hülfe zu eilen.

Während Scher-Singh in einem der Zelte einige Erfrischungen zu sich nahm und offenbar die Nachwirkungen der kaum verschlafenen Trunkenheit zu vertilgen suchte, brachte Ajit einen schönen Kasten mit einer neuen englischen Büchse herbei, die er dem König zeigte, der ein Kenner solcher Dinge war. Scher nahm sie in die Hand; fügte den Lauf an den Schaft und prüfte das Visir. «Sie ist geladen», sprach Ajit ruhig. Der König gab sie einem der Diener seines begünstigten Freundes, der zu diesem Behufe in der Nähe stand, und befahl ihm, sie außerhalb des Zeltes loszuschießen. Ajit gab das Zeichen, die Büchse entlud sich, aber ihre Kugel drang in die Brust des unwürdigen Königs. Es blieb ihm nur Zeit zu einem einzigen Ausruf: «Was hast du gethan, Schuft!» Dann verschied er, denn die Kugel war trefflich gezielt gewesen. Ajit trennte mit eigener Hand seines Herrn Haupt vom Rumpfe.

Aber was that Lena mittlerweile? Er hatte ebenfalls ein Menschenhaupt zu erbeuten. Scher's Sohn, Pertaub, verrichtete eben seine Andacht, als Lena in seine Gemächer trat, denn er glaubte, im Widerspruch mit seinem Vater, an andere Dinge als Jagen und Trinken. Lena's Garde war an allen Zugängen des Palastes vertheilt, während Pertaub's Dienstleute abwesend waren. Mit dem entblößten Schwerte plötzlich auf ihn eindringend, streckte er ihn nieder und schlug ihm den Kopf ab. Mit diesen zwei Köpfen, als Zeugen ihres Gehorsams, ausgestattet, kamen Lena und Ajit zu Dhyan und sprachen: «Die Befehle des Herrn sind erfüllt — der Tyrann und sein Sohn sind todt: sehet hier ihre Köpfe.»

Für Dhyan war ein Anblick dieser Art keineswegs etwas Ungewohntes. Er erbebte nicht, sondern empfing die Vollbringer der blutigen That mit ruhiger, kalter Miene; er bedurfte ihrer jetzt nicht mehr und wollte sie abschütteln, wie er ein paar Würmer von sich geschüttelt haben würde. «Ich habe Pertaub's Tödtung nicht befohlen», sprach er ernst. «Ihr würdet doch den jungen Tiger nicht haben leben lassen, damit er den Tod des Vaters hätte rächen können?» riefen die Mörder getäuscht. «Es ist nicht recht, daß ihr Pertaub ermordet habt», fuhr Dhyan fort. «Was wollt Ihr?» fragten die Freunde des Scher-Singh. «Was wollt Ihr? Wer soll König sein? Was ist unser Lohn?» «Es gibt jetzt keinen andern König als Dhulip, das Kind», sprach Dhyan kalt und ging hinweg. «Dhulip soll König sein», sprachen sie, «und Ihr seid sein Minister und beherrscht das Reich, und wir — was wird aus uns?» «Man wird sich eurer erinnern als Pertaub's Mörder», antwortete Dhyan höhnisch und verließ sie. Aber Lena und Ajit spielten ein verwegenes Spiel und waren nicht gesonnen, ihre Sache aufzugeben, weil sich ihnen eine Gefahr entgegenstellte. Ajit trug ein geladenes Pistol in seinem Gürtel, sein Zorn war durch Dhyan's höhnische Kälte aufs höchste gereizt, und als der Minister hinwegging, griff Ajit nach seiner Waffe, und schoß Dhyan in den Rücken."

Der Verfasser fragt zum Schlusse seiner Erzählung gewiß mit Recht: „Würden wir, wenn uns solche Ereignisse auf dem Theater vorgeführt würden, nicht geneigt sein zu erklären, daß sie einer allzu ausschweifenden Phantasie entsprossen seien?" Solche Ereignisse wissen übrigens die Engländer zwar ohne französische Effecthascherei, aber mit einer dramatischen Schlagkraft zu erzählen, daß man sich wundern muß, wie es kommt, daß gegenwärtig die dramatische Poesie in England so sehr darniederliegt. Wir bemerken noch, daß Ajit und Lena wenig später im Kampfe gegen Hira, Dhyan's Sohn, den Kürzern zogen und den verdienten Lohn empfingen.

H. M.

Notizen.

Ein deutsch-nordamerikanischer Musenalmanach.

Es ist gerade keine leichte Aufgabe, hundert oder auch nur ein halb Hundert Deutsche zu einem gemeinsamen Werke zusammenzubringen, aber man rufe sie zu einem Musenalmanach auf, und man wird ihrer bald mehr zusammenhaben, als man braucht. Ein Musenalmanach ist die Friedens- und Einheitshalle der Deutschen. Leute, die sich aufs gründlichste hassen, die einander schon auf tausend Schritt aus dem Wege gehen, die sich in Blättern offen verfolgen und befehden oder doch heimlich Einer dem Andern alles Unglück wünschen, das den armen Sterblichen und namentlich einen ehrlichen oder unehrlichen Deutschen treffen kann, bilden unter dem Commando eines Musenalmanachsvaters sofort Eine Familie und singen unisono von Liebe und Wein, von Herz und Schmerz, von Sonne und Wonne, von Freud' und Leid, daß man versucht wird zu glauben, es könne gar kein einträchtigeres Volk geben als diese Deutschen, deren lyrische Violine jetzt nur Eine Saite zu haben scheint, auf der sie mit mehr oder weniger Geschick oder Ungeschick herumgeigen. Selbst in Nordamerika hat sich dieses Wunder begeben. Im Sommer vorigen Jahres brachte ein deutsches Wochenblatt, das „Michigan Journal", einen ziemlich übel stilisirten Aufruf eines gewissen Marrhausen zu einem deutsch-amerikanischen Musenalmanach als Angel für lyrische Fische, sogar mit der Lockspeise einer Prämie von 100 Dollars für das beste Gedicht, das heißt nach Abzug der Kosten, was die Prämie freilich ziemlich problematisch macht. Die lyrischen Fische bissen richtig in hinlänglicher Anzahl an und als Product ihres gemeinsamen lyrischen Wirkens erschien: „Deutsch-amerikanischer Dichterwald. Eine Sammlung von Originalgedichten deutsch-amerikanischer Verfasser. Herausgegeben von C. Marrhausen." (Detroit, Mich., 1856. Druck und Verlag von A. u. C. Marrhausen.) Das Verzeichniß weist nebst einer Zueignung des Herausgebers 127 Gedichte von nicht weniger als 51 Verfassern auf. Und doch sind 51 Dichter für Nordamerika gerade nicht viel; denn wenn wir sie von den drei oder vier Millionen in Nordamerika lebenden Deutschen abziehen, so bleiben eben noch einige Millionen deutscher Nichtlyriker oder Nichtmitarbeiter des deutschen Musenalmanachs übrig mit Abzug jener 51, und es wird sich zeigen oder hat sich wol jetzt schon gezeigt, ob unter diesen Millionen Nichtlyrikern sich hinlänglich Kauflust zeigt, um die ausgesetzte Prämie auszahlen zu können. Wenn nur etwa zehn Käufer auf je einen Dichter kommen, so würde der Preisdichter vielleicht nicht ganz aussichtslos sein, aber das ist eben noch die Frage. Die Annahme von zehn Käufern auf je einen Musenalmanachsdichter ist ja sogar für Deutschland schon im Durchschnitt gewiß eine zu hohe. Auch geht aus dem von Kolatschek unterzeichneten Bericht der — beiläufig bemerkt, wegen Mangels an Abonnenten über die Probenummer nicht hinausgekommen — deutschen „Pariser Zeitung", dem wir diese Mittheilung entnehmen, nicht hervor, ob die fünf Preisrichter, Rapp, Kretsch, Esselen, Butz und Kolatschek, sich bereits über ihr Urtheil geeinigt haben. Kolatschek selbst nennt den Dr. Dorsch in Monroe (Michigan) als Denjenigen, der allein preiswürdige Gedichte und zwar zu gleicher Zeit drei beigesteuert habe. Das Uebrige in diesem Dichterwald soll mehr Gestrüpp als Hochwald sein. Man findet darin viel Heimweh und Sehnsucht nach dem früher verspotteten Vaterlande, viel Polemik gegen den Knownothingismus und die eingeborene Niedertracht, namentlich in den Gedichten der Franziska German (Pseudonym der Frau Blöde), und begreiflicherweise gegen das Temperenzlerwesen. Auch der grimme Karl Heinzen hat nicht verfehlt, in einem Gedicht „Moderner Prometheus" den Nordamerikanern einen seiner Krafthiebe zu versetzen. Bei alledem begrüßen wir aber auch diese Erscheinung als eins der erfreulichen Zeichen, die uns erkennen lassen, daß die Versprengten deutscher Nation immer inniger und fester an dem Banner

deutscher Sprache, Sitte und Denkart auch in jenen fernen Regionen festzuhalten bemüht und entschlossen sind.

Die drei Sternbilder des deutschen Genius.

Das Journal „London Illustrated News" brachte in einer seiner jüngsten Nummern die bekannte Abbildung von Humboldt's Studirstube in Berlin mit einigen Bemerkungen über die deutsche Literatur, worunter folgende apologetische für Goethe: „So sehr man ihn auch des politischen Indifferentismus beschuldigen mag, so hat doch Goethe durch seine zahlreichen Schriften in seiner Muttersprache wie durch seine ministerielle Thätigkeit in Weimar mehr gegen die Gallomanie in Deutschland ausgerichtet, als auf der Oberfläche liegt." Der Verfasser des Artikels nimmt im 19. Jahrhundert drei „constellations of Germanic genius" an: „Die erste war zu Weimar, welche mit solchem Glanze strahlte und aus Sternen erster Größe zusammengesetzt war: Goethe und Schiller, Herder und Lessing, Wieland und Fichte, ungerechnet gelegentliche Besuche, wie die Frau von Staël." Nur gehört Lessing, der schon im Jahre 1781 starb, gar nicht zur weimarischen „constellation" und Fichte nur bedingt. Weiter heißt es: „Rom war die Hauptstadt eines Weltreichs, Weimar nur ein Dorf. Waren die Horaz, Virgil und Cicero des alten Augustus größer als die Goethe und Schiller des neuen Karl August? Wir bezweifeln es. Goethe war der anmuthige Horaz und der ernste Verfasser von «De officiis» in Einer Person." Als das zweite Sternbild des deutschen Genius wird das künstlerische in München, als das dritte das wissenschaftliche in Berlin mit Sternen wie Alexander von Humboldt, Ranke, Raumer u. s. w. bezeichnet.

H. M.

Bibliographie.

Abrahamsohn's, A., interessante Berichte über die Reisen nach Amerika und besonders zu den Goldminen Kaliforniens und Australiens. Nach mündlicher Erzählung dargestellt von F. Mihm. Ilmenau. Br. 8. 7½ Ngr.

Aguilar, G., Mädchenfreundschaft. Leipzig, Voigt u. Günther. 1857. 8. 20 Ngr.

Alexandra von Bayern, Feldblumen. Skizzen und Erzählungen. München. Br. 8. 24 Ngr.

Auerbach, B., Barfüßele. Stuttgart, Cotta. 8. 28 Ngr.

Baumbach, L. v., Neue Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika in die Heimath mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderer. Cassel, Fischer. 8. 1 Thlr.

Biernatzki, K., Bilder aus der Weltgeschichte. 1ster Band. — A. u. d. T.: Bilder aus der Geschichte des Morgenlandes und der Griechen. Mit vier Stahlstichen. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1857. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Binder, Ueber Timon den Misanthropen. Ulm. Gr. 4. 7½ Ngr.

Börsen-Almanach für das Jahr 1857. Ein Taschenbuch für die Handelswelt, herausgegeben von O. Michaelis. 3ter Jahrgang. Berlin, Hofmann u. Comp. 1857. 8. 1 Thlr.

Boz (Dickens), Klein Dorrit. Roman in zwei Büchern. Frei nach dem Englischen von W. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. Altona, Verlagsbureau. 16. à 3 Ngr.

Corrodi, A., Aus jungen Tagen. Geschichten und Bilder. Mit acht colorirten Bildern. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1857. Br. 8. 27 Ngr.

Hornung, D., Neue Geheimnisse des Tages. Durch Geistes-Magnetismus vermittelte Geister-Manifestationen aus dem unenthüllten Jenseits. Ein unumstößlicher Beweis für die persönliche Fortdauer und hohe Bestimmung des menschlichen Geistes und der Seele nach dem Tode des Leibes. Mit lithographirten Tafeln. Leipzig, F. Fleischer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Koenig, H., Gesammelte Schriften. 2te Auflage. 7ter bis 9ter Band. — A. u. d. T.: Die Clubisten in Mainz. Ein Roman. Drei Theile. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 3 Thlr.

Müller, A., Schweizerische Touristenblätter. Leipzig, Weber. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neander's, A., theologische Vorlesungen. Herausgegeben durch J. Müller. I. — A. u. d. T.: Christliche Dogmengeschichte. Herausgegeben von J. L. Jacobi. 1ster Theil. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Otfrids von Weissenburg Evangelienbuch Text Einleitung Grammatik Metrik Glossar von J. Kelle. Ister Band: Text und Einleitung. Mit Schriftproben. Regensburg, Manz. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Paldamus, F. C., Das deutsche Theater der Gegenwart. Ein Beitrag zur Würdigung der Zustände. Zwei Bände. Mainz, Kunze. 1857. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Rank, J., Von Haus zu Haus. Kleine Dorfchronik. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 16. 25 Ngr.

Reichenbach, L., Freunde und Kenner der Natur. I. König Friedrich August. II. Wolfgang Göthe. Zwei Vorträge. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 10 Ngr.

Rohde, F., Heinrich und Leonore. Berlin, Schindler. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

Schefer, L., Der Hirtenknabe Nikolas oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212. Nach den Chroniken erzählt. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmidt, C., Die bürgerliche Gesellschaft in der altrömischen Welt und ihre Umgestaltung durch das Christenthum. Eine von der französischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt von A. W. Richard. Leipzig, F. Fleischer. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Schön, B., Humoristische Pillen gegen üble Laune, Melancholie und dergleichen Grillen. Mit Beiträgen von J. E. Veith, J. G. Seidl, J. N. Vogel ꝛc. Zum Besten armer Irren. 2te Auflage. Wien, Prandel u. Meyer. 1857. Gr. 12. 18 Ngr.

Vorhof-Klänge. Von einem Wahrheitsucher. Barmen, Langewiesche. 1857. 16. 18 Ngr.

Weill, A., Zehn Monate Volksherrschaft vom 24. Februar bis zum 10. Dezember 1848. Aus dem noch nicht erschienenen Französischen. Frankfurt a. M., Hermann. 1857. 8. 18 Ngr.

Wenzlaff, Die Realschule der Gegenwart. Ein Beitrag zur Verständigung über das Realschulwesen. Berlin, Gebauer. Gr. 4. 10 Ngr.

Wohlmuth, L., Gedichte. 3te stark vermehrte Auflage. Nürnberg, v. Ebner. 1857. 16. 1 Thlr.

Wollheim da Fonseca, A. E., Allgemeine vergleichende Mythologie. Mit einem alphabetisch geordneten Register. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten und Kunstbeilagen. 1ste Lieferung. Berlin, Hempel. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Ein Brief über Signora Ristori als „Myrrha" auf der Berliner Bühne. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Grimm, H., Gedanken über Alfieri und dessen Tragödie Mirra bei Gelegenheit des Gastspiels der Madame Ristori. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Krug, F. W., Zur Steuer der Wahrheit. Eine Berichtigung früherer Urtheile über Herrn Pastor Dr. theol. Kohlbrügge und seine Lehre. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Müller, A., Hengstenberg und die Evangelische Kirchenzeitung. Ein Wort der Mahnung. 2te überarbeitete Auflage. Berlin, Gebauer. 1857. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

76. **Blüten der Nacht.** Lieder und Dichtungen von **Amara George.** Eingeführt durch **Alexander Kaufmann.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 26 Ngr.

Amara George tritt hier zum ersten male als Dichterin vor das größere Publicum. **Alexander Kaufmann** sagt über diese Dichtungen in dem Vorwort: „Amara's Gedichte tragen ganz den Charakter, welchen ihr Titel bezeichnet. Den blos Genießenden dürften sie wenig ansprechen; aber bei ernsten, sinnigen Gemüthern, welche selbst verwandte Stimmungen erlebt oder doch die Befähigung besitzen, sich lebendig und mitfühlend an Leid und Trauer eines Andern zu betheiligen, wird mancher Ton daraus tief und unerschütterlich in der Seele fortleben, als ein lieber, befreundeter Klang, der tröstend und theilnehmend zuspricht, wenn das Herz der Kräftigung oder eines helfenden Lautes bedarf, seinen eigenen Kummer auszusprechen und mitzutheilen!" Und **Daumer** schreibt über die noch nicht zwanzigjährige Dichterin an Kaufmann: „Amara George ist ein in unserer Literatur aufgehender Stern, ein Genius der interessantesten Art, dem Sie, wenn Sie näher mit ihm bekannt sein werden, Ihren Antheil nicht versagen können."

77. **Bremer (Frederike), Hertha.** Aus dem Schwedischen. Zweiter und dritter Theil (Schluß). 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Eine von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe ihres neuesten Romans, die vor dem schwedischen Original und gleichzeitig mit einer englischen Uebersetzung erscheint. Die zahlreichen Freunde und Freundinnen der beliebten Romanschriftstellerin in Deutschland werden in diesem Werk alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften wiederfinden: tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, gemüthvolle Schilderung des Hauses und Familienlebens, wohlthuende Wärme, spannende Schilderung und wahre, treffende Charakteristik.

Von der Verfasserin erschienen früher in demselben Verlage:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

Bei **elegant gebundenen** Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba, von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Neun Theile. 12. 3 Thlr.

Diese Schrift hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und bereits auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in Nordamerika und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

78. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. —** Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. **Vollständig** in 15 Bänden. **Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden.** Dreiundvierzigster bis einundfunfzigster Viertelband. Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Im Uebrigen ist die zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon** auch in allen beliebigen Terminen folgendermaßen zu beziehen:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet

79. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden **Texte** von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister in Octav.) **Dritte Ausgabe** in 60 Lieferungen. Dreiundvierzigste bis einundfunfzigste Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.

Mit der 17. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 22. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 27. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 32. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln); mit der 38. die fünfte Abtheilung: **Kriegswesen** (51 Tafeln); mit der 42. die sechste Abtheilung: **Schiffbau und Seewesen** (32 Tafeln); mit der 49. die siebente Abtheilung: **Geschichte der Baukunst** (60 Tafeln).

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Lieferungen je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon** (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbständiges höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig erschienen, kann übrigens fortwährend auch **auf einmal ganz** (24 Thlr.) oder **allmälig** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in allen beliebigen Terminen** bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

80. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertsechsundvierzigstes bis hundertneunundvierzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr. Der erste bis zehnte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr., der elfte Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 25 Ngr.

Die Gegenwart wird, wie es beabsichtigt war, mit dem **zwölften Bande** abgeschlossen werden und dann ein **vollständiges, abgerundetes Bild unsers Zeitlebens** darbieten. Um Letzteres zu ermöglichen und den noch immer äußerst reichen Stoff zu bewältigen, hat es sich indessen als nothwendig herausgestellt, die beiden letzten Bände um einige Hefte stärker zu machen. Die zur Vollständigkeit noch fehlenden Hefte werden in rascher Folge erscheinen.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

81. **Cussy (F. de), Phases et Causes célèbres du droit maritime** des nations. Tome second. In-8. Geh. 2 Thlr. 18 Ngr.

Ein besonders für alle Handelsconsuln wichtiges Werk über das **Seerecht**, in der gegenwärtigen Zeit von erhöhter Wichtigkeit, jetzt vollständig (5 Thlr.) vorliegend.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, **Reglements consulaires des principaux états maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** Vol. I—VI. In-8. 17 Thlr. 15 Ngr.

Ein siebenter Band hierzu, bis 1856 gehend, erscheint demnächst.

90. **Helke.** Schauspiel aus der deutschen Heldensage. 8. Geh. 16 Ngr.

91. **Irving (W.), Lebensgeschichte Georg Washington's.** Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's. Zweiter Band. 8. Geh. 1 Thlr.

Der erste Band hat gleichen Preis.

Eine neue Biographie **Georg Washington's** von **Washington Irving**, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das gewiß auch in Deutschland lebhaftes Interesse und zahlreiche Leser finden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Berühmte Schriftsteller der Deutschen.

Schilderung nach Selbstanschauung theils auch berühmter Zeitgenossen aus dem Leben von Goethe, Schiller, Wieland, Klopstock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich von Kleist, Knebel, Lessing, Basedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, J. H. Voß, Matthisson, Gleim, Z. Werner, Musäus, Ramler, Kästner, Gellert, v. Haller, Fernow, L. Tieck, Oehlenschläger, H. Steffens, F. M. Fouqué, Chamisso, Johanna Schopenhauer u. A.

Bisher in keiner Sammlung und großentheils zum ersten mal gedruckt. Zwei Bände. Preis 4 Thlr.

Neben Dem, was aus Verborgenem gesammelt worden ist, bringt das Werk nicht weniger als 21 bisher noch gar nicht gedruckte Aufsätze und Züge, die **Goethe, Schiller, Wieland, Klopstock, Gellert, Gleim, Musäus, Ramler, Kästner, Ewald, v. Kleist, Zacharias Werner, L. Tieck, Oehlenschläger, Raupach, K. v. Strombeck, Nicolai, P. A. Wolff, Müllner** und die Frauen **v. Staël** und **v. Genlis** betreffen. Das Nähere darüber findet man in den „Anzeigen" zu **Gubitz'** „Volks-Kalender für 1857".

Bei **F. C. W. Vogel** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Koberstein, A., Grundriß der Geschichte der deutschen National-Litteratur. Vierte verbesserte Auflage. Erster und zweiter Band mit sehr ausführlichen Registern. Gr. 8. Brosch. à 6 Thlr. 18 Ngr.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von ***Hermann Brockhaus.*** Ersten Bandes drittes Heft. 4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Die erste in Europa gedruckte vollständige kritische Ausgabe des Hafis im Original, die unserer wissenschaftlichen Literatur bisher fehlte.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue orthopädische Behandlungsweise

veralteter spontaner Luxationen im Hüftgelenke.

Erfunden und mit Erfolg durchgeführt von

Dr. Johannes Wildberger.

Mit drei Tafeln Abbildungen. 4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der auf dem Felde der praktischen Orthopädie längst und rühmlichst bekannte Verfasser legt hier die Resultate mehrjähriger Erfahrungen und Beobachtungen zur Würdigung und Prüfung vor. Die demselben eigenthümliche Behandlungsweise und die von ihm angewendeten Apparate werden in dieser Abhandlung auf das genaueste beschrieben. Eine Anzahl Krankengeschichten ist beigegeben und zeugt für den günstigen Erfolg; die angeführten Abbildungen veranschaulichen die Apparate und deren Anwendung. Ausser für Sachverständige ist das Werk namentlich auch für die Angehörigen von Leidenden dieser Kategorie von Wichtigkeit.

Neuer Verlag von **Wilhelm Hertz** (Besser'sche Buchhandlung), 7. Behrenstraße, Berlin.

Kurd von Schloezer. Chasot. Zur Geschichte Friedrich des Großen und seiner Zeit. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

— **Cholseul und seine Zeit.** 2te Auflage. Kl. 8. in Leinwand cartonnirt. 1 Thlr.

A. F. von Schack. Stimmen vom Ganges. Miniaturformat. Geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 22½ Sgr.

Herman Grimm. Novellen. Geh. 2 Thlr.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 49. —— 4. December 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Materialismus oder Spiritualismus?

Zweiter Artikel.*)

Die im vorigen Artikel besprochenen Schriften bestritten den Materialismus theils vom alten physiologischen Standpunkte des Indifferentismus, theils vom religiösen Glaubensstandpunkte aus. Wir gelangen nunmehr zu denen, welche ihm, ausgerüstet mit den Waffen vollendeter und fertiger speculativer Systeme, in den Weg treten.

1. Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff" von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr.
2. Leib und Seele. Zur Aufklärung über „Köhlerglauben und Wissenschaft". Von Julius Schaller. Zweite Auflage. Weimar, Böhlau. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
3. Prolegomena der speculativen Naturwissenschaft von Georg Blaßmann. Leipzig, Hirzel. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Frauenstädt, nachdem er soeben die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie in einer ausführlichern Schrift beleuchtet hatte, tritt uns hier aufs neue entgegen als unermüdeter Kämpe für die Grundsätze der Schopenhauer'schen Lehre.

Man kann in der That die Grundsätze dieser Lehre, soweit als sie den Erkenntnißproceß betreffen und mit den Kant'schen Grundlehren völlig übereinstimmen, gar nicht stark genug betonen, um sie doch möglicherweise auf irgendeinem indirecten Wege an das Ohr des Materialismus schlagen zu lassen. Denn freilich auf directem Wege wird kein Materialist jemals davon beunruhigt werden. Er wird ebenso wenig jemals die Thorheit sich zuschulden kommen lassen, Kant's „Kritik" wie Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung" zu studiren, das wäre ja unverantwortlich verschwendete Zeit. Er taumelt daher in Beziehung auf einen Hauptzweig unsers Wissens beständig umher wie ein Nachtwandler. Vielleicht gelingt es, ihn durch lauten Anruf zu wecken, da er eine leise und flüsternde Anrede nicht hört. Frauenstädt wendet solche laute Weckrufe an. Ob der Taumelnde darüber erschrickt, muß die Folgezeit lehren. Jedenfalls wird man die Tiefe des philosophischen Seelenschlafs danach ermessen können. Schopenhauer sagt:

> Für den Besonnenen gibt es keine Sonne und keine Erde, sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt. . . . Man muß von allen Göttern verlassen sein, um zu wähnen, daß die anschauliche Welt da draußen, wie sie den Raum in seinen drei Dimensionen füllt, ganz objectiv-real und ohne unser Zuthun vorhanden wäre, dann aber durch die bloße Sinnempfindung in unsern Kopf hineingelangte, woselbst sie nun, wie da draußen, noch einmal dastände.

Die objective Außenwelt ist nichts Fertiges, Gegebenes, das nur durch die Sinne in den Kopf hineinzuspazieren brauchte, sondern der Verstand hat sie allererst mittels seiner Function aus den Datis der Sinnesempfindung zu schaffen. Die Sinne liefern ihm hierzu weiter nichts als den Stoff, den er selbst erst zu bearbeiten hat. Kurz, die objective Außenwelt kommt nur zustande mittels der angeborenen, apriorischen, aller Erfahrung vorhergängigen und dieselbe erst möglich machenden Formen des Intellects. Was ist also der ganze Materialismus anders als ein Gehirnphänomen? Sind etwa Kraft und Stoff Dinge an sich? Der Materialismus glaubt es, aber den Beweis dafür bleibt er schuldig. Kraft und Stoff sind Gedankendinge, Producte des menschlichen Geistes.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 30 d. Bl. D. Red.

So argumentirt Frauenstädt und vertritt in diesen einfachen Sätzen nur die ewigen Rechte aller und jeder speculativen Vernunft. Dabei deckt er an vielen Orten höchst einleuchtend die Verwechselungen der Begriffe auf, welche dem Materialismus alle Augenblicke begegnen, so z. B. wenn derselbe meint, daß das Eisentheilchen in der Blutzelle vom Gehirn eines Dichters nur immer nach denselben einförmigen Gesetzen wirken könne, wie das Eisentheilchen im Meteorsteine oder im Dampfmaschinenrade. Der Materialismus hat sich nämlich den Unterschied zwischen mechanischen Ursachen, vegetativen Reizen und animalischen Motiven nicht verdeutlicht. Wenn z. B. die Wärme das Wachs schmilzt, die Pflanzen zum Wachsthum treibt und Thiere oder Menschen als Motiv zu einer Ortsveränderung, zu einer Reise oder Wanderung veranlaßt, so wirkt die Wärme in diesen verschiedenen Fällen nicht nach einem und demselben, sondern nach drei höchst verschiedenen Grundgesetzen der Natur, in deren Getriebe sie als dasselbe Substrat, aber mit ganz entgegengesetzter Wirkungsart eingreift.

Wenn die Natur nicht auf niedern Stufen stehen bleiben, sondern vom Unorganischen zum Organischen und innerhalb des letztern von der Pflanze bis zum Menschen emporsteigen soll, so kann es nur geschehen, indem sie jede niedere Stufe nur als Stoff für die Formen des Höhern verwendet, es muß also in der Natur ein gestaltender Wille, ein Bildungstrieb angenommen werden, der mittels des Niedern das Höhere hervorbringt. Sonst wäre gar nicht einzusehen, warum die Natur nicht die rudis indigestaque moles geblieben ist, die sie anfangs war. Niedere Gattungen, das sehen wir noch heute, bleiben auf der ihnen angewiesenen Stufe stehen. Die Pflanzen haben keinen Trieb, Thier zu werden, die Thiere keinen Trieb, Mensch zu werden. Wenn also dessenungeachtet in der Natur ein Fortschritt von niedern zu höhern Gattungen stattfindet, obgleich jede Gattung für sich auf der Stufe, die sie einmal einnimmt, stehenbleibt, so kann es nur sein, weil in der Natur im Ganzen ein Trieb waltet, vom Niedern zum Höhern fortzuschreiten. Nun wirkt auf einer jeden dieser Stufen die Naturkraft immer nur das gerade hier in ihrer Fähigkeit Liegende, sei es als mechanische Kraft, als chemische Kraft, als Reiz oder als Motiv. Die Wirkungsarten oder Causalitäten der Kraft sind so verschieden als die Organisationsstufen, und folglich kann das Leben unmöglich ein Product des blos mechanisch und chemisch wirkenden Stoffs sein. In allem Diesem vertheidigt Frauenstädt nur die Rechte aller und jeder Speculation überhaupt gegen den völlig ungebildeten Empirismus.

Dagegen findet man in Betreff zweier Punkte bei ihm eine Nachgiebigkeit gegen die Principien des Materialismus, welche als befremdend auffallen kann.

Der erste ist die zugegebene Möglichkeit, daß die Materie denke und empfinde, ebenso gut als daß sie anziehe und abstoße. Als Grund wird angegeben, daß ja Anziehungs- und Abstoßungskraft ebenso wol etwas Immaterielles und von dem stofflichen Träger Verschiedenes sei, als das Empfinden und Denken. Wenn nun die letztere Behauptung auch im Allgemeinen wol als richtig zugegeben werden kann, so ist doch bei ihr immer noch der höchst bedeutende Umstand außer Acht gelassen, daß die Kräfte der Anziehung und Abstoßung Wirkungen verrichten, welche mit den unabtrennbaren Eigenschaften der Massentheilchen (Ausdehnung und Widerstand) vollkommene Aehnlichkeit haben, während die Wirkungen des Denkens und Empfindens ihnen vollkommen unähnlich sind. Hieraus folgt aber, daß die Materie zu den Denk- und Empfindungskräften in einem wesentlich anderartigen Verhältnisse stehen muß, als zu den ihr verwandtern Kräften der Anziehung und Abstoßung, und daß, wenn man sich auch die Metapher, daß die Materie anziehe und abstoße, unbedenklich erlauben darf, daraus denn doch die Erlaubniß zur Metapher, daß die Materie denke, nicht sogleich folgt. Anziehungs- und Abstoßungskräfte können ferner gar nicht in Wirksamkeit gedacht werden ohne etwas, das angezogen und abgestoßen wird, also ohne Materie. Dagegen können Denk- und Empfindungskräfte recht gut ohne alle Materie in Wirksamkeit gedacht werden, sobald nur etwas gegeben ist, das gedacht und empfunden wird, was ja nicht Materie zu sein braucht, sondern auch bloße Vorstellungen sein können. In demselben Sinne daher, worin die Materie anzieht und abstößt, denkt und empfindet nicht die Materie, sondern denken und empfinden die Vorstellungen.

Der zweite Punkt, worin Frauenstädt dem Materialismus nicht widerstrebt, vielmehr ausdrücklich mit ihm geht, ist der, daß er keinerlei Art von Theologie statuirt, weder eine geoffenbarte, noch eine natürliche, noch eine speculative. Er gibt uns freilich auch ebenso wenig als der Materialismus eine Antwort auf die Frage, was dann, wenn nun die Menschheit auf den Gedanken eingeht und die Theologie abschafft, dafür an die Stelle treten soll. Vermuthlich Anthropologie oder Kosmologie. Beim Materialismus hat dieses durchaus keine Bedenken, desto mehr aber bei Schopenhauer's Lehre, wenn man nämlich nachliest, was er in seinem großen Werke über die Verneinung des Willens sowie über die wahre Bedeutung des Christenthums verhandelt. Denn in diesen Partien des Schopenhauer'schen Werks liegen unserm Bedünken nach die Fundamente zu einer nicht nur tiefsinnigen, sondern auch durch die nahe Beziehung zu wesentlichen Grundlehren des Christenthums fruchtbaren speculativen Theologie. Man fasse vor allem den im höchsten Maße theologischen Gedanken ins Auge, den Zustand des gegenwärtigen Lebens als eine dem sich bejahenden Willen gebotene Gelegenheit zur heilsamen Umkehr und folglich als den Vorbereitungszustand einer zu vollziehenden geistigen Befreiung anzusehen. Dieser Gedanke ist bei Schopenhauer nicht etwa nur ein religiöser Glaubensartikel, welcher aus einer gewissen Liebhaberei dafür dem System als Schmuck angehängt wurde, sondern er ist in die metaphysischen Fundamente des Systems begrifflich verwachsen und insofern festes Dogma einer speculativen Theologie zu nennen. Schopenhauer

versteckt auch diesen Gedanken nirgends als etwas Nebensächliches und Entbehrliches, sondern legt auf ihn das höchste Gewicht. Seine Anhänger scheinen ihm hierin nicht folgen, sie scheinen nur die eine Hälfte seiner Philosophie (nämlich die Philosophie des sich bejahenden Willens) ernsthaft sich aneignen, die andere hingegen (nämlich die Philosophie des sich verneinenden Willens) ruhig dahingestellt sein lassen zu wollen. Dadurch gewinnt allerdings mit der Zeit die Schopenhauer'sche Lehre eine ganz andere Stellung zum Materialismus, als sie bei ihrem Urheber hatte. Sie rückt ihm nämlich nun um ein bedeutendes Stück näher.

Wende sich nun aber diese Sache in Zukunft, wohin sie wolle, Schopenhauer selbst bleibt das Verdienst ungeschmälert, für seine eigene Person wirklich eine Theologie gewollt zu haben, nämlich die Theologie eines Meister Eckart, Suso, Tauler und überhaupt jener speculativen Mystiker, welche man von theologischer Seite her heutzutage gewöhnlich als Vorläufer der reformatorischen Bewegung im Mittelalter zu bezeichnen liebt. Daß es den Anschein gewinnt, als solle die theologische Seite der Schopenhauer'schen Lehre in Zukunft ganz brachliegen bleiben, kann gerade nicht mit unter die erfreulichen Zeichen der Zeit gerechnet werden, scheint indessen mit zu dem natürlichen Verlaufe der Dinge zu gehören.

Schopenhauer erklärt an einer Stelle seines großen Werks (II, 658): „daß bei ihm die Welt nicht die ganze Möglichkeit alles Seins ausfülle, sondern in dieser noch viel Raum bleibe für Das, was er nur negativ bezeichne als die Verneinung des Willens zum Leben.“ Dieses eben ist Das, was die populäre Rede mit dem Namen der göttlichen Dinge bezeichnet. Wird dieser außerweltliche Raum des Seins aber überhaupt nur einmal angenommen und zugelassen, so wird er auch höchst wahrscheinlich nicht kleiner, sondern größer als die Existenz des sichtbaren Weltalls angenommen werden müssen. Mit andern Worten, das absolute Princip ist nicht identisch mit dem Weltall, sondern die Welt ist als ein verhältnißmäßig geringer (gleichsam abgefallener oder alterirter) Theil seiner Existenz in die letztere miteingeschlossen und von ihr getragen.

In einem schönen Vedahymnus, welchen Schopenhauer ebenfalls in einem ähnlichen Zusammenhange mittheilt („Parerga und Paralipomena“, II, 187) heißt es: „Die Bestandtheile dieser Welt machen Einen Theil seines Wesens aus (nämlich des Wesens des Universalgeistes), und drei Theile sind Unsterblichkeit, im Himmel. Diese drei Theile haben sich aus der Welt emporgehoben, aber der Eine Theil ist zurückgeblieben.“ Diese Vedastelle drückt auf eine einfache und naive Weise Dasselbe aus, was Schopenhauer will. Nämlich unter dem zurückgebliebenen Theil dürfen diejenigen Kräfte des Universalwillens verstanden werden, welche als sich bejahend noch in die sichtbare Erscheinung gefesselt sind und in den Gestalten der physikalischen Materie wirken; wogegen die drei emporgehobenen Theile diejenigen Kräfte des Universalwillens bedeuten, welche durch den Act der Verneinung ihres Egoismus sich der materiellen Erscheinung entkleidet haben und in vergeistigter Form in eine Sphäre hinaufgedrungen sind, welche nicht mehr den äußern Sinnen zugänglich ist, sondern der Unsterblichkeit angehört. Der Materialismus wird daher wohlthun, vor Frauenstädt's angenehmer Lockstimme, daß es auch bei Schopenhauer keine Theologie gebe, etwas auf seiner Hut zu sein. Er könnte sonst in theologischer Beziehung wahrhaft vom Regen in die Traufe gerathen.

Schaller's Kritik des Materialismus ist eine feine, streng methodisch ausgeführte Arbeit, nur dem Kenner dieser Methode verständlich, vom Standpunkte derselben beurtheilt aber vortrefflich und gediegen und daher Beides, die starke und die schwache Seite dieses Standpunkts im ungewöhnlichen Grade enthüllend. Die starke Seite der Hegel'schen Methode nämlich ist, daß das absolute Wesen, welches bei Schopenhauer nur auf negative Weise definirt wird als Willensverneinung, hier als erkennender schlechthin allgemeiner Geist (Intellect würde Schopenhauer sagen) sogleich seinen einzig möglichen Inhalt bekommt. Die schwache Seite ist die, daß die Grundbegriffe dieser Methode in ihren Beziehungen zur empirischen Welt ganz entgegengesetzter Auslegungen fähig sind, was bei Schopenhauer nirgends der Fall ist.

Der Menschengeist ist nach Hegel als erkennender Geist nicht ein besonderer, sondern ein allgemeiner. Durch das Selbstbewußtsein erhebt jedes Individuum sich in die allgemeine identische Sphäre des Einen Geistes, worin es sich mit allen andern selbstbewußten Individuen als identisch weiß. Der Eine Geist aber, in welchem alle Individuen sich eins und identisch wissen, ist das ursprünglich seiende Substantielle, daher alle übrige Existenz, wie z. B. die Materie, nur eine von ihm abgeleitete und entlehnte Substantialität hat. Diese Sache ist zwar dem an die Methode bereits Gewöhnten und darin Eingeschulten leicht deutlich zu machen, indem im Denken des Wesens eben Dasjenige ins Bewußtsein des Menschen eintritt, was nicht blos ihm angehört, sondern schlechthin objectiv allgemeine Bedeutung hat. Aber um wirklich als Allgemeingut in die Ueberzeugung der Menschen einzudringen, wäre es nöthig, daß nun die Materie auch nicht mehr als der Anfang und Grund des Daseins bezeichnet würde, aus welchem der Geist sich erst zu entwickeln habe. Wie der allgemeine Menschengeist als das Substantielle und Erste sich aus der Materie als dem Accidentellen und Abgeleiteten entwickele, ist ein Geheimniß der Methode, welches nie populär werden kann. Die Auffassung des praktischen Lebensbewußtseins verlangt vielmehr einen bestimmten und deutlichen Begriff für denjenigen substantiellen Geist, welcher der Existenz der Materie als ihr zureichender Grund vorausgeht und zu welchem der Menschengeist sich nur als ein zwar integrirender, jedoch untergeordneter Theil verhalten kann.

Im Einzelnen verdienen vorzüglich zwei Punkte Auszeichnung als solche, in denen Schaller den falschen An-

nahmen des Materialismus mit Entschiedenheit und Erfolg entgegentritt. Der erste betrifft die Meinung, daß die geistigen Kräfte ihren alleinigen Sitz in der Gehirnmasse hätten. Früher nahm man an, bemerkt Schaller, daß das Gehirn das Centrum des ganzen Nervensystems sei, daß in ihm alle Nerven zusammenlaufen, und daß ebenso auch alle Thätigkeit aller einzelnen Glieder des Nervensystems nur vom Gehirn ausgehe. In dieser Ausdehnung und Unbeschränktheit ist diese Annahme entschieden irrig. Beim Menschen wie bei den Wirbelthieren sondern sich vielmehr in dem ganzen Nervensystem drei verschiedene Sphären voneinander ab und nehmen wenigstens eine relative Selbständigkeit in Anspruch. Achtet man nun aber ferner noch darauf, daß das Gehirn nur durch die Beziehung zu dem ganzen Organismus sein Leben erhält, daß es ebenso wie alle andern Organe ununterbrochen regenerirt wird, und daß die specifisch-psychischen Thätigkeiten nur die Vollendung, die Verwirklichung und das Ziel der den ganzen Organismus beherrschenden individuellen Einheit sind, so werden wir auch genau genommen nicht das Gehirn, nicht irgendein besonderes System, sondern vielmehr den ganzen Leib als Organ der Seele bezeichnen müssen. Auch das embryonische menschliche Individuum ist von dem Momente an, wo es aufhört, nur Glied eines andern Organismus zu sein und sich als selbständiges zu entwickeln anfängt, beseelt, und zwar ohne Seelenorgan. Es ist ebenso ein werdender organischer Leib wie eine werdende Seele. Es ist ohne bestimmte Empfindung wie ohne Bewußtsein, allein es ist nicht ohne die innere Energie der organischen Form, und zwar der organischen Form, welche von Stufe zu Stufe sich zur bewußten Empfindung fortentwickelt.

Der zweite Punkt betrifft den geistigen Unterschied zwischen Mensch und Thier. Vogt hatte diesen für einen blos quantitativen erklärt und daher behauptet, daß Hunde und Füchse ebenso gute Schlüsse machten als die Menschen, nur reinempirische. Dagegen macht Schaller mit Recht geltend, daß das Erkennen der Thiere denn doch in den meisten Fällen von dem unserigen verschiedener sein mag, als wir in der Regel voraussetzen. Der Hund hat z. B. ein Bild vom Menschen. Aber er erkennt seinen Herrn viel sicherer am Geruch als an der Gestalt, und er wird ohne Zweifel einen Menschen, der ähnlich riecht wie sein Herr, viel leichter mit diesem verwechseln als einen andern, der ihm sprechend ähnlich sieht. Man behauptet, daß ein Hund nicht im Stande sei, ein Porträt seines Herrn zu erkennen. Dies mag schon darin seinen Grund haben, daß der gemalte Herr meist kleiner ist als der wirkliche. Vor allem aber riecht das Porträt nicht so wie der Herr. Von diesem Riechbedürfniß kann der Hund nie loskommen; der Herr ist für ihn vor allem eine Nasenweide. Und wie das Riechen mit dem Schmecken in nächster Beziehung steht, so thut der Hund auch nichts lieber als den Herrn lecken. Ohne allen Zweifel spricht in der Treue des Hundes gegen den Herrn die Nase immer mit. Der Herr wird zu einer gewohnten Atmosphäre, in welcher der Hund am liebsten athmet. Lieben kann der Hund den Herrn nur, indem er ihn zugleich in die Region versetzt, wo er die Knochen und Hündinnen findet. Ferner spielt in den vielen Geschichten, welche uns die menschenähnliche Klugheit der Thiere documentiren sollen, die Phantasie eine sehr wichtige Rolle. Jeder Jäger und Besitzer eines schönen Hundes weiß ein merkwürdiges Beispiel von dem Verstande seines Zöglings zu erzählen und verlangt dann häufig von uns, das merkwürdige Factum außer weiterm Zusammenhang so zu verstehen, daß es eben ganz unbegreiflich erscheint, warum dieses so merkwürdige Thier, wenn ihm auch das Organ der Sprache abgeht, nicht durch Pantomimen und Gesten sich einfach als ein anständiges, gebildetes Wesen zu erkennen gibt, und daß gar nichts weiter übrigbleibt, als den Hunden die Hand zu reichen und sie als ebenbürtige Glieder der menschlichen Gesellschaft anzuerkennen.

Auch das Thema von einer möglichen Beseelung der Pflanzen wird von Schaller auf eine umsichtige und gründliche Art von allen Seiten her erwogen, und so kommt noch vieles andere höchst Interessante und Lesenswerthe vor. Aber bei alle Dem gewinnen wir doch von der eigentlichen Substantialität der Seele keinen so klaren Begriff, daß derselbe uns zugleich auch feste Anhaltspunkte böte zur Beantwortung der Fragen, in welchem Sinne der Seele Unsterblichkeit zugeschrieben werden dürfe, in welchem Sinne dieselbe ein individuelles und in sich abgeschlossenes Wesen, in welchem Sinne diese Individualität und Abgeschlossenheit von ihres Gleichen nur ein temporärer und wandelbarer Zustand zu nennen sei, welcher, wie er entstanden ist, auch wieder aufgehoben werden könne; ferner ob dann, wenn er aufgehoben würde, bei dieser Suspension Bewußtsein noch bestehen könne u. dgl. m. Von der einen Seite ist eben darin, daß alle solche Fragen hier unbeantwortet bleiben, eine Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Auseinandersetzung anzuerkennen, vermöge deren sie sich überall auf das strengste verbietet, um ein Haar breit weiter zu gehen, als die Methode des Systems führt. Es wird überall das ehrlichste Spiel gespielt und kein Tröpflein Sophistik hineingemengt, dazu Jedem, der zu folgen fähig ist, eine treffliche Uebung im methodischen Denken dargeboten. Aber auf der andern Seite wäre es dennoch niederschlagend, wenn die philosophische Erkenntniß auf diesem Punkte für immer müßte stehenbleiben, und wenn es keine Aussicht gäbe, das speculative Lichtbild, welches gegenwärtig noch wie mit verschwommenen Umrissen im Sehfelde der dunklen Kammer steckt, so zu verdeutlichen, daß alles das jetzt noch halb verhüllte und verschiedenartige Deutungen zulassende Detail unzweideutig ins Auge springe und bestimmte Anhaltspunkte gebe zur Beantwortung jener Fragen, welche doch immer die wichtigsten bleiben und an denen bei dieser Sache das Grundinteresse doch immer mit Recht hängt.

Auch bei **Blaßmann** in seinen „Prolegomena zur speculativen Naturwissenschaft" sehen wir uns in dieser

Beziehung vergeblich nach Rath und Hülfe um. Blaßmann zeigt sich zwar unzufrieden mit der Hegel'schen Naturphilosophie und stellt Verbesserungen in Aussicht. Er tadelt es insbesondere, daß diese Naturphilosophie gesprochen habe von „fertigen, todtgeborenen organischen Schöpfungen, daß sie die Attractionstheorie des Newton schlechthin geleugnet, daß sie sogar spottend nach der Elektrisirmaschine in den Wolken gefragt habe". Dies war allerdings ein mit der Großsprecherei der heutigen Materialisten wol vergleichbarer Uebermuth, vor welchem sich heute schon von selbst auch der entschiedenste Hegelianer weislich hüten wird, auch ohne die Methode seiner Wissenschaft darum zu ändern.

Sehen wir aber näher zu, was Blaßmann an die Stelle der getadelten Methode setzt, so ist das im Grunde doch nur eben wieder dieselbe Methode. Der Naturproceß wird als die Entwickelung (Erziehung) des abstracten Seins zu seinem Selbst oder seiner absoluten Wirklichkeit (dem Geiste) beschrieben. Das abstracte Sein ist der Raum, aus welchem durch Dialektik der Begriffe das Wesen der Körperlichkeit wird. Das Licht ist der abstracte Raum, der in sich selbst Structur wird. Die Wärme ist die Zurücknahme der individuellen Bestimmtheit in die Universalität des Raums. Wer erkennt hier nicht gute alte Bekannte in Kleidern von neuem Schnitt? Die Darstellung ist voll von einem Streben nach geistreicher Concentration des Ausdrucks und mathematischer Formulirung der Gedanken. Z. B. die Atome werden reducirt auf Raumpunkte, die Pflanze als ein Brennpunkt atmosphärischer Mächte, die Lunge als eine Function der Luft bezeichnet, das abstracte Sein des Raums durch die Formel A = non A ausgedrückt. Das Princip von Allem ist das Bewußtsein als der gesetzte Widerspruch eines absolut Allgemeinen und eines absolut Einzelnen, insofern die Wirklichkeit des erstern von der des letztern getragen wird.

Fragen wir zuletzt nach dem Wesen der Materie und ihrem Verhältniß zum Geist, so ist darüber allerdings der Bescheid überaus kurzgebunden und präcis lautend: „Die Materie ist der schlechthin gebundene Geist." Das lautet exact und läßt uns am Ende doch gerade so klug, als wir zuvor waren. Denn ist die materielle Masse einfach gebundener Geist, so sieht man nicht ein, warum im Tode, wo der Geist sich von der Materie entbindet, sich die Massentheile des Leibes nicht auch zugleich verflüchtigen und in lauter Geist zurückverwandeln. Statt dessen sehen wir den ganzen Masseninhalt des Leibes als Rest zurückbleiben, obgleich verlassen vom Geiste, welcher als Seele und Lebenskraft zeitlebens in ihm wirkte. Was soll man nun hier denken? Soll man denken, daß sich beim Tode des Leibes der Geist ganz wieder in die Massen zurückbinde, aus denen er sich zeitlebens theilweise entbunden hatte? Dann aber würde nicht mehr der Geist, es würden im Gegentheil die Massen das ewige und allbeherrschende Princip alles Daseins vorstellen, welches gegen die Grundsätze der dialektischen Methode ist. Oder soll man sich den Geist als abtrennbar von der Materie denken? Dann aber ist die Materie nicht gebundener Geist, sondern sie ist das dem Geiste entgegengesetzte Princip, mittels dessen derselbe gebunden und gefesselt wird. Wie wir uns also hier auch drehen und wenden mögen, auf keine Weise kommen wir zurecht. Muß uns da nicht das Princip, daß die Materie der schlechthin gebundene Geist sei, ein gerechtes Mistrauen einflößen? Trägt aber dabei Blaßmann wol allein die Schuld? Gilt nicht auch bei Hegel selbst die Natur für nichts weiter als die Idee in ihrem Anderssein oder der gebundene Geist?

Gestehen wir uns also nur, daß unsere kleine speculative Wanderung uns doch zuletzt nicht so viele Ausbeute gegeben hat, als sie wol anfangs zu versprechen schien. Schopenhauer verhieß uns eine schöne Theologie, aber Frauenstädt belehrte uns, daß es Theologie fortan nicht mehr geben dürfe. Die Hegel'sche Methode zeigte uns die Tiefen des Geistes als lockende Früchte, aber wollten wir zu einem reellen Genusse derselben gelangen, so fanden wir keinen Weg, der zu ihnen emporführte, oder sie wichen, wie beim Tantalus, vor unsern begierig zulangenden Händen zurück.

Dennoch wandern wir weiter gleich dem Thomas Bunyan auf seiner dunkeln Bahn durch die Finsternisse des Mittelreichs, das seine freudelosen Steppen zwischen Hoffnung und Resignation, zwischen Unsterblichkeit und Grabesmoder ausbreitet, und versuchen es, ob uns von anderswoher ein helleres Licht angezündet werde. Siehe da, es scheint diesmal wirklich etwas zu werden. Ein zwar bleicher, aber trostvoller Lichtschimmer naht. Lasset uns näher herantreten.

4. Ueber Leben und Stoff. Von Friedrich Wilhelm Tittmann. Dresden, Höckner. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes. Von Karl Gustav Carus. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tittmann ist Dynamiker. Er streitet wider den Grundsatz des Materialismus, daß die Kraft eine bloße Eigenschaft am Stoffe sei. Vielmehr sind ihm umgekehrt alle Kräfte begründet in gewissen Urtrieben, welche als Schöpfungstriebe vom Allorganismus des göttlichen Geistes ausgehen. Tittmann hält es zufolge dieses Grundsatzes nicht für nöthig, daß man den Atomen der Physiker so große Ehre erweise, sie für ewig und unzerstörbar zu halten und zu glauben, daß sie in den Producten von ganz verschiedenen Eigenschaften, welche aus ihnen hervorgehen, in derselben Gestalt, welche sie früher hatten und später wieder gewinnen, sich conserviren, sondern hält es für recht wohl denkbar, daß eine Umwandlung der kleinsten Körpertheilchen in ganz andere Formen, Beschaffenheiten und Wesenheiten erfolge, auch daß ein bisher empfindbar gewesener physikalischer Stoff aus dem Bereiche der Empfindbarkeit auf eine zeitlang entschwinde und auf andere ursprünglichere Weise fortdauere. Man hat z. B. die Erfahrung, daß von Gasen nach ihrem Durchgange durch glühende Röhren keine Spur mehr zu finden gewesen ist. Wenn nun Gas verschwinden

(d. h. in unsinnliche Existenzform übergehen), Festes und Flüssiges aber sich in Gas umwandeln kann, so folgt die Möglichkeit des Verschwindens materieller Bestandtheile aus dem Reiche der Sichtbarkeit. In ähnlicher Art besteht auch der aus chemischem oder organischem Processe hervorgegangene Stoff nicht aus einer Vermischung von zwei oder mehren nebeneinander fortbestehenden Stoffen. Es ist vielmehr wirkliche Verwandlung, wodurch chemische und organische Stoffbildung sich von bloßer Vermischung oder Vermengung unterscheidet. Einer durch Verwandlung vernichtenden und erzeugenden Kraft des Meers ist es zuzuschreiben, daß es, immer sich reinigend, bei allen seinen Zugängen in stets gleichem Bestande bleibt. So auch muß in der Atmosphäre eine Kraft sein, welche Stoffe vernichtet, nicht blos zersetzt. Untergang und Entstehung von Grundstoffen gehört zu dem in der Entwickelung der Welt immer fortgehenden Werke der Schöpfung. Und eben dieses, daß Neues entstehen kann in Verwandlung oder in Schöpfung, ist beständiges Zeugniß von der geistigen Abstammung der Kräfte in der Natur. Daher ist dann aber auch einem jeden Stoffe außer seinen physikalischen Eigenschaften noch eine innerliche Substanz zuzuschreiben, welche bleibt, während alle jene wechseln können, und auch selbst die physikalischen Vorgänge sind in ihrem Wesen oder an sich lauter innerliche Vorgänge, welche von den physikalischen Eigenschaften nur als von äußerlichen Symptomen begleitet sind. Z. B. aus dem engen Verhältniß zwischen Schall und Vibration eines schallenden Körpers, zwischen Tonhöhe und Geschwindigkeit der Vibration ist nicht zu schließen, daß eines des andern Ursache sei, vielmehr ist Beides nur Folge eines viel einfachern innerlichen Vorgangs als einer gemeinschaftlichen Ursache von Beidem. In dem Grundtriebe des Allorganismus aber ist der Grund der Triebe und Kräfte aller Organismen enthalten. Unter Trieb nämlich wird der innere Grund der Bestimmung der wirklichen Thätigkeit einer Kraft verstanden. Aller Trieb gehört der Seele an, er ist Uräußerung der Seele. Der Allorganismus aber ist Seele.

Was diese Theorie empfiehlt, ist eine gewisse Großartigkeit in der Conception, verbunden mit Consequenz in der Durchführung. Soll nämlich wirklicher Ernst gemacht werden mit dem speculativen Satze, daß wir die Materie nur so erkennen, wie sie unsern Sinnen erscheint, nicht wie sie an sich selbst ist, so muß auch nothwendig im Allgemeinen eine Möglichkeit für dieselbe angenommen werden, aus dem Reiche der Erscheinung heraus und wieder in dasselbe einzutreten. Wenigstens bleibt sonst beim speculativen Begriff von einem Ansich der Materie hinter der Erscheinung nicht viel mehr übrig als ein bloßes hohles Wort ohne allen wirklichen Einfluß auf die Wissenschaft. Im Einzelnen wird es freilich immer von der Beschaffenheit des bestimmten Falls abhängen, ob von diesem Begriffe Gebrauch gemacht werden darf oder nicht. Etwas Anderes aber ist die Frage über Anwendung eines Begriffs in einem bestimmten, vielleicht unpassenden Falle, etwas Anderes die Frage über seine Anwendbarkeit überhaupt. Die letztere ist in Betreff eines Ansich der Materie hinter der physikalischen Erscheinung derselben und unabhängig von dieser durchaus zu bejahen, und diese Bejahung ist von Seiten der speculativen Wissenschaft durchaus zu fodern, sodaß nicht die erfahrungsmäßigen Spuren eines solchen Ansich, sondern im Gegentheil das erfahrungsmäßige Mangeln aller Spuren von einem solchen als das Paradoxe erscheinen müßte. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß man immer sogleich, auch bei Erklärung der alltäglichen Erscheinungen, mit diesem Gedanken einer materiellen Transscendenz bei der Hand sein durfe, sondern derselbe wird naturgemäß immer erst dort eintreten dürfen, wo andere einfachere Erklärungen uns im Stiche lassen. Und von diesem Gesichtspunkte aus möchte gegen manche Erklärungen Tittmann's im Einzelnen recht Vieles einzuwenden sein. Wir wählen zur Verdeutlichung einen Fall, der soviel Klarheit hat, als sie beim gegenwärtigen Zustande nur überhaupt im Gebiete der Chemie zu haben ist, nämlich die Entstehung des Wasserdampfs durch Verbindung von Wasserstoffgas mit Sauerstoffgas. Tittmann läßt hier die ins Product als Ingredienzen eintretenden Atome des Wasser- und Sauerstoffgases als solche ganz verschwinden und dem Wasserdampfe als einem Dinge mit neuen Eigenschaften den Platz räumen. Dies ist nicht nöthig und eben darum, weil es in diesem Falle nicht nöthig ist, auch sicher gegen das Interesse der Wissenschaft. Denn was die Schwere der verbundenen Theilchen betrifft, so bleibt dieselbe sich in der Verbindung nur völlig gleich und bildet daher eine nicht aus der Erscheinung entschwindende, sondern in ihr beharrende Grundlage der Stoffe. Ebenso beharrend zeigt sich die Grundlage des elastisch-flüssigen Zustandes der verbundenen Gase, sowie die ihrer Wärmecapacität. Der einzige Anstoß liegt im Volumen. Aber auch von diesem bleiben immer doch noch zwei Drittheile bestehen als unverändert fortdauerndes Phänomen; nur ein einziges Drittel erfodert als verschwunden oder veruntreut eine Hypothese seines Entschwindens, und sicher ist hier der Chemiker im völligen Rechte, wenn er zuvor alle übrigen Erklärungsversuche anwendet, ehe er zu dem radicalen Verfahren greift, die alten Stoffe gleichsam ihrer Functionen zu entheben und durch einen neuen Substituten im Amte vertreten zu lassen. Es wäre dies so gehandelt, wie wenn man einen Menschen, welcher sich sonst in allen Dingen tüchtig und kräftig bewiesen hat, wegen einer einzigen ihm zuschulden gekommenen Schwachheit sogleich als einen unfähigen und unzuverlässigen behandeln wollte, welches unbillig ist. Vielmehr ist hier in Leben und Wissenschaft das richtige Verfahren, einen solchen zwar scharf zu überwachen, ihn jedoch nicht eher zu verstoßen, bis härtere Beweise seiner Unzuverlässigkeit vorliegen, welche schlechterdings keine Erklärung aus zufälligen Umständen mehr zulassen.

Man muß nicht mit Kanonen nach Wachteln schießen. Man muß den großen Gedanken einer dynamischen Erklärung aller Processe des Universums auf Grundlage

einer Urseele nicht überflüssigerweise dort herbeiziehen, wo die Erscheinungen sich innerhalb eines beschränktern Gesichtskreises schon aus sich selbst erklären. Aber wir würden uns selbst nur des oben gerügten unbilligen Verfahrens schuldig machen, wollten wir um solcher einzelner Flecken willen auch den Grundgedanken als unhaltbar preisgeben. Dieser ist vielmehr der Gedanke, auf welchen der philosophische Geist immer aufs neue sich dann zurückgetrieben sieht, wenn er sich weder zum Dualismus der Kräfte, noch auch zum Materialismus bequemen mag, weil der erstere immer zuletzt in geschrobene, der letztere in fade und nichtssagende Erklärungen ausmündet. Er ist der Gedanke, innerhalb dessen sich schon die Speculationen des Plato und Aristoteles bewegten, welcher Leibniz anreizte, in den Moleculen unorganischer Materie beseelte Monaden zu ahnen, und Newton, den universellen Raum für das Sensorium der Gottheit zu halten. Er ist der Gedanke, durch welchen sich zu allen Zeiten und in allen Jahrhunderten die starken und consequenten Denkmeister von den bloßen Empirikern und Popularphilosophen unterschieden haben. Er ist der Gedanke, auf welchen sich in dem Maße in Zukunft aller wissenschaftliche Streit concentriren wird, als das Denken sich schärft und die Bildung steigt. Der wissenschaftliche Streit wird darum von seiner Schärfe nicht nachlassen, er wird im Gegentheil um so schärfer, aber auch um so erfolgreicher werden, je mehr die Streiter auf einem gemeinsamen Boden stehen, wo ihre Streiche einander wirklich treffen, nicht mehr in die blaue Luft gehen. Tittmann sagt:

Zu denken, daß Gott zugleich der Weltgeist sei und ein Dasein außer der Welt habe, ist nicht in Widerspruch mit sich selbst. Es ist auch ebenso wol von dem menschlichen Geiste zu denken, daß er, obgleich in diesen Leib eingekörpert, doch auch außer diesem Körper ein Dasein habe. Man könnte vermuthen, daß, gleichwie immer der einzelne Organismus in einem größern organischen Ganzen, so auch der menschliche Geist in einem Centralgeiste begriffen sei, woraus gewisse allgemeine Triebe der Völker und der Zeiten erklärt werden könnten. Ein mit dem jetzigen Leben gleichzeitiges Dasein unsers Geistes außerhalb der Einkörperung würde die Annahme der Unsterblichkeit begründen und ebenso zur Erklärung dienen, wie unser Geist den Leib sich selbst bauen kann.

Tittmann nennt das Lebensprincip des organischen Körpers die Seele. Ihr Wesen ist, Naturtrieb oder physiologischer Trieb zu sein im Gegensatz zu Willen und Bewußtsein, welche das Wesen des Geistes ausmachen. Aber Geist und Seele sind im Grunde nur ein und dasselbe Wesen, der Geist der entbundene Trieb, der Trieb der gebundene Geist. Nicht also die Materie ist hier der gebundene Geist, sondern sie ist das Werkzeug oder die Fessel, welche den Geist bindet, ihn zu Trieb und Kraft herabsetzt; und der Geist ist nicht entbundene Materie, sondern er ist der in den ursprünglichen Zustand zurückkehrende Trieb, während die Materie an sich selbst genommen nichts ist als eine völlig eigenschaftslose Basis für die an ihr wechselnden stofflichen Eigenschaften oder Kräfte, eine Basis, welche durch Beraubung ihrer bisherigen Eigenschaften in Freiheit gesetzt werden kann, neue stoffliche Eigenschaften, d. h. neue Kräfte in sich zu empfangen. Man könnte daher die Materie bei Tittmann wol vergleichen mit einem leeren Tanzboden, auf welchem erst der gesetzmäßige Tanz der sich aus der Urseele niedersenkenden Kräfte die Qualitäten der Stoffe überhaupt nebst ihrem chemischen Stoffwechsel hervorbringt, oder auch mit den fünf leeren Linien unsers Notensystems, in denen die Melodien nach inwohnenden Gesetzen des Rhythmus und Contrapunkts auf- und niedersteigen. Uebrigens bezieht sich Tittmann's Schrift durchgängig zurück auf ein früher erschienenes größeres Werk desselben Verfassers von ähnlichem Inhalt, betitelt: „Ueber den Geist und sein Verhältniß in der Natur" (Berlin 1852).

Carus' „Organon" behandelt aufs neue die naturphilosophische und auch bei Hegel eine große Rolle spielende Analogie zwischen Erkenntniß- und Zeugungstrieb. Die denkende Erkenntniß setzt im Begriff der Gattung vielfach dasselbe Individuum. Im Zeugungsproceß gehen aus zwei Urindividuen eine gewisse Anzahl Nebenindividuen hervor. Hier wie dort also waltet der Proceß eines vielfältigen Sichselbstsetzens eines und desselben individuellen Typus. Einen solchen sich vielfach oder als Gattung setzenden Typus nennt Carus eine Idee, und so ist sowol im Erzeugen als im Denken ein Proceß der Idee enthalten. Dabei ist das höhere oder durch Denken vermittelte Erkennen zugleich die höchste Selbstthätigkeit des Geistes, ein Erzeugen seiner eigenen Innenwelt, ein geistiger Schöpfungsact, verbunden mit einem höhern Aufflammen der Seele. Das Zeugen ist überall der höchste Lebensact, weil am Lebendigen hier ein Lebendiges sich entzündet. Schon die Pflanze strahlt in den Organen, wo die Fortpflanzung geschieht, in den höchsten Farben, das Thier existirt zuletzt allein für diesen Zweck, und der Mensch lernt in dem Glück der fortzeugenden Gedanken die höchste geistige Freudigkeit kennen. An eine Verwandtschaft beider Processe soll auch Shakspeare gedacht haben, wenn er den unglücklichen, über sein Geschick grübelnden Richard II. sagen läßt:

My brain I'll prove female to my soul;
My soul the father; and these two beget
A generation of still breeding thoughts.

Die Vergleichung hat indessen neben den zutreffenden Merkmalen auch ihre Schattenseite. Ist der Erkenntnißproceß nur ein gesteigerter Zeugungsproceß von specieller Art, so ist ersterer die abgeleitete, letzterer die ursprüngliche Erscheinung, so wurzelt also das Freie im Unfreien, das Bewußte im Unbewußten, der Geist in der Natur, das Denken im Zeugen, das Sehende im Blinden. Und wie verträgt sich hiermit der andere Grundsatz, welcher daneben an der Spitze dieses Systems steht und lautet: „Alle ursprüngliche Erkenntniß ist Selbsterkenntniß, alle Erkenntniß der Außenwelt erst abgeleitete Erkenntniß"? Ist es wol wahrscheinlich, daß die ursprüngliche Erkenntniß der abgeleiteten Existenz entspreche, und umgekehrt? Wäre es nicht viel glaublicher und in den

Begriffen übereinstimmender, die Urerkenntniß oder Selbsterkenntniß (das Denken) auch in die Urexistenz, die abgeleitete Erkenntniß aber in die Außenwelt (in die Welt der Erzeugung) verlegt zu finden?

Dieses nun ist eben der Unterschied zwischen dem Spiritualismus von Carus und dem von Tittmann, daß das geistige Princip, aus welchem Alles wird und in welchem und durch welches Alles lebt, in seinem ursprünglichen Dasein bei Tittmann das Selbstbewußtsein als eine unveräußerliche Eigenschaft besitzt, welche nicht erst durch irgendeinen Proceß erworben zu werden braucht, bei Carus hingegen erst durch einen Proceß der von ihm erzeugten Ideen in dem von ihm erzeugten Aether das Selbstbewußtsein als eine abgeleitete Erscheinungsform hervorbringt. Bei Carus liegt die Urseele im Schlaf, aus welchem sie nur hier und dort und periodenweise zum Bewußtsein erwacht. Bei Tittmann wacht sie von Haus aus, wobei nur immer einzelne Theile, niemals aber das Ganze, in gewisse periodische Schlafzustände zu sinken befähigt sind.

Beide Vorstellungsarten haben in der Geschichte der Philosophie ihre starken Präcedentien. Die Tittmann'sche ist eine Wiedererneuerung der Aristotelischen Theorie von der Urseele zu nennen. Denn Aristoteles definirt die Urseele als eine sich selbst denkende Denkkraft, begriffen gedacht in der höchsten Energie ihrer Thätigkeit. Daß Aristoteles hiermit keinen schlafenden oder träumenden Zustand, sondern einen im höchsten Grade wachen und bewußten zu bezeichnen vorhatte, darüber kann kein Zweifel sein. Die Quellen der Schelling'schen Naturphilosophie, aus welcher Carus seine Grundbegriffe schöpft, sind zwar moderner und bisjetzt noch in weit höherm Ansehen als der längst in seiner alten Autorität gesunkene Aristoteles. Trotzdem behält die gestürzte Aristotelische Theorie bei allen sonstigen Schwächen immer den Vorzug, daß sie in ihren Grundzügen ein zur völligen Consequenz durchgebildeter Spiritualismus ist, während die Schelling'sche Naturphilosophie zwar ebenfalls den Spiritualismus gewollt hat, aber sich doch zugleich von Anfang an gar zu bereitwillig zeigte, in gewissen Punkten, worin das Vorurtheil der Halbgebildeten, durch vermeintlichen Augenschein geblendet, sich gegen die Resultate desselben empört, diesem Vorurtheile unbefugte Concessionen zu machen.

Nach Carus sind es die Ideen, welche Alles in der Natur hervorbringen. Sie thun dieses, indem sie mit dem Aether als dem Princip der materiellen Stofflichkeit in Verbindung treten und denselben als die bildnerischen Kräfte oder Werkmeister in der Natur modeln und formen. Dadurch wird ihnen der Schein eines gewissen Werdens angeeignet, wonach sie bald aus dem Nichts zu entstehen und bald wieder ins Nichts zu entschwinden scheinen, während nur der Stoff die Unvergänglichkeit zeigt. In Wahrheit aber sind die Ideen für sich selbst ebenso unveränderlich und unvergänglich als der Aether. Nämlich ebenso, wie wir etwa von Sonne oder Mond sagen, „sie kommen aus den Wolken hervor", wenn nur eben die Wolken es sind, welche unter ihnen sich auflockern und verziehen, so scheint uns dann auch die Idee selbst gleichsam hervorzuwachsen und zu werden, indessen doch nur das elementarische Gebilde es ist, welches mehr sich entwickelt und so gewissermaßen die Idee reiner zum Durchleuchten bringt.

Es wird aber für den Physiker solange mit unübersteiglichen Schwierigkeiten verbunden sein, das Walten der Ideen in der Natur mit der Herrschaft physikalischer Gesetze in Einklang zu bringen, als nicht Mittelglieder angegeben werden, welche das eine Princip mit dem andern in Berührung setzen. Die Idee ist für den Physiker wie eine Frucht für Den, welcher keine Werkzeuge besitzt, dieselbe vom Baume zu langen. Die Idee (z. B. der geometrischen Blattstellung an den Gewächsen) ist doch an und für sich nichts weiter als eine bloße Form. Soll diese zur Form eines bestimmten Stoffs werden, so müssen gewisse der Form verbundene Kräfte vorhanden sein, welche dieselbe dem Stoffe einpflanzen. Denn eine bloße Form ist ja nichts als ein Bild, und ein bloßes Bild kann sich nicht ins Werk setzen. So finden wir es z. B. bei allen Ideen, welche unser Handeln in Bewegung setzen. Sie thun dies niemals für sich allein, sondern immer durch Triebe und Kräfte, welche als Mittelglieder wirken. Was hilft uns z. B. der herrlichste Plan, wenn uns die Triebe, der Anreiz, der Muth fehlen, welche den Plan ins Werk setzen würden, wenn sie nur vorhanden wären? Die Idee der verbesserten Construction eines Gewölbes weckt z. B. in dem Baumeister gewisse Triebe zu ihrer Ausführung und spielt so in ihm die Rolle eines befruchtenden Gewitters, während sie im Geiste eines Andern, an den sie ebenfalls gelangt, todt liegen bleibt ohne alle Wirkung. Ebenso wenig läßt sich auch in der Naturlehre mit der Idee allein anfangen. Sie ist hier wie ein schattenhafter Leib ohne Hand und Fuß, der sich nicht durchsetzen, sich nicht bewegen, nicht ins Zeug gehen kann. Sollen in der Natur Ideen wirken, so müssen dieses nothwendig Ideen sein, welche versehen sind mit Kräften zu ihrer Hervorbringung, oder auch, was Dasselbe sagen würde, Kraftgruppen, welche nach dem Modell gewisser Strebebilder oder Zweckbilder zusammengeordnet sind und diesen gemäß im Vereine wirken. Erst in dieser Wendung würde die Idee in unserer heutigen Physik Anhaltepunkte zu ihrer Verwirklichung finden.

Außerdem wendet sich das „Organon" noch mit besonderer Vorliebe der Betrachtung theologischer Dinge zu. Das Verhältniß von Leib, Seele und Geist, das Verhältniß der Seele zur Gottheit und zur Seele der Menschheit, die Entwickelung des Menschengeschlechts in der Weltgeschichte, die Wurzel des Bösen und ähnliche Lieblingsthemata, welche vom Verfasser auch schon früher mit in seiner „Psyche" abgehandelt wurden, kommen hier aufs neue zur Sprache.

Zuletzt mögen in diesem Zusammenhange auch noch einige poetische Versuche miterwähnt werden, welche mit der Frage des Materialismus einen Zusammenhang haben.

6. Natur und Geist. Lehrgedicht in fünf Büchern von C. Mayer. Bonn, Marcus. 1855. Gr. 12. 20 Ngr.
7. Helionde, oder Abenteuer auf der Sonne. Leipzig, J. J. Weber. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Das Wesen der Naturdinge und die Naturgesetze der individuellen Unsterblichkeit von M. Droßbach. Olmütz, Hölzel. 1855. Gr. 8. 5 Ngr.
9. Briefe aus X über den Schlüssel zum Weltall, oder: Ein allgemeines Gesetz für die sichtbare wie für die unsichtbare Welt. Ein Versuch beim Publicum. Berlin, Veit und Comp. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Lehrgedicht von Mayer enthält naturphilosophische Gedanken eines in die Geheimnisse der modernen Physiologie nicht nur eingeweihten, sondern auch durch selbständige Arbeiten auf ihrem Felde bekannten Verfassers. Warum er dasselbe in Versform ausarbeitete, obgleich das Meiste sich hätte weit bequemer und faßlicher in Prosa ausdrücken lassen, leuchtet dem Leser bald ein, wenn er bemerkt, wie hier Alles im knappen Orakeltone geschrieben steht, ohne alles Raisonnement, mit bloßer trockener Anknüpfung an neueste Thatsachen der Wissenschaft. Ein solcher Orakelton ist der Ton des ehrfurchtsvollen Staunens vor dem großen Naturräthsel und regt, indem er diese Stimmung mittheilt, zum eigenen Nachdenken an. Uebrigens liegen auch hier manchmal den Orakelsprüchen verschwiegene Betrachtungen langen Nachdenkens zugrunde, das merkt man wol. Dagegen zeigt die Form der Verse nichts weniger als den gewandten Verskünstler, sie machen oft mehr den Eindruck von versus memoriales. Lucrez, an welchen der Verfasser bei Abfassung des Gedichts gedacht hat, war ein viel besserer Dichter und viel schlechterer Naturforscher als er.

Gleich der Anfang eröffnet uns die Stimmung, welche als Grundton durch das Ganze geht:

Noch sitze sinnend ich, seit meinen Frühlingstagen,
Am Isis-Heiligthum, die Blicke unverwandt;
Voll Sehnsucht endlich doch die Göttin zu befragen,
Die, stets verschleiert uns, kein Weiser hat erkannt!

Ich las das Räthselwort an ihres Tempels Thoren:
„Ich bin die, die ich war und die ich werde sein."
Ja ewig, wie der Geist, bist du, der dich geboren;
Dies schrieb als Losung ich den Vorhofstafeln ein.

Der Dichter, welcher sich nicht allein in den Tempel der Göttin wagt, bittet die Muse Urania, ihn ins Innere zu geleiten, ihm des Leibes Wunderbau zu zeigen, die Werkstatt, wo der Geist des Leibes Glieder schafft:

Zeig' mir, wie durch den Leib die Lebensgeister dringen,
Da fühlen, treiben an, hier leuchten und dort schwingen;
Da klopfen ohne Rast, die Luft zur Kohle leiten,
Dort kochen, gähren, glüh'n, die Quintessenz bereiten.

Die Muse zeigt sich nun auch sehr beredt und mittheilsam in physiologischen Details. Sie beschreibt die Structur des Auges, des Ohrs, die Urformen der Krystallisation, die Processe der Zellenbildungen, der Erzeugung und Verwesung, die Uebergänge von Pflanze in Thier, die generatio spontanea u. s. w., wobei sie immer in kurzen Andeutungen die interessantesten Entdeckungen der neuesten Zeit mitberührt. Was das Lösen des großen Räthsels betrifft, so beträgt sie sich freilich etwas vornehm als Göttin. Wir müssen uns bescheiden, uns immer nur ganz allgemein von ihr auf den Geist verwiesen zu sehen, welcher herrsche in den Tiefen, welcher nie Product, immer Producent sei, welcher im Innern still erdenke, was nachher unfreiwillig ins Leben tritt:

Er ist es, der erbaut das Hexagon der Zelle,
Er kennt den Mittelpunkt, dem er den Kern vertraut,
Er führt das Winkelmaß, das Senkblei und die Kelle,
Weil er hat in sich selbst der Dinge Norm geschaut.

Desto lieber ergeht sie sich in concreten Anschauungen, vergleicht z. B. das große Gehirn dem Wallnußkerne, das kleine Gehirn der Marone, das Schneckenhaus dem Ohre, die Niere der Bohne und beschreibt die Falten, Windungen und Markstrahlen des Gehirns, von welchem sie singt:

Athene einst entsprang aus dieser Marmorschale,
Worin die Seele sich ihr Brautbett hat erwählt;
Wo mit den Genien, im Alabastersaale,
Sie ihren hohen Hof auf Silberteppich hält.

Manchmal sind die Bilder höchst zierlich, z. B. das der Frauenhand:

Manch Dichter hat im Lied der Frauen Hand gepriesen,
Die Wellenlinien, der zarten Grübchen Reih'n,
Die blauen Adern, die auf Lilienblättern fließen,
Und an der Finger Saum den sanften Rosenschein.

Zuweilen jedoch hören wir in den Worten der Muse etwas zu sehr den Professor. Z. B.:

Achthundert Muskeln sind im Leibe aufgeschichtet.
Erschrecke Tiro nicht, es ist die Zahl zwar groß,
Doch hat es die Natur sehr weise eingerichtet,
Zu merken brauchest du die eine Hälfte blos.

Die Seele gilt der Muse für die Baumeisterin des Leibes. Aber sobald sie sich dieser niedern Function als Bildungstrieb hingibt, erlöschen ihre höhern Functionen, Wissen und Wollen, und umgekehrt:

Wenn sie das Eine thut, muß sie das And're lassen.
Wenn sie sich selber sieht, sie nicht das Aeuß're schaut.

Sobald aber die höhern Functionen in der Seele aufs neue erwachen und Spielraum gewinnen, wird die Seele zum Geist:

Zwei der Aeonen sind's, die in dem Körper tagen,
Die Seele und der Geist, doch sind ja Eins die zwei.
Die Seele muß noch stets des Körpers Fesseln tragen,
Im Geist die Seele macht sich von den Schranken frei.

Als ihren Baustoff benutzt aber die baumeisterliche Seele die lebendigen Organismen niedrigsten Grades, wie sie in Endospermen, Schwarmsporen, Spirulinen und Monaden zutage treten, in verwesenden organischen Stoffen neue pflanzenartige Bildungen versuchen und gleichsam das Einmaleins aller Organisation darstellen.

Uebrigens gilt das Weltall der Muse nicht für ein abgeschlossenes organisches Ganze, sondern für eine chaotische Vielheit, worin Einheit und Harmonie nur im Einzelnen sich entwickelt und hierdurch auf eine höhere unsichtbare Einheit hindeutet:

Ein Chaos ist das All, kein Gleichmaß in ihm wohnet.
Es sehnt sich stets nach ihm, vollbringt es aber nie.
Im Einzelkreise nur der Geist der Ordnung thronet.
Und hier die Schönheit herrscht, mit ihr die Symmetrie.

Daß nun überhaupt bei Behandlung solcher Gegen-

stände der wissenschaftlichen Ahnung und der speculativen Hypothese die poetische Form, wie sie bei den ältesten Naturphilosophen, einem Parmenides, Xenophanes und Empedokles im Gebrauche war, wieder ergriffen werde, ist sehr zu billigen. Denn man muß zugeben, daß bei Behandlung solcher Gegenstände die poetische Rede bedeutende Vortheile vor der demonstrativen voraus hat. Die letztere macht nämlich immer den Anspruch, das Motiv ganz außer Spiel zu lassen, was bei solchen Ueberlegungen und Betrachtungen doch wirklich niemals außer Spiel tritt, nämlich den Glauben im philosophischen Sinn, die innerste Willensrichtung des Menschen. Um solche Ueberzeugungen wirklich gerade so mitzutheilen, wie sie in uns leben, muß auch etwas von der Stimmung mitgetheilt werden, worin die Ideen concipirt wurden und allein den richtigen Schlüssel ihres Verständnisses haben. Dies eben thut die Poesie. Sie ist daher das Vehikel der Mittheilung der moralischen Motive zu nennen, aus welchen der an den Demonstrationen wie an feinen Gitterstäben fröhlich hinaufrankende Glaube wächst, und welche ihm gleichsam Sonnenlicht und Regen seines Wachsthums sind.

Auch der Verfasser von „Helionde" hatte ohne Zweifel eine wissenschaftliche Absicht, nämlich die, durch Näherrücken der Möglichkeit anderer und vollkommenerer lebendiger Organismen, als der auf unserer Erde existirenden, einen Schatten auf die Scenen unsers Erdballs fallen zu lassen und dadurch die Phantasie in Beziehung auf die Beschäftigung mit höhern Lebensscenen zu beflügeln. Denn der Reiz des Unglaubens ist ein kalter Reiz und die Phantasie ein leichtsinnig Kind, das sogleich ins Freie eilt, wie es Sommerluft merkt, und den Rath der Mama Vernunft, sich nicht den Schnupfen zu holen, in den Wind schlägt.

Der Verfasser von „Helionde" reist in die Sonne. Er findet auf ihr Menschen mit Gestalten wie wir, aber gemäß feinern elementarischen Bedingungen, unter denen sie leben, ist auch ihre Organisation feiner, ihre Art zu leben und sich zu ernähren edler und reinlicher, ihr politisches Leben humaner und freundschaftlicher als bei uns. Die Hauptbedingung alles Lebens, das Licht, empfangen sie nicht von außen durch ein auf- und untergehendes Gestirn, wie wir, sondern sie haben seine unerschöpfliche Quelle beständig unter ihren Füßen und lassen dieselbe nach Belieben durch Hinwegnahme oder Zudeckung einer Rasendecke, des sogenannten Elytron, entweder mehr oder weniger heraufströmen. Ihre Nahrungsmittel bestehen in Wohlgerüchen, welche sie in verschieden gestalteten rohrförmigen Kapseln bewahren und durch Andrückung derselben an Zähne und Lippen einsaugen. Ihre Steinart, womit sie bauen, Minica genannt, bereiten sie aus Luft, die sie vermöge gewaltiger Maschinen bis zu dem Grade zusammenpressen, daß sie hart wird und dabei durchscheinend und klar bleibt wie Diamant. Allerliebste bunte Vögel, unsern Kolibris ähnlich, sind beschäftigt, den Stickerinnen die zarten Wolkenflocken aus den höchsten Luftschichten herabzuholen, welche sie bei ihrer fleißigen Arbeit gebrauchen. Alle Geschäfte des Lebens werden nicht für Lohn, sondern um der Sache selbst willen getrieben. Der Fiacre findet sich ebenso hinlänglich belohnt durch den verbindlichen Gruß, womit der Fußgänger einsteigt, als es diesem niemals einfällt, die Güte seines zuvorkommenden Schwagers zu misbrauchen. In den Läden kauft man sich die Gegenstände nicht für Geld, sondern für schöne Gedanken, die man aufzuschreiben hat und die durch beeidigte Sachverständige gestempelt werden. Je nach ihrem Gehalt bekommt man unter den ausgestellten Waaren eine gewisse Auswahl.

Wie weit im Naturprocesse der Sonne die Teleologie reiche, davon gibt folgende Beschreibung einen Begriff: Die nützlichen Pflanzen waren insgesammt höchst bewundernswerth, und es währte nicht lange, so entdeckte ich eine neue. Sie hatte eine aus weißen Blättern gebildete große Blumenkrone, die der Form nach einem Waschbecken glich und in der That auch den nämlichen oder vielmehr noch größern Nutzen gewährte. Aus dem Pistill sprang eine kleine Fontäne süßen Wassers empor und hielt das Becken nicht nur allezeit gefüllt, sondern lieferte auch noch einen kleinen Ueberschuß, um Blätter, Stengel und Wurzel der Pflanze zu netzen. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß dieselbe eine Frucht trug, die einer gewöhnlichen Pomeranze ähnlich sah, hinsichtlich ihrer Composition aber vollkommen der Mandelseife glich. Ihre breiten weichen Blätter glichen dagegen genau der feinsten Leinwand, und an ihren Stielen befanden sich kleine unregelmäßige Büschel weicher Borsten, sodaß man sich in einem Blumenbecken waschen, Blumenseife dabei gebrauchen, die Nägel mit einer natürlichen Bürste reinigen und Gesicht und Hände mit blattförmigen Handtüchern trocknen konnte. In der Nähe dieses nützlichen und merkwürdigen Naturerzeugnisses wurde gewöhnlich die Spiegelstaude angepflanzt, die mit ihren äußerst glänzenden Blättern als Toilettenspiegel diente.

Die härteste Strafe der Bewohner von Heliopolis für begangene Vergehungen ist, über den Ocean nach fernen Ländern verbannt zu werden, wo Thorheit und Verbrechen im Schwange sind, wo ein Ungeheuer, Krieg genannt, vielleicht Jahre lang in der Menschen Hirn schlafend und gährend liegt, bis es in ein Fieber von Qual und Blut ausbricht; wo eine der Hauptquellen der Landeseinkünfte der Verkauf demoralisirenden, brutalisirenden Getränks ist; wo Vieh als Nahrungsmittel für die Einwohner in die Städte getrieben wird, sodaß es, lahm und bis zum Tode erschöpft, in den Schlachthäusern ankommt, nachdem es unterwegs seine fieberheiße Zunge im feuchten Kothe der Straße zu kühlen gesucht hat; wo Pferde beim Fuhrwesen gebraucht werden, als ob sie Maschinen wären, als ob ihre Muskeln aus Stahl, ihre Nerven aus Eisen, ihre Glieder aus Messing und ihre armen müden Herzen aus Räderwerk und Walzen, Winden und Schrauben beständen.

Die Charakteristik der Erde in den kosmographischen Taschenkalendern von Heliopolis lautet: Erde — kleiner Stern mit einem Monde — Bewohner essen Fleisch — meist kriegerisch und wild — grausam gegen Thiere — Land und Wasser — eigene Atmospäre. —

Wir wenden uns von der absichtlichen zur unabsichtlichen Poesie, nämlich zu Droßbach's Naturgesetzen der individuellen Unsterblichkeit. Droßbach will uns glücklich machen, und das ist anerkennenswerth. Wir sind aber seiner Ansicht nach darum Alle unglücklich, weil Keiner sei, welcher in der That an ein selbstbewußtes Erwachen nach dem Tode glaube. Diesen Glauben sollen wir empfangen, damit eine bisjetzt unbekannte Ruhe um unsere stets heitere Stirn schwebe, damit wir zufrieden seien unter den verschiedensten äußern Verhältnissen in der Familie, in der Gesellschaft, im Staate, kurz, damit die Erde zum Himmelreich werde. Dieses Glück zu gewähren sind die Naturwissenschaften berufen.

Und womit sollen die Naturwissenschaften uns ungläubige und verstockte Seelen curiren? Etwa mit dem Od? Nein. Mit dem Tischklopfen? Gott bewahre! Sondern nur allein mit den bloßen Atomen. Von ihnen hängt das selbstbewußte Wiedererwachen nach dem Tode ab. Die stofflichen Atome nämlich sind nicht, wie es den äußern Anschein hat, todte Körpertheile, sondern inwendig lauter Kraftwesen oder bewußtseinsfähige Factoren und die menschliche Seele nur einer unter ihnen. Sie können ins Unbewußtsein zurückkehren, aber nie vernichtet werden. Die Menschenseele hat daher so viele Mitconcurrenten des Bewußtwerdens, als es überhaupt Atome gibt. Deren Anzahl ist nun zwar sehr groß, aber darum doch noch nicht unendlich, und so ist zu berechnen, daß, nachdem einst auch die übrigen Atome die Reihe des Bewußtwerdens wird getroffen haben, zuletzt auch wieder einmal die alten werden daran kommen dürfen. Das verheißene Glück wird dadurch freilich ein wenig dünn, und die ganze Vorstellung erinnert in auffallender Weise an das berühmte Waldhorn des Freiherrn von Münchhausen, in welchem die Töne zur Zeit, da sie schallen sollten, festfroren, später aber zur Unzeit aufthauten, da die Jagd vorbei war und das Horn müßig an der Wand hing.

Und wer ist zuletzt noch der geheimnißvolle Mann aus X., welcher vermummt zu uns tritt und uns den Schlüssel zum Weltall reicht? Er tritt leise und bedeutungsvoll auf als Einer, der zwar Vieles offenbart, aber doch nicht Alles offenbart, was er andeutet, und nicht Alles andeutet, was er weiß. Er enthält sich mit Fleiß der Herbeiziehung eines persönlichen und geistigen Urhebers der Welt, weil er es zunächst hier nur mit der materiellen Welt zu thun hat und man sich bei Betrachtung derselben soviel als möglich materialistisch verhalten soll. Er bezeichnet den Allerhöchsten, wenn es unumgänglich wird, nur indirect, indem er von der Regierung, den Absichten oder den leitenden Gedanken, der obersten Macht spricht und darunter die Person selbst versteht, welche regiert, beabsichtigt, leitet und denkt. Er erlaubt sich, wie in den constitutionellen Kammern, so auch in der Philosophie, nicht, die Person des Monarchen in die Verhandlung zu ziehen, weil dadurch die Debatte unfrei oder ganz abgeschnitten werden würde. Wahrhaftig, gäbe es im Himmel eine geheime Polizei, wie würden glauben, dieser sei einer davon, so sehr riecht er nach parfümirtem Christenthum.

Eines freilich widerspricht, obgleich auch dieser Widerspruch in dem Einen allgemeinen Weltgesetze seine Lösung finden dürfte. Der Verfasser glaubt nämlich nicht an Wunder. Die Stelle, in der er sich hierüber ausspricht, ist tiefsinnig und gibt einen deutlichen Begriff von der in diesem Schriftchen durchweg herrschenden Logik:

Die menschlich gedachte Intervention Gottes in den Gang seiner Welt liegt dem dogmatischen Begriff der Wunder zugrunde und ist schuld, daß mancher gläubige Christ sich gegen sie als einen Gottes unwürdigen Eingriff in seine selbstgeordneten Naturgesetze sträubt. Der Eingriff fällt weg, sobald wir unser Eines Naturgesetz annehmen, das Wunder aber bleibt nach seinem reinen und unanstößigen Begriff. Denn dieselbe göttliche Schöpfungskraft, welche z. B. alljährlich in den Weinbergen große Massen Wassers zu Wein macht, ohne daß es uns wundert, kann Ebendasselbe mit Wasser in Krügen thun, ohne daß es ein Wunder im gewöhnlichen Sinne wäre, denn es ist dazu kein Eingriff in das bestehende Naturgesetz nöthig, sondern nur ein Willensact Gottes, der nach diesem Gesetze wirkt. Nicht in der Begebenheit, denn sie ist vollkommen naturgesetzmäßig, wie jede andere, liegt das Wunder, sondern in der Willensintervention Gottes, die ein Wunder der Allwissenheit und Allgüte ist. Wenden Sie dies auf alle Wunder an, die wir glauben, und Sie werden es ausreichend finden.

Sicher nicht nur ausreichend, sondern es würde dieser Schlüssel zum Wunder auch sehr schön gebraucht werden können, um das Naturgesetzmäßige der räthselhaften Klopfgeister zu begreifen. Denn dieselbe göttliche Schöpfungskraft, welche nach einem bestehenden Naturgesetze gewisse klopfende Töne erzeugt, sobald menschliche Finger und Knöchel an einen Tisch schlagen, kann ja auch nach ebendemselben Gesetze dieselben klopfenden Töne erzeugen, sobald unsichtbare Geister ihre unsichtbaren Finger und Knöchel zu demselben Zwecke dem Tische annähern. Auch hier also wäre sicher kein Eingriff in das bestehende Naturgesetz nöthig, sondern nur ein Privilegium für die Geister, sich dieses Gesetzes bedienen zu dürfen.

Desto gespannter wird nun vielleicht der Leser sein auf das Eine allgemeine Gesetz für die sichtbare wie für die unsichtbare Welt und auf den wirklichen Schlüssel zum Weltall. Wir werden uns aber wohl hüten, etwas so Geheimnißvolles und schwer zu Beschreibendes an die große Glocke zu hängen.

Karl Fortlage.

124*

Zur Geschichte des Kirchenstaats.

Die deutsche und italienische Literatur über die Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats ist keineswegs arm. Allein die Geschichtswissenschaft konnte sich nicht für befriedigt halten; denn wo nationale Parteilichkeit, confessionelle Engherzigkeit und Mangelhaftigkeit der Quellenkenntniß oder deren Benutzung mehr oder minder noch ihre Hand im Spiele haben, da kann natürlich von einer Befriedigung der Foderungen, welche die Wissenschaft der Geschichte nun einmal zu machen hat, nicht die Rede sein. Es war daher gewiß ein recht glücklicher Gedanke, daß die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher auf ein Thema richtete, dessen Bearbeitung manchen Reiz, namentlich aber ein sehr namhaftes Verdienst um die Geschichte Italiens und Deutschlands zugleich in Aussicht stellte. Samuel Sugenheim war es, der den Preis davontrug mit einer Arbeit, die auch im Druck erschienen ist.*) Sehen wir jetzt in möglichster Kürze, was er geleistet und in welche Form er seine Leistung eingekleidet hat, damit die Wissenschaft und das Publicum wisse, was aus dem neuen Werke gewonnen und gelernt werden könne. Der historische Apparat, in dessen Besitz sich der Verfasser gesetzt hat, ist von sehr bedeutendem Umfang; er umfaßt die Quellen- und Hülfsschriften bis auf die neueste Zeit; Deutsche, Franzosen und Italiener sind auf diesem Gebiete am meisten thätig gewesen. Deshalb finden wir unter dem Texte theils längere, theils kürzere Noten, die aus den Werken der soeben genannten Nationen entnommen sind. Der Verfasser orientirt dadurch nicht nur den Leser auf dem Grund und Boden, auf dem er sich befindet, sondern er gibt ihm auch die Möglichkeit, sein eigenes Urtheil zu bilden oder gleichsam an Ort und Stelle eigene Untersuchungen anzustellen. Die Benutzung der Quellen und Hülfsschriften verräth Umsicht, Unparteilichkeit und nur wenige Stellen ausgenommen eine richtige Würdigung ihres Werths. Uebrigens ist das Ganze, das bis an den Ausgang des 16. Jahrhunderts, mithin bis zu der Zeit reicht, wo die Ausbildung des Kirchenstaats zu einer Monarchie vollendet war, in zehn Hauptstücke abgetheilt; die Uebersichtlichkeit des historischen Stoffs ist dadurch recht wesentlich gefördert worden. Mit einem Worte: die deutsche Geschichtsliteratur hat durch Sugenheim's Preisschrift ein Werk erhalten, was nicht nur der Frage über die Entstehung und Fortentwickelung des Kirchenstaats im Mitlelalter wesentliche Dienste leistet, sondern auch manches Brauchbare für die Specialgeschichte Italiens und Deutschlands darbietet, sodaß insbesondere die Geschichtschreiber des letztern es nicht ohne Gewinn benutzen werden, selbst katholische Historiker, wenn ihnen kirchliche Rücksichten nicht die geschichtliche Unparteilichkeit und Wahrheit verkümmern.

Theilen wir jetzt zur Charakteristik des Werks und zur Belehrung für unsere Leser Einiges mit. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß einzelne Päpste schon frühzeitig, obgleich die byzantinische Oberhoheit noch bestand, in einem Theile ihres Patrimoniums verschiedene weltliche Regierungsrechte, eine Art weltlicher Hoheit ausgeübt und geltend gemacht haben. Merkwürdig genug aber verdankten sie jene Gestaltung der Verhältnisse, die es ihnen möglich machte, von ihrem Grundbesitze, den sie im Laufe der Zeit in reichem Maße gewonnen hatten, solche Vortheile zu ziehen, gerade ihren abgesagtesten Feinden, den Longobarden. Nachdem diese nämlich Italien überschwemmt (568 n. Chr.) und in kurzer Zeit zum größern Theile sich unterworfen hatten, waren die meist sehr verächtlichen Kaiser des schon damals in Fäulniß versinkenden byzantinischen Reichs durchaus nicht im Stande, die ihnen verbliebenen Küstenstriche der italienischen Halbinsel gegen jene immer weiter um sich greifenden Barbaren zu vertheidigen und genügend zu beschützen; ebenso wenig wollte es ihnen glücken, durch des Goldes verführerischen Glanz unter diesen letztern Zwietracht zu stiften, sie dadurch minder furchtbar zu machen oder mittels der Franken erkaufter Dazwischenkunft ihrem fernern Vordringen ein Ziel zu setzen. Des Landes Bewohner, zumal die großen Grundbesitzer, mußten daher mit jener Abwehr sich selbst befassen, und die grausame Behandlung*), welche sie von den Eroberern zu erdulden hatten, spornte sie dazu gewaltig an. Nun waren die römischen Bischöfe die reichsten Landeigenthümer der ganzen Halbinsel, welchem Reichthum sie bislang nur den allerdings auch nicht unbedeutenden Vortheil, hinsichtlich ihres Unterhalts von der Staatsgewalt ganz unabhängig zu sein, jetzt aber den weit größern verdankten, zur Vertheidigung der von den Longobarden bedrohten Länderstriche und namentlich der Ewigen Stadt, oder zur Linderung des Looses der von ihnen unterjochten am meisten beitragen zu können. Gewöhnlich waren sie auch die Helfer aus aller Noth, schafften das zur Besoldung der Truppen erfoderliche Geld wie die nöthigen Lebensmittel herbei, um dem drohenden Schrecken des Hungers zu wehren, wie sie denn auch nicht selten Kriegsgefangene loskauften und durch Gold die rohen Sieger der Stimme der Menschlichkeit zugänglich machten. Da nun der Beschützer auf den Beschützten stets entschiedenen Einfluß ausübt, und die entfernten Kaiser sich ebenso sehr durch ihre Schlaffheit auszeichneten, wie die Statthalter Christi durch ihre Thätigkeit im Interesse Italiens und der Siebenhügelstadt insbesondere, so war nichts natürlicher, als daß die Geltung der Männer, die so oft deren Retter wurden, immer höher in ihr stieg, sodaß sie bald thatsächlich an der Spitze fast aller weltlichen Angelegenheiten in und um Rom mit beinahe fürstlicher Macht standen. Das war besonders seit dem Pontificate Gregor's des Großen (590—604), jenes wahrhaft hochwürdigen, gleich sehr durch ausgezeichnete Geistesgaben wie durch umfassenden, gesunden, praktischen Blick und eherne, durch nichts zu beugende Willenskraft hervorragenden Papstes, der Fall, der überhaupt eben deshalb dem griechischen Kaiserhofe gegenüber zu einer freiern politischen Stellung sich erhob als seine Vorgänger. Er setzte es unter Anderm denn auch durch, daß jener theils zum Lohne der von ihm und seinen Amtsvorfahren zu dem erwähnten Behufe gebrachten Opfer, theils zur Aufmunterung, in der Fortsetzung derselben nicht zu erkalten, ihm die Ausübung einiger weltlichen Rechte, wie z. B. der weltlichen Gerichtsbarkeit über seine Grundsassen und der Befugniß, die obrigkeitlichen Aemter in den Landstrichen, in welchen St.-Peter's Patrimonien lagen, zu besetzen, freilich nur zeitweilig und widerruflich, einräumte. Ein nicht ungünstiges Moment für das wachsende Ansehen des Papstes in den weltlichen Angelegenheiten von Mittel- und Süditalien war der Bilderstreit, der Konstantinopel und Rom mehr als alles Andere entzweite, und Gregor II. (715—731) ein Mann, dem großen Gregor nicht unähnlich, der daraus Nutzen zu ziehen verstand. Und schon vor dem Ausbruche jenes Streits hatte er es dahingebracht, daß der Dux genannte Gouverneur des griechischen Kaisers in Rom neben ihm zu entschiedener Ohnmacht herabsank und Gregor die Ewige Stadt auch in weltlicher Hinsicht ganz unabhängig von demselben regierte, was dessen Eifersucht dermaßen erregte, daß er sich seines Nebenbuhlers durch Meuchelmord zu entledigen strebte. Die Mehrheit der Bevölkerung Italiens und Rom nahm entschieden Partei für den Papst. Die nächste Folge des ob der Bilderverehrung zwischen Byzanz und Rom entbrannten Kampfs war die, daß Gregor II. erreichte, was seine Vorgänger auf St.-Peter's Stuhl längst erstrebt: der

*) Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats. Von Samuel Sugenheim. Von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

*) Die Beweise für das soeben Bemerkte findet man in Gregor's des Großen Briefen und in der Biographie dieses merkwürdigen Papstes von Pfahler (Frankfurt 1852).

griechische Statthalter wurde von den sich empörenden Römern verjagt, welche die Ewige Stadt und das ganze zu derselben gehörige Gebiet, Ducat genannt, zur Republik erklärten und den Heiligen Vater als deren weltliches Oberhaupt anerkannten. Freilich änderten sich Lage und Stimmung sehr bald. Eine mächtige Partei gedachte den Longobardenkönig Liutprand zum Kaiser von Italien zu erheben. Darauf beschwor der Papst den byzantinischen Kaiser Leo und dessen Mitregenten Konstantin, „die Herren und Söhne", gegen das „verruchte" Volk der Longobarden ihm beizustehen.

Bemerkenswerth und in vieler Beziehung unstreitig auch Wahres enthaltend ist die Stelle, in welcher der Verfasser sein Urtheil über die Politik des größten der Hohenstaufen, Friedrich's II., niedergelegt hat. Es wäre für diesen Kaiser, für sein Geschlecht wie für Deutschland ein Glück gewesen, wenn er dem weisen Vorsatze, die von seinem Gegner Otto IV. begangenen Fehler und Misgriffe zu vermeiden, treugeblieben wäre, aus den Erfahrungen seiner Jugend, aus dem Schicksale Otto's IV. die Ueberzeugung geschöpft hätte, daß in dem vorliegenden Falle, wie so oft im Leben, die größte Ehrlichkeit auch die größte Staatsklugheit und es ein auf die Dauer unausführbares Wagniß sein würde, dem Heiligen Stuhle Das wieder entreißen zu wollen, was derselbe in den Tagen des traurigen Kronstreits zwischen seinem Ohm Philipp und dem Welfen Otto IV. einmal erworben hatte. Die Behauptung dieser Errungenschaften war, wie schon damals klar zutage lag, für die Statthalter Christi das Alpha und Omega ihrer Politik den deutschen Reichshäuptern gegenüber, und kein anderes Mittel vorhanden, sie abzuhalten, ihren gewaltigen Einfluß dazu auszubeuten, Deutschland fort und fort in Verwirrung und Zerrüttung zu stürzen, als ihnen den ruhigen unbestrittenen Besitz Dessen zu gönnen, was ihnen einzuräumen die Gewalt der Umstände einmal genöthigt hatte, und ihnen hierdurch den mächtigsten, rastlos stachelnden Sporn zu benehmen, auf die Erzeugung und Fortdauer solch trauriger Zustände in Germanien angelegentlichst hinzuwirken, weil diese durch die ihnen entfließende Lähmung der besten Kräfte des Reichs allein Sicherheit gewährten, dem römischen Stuhle seine Erwerbungen in Mittelitalien zu erhalten. Wahre Staatsklugheit würde sich in der allerdings peinlichen Wahl zwischen zwei Uebeln unbedenklich für das kleinere entschieden und freiwillig aufgegeben haben, was, wie die Verhältnisse nun einmal lagen, wenn überhaupt, nur um den Preis weit größerer Uebelstände sich retten ließ. Es war das größte Verdienst Rudolf's von Habsburg, dies erkannt, und der größte politische Fehler Friedrich's, dies verkannt zu haben, der Hauptknoten seines verhängnißvollen Kampfes mit dem apostolischen Stuhle. Ueber alle andern Streitpunkte, selbst über die so heikle Vereinigung der sicilischen mit der deutschen Krone auf Einem Haupte wäre eine Ausgleichung möglich gewesen, wenn sie nicht mit dem beklagenswerthen Versuche zusammengetroffen, den Päpsten jene Landschaften wieder zu entreißen, die sie seit mehren Menschenaltern als ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachteten und jetzt nach den ihnen von Otto IV. ertheilten urkundlichen Bestätigungen mit Fug und Recht betrachten durften. Die fragliche Vereinigung dünkte ja eben zumeist darum den Nachfolgern des heiligen Petrus so unleidlich, weil sie ihnen angesichts der unzweideutig genug verrathenen Intentionen Friedrich's II. allerdings sehr gefährlich, indem mittels derselben ihr weltliches Gebiet auf allen Seiten von hohenstaufischem umgarnt und dessen Occupation dem Kaiser so leicht war. Hätte dieser aber das verblendete Gelüste nach dem Wiedergewinn der dem römischen Stuhle abgetretenen Territorien weislich unterdrückt und ihm das einmal Eingeräumte unangefochten belassen, so würde jene Vereinigung den Statthaltern Christi zweifelsohne ungleich weniger bedenklich erschienen und für sie damit der stärkste Beweggrund weggefallen sein, ihr aus allen Kräften sich zu widersetzen. Ueberhaupt aber fehlte dem ganzen, eigenthümlich genug mit dem kaiserlichen Schutze und Voigteiverhältnisse zur Kirche begründeten Streben Friedrich's II., welchem der in Rede stehende Misgriff derselben hauptsächlich entstammte, jene auf den Zustand der primitiven zurückzuführen, sie ihrer weltlichen Besitzthümer, ihrer weltlichen Herrschaft zu entkleiden, alle Consequenz und eben darum auch jegliche Aussicht auf Erfolg selbst in einer geistig reifern Zeit. Denn er selbst hatte ja dem Gelingen dieses Plans durch die bedeutsamen Concessionen das größte Hinderniß bereitet, zu welchen er sich am 26. April 1220 gegen die Bischöfe und übrigen Prälaten Germaniens herbeiließ, um sie zur römischen Königswahl seines Sohnes Heinrich zu bewegen. Wie konnte er angesichts der damaligen Lage der Dinge hoffen, die diesen damit gewährte Erhebung zu wirklichen Landesherren mit allen landeshoheitlichen Rechten wieder rückgängig machen, sie wieder zu bloßen Kirchenbeamten herabdrücken zu können? Und wenn das nicht ausführbar war, wie ließ sich hoffen, daß der auch mit größerer urkundlicher Berechtigung ausgerüstete oberste Bischof der Christenheit mit einer geringern weltlichen Macht und Stellung sich begnügen werde, als seine geistlichen Untergebenen in Deutschland? Entweder hätte Friedrich II. diese nie zu Fürsten machen oder ihrem Oberhaupte zu Rom Das unbestritten gönnen müssen, was er ihnen bewilligt.

Man wird nun aus Vorstehendem nicht schwer erkennen, daß der Verfasser, wie Höfler in seinem „Friedrich II." (München 1844) auf kirchlichem Wege, wenn wir uns der Kürze halber so ausdrücken dürfen, mittels politischer Anschauung auf gleichen Standpunkt gelangt ist: Friedrich's Kampf gegen Rom war widerrechtlich und unklug zugleich; und wenn dieser Kampf zu seinem und seines Hauses Verderben ausschlug, so lag dies ganz in der Natur der Sache. Gegen diese Meinung, die der bisherigen deutschprotestantischen Geschichtschreibung gegenübersteht, lassen sich allerdings mancherlei Fragen aufwerfen. Wir heben nur einige hervor. Sahen sich nicht die deutschen Kaiser, namentlich die aus hohenstaufischem Geschlechte, als die Nachfolger und vollberechtigten Erben der alten römischen Kaiser an und konnten sie deshalb das Emporkommen einer weltlichen von ihnen unabhängigen Macht mitten in ihrem eigenen Territorium ruhig geschehen lassen? Lag überhaupt der Kampf zwischen Rom und den deutschen Kaisern nicht außerhalb der Grenzen aller Persönlichkeit, und war er nicht vielmehr eine Principfrage, ob die geistliche oder weltliche Gewalt die mächtigere und gebietende sein sollte? War Friedrich II. nicht durch seine Vorfahren, insbesondere durch seinen Vater Heinrich VI. der Weg vorgezeichnet, den er einschlagen und weiter verfolgen mußte, wenn er nicht den Vorwurf auf sich laden wollte, der Väter und der deutschen Reichskrone unwürdig zu sein? Grenzte es etwa an das Unerhörte, daß er von dem Kirchenstaate zurückfoderte, was unklug früher überlassen worden war, da ja Heinrich V. schon den Versuch gemacht hatte, sogar der deutschen Kirche an Reichsgut wieder zu entziehen, was nachweislich gegen Recht und Klugheit an sie gekommen war? Diese und noch manche andere Fragen möchten aufgeworfen werden können, um, wie die deutsche Geschichtschreibung im Ganzen es bisher gethan, Friedrich's II. Politik und Kampf zu rechtfertigen. Indeß darf nicht abgeleugnet werden, daß der Verfasser mit Geschicklichkeit und Sachkenntniß das audiatur et altera pars zur Geltung gebracht hat. Doch vermißt man bei solchen Gelegenheiten recht schmerzlich eine gründliche und würdige Biographie des großen Hohenstaufen. Und man muß es deshalb sehr beklagen, daß Abel, der der Mann zu sein schien, die schöne, aber auch schwierige Aufgabe zu lösen — sein „König Philipp der Hohenstaufe" leistete Bürgschaft dafür — durch einen frühzeitigen Tod seinem Vorhaben, das zugleich den Namen eines echtdeutschen verdiente, entrissen ward.*) Denn die „Historia diplomatica Friderici Secundi" von Huillard-

*) Soeben ist jedoch aus Abel's Nachlaß die Schrift „Kaiser Otto IV und König Friderich II (1208—12)" als Fortsetzung der obengenannten Schrift über Philipp erschienen. D. Red.

Brèholles, so verdienstlich auch das Unternehmen ist und vielleicht noch bedeutend an Werth gewinnt, wenn die versprochene Einleitung erschienen sein wird, kann für die deutsche Geschichtschreibung kein befriedigender Ersatz sein.

Wir schließen übrigens unsere Anzeige mit der dankbaren Bemerkung, daß wir des Verfassers Werk mit ebenso viel Interesse als Belehrung gelesen haben. Und wir können dieselbe Erfahrung bei Allen voraussetzen, die der deutschen Geschichtschreibung und ihrer Ehre aufrichtig und mit Sachkenntniß zugethan sind. **Karl Zimmer.**

Die Soldateska im Musentempel.

1. Soldatenlaunen. Von einem östreichischen Reiter. Würzburg. 1854. 16. 25 Ngr.
2. Radetzky-Lieder. Ein Album zu Ehren des Feldherrn herausgegeben von F. J. A. Schneidawind. Wien, Gerold und Sohn. 1854. 8. 22½ Ngr.
3. Preußens Erhebung. Ein vaterländisches Gedicht von Fedor von Köppen. Berlin, F. A. Herbig. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Für die Griechen. Von C. A. E. Kluge. Dresden, Naumann. 1855. 8. 5 Ngr.

Nr. 1. Der Titel ist sehr gut gewählt, denn launenhafter als dieser in den Mantel der Anonymität gehüllte „östreichische Reiter" ist wol noch Niemand bei der Auswahl einer Liedersammlung zuwerke gegangen. Wir erinnern uns wenigstens nicht, daß uns je ein ähnlicher Mischmasch der heterogensten Stoffe, ein solches Ragout von ästhetischen Krebsschwänzen zu Gesichte gekommen wäre. Als ersten Uebelstand, der selbst dem anspruchslosesten Leser sogleich in die Augen fallen wird, rügen wir den, daß der Verfasser der deutschen Sprache durchaus nicht mächtig ist. Es wimmelt von östreichischen Provinzialismen. Der Verfasser nimmt dann und wann einen Anlauf zur Satire, der Pegasus bockt ihm jedoch stets bei der Pointe, und seine „Laune" löst sich mit Wohlgefallen selbst belächelnd in eine Trivialität auf, z. B. in der Schlußstrophe des Gedichts „Fortschritt", worin zuerst das Dampfschiff und die Locomotive gepriesen werden, worauf folgt:

Daß all' Dies den Menschen veredle,
Das seh' ich nun einmal nicht ein:
Das Dampfschiff bringt serbische Säue
Nach Wien — stets als serbische Schwein.

Ueberhaupt scheint der Verfasser besondere Studien über das Thierreich gemacht zu haben, denn in dem Gedichte „Ursache" figuriren Esel, Ochs und Bär. S. 60 überrascht den Leser der Titel: „Tigers Traum", worin der Verfasser zu der Zeile: „Und er riecht ihr Blut in Liebe", die außerordentliche Anmerkung macht: „Eine bei Tigern sehr gewöhnliche Redensart"; gleich darauf folgt ein „Eisbär-Traum", wobei einem vor Bären und Seehunden schwindelig wird, obgleich nur ein einziger Bär und ein einziger Seehund vorkommt. S. 168 kann sich die Jugend darüber belehren, worin sich ein Ochse von einem Stier unterscheidet. Den Glanzpunkt dieser Menagerie jedoch, mit der sich die Kreuzberg'sche auf der leipziger Messe nicht vergleichen kann, bildet das in psychologischer Hinsicht (mit besonderer Berücksichtigung des Titels) merkwürdige Gedicht:

Bekenntniß.

Wenn alle wahre Christen,
Ging's mir als Sünder gut —
Doch hab' ich unter Sündern
Ein Christ zu sein nicht Muth.

Und ich find' sehr natürlich,
Daß Jeder Tugend preist,
Weil Bruder Wolf nicht Wölfe,
Doch Schafe leicht zerreißt;

Und werdet ihr Alle Schafe
Von morgen an zugleich,
So steig' ich morgen glücklich
Als Urschöps unter euch.

An zweideutigen Anspielungen, die allenfalls Damenwangen plötzlich schminken könnten, fehlt es auch nicht in diesem Buche. Das beste, wirklich schöne, ganz und gar aus dem bewegten militärischen Leben geschöpfte Gedicht dieser Sammlung ist der „Soldatenabschied", vortrefflich namentlich die dritte Strophe desselben. Unbegreiflich, wie Jemand, der so etwas machen kann, keine feinere Auswahl bei der Veröffentlichung seiner Gedichte zu treffen wußte.

Nr. 2. Wir begegnen in diesem Radetzky-Album einer ganzen Reihe von bedeutenden Dichtern, als: Grillparzer, Deinhardstein, Zedlitz, Dingelstedt, Justinus Kerner, Castelli, J. G. Seidl, J. N. Vogl u. A. Derlei Unternehmungen, die nur eine Persönlichkeit feiern, haben ihre mislichen Seiten; es ist kaum zu vermeiden, daß sich über ein solches Werk nicht eine gewisse Monotonie hinlagert; denn es gleicht einer musikalischen Composition, worin über ein und dasselbe Thema sich endlose Variationen finden. Dem Leser fällt dabei unwillkürlich das „mais toujours perdrix!" jenes die Abwechselung liebenden Königs von Frankreich ein. Mehre weniger bekannte Dichter haben sich damit gut aus der Schlinge gezogen, daß sie Anekdoten aus Radetzky's Leben benutzten, die des greisen Kriegers reinmenschlichen Sinn im höchsten, im edelsten Lichte darstellen. Hierher gehört z. B. das gewandt versificirte Gedicht „Radetzky und der Husar" von Albert Werfer, was in seiner einfachen, natürlich schönen Weise sicherlich mehr wirken wird, als viele dieser etwas schwülstig gespendeten Lobeserhebungen. Doch es ist ein Kennzeichen unserer Zeit, daß sie im Lobspenden nicht Maß zu halten weiß. Uebertreibungen schaden mehr, als sie nützen. Eine rühmliche Ausnahme in dieser Beziehung machte Grillparzer. Da wir sein Gedicht für das gelungenste des ganzen Albums halten, so wollen wir es hier, obschon es bereits manchem unserer Leser bekannt sein möchte, als Probe für die Freunde des greisen Feldmarschalls einrücken.

Feldmarschall Radetzky.

(1848.)

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich:
Nicht blos um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind einzelne Trümmer.
Aus Thorheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen,
In Denen, die du führst zum Streit,
Lebt noch Ein Geist in Allen.
Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
Es besser als du zu kennen,
Der, was er träumt und nirgends ist,
Als Weisheit wagt zu benennen.
Und deine Garde, die nicht nur wacht,
Nein, auch bewacht und beschirmet,
Sie hat nicht der eigenen Sicherheit Acht,
Wenn Nachts die Trommel stürmet.
Der Bürger deiner wandernden Stadt,
Er weiß, diese Stadt ist sein Alles,
Die, wenn sie die Flamme ergriffen hat,
Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles.
Und deine Minister, die Führer im Heer,
Sie führen das Schwert an der Seite,
Zu strafen, wenn's irgend nöthig wär',
Gehorsam ist Frieden im Streite.
Die Gott als Slaw' und Magyaren schuf,
Sie streiten um Worte nicht hämisch,
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
Denn Vorwärts! ist ung'risch und böhmisch.

Gemeinsame Hülf' in gemeinsamer Noth
Hat Reiche und Staaten begründet,
Der Mensch ist Einsamer nur im Tod,
Doch Leben und Sterben verbündet.
Wär' uns ein Beispiel dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände.
Im Anschluß von Allen liegt der Sieg,
Im Glück eines Jeden das Ende.

Nr. 3. In dieser schon früher einmal in d. Bl. gelegentlich erwähnten Dichtung macht sich das specifische Preußenthum etwas stark bemerkbar, wie z. B. in folgender Stelle:

Denn fest und stolz und edel, aus Diamant und Erz
In Flammenglut gediegen schuf Gott das Preußenherz,
Und wer als Preuße geboren, wer ein mal als Preuße gedacht,
Der hält am Vaterlande auch ewig mit aller Macht.
Das Preußenherz bleibt unser, mag wechseln Zeit und Ort,
Wir tragen es über die Meere und durch die Jahrtausende fort.

Aus dieser Stelle allein dürfte man wol den Schluß ziehen, daß dieses Gedicht mehr für Preußen als für Deutschland geschrieben sei, daher es wol auch schwerlich über der preußischen Grenze sich große Geltung verschaffen wird. In formeller Beziehung ist das Product übrigens lobenswerth. Die Verse sind rein und fließend; dem Ganzen ist ein gewisser Schwung nicht abzusprechen. Wir rathen dem Verfasser, ein größeres episches Gedicht zu schreiben; er besitzt nicht nur jene künstlerische Ruhe, die hierzu unumgänglich nothwendig ist, sondern auch jene pralle Kraft, die unsern modernen Epikern gewöhnlich fehlt.

Nr. 4. Wenn die Griechen keine wärmern Vertreter für ihre Sache gewinnen als Kluge, so wird in Jung-Hellas die Geschichte wol beim Alten bleiben. Trübe Lebensbetrachtungen in zahmen Versen anstellen, das nützt einer Nation, die sich stolz die Urenkel eines Heldenvolks nennen darf, gar nichts. Des Verfassers Broschüre „Für die Griechen" wird in ihrer gänzlichen Haltlosigkeit und Schwäche dem allwaltenden Fatum verfallen. Wir haben uns vergeblich in den Gedichten „Klage um Griechenland", „Konstantinopels Eroberung", „Griechenlands Schönheit" nach jenem Geist umgesehen, der in solchen Klangworten gern seine Auferstehung feiert — der Verfasser weiß ihn nicht heraufzubeschwören; es scheint ihm überhaupt in seiner pietistischen Kutte die Antike eine unbekannte Größe zu sein. Der greife nicht nach der Lyra Apollo's, der nur weichliches Gewinsel hervorzustammeln weiß! Mit den Musen kokettiren heißt nicht dichten. 68.

Mittheilungen aus Berlin.

Ende October 1856.

Man wird einräumen, daß zwischen dem berliner Theaterpublicum von sonst und jetzt ein merklicher Unterschied seit einem Jahre etwa sich geltend gemacht hat. Die berliner Bühne ist vielleicht nur noch die dritte Deutschlands; aber jeder Berliner, wie grimmig er auch die Kammerherrn-Intendanz verdammen mochte, hüllte sich stets in die seinem Charakter eigenthümliche Blasirtheit, setzte sich naserümpfend ins Parquet oder in die Logen und gab sich, wie man so sagt, ein wegwerfendes Air, daß man ihm, dem Klugen, dem Hochgebildeten, dem Alleskennenden, noch aufreden wolle, es gäbe gescheite deutsche Dramendichter oder überhaupt so gute Stücke, die seines Beifalls würdig seien. Das war am Ende weiter nichts als der specifische berliner Hochmuth, der auch den kleinen Raubstaaten und selbst den großen Gesellschaften so gewaltig imponirte, daß man aus Gott weiß welcher Verblendung ihn für hohe Weisheit nahm und der berliner Kritik die erste Stimme zuertheilte. Zuletzt glaubte halb Deutschland wirklich, was Berlin ausrief, daß es keine guten Dichter und keine guten Stücke mehr gebe. Dergleichen summarische Bauschkritik finden wir ja auch in grünen Blättern und grünen Literaturgeschichten, die dem deutschen Volke versichern, Alles was da lebt und schreibt und dichtet, seien erbärmliche Geister.

Genug, diese berühmte berliner Blasirtheit des Theaterpublicums ist heute seltsamerweise und plötzlich verschwunden. Erlauben Sie mir darauf hinzudeuten, daß „Narziß" zuerst diese naserümpfenden und gleichgültigen Gesichter belebte; „Narziß" ist mit seinem Sarkasmus, seinem zerfallenen Charakter und etwas rohen Humor ein Kitzel für die Berliner gewesen, wie dieser Charakter es schwerlich in andern Theilen Deutschlands sein dürfte; deshalb das Furore, welches dieses Stück machte und welches, wenn ich nicht irre, wol nirgends ein gleich lebhaftes Echo in andern Städten fand. Noch weiter. Tempeltey's „Klytämnestra", vor einigen Wochen aufgeführt, hat alle Anerkennung gefunden, die sie als talentvolles Erstlingswerk eines deutschen Dichters verdient; heute ist sie trotzdem und entgegengesetzt der Zugkraft, die sie wenigstens in Wien ausgeübt, bereits vom Repertoire verschwunden. Dies hat seinen Grund vornehmlich in der Unsicherheit der Bildung bei unserm Theaterpublicum; in Berlin gibt es für hochpathetische Stücke keineswegs ein sehr großes Publicum; dieser kleine Theil desselben, der für das Denken im Theater Sinn hat und auch ohne Effect und Sinnenreize von Toiletten und Decoration daselbst Genuß findet, füllt drei oder vier mal das Haus; dann aber finden sich nur noch Wenige, die eine solche spirituelle Darstellung reizt.

Bei Laube's „Graf Essex", einer der bessern deutschen Theaterdichtungen, konnte ein aufmerksamer Beobachter den hohen Grad des berliner Bagatellsinns noch deutlicher wahrnehmen. Die Schönheiten des Stücks fanden wol ihre Anerkennung, man gestand kleinlaut den Werth der Dichtung ein; doch grollte man dabei, daß man nicht zuerst das Urtheil über sie hatte fällen können und die gewohnte absprechende Kritik dem geltenden Urtheil von anderer Seite sich unterzuordnen genöthigt sah. Diese frühere Suprematie Berlins ist nun vorbei, und da man die Thatsache schweigend einsieht, gewöhnt man sich auch jetzt an den sonst für lächerlich gehaltenen Gedanken, daß es doch in Deutschland noch gute Dichter und gute Theaterstücke gebe.

Am liebenswürdigsten erscheint der Berliner, wo er seine übliche Kritik gegen Darstellungen der Kunst außer dem Spiel läßt und an einer europäisch berühmten Sache, deren Werth oder Unwerth seine Stimme nicht mehr schmälert, lediglich sich weidet. So mit der Ristori, dieser unvergleichlichen Künstlerin, welche auf ihrem Gewissen die Gesundheit und den keuschen Ruhm der Rachel hat, die nun in Kairo über die Vergänglichkeit aller Erhabenheit gleich einer freiwillig im Exil lebenden Königin sinnt. In der That kann man nur ohne jede kritische Beimischung das Mienenspiel und die künstlerisch vollendete Plastik dieser Schauspielerin bewundern; es wird Einem erschreckend klar, welche Leidenschaften in der Brust eines Menschen rasen können, wenn man diese Medea, diese Maria Stuart sieht.*) Was nun die „Medea" von Legouvé betrifft, so ist sie

*) Ein von dem gewöhnlichen sehr abweichendes Urtheil über die Ristori, wenigstens in Bezug auf ihre tragischen Rollen, enthielten jüngst berliner und breslauer Correspondenzen des „Deutschen Museum". Der Correspondent aus Berlin, der sich überhaupt durch Unabhängigkeit des Urtheils auszeichnet, versichert darin, daß die deutsche Bühne eine ganze Reihe von Schauspielerinnen besessen habe oder noch besitze, die den Vergleich mit der Ristori im tragischen Fache keineswegs zu scheuen brauchten, darunter auch die Crelinger. Auch ein Franzose, E. de Sault, versicherte jüngst in der „Presse" von der Schauspielerin Bayer-Bürck, daß sie ganz wohl befähigt sei, sich mit der Italienerin zu messen, und bedauerte dabei zugleich, daß sich die Deutschen dem Auslande gegenüber noch immer zu wenig geltend zu machen wüßten. Da ein Franzose und kein Deutscher es ist, der dies sagt, so werden ihm die Deutschen wol Recht geben. D. Red.

eins der unästhetischsten Stücke; die crassen Scenen des Mutterschmerzes, des Abhandelns ihrer Kinder von Seiten Jason's und der Mord an der Säule des Saturn machen auf den Zuschauer einen widerwärtigen Eindruck, der zwar vor dem großartigen Spiel der Ristori anfänglich verschwindet, aber nichtsdestoweniger den Dichter zu einem bloßen Fabrikanten von Effectscenen stempelt, die weniger seinem als der Ristori Ruhm zum Schemel dienen. Die kleine Geschichte dieses Stücks beweist auch noch mehr, daß eben nur an der großen Kunst der Darstellerin Maß genommen worden ist. Erneste Legouvé, der sich zum Schneider dieser „Medea" machte, glaubte nämlich irgendetwas für seine Erwählung zum Akademiker thun zu müssen, die ihn, man weiß nicht weshalb, zu einem der 40 Unsterblichen im vorigen Jahre machte; denn außer einer „Histoire morale des femmes" hatte er nichts Selbständiges geleistet; die bekannten Stücke „Les contes de la reine de Navarre" und „Adrienne Lecouvreur" waren nichts Selbstgeschaffenes, sondern mit Scribe in Compagnie gearbeitet worden. Legouvé wollte aber um jeden Preis einen Ruhm haben, um nicht vor seiner akademischen Würde zu erröthen; er ging zur Rachel und nahm an ihr Maß zu seiner „Medea"; die Rachel aber wollte nachher das Stück nicht nehmen und die Rolle nicht spielen. Verzweifelt und rachedurstig läuft der arme Legouvé zur Ristori, die eben in Paris war; er schildert ihr, welchen Hauptcoup sie gegen ihre Nebenbuhlerin ausführen könne, wenn sie die Medea spiele, die die Rachel zurückgewiesen; die Ristori adoptirt den Vorschlag; Legouvé nimmt von neuem Maß, ohne die kleinste Nachlässigkeit in der Wohlkleidsamkeit zu begehen; das Stück wird übersetzt und gespielt; die Ristori macht Furore, entzückt, begeistert; Legouvé wird berühmt, die Rachel bekommt das Fieber und die Akademie einen kleinen Euripides — non pomi v'erano, ma sterchi con tosco.

Die literarischen oder, besser gesagt, künstlerischen Theesalons spielen in Berlin eine bedeutende Rolle; sie sind die einzigen verkümmerten Ueberreste aus der Zeit Rahel's; die Schöngeister kommen da zusammen, man schwatzt von Kunst und Literatur, fecirt eine Schauspielerin oder gar einen Dichter, schlürft Thee und sagt hier eine Artigkeit, dort eine Bosheit, wenn es angeht. Dann gibt es, so aus alter Schule noch, kleine Gesellschaften von Schriftstellern und Künstlern; sie kommen bei Gelegenheit des Abends zu einem oder dem andern, führen einen Fremden oder neuen Gast ein und verbringen genußreiche Abende bei Plaudereien, denen die Geistreichigkeit ohne jede „Mache" anhaftet. Ich habe schon früher einmal darauf hingewiesen, wie ungemüthlich in Berlin die Schriftsteller untereinander leben, mindestens insofern, daß jüngere, die es doch immer in großen Städten gibt, nur selten durch gesellige Zusammenkünfte sich an ältere Geister anlehnen und damit auch fortbilden dürfen. Und diese Geselligkeit bildet doch immer einen großen Reiz und eine nicht zu verachtende Schule, aus der so manche gute Werke hervorgegangen sind.

Die Rührigkeit, mit welcher Theodor Mundt seit zwei Jahren wieder arbeitet, wird getreulich von seiner Gattin, Luise Mühlbach, getheilt. Dies literarische Ehepaar pflegt die Literatur mit einer Liebe, wie sie gewiß selten angetroffen wird. Bei Luise Mühlbach hat sich das Naturell einer Mecklenburgerin mit der Annehmlichkeit einer Südländerin vereinigt, und eine liebende Gattin und Mutter, macht man ihr auch als Schriftstellerin sehr gern das wohlverdiente Compliment. Theodor Mundt, der erst kürzlich die zweite Auflage seiner „Geschichte der Gesellschaft" vom Stapel laufen ließ, gibt soeben die Frucht seiner im Sommer gemachten Reise nach Paris unter dem Titel „Pariser Kaiserskizzen" heraus, die sich vornehmlich mit den Einflüssen und Umgestaltungen beschäftigen, welche die Hauptstadt Frankreichs unter dem zweiten Reich der Napoleoniden erlitten hat. Es gibt da Vieles zu erzählen und noch mehr zu vermuthen, denn die Dinge in Frankreich scheinen sich mit erschreckender Hast zu einer Wolke anzuthürmen. Was hilft es? Man sieht solange zu, wie das Drama dauert, und da man die Welt nicht halten kann, läßt man sie vernünftigerweise laufen. Und dabei schreibt man auch heute noch soviel Schönes von und über Paris; Villemot, der neue Feuilletonist der „Indépendence belge" an Stelle Jules Lecomte's, plaudert soviel für seine 15000 Fr. jährlich; so ein pariser Feuilletonschreiber hat doch ein glückseliges Loos — 15000 Fr. für 52 Wochenberichte!

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Triumph Kotzebue's auf dem londoner Princeßtheater.

Diese Blätter haben es zwar in der Regel nicht mit Theaterereignissen zu thun, insofern sich nicht irgendein besonderes culturhistorisches oder literarisches Interesse daran knüpft. Ein solches scheint uns jedoch die Aufführung eines alten Kotzebue'schen, die Eroberung von Peru durch Pizarro behandelnden Stücks zu haben, welches in der Sheridan'schen Bearbeitung jüngst auf dem londoner Princeßtheater zur Darstellung kam und mit gewaltigem Beifall aufgenommen wurde. Wir entnehmen dem Bericht im „Illustrated London News" Folgendes: „Das unter dem Titel «Pizarro» von Sheridan übersetzte Kotzebue'sche Stück wurde als Bühnenstück zuerst im Jahre 1799 durch John Philipp Kemble auf die englischen Breter gebracht. Kemble gewann sich durch seine Darstellung des Rolla «goldene Meinungen», und seitdem ist diese Rolle eine Lieblingspartie der beliebtesten Schauspieler sowol in- als außerhalb Londons gewesen, obschon sie selten auf den eigentlich fashionabeln Bühnen dargestellt wurde. Charles Kemble gab damals die rührende Rolle des Alonzo, die berühmte Mrs. Jordan dessen Gattin Cora und Mrs. Siddons die tragische Heldin Elvira. Der Gegenstand des Dramas war ein sehr anziehender, aufregend durch seinen romanhaften Charakter und reich an Contrasten: Begierde und Geiz auf der einen und unverschuldetes Dulden, treue Liebe und ergreifende Reue auf der andern Seite. Die geschichtliche Wahrheit ist nicht gerade genau beobachtet, der Dramatiker gestattete sich jede Freiheit, die ihm geeignet schien, das dramatische Interesse zu erhöhen. Die außerordentlichste Geschicklichkeit zeigt sich in der Zeichnung der Charaktere und in der Arrangirung der Situationen." Was nun die jüngste Aufführung betrifft, so versichert der Berichterstatter, daß das Stück nicht besser gegeben werden konnte, und lobt namentlich Ryder als Pizarro, Kean als Rolla — eine Partie, welche, wie der Berichterstatter bemerkt, reich mit declamatorischen Stellen und mit Gefühlen ausgestattet ist, welche stets populär sein werden — Cooper als Orozembo, Miß Heath als Cora und Mrs. Kean als Elvira, eine Rolle, welche eine ungewöhnliche Energie erfodere und nur durch eine geniale Schauspielerin zu ihrer vollen Wirkung gebracht werden könne, weshalb auch berühmte Schauspielerinnen daran gescheitert seien. Mrs. Kean jedoch, wird weiter versichert, sei aller Schwierigkeiten, die in der Rolle lägen, Meisterin geworden; sie habe sie mit leidenschaftlicher Gewalt, dabei aber auch mit vollendeter Schönheit dargestellt und sei häufig der Erhabenheit nahegekommen. Der Bericht schließt: „Das Haus war zum Erdrücken voll. Charles Kean wurde mit rauschendem Beifall empfangen und vor dem Fallen des Vorhangs im zweiten Act herausgerufen. Kurz, der Versuch ist ohne allen Zweifel entschieden günstig ausgefallen und es ist durchaus nicht unmöglich, daß die «Spaniards in Peru» ihre hundert Wiederholungen erleben werden." Das „Athenaeum" nennt das Drama „weak and dull", räumt aber ein, daß es vollständigen Erfolg gehabt habe. Uebrigens ist bereits im Drurylane-Theater eine Parodie des Stücks zur Aufführung gekommen.

So hat also der bei uns so verachtete Kotzebue im Vaterlande Shakspeare's einen glänzenden Triumph gefeiert, während Schiller's „Maria Stuart" trotz der Darstellung der Maria

durch die Ristori vor einiger Zeit in London höchstens einen mittlern Erfolg gehabt hat. Freilich waren die Decorationen im Kotzebue'schen Stück die brillantesten und effectvollsten, die man sich denken kann. Ueberhaupt ist der Theatergeschmack in England so herunter, daß das höhere Drama nur noch der Geschicklichkeit der Maschinenmeister, Garderobiers und Decorationsmaler seine bühnliche Existenz verdankt. So wurden auch Shakspeare's „Sturm" und Byron's „Sardanapal" in neuerer Zeit nur aufgeführt, um dem Publicum mit überraschenden Decorationen aufwarten zu können. Was dabei gesprochen wird, ist, wie es scheint, ziemlich gleichgültig.

Das „Art Journal" macht bei Gelegenheit der Aufführung dieses, wie der Berichterstatter sagt, mit unerhörter Pracht von Kean ausgestatteten Spectakelstücks über die Ursachen, welche das höhere Drama in England zugrunde gerichtet haben, folgende Bemerkungen: „Die Ursachen hiervon sind ohne Zweifel mannichfacher Art; einige darunter nicht leicht aus dem complicirten Gewebe socialer und intellectueller Zustände herauszufinden, einige sich von selbst darbietend, einige, wie es fast scheinen möchte, zur Dauer neigend, einige, wie wir hoffen, der Art, um mit der Zeit ein Ende zu haben. Es gibt noch lebende Theatergänger, welche durch eigene Erinnerungen in Stand gesetzt sind, den Unterschied zwischen der Lage des Dramas noch zu den Zeiten der Kemble und seiner jetzigen zu ermessen, und die, ohne sich dieses Processes der Zeit bewußt oder fähig zu sein, jetzt seine Fäden nach rückwärts zu verfolgen, das Gespinnst der Umstände, durch welches sich dieser Unterschied erklärt und hervorgebracht wurde, um sich heranwachsen sahen. Außer vielen socialen Umwandlungen in Betreff der Sitte und der Anschauungen, welche alle zu diesem Zwecke hinführten, mag dies besonders hervorgehoben werden, daß der Fortschritt des Clublebens und die Ausbreitung literarischer Gesellschaften einen Zustand der Dinge herbeigeführt haben, ganz unähnlich demjenigen, in welchem der Müßiggänger keine andere Zuflucht als das Theater und der nach intellectueller Nahrung Begierige kein anderes Lesecabinet als die Bühne kannte. Männer, welche vordem des Vergnügens oder der Bildung wegen nach dem Theater als einer gemeinsamen Erholungsanstalt strömten, haben seitdem selbst Institute geschaffen, wo sie zugleich den Vortheil vergleichsweise größerer Abgeschlossenheit genießen und etwas wie von häuslicher Bequemlichkeit und Würde finden. Wenn sich irgendeine zahlreiche Classe der Commune vom Theater zurückzieht, ohne durch irgendeine andere ersetzt zu werden, so ist dies, praktisch genommen, ebenso viel, als ob sich Alles davon zurückzöge, weil in einem Lande, wo das Theater keine Unterstützung seiten des Staats genießt und nur eine Privatspeculation ist, die Bühnenpforten nur dann offengehalten werden können, wenn das Publicum in lohnender Zahl Einlaß begehrt. Indem gerade die beste Classe, welche das Theater zu ihrer Bildung besuchte und stets das gesunde und denkende Element bildete, durch welches das Bühnenwesen prosperirte, sich immer mehr vom Theater zurückzog, mußte nothwendig das höhere Drama dem Verderben anheimfallen." Der Berichterstatter meint nämlich, daß sich fortan die Privatunternehmer von Bühnen vorzugsweise an die Theilnahme der ungebildeten Masse angewiesen sahen, die nur durch sinnliche Apparate, prächtige Decorationen und Augenlust aller Art angezogen werden konnte. Der Berichterstatter des „Art Journal" hätte, außer der wachsenden Menge anderweitiger Vergnügungsanstalten, auch die zunehmende Neigung zur bequemern Romanlectüre als eins der Motive nennen können, welche die gebildetern Classen der Bühne entfremdeten. Heinrich von Kleist erblickte die Ursache des Bühnenverfalls hauptsächlich in der zu sehr überwiegenden Theilnahme des weiblichen Geschlechts am Theatergenuß, wodurch der Dichter genöthigt werde, auf dieses hauptsächlich Rücksicht zu nehmen und zu viel weichliche und sentimentale Motive in seine dramatischen Compositionen einzumischen. Nikolaus Lenau prophezeite sogar, noch in seinen gesunden Tagen, daß wir binnen 50 Jahren überhaupt kein Theater mehr haben würden, wenigstens keins, was irgendwie diesen Namen verdiente.

H. M.

Notiz.

Neue literarische Erscheinungen in England.

Von der „Entire correspondence of Horace Walpole, Earl of Oxford" erscheint bei Bentley eine neue vermehrte, von Peter Cunningham besorgte Ausgabe in acht Bänden, chronologisch geordnet und mit einem Index und Porträts ausgestattet. Die „Memoirs of John Abernethy" erlebten soeben eine dritte Auflage. Die Verleger von Henry Cockburn's „Memorials of his times", A. und C. Black in Edinburg und Longman in London, zeigen an, daß das vierte Tausend Exemplare fertig gedruckt sei, was wir als Beweis der Theilnahme anführen, welche dieses Werk wie wol überhaupt Werke dieser Art in England finden. Von Lord Brougham's „Historical and political dissertations" ist ein neuer Band erschienen, welcher unter Anderm auch ein Capitel über die auswärtige Politik Englands und ein anderes über Revolutionen, namentlich die von 1848 enthält. Eine „Selection of Lord Brougham's speeches" in zwei Bänden wird den Schluß dieser Serie von Brougham's Werken bilden. Ein Werk von eigenthümlichem Interesse ist: „The life of Henry Cornelius Agrippa von Nettesheim, Doctor and knight, commonly known as a magician. By *Henry Morley* (2 Bde., London 1856). Näher liegt dem Interesse der Gegenwart das zweibändige, an merkwürdigen Mittheilungen reiche Werk: „Naples, political, social and religious." Der Berichterstatter im „Athenaeum" sieht sich nach Durchlesung desselben veranlaßt, auf das schöne Neapel den Ausspruch Swift's über Montague anzuwenden: es ist mit allen Himmelsgaben gesegnet, die Tugend ausgenommen. Wenden wir uns zur poetischen Literatur, so begegnet uns hier ein vielversprechender Dichter, Gerald Massey, dessen „Craigcook Castle", wenn auch zum Theil noch unreif, doch Dichtungen enthält, welche offenbares Talent verrathen und reich sind an wirklich schönen, malerischen oder rührenden Stellen. Von Charles Mackay, dem beliebten lyrischen Dichter, befindet sich ein neuer Band Dichtungen unter dem freundlichen Titel „Under green leaves" unter der Presse. Liebhaber echthumoristischer Lectüre werden wohlthun, zu dem „Punch's pocket-book for 1857" zu greifen. Mit Spannung sieht man dem in den nächsten Wochen zu erwartenden Werke Carlyle's über Friedrich den Großen entgegen. Romane drängen sich auch in England fortdauernd scharenweise auf den Markt, doch finden wir darunter keinen, der ein lebhafteres Interesse im Publicum hervorgerufen hätte. Der Kreis der Gegenstände, die sich dem Romanschriftsteller bieten, ist für den Augenblick erschöpft, und kaum dürften wir uns wieder auf wirklich epochemachende Romane in England Rechnung machen, ehe nicht die innern Verhältnisse Englands durch besondere social-politische Katastrophen oder Conflicte eine neue Form, einen neuen Gehalt und zugleich neuen Reiz gewinnen.

H. M.

Bibliographie.

Anitschkof, Der Feldzug in der Krim. 1ster Theil: Die Schlachten an der Alma, bei Balaklawa und bei Inkerman. Mit drei Plänen. Aus dem Russischen übersetzt von G. Baumgarten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1857. Gr. 8. 24 Ngr.

Arago, J., Zwei Oceane. Eine Reise nach Chili, Californien, Taiti und Brasilien. Frei nach dem Französischen. Leipzig u. Magdeburg, Gebr. Baensch. 1857. Br. 8. 1 Thlr.

Cornelius, C. S., Ueber die Bildung der Materie aus

ihren einfachen Elementen. Oder: Das Problem der Materie nach ihren chemischen und physikalischen Beziehungen mit Rücksicht auf die sogenannten Imponderabilien. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Dahn, F., Gedichte. Leipzig, Herbig. 1857. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Desewffy, Graf E., Ueber die schwebenden österreichischen Finanzfragen. Wien, Hartleben. Lex.-8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Domenech, E., Erinnerungen aus Amerika, insbesondere aus Texas. Aus (seinem) Tagebuche. Marburg, Elwert. Gr. 12. 8 Ngr.

Gotthelf, Jeremias, Jakobs, des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz. 2te Auflage. Berlin, Springer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Käthi die Großmutter, oder: Der wahre Weg durch jede Noth. Ausgabe mit acht Zeichnungen von L. Pietsch. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Günther, J., und O. A. Schulz, Handbuch für Autographensammler. Mit Holzschnitten und einer Tabelle. Leipzig, O. A. Schulz. Gr. 8. 3 Thlr.

Hahn, H., Die Reise des heiligen Willibald nach Palästina. Eine historisch-geographische Abhandlung. Berlin, Gebauer. 4. 7½ Ngr.

Hesekiel, G., Von Turgot bis Babeuf. Ein socialer Roman. Drei Theile. Berlin, Expedition des Adelslexikon's. Lex.-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Graf d'Anethan d'Entragues. Roman. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Höllenfahrt von Heinrich Heine. 2te Auflage. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Die alte Jungfer. Eine Erzählung von der Verfasserin des „Tagebuchs eines armen Fräuleins". Halle, Mühlmann. 1857. 8. 15 Ngr.

Kleinigkeiten. Nach dem Englischen der 11ten Auflage des Originals. 3te Auflage. Bremen, Heyse. 16. 7½ Ngr.

Küchler, K., Gustav Adolf der edle König von Schweden und der Retter protestantischer Freiheit in unserm lieben deutschen Vaterlande. Weida, Huth. Gr. 8. 3 Ngr.

Kurs, Auguste, Nora. Dichtung. Berlin, Sacco. Gr. 16. 15 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1857. Herausgegeben von P. A. Klar. 16ter Jahrgang. Mit zwei gestochenen Porträts und zwei gestochenen Kunstblättern. Prag. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 16. 2 Thlr.

Löwenthal, E., Wahrheit und Dichtung. Tübingen, Riecker. 16. 7½ Ngr.

Der Maler Hans Holbein. Basel, Fischer u. Comp. 1857. Gr. 16. 10 Ngr.

Marsh's, Mrs., gesammelte Werke. Aus dem Englischen. Herausgegeben von Louise Marezoll. 1ste Lieferung. Leipzig, Friedlein. 1857. Gr. 16. 10 Ngr.

Martensen, H., Die christliche Dogmatik. Vom Verfasser selbst veranstaltete deutsche Ausgabe. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Märzroth, Liederbuch ohne Goldschnitt. Dresden, R. Schaefer. 16. 15 Ngr.

Meyeringh, F., Das Asyl Steenbeck. Ein Zeugniß der innern Mission aus Holland. Herausgegeben vom rheinischen Provinzialausschusse für innere Mission. 2te Auflage. Mit einem Plane des Asyls Steenbeck. Bonn, Marcus. Gr. 8. 20 Ngr.

Meyr, M., Gedichte. Berlin, Springer. 1857. 8. 2 Thlr.

Mühlbach, L., Historische Charakterbilder. Zwei Bände Berlin, Janke. 1857. 8. 3 Thlr.

— — Die Pariserin nach der neuesten Mode. Modernes Sittenbild in einem Akt. Nach einer französischen Idee. Berlin, Artistische Anstalt. 1857. 16 10 Ngr.

Neumeister, R., Hannibal und Livia. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 22½ Ngr.

— — Herodes der Große und Mariamne. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Ebendaselbst. 8. 22½ Ngr.

Panofka, T., Dichterstellen und Bildwerke in ihren wechselseitigen Beziehungen. Mit 21 Bildwerken auf vier Erläuterungstafeln. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 1 Thlr.

Prinzinger, A., Die älteste Geschichte des baierisch-österreichischen Volksstammes. 1ster Theil. Salzburg. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Prisac, W., Geschichte des deutschen Reichs und des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Ein Lehr- und Handbuch. 1ste Lieferung. Regensburg, Manz. 1857. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rauls, Emanuel, Aus der Mappe eines Cosmopoliten. Erzählungen, Novellen, Genrebilder und Humoresken. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Raumer, F. v., Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. In sechs Bänden. 1ster Halbband. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Reding von Biberegg, Reiseblätter. München, Lentner. 8. 12 Ngr.

Roth, R., Abhandlung über den Atharva Veda. Tübingen. Gr. 4. 10 Ngr.

Rudolphi, Caroline, Gemälde weiblicher Erziehung. Zwei Theile. 4te Auflage. Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Sagen und Klänge aus Thüringen. Rudolstadt, Froebel. 1857. 16. 10 Ngr.

Schneider, E., Zur Erdgeschichte. Geologische Studien. Bamberg, Buchner. Gr. 4. 24 Ngr.

Fröhliche Sommertage und Winternächte. Vom Ausland gebracht durch Demokritos. 1ster Theil. Stuttgart, Scheible. 16. 21 Ngr.

Sophokles. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. 4te verbesserte Auflage. Zwei Bände. Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Stirling, W., Velazquez und seine Werke. Berlin, Schindler. Gr. 8. 1 Thlr.

Tuckerman, H. T., Characterbilder englischer Dichter. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Müller. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 12. 25 Ngr.

Weiter, G., Bühnenspiele. 1stes Bändchen. Lübeck, Dittmer. 1857. 8. 1 Thlr.

Wernick, F., Geschichtliche Uebersicht der deutschen Nationalliteratur mit Hinblick auf die gleichzeitigen Kunstbestrebungen. Ein Handbuch für den Unterricht in Töchterschulen und zur Selbstbelehrung. Zwei Abtheilungen. Gotha, Scheube. Gr. 8. 2 Thlr.

Wildenhahn, A., Paul Gerhardt. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Churfürsten. 3te durchgesehene Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wolff, C., Echo aus der Eifel. Legenden nebst Einleitung. Regensburg, Manz. 16. 18 Ngr.

Ziehen, E., Norddeutsches Leben. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1857. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Gehe, F. A., Die Uebertreibungen auf dem Gebiete der protestantischen Theologie und Kirche unserer Zeit. 2te Auflage. Zwickau, Thieme. Gr. 8. 6 Ngr.

Ghillany, F. W., Das Verhältniss Neuenburgs zur Krone Preussen. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Die evangelische Pfalz im Jahre 1856. Eine Abwehr ungerechter Angriffe. Landau, Kaußler. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ **III**, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

92. **Koenig (H.), Gesammelte Schriften.** Fünfter und sechster Band. — A. u. d. T.: **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zwei Theile. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorherrschende Interesse und die Conflicte der Gegenwart haben den Verfasser bewogen, in „Hedwig, die Waldenserin" mehr ein neues Buch als eine neue Auflage seines ältern, vergriffenen Romans zu geben. Ohne absichtliche Tendenz geschrieben, bietet es in gedrängtem Rahmen nicht weniger einen Spiegel für die Zeitbestrebungen, als ein treues Gemälde früherer Zeitverirrung dar, und die Leser werden in spannender, lebhaft bewegter Erzählung einen Gedankengehalt von augenblicklicher Bezüglichkeit, wie von bleibender Anregung mit in den Kauf nehmen.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften", die gewiß auf lebendige Theilnahme bei dem ihm so gewogenen deutschen Publicum rechnen darf, mit der zweiten verbesserten Auflage der Novelle „Regina" (1851, 1 Thlr.) beginnen lassen, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte, die u. A. Varnhagen von Ense (wie im „Vorwort" mitgetheilt) zur wärmsten Anerkennung veranlaßte.

Dieser folgte zunächst ein neuer Roman: „König Jérôme's Carneval" (3 Theile, 1855, 5 Thlr.), der im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jérôme in Kassel bietet: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt.

Den 7. bis 9. Band von Koenig's „Gesammelten Schriften" bildet der in zweiter Auflage erscheinende Roman „Die Clubisten in Mainz" (3 Theile, 1857, 3 Thlr.), wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines politischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane: ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt.

Die übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte" (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1842, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. Der Roman „William Shakspeare" (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. Koenig's Werk endlich, „Auch eine Jugend" (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.), enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

93. **Lange (Henry), Karte der Kaukasus-Länder,** bearbeitet und gezeichnet. In Carton. Colorirt 8 Ngr.

Eine von dem rühmlichst bekannten Kartographen **Henry Lange** gezeichnete Karte, die außer für die Leser des in demselben Verlage erschienenen Werks: **Haxthausen** (A., Freiherr von), „**Transkaukasia.** Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen." (2 Theile, 1856, 5 Thlr. 10 Ngr.), gewiß auch für weitere Kreise Interesse hat.

94. **Brockhaus' Reise-Bibliothek** für Eisenbahnen und Dampfschiffe. In Bändchen zu 10 Ngr. 8. Cartonnirt.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur **Reiselectüre** besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen. Ein ausführlicher **Prospect** über das ganze Unternehmen, mit Angabe der Schriftsteller, die dabei mitwirken — worunter sich die ausgezeichnetsten Namen befinden —, und der bereits erschienenen Bändchen ist jedem derselben vorgedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben.

Neu erschienen hiervon:

16. **Von Minden nach Köln.** Schilderungen und Geschichten. Von **L. Schücking.**
17. **Der Rhein von Mainz bis Köln.** Von **N. Hocker.**
18. **Die Böhmischen Bäder.** Von **S. Kapper.**
19. **Das Schlesische Gebirge.** Von **R. Gottschall.**
20. **Das hessische Land und Volk.** Für Reisende von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M. Von **E. Müller.**

Früher erschienen:

1. **Poetisches Reise-Album.** Herausgegeben von **J. Rank.**
2. **Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.** Von **L. Schücking.**
3. **Wien in alter und neuer Zeit.** Von **F. G. Kühne.**
4. **Harzbilder.** Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Von **H. Pröhle.**
5. **Von Berlin nach Hamburg.** Nebst Schilderungen aus Lübeck und Hamburg. Von **E. Willkomm.**
6. **Die Schlachten bei Leipzig.** Kriegsgemälde von **K. G. von Berneck.** Mit zwei Plänen.
7. **Brüssel** nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von **J. E. Horn.**
8. **Das Moselthal von Nancy bis Koblenz.** Landschaft, Geschichte, Sage. Von **N. Hocker.**
9. **Die Thüringische Eisenbahn.** Von **A. Bock.**
10. **Von Frankfurt a. M. nach Basel.** Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinlande. Von **A. Buddeus.**
11. **Briefe aus Südrußland** während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Von **Marie Förster.**
12. **Reise-Pitaval.** Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Wilibald Alexis.**
13. **Münchener Skizzenbuch.** Von **W. Müller von Königswinter.**
14. **Schillerhäuser.** Von **J. Rank.**
15. **Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen.** Von **M. Kurnik.**

Literarische Anzeigen werden in den einzelnen Bändchen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr., einer halben Seite mit 2 Thlr. 15 Ngr., einer ganzen Seite mit 4 Thlr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 11. December 1856.

Das deutsche Reichsarchiv zu Wetzlar.

Das Archiv des ehemaligen Reichskammergerichts, das letzte Denkmal deutscher Reichs- und Rechtsverfassung, das in die neue Zeit herüberragte, wurde durch eine von der Deutschen Bundesversammlung ernannte Commission seit einer Reihe von Jahren verwaltet, welche hauptsächlich den Auftrag hatte, die von den verschiedenen Behörden abgefoderten Acten unter gewissen Förmlichkeiten auszuhändigen, auch Einsicht der Acten zu praktischem Gebrauch zu gestatten. Man hoffte, daß auf diese Weise die mit Acten angefüllten Säle sich allmälig lichten würden. Da aber die Masse noch immer übergroß geblieben war und man die schon solange bestehende Gemeinschaft endlich auflösen wollte, so wurde von der Bundesversammlung der Beschluß gefaßt, auch ohne Abfoderung den ganzen Schriftvorrath unter die verschiedenen Bundesregierungen zu vertheilen, und es wurden zu dem Ende durch eine Anzahl Hülfsarbeiter Specialregister angelegt und die Theilung nach vorgeschriebenen Normen endlich vollzogen. Auf Preußen fiel wol ein Drittel des ganzen Vorraths, und zugleich wurden diesem Staat die untheilbaren Stücke, namentlich die wichtigen Protokoll- und Urtheilsbücher zur Aufbewahrung anvertraut. Der Sitz dieser Sammlung blieb vorerst in Wetzlar, ohne daß eine Aufsicht Sachkundiger darüber angeordnet worden wäre.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, der mehre Jahre Mitglied der Archivcommission war, überzeugte sich, daß seit der Auflösung der Reichsverfassung sich Niemand um den Inhalt dieses Archivs bekümmert hatte, daß alle Schreiben und Berichterstattungen nur das Aeußere, Form, Register, sowie Aufräumungs- und Theilungsprojecte betroffen hatten, und daß die alten wie die neuen Register über den Inhalt und die Bedeutung dieses Archivs nirgends einen Fingerzeig gaben. Er suchte daher nach vollzogener Theilung im Jahre 1852 durch eine Denkschrift die höchste Archivbehörde zu Berlin von der Wichtigkeit dieser Schriftsammlung in Kenntniß zu setzen, machte Vorschläge für Aufstellung, Richtung, Ordnung und wissenschaftliche Benutzung der Sammlung und gab zugleich als Beleg für seine Ausführung in einem besondern Werke*) eine Reihe von Abhandlungen, wodurch die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte bereichert wurde. Durch die öffentliche Bekanntmachung dieser Arbeiten hoffte er aber zugleich die Archivare der verschiedenen Bundesstaaten gleichfalls zur wissenschaftlichen Benutzung der ihnen zugekommenen Antheile aufzufodern und zu bewegen. Denn wenngleich diese Actensammlung früher von berühmten Juristen schon benutzt und ausgebeutet wurde und unzählige Rechtsfälle mitgetheilt worden sind, so hatten diese Juristen des vorigen Jahrhunderts doch blos ihre Zeit, ihren Standpunkt der Rechtswissenschaft und die Förderung einer gleichmäßigen Justiz, sowie die Abstellung vielfältiger Irrthümer und Misbräuche im Auge. Für die ältere Zeit, die uns einen Reichthum von geschichtlichen, rechtshistorischen und alterthümlichen Gegenständen aus einer der denkwürdigsten Uebergangsperioden von veralteten Zuständen in eine neue Zeit wissenschaftlicher Bildung bietet, hatten sie noch keinen Sinn, und man hat deren Wichtigkeit erst durch den Einfluß unserer neuern Germanisten überall erkannt und gewürdigt.

Das Gerichtswesen in deutschen Landen war in den anarchischen Zeiten des 14. und 15. Jahrhunderts überall in den kläglichsten Zustand gerathen, und man vermißte am bittersten ein oberstes ständiges Reichsgericht, das mit Kraft der Eigenmacht und Gewalt entgegenzutreten im Stande war; denn das bisherige kaiserliche Hofgericht, dessen Mitglieder der Kaiser ernannte, bestand aus Rittern seines Gefolgs, wechselte stets mit ihm den Aufenthaltsort und war mit andern Angelegenheiten mehr als mit den Rechtshändeln beschäftigt. Unter Kaiser Max, dem Vermittler alter und neuer Zeit, wurde

*) Denkwürdigkeiten für deutsche Staats- und Rechtswissenschaft, für Rechtsalterthümer, Sitten und Gewohnheiten des Mittelalters, gesammelt aus dem Archive des Reichskammergerichts zu Wetzlar, nebst einer Denkschrift über Geschichte, Schicksale, Inhalt und Bedeutung jenes Archivs, von **Paul Wigand.** Leipzig, Hirzel. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

endlich das Verlangen der Stände, der dringende Wunsch des Reichs erfüllt: der Ewige Landfriede und das ständige Reichskammergericht wurden am 7. August 1495 auf dem berühmten Reichstag zu Worms promulgirt; am 31. October wurde es zu Frankfurt im Braunfels vom ersten Kammerrichter, Eitel Friedrich, Graf zu Zollern, eröffnet, und der Kaiser selbst übergab ihm den Richterstab, der jetzt zu Wien aufbewahrt wird. Es hielt aber sehr schwer, bis sich dieser neue Gerichtshof befestigte. Eigenmacht und Trotz trat seiner Autorität noch überall schroff entgegen, und die Stände waren immer zäh in Bezahlung ihrer Beiträge zu den Kosten des Instituts. Mehrfach wechselte der Sitz des Gerichts, die Thätigkeit desselben wurde oft unterbrochen, und mit der Anwendung der neuen gelehrten Jurisprudenz, die dem alten einfachen Gewohnheitsrecht entgegentrat, entwickelten sich zugleich solche weitschweifige Formen und endlose Schreibereien, daß die Klagen über Justizverzögerung und Langsamkeit des Proceßgangs bald allgemein zu den unabwendbaren Calamitäten der Reichsjustiz gezählt wurden.

Allmälig befestigte sich aber das Gericht und seine Autorität wuchs immer mehr. Es wurde mit tüchtigen Männern besetzt, die ihre Pflicht mit unparteiischer Strenge erfüllten und gegen Eigenmacht, Besitzstörungen und tyrannische Willkür kleiner Dynasten und Herren schnelle und energische Hülfe gewährten, auch den Weg zu einer gleichmäßigen Rechtsanwendung bahnten. Am längsten hatte das Gericht seinen Sitz zu Speier, bis 1689 die Franzosen die Pfalz verheerten und auch jene Reichsstadt durch Brand zerstörten, sodaß ein anderer Sitz für das Gericht gesucht werden mußte. Die Wahl traf die unansehnliche Stadt Wetzlar, weil die meisten Reichsstädte die Aufnahme weigerten, und es blieb der Sitz des Gerichts bis zur Auflösung des Reichs 1806. Die Acten waren nur theilweise bei dem Brand Speiers gerettet worden; ein großer Theil fiel in die Hände der Franzosen und wurde nach Strasburg gebracht, auch erst nach dem Ryswijker Frieden in 500 Kisten restituirt. Viele wurden dennoch vermißt. In Wetzlar fehlte es an Raum, und so wurden die ältern Acten einstweilen in Frankfurt und Aschaffenburg deponirt. Wenn nun eine solche gebraucht wurde, so reiste ein Archivar hin, um sie aufzusuchen, was immer mit großen Kosten verbunden war. Das Heilige römische Reich discutirte aber über die Errichtung eines Archivgebäudes bis zum Jahre 1782, wo der Bau endlich begann, doch bis zum Jahre 1806 wegen fehlender Mittel unvollendet blieb. Erst die preußische Regierung gab dem Gebäude Dach und Fenster.

Die Stadt Wetzlar war nach Auflösung der deutschen Reichsverfassung in den Besitz des Fürsten Primas des Rheinbundes, Großherzogs von Frankfurt, gekommen, der als ehemaliger Kurfürst und Erzkanzler sich das Verdienst erwarb, für die Erhaltung des Archivs alle Sorge zu tragen. Er ließ 1807 mit großen Kosten die alten Acten aus Aschaffenburg nach Wetzlar bringen und beschäftigte das noch vorhandene Subalternpersonal des Gerichts mit Aufstellung einer gesicherten Ordnung. Es wurde ein Generalrepertorium gefertigt, welches 3000 Folien zählt. Ein Berg von ungeordneten Schriften, zu 400 Centnern angeschlagen, blieb einstweilen ungeordnet liegen. Durch die Gewissenlosigkeit der Subalternen kam auch manches Denkwürdige in die Hände antiquarischer Sammler.

Nach der Befreiung Deutschlands von der Herrschaft der Franzosen ging die Stadt Wetzlar in den Besitz der Krone Preußen über, und das daselbst aufbewahrte Archiv wurde als hinterlassenes Denkmal des Deutschen Reichs, als ein Gemeingut sämmtlicher Regierungen von der Deutschen Bundesversammlung in Besitz und Aufsicht genommen. Die Frage über Sein oder Nichtsein, Vernichtung oder Aufbewahrung wurde lange discutirt und endlich ein Mittelweg eingeschlagen, nämlich allmälige Auflösung und Theilung des Gemeinguts. Durch den Beschluß vom 25. Januar 1821 faßte man die fortdauernde praktische Wichtigkeit dieser Acten vorzugsweise ins Auge, ernannte eine Archivcommission und beauftragte dieselbe, die Acten, welche von den Gerichten abgefodert würden, nach einem gegebenen Regulativ auszuantworten und die gänzliche Auseinandersetzung und Auflösung dieser Gemeinschaft vorzubereiten. Hierzu wurde ein Termin von 20 Jahren festgesetzt. Nach Ablauf derselben zeigte sich aber, daß die überfüllten Säle keineswegs gelichtet waren. Von ungefähr 80,000, meist sehr umfangreichen Acten waren nur 9—10,000 abgefodert worden, und der bleibende Vorrath bildete immer noch ein großes, inhaltsreiches und schwer zu übersehendes Ganzes. Die Wichtigkeit dieser Schriftsammlung für die Geschichte springt in die Augen, wenn wir uns die öffentlichen Zustände des Deutschen Reichs seit der Gründung des obersten Gerichtshofs vergegenwärtigen. Eine neue Zeit war angebrochen, neue Verfassungs- und Gesellschaftszustände suchten sich überall zu bilden, aber es wußte doch, besonders im Anfang des Jahrhunderts, noch Keiner recht, wie er daran war. Die Territorialgewalt war noch in der Ausbildung begriffen; die Ansichten über das Vergangene und Bestehende vermischten sich aufs wunderlichste; an Gesetzen und gesetzlichen Einrichtungen fehlte es noch überall, und man griff, um sich zu orientiren, nach den alten Pergamenten der Urkunden, die man bisher nur als Talismane gehütet hatte. Eben weil das 15. Jahrhundert die Uebergangsperiode vom Mittelalter bis zur vollendeten modernen Zeit bildet, sind fast alle Acten aus demselben für die Geschichte wichtig, besonders für ältere Rechts- und Verfassungszustände, indem sie noch soviel Altes, im Absterben Begriffenes neben dem werdenden Neuen zeigen. Am wichtigsten müssen aber diejenigen Acten erscheinen, die am obersten Reichsgericht verhandelt wurden. Denn der Gerichtssprengel desselben war wol der angesehenste, den es geben konnte. Er erstreckte sich von der Ostsee bis zum Mittelländischen Meer, von der Düna bis zur Rhone; und so viele Acten erinnern noch an echte deutsche Provinzen, die nach und dem Reich entrissen wurden. Die

hohen und höchsten Personen des Deutschen Reichs, sowie Länder, Städte und Gemeinden treten hier handelnd auf. Die wichtigsten Angelegenheiten kommen zur Sprache, überall eingreifend in die großen Interessen des Reichs, in die Aufgaben der nach neuer Bildung und Verfassung, sowie nach geregelten Zuständen strebenden Zeit. Hemmungen und Förderungsmittel auf den Bildungswegen eines neuen Jahrhunderts lernen wir kennen, und es ist nicht zu viel gesagt, daß eine ganze Geschichte in diesen Acten ruht und modert, die man lange für einen lästigen Papierwust anzusehen gewohnt war. Sehr viele Processe greifen in eigenthümliche Gerechtsame und alterthümliche Verhältnisse, zeigen den Kampf um veraltete und neu zu ordnende vaterländische Institutionen, geben mannichfache Beiträge für Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer; so namentlich über Mark-, Stadt- und Dorfrechte, über Zehnten, Kurmede, Beeten und andere alterthümliche Abgaben, Rechte und Gerechtigkeiten, über Zoll- und Stapelrecht, über Strandrecht, Herings- und Salmfang, über Schiffahrt und Freiheit der Flüsse, über Münz- und Siegelrecht. Vorzüglich wichtig ist auch dies Archiv für die politischen und kirchlichen Verhältnisse des 16. Jahrhunderts, für die Geschichte der fürstlichen, gräflichen und dynastischen Familien, für ihre Besitzthümer und Gerechtsame, für Successionsrechte und Ganerbinate. Die Familienarchive wurden geöffnet und die Documente zu den Acten geliefert. Fast keine Acte schlagen wir auf, wo nicht eine Reihe denkwürdiger Urkunden in glaubhaften Copien, oft auch im Original, uns mannichfach belehrten. Da finden sich Hausverträge und Stiftungen, Testamente, Kauf-, Tausch- und Theilungsverträge, wichtige Vergleiche, schiedsrichterliche Entscheidungen und Weisthümer bis in die ältesten Zeiten hinauf. Und wenngleich diese Urkunden der Vorzeit häufig misverstanden, unrichtig ausgelegt und von den Advocaten mit unreifer Gelehrsamkeit übergossen wurden, wenn man sie auch oft auf unpassende Weise der neuen Ordnung der Dinge als Schild entgegenhielt, so sind sie uns doch jetzt für die Geschichte sehr bedeutsam und bieten oft historische Momente, die selbst aus den Landes- und Familienarchiven, deren Zustand seitdem so manchem Schicksal ausgesetzt war, nicht mehr ergänzt werden können.

Wenn nun bei dieser geschilderten Wichtigkeit jenes Schriftvorraths es für jeden Freund und Forscher deutschen Alterthums höchst wünschenswerth gewesen wäre, dies ehrwürdige Denkmal der Vorzeit als Ganzes erhalten, in würdiger Weise aufgestellt und der Benutzung der Geschichts- und Alterthumsforscher geöffnet zu sehen, so behielt die Deutsche Bundesversammlung doch die definitive Auseinandersetzung dieses Gemeinguts im Auge, und nachdem auf die Berichte und gutachtlichen Vorschläge des Referenten die durchaus nöthigen Vorarbeiten geschehen waren, wurde von derselben 1843 wegen der endlichen Theilung des Vorraths der Beschluß gefaßt und nach jahrelangen Arbeiten und großen Kosten vollzogen. Der Zweck war erreicht, das Gemeingut in richtige Parcellen zerlegt und getheilt.

Da nun der umfangreichste und wichtigste Theil des Archivs an Preußen gefallen war und dieser immer noch ein bedeutendes Ganzes bildete, so suchte der Verfasser durch erwähnte Denkschrift die königliche Regierung von der Wichtigkeit der Sammlung in Kenntniß zu setzen. Er zeigte zugleich, was bei den gefertigten summarischen Repertorien zu desideriren sei, erwog die Ressortverhältnisse und zeigte namentlich die irrthümliche Ansicht, diese Sammlung als eine Registratur alter reponirter Acten den Gerichten zur Aufbewahrung zu übergeben, wo sie unbenutzt dem Schicksal anderer reponirter Acten entgegengehen würden. Er entwickelte seine Ansichten über die Bestimmung, Aufstellung, Aufsicht und Behandlung des Archivs, und der Ministerpräsident von Manteuffel hat den gutachtlichen Aeußerungen seine beifällige Aufmerksamkeit nicht versagt.

Die Sammlung denkwürdiger Rechtsfälle, die das angezeigte Werk selbst enthält, sind, da die Repertorien durchaus keinen Fingerzeig über die Wichtigkeit des Inhalts boten, meist nur zufällig aus der großen Actenmasse herausgegriffen, dann aber in ein gewisses System geordnet worden, das folgende Abschnitte enthält:

I. Reichssteuern, Reichshülfe und Geldnoth im 16. Jahrhundert.

Der hohe und niedere Adel war in der Zeit der anarchischen Jahrhunderte in größte Geldnoth gerathen, während die Städte aufblühten und reich wurden, weshalb zwischen beiden Haß und Zwiespalt bis zum Bürgerkrieg sich entwickelte. Einem deutschen Reichsfürsten mußte es doch gewiß an Geldmitteln fehlen, wenn er sich von einem Wirth zu Tübingen wegen 10 Fl. 20 Kr. weniger einen Pfennig, die er im Wirthshaus mit seinen Knechten verzehrt, erst beim Hofgericht zu Rottweil und dann beim Kammergericht (1540) verklagen ließ. Noch größer wurde die Geldverlegenheit, als der Solddienst an die Stelle des Lehndienstes trat und Kriegsleute bezahlt werden mußten. Die Mittel reichten nirgends aus, und ein geregeltes Steuersystem hatte sich noch nicht entwickelt. Man suchte sich daher dem Reichsdienst auf jede Weise zu entziehen und blieb mit den liquiden Geldbeiträgen stets im Rückstand. Gemeingeist fehlte völlig, und jeder Reichsstand war nur auf seine Sonderinteressen bedacht und kümmerte sich nicht um das Wohl des Ganzen, worüber Kaiser Max, bei allen seinen großen Planen für das Ansehen des Reichs, stets so bittere Klagen führte. Geistliche reiche Stifter entblödeten sich nicht, auf alle Exemtionen und Privilegien aus dem 9. und 10. Jahrhundert gestützt, sich den Reichslasten zu entziehen. Die weltlichen Fürsten machten es nicht besser, und der Reichsfiscal hatte fortwährend gegen die Widerspenstigen Klage zu erheben. Mit welchem Erfolg aber, zeigt ein Proceß gegen den Grafen zu Zollern, als Inhaber der Grafschaft Vehringen und Herrschaft Sigmaringen, von 1550 (1). Der Graf weigerte sich, die paar Mann Kriegsleute und die wenigen Gulden Reichssteuer zu entrichten, indem er behauptete, die Grafschaft

Vehringen sei vor Zeiten ein Eigenthum des Hauses Oestreich gewesen und habe niemals einen besondern Anschlag in der Reichsmatrikel gehabt. Die Grafen von Würtemberg und Werdenberg als Vorgänger, die östreichischen Erzherzoge selbst als frühere Besitzer und Lehnsherren wurden mit in den Proceß gezogen; weitläufige Successions- und Belehnungsfälle, auch Pfandschaften wurden erörtert, die alten Archive durchsucht und eine Menge Urkunden bis ins 13. Jahrhundert hinauf producirt. Das Reichsgericht erkannte zwar den Grafen für schuldig, dieser wußte aber wieder soviel dazwischenzuwerfen, daß nach 50 Jahren noch immer in der Sache geschrieben und während dieses Zeitraums nichts bezahlt wurde. Wir lernen aus dieser Sache auch, wie es damals mit den Archiven aussah. Während das Archiv zu Innsbruck mit größter Vorsicht unter vier Aufsehern und ebenso viel Schlössern verwahrt lag, berichtete der Obervoigt von Trochtelfingen, daß er im Schloß überall fleißig nach dem Archiv gesucht, auch endlich die Truhen, worin die Urkunden befindlich, unter anderm Gerümpel auf dem obersten Gemach des Dachstuhls versteckt gefunden habe.

Nicht einmal die Türkennoth konnte die deutschen Fürsten bewegen, ihre Pflichten gegen Kaiser und Reich zu erfüllen. Im Jahre 1542 war Reichshülfe gegen die Türken bewilligt und bestimmt worden, daß dem obersten Hauptmann (damals Kurfürst Joachim von Brandenburg) von jedem Kreis ein erfahrener Kriegsrath solle zugeordnet werden. Die westfälischen Kreisstände hatten dazu den Ritter von Selbach erwählt, mit dem Ansinnen, in den ersten drei Monaten selbst für seinen Unterhalt zu sorgen. Da dieser aber bedenklich war, so hatte der Bischof von Münster, Minden und Osnabrück, sowie der Herzog von Jülich, Kleve und Berg die Zahlung selbst übernommen und sich urkundlich verpflichtet. Dennoch erhielt der tapfere Ritter, der für sich und seine Leute 7230 Fl. aufgewendet hatte, weder von jenen Fürsten noch von den Kreisständen seine Bezahlung, und er mußte, „wiewol er im Lande Hungarn, im Kampf gegen den Erbfeind, den Türken, ohne Ruhm zu melden, Keinem nachgestanden", sich in das Labyrinth eines kammergerichtlichen Processes begeben (2). Das Mandat wurde zwar schnell erlassen, aber mit den erbärmlichsten Einreden auf die Klage geantwortet. Die Kreisstände hatten ihre Zahlungspflicht nicht erfüllt, die verklagten Fürsten weigerten ebenso die Zahlung der liquidirten Foderung, die sie doch verbrieft und besiegelt hatten. Was aus dem Proceß geworden, ergeben die Acten nicht; aber bei solchen trostlosen Zuständen konnte das zerrissene Deutschland den auswärtigen Feinden nicht die Spitze bieten, und auch jener Türkenzug misglückte gänzlich. Man mußte froh sein, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre zu schließen.

II. Ewiger Landfriede und fortwährende Landfriedensbrüche.

Der wormser Reichstagsbeschluß hatte den Ewigen Landfrieden proclamirt, der nun allen Gewaltthaten des Faustrechts und jeder Selbsthülfe ein Ende machen sollte, allein Tausende unserer Acten des 16. Jahrhunderts beweisen, daß dieser Landfriede nur auf dem Papier stand, aber in der Wirklichkeit schwer zu handhaben war; und alle Mandate des Reichsgerichts konnten nur wenig dem Unfug Einhalt thun, wenn nicht allmälig die geänderte Zeit und Sitte es gethan hätte. Manches Genrebildchen liefern die desfallsigen Proceßacten, die uns die damaligen Zustände klarmachen. So verklagte 1497, zwei Jahre nach dem Landfrieden, der Ritter von der Heyden den Rüdiger auf dem Berge und Consorten (3), daß sie ihn, unbewahrt ihrer Ehre und ohne alle redliche Ursache, gegen Recht und Billigkeit, gegen die Goldene Bulle, königliche Reformation und jüngst verfaßten gemeinen Landfrieden, auf des Heiligen Reichs Straße, vor der Pforte der Stadt Essen, Abends überrannt, geschlagen, auf Rüdiger's Schloß geführt, ihm für 300 Fl. an Baarschaft und Kleinodien geraubt, einen Knecht auf der Wahlstatt todtgeschlagen, seine Erbgüter bei nächtlicher Weile verbrannt, verwüstet und abgeschatzt, auch ihn zu fernerer Schatzung nach dem Schloß Burbek geführt, woraus er durch göttliche Schickung entkommen, doch noch immer wegen seines Leibs und Guts in Sorge und Unsicherheit stehe.

Auch förmliche Wegelagerung und Raub kamen noch vor, wiewol die reichsgerichtlichen Mandate doch etwas vorsichtiger machten. Denn wenn auch die Thäter den Urtheilsspruch oder die Vollstreckung desselben abzuwenden wußten, so war doch schon der Proceß mit seinen kostspieligen Förmlichkeiten ein Mittel der Abschreckung. Im Jahre 1544 (4) kam ein gewisser Rose von Verden mit einem Schiff voll Wein und andern Waaren die Weser herunter und wurde bei dem ravensbergischen Städtchen Vlotho von einem bekannten Räuber und dessen Spießgesellen gefangen, geschlagen und seiner ganzen Habe beraubt. Der Kläger behauptete, daß der Hauptmann und Amtmann von Vlotho, ein Schmisink, statt ihm Hülfe zu gewähren, sich in Gemeinschaft mit einem Herrn von Ledebur an der Plünderung betheiligt und ihren Antheil am Wein erhalten hätten. Sie hätten ihn sodann gebunden, auf ein Pferd geworfen, nach der Burg des Ledebur geschleppt und in Ketten zehn Wochen auf den Tod gemartert, bis er mit Gottes Hülfe entkommen. Alle Bemühungen, zu seinem Recht zu gelangen, seien vergebens gewesen, keine Behörde habe sich seiner angenommen und er suche nun sein Recht gegen die beiden Ritter bei dem Reichsgericht. Dies erließ sogleich die üblichen Mandate, die Verklagten wußten aber mit Hülfe ihrer Advocaten den Proceß in die Länge zu ziehen und stellten alle Beschuldigungen in Abrede. Erst 26 Jahre nach der That wurde die Beweisaufnahme verfügt. Ein Folioband von Zeugenaussagen lieferte verworrene Resultate, weil nach so langer Zeit die meisten und besten Zeugen nicht mehr am Leben waren und sich Vieles verdunkelt hatte. Das Reichsgericht erkannte endlich auf den Reinigungseid, und auch gegen diesen wehrten sich die Schuldigen in zehnjährigen Verhandlun-

gen. Der Amtmann war inzwischen gestorben, der Ledebur ein Siebziger geworden, der sich entschuldigte, keine Reise zum Gericht machen zu können. Da wurden Commissarien ernannt und die eisernen Ketten und Banden zugleich aus dem Gewölbe des Gerichts verabfolgt, um sie zur Recognition vorzulegen. Da die Acten hiermit schließen, so scheint doch der Thäter, um keinen falschen Eid zu schwören, sich endlich verglichen zu haben.

Auch der Krieg, den der unglückliche Erzbischof und Kurfürst von Köln, Gebhard, mit Hülfe seiner tapfern Anhänger führte, kam als Landfriedensbruch zum Proceß vor dem Reichsgericht (5), und die Acten liefern einen interessanten Beitrag zur Geschichte Gebhard's, namentlich ein weitläufiges Schreiben an das Kammergericht von 1585, worin er seine Gesinnungen, seine religiösen und politischen Ansichten und Rechtszuständigkeiten entwickelt und für sich, sowie im Namen der protestantischen Stände die bittersten Beschwerden über den Bruch des Religionsfriedens führt. Die Klage war gegen die Grafen und Herren gerichtet, die dem entsetzten Kurfürsten waffengerüstet beistanden, und Kläger waren die niederländisch-westfälischen Stände, der Herzog zu Jülich an der Spitze. Die Acten zeigen, daß alle Roheit des Faustrechtsadels und der nachherigen geworbenen Söldner, der berüchtigten Landsknechte, auf die neue Soldateska übergegangen war. Es heißt in der Klage, daß die Gegner fast täglich in des Herzogs Land fielen, dessen Aemter, Dörfer und Flecken durchstreiften, die Unterthanen plünderten, spannten, bänden, schlügen, brieten und gefänglich wegschleppten, auch alle geistlichen Standespersonen zum gräulichsten mishandelten, ermordeten oder in schweres Gefängniß führten und auf Ranzion setzten, Frauen und Jungfrauen schändeten, alle bewegliche Habe wegnähmen oder verbürden und niederbrennten, auch die Früchte auf dem Felde nicht verschonten, sodaß die armen Bauern ihre Aecker unbestellt müßten liegen lassen, kurz solche Gewalt übten, deren sich selbst die Türken schämen möchten. Die Verklagten bestritten die Competenz, weil hier von einem rechtmäßigen Krieg ihres lieben Herrn und Freundes Gebhard die Rede sei, der sich zu keinem Proceß eigne. Sie bezogen sich auf ihr Dienst- und Lehnsverhältniß zu demselben und antworteten mit soldatischem Trotz, behaupteten auch, daß, wenn durch ihre Leute Schaden zugefügt sei, die Gegner, namentlich das bairische Kriegsvolk, noch 20—40 mal mehr Leids und Schadens zugefügt hätten. Das Kammergericht ließ trotz vieler Schreiberei die kritische Sache ruhen und wartete ab, daß auch die Gemüther sich beruhigten.

Die Zeiten der Anarchie und des Faustrechts hatten alle Verhältnisse verwirrt, alle Grenzen verrückt, allen Besitzstand unsicher gemacht; und wie auch der schwächere Theil nun nach seinen friedlichen Beweismitteln und alten Urkunden griff, so zuckte es dem stärkern doch noch immer in der Faust und jede Besitzstörungsklage des 16. Jahrhunderts gibt uns zugleich ein Bild von eigenmächtiger Gewaltthätigkeit. In dieser Beziehung ist die Besitz- und Lehnsklage der von Korf und von Hörde sehr denkwürdig. Die Letztern hatten sich trotz kammergerichtlicher Mandate mit bewaffneter Mannschaft in den Besitz der streitigen Lehnsgüter gesetzt, und das Gericht erließ ein wiederholtes Inhibitorium gegen solche „Eigenthätlichkeiten und *enormissima attentata*". Eine Reihe denkwürdiger älterer Urkunden, Lehnbriefe, Atteste der Landstände und Städte bewiesen aber nicht nur das Recht des Klägers aufs klarste, sondern bieten uns auch die wichtigsten Beiträge für das particulare Lehnrecht im Herzogthum Westfalen. Welche Begriffe man damals von Besitzrechten hatte, zeigt eine andere Acte des 16. Jahrhunderts, wo wegen Eigenmacht und Gewaltthat geklagt war und der Beklagte namentlich beschuldigt wurde, die Bauern des streitigen Dorfes durchgeprügelt, sogar einem den Arm entzweigeschlagen zu haben. Der Verklagte erwiderte, daß er das *magistratus jure* und zum Schutz seiner Rechte und seines Besitzes gethan habe. Da die Dorfmänner sein Gebot und Verbot verachtet hätten, so sei er dazu höchlich befugt und berechtigt gewesen.

III. Zustände der Justiz im 16. Jahrhundert, Evocationen und Austräge.

Das einfache mündliche Verfahren der alten Volks- und Schöffengerichte gerieth mit dem neuen Verfahren der gelehrten Juristen, seinen Förmlichkeiten, Proceßschriften und Acten, gebildet nach dem Muster des Kammergerichts, in denkwürdige Collisionen. Ein Beispiel gibt der Proceß über einen Weinzehnten (7), den die Schöffen zu Wetzlar nur allzu summarisch entschieden hatten. Es wurde an das Kammergericht appellirt, und dieses foderte die Voracten. Da solche aber gar nicht existirten, so wurde nachträglich der Gang des Processes auf einem Blatt Papier ganz naiv erzählt. Der Anwalt überreichte es dem Gericht, mit dem ironischen Bemerken: die Acten seien ganz klein, er wisse aber keine andern beizubringen.

Auch der fanatisch-tolle Wiedertäufer Knipperdolling zu Münster tritt in unsern Acten auf, die ein Stück seiner Lebensgeschichte ergänzen (8). Er war wegen Aufruhr und Widersetzlichkeit schon vor der großen münsterischen Rebellion in Strafe genommen, ja seines Bürgerrechts entsetzt worden und stellte 1530 eine große Entschädigungsklage gegen den Rath zu Münster an, die aber nicht über die Competenzfrage hinauskam. In den Zeiten der Anarchie nämlich waren überall Ausnahmszustände entstanden, keine geregelte Gerichtsbarkeit war mehr im Gange. Es geschah ebenso oft, daß der competente Richter erklärte, er wisse das Urtheil nicht zu finden, und möge man sich anderswo Rechts erholen, als auch, daß man wegen wirklicher oder vorgespiegelter Rechtsweigerung sich an incompetente Richter wandte, die dann willig die Sache evocirten. Der Landfriede von 1495 hatte nun zugleich verordnet, daß Jeder vor seinem ordentlichen Richter belangt werden solle, hatte aber dabei frühere Einigungen über selbstgewählte und

vereinbarte Richter, Austräge, bestehen lassen, diese jedoch dem Reichsgericht als Instanz untergeordnet. Der Rath zu Münster behauptete nun als Einrede, daß die vier Stände des Landes bei wechselseitigen Streitigkeiten ein Austrägalgericht bildeten, folglich das Kammergericht incompetent sei. Wol mochten, wenn Stände als Corporationen untereinander Irrungen hatten, solche auch die übrigen compromittirt haben; aber offenbar falsch war die Behauptung der Stadt, daß diese Art der Entscheidung auch dann stattgehabt habe, wenn eine oder mehre Privatpersonen des einen Standes solche des andern Standes verklagen wollten, wodurch jede andere Gerichtsbarkeit ausgeschlossen worden wäre. Dennoch ließ das Kammergericht den Beweis des Herkommens zu und verwandelte später, um alle Schwierigkeiten abzuschneiden, die nicht betheiligten Austrägalrichter in Commissarien des Reichsgerichts. Eine Entscheidung erfolgte aber nicht, und die Sache ging in den Wiedertäuferunruhen unter, denn der Kläger und sein Weib, eine der wüthendsten Megären, wurden 1536 hingerichtet.

Das 16. Jahrhundert, das nach einer geregelten Ordnung und Justiz strebte, fand fast alle Verhältnisse verworren und verdunkelt, und die Parteien suchten, wie wir sahen, ihre alte Urkunden, die sonst wenig Geltung gehabt hatten, hervor, um damit ihre Rechte zu vertheidigen. Da sie aber die Grundlagen älterer Verfassungszustände nicht mehr kannten, den geschichtlichen Weg nicht zu finden wußten und die alten Urkunden häufig misverstanden, so verwickelte man sich in unsagliche Weitläufigkeiten und gerieth meist auf Abwege. Einen denkwürdigen Beleg gibt der Proceß über den Schilderzoll zu Paderborn von 1555 u. fg. (9). Die Familie von Schilder war vor Zeiten vom Bischof, nächst dem Kämmerer- und Thürhüteramt, auch mit dem Zoll zu Paderborn belehnt worden, und dieser ging, wie das bei steter Geldnoth im Mittelalter gewöhnlich der Fall war, sehr bald pfandweise in die Hände einer Bürgerfamilie über. Die Verkäufe mit Vorbehalt der Wiederlöse waren damals die gewöhnliche Form einer solchen Pfandschaft, welche nur in seltenen Fällen wieder gekündigt wurde. Aus dem sehr geringen Pfandschilling entnehmen wir, daß Paderborn noch ein geringer Ort war, wo Handel und Gewerbe, mithin auch die Zollabgabe, sehr wenig bedeuteten. Erst nach 150 Jahren, wo Paderborn eine blühende Stadt geworden war, fanden die Schilder ihre alten Urkunden, überzeugten sich von ihrem Recht der Wiederlöse, von der Bedeutung des Zolls, und sie schritten zum Proceß, da sie in Güte nichts hatten erreichen können. Denn die Stadt hatte klüglicherweise durch Erlegung des Pfandschillings den Zoll selbst an sich gebracht, hatte auch 1475 ein kaiserliches Privileg über Zoll- und Accisegerechtigkeit erschlichen und den Fürstbischof zur Bestätigung und Anerkennung desselben bewogen. Die Gerechtigkeit der Schilder konnte zwar nicht in Abrede gestellt werden, aber alle Urkunden, die sie auflegten, und eine veraltete undeutliche Heberolle des 14. Jahrhunderts waren nicht im Stande, die Zolleinkünfte der Schilder klar zu stellen. Die Stadt wußte durch ihre Advocaten die Sache noch verworrener zu machen, und ein hundertjähriger Proceß, über dem die Schilder'sche Familie ausstarb, war nicht im Stande, ihr zu ihrem offenkundigen Recht zu verhelfen. Die Stadt erhielt sich im ausschließlichen Besitz, trotz aller gerichtlichen Erkenntnisse und Mandate. Der Proceß war in den morschgewordenen Formen des alten Schlendrians allmälig abgestorben, Mühe und Kosten vergebens aufgewendet. Noch 1695 foderte ein Nachkomme der Schilder die Abtretung des Zolls und erhielt die lakonische Antwort: Bürgermeister und Rath wüßten von keinem Zoll und hätten auch keinen. Durch die Menge beigebrachter Urkunden bleibt die umfangreiche Acte geschichtlich sehr denkwürdig.

Ein Opfer der Unbehülflichkeit und Weitschweifigkeit des damaligen Processes wurde auch ein Weinhändler aus Strasburg, der mehre Fuder Wein in Köln verkauft hatte. Der Handel mochte wol die Empfänger reuen, und sie behaupteten, daß der Wein verfälscht sei, weil Stücke Speck beim Spund in die Fässer waren gehängt worden. Die städtische Obrigkeit nahm sich fiscalisch der Sache an und belegte die Weinfässer mit Arrest. Der Weinhändler bewies durch Zeugnisse aufs bündigste, daß der Wein unverdorben und es herkömmlicher Gebrauch im Elsaß sei, wenn junge Weine versandt würden, ein Stück Speck in das Faß zu hängen, welches die Gährung verhindere. Er wurde aber verurtheilt, und die Appellation an das Kammergericht (1561) blieb ohne Erfolg. Der Proceß hatte den Mann ruinirt; denn 12 Jahre später zeigte der Anwalt an, sein Mandant sei nicht nur gestorben, sondern auch verdorben. Wie überhaupt fast jede Acte uns Bilder der alten Zeit, der damaligen Zustände, Sitten und Gewohnheiten gelegentlich vorführt, so finden wir auch in dieser viele Nachrichten über den Weinbau, über Production und Handel, gute Behandlung und Verfälschung der Weine, mit Bezugnahme auf die Weinordnung von 1487 und den Reichsabschied von 1498 (10).

IV. Die Femgerichte und das Reichskammergericht.

Die westfälischen Freigerichte oder Femgerichte waren schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts im Absterben begriffen, wiewol sie noch mit ihren alterthümlichen Formen, Sagen und Anmaßungen geisterhaft in die neue Zeit herüberragten. Die sich mehr und mehr ausbildende und befestigende Landeshoheit, das Umsichgreifen der landesherrlichen Gerichte schmälerte und untergrub allmälig ihre Competenz; die fortschreitende Bildung der Zeit heischte milder geordnete Zustände, und diese wurden von dem obersten Reichsgericht vertreten, mit dem sich ein langer Kampf entspann. Viele unserer Acten beweisen es, mit welcher Zähigkeit jene alten Gerichte an ihrer abschreckenden Strenge und Gewalt festhielten, und lassen uns zugleich belehrende Blicke in die frühern Zustände thun. Das Kammergericht ließ ihre Rechte und Gewohnheiten dahingestellt sein und suchte nur den ge-

waltsamen Evocationen ein Ziel zu setzen, indem es seine eigene Competenz und die der landesherrlichen Gerichte in Schutz nahm.

Es hörte in dieser Beziehung jede Beschwerde und ließ die Berufung zu; oft trat auch der Reichsfiscal selbst wegen überschrittener Competenz klagend auf und bewirkte Inhibition und Ladung der Freigrafen. Auf verdunkelte Satzungen trotzend und in völlig veralteten Formen, ohne allen juristischen Takt, wehrten sich aber die Freigrafen gegen die vermeinten Eingriffe, und die Stuhlherren, als bloße Gerichtsherren, griffen selbst in das Richteramt mit ein und schrieben an das oberste Reichsgericht als eine gleichstehende Behörde, stützten sich auf die vermeinten Satzungen Karl's des Großen und bedienten sich veralteter Formen und wunderlicher Behauptungen, über die die neuen Juristen und die gelehrten Doctoren der Rechte in Erstaunen geriethen, indem ihnen diese Dinge unglaublich und räthselhaft vorkamen. Denn in den Freischöffen waren nur noch dunkle Erinnerungen ihrer vorigen Stellung, Macht und Competenz in den ererbten Formen des Verfahrens; aber Einsicht und Urtheilskraft waren erloschen, und im Conflict mit geänderten Zuständen und Rechtsverhältnissen wurden sie nicht nur durch die Jurisprudenz der neuen Richter stets in Verlegenheit gesetzt, sondern das mit Rechtskundigen besetzte Reichsgericht konnte sie auch leicht bei ihren Schwächen und Blößen fassen und ihre Versuche, die Gespenster der Vorzeit in dunkeln Formeln hervorzurufen, vereiteln. Die Freischöffen ermangelten aller Rechtskenntniß, und es fehlte ihnen meist auch an gesunder Urtheilskraft, da sie nicht mehr aus ritterlichen Männern und gebildeten Bürgern, sondern aus unwissenden Landleuten bestanden. Im Lande lebte aber noch die Erinnerung an die vorhinnige schreckende Macht der Femgerichte, und man scheute ihre Achtserklärungen und Verfemungsformeln, die im Stil früherer Jahrhunderte uns geisterhaft angähnen, wiewol es nicht mehr Tausende von Freischöffen gab, die verschworen waren, die Urtheile unerbittlich zu vollstrecken. Zum Untergehen dieser Gerichte trug hauptsächlich bei, daß der Gerichtsgesessenen, der unmittelbar dem kaiserlichen Gericht des Freigrafen unterworfenen Freien und Freischöffen immer weniger wurden, indem der Gograf als landesherrlicher Richter sie allmälig zu seiner Competenz zog und zu mittelbaren Unterthanen machte. Der Gograf betrachtete sich zugleich als den ordentlichen Richter, den Freigrafen aber mit seiner aus dunkler Vorzeit übriggebliebenen Jurisdiction als einen judex extraordinarius. Er räumte ihm noch eine Competenz über Freischöffen ein, gab auch zu, daß gewisse Sachen vor den Freistuhl gehörten, aber nur dann, wenn der ordentliche landesherrliche Richter das Recht nicht gewährte oder gewähren konnte. So verloren sie allmälig ihre Jurisdiction, und sie blieben nur hier und da als geringe Rügegerichte bestehen, während der Landesherr überall die hohe Criminaljurisdiction in Anspruch nahm und seinen Gerichten überwies. Gleiches Schicksal traf den Oberfreigrafen zu Arnsberg, dem das Kammergericht als oberster Reichsgerichtshof gleichfalls entgegentrat und eine höhere Instanz neben sich nicht duldete. Den ehemals so stolzen Freien und Freischöffen, als unmittelbar den kaiserlichen Landgerichten unterworfenen Reichsunterthanen, drohte im Fortgang der Zeit und der veränderten Verfassungszustände noch ein schlimmeres Schicksal. Denn sowie die Landesherren dieselben nach und nach ihrer Hoheit unterwarfen, so suchten diejenigen Stuhlherren als Inhaber der Freigrafschaften, welche nicht Landesherren wurden, die Freien ihres Gerichtsbezirks nach und nach zu Gutsunterthanen herabzudrücken und, indem sie allmälig ihre alten Freiheiten beschränkten, sie dem übrigen abhängigen Bauernstand gleichzusetzen. Gewalt und Ueberredung wirkten auf der einen, Unwissenheit und Furcht auf der andern Seite. Oft widersetzten sich aber auch die Bauern mit großer Zähigkeit und verfolgten ihr altes Recht bis an das Reichsgericht. Die Processe enthüllen uns das Bild der Sitten und Zustände jener Zeit; sie zeigen, welche Roheit, Gewaltthätigkeit, Habsucht, hohler Dünkel und Unwissenheit schon den Gräuelthaten des Dreißigjährigen Kriegs vorausgingen. Alles Vorstehende wird durch die Abhandlungen 12—19 und durch eine Reihe denkwürdiger Urkunden klargestellt und erläutert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Paul Wigand.

Joseph de Maistre.

Lettres et opuscules inédits du comte *Joseph de Maistre*, précédés d'une notice biographique par son fils le comte *Rodolphe de Maistre*. Zwei Bände. Paris 1856.

Die Liebhaberei an Briefen ist ein ganz eigenthümlicher Zug der neuern Zeit und hat in der modernen Literatur eine eigene Gattung hervorgerufen, welche die Alten in solchem Umfange nicht kannten. Aus dem Alterthum haben wir in dieser Art nur die Briefe Cicero's und allenfalls noch die Briefe des jüngern Plinius. Diese letztern sind jedoch offenbar blos Briefe wegen des Grußes, womit sie anfangen und schließen; eigentlich sind es kleine literarische und historische Abhandlungen, Witze und Stilübungen, was heutzutage die Franzosen Variétés oder Mélanges und wir Deutschen Miscellen oder kleine Schriften vermischten Inhalts nennen. Ich will sie damit nicht herabsetzen; sie gehören meines Erachtens zum Interessantesten, was man lesen kann, wenn man darin nur nicht sucht, was wirkliche Briefe so anziehend und gehaltvoll macht: Unbefangenheit, Individualität, Natur, Herzensergüsse, Worte, die aus der Feder schlüpfen und schildern. Freilich gibt es Leute, denen affectirtes künstliches Wesen angeboren ist, und von dem jüngern Plinius kann man wol sagen, daß er von Natur Stilkünstler und Belletrist war, wenn er auch nur eine Einladung zum Abendessen schrieb. Was an allen Dingen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war die belletristische Seite. Wäre er nicht aus moralischer Ueberzeugung ein ehrlicher Mann gewesen, so würde er es aus belletristischer Gesinnung, aus ästhetischen Rücksichten und Grundsätzen gewesen sein, und als er Consul war, war er es in belletristischer Weise. Seinem Consulate haben wir die einzige von seinen Reden, die erhalten ist, die Lobrede Trajan's, zu verdanken. In dieser Beziehung schildern ihn seine Briefe ganz treu und wahr.

Uebrigens besitzen wir keine Briefe von Tacitus, Virgil oder Horaz. In neuerer und neuester Zeit gibt es, zumal in

Frankreich, keinen nur etwas berühmten und ausgezeichneten Schriftsteller, dessen sämmtliche Werke nicht mit wenigstens einem oder zwei Bänden Briefen abschließen. Die classische Literatur der Franzosen fängt mit Briefen an, mit den Briefen von Balzac und Voiture. Diese Briefe sind in dem Ton der Briefe des jüngern Plinius gehalten und in der vornehmen Schreibart abgefaßt, die man jetzt spöttisch die akademische oder auch den Manschettenstil nennt; sie haben vom Brieflichen blos die Form, und das Individuelle und Persönliche äußert sich darin nur, soweit es sich mit dem Aesthetischen und Stilistischen verträgt. Trotz des falschen Geschmacks, dem jene Epistolographen huldigten, läßt sich doch schon aus ihnen erkennen, daß kein Volk soviel Anlage hat, gute Briefe zu schreiben, als die Franzosen. Indeß dürften Balzac und Voiture, obgleich sie zu ihrer Zeit und auch noch etwas später Beifall und Leser fanden, das Briefgenre eher ab- als aufgebracht haben, wenn sich nicht die Frauen mit ihrer Lebendigkeit und Natürlichkeit hineingemischt hätten. Nur den Frauen, wie Labruyère so richtig bemerkt, ist gegeben, mit einem Worte ein Gefühl in seiner ganzen Tiefe, eine Leidenschaft in ihrem vollen Drange, eine geheime Kleinigkeit in ihrer ganzen Wahrheit und Anschaulichkeit zu schildern. Die Franzosen haben in ihrer Sprache und Literatur kein Buch, welches soviel und so gern gelesen wird als die Briefe der Marquise von Sevigné, die sich durch warme Empfindung, lebendige und oft schöne, obgleich kunstlose Darstellung ungemein empfehlen und auch zur Geschichte des damaligen Hofs überaus interessante Beiträge liefern.

Nachdem einmal die Liebhaberei an Briefen in Frankreich mehr als in irgendeinem andern Lande herrschend geworden war, sammelte man die Briefe und gab sie heraus. Daher besitzen die Franzosen von allen ihren großen Schriftstellern Briefe, keine künstlichen, sondern wirkliche Briefe, ohne die geringste Ahnung, geschweige denn Absicht einer künftigen Bekanntmachung geschrieben und deshalb um so werthvoller, die Briefe von Boileau an Racine, von Racine an Boileau, schlicht, ernst, naiv, welche diese beiden ausgezeichneten Männer in der ganzen Treuherzigkeit ihres Wesens überhaupt und ihrer redlichen, freundschaftlichen Gesinnung gegeneinander erscheinen lassen, und einige, ich meine noch schönere und rührendere Briefe von Racine an seinen Sohn. Bossuet's Briefe sind etwas kalt und trocken, in vortrefflichem Stil, aber mit so vielem Bedacht abgefaßt, als ob er sich auszusprechen oder seiner Würde etwas zu vergeben gefürchtet hätte. Nur in der Polemik und geistlichen Beredtsamkeit ist Bossuet feurig und rückhaltslos; er ist als Mensch ganz Theolog und Kanzelredner. Von Fénélon's Schriften ist hingegen nichts gehaltvoller als sein Briefwechsel mit dem Herzog von Burgund und ganz besonders seine Correspondenz mit den Herzogen von Beauvilliers und Chevreuse.

Wenn man von französischen Briefen spricht, so drängt sich Voltaire's Briefwechsel wie von selbst ins Gespräch. Dieser Theil seiner Werke ist vielleicht am allersichersten, nicht unterzugehen. Darin steckt Voltaire ganz und mit ihm seine ganze Zeit. Literatur, Wissenschaft und Kunst, Staat und Kirche, skandalöse Hof- und Stadtgeschichten, nichts entgeht der Feder des hitzigen und witzigen Schriftstellers. Seine Briefe sind Memoiren, Tag für Tag niedergeschrieben, und Gott oder vielmehr der Teufel weiß, mit welcher Unmasse sarkastischen Witzes, mit welchem Strom bissiger Leidenschaft und mit welcher Ueberfülle schönen und unschönen Geistes. Es ist freilich keine sehr geeignete Lectüre, wenn man etwas Herzstärkendes und Seelenerquickendes sucht. Man muß Voltaire's Briefe lesen, wie man Geschichtsbücher liest, und sogar oft die Müdigkeit und Ekligkeit überwinden, welche die eitle Selbstsucht des Dichters und die unausstehliche Breite gewisser Détails verursachen. Hat man ausgelesen, so hat man das 18. Jahrhundert ausstudirt, man kennt seine Stärke und seine Schwäche.

Unser 19. Jahrhundert wird jetzt auch nachgerade alt; es ist über funfzig hinaus. Auch hat man schon angefangen, die Briefe von Schriftstellern herauszugeben, die in seinen ersten morgenrothen Lebensstunden als Sterne am literarischen Himmel glänzten. Solche Briefe dienen freilich oft blos zur Anschwellung von ohnehin schon viel zu dicken und zu sämmtlichen Werken, sind aber bisweilen auch ein glücklicher Fund für das Publicum. Als solcher ist die vor einiger Zeit veröffentlichte Correspondenz des Grafen Joseph de Maistre anzusehen, eines der besten und merkwürdigsten Bücher, die seit langer Zeit erschienen sind. Der Verfasser der „Soirées de St.-Pétersbourg", einer der originellsten Geister und pikantesten Schriftsteller unserer Zeit, verdiente unstreitig, daß man ihm die Ehre anthat, seine Briefe zu sammeln und drucken zu lassen. Was die kleinern Schriften betrifft, die den zweiten Band der Sammlung ausmachen, so hätte man sie, glaube ich, weglassen können; sie sind eben keine wesentlich bereichernde Zugabe zu den frühern Schriften des berühmten Verfassers.

Seine Briefe hingegen zeigen ihn in einem ganz neuen Lichte und geben von dem Manne eine Vorstellung, die man sich nimmermehr von ihm macht, wenn man seine politischen und philosophischen Schriften liest, wo er als Religionsphilosoph und als Politiker bekanntlich der entschiedenste Ultramontane der katholischen Schule ist. Daß de Maistre ein tiefsinniger Kopf und ein hochherziger Charakter war, daran konnte man nicht wohl zweifeln, so wenig man sich auch von seinen Paradoxen und von dem stolzen, absprechenden Ton seiner Schriften angezogen fühlen mochte; was man aber in seinen Briefen sich nicht vermuthet, ist der schlichte, leutselige, nachsichtige Mann, der zärtlichste Familienvater vom allermodernsten Schlage, so gemüthlich wie man sich nur denken kann, der mit seinen Kindern im väterlichsten Tone scherzt und nicht im geringsten an die patriarchalische Strenge und Gravität alter Zeiten erinnert. De Maistre war offenbar nur in seinem Gedankensystem ein Mann ohne Erbarmen, ein Mann des Alten Bundes, der den Henker an die Spitze seines Kirchen- und Staatsgebäudes stellt. Hat man seine Briefe gelesen, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß er trotz seiner schroff orthodoxen Theorien in der Praxis sich sehr schlecht als Großinquisitor bewährt und Ludwig XI., der sich auf Menschenverstand, ihn gewiß nicht zum Oberhof- und Halsrichter bestellt hätte. Mit seinem Kopfe wollte de Maistre von einer andern Zeit sein, mit seinem Herzen war er von seiner Zeit. Wie sonderbar ist doch unsere Zeit, daß darin die aufrichtigsten Männer immer eine Rolle in einer Komödie zu spielen scheinen, sowie sie ihren Schlafrock ausziehen und zum „hochverehrten Publicum" sprechen!

Man kann freilich als Verstandesmensch Bücher schreiben, die sozusagen das Datum 1300 haben, weil man sich in die Weltanschauung eines frühern Jahrhunderts völlig hineindenken kann; aber als Gemüthsmensch, wie man sich auch anstelle, ist man immer Kind seiner Zeit und trägt von ihr das Muttermal, weil man sich den Bedingungen der Existenz nicht entziehen kann. De Maistre ist nun mit Bewußtsein der Mann des strengkatholischen Mittelalters, er betrachtet die Gegenwart im Lichte seiner Lieblingsepoche; unbewußt jedoch ist er der Mann der Neuzeit, er sieht die lebenden Personen und Zustände mit den humanen Augen seiner Zeit an. Daher ein klaffender Hiatus in Gedanke und Gefühl, wie er sich bemerklich macht, wenn man seine Briefe gegen seine Schriften hält; doch gibt dieser Widerspruch der Correspondenz de Maistre's vielleicht nur einen desto größern Reiz. Es ist eine Lust zu sehen, wie der rauhe und barsche Theoretiker, der große Herr, der Hof- und Staatsmann, der so hochmüthig auf die Gelehrten herabblickt, sofort der beste, liebenswürdigste, gutmüthigste Mensch wird, wenn er seinen Galaanzug abgelegt und es sich bequemgemacht hat. Sogar de Maistre's Stil wird in diesen Briefen milder und zarter, ohne seine Schärfe und Lebendigkeit zu verlieren. Die bei dem Philosophen und Schriftsteller allzu gewöhnliche Herbe und Bitterkeit ist in dem vertrauten, ungezwungenen Ton dieses Briefwechsels nur noch

ein klarer Verstand voll Salz und eine feine Kunst, das Lächerliche hervorzuheben, ohne wehezuthun. Alle seine Briefe haben in verschiedenen Beziehungen Interesse. Es sind darunter politische Briefe, die dem Scharfblicke de Maistre's und nebenbei gesagt auch seiner gemäßigten Gesinnung Ehre machen. Im Vergleich zu Bonald z. B. ist de Maistre tolerant. Sein Scharfsinn ist außerordentlich und sein Urtheil zuverlässig, jedoch ist er kein Prophet, wie seine enthusiastischen Bewunderer und Verehrer vorgeben. Wenn einige seiner Prophezeiungen eingetroffen sind, so kommt das daher, weil in der Vergangenheit, wohin sein Blick allein gerichtet war, neben dem Vergänglichen und Wandelbaren auch ein Bleibendes und Unwandelbares lag, welches nothwendig wiederkehren mußte, sobald die revolutionäre Krisis ausgetobt hatte. Er irrt sich ziemlich oft; noch öfter, das muß man zugeben, trifft er das Rechte, und obschon er nicht ohne Leidenschaft ist, so führt ihn die Leidenschaft merkwürdigerweise doch nicht irre. So hatte er die Hoffnungen der Emigrirten, theilte aber durchaus nicht ihre Illusionen und brachte nicht die ganze Zeit der Revolution und des Kaiserreichs damit hin, zu sprechen, als wären sie die Sieger, zu drohen, als hätten sie die Macht, und sich jeden Abend schlafen zu legen mit dem festen Köhlerglauben, daß sich über Nacht irgendetwas ereignen werde, was am andern Tage unfehlbar die alte Ordnung der Dinge wiederherstellen müßte. Im Gegentheil, die Restauration überraschte ihn; sie trat früher ein als er es erwartet hatte. Freilich kann man sagen, die Restauration, wie de Maistre sie dachte und wünschte, ist noch vorzunehmen, gesetzt daß sie je vorgenommen wird.

Nach den politischen Briefen kommen die Briefe über Religion, woraus man sieht, bis zu welchem Grade de Maistre's Glaube lebendig und seine Frömmigkeit aufrichtig war. Die kaustische Feder des Schriftstellers versteckt in seinen Briefen nicht wie in seinen andern Werken den wahren und demüthigen Christen. Der Parteimann äußert sich blos wieder, wenn von Jesuiten die Rede ist. De Maistre hatte für die Söhne Loyola's eine fanatische Vorliebe; das war seine schwache Seite, seine Achillesferse, wenn man sich so ausdrücken darf. Als der Kaiser Alexander den Orden in Rußland aufhob, sah de Maistre, der seit 17 Jahren bevollmächtigter Minister des sardinischen Hofs in Petersburg war und dort stets das höchste und verdienteste Ansehen genossen hatte, sehr wohl ein, daß er nicht länger auf seinem Posten bleiben könne. Ich glaube, der Diplomat hatte bei dieser Gelegenheit sich etwas vergessen und den apostolischen Eifer nicht gehörig in Schranken zu halten gewußt. Man merkt da eine gewisse Verlegenheit in de Maistre's Correspondenz und merkt sie blos da. In einem oder zwei Briefen, die, wenn ich nicht irre, geschrieben sind mit der Absicht, sie dem Kaiser oder dessen Ministern vorzulegen, spricht de Maistre von dem Umsichgreifen der Jesuiten in Rußland wie von etwas, das als allzu unbedeutend und gleichgültig die Landesreligion nicht beeinträchtigen und beunruhigen könne. In andern nicht so officiellen Briefen stellt er jedoch dieses Umsichgreifen in einem ganz andern Lichte dar.

Uebrigens will ich dem Grafen de Maistre aus seiner allzu heftigen Vorliebe für die Jesuiten kein schweres Verbrechen machen. Man kann froh sein, wenn man blos solche Schwachheiten hat. De Maistre hatte harte Proben auszuhalten. Er bestand sie mit echtchristlicher Ausdauer und Beharrlichkeit. In Petersburg Gesandter des Königs von Piemont, welchem die Französische Revolution und die kaiserliche Regierung seine Staaten vom Festlande weggenommen und blos Sardinien gelassen hatten, arm, beinahe ohne Gehalt, mit seiner Garderobe so herunter, daß er bei der strengsten Kälte nichts als einen schlechten Mantel über seine Schultern zu werfen hatte, getrennt von seiner Frau und seinen Kindern, die er aus ökonomischen Rücksichten hatte in Turin lassen müssen, fand de Maistre an seiner Charakter- und Herzensstärke eine Stütze, woran er sich wieder aufrichtete. Nachts, unter den kattunenen Gardinen seines ärmlichen Bettes, wenn Napoleon's Siege ihn nicht schlafen ließen, verfiel er in tiefes Nachdenken über den Gang der Vorsehung und entwarf die Schriften, worin er gegen die Ereignisse, denen damals die Welt erlag, im Namen einer höhern Macht ankämpft. Sein Herz hatte die schmerzlichsten Qualen auszustehen. Der Vicomte Rodolphe de Maistre, sein Sohn, war in russische Dienste getreten und unter die kaiserliche Garde gegangen. Bei jeder Schlacht, und Gott weiß was damals die Schlachten waren, zitterte de Maistre, verlor aber dabei nicht seine christliche Demuth und altadelige Gesinnung. „Suche dich zu erhalten", schreibt er an seinen Sohn, „aber vergiß nicht, daß der Tod tausend mal besser ist, ich sage nicht als eine Feigheit, sondern als die geringste militärische Grimasse."

Die vorzüglichsten Stücke dieser Correspondenz sind meines Erachtens die Briefe an seine Tochter, Fräulein Constance de Maistre, die er nie gesehen hatte, weil sie erst geboren wurde, als er schon nach Petersburg abgereist war. Man müßte sie ganz hersetzen. Diese Briefe sind Meisterstücke, Muster von Zierlichkeit, Verständigkeit, milder und echt väterlicher Ironie. Fräulein de Maistre legte sehr großes Gewicht auf Geistesbildung und zeigte sich im hohen Grade ungehalten über die untergeordnete Stellung und nichtssagende Rolle der Frauen. De Maistre nimmt die Sache scherzweise, aber mit welchem feinen Takt und Geschmack! Wie verschleiert die Zärtlichkeit des Vaters, ohne sie zu verbergen, die Schalkslaune des Schriftstellers! Ueberhaupt zeigt sich de Maistre nur streng gegen sich selbst. An einer Stelle schreibt er: „Ich weiß nicht, was das Leben eines Schuftes ist; ich weiß, was das Leben eines ehrlichen Mannes ist; es ist entsetzlich!" Man sage nicht, das sei übertrieben. Im Munde eines honetten Weltmanns wäre es freilich übertrieben, oder vielmehr einem honetten Weltmanne würde ein solcher Gedanke nie in den Sinn kommen. Im Munde de Maistre's ist es der Schrei eines christlichen Gemüths, das sich vor Gott rechtfertigt. Man weiß leider wenig, was Ehrlichkeit ist, wenn man sich mit Dem, was man davon hat, begnügt.

Ich gestehe, daß die Briefe de Maistre's mir von allen seinen Schriften am meisten gefallen. Seine großen Vorzüge behalten darin ihren vollen Glanz und Schimmer, und seine Fehler kommen darin fast nicht zum Vorschein. Wenn man nicht ganz und gar zu seiner Schule oder Sekte gehört, so ist es schwer, in den Werken de Maistre's sich nicht an der paradoxesten Anmaßlichkeit zu stoßen, die sich eine Freude daraus zu machen scheint, der Vernunft Hohn zu sprechen. Hinter der angeblichen Tiefe steckt oft viel Leichtfertigkeit. Indem er in allen Dingen gegen die Richtung seiner Zeit anging, mußte de Maistre unfehlbar auf manche verkannte Wahrheit stoßen, die neu erschien, weil sie vergessen war, und die er in eine originelle und schlagende Form einzukleiden verstand. Auch ist es richtig, daß er im Einzelnen tiefe Blicke gethan, wiewol nur nach einer Seite hin, in die Vergangenheit; aber im Ganzen hat er sich geirrt, und im Grunde dadurch, daß er gegen die Entwickelung des menschlichen Geistes angeeifert, gegen Gott selbst und gegen den Gang der Vorsehung aneifert, was er freilich nicht wollte. Auch sieht man, wenn die Geschichte ihn genirt, daß er sich die größten Freiheiten gegen sie herausnimmt. Er ist der Vater der historischen Schule, die den höchsten Grad von Vollkommenheit und Glückseligkeit, den die Menschheit je errungen hat, ins Mittelalter setzt und das Wiederaufleben der bildenden Künste und der humanern Weltansichten zu den allgemeinen Völkerplagen rechnet. Die Schüler haben freilich vom Meister nur seine Fehler angenommen und sie noch übertrieben, wie das gewöhnlich der Fall ist.

Ich bin, ich gestehe es, kein leidenschaftlicher Bewunderer von de Maistre's Religions- und Staatsphilosophie. Er ist ein Genie, wenn man will, aber ein Genie einer Zeit, die im Verfall und in Auflösung begriffen ist. Er forcirt Alles und afficirt lediglich durch die Keckheit seiner Meinungen. Für

eine hervorstechende Wahrheit stößt man in seinen Schriften auf hundert Irrthümer, und selbst die Wahrheit verdreht und verdirbt er fast immer durch Uebertreibung. Was er Vorzügliches hat, ist sein Stil, der bei ihm stets natürlich und wahr ist, sogar wenn der Gedanke declamatorisch ist. Vermöge der paradoxen Ansichten ist de Maistre der Jean Jacques Rousseau der religiösen und politischen Reaction; seiner Schreibart nach ist er ihr Voltaire. Der Witz sprüht aus seiner Feder. Auch muß man in Allem, was er geschrieben, einen Vorzug anerkennen, der viele Fehler gutmacht: die sittliche Seelengröße. Zu viele Schriftsteller haben das Große und Schöne blos im Kopfe; de Maistre hatte Beides im Herzen. Eben weil er das Gemeine und Kriechende so sehr verabscheut, fällt er so oft ins Extravagante und Chimärische. In seinen Schriften ist keine Zeile, der man nicht den Ehren- und Edelmann anmerkt; er zwingt selbst Denen, die sich von seinen Paradoxen am tiefsten verletzt und gekränkt fühlen, die größte Hochachtung ab. Seine Briefe thun, dünkt mich, etwas mehr und Besseres: sie machen, daß man den Mann liebgewinnt. 28.

Des Amerikaners Tuckerman Charakteristiken englischer Dichter.

Charakterbilder englischer Dichter. Von Henry T. Tuckerman. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Müller. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 12. 25 Ngr.

Wie kommt es wol, daß die Deutschen trotz ihres sonst doch so formgewandten und nachbildnerischen Geistes keine guten Essays zu schreiben wissen, da sie in dieser Gattung doch so vortreffliche Muster an den englischen Essayisten haben? Zwar hat man bei uns zur Zeit des sogenannten Jungen Deutschland einige nicht ganz misrathene Versuche in dieser Gattung gemacht, ohne jedoch den englischen Essayisten gleichzukommen. Einmal hielt man sich zu sehr an die französische Essayform, die in den meisten Fällen dem Pikanten huldigt und allerlei kokette Toilettenkünste des Esprit nicht verschmäht, die, so allerliebst sie auch sein mögen, sich doch nur auf Kosten der Wahrheit geltend machen können, während der Hauptreiz eines guten Essay in einer zwar geschmackvollen, aber möglichst einfachen und ungekünstelten Behandlungsweise besteht. Ein Essay verliert den besten seiner Reize, wenn er statt eines simpeln, aber saubern Hauskleides ein Ballkleid umwirft und durch rein äußerlichen Putz die Blicke auf sich zu ziehen sucht. Sodann sind die Deutschen zu sehr geneigt, ängstlich zu motiviren und zwar vom Standpunkt des subjectiven Dafürhaltens. Ein guter Essay beschränkt sich aber nur auf eine Zusammenstellung der wesentlichsten und charakteristischsten Züge, verfährt möglichst objectiv und sucht seinen Gegenstand aus sich heraus, statt etwas in ihn hinein zu erklären. Er liebt dabei ein mildes und klares, harmonisch verschmolzenes Colorit, nicht brennende Farben, noch frappante und schroffe Gegensätze zwischen Schatten und Lichtern, ebenso wenig ein künstliches Helldunkel, um Dies oder Jenes zu verhüllen, was man nicht sagen will oder nicht sagen kann. Er geht immer offen und ehrlich zuwerke und vermeidet nichts so sehr, als um eines witzigen Einfalls oder einer geistreichen Pointe willen der Wahrheit Abbruch zu thun, oder den Leser zu blenden, statt zu überzeugen. Solcher Art sind auch die „Thoughts on poets", welche der Nordamerikaner Henry T. Tuckerman mit dem Motto aus Shelley: „Dichter und Philosophen sind die unerkannten Gesetzgeber der Welt", zuerst 1845 in Neuyork, sodann später auch in einer londoner Ausgabe erscheinen ließ, und wovon das oben angezeigte Buch „Charakterbilder englischer Dichter" eine deutsche Uebersetzung ist. Das Original fand, wie der Uebersetzer in der Vorrede versichert, namentlich unter den Landsleuten des Verfassers so großen Beifall, daß es in Amerika als Grundlage zu Universitätsvorträgen über englische Poesie benutzt wird. Und in der That wüßten auch wir kaum ein Buch, das so wie dieses geeignet wäre, namentlich junge Männer über das Wesen der darin geschilderten Dichter, von denen zugleich charakteristische Proben mitgetheilt werden, in sowol gefälliger als lehrreicher Weise zu unterrichten und ihnen zugleich Liebe zur englischen Poesie einzuflößen. Was die Person des Verfassers betrifft, so erwähnen wir, daß Tuckerman laut der Vorrede des deutschen Uebersetzers am 2. April 1813 in Boston geboren ist, nach vollendeten Studien mehrjährige Reisen in Europa, namentlich Frankreich, Italien und Sicilien machte und gegenwärtig als Privatmann in Neuyork lebt, vorzugsweise mit literarischen Arbeiten beschäftigt, denen sich zu widmen ihm seine unabhängigen Privatverhältnisse gestatten. Tuckerman gilt unter den nordamerikanischen Essayisten für den hervorragendsten, auch hat er, außer einem Bande Gedichte, fast nur Bücher essayartigen Charakters geschrieben, wozu namentlich seine 1849 und 1851 in zwei Bänden erschienenen „Characteristics of literature", seine Schrift „The optimist" u. s. w. gehören.

Es sind 19 Dichter, deren Charakteristiken den Inhalt des Buchs bilden, und zwar: Goldsmith, Gray, Collins, Pope, Cowper, Thomson, Crabbe, Shelley, Leigh Hunt, Byron, Moore, Rogers, Burns, Campbell, Wordsworth, Coleridge, Keats, Barry Cornwall (Proctor) und Bryant, der einzige Nordamerikaner unter diesen. Wir glauben kaum, daß ein deutscher Essayist, der zu gleichem Zwecke wie Tuckerman schriebe, unter den neuern deutschen Dichtern auch nur halb so viele finden würde, die für diesen Zweck in gleichem Maße geeignet wären. Wir müssen dies leider aussprechen, wenn wir nicht blos den Dichter und oft den großen Dichter, sondern auch den Menschen, den wahren, praktisch-humanen Menschen dabei im Auge haben. In Deutschland stehen große und schöne Phrasen noch immer in zu hohem Ansehen, ja oft dienen sie nur als künstliche Hülle, hinter denen sich, wie so oft hinter den salbungsvollen Sermonen der Theologen, ein kaltes, trockenes, hoffärtiges Herz verbirgt, und es kann bei uns Jemand ein sehr großer Dichter, Schriftsteller, Philosoph oder Künstler sein, ohne daß man von ihm auch nur verlangte, etwas im Sinne der praktischen Humanität geleistet zu haben. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Engländer als Nation mehr Gemüth und Wohlwollen besäßen als wir Deutschen; Züge von Egoismus, Roheit und selbst Barbarei, die wir bei ihnen leider nur zu häufig finden, widersprechen dem. Aber ebenso gewiß ist es, daß von Seiten der höhern Bildung nirgends in gleich energischer Weise dieser Roheit entgegengearbeitet wird wie in England, daß dort die individuelle wie die nationale Erziehung und der gesammte Staatszweck diese humane Tendenz als Hauptpostulat insichschließen, daß man von einem wahrhaft Gebildeten verlangt, sich an irgendeinem praktischen Humanitätszweck betheiligt zu haben, und daß blos literarische und künstlerische Leistungen schon seit langem in England nicht genügen, um einem Manne das Anrecht an unbedingte Hochachtung seitens der Nation zu sichern. Der Grundsatz Sir Thomas Brown's: „Ich studire nicht für mich allein, sondern für Die, welche nicht für sich studiren können", scheint unter den englischen Gelehrten ein allgemein verbreiteter zu sein. Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe sind Haupttugenden, welche dem Engländer Niemand in Abrede stellen kann; er ist ein verläßlicher, weil in sich fester, in sich runder Mensch. „The noblest work of God is an honest man", sagt der Brite. Wir sprechen hier von der Regel, nicht von den Ausnahmen, die in England wie überall vorkommen, und allerdings gegenwärtig unter dem allmächtigen Einfluß der „money-worship" häufiger als früher.

So hebt auch Tuckerman an den englischen Dichtern stets mit Vorliebe die Züge hervor, die sie als wahrhafte, redliche und human gesinnte Männer erscheinen lassen, und hierzu bieten ihm seine Dichter vollauf Gelegenheit. Vielleicht ist unter allen Pope der einzige, der ein mehr boshaftes als wohlwollendes Gemüth besaß; denn auch der oft miskannte Byron

hatte ein edles, für die höchsten Güter der Menschheit glühendes Herz, das nur durch mächtige Leidenschaften und Weltverachtung in eine zuweilen falsche Richtung gelockt war. Wenige seiner oft verwegenen Aussprüche möchten auf eine bloße diabolische Laune, auf eine bloße prickelnde Lust am Bösen zurückzuführen sein, sondern nur auf seine mehr instinctive als berechnete Verachtung der Welt und seine Verzweiflung an ihr, die ihn einmal sogar zu der Frage veranlaßte: „Wer ward jemals durch ein Gedicht geändert?" Welch ein wohlwollender Mann war aber Goldsmith, der einer armen Frau, die mit ihren Kindern zitternd am Thore stand, seine Betttücher und Decken herausbrachte und, um sich selbst vor dem Froste zu schützen, sein Bett aufschnitt und darin schlief, der mit den Kindern seiner ärmern Nachbarn seine letzten Pfennige theilte, der trotz seines eingestandenen Widerwillens gegen Baretti diesen im Gefängniß besuchte und unterstützte, der, als ihm ein Bekannter bemerkte, die 100 Pf. St., die er für das „Verlassene Dorf" von einem Buchhändler erhalten, seien ein hoher Preis für eine so kleine Schrift, sofort zu dem Buchhändler zurückeilte und sich erbot, ihm einen Theil davon zurückzuerstatten, weil es doch vielleicht mehr sei, als er erschwingen könne. Shelley, den Byron als seinen guten Engel pries, war gegen bedürftige Gelehrte und gegen die Armen überhaupt so freigebig, daß er selbst oft genöthigt war, in großer Eingeschränktheit zu leben; und empört über die Ansicht der Welt, wonach „die Schande sich immer an das schwächere Geschlecht haftet", wagte er (wie Tuckerman berichtet), „das verachtete Opfer der Verführung auf einen öffentlichen Ball zu führen und die heuchlerische Menge durch eine Handlung wahren sittlichen Muths zu erschrecken". Von diesem Standpunkt muß man auch Crabbe's Thun und Dichten betrachten, von dem Tuckerman sagt: „Er führte durch seine Dichtungen manchen üppigen Peer zu den Sitzen der Armuth hin. Er enthüllte dem Auge der Satten und Stolzen ein erschreckendes Bild des Elends und des Verderbens, das unbeachtet ihren Schritt umgab. Er erfüllte in seinen Tagen dasselbe wohlwollende Amt, das später in anderer Weise so geschickt von Dickens versehen worden ist. Diese zwei Schriftsteller haben der Welt in leuchtenden Zügen die Lage der englischen Armen enthüllt und die ganze Kraft ihres Genies in eine Anklage gegen die Ungerechtigkeit der Gesellschaft und die Misbräuche der Civilisation gedrängt." Solche Dichter sind Männer nach Tuckerman's Herzen, viel mehr als Moore, der ihm zu sehr „das Geschöpf des gesellschaftlichen und modischen Lebens", kurz jener Gesellschaft zu sein scheint, welche Tuckerman bei Gelegenheit Bryant's mit ihren Prätensionen, ihrer Eitelkeit, ihrer Selbstgefälligkeit bei innerer Gemüthlosigkeit näher und nicht allzu lieblich charakterisirt. „Wollte Gott", ruft Tuckerman an einer andern Stelle, „es gäbe mehr gemüthliche Leute in der Welt. Wo in einer unserer Gesellschaften ein seltenes Talent wohnt, da ist schwerlich Ruhe des Geistes zu finden. Begeisterung ist geneigt, sehr ungemüthliche Ansprüche an unsere Sympathie zu erheben, und starker Verstand ist nicht selten von absprechendem Wesen begleitet. Gelehrte Gesellschaft entbehrt gemeiniglich der Frische und politische Geister stehen im Rufe der Selbstsucht. So bildend solche Gesellschaft sein mag, gefühlvollen Personen ist sie selten gemüthlich." Natürlich versteht hier Tuckerman unter Gemüthlichkeit diejenige, welche Ausfluß eines starken, nicht eines schwächlichen, süßlichen Gemüths ist. Am höchsten aber steht ihm die Wahrheitsliebe und die Aufrichtigkeit. „Wahrheit", sagt er, „macht liebenswürdig. Niemand wird so geliebt als die Aufrichtigen.... Und nicht weniger gewinnend strahlt dies erhabene und geheiligte Princip in den Arbeiten des Genies. Es macht die Geschichte unsterblich, es ist der wahre Quell der Beredtsamkeit und es bildet den lebendigen Zauber der Poesie." Daher hebt er auch Campbell's Ausspruch „For song is but the eloquence of truth" mit besonderm Nachdruck hervor.

Im hohen Grade anerkennenswerth ist die Unparteilichkeit, womit Tuckerman neben einem Burns, Byron, Shelley, Coleridge u. s. w. auch die Verdienste der correcten Dichter zu würdigen und ihnen die ihnen gebührende Stelle anzuweisen weiß, nicht blos Pope, „dem Essayisten in Versen", dem „Apostel des legitimen Verses", und Gray, sondern auch Dichtern wie Leigh Hunt, Rogers u. s. w. Er macht bei Anlaß des Letztern folgende feine Bemerkung: „Eine so geräuschlose Gabe wie ein guter Geschmack ist in einer Periode gleich der unsern nicht von sehr großer Wirkung. Und doch ist es eine derjenigen Eigenschaften, welche viel dazu beitragen, einem Gedichte eben sowol als einer Bildsäule oder einem Gemälde beständigen Werth zu verleihen. Wir sind jetzt so sehr gewohnt, uns in der Literatur nach dem Seltsamen und Auffallenden umzusehen, daß gerade der Zug, der den Ergießungen des Geistes den Stempel der Harmonie und der dauernden Schönheit aufdrückt, kaum von uns beachtet wird. Guten Geschmack zu suchen, müssen wir uns vorzugsweise in die Vergangenheit wenden. Neuere Dichter sind nur selten der Form und dem Stil ihrer Schriften gerecht geworden. Gleichwol liegt in einem feingebildeten Stil und in einer geschmackvollen Ausführung etwas, das des höchsten Genius nicht unwürdig ist." Den an vielen Dichtern der neuern Zeit hervortretenden fragmentarischen Charakter motivirt und entschuldigt er mit den Worten: „Wenn es getadelt wird, daß die poetischen Leistungen des heutigen Tags fragmentarisch seien, so bedenke man, daß unsere Zeit, unsere Lectüre, unser ganzes Leben denselben fragmentarischen Charakter theilt."

Dichter sind in der Regel nicht so glücklich im Innern, auch in England nicht, als die Welt sie sich vielleicht vorstellt. Wir wollen nicht an Marlow, nicht an Butler, Otway und Chatterton, diese „Opfer des Mangels" erinnern, wir treffen auch in der Tuckerman'schen Galerie englischer Dichter genug auf solche, deren Physiognomie eine traurige, wehmuthsvolle oder verzweiflungsvolle ist. Waren der verwachsene, mit satirischem Gift erfüllte Pope, waren Shelley, Byron glücklich? Hatte nicht Burns, der größte unter allen in neuerer Zeit aus dem Volk direct hervorgegangenen Dichtern, mit Nothständen des Leibes und der Seele genug zu kämpfen? Da ist Collins, der in Mondsucht, Blödsinn und Raserei verfiel; da ist der edle fromme Cowper, der in der Nacht von „Geisterhunden" gejagt wurde, der den Scherz wie einen Harlekin floh, „welcher sich in die düstere Kammer drängen will, wo ein Leichnam liegt" (Cowper's eigene Worte), und welcher einer langen und tiefsten ländlichen Zurückgezogenheit bedurfte, um von seiner irrsinnähnlichen Melancholie wiederhergestellt zu werden; da ist endlich der hochbegabte und fein organisirte Keats. Als sein „Endymion" im Jahre 1818 erschien, schnitzte man aus der niedrigen Geburt des Dichters, dem Charakter seiner Freunde und der bescheidenen Art seiner Jugenderziehung Pfeile, die man in Galle tauchte, um sein zartfühlendes Herz zu verwunden. Ja man tastete das Privatleben des Dichters an und griff zu den gröbsten Verleumdungen, „um das System der Schmähung, das damals herrschte, zur Anwendung zu bringen". Byron war nicht frei von jenem häßlichen Hochmuth, mit dem Hochgeborene auf Talente von niedriger „Extraction" herabzusehen pflegen; dagegen blickte er, wie Tuckerman bemerkt, „mit Stolz auf seine schöne Hand als das natürliche Zeichen einer hohen Geburt; Keats sah mit Traurigkeit auf die seine, deren Adern durch Krankheit angeschwollen waren; er pflegte zu sagen, es sei die Hand eines Funszigers". Byron war damals in voller Gesundheit, hatte über Rang und Geld zu gebieten und nichts stand für ihn auf dem Spiele als der literarische Ruhm. Keats war arm, in Niedrigkeit geboren, seine Gesundheit zerrüttet, sein Geist auch zu mild, um in der Satire Trost zu finden. Der talentvolle Keats wurde, noch sehr jung, von einer förmlichen Meute eifersüchtiger Kritiker und Poeten matt und müde gehetzt, weil man nicht dulden wollte, daß eine plebejische Hand sich erkühnte, mit einer feinen aristokratischen Lordshand auf dem Felde der Poesie con-

curriren zu wollen. Solche unritterliche Zusammenrottungen kamen allerdings damals in England vor. Der Zustand ist jetzt ein anderer. Besitzt England auch gegenwärtig keinen Byron den Dichter, so besitzt es glücklicherweise auch keinen Byron den hämischen Satiriker, keinen Gifford und Wilson, keine Kritik von reinstem toryistischen Vollblut. Wir vermögen hierin nur einen Fortschritt zu erkennen. **H. M.**

Albumliteratur.

Argo. Album für Kunst und Dichtung herausgegeben von F. Eggers, T. Hosemann, Franz Kugler. Breslau, Trewendt und Granier. 1857. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Die thätige Verlagshandlung hat in diesem höchst elegant ausgestatteten Album die berliner künstlerischen und dichterischen Talente zu einem erfreulichen Unternehmen vereinigt, das den Wettkampf mit dem düsseldorfer Künstleralbum freudig wagt und mit Glück besteht. In den vortrefflich ausgeführten Bildern herrscht die Genremalerei vor. Der glänzende „Festzug" von Arnold, der das Werk eröffnet, und die „Villeggiatura" von Löffler versetzen das Genrebild freilich in eine mehr gehobene Sphäre, in das Reich der Paläste und Parks, unter Säulen und Marmorbilder und geben ihm eine ideale Färbung; aber auch die volksthümliche niederländische Richtung ist aufs glücklichste vertreten. Da begegnet uns zuerst T. Hosemann, der berliner Cruikshank, mit der „Märkischen Kegelbahn", einer trefflichen Teniers'schen Volksskizze — der Ausdruck aller Gesichter, die Bewegung und Haltung aller Gestalten von der höchsten charakteristischen Wahrheit. Dabei athmet das Bild in allen seinen Gruppen den behaglichsten Humor und hat zugleich eine bestimmt ausgeprägte locale Färbung. Ebenso gelungen ist das andere Bild dieses Künstlers: „Die Verlegenheit", eine humoristische Marktskizze. Der Junge, der kaufen will und vergebens in seiner Tasche nach Geld sucht, die Händlerin, welche ihre Metze vor der Uebergabe mit beiden Händen festhält, und selbst der vor dem Karren ruhende Hund sind mit sichern Zügen ausgeführt und bilden eine heiter ansprechende Gruppe. „Glückliche Zeit" von Arnold ist eine reizende Idylle. Die frischen Kinder: das Mädchen, das aus den Stielen der Maiblumen eine Kette flicht, der Knabe, der, den einen Fuß im frischen Bach und das Köpfchen vom grünen Laub beschattet, so anmuthig ruht, muthen uns warm und lebensvoll an. „Der Herbstregen" desselben Künstlers versetzt uns in das fröstelnde naßkalte Wetter, welches den Bauer unter der gestutzten Weide vergeblich Schutz suchen läßt, während selbst die Pferde in Schweif und Mähnen ganz ihre verregnete Stimmung ausdrücken. Ueber dem Bilde schwebt ein köstlich dargestelltes Unbehagen. Das phantastische Treiben im Burger'schen „Zwergenwald", das Dorfkirchenhafte, fromm Gediegene in Wisniewski's Bild „In der Kirche", die heitere Familiengruppe in Burger's „Zu Tische", in welcher besonders der ehrwürdige Veteran mit Pfeife und Gießkanne vortrefflich gezeichnet ist, der elegische Ausdruck des Mädchenangesichts in Menzel's „Tempi passati", die Paul de Kock'sche Jovialität und echtfranzösische Lebensheiterkeit in Löffler's „Pariser vis-à-vis", die volksthümliche Sprödigkeit in Meyerheim's Charakterbild „Mädchen aus Thüringen": das Alles wird nicht verfehlen, auf den Beschauer den gewünschten Eindruck zu machen. Die Landschaftsbilder Haun's: „Vor dem Gewitter", mit treffender ahnungsvoller Beleuchtung, und Riefstahl's „Schloß im Walde" und „Mondaufgang", Hoguet's Seebild: „Der Felsen von Etretat" und Steffeck's Thierbild: „Der zu Holze gehende Schaufler", schließen sich durch ausgezeichnete Ausführung den übrigen Leistungen würdig an. In phantastischen Arabesken hat überdies die Phantasie der Maler um die Initialen der Gedichte den Bildern, welche die Dichter heraufbeschwören, eine skizzen- und traumhafte Ausführung gegeben.

Von den Poesien der „Argo" verdient ohne Frage das nachgelassene Gedicht des Grafen Strachwitz: „Venedig", den Preis. Es erinnert an die Marmorschönheit der Platen'schen Form, stolz und schlank sind die Säulen dieser Terzinen und tragen einen schwunghaften Gedankenbau; das echte Dichtertalent belebt die Strophen. Nächstdem zeichnen sich die kleinen Sonette und Gedichte von Grimm durch anmuthige Formbeherrschung aus. Diese Beherrschung der Form, eine reine und geglättete Diction in fünffüßigen Trochäen, die übrigens monoton genug klingen, ist auch in Paul Heyse's chinesischer Geschichte „König und Magier" nicht zu verkennen; ebenso wenig die Einfachheit, Klarheit und Anschaulichkeit der Schilderung. Doch woher hat der Dichter diese unglückliche Vorliebe für das „Reich der Mitte" und warum setzt er seinen ästhetischen Thee immer diese chinesischen Theetassen vor? Diese chinesischen Namen und Gestalten haben einmal etwas Pagodenhaftes und oft, wenn man diese Verse liest, glaubt man den Porzellanthurm von Nanking mit seinen Schellen klingeln zu hören. Ueberdies ist der Stoff ganz in romantischer Weise behandelt, jede Bestimmtheit des Gedankens ist mit einer Absichtlichkeit vermieden, welche aus der Tendenzlosigkeit eine Tendenz macht; Alles verflüchtigt sich schattenhaft, und der Magier Tao-Ssé, der sein Haupt immer im Arm hat, ist die passendste Vignette für diese Art romantischer Poesie. Saul und Samuel, welche den Kopf oben behalten, sind ganz andere Charakter- und Gedankentypen für einen hier in Rauch aufgehenden Conflict. Eine anmuthige idyllische Prosa bieten uns die Streckverse von Theodor Storm: „Wenn die Aepfel reif sind!" Fontane trifft in seinem „Archibald Douglas" mit Glück den Romanzenton; auch die Mittheilungen von Lepel und Blomberg sind dankenswerth. Blomberg hat etwas Markiges, gesättigte Farben in seiner Dichtweise, nur fehlt ihm die künstlerische Rundung. Seltsam contrastirt mit der formellen Glätte von Heyse und Grimm die etwas herbe, aber dichterisch kräftige Form von Scherenberg, der in „Des alten Seglers Heimkehr" in seiner ungepflegten Weise doch Klänge anzuschlagen weiß, die das Gemüth ergreifen. „Einer Scheidenden" von Franz Kugler: „Das Wasser ist tief, das Wasser ist breit", ist eine leere Reimerei mit gesuchten Gefühlsschnörkeln. Auch den „Sprüchen" dieses Autors fehlt attisches Salz und Schlagkraft, es sind Gedankentändeleien von einem dilettantisch vornehmen Standpunkt. Dagegen ist „Der Karaibe" mit seinem Schlänglein ein kleines mit bunten Steinen ganz hübsch ausgelegtes Mosaikbild.

Wir empfehlen dies prächtig ausgestattete Werk mit seinen Bildern und Liedern dem deutschen Publicum auf das dringendste. Der Verleger, der dies Unternehmen mit großen Opfern ins Werk gesetzt, hat dabei kein anderes goldenes Vließ im Auge als das der Kunst, das die Argonauten mit Bild und Lied zu erobern streben. Möge das Publicum ihn in seinem Bemühen, die vaterländische Kunst zu fördern, durch thätige Theilnahme unterstützen! **Rudolf Gottschall.**

Nochmals Schelling und Schopenhauer.

Herr Professor Weiße hat für gut befunden, den Anhängern Schopenhauer's in Nr. 28 d. Bl. Denkfaulheit oder Unfähigkeit vorzuwerfen und die warme Aufnahme, welche die Lehre jenes Philosophen bei ihnen gefunden hat, seinem Mangel an Tiefe (wir, die Anhänger, nennen es Klarheit) zuzuschreiben. *) Es liegen mir jetzt die nachgelassenen Vorlesungen Schelling's vor, in denen er auf jenen vielbesprochenen Satz: „Wollen ist Ursein", zurückkommt und denselben weitläufiger als in der Abhandlung „Vom Wesen der menschlichen Freiheit", wo er

*) Weiße erkannte übrigens Schopenhauer als einen geistvollen Denker an, nur daß Schopenhauer in der Darstellung und Verknüpfung seiner Lehren origineller sei als in ihrer Erfindung, indem seine Weltanschauung eine innerlich keineswegs zusammenhängende Mischung von Bruchstücken der Philosophien Kant's und Schelling's sei. D. Red.

ihn zuerst ausgesprochen, auseinandersetzt. Da man ihm auf Grund dieses Ausspruchs die Prioeität vor Schopenhauer zuerkennen will, so habe ich mit der größten Spannung diesen vor kurzem erschienenen ersten Band von Schelling's „Nachgelassenen Weeken" zur Hand genommen, um weitern Aufschluß über diesen streitigen Punkt zu erlangen. Statt dessen begegne ich überall nur wieder jenem von Schopenhauer so hart gerügten Wortschwall, den man sich andererseits bemüht für tiefsinnig auszugeben. Man erlaube mir beispielsweise nur eine Stelle anzuführen. „Ursprünglich", heißt es in der zwanzigsten Vorlesung (S. 461), „ist auch im weitesten Sinn der Geist nicht etwas Theoretisches, woran doch bei Nus immer zuerst gedacht wird; ursprünglich ist er vielmehr Wollen, und zwar das nur Wollen ist um des Wollens willen, das nicht etwas will, sondern nur sich selbst will (obgleich das Wollende und Gewollte dasselbe, so ist es doch zu unterscheiden)." Unwillkürlich wurde ich hierbei an jene treffliche Stelle in dem Deama „Baruch von Spinoza" von Caroline Louise (Nom de plume der verwitweten v. Raupach) erinnert, wo sie Kerkering das Hegel'sche Sein parodieen und persifliren läßt.

Hier die Börse,
Wenn du sie hättest, würdest du sie haben,
Doch ist das Ungehabte nicht gehabt,
Der Habende ist's einzig, der da hat;
Wenn auch das Haben nicht erhaben ist,
So ist nicht haben immer doch nichts haben,
Ein Mangel des zu Habenden an Habe,
An etwas Habenswerthem, das zu haben
In dem Gehabten habend man nicht hat u. s. w.

Oder liegt es nur an meinem bescheänkten Laienverstand, daß ich den hohen oder den tiefen Sinn jener Stellen nicht zu fassen vermag? Möglich. Doch lesen wir weiter. „Der Sinn der ersten Aufrichtung des Geistes ist nur, daß er der Wille ist, der sein Wollen frei haben, sich vorbehalten will, statt es gefangen zu nehmen, als bloße Potenz zu setzen. Den semitischen Sprachen, welche Seele und Geist aufs bestimmteste unterscheiden — es ist in dieser Hinsicht besonders merkwürdig, daß die Mosaische Schöpfungsgeschichte Gott dem Menschen die belebende Seele, aber „nicht den Geist" (hiezu in der Anmerkung: „dem Hebräer לב, cor") einhauchen läßt — diesen Sprachen also leitet sich das Geist bedeutende Wort von einem Verbum her, das weitwerden, aus der Enge kommen bedeutet." Confusion worse confounded, heißt es hier. Dieses Verbum ist רוח, nicht etwa לבב, woeauf man doch aus obiger Anmerkung schließen müßte. Ist das eine Verwechselung oder Unkenntniß des Hebeäischen? Nun ist es zwar richtig, daß Seele (נשמה) und Geist (רוח) scharf unterschieden sind, sodaß jene höhee steht als dieser und nur beim Menschen, während רוח in Veebindung mit נשמה bei der thierischen Schöpfung Anwendung findet (Genesis, 7, 22.); indessen ist nicht aus den Augen zu lassen, daß רוח andererseits auch in Verbindung mit Gott selbst gebraucht wird, wodurch die auf jene Unterscheidung gestützte Hypothese in Nichts zusammenstürzt. Wenn Schelling dann weiter sagt: „In der That, der Geist ist urspeünglich nur das Wollen der Seele, die in die Weite und in die Freiheit verlangt", so verwickelt er sich nur immer tiefer und häuft die sprachlichen Verwechselungen, da er jetzt ganz augenscheinlich das Wort רוח im Sinn hat, oben aber von לב eedet. Es wird mir im vollen Ernste bei diesen Gaukeleien schwindelig zumuthe; der Ariadnefaden ist mir noch nicht gereicht woeden, der mir den Weg aus diesem Labyrinthe zeigen kann. Einstweilen also wird es immeihin gerathen bleiben, den großen Gedanken aus zweiter Hand zu empfangen, dern seinem Urheber (wir wollen Scheling geen dies Zugeständniß machen) scheint es damit ergangen zu sein, wie jenem Zauberlehrling, der den Geist wol heraufzubeschwören, nicht aber zu bändigen veemochte, oder wie jenem Schöpfer des Ungeheuers Frankenstein, das ihm dann selbst über den Kopf wuchs und ihn zu überwältigen drohte; während Schopenhauer in seinem klaren Geiste den Gedanken gründlich durchdacht und in ebenso klarer Sprache das Ergebniß seines Denkens in seinen Schriften niedergelegt hat. Den Schatz, der bei Schelling im Schutt und in dem Wust verworrener Ideen veegraben lag, hat Schopenhauer geschickt zu heben verstanden; er fand einen rohen, unbehauenen Stein und hat ihn zum Schlußstein des Kant'schen Systems einerseits wie zum Grund- und Eckstein seines eigenen veraebeitet und erhoben. Insofern bleibt demnach Schopenhauer zweifelsohne gerechtfertigt, wenn er sich in seinen „Parerga und Paralipomena" (I, 125) den wahren Urheber jenes Gedankens nennt, und um diesem Prioritätsstreit für immer ein Ende zu machen, sei es mir erlaubt, schließlich die von ihm selbst bei der Gelegenheit aus dem Helvetius citirte Stelle („De l'esprit", IV, 1) hier zu repeoduciren: „Quiconque se plait à considérer l'esprit humain, voit dans chaque siècle cinq ou six hommes d'esprit tournee autour de la découverte que fait l'homme de génie. Si l'honneur en reste à ce dernier, c'est que cette découverte est, entre ses mains plus féconde que dans les mains de tout autre; c'est qu'il rend ses idées avec plus de force et de netteté; et qu'enfin on voit toujours à la manière différente, dont les hommes tirent parti d'un principe ou d'une découverte, à qui ce principe ou cette découverte appartient."

David Asher.

Notiz.

J. Kruger's Hypothesen.

Unsere Blätter enthielten in Nr. 19 (vom 8. Mai) eine Kritik der Hypothesen Röth's und seiner Schule von A. Helfferich, gegen welche, und zwar erst in den letzten Tagen, J. Kruger als mitkritisirter Verfassee der „Geschichte der Assyrier und Iranier" an uns eine Entgegnung einzusenden sich veranlaßt gesehen hat. Wir haben sie theils als zu verspätet, theils als zu ausführlich und für unsere Blätter zu wissenschaftlich detaillirt nicht zum Abdruck gebracht. Dieser wissenschaftliche Streit konnte in unsern Blättern höchstens von der einen Seite angeregt, aber er kann in ihnen nicht ausgefochten werden. Die Archäologen von der philologischen Observanz und die von der Röth-Braun-Kruger'schen Schule werden besser thun, sich eine fachwissenschaftliche Zeitschrift zu ihrer Arena auszuersehen. Denn wir können wol mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß unsere Leser dem überwiegend größten Theile nach an dieser wissenschaftlichen Streitfrage kein so specielles Interesse nehmen, als daß wir ihnen zumuthen sollten, der Controverse Schritt für Schritt bis ins vielleicht Endlose in d. Bl. zu folgen. Indeß wollen wir der Unparteilichkeit wegen bemerken, daß der geistvolle Fallmerayer sich schon im April im Feuilleton der „Donau" im Ganzen sehr günstig für die Kruger'schen Hypothesen ausgesprochen hat. Unter ihnen begegnen wir einer, die uns alleedings der Erwägung werth und auch für das größere Publicum von Interesse zu sein scheint. Kruger behauptet nämlich und hat nach Fallmerayer's Versicherung „zu völliger Klarheit gebracht und gleichsam histoeisch nachgewiesen", was früher höchstens nur von Einzelnen vermuthet worden, daß die im „Schahnameh" genannten und, was ja aller Naturmöglichkeit widerspeicht, Jahrhunderte lang regierenden Potentaten keine Einzelpersonen, sondern Dynastien seien und daß folglich ganze Reihen von Herrschern unter einem einzigen Namen verboegen liegen. Wie die Bibel alle ägyptischen Herrscher von der einheimischen Dynastenlinie Pharao nennt, ebenso tragen im „Schahnameh" die Turankönige in der Regel alle den Namen Efrasiab. Zu besseem Verständniß der Sache nimmt Kruger ein sinnreiches und gutgewähltes Beispiel aus der französischen Reichsgeschichte zu Hülfe. Während des achthundertjäheigen Zeitraums vom Erlöschen der Ka-

rolinger und der Thronbesteigung des ersten Capet (987 n. Chr.) bis zur großen Revolution (1789) saßen bekanntlich die drei Dynastien Capet (987—1328), Valois (1328—1589) und Bourbon (1589—1789), zusammen mit 31 Königen, auf dem französischen Thron. In der Ausdrucksweise des „Schahnameh" gäbe es aber für diese lange Periode der Geschichte Frankreichs in cyklisch runder Zahl nur drei Potentaten: König Capet, 340 Jahre, König Walloa, 260 Jahre, König Bourbon, 200 Jahre. Ebenso wäre es ganz im Stile des Orients, meint Fallmerayer, wenn irgendein germanischer Firdusi die sächsische, fränkische und schwäbisch-hohenstaufische Kaiserdynastie des Mittelalters durch die drei vorherrschenden Namen Otto, Heinrich und Friedrich versinnlichen und die beiden ersten je 100 Jahre, den Rothbart aber in cyklisch runder Zahl 120 Jahre regieren ließe.

H. M.

Bibliographie.

Abel, O., Kaiser Otto IV und König Friderich II [1208—1212]. Aus (seinem) Nachlasse. Eine Fortsetzung von „König Philipp der Hohenstaufe" von demselben Verfasser. Berlin, Hertz. Gr. 8. 24 Ngr.

Anno 1848. Fastnachtsposse in einem Act. Reutlingen, Palm. 1857. 8. 3½ Ngr.

Basel im 14. Jahrhundert. Geschichtliche Darstellungen zur fünften Säcularfeier des Erdbebens am S. Lucastage 1356 herausgegeben von der Basler Historischen Gesellschaft. Mit einem topographischen Plane. Basel, Georg. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bechstein, L., Neues deutsches Märchenbuch. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, Einhorn. 8. 27 Ngr.

Beck, C., Carl Curtze. Ein Lebensbild. Mengeringhausen. 4. 12 Ngr.

Bischof, H., Sebastian Franck und deutsche Geschichtschreibung. Beitrag zur Culturgeschichte vorzüglich des 16. Jahrhunderts. Eine von der philosophischen Facultät zu Tübingen gekrönte Preisschrift. Tübingen, Riecker. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Bischoff, F., Oesterreichische Stadtrechte und Privilegien mit Literaturangaben und Anmerkungen. Wien, Braumüller. 1857. Lex.-8. 1 Thlr.

Bölte, Amely, Liebe und Ehe. Erzählungen. Drei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1857. 8. 3 Thlr.

Chronik, J. L., Der Famulus des Sternsehers. Lustspiel in drei Akten. Leipzig, Hübner. 1857. 8. 18 Ngr.

Curtze, C., Zwölf Festpredigten. Aus dessen hinterlassenen Handschriften nebst einem Vorworte von R. Rocholl herausgegeben von L. Curtze. Arolsen, Speyer. 8. 10 Ngr.

Dichtergarben vom Felde deutscher Lyrik. Herausgegeben von A. Böttger. 2te umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit einem Titelkupfer. Braunschweig, Westermann. 1857. 16. 2 Thlr.

Droysen, L., Christliches Leben und Lieben. Predigten, zum Zwecke häuslicher Erbauung. Naumburg, Garcke. Gr. 8. 20 Ngr.

Im Exil. Roman. Von W. v. St. Drei Theile. 2te Auflage. Braunschweig, Leibrock. 1857. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Kletke, H., Lied und Spruch. Neue Gedichte. Berlin, Schroeder. 1857. 16. 15 Ngr.

Kobell, F. v., Die Urzeit der Erde. Ein Gedicht. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 16 Ngr.

Mantels, W., Lübeck und Marquard von Westensee. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des im 14. Jahrhundert erloschenen Geschlechts von Westensee. Mit einer lithographirten Tafel. Lübeck, v. Rohden. Gr. 4. 12 Ngr.

Mitterbacher, F., Bilder aus Gleichenberg. Graz. Gr. 8. 12 Ngr.

Mörike, E., Idylle vom Bodensee oder Fischer Martin. In sieben Gesängen. 2te Auflage. Mit einem Titelkupfer. Stuttgart, Schweizerbart. 16. 26 Ngr.

Mühlbach, L., Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Kaiser Joseph als Selbstherrscher. Vier Bände. Berlin, Janke. 1857. 8. 6 Thlr.

Paulus, E., Blicke in die Weissagung der Offenbarung Johannis. Stuttgart, Paulus. 1857. Gr. 8. 24 Ngr.

Pichler, Louise, Heinrich des Vierten Vermählung mit Bertha von Susa. Historischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Quandt, J. G. v., Der Begleiter durch die Gemälde-Säle des Königlichen Museums zu Dresden. Mit Titelkupfer, Grundriss und vollständigem Nummerverzeichniss. 2te Auflage. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 24 Ngr.

Regenbogenbrücke. Zwei Märchen von der Verfasserin der „Sommerreise" und der „Afra Veit." Berlin, Schindler. 1857. 32. 10 Ngr.

Rüdiger, L., Lehrbuch der Politik. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 12 Ngr.

Rupp, J., Von der Freiheit. Ein Zeugniß für das Evangelium, vom Standpunkte des protestantischen Dissidententhums. Vorträge gehalten vor der Dissidenten-Gemeinde in Königsberg. Zwei Theile. Königsberg. Gr. 8. 2 Thlr.

Sandreczki, C., Reise nach Mosul und durch Kurdistan nach Urumia, unternommen im Auftrage der Church Missionary Society in London, 1850. In brieflichen Mittheilungen aus (seinem) Tagebuche. 1ster und 2ter Theil. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1857. 8. 2 Thlr.

Schack, A. F. v., Stimmen vom Ganges. Eine Sammlung Indischer Sagen. Berlin, Hertz. 1857. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Scherer, F. E., Lückenbüßer. Wien, Seidel. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.

Schlözer, K. v., Choiseul und seine Zeit. 2te Auflage. Berlin, Hertz. 1857. 16. 1 Thlr.

Schoepf, J. A., Theologisches Studium in Oesterreich. 2te vermehrte Auflage. Salzburg, Glonner. 1857. Gr. 8. 13 Ngr.

Simrock, K., Das deutsche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime Lieder Erzählungen Uebungen Räthsel und Scherze für Kinder gesammelt. 2te vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Brönner. 1857. 8. 20 Ngr.

Stimmen aus dem Heiligthum der christlichen Mystik und Theosophie. Für Freunde des innern Lebens und der tiefern Erkenntniß der göttlichen Dinge gesammelt und herausgegeben von J. Hamberger. Zwei Theile. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 27 Ngr.

Storm, T., Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte. Berlin, A. Duncker. 1857. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Becker, J., Der Merovingische Kirchhof zu La Chapelle St. Eloi und die Antiquitätenfabrik zu Rheinzabern. Ein Beitrag zur Geschichte antiquarischer Fälschungen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Lucas, F., Brief an einen jungen Mann über den Katholicismus. Aus dem Französischen übersetzt. Trier, Lintz. 1857. 18. 9 Ngr.

Pauli, C. W., Der Lübeckische Verein zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden im Jahre 1856. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 4 Ngr.

Schwarz, C., Der protestantische Prediger und seine Gemeinde. Predigt über 2 Cor. 1, 24, gehalten bei seiner Einführung in die Schloßkirche zu Gotha am 9. November 1856. 1ster und 2ter Abdruck. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli**, **August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 49.)

95. **Brockhaus' Reise-Atlas.** Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Unter diesem Titel erscheint eine **Reihe von Eisenbahnkarten, Flußkarten und Städteplänen**, wie sie bisher noch nicht existirten und aus denen sich allmälig ein **Reise-Atlas für ganz Deutschland** gestalten soll, obwol jedes Blatt für sich ganz selbständig ist. Das Unternehmen bildet ein Seitenstück und eine Ergänzung zu **Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.** Während letztere dem Reisenden interessante Reiselectüre bietet und zu seiner Unterhaltung und Belehrung über die von ihm besuchten Gegenden während der Fahrt dient, soll der **Reise-Atlas** ihn über Alles genau orientiren, was ihm auf irgendeiner Fahrt oder in einer Stadt entgegentritt, und alle speciellen Notizen geben, die in der Reise-Bibliothek ausgeschlossen sind. Jedes Blatt besteht deshalb aus einer **Karte** oder einem **Plan** (in Lithographie mit Farbendruck) und aus einer **Beschreibung** der betreffenden Fahrt oder Stadt nebst allen dem Fremden nöthigen Notizen. Außerdem sind auf den Karten oder Plänen **Abbildungen** der interessantesten Sehenswürdigkeiten (in Stahlstich) angebracht. Das Ganze ist in der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlagshandlung hergestellt. **Jedes Blatt** (in Octavformat, sauber cartonnirt) **kostet 5 Sgr.**

Neu erschienen hiervon:

7. **Prag-Bodenbach.** Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Prag nach Bodenbach. Mit 3 Abbildungen in Stahlstich (Schreckenstein, Schloß Tetschen, Tunnel bei Bodenbach).
8. **Nürnberg-Augsburg.** Führer für Reisende auf der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Augsburg. Mit 2 Abbildungen in Stahlstich (Rathhaus in Augsburg, der schöne Brunnen in Nürnberg).
9. **München-Augsburg-Ulm.** Führer für Reisende auf der Eisenbahn zwischen München, Augsburg und Ulm. Mit 8 Abbildungen in Stahlstich. (Dom in Ulm, Glaspalast in München, Bavaria, Pinakothek in München, Dom in Augsburg, Frauenkirche in München, Ansicht von München, Auer-Kirche in München).

Früher erschienen folgende Blätter:

1. **Leipzig-Dresden.** Führer für Reisende auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. (Zugleich auch in einer Miniatur-Ausgabe.)
2. **Die Sächsische Schweiz.** Führer für Reisende auf der Elbdampfschiffahrt zwischen Dresden und Leitmeritz, der Sächsisch-Böhmischen Staatseisenbahn von Dresden nach Prag sowie in der Sächsischen Schweiz. Mit 9 Abbildungen in Stahlstich (Amselfall, Herrnskretschen, Hohnstein, Königstein, Kuhstall, Prebischkegel und Kreuzsteen, Predeschthor, Rathener- und Basteifelsen, Großer Winterberg).
3. **Leipzig-Hof.** Führer für Reisende auf der Sächsisch-Baierischen Staatseisenbahn. Mit 2 Abbildungen in Stahlstich (Göltzschthal und Elsterthal).
4. **Hof-Nürnberg.** Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Hof nach Nürnberg und Baireuth. Mit 6 Abbildungen in Stahlstich (Dom zu Bamberg, Burg und Johanneskirchhof zu Nürnberg, Plassenburg bei Culmbach, Tüchersfelde, Vierzehnheiligen und Staffelstein, Waldstein).
5. **Leipzig.** Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Augusteum, Börse, Brockhaus' Officin, Buchhändler-Börse, Katholische Kirche, Pleißenburg, Post, Rathhaus, Rosenthalthor, Thomaskirche).
6. **Dresden.** Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Albrechtsburg, Eisenbahnbrücke, Alte Elbbrücke, Frauenkirche, Japanisches Palais, Katholische Kirche, Museum, Palais im Großen Garten, Brühl'sche Terrasse, Theater).

Weitere Karten und Städtepläne werden in rascher Folge erscheinen, zunächst folgende: **Berlin-Hamburg, Hamburg, München, Magdeburg-Hannover-Göttingen (Harz), Die Donau (Ingolstadt-Regensburg-Passau und Passau-Linz-Wien), Der Rhein (Mainz-Koblenz und Koblenz-Köln).**

96. **Rig-Veda** oder die heiligen Lieder der Brahmanen. Herausgegeben von **M. Müller.** Mit einer Einleitung, Text und Uebersetzung des Prâtiśâkhya oder der ältesten Phonetik und Grammatik enthaltend. Erste Lieferung. 4. Geh. 4 Thlr.

Ein für alle Orientalisten sehr wichtiges Werk. Die zweite Lieferung wird noch im Laufe dieses Herbstes erscheinen und mit der dritten der erste Theil abgeschlossen sein.

97. **Rückert (L. J.), Das Abendmahl.** Sein Wesen und seine Geschichte in der alten Kirche. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Lehre vom Abendmahl ist von jeher in der Theologie der Gegenstand vielfachen Meinungsstreites gewesen. Seit dreißig Jahren indeß ist kein Buch über das Abendmahl aus dem immer mehr sich verengenden Kreise der freien Theologie hervorgegangen, während inzwischen jedoch das Abendmahl vom neuen der Zankapfel geworden, der die eine evangelische Kirche in bedauerlicher Weise zerspaltet. Der in der theologischen Literatur rühmlichst bekannte Verfasser hat sich daher gedrungen gefühlt, vom Standpunkte der zwar wesentlich christlichen, aber ebenso wesentlich freien wissenschaftlichen Theologie in dem vorliegenden Buche den echten Begriff vom Abendmahl zu gewinnen und so scharf als möglich zu bestimmen. Das Werk, welches in seinem ersten Abschnitt das Wesen des Abendmahls darlegt, in seinem zweiten aber die Vorstellung vom Abendmahl in der alten Kirche behandelt, wird sicherlich, namentlich in seinem dogmatischen Theile, von allen Denen, die an den kirchlichen Bewegungen der Gegenwart irgendwie theilnehmen, als eine Erscheinung von höchstem Interesse begrüßt werden.

98. **Das Staats-Lexikon.** Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von **K. von Rotteck** und **K. Welcker.** Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von **K. Welcker.** Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

Einer besondern Empfehlung beim deutschen Publicum bedarf dieses berühmte Werk nicht mehr: es hat sich bereits eine solche Stellung und einen solchen Namen in der deutschen Literatur erworben, daß ihm bei zeitgemäßer Erneuerung für immer ein ehrenvoller Platz in derselben gesichert bleibt. Als eine „Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände" ist das **Staats-Lexikon** mit Recht ein **unentbehrliches politisches Handbuch für jeden Gebildeten** genannt worden, „eine wahre politische Bibliothek nicht blos für Staatsgelehrte, sondern auch für alle Geschäftsmänner und gebildeten Bürger", „ein Werk, wie die Literatur von ganz Eu-

rопа kein zweites ähnliches aufzuweisen hat". Die dritte Auflage wird wieder von Welcker redigirt, unter Mitwirkung der frühern und zahlreicher neuer Mitarbeiter, unter denen sich die ersten Namen der deutschen Wissenschaft befinden.

Die dritte Auflage des Staats-Lexikon erscheint in 10, höchstens 12 Bänden, oder in 100, höchstens 120 Heften zu 8 Ngr., in Druck und Format der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon sich anschliessend. Monatlich erscheinen 2—3, jährlich 30—40 Hefte und die Vollendung des Werks wird sonach binnen drei Jahren erfolgen.

Das erste und zweite Heft nebst einem ausführlichen Prospect sind in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Literarische Anzeigen werden am Schlusse der einzelnen Hefte abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 3 Ngr. berechnet.

99. **Schwarz (K.), Zur Geschichte der neuesten Theologie.** Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Das Erscheinen einer zweiten Auflage dieser Schrift wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spricht am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist von größter Wichtigkeit für das gesammte theologische und philosophische Publicum, namentlich für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen, wird aber auch einen größern Leserkreis vielfach interessiren.

Unter den vielen interessanten Partien dieser Geschichte der letzten zwanzig Jahre seien nur folgende hervorzuheben: die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, ferner die eingehende Charakteristik Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. A.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 18. December 1856.

Das deutsche Reichsarchiv zu Wetzlar.

(Beschluß aus Nr. 50.)

V. Die Privilegien und urkundlichen Rechte aus alter Zeit in den Collisionen der Unterthanen mit dem Landesherrn, der Ritterbürtigen mit den Bürgern.

Wie man bei der sich neubildenden Ordnung der öffentlichen Zustände nicht mehr nach dem Schwert, sondern nach lange schlummernden Urkunden der Vorzeit griff, um in Streitigkeiten und Wirren den Rechtsboden wiederzufinden, bemächtigte sich der Menschen eine wirkliche Manie, von alten Documenten ferner Zeit, von Privilegien, Befreiungen und Begnadigungen zu träumen und danach zu forschen. Namentlich suchte man sich gegen den stets wachsenden Druck der emporstrebenden Landesherren zu schützen; und wie man sich immer einbildete, daß es einst viel bessere Zeiten gegeben habe, so glaubte man auch, daß darüber urkundliche Beweise existiren müßten. Und immer war es der Kaiser, an den man als Quelle der Gnade dachte, das Reichsgericht, von dem man Hülfe heischte. Einen denkwürdigen Beleg gibt die Editionsklage der Dörfer der Herrschaft Haigerloch von 1596 (20). Dieselben klagten über ungemessenen Druck des Landesherrn und behaupteten, vorzeiten mit großen Privilegien und Freiheiten begabt worden zu sein, die ihnen verheimlicht würden. Alle Bemühungen, sie vom Gegentheil zu überzeugen, ihnen zu beweisen, daß es ein bloßer Schwindel sei, von alten deponirten Privilegien zu träumen, waren vergebens. Sie ließen sich von ihrer vorgefaßten Meinung, von ihrem Argwohn und Mistrauen auf keine Weise abbringen und veranlaßten wenigstens die Auflegung anderweiter, die Herrschaft Hohenberg betreffender Urkunden, die von bedeutendem historischen Werth sind.

Auch Ritter und Städte, die sich solange mit dem Schwert bekämpft hatten, griffen nun, um ihre Rechte und Privilegien zu erweisen, zu den Documenten der Vorzeit und nahmen die Hülfe der Gerichte in Anspruch, wie hiervon die Abhandlung 21 ein denkwürdiges Beispiel liefert. Die alte Kriegerkaste nämlich, die Ritter, die den Heerdienst zu Pferde als Vasallen und Dienstmannen übernahmen, hatten sich allmälig zu einem besondern Stande ausgebildet, der auf rittermäßige Abkunft hielt und die freien Landsassen, die nicht Waffen führten, zum Bauernstand herabdrückte. Die Bürger in den aufblühenden Städten aber, die auch waffenfähig und stets zur Wehr gerüstet waren, wahrten ihre Selbständigkeit, und die herrschenden Geschlechter, die Patricier, die sich dem Ritterstand für ebenbürtig hielten und zugleich die obrigkeitlichen Stellen in der Stadt erblich besetzten, rivalisirten mit den Rittern. Diese achteten sie anfangs auch für gleichberechtigt und lebten mit ihnen in Freundschaft und Genossenschaft. Wie aber die Städte mehr und mehr reich und mächtig wurden, die Ritter dagegen in wilder Fehdesucht ihre Kräfte und Güter vergeudeten, entstand Haß, Spaltung und blutiger Kampf. Die Ritter suchten sich vereint gegen die Städte zu erheben, ihr Trotz wurde aber durch die mächtigen Bündnisse der letztern gebeugt, und die Landesherren, die auch der Eigenmacht ihrer ritterlichen Vasallen überdrüssig waren, begünstigten zumeist die ihnen nützlichern Städte. Noch mehr raubte dem Ritterstand seinen Vorzug und seine Macht der geänderte Kriegsdienst, die neue Schußwaffe und das geworbene Fußvolk, das die Reiterscharen sprengte und den Lehnsdienst nach und nach überflüssig und werthlos machte. Der Landadel zog sich grollend auf seine verfallenen Burgen zurück, brütete über nutzlosen Planen und ließ den Zorn an seinen Bauern aus, die er mit Uebermuth und Habsucht niederdrückte. Auf ihren alten Schlössern umgaben sich auch wol die Ritter, wenn es ihre Kräfte erlaubten, mit einem Nimbus von Hoheit und Herrschaft, bezahlten feile Hofhistoriographen, die ihnen Wunderdinge von ihren Ahnen und deren Abkunft vorlogen und sie in ihrem hohlen Dünkel bestärkten. Indessen konnten sie nicht immer müßig sitzend an der Erinnerung alter Zeiten zehren und ihren Stolz an die Stelle der Thaten der Vorzeit setzen. Sie schickten sich daher nach und nach in die neue Zeit und waren nun unablässig bemüht, ihre Zustände zu bessern und zu befestigen. Die Kriegslustigen strebten nach Anführerstellen, warben selbst Knechte, die sie bewaffneten, und suchten auch im neuen

Heerwesen sich auszuzeichnen. Andere naherten sich den Fürsten, um die Hofstellen, die Raths- und Amtmannsstellen mit einträglichen Beneficien für sich ausschließlich zu gewinnen. Ihr überwiegender Einfluß setzte es auch überall durch, daß nur Ritterbürtige in die Domcapitel und in alle reichen, für sie lockenden Stiftungen aufgenommen wurden. Dabei hielten sie fest an der hohen Ritterwürde und der Auszeichnung in Ehrenvorzügen, Kleidern, Wappen und Titeln. Um noch sicherer zu gehen, verlangte man auch eine gewisse Zahl ritterlicher Ahnen und führte eine strenge Ahnenprobe ein. Man hatte dabei in altem Haß den Bürgerstand im Auge, gegen den man sich in stolzem Uebermuth abschließen wollte. Man fing an, die alten Geschlechter der Patricier als Stadtjunker nicht mehr für ebenbürtig zu halten, und bestritt ihren Ritterstand, besonders seitdem dieselben die obrigkeitliche Gewalt meist mit den Zünften, den Kaufleuten und Handwerkern, hatten theilen müssen. Am ausführlichsten erörtert diese Zustände der berühmte Proceß der Ritterschaft und der Erbmannen im Stift Münster, der von der Mitte des 16. bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts dauerte und eine unübersehbare Masse von Schriften und Urkunden als geschichtliche Denkwürdigkeiten uns hinterlassen hat (21).

Ein Erbmann, Patricier der Stadt Münster, hatte sich um eine Präbende im Domstift beworben; Domcapitel und Ritterschaft versagten sie ihm aber, weil er bürgerlicher Abkunft sei. Der Zurückgewiesene brachte den Streit vor die Curie zu Rom, die, nach geführtem Beweis, durch Endurtheil von 1573 ihn für rittermäßig und fähig, in das Capitel aufgenommen zu werden, erklärte. Der ganze Adel mit dem Domcapitel wandte sich beschwerend an Kaiser und Stände des Reichs, erkannte die Competenz Roms nun nicht an, und man bezog sich auf die adeligen Privilegen, an denen die Patricier nicht theilnehmen könnten, weil sie eigentlich nur Bürger seien und zum Erbrath der Stadt, also zum dritten Stand gehörten. Aber Kaiser und Reich hatten nicht Lust, sich in diese Sache zu mischen, und so kam dieselbe an das Reichsgericht, und es eröffnete sich ein unübersehbarer Proceß, in welchem von beiden Seiten Alles erschöpft wurde, um durch urkundliche Beweise die behaupteten Rechte zu vertheidigen. Das Reichsgericht überging dabei die in Rom gefällten Urtheile mit Stillschweigen und begnügte sich damit, die von den geistlichen Gerichten angemaßte Competenz zu ignoriren. Ueberwiegend fanden sich aber auch hier die Beweise, daß die Patricier ritterlichen Geschlechts und stets zum Adel des Landes gezählt worden waren. Auf den Grund derselben erkannte auch das Gericht 1685: daß die Erbmänner rechten, alten, adeligen und ritterbürtigen Standes zu erklären seien. So hatten die Nachkommen der Kläger endlich das Recht erstritten; aber viel fehlte noch zum wirklichen Besitz und zur Vollstreckung. Die Ritter legten das Rechtsmittel der Revision ein und wandten sich an den Reichstag. Unendlicher Streit entstand über die Suspensivkraft, die das Reichsgericht nicht anerkannte; Leidenschaften tobten und donnernde Mandate erfolgten; die befragten Reichsstände vollzogen aber sueto more die Sentenz nicht. Der Proceß kam an eine außerordentliche Reichs-Revisionscommission, die wegen Gleichheit der Stimmen die Sache in der Schwebe ließ. Wieder gelangte der Proceß an den Reichstag zu Regensburg, der gleichfalls gespaltener Meinung war. Die widersprechenden Conclusa wurden vom Reichsconvent an den Kaiser geschickt, der endlich den gordischen Knoten durchhieb und 1709 das Urtheil des Kammergerichts vollständig bestätigte. Das war der Gang des deutschen Processes im Heiligen römischen Reiche. Erst spätere Generationen erlebten den Ausgang.

Wie Unterthanen den Anmaßungen eines mit ungemessener Vorstellung von seiner Regierungsgewalt eingenommenen kleinen Landesherrn ein altes Weisthum von 1440, das ihre Rechte festsetzte, entgegenhielten und damit beim Reichsgericht gehört wurden, davon gibt ein Proceß aus neuerer Zeit ein denkwürdiges Beispiel (22). Stadt und Dorfschaften der Burggrafschaft Freudenburg erkannten den Abt des Gotteshauses St.-Maximin bei Trier als ihren Landesherrn an, sahen sich aber zur Klage genöthigt, weil der kleine Autokrat sie unablässig bedrückte allen ihren Rechten und Freiheiten zuwider, die durch jenes alte Weisthum bündig festgesetzt waren, aber seit kurzem durchaus nicht mehr beachtet wurden. Namentlich hatte der Abt einen ihnen zustehenden Wald sich angemaßt und durch einen ernannten Oberförster nach Willkür zu seinem Nutzen verwalten lassen. Ihre Gesuche wurden barsch abgeschlagen und ihnen zugleich erklärt, daß, wenn sie die Sache an das Reichsgericht brächten, es Strafen und Köpfe kosten solle. Um ihnen die Mittel zur Klage zu nehmen, war auch verboten worden, ihnen Geld zu leihen. Die Bürger und Bauern schlugen aber den Rechtsweg ein und wandten sich 1769 an den höchsten Gerichtshof, von dem sie nur allein Hülfe gegen Gewaltthaten, gegen willkürliche Steuern, Beschränkung ihrer Nutzungsrechte, Erhöhung der Dienste und Lasten aller Art hoffen durften. Der Bürgermeister, ein fester, zäher, unermüdlich thätiger Charakter, nahm die Sache in die Hand, und wie er dem Anwalt zu Wetzlar die nöthigen Documente bringen wollte, wurde er zu Trier im Wirthshaus, auf Requisition des Stifts, von Soldaten arretirt und auf die Hauptwache gebracht, auch seiner Papiere beraubt. Die Beschwerden beim Reichsgericht hatten die Folge, daß Bericht gefodert und zugleich der kurtrierischen Regierung angedeutet wurde, daß sie ohne erhebliche Ursachen den Arrest nicht verlängern und den Bürgermeister an Betreibung des Processes nicht hindern werde. Der Abt drückte sein Erstaunen aus, wie Unterthanen es wagen könnten, solche Ansprüche zu erheben und sich auf ein altes, betrüglich fabricirtes Weisthum zu stützen, das, wenn es auch ein gültiges Document gewesen sei, doch durch mutatio temporum längst seine Kraft verloren, da im Reich sich Alles geändert habe. Allerdings paßte ein so unbequemes Weisthum nicht in die jetzige Zeit. Gewalt und Anmaßung hatten

die Unterthanen, namentlich die Bauern, immer tiefer herabgedrückt, ihre Rechte beschnitten, ihnen Lasten aufgebürdet und Eigenthum genommen. Man hatte sich nach und nach in den Besitz gesetzt und diesen auch in Schriften zu befestigen gesucht. So sehen wir hier eine Masse von Beweismitteln auflegen, die meist aus einseitigen Aufzeichnungen, eigenmächtigen Verfügungen und Aussagen abhängiger Diener bestanden. Namentlich bezog man sich auf die forstliche Jurisdiction, auf das obrigkeitliche Oberaufsichtsrecht und die Gesetzgebung kraft landesherrlicher Polizeigewalt, die nur zu oft ein Mittel gewesen war, in die Eigenthumsrechte der Gemeinden einzugreifen, das Privateigenthum in ein beschränktes Nutzungsrecht, in eine Servitut zu verwandeln, wie es auch hier Zweck und Absicht war. Indem man nun damals das Unterfangen der Unterthanen, ein gerichtliches Mandat gegen den Landesherrn zu erwirken, für Verblendung und Rebellion ansah, so mußte auch natürlich ein Verführer und Aufwiegler dahinter stecken, wozu hier der Bürgermeister ausersehen war, den der wüthendste Haß verfolgte, der als ein Ausbund von bösartigem, schlechtem Menschen geschildert wird, während er selbst eben nicht in zierlichen Ausdrücken von bösartigen Pfaffen redet und durch den ganzen Verlauf des Processes zeigt, daß er, von dem Recht der Gemeinden aufs festeste überzeugt, den Muth hatte und weckte, solches mit Aufwand aller Kräfte und jedes Opfers beim Reichsgericht zu verfolgen. Er hatte auch den Anwalt gut gewählt, der an juristischem Takt dem Gegner überlegen war. Dieser behauptete nämlich auf die unsinnigste Weise, daß die rebellirenden Unterthanen eigentlich gar kein Eigenthum besäßen, daß ihnen ihre Aecker sogar nur gegen eine Abgabe seien überlassen worden; überall sei herrschaftlicher fundus in der ganzen Grafschaft. Das Kammergericht erkannte, statt des erbetenen Mandats, die Ladung, also den ordentlichen Proceß und mahnte beide Theile zu gesetzlicher Ordnung. Der Abt glaubte aber immer noch durch Gewalt die Unterthanen besiegen zu können. Er ließ nicht nur durch Holzfällen den streitigen Wald devastiren, sondern requirirte 60 Mann kaiserlicher Truppen aus Luxemburg, welche barbarisch hausten, sodaß Männer und Weiber flüchten mußten. Es wurden unter dem Schutz der Waffen hohe Strafen erkannt und durch Pfändung von Pferden, Kühen und Schweinen beigetrieben. Jedem wurde aber zugleich Nachlaß versprochen, wenn er schriftlich erkläre, daß er vom Proceß abstehen wolle. Die Soldaten versicherten zugleich, sie hätten Ordre, den Bürgermeister, wenn sie ihn träfen, zu erschießen oder aufzuhenken. Dabei mußte diese Soldateska beköstigt und mit Wein versorgt, auch baar bezahlt werden; namentlich erhielt der Offizier täglich 6 Thlr. 35 Albus und der Feldwebel 1 Thlr. Ein Nothruf über den andern erging an das Gericht, das dann endlich auch befahl, von dem gewaltthätigen Verfahren und der militärischen Mannschaft abzustehen und den Unterthanen den Weg Rechtens nicht zu erschweren, wobei rücksichtsvoll auch der Stadt und den Ortschaften die gebührende Bescheidenheit und der schuldige Gehorsam gegen die Obrigkeit empfohlen wurde. Nun erfolgte ein unabsehbarer Schriftwechsel. Die Exceptionalhandlung hat 280, die Replik 421 und die Duplik 421 Folioseiten, womit 1772 das Verfahren geschlossen wurde. Das Urtheil blieb aber wie gewöhnlich aus und neue heftige Beschwerden über Gewaltthätigkeiten durchkreuzten das Verfahren. Die Kläger zeigten, daß der Abt nach Willkür alles Holz fälle und verkaufe und die Einwohner Noth litten. Sie berechneten auch, daß ihnen der Proceß sammt Executionsgebühren, ohne die Waldbeschädigung, schon 7998 Thlr. gekostet habe. Das mochte wol die Richter erschüttern, denn 1792, also nach 23 Jahren, erfolgte endlich ein wohlausgearbeitetes Erkenntniß, das zwar noch mancherlei Beweise vorbehielt, aber doch im Wesentlichen das alte Weisthum, das hier mit noch einigen andern abgedruckt ist, als vollgültig anerkannte. Die politischen Unruhen und Kriegsereignisse hemmten den weitern Fortgang des Processes; aber die Freudenburger blieben im Besitz ihres Waldes und auch die jetzige Regierung hat deren Recht anerkannt. So ging es damals im Heiligen römischen Reiche zu!

VI. Zur Geschichte der Städte. Zünfte, Zölle und Oberhöfe.

Die Bürger der deutschen Städte strebten ebenso wie der Adel nach Ehre, Unbescholtenheit und Standesreinheit; aber auch hier artete das häufig in Misbrauch, Irrthum und Vorurtheil aus. Die alten begüterten Geschlechter, die Patricier, die sich den Rittern gleichstellten, blieben zwar noch eine höhere, bevorzugte Classe; aber das Handwerk arbeitete sich von rohen Anfängen allmälig zu kunstreicher Geschicklichkeit und Fertigkeit empor. Die verschiedenen Gewerke schlossen sich in Gilden, Innungen, Zünfte zusammen, gaben sich Statuten und trugen zum Aufblühen der Städte am meisten bei. Sie geriethen daher mit den Patriciern in vielfache Streitigkeiten, erlangten aber allmälig immer mehr Rechte der bevorzugten Bürgerclasse und errangen auch meist die höhern Ehrenrechte durch Theilnahme an der Regierung und städtischen Verwaltung. Ihr Bestreben war nicht nur, durch Geschicklichkeit und Fleiß ihre Existenz zu befestigen, sondern auch durch ehrbares Leben und guten Ruf aller Mitglieder ihrer Genossenschaft sich der bürgerlichen Ehre und Auszeichnung würdig zu machen. Daher wollten sie Keinen in die Zunft oder das Amt aufnehmen, an dem irgendein Makel haftete, der unehrbaren Standes und nicht von ehelicher Geburt war. Um sicher zu gehen, ließen sie sich ihre Statuten vom Landesherrn und vom Kaiser selbst in der Form von Privilegien bestätigen, wie ein Diplom von 1455 beweist, wonach Niemand in der Wandschneider Amt oder Gilde zu Münster soll aufgenommen werden, er sei denn frei, echt und recht geboren und eines frommen, ehrlichen Handels und Wandels, sodaß er im Fall der Wahl eine Stelle im Rath wohl bekleiden könne (24). Solche Statuten gaben später kleinlichen Bedenken, übertriebenen

Foderungen und Vorurtheilen schädlichen Spielraum, wie die Wandschneider zu Paderborn in der Mitte des 17. Jahrhunderts bewiesen (23). Diese versagten einem jungen achtbaren Bürger, der die besten Zeugnisse auflegte, die Aufnahme in die Zunft, weil sein Vater ein Spielmann und seine Mutter eine Müllerstochter gewesen sei. Wiewol er nun bewies, daß sein Vater kein Spielmann um Geld gewesen, sondern die edle Kunst der Musik aus Liebhaberei getrieben, die Mutter auch eines ansehnlichen Mühlenmeisters Tochter war, so entspann sich doch ein weitläufiger Proceß, der bis an das Reichsgericht gedieh und der den Zeitgenossen so kritisch erschien, daß beide Theile Gutachten berühmter Juristenfacultäten, welche beide Ansichten mit gleicher Gelehrsamkeit vertheidigten, beibrachten, da doch schon die Reichsgesetze von 1548 und 1557 genügt hätten.

Ueber die in alter dunkler Zeit gegebenen Privilegien und Verleihungen, namentlich was Zunft-, Zoll- und Aufsichtsrecht betraf, kam es später zu mancherlei Collisionen, indem die alte Concession nicht mehr in die neue Zeit paßte. Ein denkwürdiges Beispiel gibt hiervon der Proceß der Stadt Wetzlar mit dem Collegiatstift daselbst 1668 (25). Das letztere prätendirte, gestützt auf alte kaiserliche Privilegien, den Zoll und das Aufsichtsrecht über die Zünfte der Stadt, Rechte, die vielleicht aus einer Zeit herrührten, wo die ersten hörigen Handwerker und Krämer sich bei der Stiftskirche ansiedelten, und die in die gänzlich geänderte Verfassung der Reisstadt jetzt nicht mehr paßten, weshalb diese auch darauf bestand, daß das Recht, Zünfte zu privilegiren, dem Rath als städtischer Obrigkeit allein zustehe.

Wie die Ansichten über Rechts- und Verfassungsgegenstände durchaus verworren waren und alte und neue Zustände mit unglaublichen Misgriffen vermengt wurden, beweist ferner ein paderborner Rechtsfall von 1568 (26), wo der Magistrat mit einem kühnen Griff in das Mittelalter sich jeder Berufung an das landesherrliche, sowie an das höchste Reichsgericht widersetzte, weil in den anarchischen Zeiten früherer Jahrhunderte die Stadt sich als den Oberhof, wohin man appellirte, die Reichsstadt Dortmund erwählt hatte und dies durch eine bischöfliche Urkunde von 1327 bestätigt worden war. Die gute Stadt Paderborn hatte aber die geänderte Zeit gänzlich verschlafen, indem sie alle inmittelst vorgegangenen Veränderungen in der Rechts- und Gerichtsverfassung, die Rechte der Landeshoheit und der landesherrlichen Gerichte, die Competenz des Reichsgerichts und den gesetzlich feststehenden Instanzenzug ignorirte. Dennoch wurde Jahrzehnde über die Sache geschrieben und deducirt, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre.

VII. Eheliche Gütergemeinschaft nach westfälischen Provinzialrechten.

Es werden hier acht Rechtsfälle (27—34) mitgetheilt und durch Urkunden, Atteste und Urtheile erläutert, die theils das noch jetzt in Westfalen gültige Particularrecht belegen und klarstellen, theils über Geschichte, Begründung und entstandene Controversen uns belehrende Aufschlüsse geben. Zugleich zeigen diese Rechtsfälle auch hier das Bild damaliger verworrener und ziemlich verwilderter Zustände im Rechtsleben. Namentlich interessant ist der Kampf der neuen Juristen, die auf dem System des Römischen Rechts fußend das alte Gewohnheitsrecht überall verächtlich von sich wiesen und zum Theil gar nicht kannten. Der Uebergang von den alten Gerichtsformen zu dem neuen durch die Juristen gebildeten Verfahren zeigt sich in den schroffsten Gegensätzen, und es sah im 16. Jahrhundert noch in den Gerichten ganz anders aus, als der „Laienspiegel" beschreibt. Die lakonische Kürze des alten Volksgerichts wurde von den gelehrten und weitläufigen Schriften der Juristen überflügelt, die Sachen wurden dadurch verworren, die unjuristischen Richter wußten den Proceß nicht zu leiten; ihre Urtheile stützten sich mehr auf das Gefühl der Billigkeit als auf strenge Rechtsprincipien, und den alten Schöffengerichten wurde das Leben immer saurer gemacht, bis sie nach und nach den gelehrten Juristen das Feld räumten. Die Schreiberei hatte nun freies Feld und ergoß sich daher in unübersehbarer Weitschweifigkeit, weil die Gerichte noch wenig für die Proceßleitung thaten. Ebenso fehlte es an richterlicher Feststellung der Beweispunkte durch ein geregeltes Interlocut, die Zeugenverhöre breiteten sich daher gleichfalls in infinitum aus, und man brachte, um die Sache verworren zu machen, ganz ungehörige und unjuristische Dinge hinein. So wurden, um das nach Statutarrecht ungültige Testament eines Vaters aufrechtzuerhalten, verschiedene Geistliche unter andern über folgende Punkte abgehört: 1) Ob nicht einem Kinde nach göttlicher Einsetzung und Disposition aufliege und gebühre, den älterlichen Willen zu halten und zu vollziehen, sofern derselbe Gottes Befehl nicht zuwider sei, und ob solches unter dem göttlichen Gebot: honora patrem et matrem, einem Jeden nicht befohlen und auferlegt? 2) Ob sie nicht die Genesis gelesen haben? 3) Ob sie nicht darin befunden, daß der Jakob seinem Sohn Joseph in seinem Krank- und Todtenbett befohlen, wie er's nach seinem Absterben mit seiner Sepultur gehalten haben wolle? 4) Ob nicht Joseph nach Absterben seines Vaters solcher Ordnung und väterlichem Willen gemäß sich verhalten und derselben nie widersetzt? 5) Ob sich nicht also in genere nach göttlicher Ordnung gezieme, daß die Kinder ihrer Aeltern Willen und Ordnungen nach derselben Absterben fest und unverbrochen halten und dem nicht widerleben?

VIII. Heergewedde.

Wir sehen hier aus einem langwierigen Proceß, was für Waffen und Geräthschaften zu dem Heergewedde eines Kriegsmanns gehörten und welchen Werth dieselben zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs hatten, zugleich, wie den nächsten Erben eines im Jahre 1647 vor dem Feind gebliebenen Reiteroberst, der das Leibregiment des Bischofs von Osnabrück für den kaiserlichen Dienst befehligt hatte, das Kriegsrecht entgegengesetzt wurde, wonach,

wenn ein solcher Offizier im Dienst vor dem Feinde bleibe, sein Heergewedde dem Inhaber des Regiments zufalle, welches bei allen Armeen also gebräuchlich sei und worüber die Atteste der Höhern beigebracht werden.

IX. Meierrecht, Hofrecht und Leibeigenthum in Westfalen.

Auch hier geben eine Reihe von Abhandlungen und urkundlichen Belegen über Meierrecht, Colonatsrecht und Eigenbehörigkeit wichtige Beiträge zu dem in Westfalen theilweise noch bestehenden Particularrecht und zeigen uns zugleich den geschichtlichen Gang der Entwickelung und der aus den Verwickelungen und Wirren des Mittelalters neu sich bildenden Grundsätze und Normen. Das ganze Güterwesen und die Hofeinrichtung ging aus den gewaltsamen Zuständen früherer Zeit jetzt im 16. Jahrhundert in geänderter Gestalt hervor, und es bildete sich nun ein Bauernstand mit geschlossenen Gütern und fixirten Rechten und Pflichten. Die Normen waren zwar noch schwankend und die Leihen sehr verschiedenartig, aber überall waren doch die Verhältnisse hinsichtlich des Besitzes, der Abgaben und Dienste vertragsmäßig geordnet; auch das Bedürfniß der Erblichkeit des bäuerlichen Besitzes wurde mehr und mehr eingesehen und die Vererbung immer weiter ausgebreitet, anerkannt und nach Regeln festgesetzt. Im 15. Jahrhundert schon hatte eine nicht erbliche Leihe nur noch ausnahmsweise statt. Nur ausnahmsweise richteten auch im folgenden Jahrhundert habsüchtige Gutsherren und feile Advocaten, die das Gewohnheitsrecht und die Leihebriefe mit römischen Gesetzen angriffen, namentlich die locatio, conductio auf deutsche Colonatsgüter anwenden wollten, hier und da Verwirrungen an, wovon hier die auffallendsten Beispiele gegeben werden. Das milde Verhältniß deutscher Hörigkeit wurde gleichfalls von herrschsüchtigen Gutsherren oft gänzlich verkannt; sie glaubten ihre Eigenbehörigen als römische servi behandeln und sich jede Willkür gegen sie erlauben zu dürfen, wie hierüber denkwürdige Belege mitgetheilt werden. Es sind auch betrübende Erkenntnisse und Gutachten der Juristenfacultäten beigefügt, die es leider beweisen, daß die damaligen Juristen bei aller Gelehrsamkeit von den ältern deutschen Rechts- und Verfassungszuständen nur sehr verworrene Begriffe hatten.

X. Die Hexenprocesse und das Einschreiten des Kammergerichts gegen die dabei eingerissenen Misbräuche.

Die Literatur der Hexenprocesse, die alle auf denselben Unsinn und Aberglauben hinauslaufen, soll durch die mitgetheilten Fälle nicht vermehrt werden. Sie sollen vielmehr auf belehrende Weise zeigen, wie der höchste Gerichtshof gegen die Roheit, Unwissenheit und brutale Willkür der Criminalgerichte des 17. Jahrhunderts auftrat und einsichtsvollere, gemäßigtere Ansicht den Gewaltthaten der Richter und den gröblichen Misbräuchen der Tortur entgegensetzte. Was die Criminalgerichte weislich verschwiegen und nicht in ihre Acten aufnahmen, sehen wir in diesen Fällen, wo es zur bittern Beschwerde, zur heftigen Anklage kam, offen zutage gelegt, und die Verzweiflung klagte in der Ueberzeugung der Unschuld die Richter als tyrannische Mörder an. Alle Mandate des Reichsgerichts athmen bittern Unwillen über die Roheit und Grausamkeit der meist noch mit Schöffen aus dem gegen die Zauberei fanatisch eingenommenen und vom tiefsten Aberglauben besessenen Volk besetzten Criminalgerichte und nahmen jede Beschwerde sofort an. Zwar konnten unter den unzähligen Fällen der Hexenverfolgungen nur Glieder angesehener Familien, die sich der Wuth der fanatischen Richter glücklich entzogen, wegen Nullitäten und Uebertretung der Gesetze beim Reichsgericht Beschwerde führen, aber das mit einsichtsvollen Juristen, mit Männern von Ansehen und Ruf zusammengesetzte Gericht, das die Mängel der elenden Justiz durchschaute, brachte es doch wenigstens dahin, daß die brutalen Criminalrichter seine Mandate fürchteten und manches Menschenleben so gerettet wurde. Oft kam aber die Beschwerde und das Einschreiten zu spät, wie ein Fall aus dem Ende des 16. Jahrhunderts beweist, der zugleich die tolle Verfolgungswuth der Schöffengerichte ins Licht setzt.

Eine tugendhafte, fromme, durchaus unbescholtene Frau, die mit ihrem Mann und erwachsenen Kindern in Frieden lebte, war von einigen zum Scheiterhaufen verurtheilten Zauberinnen angegeben worden, daß sie bei den nächtlichen Tänzen zugegen gewesen sei. Das reichte hin, die unglückliche Frau mit allen Graden der Peinigung und Torturqualen endlich dahin zu bringen, alles das Lumpenzeug, was die Richter gern hören wollten, zu bekennen, nämlich daß eine andere Hexe ihr die Zauberkunst gelehrt, daß dieselbe ihr auch einen Buhlen zugeführt im schwarzen Kleid, mit Federbusch, aber Pferdefüßen, daß sie mit ihm kalte Buhlschaft getrieben und Goldstücke erhalten, die sich nachher in Pferdedreck verwandelt, daß er ihr Brust und Haupt mit einer schwarzen Materie bestrichen und sie dann zum Hexentanz geführt, daß sie auch den Leuten Kühe und Schweine bezaubert und das Gift von ihrem Buhlen erhalten habe u. s. w. Die brutalen Richter entblödeten sich nicht, in das Protokoll zu setzen, dies Alles habe sie ohne einige Tortur, freien Willens, ungebunden und ungespanden, also bekannt; und doch mußte die gepeinigte Frau mit ihren zermalmten Gliedern auf einer Karre in das öffentliche peinliche Halsgericht geschleppt werden. Hier stürzten die Söhne mit wildem Schreien in die Versammlung und riefen: „Ach, Mutter, haltet Euch hart; Mutter, haltet Euch hart!“ Mit ihnen drang auch die ganze Freundschaft nebst Rechtsgelehrten, Notarien, Procuratoren und andern Beiständen in das Gericht und Alle schrien über das heillose Verfahren, sodaß Richter und Beisitzer Gewalt befürchteten, aufstanden, ihre Häupter entblößten und feierlich gegen jede Störung des Gerichts protestirten. Um die Masse zu beschwichtigen, wurden die Geständnisse öffentlich verlesen und die Unglückliche erkannte sie an. Die Freunde und Verwandten foderten aber eine gehörige Defension und wollten einige Fragen an sie richten. Der blutdürstige Fiscal suchte dies ab-

zuwenden, indem er noch zwei Hexen vor dem ganzen Umstand ihre Denunciationen wiederholen ließ. Aber die Vertheidiger bestanden auf ihrer Foderung, und sie wurde endlich, jedoch mit vielen Restrictionen, bewilligt. Die Vertheidiger erzwangen somit, daß mehre Fragen an die gepeinigte Frau gerichtet wurden, namentlich 1) Wie sie in den Verdacht gerathen sei? Sie antwortete: Das wisse sie nicht. 2) Wie oft mit der Tortur gegen sie verfahren sei? Antwort: Sie sei sechs mal gepeinigt worden. 3) Ob sie ihre Bekenntnisse in Pein und Plage abgelegt habe? Antwort: Alles habe sie in Pein und Plage bekannt. 4) Ob ihr bei dem vorgelesenen Bekenntniß gedroht sei mit der Tortur im Fall des Verneinens? Antwort: Ja, sie sei hart bedroht worden.

Der grausame Fiscal hatte kein Gefühl für diese zermalmenden Antworten und behauptete mit Richter und Schöffen, daß nach rechtlicher Ordnung verfahren sei. Die Vertheidiger drangen aber darauf, die Sache an unparteiische Rechtsgelehrte zu versenden, auch die Einreichung einer Defension zu gestatten. Zur letzten wurde zwar nur eine Frist von drei Stunden bewilligt, der Vertheidiger erfüllte aber vollkommen seine Pflicht, zeigte alle Nichtigkeiten und Gesetzwidrigkeiten des Verfahrens, entwickelte die gänzliche Beweislosigkeit der Anschuldigung, indem den Aussagen der verbrannten Hexen durchaus kein Glaube beizumessen sei, zumal da zwei jener Zauberinnen nachher öffentlich bekannt hätten, es sei die Verabredung getroffen worden, wenn sie verhaftet würden, wollten sie alle auf diese Frau bekennen, da dieselbe eine vornehme Freundschaft habe und sie sich dann auch wol salviren und retten könnten. Er zeigte auch aus dem ganzen Leben und Ruf der Inquisitin, daß sie sich stets aufs christlichste und ehrbarste betragen und niemals Anlaß zu irgendeinem Verdacht gegeben habe. Die Acten wurden nun nicht an eine Universität, sondern an fünf obscure, in gleicher Hexenwuth befangene Juristen zu Paderborn geschickt, und nach deren Responsum erkannte 1597 das Gericht den Tod durch Feuer. Sofort wurde die Unglückliche dem Scheiterhaufen überliefert und so ihren Qualen ein Ende gemacht. Der Sohn trat klagend beim Reichsgericht auf, ohne ein Resultat zu erzielen, wiewol die Unschuld der Gemordeten und das tumultuarische, leidenschaftliche Verfahren des Gerichts aufs klarste dargethan wurde.

Im Allgemeinen zeigen die mitgetheilten Rechtsfälle: 1) wie tief gesunken die alten Schöffengerichte waren, und zwar in einer Zeit, wo es schon so bedeutende Juristen und helle Denker gab, wo das Studium der Rechtswissenschaft bereits so große Fortschritte gemacht hatte. Jenen unwissenden, völlig ungebildeten Richtern und Schöffen genügte der kleinste Verdacht, um durch die Tortur die unsinnigsten Bekenntnisse zu erpressen. Die ganze Kunst des Inquirirens lag in den Händen der Henkersknechte. 2) Wir sehen aber auch, daß schon eine Menge Männer von besserer Einsicht, daß entschlossene Vertheidiger ihnen gegenüberstanden, die von der Trüglichkeit der durch die Tortur erpreßten Geständnisse fest überzeugt waren und den Misbrauch erkannten, der mit den vermeinten Indicien getrieben wurde. Schwer hielt es aber, den Schöffengerichten die Inquisition aus den Händen zu winden; man konnte nur gegen schreiende Misbräuche eifern und sich beschweren. 3) Die Angehörigen, die Verwandten und Freunde der Angeklagten waren fast immer von deren Unschuld überzeugt, weil sie sie kannten und im steten Umgang und langen Beisammensein nie etwas Unnatürliches oder Verbrecherisches bemerkt hatten. Und nun, welch Gefühl für den Ehemann, für die Kinder, wenn ihnen die Frau und Mutter gewaltsam entrissen und durch Höllenqual zu Geständnissen gebracht wurde, von deren Falschheit sie völlig überzeugt waren! 4) Aber die große Masse des gemeinen Volks, ohne alle Erziehung und Bildung, war von dem Hexen- und Zauberunwesen aufs festeste überzeugt, und die Schöffen, die meist aus dem Volk genommen wurden, sympathisirten auch mit ihm völlig. Die ganze Phantasie der Menschen war durch die Hexenprocesse vergiftet, epidemisch war der Glaube an die Bündnisse mit dem Satan; überall witterte man die Nähe und Einwirkung von Hexen und Zauberern. Wo nur in einer Gemeinde Unglücksfälle, Beschädigung und Unfälle irgendeiner Art sich ereigneten, schrieb man sie den Hexen zu; bald wurden dann auch Verdachtsgründe erspäht, und die Tortur opferte nicht nur die Unglücklichen, sondern verbreitete auch die Verfolgung immer weiter, indem die Gemarterten nothwendig Complicen nennen mußten. Freilich gab es damals viel schlechtes Gesindel, auch Giftmischer, die dem Teufel ins Handwerk pfuschten. Das Volk schrieb aber jeden auch zufälligen Schaden den versteckten Hexen zu. Und dieser Aberglaube ist noch jetzt nicht erloschen. Ueberall findet man unter den gemeinen Leuten den Glauben an Hexen, und fast in jedem Ort gibt es Personen, die in solchem Verdacht stehen, denen im Stillen mancherlei Unheil zugeschrieben wird und vor denen man sich aufs vorsichtigste, durch allerlei abergläubische Mittel, in Acht nimmt.

XI. Epidemie der vom Teufel Besessenen.

Die Besessenheit, wovon uns eine ausführliche Acte unterrichtet (44), hing mit dem Betrug und Aberglauben der Zauberei genau zusammen. Hier wie dort lief verbrecherisches Treiben und absichtlicher Betrug mitunter, während doch auch in beiden Fällen, besonders nach dem unseligen Dreißigjährigen Kriege, wo die Menschen physisch und geistig zerrüttet waren, sich eine wirkliche Krankheit so Vieler, die der Aberglaube ganz erfüllt hatte, bemächtigt zu haben scheint. Die hier erörterten Zustände geben daher einen interessanten Beitrag zu dem neuerlich erschienenen Werkchen von Carus: „Die Geistesepidemien der Menschheit." Wie man durchweg fest glaubte, daß ein Bündniß mit dem Satan und dessen persönliches Erscheinen möglich sei, und wie bei schlechtem Gesindel häufig eine solche Verbindung gesucht wurde, um sich aus dem Zustande des Elends wieder

emporzuheben, oder auch sinnlichen Gelüsten zu fröhnen, welches dann von Betrügern zu mancherlei Täuschungen und Gaukelpossen benuzt wurde, so glaubte man auch, daß böse Geister sich mit Satans Hülfe der Menschen bemächtigen könnten, und während man körperliche Leiden, krankhafte Visionen für Zeichen dieser Macht des Satans ansah, so bildeten sich bald auch Viele ein, daß sie wirklich besessen seien, und sogleich gab es wieder schlechtes Gesindel, welches aus Nachahmungstrieb solche Zustände erheuchelte und aus betrüglicher und boshafter Absicht den Leuten vorspiegelte.

Statt nun solche Menschen erst der ärztlichen und dann der polizeilichen Untersuchung zu übergeben, zog man Geistliche, besonders Mönche zu Rathe, die, an die Besessenheit nicht minder glaubend, die Verwirrung noch vergrößerten.

Die Epidemie der Besessenheit trat kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege besonders heftig im Fürstenthum Paderborn auf. Im Jahre 1650, nachdem eine große Dürre und Misernte gewesen war, auch ansteckende Krankheiten grassirt hatten, verbreitete sich plötzlich diese Geisteskrankheit über Stadt und Land. Die Besessenen kamen haufenweise, machten Straßen und Kirchen unsicher, fielen die Leute an und verschrien Viele als Hexen und Zauberer. Einige hielten sie nun für Betrüger, Andere für wirklich Besessene. Es kam zu kirchlichen Exorcismen, auch zu großen Streitigkeiten zwischen den Mönchsorden und zu Controversen der Geistlichkeit über die Natur der Krankheit. Wie aber der Fürst ernste Maßregeln befahl, die Unruhigsten auf seinen festen Schlössern einsperren und mit Vorsicht die Exorcismen anwenden ließ, so verschwand das Uebel bald, zeigte sich aber mit noch größerer Heftigkeit in der benachbarten Grafschaft Rietberg, bis man dem Gespenst auch hier zu Leibe ging und durch scharfe Maßregeln die Ruhe herstellte. Daß solche Menschen so große Verwirrung im Lande anrichteten, hatte in dem Aberglauben der rohen Volksmasse, in der Furcht vor dem Uebel sowol als den boshaften Denunciationen seinen Grund. Selbst die als Vormund regierende Gräfin von Rietberg fürchtete dies Volk und befand sich in der größten Unruhe und Aufregung. In den Eingaben an das Gericht heißt es: die Gräfin habe dem Unfug in ihrem Lande nicht länger ruhig mitzusehen können und dasselbe von dem aufrührerischen Gesindel reinigen müssen. Das Unwesen habe in der Grafschaft wie eine Contagion grassirt. Viel Kummer habe es der Gräfin gemacht und sie fast ins Grab gedrückt; nun aber finde sich Gottlob keine Spur eines Teufels mehr im Lande, da früher alles commercium humanum gestört gewesen sei und die Gräfin selbst die Straße nicht unmolestirt habe passiren können. Die Besessenen hätten aber Alles auf Betrug und Verstellung abgesehen, um das Land in Verwirrung zu stürzen. Der gemeine Mann habe mit Hintansetzung des göttlichen Worts fest an den Teufel geglaubt, sodaß auf ein einziges Ausschreien der Mann sein Weib, der Bruder die Schwester, die Kinder ihre Aeltern und reciproce für Hexen und Zauberer angesehen hätten.

Den meisten Verdruß machte der Gräfin ein dreizehnjähriges Mädchen, die Tochter eines der Zauberei sehr verdächtigen Bürgers zu Rietberg. Statt dieses verdorbene und verführte Kind vom Schulmeister züchtigen zu lassen, fing man mit Exorcismen an und leitete eine weitschweifige Untersuchung ein, die bis an das Reichsgericht gelangte. Wie dieses Mädchen aufs plumpste die Mönche, die den Exorcismus vornahmen, verirte, beweist das Verhör vom Jahre 1662, welches vier Patres und ein Notar hielten. Nach den Exorcismen rief die Betrügerin plötzlich: „O Jesus, ich muß heraus, ich kann nicht mehr, meine Macht ist mir benommen!" Jene, welche glaubten, der Teufel spreche aus dem Mädchen, hielten nun ein Gespräch mit demselben, wobei jene sie aufs lächerlichste betrog. Sie fragten z. B., wie groß er im Mädchen sei? Antwort: Wie ein Floh. Ob er denn auch Beine habe? Nein. Wie er denn bald im Kopf, bald in den Beinen sein könne? Antwort: Ich gehe stip, stip, wie die Fliegen. Dies unsinnige Gespräch wurde noch eine zeitlang mit dem bösen Geiste fortgesetzt, „endlich ihm gesagt, er solle durch das Loch fahren, durch welches das Glockenseil hängt; hat er unter demselbigen Loch, zu welchem das Mädchen geführt war, angefangen zu blasen drei mal, und also durch den Glockenthurm durchgefahren. Darauf wurde das Mädchen mit seinem Namen angeredet und alsbald auch verstanden und die Anrede angenommen, auch zum Zeichen ihrer Erledigung die Glocke gezogen und zur Danksagung ein Vaterunser gebetet." Bald nachher gab das Mädchen aber wieder vor, noch besessen zu sein, und die klügere Gräfin eröffnete den Mönchen, daß sie von der falschen Besessenheit überzeugt sei, und da diese nun auch dem Mädchen härter zusetzten, so erhielten sie nach längerm Leugnen ein Geständniß, das offenbar die völlige Wahrheit enthielt: Sie habe, sagte die Betrügerin, Alles, was sie während des Exorcismus geredet, bei gutem Verstande gethan und man möge bei der gnädigen Frau um Gnade für sie bitten. „Sie sei ein Kind gewesen, habe sich lassen verführen von des Rittmeisters Tochter, in deren Hause, in Beiwesen der Schulmeisterinnen, welche gesagt: Du sollst dich anstellen, wie ich thue, und machen dich auch besessen. Sie habe darauf, wie es ihr gewiesen, sich auf die Erde geworfen, gesleuthet, den Leib geschüttelt und gerufen. Dann habe sie des Rittmeisters Tochter die Hand darauf geben müssen und sie habe ihr etwas zu essen gebracht. Nachher sei dieselbe öfter zu ihr gekommen und habe ihr die Gebehrden gezeigt, wäre nämlich liegen gegangen, habe Hals und Füße zu Hauf gesetzt und mit dem Leibe gekluckt, ihr sagend, sie solle den Athem obhalten und Papier in den Hals stecken, so könne sie klucken. Sie habe das öfter in Gegenwart der Meisterinnen exerciren müssen. Jene habe aber nicht wollen verrathen sein und ihr gesagt, sie solle Alles leugnen." Die schlechte Dirne hatte nach ihrem Bekenntniß alle Diejenigen der Hexerei beschuldigt, die nur irgend mit ihren Aeltern in Feindschaft lebten, gab auch bei Jedem den speciellen Grund an, z. B. den Rentmeister

und seine Tochter, weil letztere mit ihrem Bruder versprochen gewesen und zurückgetreten sei. Im Allgemeinen habe sie oft Leute angegeben, „damit die gnädige Frau fortfahren möchte die Hexen zu brennen".

So hatte das Unheil und die Wuth der Hexenverfolgung Kopf und Herz der Jugend vergiftet und verdorben, daß sie aus Bosheit und Rachsucht ihre unschuldigen Mitmenschen ins Verderben zu stürzen suchte. Die Scheiterhaufen, auf denen die Unglücklichen verbrannt wurden, waren diesem abscheulichen Mädchen ein ergötzliches Schauspiel, wobei es nichts nach dem Menschenleben fragte. Vor den Richtern widerrief aber die Verbrecherin alle ihre Geständnisse und erklärte, daß die Mönche ihr gedroht, sie in den Keller zu stecken, und sie zu Allem beredet hätten. Vom Spruch Rechtens zogen sich die Räthe der Gräfin aus allerlei Gründen zurück und diese ließ sich von bekannten Juristen acht Responsa geben. Der mildesten Ansicht trat sie bei. Das Mädchen wurde öffentlich ausgepeischt und über die Grenze des Duodezländchens gejagt. Welcher Unsinn, so ein Kind mit Landesverweisung zu bestrafen! Aber das war damals Sitte des in Hunderte von Territorien zersplitterten Reichs. Man trieb die Verbrecher, um sie los zu werden, dem Nachbar zu.

Für unsere Gräfin hatte dies sehr verdrießliche Folgen. Die Aeltern nahmen sich ihres Früchtchens an, vertheidigten die wirkliche Besessenheit und brachten eine Menge erschlichener Atteste von münsterischen Geistlichen und Mönchen bei, daß das Mädchen wirklich besessen sei. So bezeugte ein Mönch des Predigerordens: daß genannte Person vom bösen Feind jämmerlich gequält werde; die Franciscaner zu Münster: daß sie auf viele Kennzeichen nicht anders befunden, als daß sie von einem bösen Geist leiblich und wirklich besessen sei; vier andere hohe Geistliche: puellam in rei veritate corporaliter a daemone esse obsessum u. s. w. Die Gräfin brachte aber gegentheilige Zeugnisse, besonders von den klügern Jesuiten herbei, und die Mönche exculpirten sich zum Theil, nachdem sie erfahren hatten, was zu Rietberg schon in der Sache ergangen war. Dennoch machte der Vater des Mädchens aus der Sache eine Speculation, erhob Klage gegen die Gräfin beim Reichskammergericht und foderte Restitution, Revision und Entschädigung.

Der Proceß wurde mit unermüdlicher Thätigkeit und großer Schreibseligkeit betrieben. Die Gräfin ging aber endlich siegreich aus demselben hervor.

Paul Wigand.

Atterbom über das Verhältniß von Religion und Philosophie zur Kunst und Poesie der Gegenwart.

Schon seit einiger Zeit lag der Red. d. Bl. eine von Gottfried von Leinburg, dem neuesten Uebersetzer der „Frithiofssage", verfaßte und von ihm mit einigen erläuternden Anmerkungen versehene Uebersetzung einer längern Stelle aus des schwedischen Dichters und Philosophen P. D. A. Atterbom im Jahre 1835 zu Upsala erschienenen Schrift „Studier till Philosophiens Historia och System" zur Mittheilung vor, und wir wollen wenigstens nicht das Ende des Jahres 1856 abwarten, ohne sie zum Abdruck gebracht zu haben. Die Stelle ist dem dritten Hauptstück der zweiten Abtheilung genannter Schrift entlehnt und paßt sehr wohl zu der Tendenz unserer Blätter, die von jeher auf die Wechselwirkung der europäischen Literaturen ein Hauptaugenmerk gerichtet haben. Der phantasievolle Dichter der „Insel der Glückseligkeit", das Haupt der „Phosphorusschule" (von der im Jahre 1810 in Upsala begründeten Zeitschrift „Phosphorus" so genannt), der Verfasser so mancher bedeutsamen literarhistorischen Werke zeigt sich auch in diesem Aufsatze als ein auf deutscher Speculation fußender, für deutsche Poesie und Philosophie hochbegeisterter, dabei aber doch selbständiger und geistvoller Denker. Was er über Goethe sagt, stimmt mit Emerson's jüngst durch das „Morgenblatt" auch in Deuschland bekannt gewordenen Ansichten über den großen Dichter zum Theil in überraschender Weise überein. Daß er Tieck gleich neben Schiller und Goethe nennt, wird, wie so manche Ansicht über Byron und Walter Scott, für Manchen etwas Auffallendes haben; indeß heißen wir auch diese freilich ziemlich stark betonte Würdigung der poetischen Verdienste Tieck's willkommen, da sie jetzt in Deutschland weit unter ihrem Werth geschätzt zu werden pflegen und Tieck schon als Stifter einer einflußreichen Schule diese Misachtung von oben herab nicht verdient. Auch machen wir noch besonders auf die Vorhersagung aufmerksam, daß, wenn die Dinge so zu gehen fortfahren, wie sie jetzt gehen, von der wunderbaren Welt der Poesie bald nichts mehr übrig sein werde. Dieser kurzen Vorbemerkung lassen wir nun die Betrachtung Atterbom's folgen.

Wo die Religion unter den Menschen recht eigentlich zu Hause ist, da wirkt die positive Kraft derselben aus und vermöge einer mystischen Einheit, in welcher Das, was in der Religion Idee ist, Dasjenige zusammenhält, was in der Religion Anschauung, Begriff und Gefühl ist, sowie es dadurch auch seine Wirklichkeit auf eine in Wahrheit harmonische Weise objectivirt. Infolge des bedauerlichen Schismas haben sich jedoch die drei zuletzt erwähnten Religionselemente dergestalt von dieser Einheit gelöst, daß die Einheit nunmehr ein Gegenstand des Suchens ist, oder mit andern Worten: die Idee ist nunmehr zum Ideal geworden. Man kann sagen, daß sich die Anschauung beinahe ausschließlich im Katholicismus noch erhalten hat, während sich hingegen der Begriff beinahe ausschließlich im Rationalismus und das Gefühl beinahe ausschließlich im Pietismus noch erhalten haben. Die beiden letztern zusammen machen das historische Geistesgebiet des heutigen Protestantismus aus, mit Inbegriff der großen Menge seiner Arten und Ausartungen. Obschon wir ihn nämlich hier blos in Hinsicht auf seine Hauptkategorien betrachtet haben, so geht doch aus den Elementen, die in ihm herrschen, deutlich hervor, daß gerade auf seiner Seite, bis auf Weiteres wenigstens, die Zerbröckelung und Zersplitterung in Sekten und besondere Glaubensüberzeugungen unaufhörlich fortgehen wird, solange nämlich der Begriff unspeculativ und das Gefühl noch in den Fesseln seines ersten natürlichen Subjectivismus schmachtet. Nichts ist dem Gedeihen jener unglückseligen Denkungsart ersprießlicher, deren Verfechter sich die Religion ganz und gar aus dem Kopf schlagen, indem eine jede Form derselben ihnen in demselben Maß gleichgültig ist. Wol gibt es eine nicht geringe Anzahl solcher Indifferentisten auch im Schoos der katholischen Christengemeine, allein es ist hierbei wohl darauf Rücksicht zu nehmen, daß man sie in ihr blos in den höchsten Classen der Gesellschaft antrifft, nicht, wie in der protestantischen, selbst in den untern Schichten derselben. Der Grund ist darin zu suchen, daß der reflectirende Verstand eine Uebermacht erlangt hat, die sich auch auf den niedrigsten Bildungsstufen zu äußern und geltend zu machen sucht, wiewol meistens in rohen und einfältig nachgeplauderten Redensarten. Hierin liegt indessen auch dem Protestantismus die Möglichkeit nahe, sich zu heilen, wo es ihm fehlt. Er glaubt es selbst und wir glauben es mit ihm, im Fall er

nicht mitten in seiner Arbeit die Hände wieder in den Schoos legt, sondern auf den Grund seiner und jeder Reflexion geht. Indessen ist klar, daß der Protestantismus in seiner jetzigen factischen Beschaffenheit der wurzelanzeigende Exponent der Cultur der Jetztzeit als solcher ist. Denn im Guten sowol als im Minderguten des Katholicismus lebt eigentlich eine ältere Culturperiode fort, nämlich die des Mittelalters; und selbst die neue Evolution, die kräftig vorwärtsschreitende Bewegung, die in unsern Tagen bei den edelsten Repräsentanten der katholischen Christenheit bemerklich ist, setzt die Entwickelung des Katholicismus in einem Geiste fort, der dem der ältern Periode am nächsten verwandt ist.*) Damit steht durchaus nicht im Widerspruch, daß die äußere Veranlassung zu dieser Evolution gleichfalls vom Protestantismus ausging, nämlich infolge der neuen, von ebenso genialischen als unsichern Anfängen nach und nach zu immer höherer Macht emporgestiegenen Poesie, Kunstlehre und Philosophie, wodurch er im Verlauf des letztverflossenen halben Jahrhunderts unendlich mehr als durch seine theologischen Bestrebungen eine der Bildung der ganzen Christenheit gemeinschaftliche bessere Zukunft angebahnt und verkündigt hat.

Wir dürften nun wol keines „Misverständnisses Gewalt" zu befürchten haben, wie der Dichter des „Wallenstein" sich einmal ausdrückt, wenn wir sagen, daß es ein in seiner negativen Thätigkeit (bis auf Weiteres) fixirter und dadurch ausgearteter Protestantismus ist, der den Grund insichträgt der chaotischen äußern Form der jetzigen Culturperiode. Die schon gleich im Anfang kritische und skeptische Richtung der Thätigkeit des Protestantismus ist am Ende, bis zum Extrem verfolgt, zu einem Resultat der Art gediehen, daß er beinahe ganz und gar keinen positiven Inhalt zum Gegenstand seines Scharfsinns mehr übrig hat, wenigstens beinahe ganz und gar keinen Inhalt mehr, von dessen Unzweifelhaftigkeit er recht fest überzeugt wäre. Insofern, als sich dieser Reflexionsproceß nun zur Seele der ganzen Cultur der jetzigen Periode gemacht hat, wird man zugeben müssen, daß diese Cultur anders nichts Eigenes hat, als die bloße Negativität, als die bloße kritische Hohlheit des erwähnten Processes; alles Uebrige sind Fragmente objectiver Bildungsformen, die wir als bloße Traditionen von glücklichern Zeitaltern ererbt haben. Es leuchtet jedoch ein, daß wir hierbei die jetzige Zeit nur nach ihren meisten und gewöhnlichsten Leistungen beurtheilen, nicht nach gewissen Ausnahmen von selbständigerer Art, worin ihr Geist, erfaßt von Liebe zu dem Geist früherer und schönerer Zeiten, sich damit zugleich in einen neuen verwandelt hat. Wir meinen hier weniger solche einzelne persönliche Ausnahmen, welche, wenngleich spärlich, auch in den chaotischsten Zeiten vorkommen konnten; wir meinen vielmehr jene Ausnahmen, deren sich bereits von mehr als einer Seite eine solche Menge gleichartiger persönlicher Kräfte theilhaftig gezeigt hat, daß sie in der That als wirkliche Zeitbestrebungen betrachtet werden dürfen, wenn auch bei weitem noch nicht als die herrschenden. Solche Ausnahmen sind vor allem die großartigen Bestrebungen, die sich durch eine Menge großer Geister in den Gebieten der Philosophie und der Poesie geltend gemacht haben, während die Gebiete der Theologie und der Politik noch immer, ersteres zum größten Theil, letzteres beinahe gänzlich, unter der Knechtschaft der abderitischen Machthaber des Tags seufzen. Gewiß gibt es auch in den Gebieten, deren wir zuerst erwähnten, noch genug des Streits und des Unfriedens; allein es ist doch ausgemacht, daß in ihnen das Morgenroth der bessern Zeit bereits glüht, der unser Gesicht zugewandt ist. Daß dieses Morgenroth zuerst das Gefilde der Poesie röthete, war ein Ereigniß, wie es sich jederzeit wiederholt, wenn der Genius der Philosophie mit irgendeiner neuen positiven Entwickelung seines Dichtens und Trachtens im Anzug ist; diese Entwickelung wird alsdann von einer poetischen Ahnung vorherempfunden, die sie in unsterblichen Sehergesängen laut werden läßt unter den Menschen, ehe sich jener Genius noch nahe genug befindet, um in seiner eigenen Sprache von seinen neuen Entdeckungen und Hoffnungen Kunde geben zu können. Es hat daher in unsern Tagen im Gebiete der Poesie und der Kunst überhaupt geschehen können, was in dem der Theologie und der Politik nicht geschehen konnte: daß sich nämlich ein edlerer Geist allgemeineres Gehör zu verschaffen im Stande war, ehe die Stimme der Philosophie noch eine allgemeinere Theilnahme erweckte und im Schoos des Publicums ein allgemeines Echo zu finden hoffen durfte. In einer Zeit, in welcher so äußerst Wenige der Botschaft des Heiligen Gehör geben, ist es gleichwol der Macht der Schönheit gelungen, so manchen Triumph zu feiern und mehr als ein Herz dem Mahnruf der Wahrheit zu erschließen. Hierbei hat es sich jedoch bereits mehrfach gezeigt, daß, wofern dem Studium der „Weltweisheit" keine größere Popularität erblüht als bisher, die ganze Herrlichkeit am Ende zu einer flüchtigen Maimorgenstunde einschrumpft, wonach das blaue Himmelsgewölbe von neuem schwarze Wolken umziehen werden, dichter als die bisjetzt glücklich zerstreuten, und bald wird von der wunderbaren Welt der Poesie nichts mehr übrig sein, als hin und wieder ein paar Märchengestalten und Irrlichter, die düster hin- und hergaukeln im Nebel über den Schafhaiden und Sumpfaustrocknungen des Nützlichkeitsprincips.

Es läßt sich leicht denken, daß das religiöse Schisma (besonders in seinen nächsten Wirkungen) der Entwickelung der Poesie, sowol als schöne Kunst überhaupt, als auch als Kunst des Dichters insbesondere betrachtet, höchst nachtheilig sein mußte. Aus dem Glauben und der Tradition der ältern Kirche war eine symbolische Weltanschauung hervorgegangen, welche ohne diesen Glauben und diese Tradition nothwendig verloren gehen würde. Ohne eine solche Anschauung entbehrt jedoch die Poesie, entbehrt die Kunst jedes eigentlich objectiven Grundes, jedes sichern Anhaltspunktes, sowie jedes Zwecks. Aus einer ähnlichen Ursache hatte sich die Kunst der antiken Cultur theils in ein subjectives Spiel mit Gefühlen und Gedanken, theils in eine mittels mythologischer und philologischer Gelehrsamkeit zuwege gebrachte Nachahmung der untergegangenen Objectivität aufgelöst. In einer jeden dieser beiden Nothbehelfsrichtungen machte sich oft eine bis zum Aeußersten getriebene formelle Vollkommenheit bemerklich; das innere Wesen war gleichwol ein bloßer Schein von Poesie, ein wol gleißendes, jedoch (wenn man sich es näher ansah) unheimliches Truggespenst der wirklichen. Das, was den Poeten zum Poeten macht, ist nicht der Vers, nicht der Stil, nicht der Reichthum an Bildern und Gleichnissen, ja nicht einmal das erfinderische Genie selbst (am allerwenigsten in dem Sinn, wie die Leute sich die Sache gewöhnlich denken), sondern das Vermögen jenes entzückten Schauens ist es, in welchem die göttliche Idee des Lebens jederzeit und überall, entweder direct oder indirect, sinnlich faßlich ist als Einheit von Mythe und Symbol. Mythe nennen wir jede in einem religiösen Bewußtsein sich individualisirende Offenbarung, die von der Gottheit ausgeht und davon Kunde gibt, empfangen im Wege unmittelbaren geistigen Erkennens oder Glaubens, fortgepflanzt mit Hülfe der Rede und endlich der Schrift. Es kann zweierlei Arten von Mythe geben: sie kann nämlich recht eigentlich göttliches Wort sein, wie im Christenthum, oder blos Göttersage, wie in jedem (positiven) Heidenthum. In einer jeden die-

*) Wol gibt es im Schoos dieser Gemeine (deren Macht und kräftiges Zusammenhalten zwar Ungleichheit der Ansichten nicht zu verhindern im Stande ist, allein doch deren Erstarken und Anwachsen zu zerbröckelnden Parteien und Sekten wehet) eine gewisse Art accommodativer Katholiken, die im erwähnten Fall eine Ausnahme machen, indem sie nämlich die Rationalisten des Katholicismus sind; die strengkatholische Denkungsart (die sich wieder in eine dogmatisch-katholische und eine ästhetisch-katholische eintheilen läßt) bleibt jedoch Siegerin und behält das Schlachtfeld, solange sie, wie jetzt, die ausgezeichnetsten Theologen, Philosophen und Künstler zu ihren Vorkämpfern zählt.

Anm. des Verfassers.

ser beiden Arten bedient sich jedoch die Mythe selbst nothwendigerweise des bildlichen Ausdrucks, welchen wir Symbol nennen; im einen wie im andern Fall ist sie nämlich, wenn man sie dieses Gewandes entkleidet, etwas, das dem Gefühl und auch der Reflexion zwar zugänglich ist, das sich indessen dem erstern blos in chaotischer Unaussprechlichkeit und der letztern blos in abstracter Ausdrucksfähigkeit mittheilt. Das Geheimniß einer jeden wahrhaften Weihe der Kunst und Dichtung besteht darin, Alles symbolisch anzuschauen, so jedoch, daß man das Mythische im Symbol niemals anders auffaßt als schön, oder niemals als verschieden vom Schönen; in jedem andern Fall faßt man das Symbol als eine metaphysische Begriffsallegorie und nicht als ein selbstlebendiges harmonisches Individuum. Blos in dem Grad, als die Anschauung symbolisch ist, und zwar auf die gehörige Weise symbolisch, begeistert dieselbe zu jenen bewundernswerthen Schöpfungen der Kunst, in welchen Natur und Menschheit gerade dadurch treu wiedergespiegelt werden, daß sie idealisch wiedergespiegelt werden, d. h. im Verklärungsglanze der symbolisch geschauten Idee.*) Hinsichtlich der Möglichkeit, sowie der Wirkungen solcher Schöpfungen der Kunst macht es indessen einen wesentlichen Unterschied, ob die principalen Symbolgestalten, von denen die Verklärung ausströmt über die andern, mehr besonders oder mehr allgemein objectiv sind, d. h. ob ihre Wirklichkeit und ihre Geltung blos von ihrem Schöpfer selbst und einigen wenigen Personen, oder von einem ganzen Zeitalter erkannt wird. Das letztere ist niemals häufiger der Fall, als wenn die symbolische Anschauung ihren Grund und Boden in einer dem ganzen Zeitalter gemeinschaftlichen religiösen Anschauung hat, worin die Mythe Gegenstand des Glaubens und der Ehrfurcht Aller, oder doch der Meisten, oder wenigstens der Besten ist. Je mehr nun letzteres der Fall ist, in einem desto höhern Grade ästhetisch und poetisch erscheint das Zeitalter, und desto kräftiger fühlt sich der Künstler gehoben und getragen nicht blos von seinen besondern, sondern auch zugleich von dem allgemeinen poetischen Geist der Zeit. So gehoben und getragen von einem poetischen Zeitgeiste sahen sich z. B. die großen Dichter, Maler und Tonsetzer, auf welche die Katholiken so stolz hinweisen und hinsichtlich deren man wol wird zugeben müssen, daß sie ohne eine solche reiche, in Geist und Empfindung ihrer ganzen Zeit wurzelnde religiöse Symbolik, wie die der ältern Kirche oder der katholischen Christengemeine, nie und nimmermehr geworden wären, was sie wirklich geworden sind. Auch hat der den schönern Künsten so wohlthätige ich möchte beinahe sagen unentbehrliche Einfluß einer solchen Symbolik im Schoos dieser Gemeine niemals aufgehört. Noch im 17. Jahrhundert zeigte sich dieses durch den vorzüglichsten Dramaturgen der Katholiken, Calderon, welcher, in manchen andern Dingen dem vorzüglichsten Dramaturgen der Protestanten, W. Shakspeare, bedeutend nachstehend, diesen im Ausdrucke einer heitern Milde, einer heitern Gemüthsruhe, eines gewissen seligen Friedens übertrifft, was blos von den unbezweifelten (und in unwandelbaren Grundsymbolen geschauten) Mysterien einer allesversöhnenden Religion herrühren kann. Ja, auch in unsern Tagen zeigen sich noch hin und wieder bei Dichtern, wie dem großen Italiener A. Manzoni, und bei Malern, wie Peter von Cornelius **), die unverkennbaren ästhetischen Vortheile und das eigene geistige Behagen, die darin liegen, einer Religion anzugehören, deren uralte symbolische Form sich noch bewahrt hat, noch unzersplittert zutage liegt. Die heiligsten Urbilder sittlicher und frommer Lebensverhältnisse geben da zugleich die schönsten Urbilder der Kunst ab, und zwar das letztere wie das erstere vermöge einer eigenen persönlichen und unsterblichen Wirklichkeit, nicht vermöge einer ihnen künstlich von außenher, im Wege willkürlichen Verfahrens irgendeiner besondern Imagination ertheilten. Wo solche Ideale unwandelbar fest dastehen, gleich leuchtenden Sonnen, die sich wieder je um eine unsichtbare Centralsonne bewegen, von welcher sie ihr Licht erhalten, da bewegen sich auch um eine jegliche von ihnen, Planetenkreisen vergleichbar, die von ihnen bestrahlt werden, in beständig ungestörter Ordnung die Sphären einer jeglichen andern Schönheit: die Schönheit der Natur, die Kraft und Schönheit des Mannes, die Schönheit des Weibes, die des Kindes, die des Familienlebens, die der Gesellschaft, die der Geschichte. Der Inhalt der religiösen Anschauung als solcher braucht sich nicht unmittelbar auszusprechen in der ästhetischen (ja er darf sich nicht einmal anders als mit einer gewissen Sparsamkeit darin aussprechen); allein er läßt doch die Spur seines Waltens leicht wahrnehmen, wo er wirklich vorhanden ist, mittels eines reinen, eines niemals getrübten Lichts und einer lieblichen, freundlichen Wärme, die blos daher rühren.

Gleichwol können der Sinn für schöne Kunsterzeugnisse, sowie die Schöpferkraft, solche hervorzubringen, in mehr als einer Weise den Verlust jener religiösen Weltanschauung überleben, womit eine solche allgemein objective Symbolik verbunden war; oder eine besonders objective kann, unter gewissen Umständen, produeirend an deren Stelle treten, wiewol immer blos als ein unzulängliches Surrogat. Solange die Natur und ihr nächster, unmittelbarer Dolmetsch, die edlere Geschlechtsliebe, noch in ihrer uralten, unverwelklichen Jugend locken; solange die Geschichte noch fortfährt, ihr großes tragisches Drama zu spielen; solange Märchen, Sage und Volkslied noch nicht ganz und gar aufgehört haben, mit ihrem Epheu die Trümmer in jener Urwelt zu umschlingen, die jede Nation wie jeder einzelne Mensch und jeder Einzelne so gut wie ganze Geschlechter ihre Kindheit nennen: solange wird auch das innerste Heiligthum des Lebens schöner Sinnbilder nicht ermangeln, und solange wird es auch niemals an Leuten fehlen, welche denselben den ebenso klaren als leichtbeweglichen Spiegel einer artistischen Gestaltungsgabe zukehren. Auch begegnen wir bereits vor dem Schluß des ersten Zeitraums des Protestantismus einem Dichter erster Größe, W. Shakspeare nämlich, der die Wahrheit des Gesagten bethätigt und der sämmtliche hiermit angedeutete Richtungen der Kunst in einer unzertrennbaren poetischen Synthesis vereinigt, die als solche bisjetzt noch unübertroffen dasteht, ja nicht einmal noch erreicht worden ist. Bei sorgfältigerer Untersuchung dieses herrlichen Zusammenwirkens sieht man sich jedoch zu der Wahrnehmung hingedrängt, daß Shakspeare's Genius gerade infolge eines überwältigenden Einflusses der negativen Function des Protestantismus einen Charakter erhalten hat, der oft ein zu hohem Grade skeptischer und zersetzender, oft ein zu wenig über den dunkeln Gesichtskreis dieser Welt erhabener ist, als daß das innerste und himmlische Bedürfniß der Menschheit sich damit zufrieden zu geben vermöchte. Indessen steht dieser Mangel mit einem Verdienste in enger Verbindung, welches darin besteht, daß die Shakspeare'sche Poesie in ihrem Ernst wie in ihrem Scherz, in ihrem Pathos wie in ihrer Ironie, in ihrer Charakteristik wie in ihrer Romantik eine philosophische Tiefe, einen rastlosen Drang des Suchens und Forschens verräth. Dadurch ist sie eine Vorbotin, sowie wirklich in mancher Hinsicht ein Vorbild einer vollkommenern poetischen Synthesis; diese kann jedoch erst statthaben, wenn die positive Function des Protestantismus sich die jetzige Weltherrschaft der negativen Function desselben erobert haben wird.

*) Wie weit entfernt diese Anschauungsweise davon ist, nach einer falschen, d. h. einer naturleeren und hohlen Idealität zu haschen, hat Niemand besser ausgedrückt als Goethe, indem er sagt: „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen." Anm. des Verfassers.

**) Man denke hier zunächst an jene wunderbaren Frescogemälde von Cornelius, welche die Wände der Ludwigskirche in München schmücken und an diejenigen, welche die Wände des Campo-Santo in Berlin zu schmücken bestimmt sind, und die gewiß keines reinen Menschen und Christen Auge ohne heilige Freude und Andacht ansehen wird.

Nichtsdestoweniger haben jedoch schon jetzt, dem Ziele einer solchen vollkommenern Synthesis zustrebend, unter manchen Andern, deren Namen hier zu erwähnen wären, vorzüglich J. W. von Goethe, F. von Schiller und L. Tieck, und zwar durch nicht weniger leitende als leuchtende Muster gezeigt, daß die Macht der Poesie dieser Erde doch noch nicht gänzlich Lebewohl gesagt hat, und mit ihrer Hülfe haben die Hauptglieder der in Frage stehenden Synthesis bereits unvergängliche Kunstgestalten erhalten, wiewol deren Ganzheit, selbst als voll, einer solchen noch entgegensieht. Dabei hat sich auch gezeigt, daß dem Hauptzweck gleicher Verschub geleistet wird, ob man nun (wie Altmeister Goethe) mit naiver Herzlichkeit und Lebenslust sich zunächst an das Schöne hält und anschließt, was in Natur und Menschheit sich stets als gegeben und gegenwärtig vorfindet *); oder (wie Schiller) mit einer sentimentalen, jedoch kräftigen Leidenschaft der Speculation vorzüglich dem Schönen nachtrachtet, was die Idee der Natur und Menschheit als zukünftig in ihrem heiligen Schoos birgt, als ein in weiter Ferne strahlendes, beseligendes und mahnendes Muster; oder endlich (wie Tieck) mit einer romantischen Phantasieliebe dem Schönen den Vorzug gibt, welches ein auf das gegenwärtige zurückglänzendes, einer schönern Vorzeit angehörendes Schöne ist, dessen Abendroth und zaubernächtiger Mondenschein vom Morgenglanz eines künftigen Schönen träumen, während dieser Morgenglanz in der That bereits die Wolken des Ostens vergoldet. Aber bei alle Dem hat sich auch gezeigt, daß in jeder dieser Richtungen für sich, wie in allen zusammen, eine neue Universalform objectiver Symbolanschauung gesucht wird, und damit also auch, in und mit dieser, das Wesen jener mythischen Einheit selbst, ohne welche die Mannichfaltigkeit des Lebens ebenso wenig in der ästhetischen wie in der religiösen Betrachtung sich zu einem in Wahrheit harmonisch Ganzen ordnen läßt. Um nun diese Einheit, die aus einer geoffenbarten nach und nach zu einer versteckten geworden zu sein scheint, wiederzufinden, macht sich jetzt in jeder dieser Richtungen sichtbar das Bestreben geltend, mit dem Gefühl, mit der Phantasie, mit dem Gedanken gemeinschaftlich und mit selbstbewußterer Absicht als je vorher in das Allerinnerste des Lebens zu dringen, wenngleich es hierbei keineswegs nothwendig ist, daß das Reflexionselement mit jenem metaphysischen Uebergewichte wirke wie bei Schiller, auf dessen Dichtungen (wie sich von selbst versteht, mit mancher Ausnahme, mit Ausnahme vorzüglich seiner letzten Dramen) es in ästhetischer Beziehung gerade keinen sehr heilsamen Einfluß geübt hat. Es ist dieses Bestreben ein unwillkürliches, ein aus einer innern Nothwendigkeit hervorgehendes. Die principalen Symbole nämlich, in welchen jene Einheit vorzüglich hervortritt, wovon die übrigen sämmtlich bestrahlt, geordnet und gruppirt werden, stehen allerdings mit der Wurzel ihrer Individualität in der Natur, in der Liebe, in der Sage, in der Geschichte; den Organismus ihrer Individualität, als voll und fertig, haben sie jedoch nirgends anders als in der mythischen Uebernatur, die durch eine allgemeine religiöse Anschauung eine nicht weniger consistente Wirklichkeit für den Menschengedanken erhält, als die äußere Natur- und Geschichtswelt in seiner wie für seine alltägliche Wahrnehmung hat. Die Künstler, die in einer (ganz oder doch fast ganz) mytheentblößten Zeitperiode leben, sehen sich daher genöthigt, sobald ihre Kunst nach einer eigentlich objectiven Gestalt strebt, sich weiter umzusehen und den Kreis ihrer besonders objectiven Symbolanschauungen mit Fragmenten früherer allgemein objectiver vollzumachen; sie sehen sich genöthigt, von jenen zu entlehnen, außer manchem Andern, vor allem die Hauptsymbole selbst, ohne welche sich kein Kunstwerk im höhern Sinne des Worts zuwege bringen läßt. Hierbei liegt jedoch eine Klippe, woran auch Unzählige gescheitert sind, sozusagen unausweichbar nahe: daß nämlich diese entlehnten Götter- und Heiligengestalten ihre Eigenschaft als entlehnte zu sehr verrathen und als Prachtdecorationen aus einem vergangenen Menschenalter parademäßig vor einem andern das Gewehr schultern, welches sich ihnen durchaus entfremdet fühlt und darum bei ihrem Anblick wenig oder gar keine Wärme und Theilnahme empfindet. *) Klar ist es, daß es nichts Unglücklicheres geben kann, sowol was den eigenen Gehalt eines Kunstwerks, als was seinen bildenden Einfluß auf das ganze sogenannte Publicum anbelangt. Diese Klippe zu vermeiden ist indessen keineswegs unmöglich, dazu gehört jedoch ein Genie, welches fähig ist, die Natur wie eine Braut in seine Arme zu schließen; dazu bedarf es eines Genies, welches, indem es eine poetische Naturliebe mit einer reichen empirischen Naturkenntniß und Beides hinwieder mit einer ebenso reichen empirischen Menschenkenntniß verbindet, im Stande ist, die tiefste Einweihung zu empfangen in das Geheimniß des Verhältnisses des schön Menschlichen zum schön Natürlichen. Ein solches Genie ist in einem so hohen Grade im Stande, die bereits erwähnte Wurzel der Individualität aller Symbole seiner Kunst einzuverleiben, daß die vorzüglichsten derselben auch wieder mit einem Leben, einer Farbe, einer uns anheimelnden Natürlichkeit vor uns dastehen, als wären sie erst in diesem Augenblick aus dieser Wurzel hervorgewachsen. Hiermit fänden wir also eine Weltanschauung gegeben, welche in demselben Maß als ihr Mittelpunkt, das schön Menschliche, zugleich des Natur- und des göttlichen Lebens sichtbarer Mittelpunkt ist, einer neuen allgemein objectiven Symbolik den Weg bahnt, ja sie sogar schon einführt; einer Symbolik, worin die Symbole überhaupt und die principalen Symbole insbesondere einmal in noch innerlichern Formen ans Licht treten werden. Ein Genie dieser Art, dieser Richtung und hohen Bildung hat unsere Zeit besessen, und zwar in J. W. von Goethe, einem Dichter, in jeder Beziehung voll von Zukunft und darum unsterblich classisch, darum der Stifter einer Schule im wahren Sinne des Worts, einer Schule, in welcher ein progressives Princip vorherrscht und deren ausgezeichnetste Schüler eben Schiller (in seinen besten Sachen) und Tieck selbst sind. Keiner dieser Beiden würde sich durch diese unsere Aeußerung für zurückgesetzt erachten oder dagegen Protest einlegen, wenn sie irgend einmal zu ihrer Kenntniß gelangen könnte.

Diese Schule ist es, welche neben der Denkerschule, deren Stifter Goethe's nächster Geistesverwandter, J. W. von Schelling, ist, kräftiger als irgendein anderes Verbesserungsbestreben der Gegenwart ankämpft wider den ausgearteten Protestantismus und die durch ihn überall hereinbrechende **) liberalistische Barbarei. Unterliegt die erwähnte Schule, so hat diese Barbarei es vorzüglich den grundfalschen Ansichten von ästhetischer Thätigkeit zu verdanken, welche außerhalb dieser Schule in Umlauf gesetzt werden; zum Theil wol auch der Ansicht, die in jeder Thätigkeit der Art blos einen angenehmen Empfindungs- und niedern Sinnlichkeitskitzel sucht und schätzt, sowie endlich zum Theil der Ansicht, die die Sache ernster zu nehmen glaubt, indem sie in den Hervorbringungen der Poesie etwas ganz Anderes als die Poesie selbst sucht, etwa Moralpredigten, patriotische Ermunterungen, politische Parteiansichten u. s. w.

*) Bekanntlich bezeichnete schon J. G. von Herder Goethe's Genius und künstlerische Thätigkeit als vorzugsweise „ans Gegenwärtige geheftet".

*) Einen klaren Beleg hingegen für „die ästhetischen Vortheile, einer Religion anzugehören, deren uralte symbolische Form sich noch bewahrt hat, noch unzersplittert zutage liegt" (siehe oben), liefert zum Beispiel Goethe, indem er nämlich (in seiner „Italienischen Reise") bei Beschreibung eines ihm damals unverständlichen Bildes Tizian's sich gleichwol lobend dahin äußert, hier müsse ein heiliges altes Ueberliefertes zugrunde liegen, daß es dem Genius des großen Venetianers möglich war, „diese verschiedenen, unpassenden Personen" so kunstreich und heiliger Bedeutung voll zusammenzustellen. „Wir fragen nicht", setzt er hinzu, „wie und warum, wir lassen es geschehen und bewundern die Kunst des Meisters."

**) Geschrieben zu Anfang der dreißiger Jahre.

Wir sehen hier ein eigenes Bild des gegenwärtig allgemeinen Kriegs zwischen falschem Naturalismus und falschem Rationalismus, sowie des Bündnisses beider gegen die Wahrheit; die noch rohere Vorstellungsweise ganz unerwähnt gelassen, welche poetische und überhaupt artistische Schöpfungen für bloße Spielerei ansieht, für einen zum feinern Ton der Gesellschaft gehörigen Zeitvertreib in Stunden, die man entweder auf etwas Nützlicheres nicht verwenden kann oder nicht will. In der That, versprechend sind die Aussichten für die erwähnte kämpfende Schule nicht. Behält sie jedoch das Feld, so wird zuletzt ein Dichter aus ihr hervorgehen, der ein Shakspeare in positiverer Gestalt sein wird, d. h. ein Dichter, welcher in seiner Kunst kraft der Lebenswärme einer alsdann zu einer neuen symbolischen Integrität gelangten religiösen Anschauung eine innigere Wechseldurchdringung des poetischen und des philosophischen Geistes zur Anschauung bringt. Hinsichtlich der Größe Shakspeare's darf man nicht vergessen, den glücklichen Zufall in Anschlag zu bringen, welcher ihn gerade am Schluß eines romantischen Zeitalters geboren werden ließ, dessen Geist noch in mehr als einer Eigenschaft des neu anbrechenden Zeitalters lebendig war. In seiner Nation wie in ihm selbst war noch ein reichlicher Nahrungsfonds Dessen vorhanden, was das seinem Schlusse nahe Zeitalter Großes und Herrliches besessen. Ein solches Glück widerfuhr leider den drei größten Dichtern unserer Zeit nicht; der Instinct des Genies hat sie jedoch, Hand in Hand gehend mit einem strengen Studium, über ihre Zeit erhoben und sie damit zugleich in der Zeit vor und nach ihnen heimisch gemacht. Ganz besonders gilt dies in Bezug gerade auf den unter den dreien, welcher am meisten in der Gegenwart zu leben schien, und der in der That als eine persönliche Encyklopädie alles Dessen angesehen werden darf, was in der Cultur der Gegenwart Gutes zerstreut erscheint. Vereinend in seiner Person das für andere Dichter Unvereinbare, den besten und feinsten Kunstkenner, während er zugleich der beste Natur- und Menschenkenner war, voll Ruhe des Gemüths auch in der Glut der höchsten Lyrik und voll Feuer auch in einem noch so plastischen Gewande, zugleich der weiseste Mann und der heiterste Künstler, voll edeln Maßes im Genusse, wie voll Kraft des Charakters, wofern es galt, diesem einmal den Rücken zu kehren, voll Milde in seiner Macht und Stärke, voll Milde in seiner Größe, jederzeit gleich vertraut mit der Fülle der Natur und dem Ebenmaß der Idee, hat Goethe dem Weltstrom der Poesie ein neues Bette erschlossen; in diesem fließt er nun dahin unter einem beständig blauen Himmel, zwischen bald ernst und finster drohenden, bald freundlich lächelnden Ufern, Alles mit gleicher Klarheit und Unparteilichkeit zurückspiegelnd, jeden bessern Boden gleich erquickend und befruchtend, ohne von irgendwelchem einen Beigeschmack anzunehmen. Wenn wir uns da einschiffen, verwandelt sich wie mit einem Zauberschlag die ganze düstere Umgebung unserer Zeit. „Apparet divum numen", rufen wir mit Lucrez begeisternd aus:

Apparet divum numen sedesque quietae,
Quas neque concutiunt venti, neque nubila nimbis
Adspergunt, neque nix acri concreta pruina
Cana cadens violat; semperque innubilus aether
Integit, et large diffuso lumine ridet;
Omnia suppeditat porro natura, neque ulla
Res animi pacem delibat tempore in ullo.

Wie treulich und gewaltig nun Schiller und Tieck ihm zum Zweck der Förderung dieser Götterfahrt helfend zur Seite standen, dieses näher auseinanderzusetzen ist hier ebenso wenig der Ort, als überhaupt den großen Verdiensten dieser Könige im Reiche der Poesie eine ausführlichere Besprechung zu widmen. Für unsern gegenwärtigen Zweck reicht es hin, wenn wir überhaupt aufmerksam machen zuerst auf Schiller's dramatisches Seherauge, dem es immer klarer wurde, daß das große historische Drama des Menschenlebens, obgleich in jeder einzelnen Abtheilung eine Schicksalstragödie, doch im Großen und Ganzen eine Vorsehungstragödie bilde; und dann auf die wunderbar eigenthümliche Weise, wie in Tieck's Werken die dramatische Reflexion und Dialektik der vorwärtsblickenden Kunstrichtung der epischen Unschuld und Heiterkeit der rückwärtsblickenden schwesterlich die Hand bietet, während Liebe und Ironie mit üppigster Frische und einem unerschöpflichen Reichthum an Witz und Laune über der Tiefe eines religiösen Natursinns scherzen, als unzertrennliche Geschwister, in einer Frühlingspracht ohne Gleichen.

Somit wäre denn durch einen Hinblick auf die drei größten Dichter der Gegenwart gefunden, worin das in der wieder zu neuem Leben erwachten Poesie eigentlich Poetische bestehe und was ihm noththue, sowol um einen noch höhern Grad des Fortschritts zu erreichen, als auch um seinen bildenden Einfluß zu erweitern und dessen Dauer zu sichern. Es besteht nämlich, wie wir gesehen haben, in noch glücklich bewahrten, wiewol fragmentarischen Erinnerungen einer symbolischen Anschauung, die in ihrer Ganzheit verlorengegangen ist, die man jedoch nunmehr in verjüngter Gestalt wiederherzustellen im Begriff steht: theils im Wege neuen Auffindens ihres zu jeder Zeit vorhandenen Naturbodens, theils im Wege einer energisch suchenden Sehnsucht nach ihrer wahren Idealgestalt, theils im Wege des Vermuthens und Errathens dieser Gestalt mit Hülfe der vielfarbigen Spiegelbilder, die als Repräsentanten derselben das bunte Reich der Sage und Geschichte der Vorzeit beherrschen. In der zuerst erwähnten Art der Poesie steht Keiner neben Goethe, wenn nicht vielleicht der der Welt zu früh entrissene Novalis *); in der zweiten ist nach Schiller der im Lob wie im Tadel gewöhnlich gleich unrichtig geschätzte Dichter der „Pilgerfahrt Harold's" zu nennen, der hochgewaltige Dichter Byron; in der dritten nach Tieck der (eine zeitlang) freilich mehr als recht war gefeierte Walter Scott. Es versteht sich von selbst, daß die Verschiedenheiten unter ihnen dessenungeachtet zahlreich und groß sind. So ist z. B. zwischen Byron und Schiller vor allen Dingen der große Unterschied, daß das Suchen und Forschen, das sich in Byron's Gesängen ausspricht, wol das Suchen und Forschen eines großen Geistes ist, jedoch mit Selbstsucht ins Werk gesetzt, ohne Einsicht, fast immer beschränkt vom Horizont des eigenen Ich, und darum in trostloser Gemüthsstimmung anfangend, in Verzweiflung aufhörend, während hingegen das Suchen und Forschen, welches den Dichter des „Wallenstein" auszeichnet, mit reiner und mit sich selbst klarer Absicht ins Werk gesetzt zu werden pflegt, mit heiliger Zuversicht adlergleich zum Himmelsgewölbe des unermeßlichen Gesichtskreises der Geschichte emporsteigt und daher sich nicht selten des glücklichen Erfolgs erfreut, von ihm herab wenigstens in momentweise durchbrechenden Sonnenblicken zwischen den Wolken das ersehnte Ideal herabstrahlen zu sehen. **)

*) Bekanntlich pries schon Tieck (in seinem „Phantasus") den geliebten Freund als „die Morgenröthe einer bessern Zukunft".

**) Auch Altmeister Goethe, einer der Ersten, die den großen Dichter im Reich der Weltliteratur begrüßten, vergleicht diese beiden Titanen mehr als ein mal miteinander. So unter Anderm auch mündlich in Eckermann's „Gesprächen", I, 305 fg., wo sich der greise Dichterfürst so äußert: „Schiller's eigentliche Productivität lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen wie in einer andern Literatur Seinesgleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das Meiste." Was übrigens das etwas herbe (wiewol gerechte) Urtheil des schwedischen Dichters hinsichtlich Byron's anbelangt, so muß es gewiß andererseits den Verehrern des größten englischen Dichters nach Shakspeare zur Freude gereichen, Worte wie folgende, und zwar wieder aus Goethe's Munde (a. a. O., I, 200 fg.), über ihn zu vernehmen: „Das, was ich Empfindung nenne, ist mir bei keinem Menschen größer vorgekommen als bei ihm"; und (a. a. O., I, 210 fg.): „Die Engländer mögen auch von Byron halten, was sie wollen, es ist doch soviel gewiß, daß sie keinen Poeten haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er ist anders als alle übrigen und meistentheils größer."

So zeigt sich auch zwischen Tieck und Walter Scott, abgesehen von manchen andern Verschiedenheiten zwischen ihnen, hauptsächlich der wesentliche Unterschied, daß der Letztere, dem Erstern gleichstehend in der Kunst plastischer Gestaltung und Charakteristik, ihn in Hinsicht seiner religiösen, lyrischen und speculativen Innigkeit bei weitem nicht erreicht. *) Indessen sind die Verschiedenheiten keineswegs von der Art, daß sie Byron oder Scott von dem Ruhm ausschließen, zu den größten Dichtern der Gegenwart gezählt zu werden. **) Der Erstere gehört unleugbar dazu schon wegen der Prometheischen Gewalt seines Genius, wieviel er übrigens auch hinsichtlich einer bessern Richtung seines Willens zu wünschen übriglassen möge; bei Walter Scott läßt sich auch eine solche nicht verkennen, wenn sie auch mehr in sittlicher als in ästhetischer Hinsicht befriedigt, wobei man uns gewiß die Bemerkung nicht verübeln wird, daß er sich ein wenig zu gemächlich und sorglos der etwas stark expansiven Natur seines Talents überließ. Alle diese Dichter haben indessen das miteinander gemein, daß sie (sich dessen mehr oder weniger selbstbewußt) den stark reflectirenden und mit philosophischer Betrachtung nahe verwandten Geist ausdrücken, welcher als solcher sowol im Guten als im Bösen die ganze protestantische Cultur charakterisirt.

Hiermit ist zugleich gesagt, was diesem Geiste nach poetischem Maßstabe zum Zwecke gedeihlichen Vorwärtsschreitens und dauernder Sicherung seiner Entwickelung noththut: daß nämlich diese immanente Philosophie sich selbst unverdunkelbar klar werde, mit Hülfe einer neben ihr in gleichem Schritt vorwärtsschreitenden ausgebildeten, d. h. wissenschaftlichen. Von dieser erhält sie nachher auf dieselbe Weise Anleitung, nicht wie sie sich als Kunstkraft in jeder einzelnen Productionsäußerung gebahren muß, denn dazu gibt einzig und allein das Genie des Künstlers selbst Anleitung; sondern worauf sie ihr Augenmerk zunächst hinlenken muß in ihrer Eigenschaft als bildende Menschenveredlungskraft. Wenn nun diese neuere Kunstschule im Allgemeinen sich bestrebt, die Einheit des wahrhaft Natürlichen und des wahrhaft Idealen so tief zu erfassen, daß daraus auch selbst das Subjectivste in vollkommen anschaulicher Objectivität hervortritt, so muß einleuchten, daß es nichts Nützlicheres geben kann für derartige Bemühungen, als eine recht deutliche Auseinandersetzung des schöpferischen Lebenspunktes, welcher blos insofern, als er der innerste Punkt des Subjectiven ist, damit zugleich zum innersten Punkt des Objectiven wird. Aber gerade mit einer solchen Auseinandersetzung ist die edelste Form der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit beschäftigt. Hiervon rührt auch, als in der Natur der Sache und nicht (wie Viele zu glauben scheinen) in den besondern Sympathien, Ansichten und Behauptungen einiger Tagesschriftsteller ihren Grund und Boden habend, das bereits erwähnte freundschaftliche Verhältniß her zwischen der Goethe'schen Künstlerschule und zwischen der Schelling'schen Denkerschule, ein freundschaftliches Verhältniß, dem beigezählt zu werden in neuester Zeit auch die Hegel'sche Modification derselben sehr eifrig zu wünschen schien.

Was hier zunächst hinsichtlich des gegenwärtigen Verhältnisses der Philosophie zur Poesie angeführt worden ist, gilt auch hinsichtlich ihres Verhältnisses zu den übrigen schönen Künsten. Auch im Gebiete dieser tauchen nach und nach größere Talente auf, die das Bedürfniß ernsten Denkens und eines gründlichen, gerade dadurch jedoch eine bessere Zukunft einleitenden Studiums in sich gefühlt haben. Mit Freude läßt sich sagen, daß auch Schweden bereits solche Schöpfer im Reich des Schönen unter seine Söhne zu zählen Ursache hat. Wem es darum zu ist, sich hiervon thatsächlich zu überzeugen, der höre einmal Lindblad's Musik, oder sehe sich Fogelberg's Gebilde in Marmor und Sandberg's wunderbare Gemälde an. *) Dergleichen in mehren europäischen Ländern zu gleicher Zeit vorkommende Phänomene dürfen als factische Beweise angesehen werden der begonnenen Wiedergeburt einer Kunst, die in einem unauflöslichen Zusammenhange steht mit der gleichfalls im Werden begriffenen Wiedergeburt einer echten Philosophie, und die daher zur vollkommenen Erreichung ihres eigenen Zwecks voraussetzt, daß diese der positiven Function des Protestantismus, als Grundfunction alles Dessen, was im Culturzustande der Gegenwart auf etwas Besseres hinzielt, zu einer zum Zweck führenden Entwickelung verhelfen soll. Kurz, wir glauben nunmehr die Unentbehrlichkeit einer echten Philosophie zum Zweck einer wahrhaften Entwickelung der Poesie und der Kunst des Zeitalters dargethan zu haben, wie wir in einer vorhergehenden Abtheilung unsers Werks ihre Unentbehrlichkeit behufs einer wahrhaften Entwickelung der Religions- und Gesellschaftsverhältnisse desselben dargelegt haben.

Criminalliteratur.

1. Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Vierundzwanzigster Theil. Neue Folge. Zwölfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 12. 2 Thlr.
2. Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von Wilibald Alexis. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 10 Ngr.
3. Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten, von Ernst Fritze. Leipzig, Kollmann. 1854. 8. 1 Thlr.

Die unheimlichen und oft so schauerlichen und blutigen Blätter der Criminalistik üben auf den Menschen eine fast

*) Am deutlichsten zeigt sich diese Ueberlegenheit Tieck's, wenn er zuweilen in seinen Werken Walter Scott's eigenstes Gebiet betritt, wie z. B. in dem in seiner Art einzigen (leider jedoch unvollendeten) Roman „Der Aufruhr in den Cevennen", in seinen unübertrefflichen Shakspeare-Novellen („Dichterleben" u. a.), sowie endlich in seinem unsterblich classischen Meisterwerk „Tod des Dichters". Anm. d. Verfassers.

**) Sein herbes Wort hinsichtlich Byron's mildert der verehrte Verfasser selbst bedeutend, indem er an einer andern Stelle des nämlichen Werks (s. S. 460, die Note unter dem Text) sich folgendermaßen äußert: „Es ist zum Verwundern, welche geringe Theilnahme selbst die Verehrer Byron's dessen Dramen geschenkt haben (mit Ausnahme vielleicht von «Kain» und «Manfred»), und wie ungerecht man ihm eigentlich dramatisches Talent abspricht. Wie man so etwas behaupten mag, nachdem man z. B. seinen «Sardanapalus» und «Werner» gelesen, ist in der That unbegreiflich. Hin und wieder scheint indessen selbst das ohne Vergleich geistreichste seiner Gedichte, sein «Don Juan», von den Anbetern des großen Dichters gerade so wenig verstanden zu werden, wie von seinen kleinlichen Tadlern."

*) Besonders seine unsterblichen Frescogemälde in Skandinaviens schönstem Tempel, der Domkirche von Upsala. Was die neuere schönwissenschaftliche Literatur in Schweden anbelangt, so ist es eine eigene Erscheinung, daß, während (nach dem Tode des genialen Stagnelius) ihre männlichen Pfleger fast ohne Ausnahme — natürlich blos infolge ihres ungemein feurigen Naturells — eine anhaltende Wasserscheu vor philosophischem Nachdenken und überhaupt vor jeglicher Art tiefern Nachdenkens zu theilen scheinen, eine weibliche Pflegerin im Blumengarten der Belletristik ebenso viel Achtung vor und seltenen Geschmack an speculativer Betrachtung als naiven Scharfblick in jenen mannichfaltigen Verhältnissen des Menschenlebens an den Tag legt, wie es uns in der gewöhnlichen Erfahrung entgegentritt. Wir meinen die liebenswürdige Verfasserin der wirklich in vieler Hinsicht ausgezeichneten „Skizzen aus dem Alltagsleben", Frederike Bremer. Zu den äußerst seltenen Ausnahmen unter den „männlichen" Pflegern gehört jedoch und ist mit besonderer Auszeichnung hervorzuheben der Verfasser des hochgenialen „Dornrosenbuch", Almquist, dessen Werke trotz ihrer scheinbaren und wirklichen Mängel ein ebenso seltenes Maß von speculativem als poetischem Talent verrathen. Unter den einer etwas ältern Generation angehörenden Schriftstellern ist in dieser wie in mancher andern Hinsicht auch noch P. H. Ling mit gerechter Hochachtung zu nennen. Anm. d. Verfassers.

wunderbare Anziehungskraft, und fast scheint dieser Reiz mit dem Zunehmen der Bildung oder Hyperbildung und des Comforts in den Lebensgewohnheiten noch zu wachsen. Die öffentlichen Gerichtssitzungen sind nie voller, als wenn ein recht grausiger und verwickelter Criminalfall verhandelt wird, und ein Zeitungsblatt gilt, zumal in politisch-magerer Zeit, als besonders interessant, wenn es einen möglichst großen Vorrath von Berichten über interessante und furchtbare Criminalverbrechen enthält. Der Eine nimmt daran nur ein stoffliches Interesse, wie an einem recht spannenden, an dunkeln und entsetzlichen Begebenheiten reichen Roman; ein Zweiter betrachtet sie als ein Stimulationsmittel für seine abgespannten Nerven, und vielleicht nur der kleinste Theil sucht daraus seine Kenntniß von den oft so räthselhaften Nachtseiten und den dämonischen Regungen der menschlichen Natur wie von den Sittenzuständen im Allgemeinen zu bereichern. Nur die Letztern lesen Criminalgeschichten so wie sie gelesen werden sollen, und für sie sind allerdings Criminalgeschichten eine der ergiebigsten Quellen psychologischer Belehrung.

Dieser Neigung verdankt man es, daß der „Neue Pitaval", der freilich von einem Meister criminalistischer Darstellung, von Wilibald Alexis, redigirt und meist auch selbst geschrieben wird, nun bereits bis zum vierundzwanzigsten Theil oder dem zwölften Theil Neuer Folge vorgeschritten ist. Dieser Theil enthält zuvörderst unter dem Titel „Der Erbe von Annesly" und „James Hackman und Margaret Reay" zwei Fälle aus dem Schatze der englischen Criminalistik, die, wie der Herausgeber in der Vorrede bemerkt, Romane so vollständiger Art sind, daß man sie auch mehrmals in England und in Frankreich als Stoff für Romane benutzt hat. James Hackman, der die Hauptperson in dem zweiten dieser Fälle spielt, war ein potenzirter Werther, der erst seine Geliebte, die Maitresse des Lords Sandwich, ermordete und sodann sich selbst zu tödten versuchte, was ihm jedoch nicht gelang. Seine Briefe sind von hohem Interesse, indem sie durchweg das Colorit einer ungesunden Empfindsamkeit tragen, die in jenen Tagen herrschend geworden war und in die man sich, an der Hand einer übel gewählten oder übel verstandenen Lectüre, selbst künstlich versetzte, um auf der empfindsamen Höhe der Zeit zu stehen. Am 1. Juli 1778 schrieb Hackman an seine Geliebte: „Schicke mir doch das französische Buch, von dem du neulich schriebst, «Werther».*) Wenn du auch, ich werde es nicht vergessen. Unsinn! zu sagen, es würde mich unglücklich machen, oder ich sei nicht im Stande, es zu lesen! Muß ich denn die Pistole laden, weil ein Deutscher mit seinem dicken Blute solch ein Narr gewesen ist, das Beispiel zu geben, oder weil ein deutscher Novellist solch ein Histörchen erfunden hat?" Wie hier ein Zusammenhang zwischen Verbrechen und literarischer Zeitstimmung wahrzunehmen ist, so läßt die Ermordung des Hofmarschalls von Minutoli zu Meiningen im Jahre 1848 einen Zusammenhang zwischen Verbrechen und politischer Zeitstimmung erkennen, indem dabei politische Erregung wenigstens mitspielte. Minutoli fiel zwar als ein Opfer der Rache und gemeiner Raubsucht, aber die jugendlichen Verbrecher, zwei Knaben und ein Mädchen, logen sich dabei vor, den wegen mancher Lebensgewohnheiten gehaßten Mann, dem es außerdem der meininger Gewerk- und Handelsstand nicht vergeben konnte, daß er das Meiste für die Hofhaltung von auswärts, namentlich von Berlin beziehen ließ, im Dienste des allgemeinen Wohls umzubringen und, falls sie entdeckt würden, vielleicht auch des Volksschutzes zu genießen. „Ein solches Complot von halben Kindern ist fast unerhört", bemerkt der Herausgeber. Zugleich eröffnen uns die diesen Criminalfall begleitenden Nebenumstände traurige Blicke in die Frivolität und sittliche Indifferenz, womit das Proletariat im sinnlichsten Genuß ein kurzes Vergessen seines Elends und seiner Gewissensangst sucht und selbst ungefragt, wie um damit zu renommiren, mit einer fast schauerlichen Naivetät seine Geständnisse darüber macht. Ein Nachtbild anderer Art und zwar aus der vornehmen Welt entfaltet die Criminalgeschichte von dem Kammergerichtsassessor von Zahn, der mit raffinirtester Bosheit zwei Nebenbuhler zu einem Duell zusammenhetzte, um sie beide womöglich zu gleicher Zeit aus dem Wege zu räumen. Endlich wollen wir noch den durch den Goldschmied Juncovius in Guben an seiner Frau verübten Mord hervorheben, der mit einem Kannibalismus ausgeführt wurde, wie man ihn unter gesitteten Völkern und bei einem Manne, der durch Erziehung und Reisen einen nicht ganz gewöhnlichen Grad von Bildung erlangt hatte, nicht für möglich halten sollte. Dieser Verbrecher erheuchelte Unschuld bis zum letzten Augenblick, bestieg mit einer fast chevaleresken Leichtigkeit das Schaffot und rief, schon auf den Block geschnürt, fast unter dem Beile des Henkers: „Laura, ich komme!" Ueberhaupt müssen wir gestehen, daß die deutschen Verbrecher in den Annalen der Criminalistik eine hervorragend traurige Rolle spielen, indem sich bei ihnen der Roheit und dem Kannibalismus nicht selten ein empörendes theatralisches Wesen gesellt, womit sie Gemüthlichkeit und süßliche Sentimentalität erheucheln, die mit jener Roheit zusammengehalten einen um so abstoßendern Eindruck machen.

In seinem „Reise-Pitaval", welcher ein Bändchen der aus einem Cyklus der interessantesten Schriften bestehenden Brockhaus'schen „Reisebibliothek" bildet, hat W. Alexis vier Erzählungen von Verbrechen zusammengestellt, die auf Reisen oder in Wirthshäusern verübt wurden; es sind die Criminalerzählungen: „Dorothea Blankenfeld, oder die Mörder als Reisegesellschaft"; „Karl Grandisson, oder der große Postwagenräuber"; „Bletry, oder die Leiche auf der Eisenbahn"; „James Hind, der royalistische Straßenräuber." Unserm Zwecke liegt die zweite Erzählung am nächsten. Ihr Held ist Grandisson, eigentlich Grosjean aus Berlin, der im ersten Decennium unsers Jahrhunderts, nachweislich von 1800—14, in Deutschland, Holland und vielleicht auch Frankreich eine Reihe der ergiebigsten und raffinirtesten Postdiebstähle, man weiß gar nicht wie viele, ausgeführt und sich in diesem Fache der Dieberei als ein vielleicht unübertroffener Meister gezeigt hat. Er stahl Summen im Betrage von Tausenden, verschmähte es aber auch nicht, wenn er es haben konnte, Strümpfe, Materialwaaren, Cognac, Pfropfen, Schwämme u. s. w. zu entwenden, wie es scheint aus bloßer Lust, Neigung und Gewohnheit, da er die großen Vorräthe, die man davon in seiner Wohnung nach seiner Entdeckung vorfand, doch nicht verwerthen konnte. Dabei wußte er an den Orten, wo er längere Zeit lebte, nicht blos den Nimbus der Wohlhabenheit, sondern auch den des bürgerlichen Anstandes um sich zu verbreiten; er wie seine Frau waren in Gesellschaften gesucht und beliebt; seinen Kindern gab er die beste Erziehung, und die französischen Behörden in Nancy und Dijon stellten seinem sittlichen Verhalten die allergünstigsten Zeugnisse aus. „Er war", heißt es darin, „mit so vortheilhaftem Aeußern begabt, sein Benehmen so freimüthig und offen, sein Betragen so rechtlich, seine Sitten waren so sanft und sein Benehmen so delicat, daß er allen Personen, mit denen er in Beziehung gestanden, Vertrauen und Interesse einflößte. Er war sehr splendid, lebte höchst anständig, jedoch ohne Verschwendung, dabei äußerst geregelt. Lectüre und Umgang mit einigen rechtlichen Beamten füllten allein seine Mußestunden aus. Nur wenn er von seinen häufigen Reisen zurückkehrte, schien er nachdenkend und trübsinnig." Gleiches Ansehen genoß er in Heidelberg, ja er machte sich hier so beliebt, daß, als er mit seiner Familie einst verreiste, angeblich nach

*) Eine englische Uebersetzung des „Werther" kam erst im Jahre 1779, also in demselben Jahre, in welchem Hackman seine That vollbrachte, heraus, und zwar nach einer der ziemlich zahlreichen französischen Bearbeitungen. Vgl. „Werther und seine Zeit" von J. W. Appell, der auch den merkwürdigen Fall von einem Schulerjungen in Halle erzählt, welcher sich aus dem Fenster seines Dachstübchens herabstürzte und in dessen Rocktasche man ein Exemplar des „Werther" fand.

Straßburg, ein heidelberger Dichter in zwei elegischen Gedichten die theilnehmenden Gefühle der Stadt für beide Gatten an den Tag legte. Wir wollen keinen Stein auf die sogenannte „Gesellschaft" werfen, aber es zeigt sich doch an diesem Beispiele deutlich genug, daß es gemeinhin hinreicht, etwas aus sich zu machen und, durch welche Mittel es auch sei, ein Prestigium von Reichthum und einen äußern Firniß von Bildung (denn von tieferer Bildung konnte bei Grandisson natürlich nicht die Rede sein) um sich zu verbreiten und aufrecht zu erhalten, um etwas zu gelten und in den Augen der Welt als ein geachteter Mann dazustehen. Man ahnte wol hinter Karl Grandisson etwas Geheimnißvolles, vielleicht einen Contrebandier, aber man fragte nicht weiter nach; war er doch so splendid! Wäre er zufällig vor seinem letzten Postdiebstahle, der zu seiner Entdeckung führte, gestorben, man würde an seinem Grabe seine Tugenden gerühmt und ihm vielleicht eine Hymne ins Grab nachgesungen haben. Die Art, wie allmälig seine Entdeckung herbeigeführt wurde, verfolgt man mit der äußersten Spannung; kaum minder interessant sind die Episoden, welche seine Frau betreffen. Grandisson besaß übrigens noch Ehrgefühl genug, seine Schande nicht lange zu überleben; er erhing sich im Gefängniß zu Berlin.

Auch in Ernst Fritze's „Erinnerungsblättern aus dem Leben eines Criminalisten" begegnen wir einigen interessanten Fällen. Dahin gehören die Geschichten „Ein Familiendrama", mit der unheimlichen Gestalt eines alten Majors, der an dem Eigenthum der Seinen zum Mordbrenner wird; „Eine Mutter", worin uns eine Frau vorgeführt wird, die für ihr von ihr innigst und bis zur Anbetung geliebtes Töchterchen stiehlt und sie dann tödtet, damit die Schande der Mutter nicht auch auf ihrer Tochter Haupt falle; „Eine zweite Mutter", die Geschichte einer doppelten Kindesmörderin; „Ein trauriger Wahn", die Geschichte eines Mannes, der sich vom Bösen verfolgt wähnt und seine Frau tödtet, weil er an der fixen Idee leidet, daß sie das Hinderniß sei, welches sich zwischen ihn und das „wahrhafte und ewige Licht" stelle. Als er seine That vollbracht, war er seelenvergnügt und blieb es auch fortan während der Untersuchungen. Einige andere Geschichten sind mehr novellistischen Charakters. Sie lassen sich im Ganzen gut lesen, obschon der Verfasser häufig in einen zu romanhaften und zuweilen selbst etwas frivolen Ton verfällt, der zu dem Ernst der Gegenstände sehr wenig paßt.

Wir sind keine Anhänger der Prädestinationslehre, aber eine eigenthümliche Erscheinung, die zu denken gibt, ist es jedenfalls, daß man bei allen Hauptverbrechern derselben Gattung verwandte Charakterzüge wahrnimmt, so bei den Raubmördern, bei den Mördern aus Liebe und Eifersucht, aus Rachsucht u. s. w. Auch gebiert jede Zeit ihre eigene Verbrechergattung, die sich dann in dieser Eigenthümlichkeit vielleicht später nie wiederholt, wie sie auch früher nicht da war. Daß die Stimmung der ganzen Zeitatmosphäre, bald der politischen, bald der religiösen, bald der sittlichen und socialen, bald selbst der literarischen, hierbei von großem Einfluß ist, kann schwerlich in Abrede gestellt werden. Unsere Zeit kennt keine solchen chevaleresken und galanten und dabei einigermaßen humoristischen Straßenräuber wie der Novalist James Hind war, von dem uns Wilibald Alexis in seinem „Reise-Pitaval" so vieles Interessante erzählt. Wenn in unsern Tagen Familienmorde, namentlich von Aeltern an ihren Kindern verübt, häufig geworden sind, so deutet dies ohne Zweifel auf einen Verfall des sittlich-häuslichen Lebens wie auf überhandnehmende Desperation an Gegenwart und Zukunft. Die Schwindler in früherer Zeit waren anderer Gattung als die in unserer; früher gehörten dazu besonders die Alchymisten, Goldmacher und ähnliches Gelichter; jetzt haben wir besonders, um sie so zu nennen, Finanzschwindler. Hervorragende Exemplare dieser Art hat uns Wilibald Alexis im zweiundzwanzigsten Theile seines „Neuen Pitaval" in dem Wunderdoctor Frosch und in Wilhelmine Krautz geschildert, die in ihrem Fache das Unglaublichste leisteten, in ihrem Treiben aber freilich auch von einer ihnen entgegenkommenden Leichtgläubigkeit unterstützt wurden, wie man sie bei unserer sich so klug dünkenden Generation kaum für möglich halten sollte. Unserer Zeit war ferner die Gattung der poetisirenden und ästhetisirenden Verbrecher vorbehalten, die, wie schon oben in Bezug auf Jancovius bemerkt worden, eine gewisse poetische Bildung, ein theatralisches Pathos und bei der entsetzlichsten Herzensroheit und Selbstsucht sogar weichliche Sentimentalität affectiren und zuweilen sogar, um vor den Augen der Welt als etwas Besonderes zu gelten, sich noch im Gefängniß auf sentimentales Versemachen oder gar Componiren legen, wie der Giftmischer Bernhard Hartung. Auch der widerwärtige Friseur Dobrowsky, der Gattenmörder, dessen Proceß uns Wilibald Alexis ebenfalls in einem der neuesten Bände des „Neuen Pitaval" erzählt hat, verfertigte noch wenige Tage vor seiner Hinrichtung elende moralische Verse, mit Zugrundelegung der „Stunden der Andacht", und überreichte sie seinem Vertheidiger mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß er davon jeden Gebrauch machen und sie „auch Damen" mittheilen könne!

H. M.

Notiz.

Lorenz Sterne und Elisabeth Draper.

Ein in Posen bei Merzbach erschienenes Schriftchen „Eliza und ihr Bramin. Ein Schattenriß von Karl Hensel" hat das sentimentale Verhältniß zwischen dem Humoristen Sterne und Elisabeth Draper zum Gegenstande. Zuvörderst erhalten wir in der Schrift einige biographische Angaben. Eliza war die Gattin Daniel Draper's, Raths zu Bombay und nachmaligen Chefs der englischen Factorei in Surate. Ihr Vatername läßt sich nicht ermitteln, doch weiß man, daß sie um das Jahr 1742 in der englisch-ostindischen Factorei Anjengo geboren wurde und das Kind begüterter britischer Aeltern war. Wegen eines bedenklichen Brustleidens wurde ihr eine Luftveränderung gerathen und sie reiste nun, ohne ihren Gemahl, nach Frankreich, wo sie während eines längern Aufenthalts die nähere Bekanntschaft Raynal's machte, und von hier nach England. Ihre Liebenswürdigkeit und ihre großen geistigen Gaben verschafften ihr bald in den gewähltesten Gesellschaftskreisen Londons herzliche Aufnahme, und in einem dieser Cirkel war es, wo sich ihr geistiges Verhältniß zu Lorenz Sterne anknüpfte, das bald den Charakter jener Exaltation und Gefühlschwärmerei annahm, wie sie zu der Zeit unter den Gebildeten fast epidemisch war. Während Eliza, obschon Mutter mehrer Kinder, damals kaum 25 Sommer zählte, stand Sterne bereits im vierundfunfzigsten Lebensjahre und war überdies von so hinfälliger Körperbeschaffenheit, daß er sich selbst in einem seiner Briefe an Eliza einen „Fünfundneunziger" nennt. Aus Rücksichten auf das Urtheil der Welt, vielleicht auch aus Sehnsucht nach ihren Kindern, entschloß sich Eliza 1767 nach ihrer ostindischen Heimat zurückzukehren. Sie begab sich in die Dünen nach Deal, um dort Ankunft und Abgang ihres Schiffs, des Earl of Chatham, abzuwarten. Darüber vergingen noch einige Wochen, und während dieser Zeit wurden zwischen ihr und Sterne, ihrem „Bramin", wie sie ihn nannte, jene 22 Briefe gewechselt, welche der Verfasser des Schriftchens in deutscher Uebersetzung und mit beigefügtem Originaltext mittheilt. Sterne starb schon im folgenden Jahre, Eliza 1773. Sie war keine eigentlich strahlende und blendende Schönheit. Sterne selbst schrieb einmal an sie: „You are not handsome, Eliza!" aber er gesteht, niemals ein so intelligentes, durchgeistigtes Antlitz gesehen zu haben, und daß es keinen Mann von Verstand, Zärtlichkeit und Gefühl geben könne, der drei Stunden in ihrer Gesellschaft sei, ohne ihr Bewunderer oder Freund zu werden; und Raynal

sagt in einem Nachruf an sie, der im zweiten Bande seiner „Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes" enthalten ist, daß neben ihrer Schönheit keine andere habe bestehen können, weil sie einzig in ihrer Art gewesen. Karl Hensel vergleicht sie mit so durchgeistigten Wesen wie Novalis' Braut, Sophie von Kühn, und Cäcilie Tychsen, Ernst Schulze's Geliebte. Was Sterne's Briefe an sie betrifft, so hat ihnen schon Hermann Hettner in seiner englischen Literaturgeschichte das Lob ertheilt, daß ihnen in der Welt nichts an die Seite zu stellen sei als Goethe's Briefe an Charlotte Kestner und an Frau von Stein; die Aehnlichkeit erstrecke sich selbst auf den springenden Wechsel zwischen dem Du und Sie. Derselben Eigenthümlichkeit begegnen wir aber auch in dem jüngst bei Meidinger herausgekommenen Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut Karoline Flachsland, der überhaupt in demselben für jene Zeit charakteristischen Stile geschrieben ist, wie Goethe's Jugendbriefe und Sterne's Briefe an Frau Draper. **H. M.**

Bibliographie.

Bechstein's, L., Märchenbuch. Mit 187 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von L. Richter. 2te illustrirte Ausgabe. Leipzig, G. Wigand. 1857. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Constant, W., Von einer verschollenen Königsstadt. Ein Romanzen-Kranz. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1857. 16. 2 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1857. Herausgegeben von A. Henninger. 42ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Deutschland, seine Natur, Geschichte und Sage, von seinen Dichtern besungen. Herausgegeben von L. Gittermann. Magdeburg, Fabricius. 1857. Gr. 8. 25 Ngr.

Dichterstimmen der Gegenwart. Eine Sammlung vom Felde der deutschen Lyrik seit 1850. Herausgegeben von K. Weller. Leipzig, Hübner. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ebersberger, K., Feldblumen. Gedichte. Nürnberg, v. Ebner. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

Falkner's gesammelte Schriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Erzählungen. 1ster Theil. Leipzig, Kollmann. 1857. Gr. 16. 15 Ngr.

Gärtner, W., Chuonrad, Prälat von Göttweih, und das Nibelungenlied. Eine Beantwortung der Nibelungenfrage. Wien, Hartleben. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Gast's Tagebuch. In Auszügen behandelt von Tryphius. Uebersetzt und erläutert von Burtorf-Falkeisen. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 18 Ngr.

Hagenbach, K. R., Vorlesungen über die ältere Kirchengeschichte. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte. 2te Auflage. Leipzig, Hirzel. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Bilder aus der Geschichte der Kirche. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Martyrer. Bilder aus den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Mainz, Kirchheim. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hammer, G., Hubertus-Bilder. Ein Album für Jäger und Jagdfreunde gezeichnet und erzählt. Mit 65 Holzschnitten, ausgeführt von H. Bürkner. Glogau, Flemming. Gr. 4. 2 Thlr.

Heigel, K., Bar-Cochba der letzte Judenkönig. Dichtung. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 22½ Ngr.

Heine, H., Gedichte. 4ter Band: Deutschland. Atta Troll. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helmer, E., Prinz Rosa-Stramin. 2te Auflage. Göttingen, Wigand. 1857. 16. 20 Ngr.

Heyse, P., Die Braut von Cypern. Novelle in Versen. Mit einem lyrischen Anfang. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Lieder aus Weimar. 3te vermehrte Auflage. Hannover, Rümpler. 16. 15 Ngr.

Hoffmann's, E. T. A., gesammelte Schriften. 1ste Lieferung. Berlin, G. Reimer. Gr. 16. 4 Ngr.

Paleario, A., Von der Wohlthat Christi. Das hochberühmte Römische Zeugniß aus dem Zeitalter der Reformation für die Rechtfertigung aus dem Glauben. Nach vermeintlicher gänzlicher Vernichtung wieder aufgefunden, von einem Doktor der Theologie der deutschen Kirche übergeben, und ausgestattet mit einer ausführlichen historischen Einleitung. 5te revidirte Ausgabe. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 6 Ngr.

Putlitz, G. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Mit Zeichnungen von A. Hindorf und W. Riefstahl und vielen Vignetten. 22te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1857. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Raszmann, A., Die deutsche Heldensage und ihre Heimat. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Sage von den Wölsungen und Niflungen in der Edda und Wölsungasaga. Hannover, Rümpler. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Roquette, O., Hans Haidekuckuck. 2te durchgesehene Auflage. Berlin, Schindler. 1857. 16. 20 Ngr.

Satori-Neumann, J., Zwei Erzählungen. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 15 Ngr.

Spieker, C. W., Der Harz, seine Ruinen und Sagen. Zwei Reisen in den Jahren 1800 und 1850. Erinnerungsblätter. 2te Auflage. Berlin, Gebauer. 1857. 8. 1 Thlr.

Spindler, P. J., Aktenmäßige Darstellung der offiziellen Verhandlungen über die Glaubensansichten in Betreff des sogenannten Irvingianismus und die wegen derselben erfolgte Privation und Exkommunikation. Kaufbeuren, Reichel. 1857. Gr. 8. 24 Ngr.

Stahr, A., Nach fünf Jahren. Pariser Studien aus dem J. 1855. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1857. Gr. 12. 3 Thlr.

Storm, T., Immensee. Illustrirt von L. Pietsch. 5te Auflage. Berlin, A. Duncker. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagebuch einer Frühverwaisten. 2te Auflage. Posen, Merzbach. 1857. 16. 27 Ngr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Gegründet und herausgegeben von J. Freih. v. Hormayr und nach dessen Tode fortgesetzt von G. T. Rudhart. 42ster Jahrgang der gesammten, 24ster der neuen, 4ter der neuesten Folge. 1856. 1857. München, Franz. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Thomasius, G., Christi Person und Werk. Darstellung der evangelisch-lutherischen Dogmatik vom Mittelpunkt der Christologie aus. 1ster Theil: Die Voraussetzungen der Christologie. 2te erweiterte Auflage. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Gottlieb und Wilhelm, oder Unterhaltungen zweier Protestanten über Dr. Martin Luthers Lehren zu Gunsten der katholischen Religion. 3te mit einer Vertheidigung vermehrte Auflage. Mainz, Kirchheim. Gr. 12. 10 Ngr.

Hagenbach, K. R., Predigt zur Gedächtnißfeier des großen Erdbebens 1356, gehalten am 18. Oktbr. 1856 vor dem versammelten Rathe und den Zünften Basels. Basel, Georg. Gr. 8. 4 Ngr.

Podstatzky-Tonsern, C. Freih. v., Zur Kenntniß der Verhältnisse des österreichischen Grundbesitzes. Wien, Braumüller. 1857. Gr. 8. 8 Ngr.

Vigilantius, Dr., Was wollt ihr mit der Privatbeichte? Ein offenes Wort wider dieselbe. Leipzig, Kollmann. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ **III**, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 50.)

82. **Dieffenbach (J. F.), Die Operative Chirurgie.** Zwei Bände. 8. Neue wohlfeile Ausgabe zu 6 Thlr. — Ausgabe in zwölf Lieferungen zu 15 Ngr. Vierte bis sechste Lieferung.

Ueber die Bedeutsamkeit und den bleibenden Werth dieses letzten und größten Werks Dieffenbach's, eines der ersten Chirurgen der Neuzeit, das bereits in mehre fremde Sprachen übersetzt wurde, herrscht in der wissenschaftlichen Welt nur Eine Stimme. Mit Recht sagt unter Anderm ein Beurtheiler desselben in der (Hallischen) „Allgemeinen Literaturzeitung“: „Dieses Buch ist ein Schatz reicher Erfahrungen, es ist kein todtes Handbuch, keine Eselsbrücke für geistlose Nachahmer; es sind Memoiren, in denen ein großer Mann die Thaten eines inhaltreichen, bewegten, rühmlichen Lebens der Mit- und Nachwelt zur Bewunderung und, wenn sie kann, zur Nachahmung hinstellt.“

Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, hat die Verlagshandlung von dem Werke gegenwärtig eine **neue wohlfeile Ausgabe** veranstaltet, die in beliebigen Terminen bezogen werden kann.

83. **Eilers (G.), Meine Wanderung durchs Leben.** Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Sehr interessante **Memoiren zur Zeitgeschichte**: Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten. Der Verfasser erzählt, was er auf seinem „nicht gewöhnlichen Lebenswege von den großen Bewegungen und Entwickelungen des geistigen Lebens der deutschen Nation auf den Gebieten der Wissenschaft, der Schule, der Kirche und des Staats theils zuschauend, theils mithandelnd genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte“. Der jetzt zunächst erschienene erste Theil (der für sich abgeschlossen ist) zerfällt in fünf Abtheilungen: I. Knabenleben (im Jeverschen spielend, Schilderung des oldenburgischen Bauernstandes u.); II. Jever (Gymnasium, erste Berührung mit Schlosser als Gymnasiallehrer u.); III. Heidelberg und Göttingen in den Jahren 1810—13 (Universitätsleben, Berührungen mit Voß, Paulus, Daub, Neander, Creuzer, Böckh, Fries, Görres, Heeren, Planck u.); IV. Frankfurt a. M. (Schilderung des frankfurter Lebens während des Kriegsjahres 1813 und der Jahre bis 1817, Berührungen mit dem Bibelübersetzer v. Meyer, dem Pfarrer Stein u. A., namentlich aber mit dem Freiherrn v. Stein); V. Bremen in den Jahren 1817 und 1818 (Religiöses, Pädagogisches, Politisches). Die Schrift verdient ihres reichen, anziehenden und anregenden Inhalts halber die Beachtung der weitesten Kreise.

84. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Drei Bände. 8. Geh. 15 Thlr.

Dem praktischen Arzte, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorliegendem jetzt **vollständig** erschienenen Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitaufwand Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk kann übrigens auch in neun Lieferungen zu dem **Preise** von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung nach und nach bezogen werden und ist dasselbe nebst einem ausführlichen **Prospect** in allen Buchhandlungen zu haben.

85. **Falk (J.), Goethe** aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Dritte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zum dritten male erscheint hiermit diese kleine Schrift: gewiß das beste Zeichen ihres Werthes und anziehenden Inhalts. Alle Verehrer Goethe's sollten Falk's Schilderungen gelesen haben. Besonders interessant ist auch der Anhang „Ueber Goethe's «Faust»“.

In demselben Verlage erschienen folgende weitere **Beiträge zur Goethe-Literatur**:

Eckermann (J. P.), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Erster und zweiter Theil. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 4 Thlr.

Eckermann's „Gespräche mit Goethe“, in fast alle europäische Sprachen übersetzt, bilden anerkanntermaßen einen der wichtigsten und unentbehrlichsten Beiträge zur Kenntniß von Goethe's innerem Leben.

Goethe. Eine biographische Schilderung von **Robert Prutz**. 12. 5 Ngr.

Bildet das 27. Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung“ und ein Seitenstück zu dem 15. Bändchen derselben Sammlung: **Schiller.** Eine biographische Schilderung von **J. W. Schäfer** (5 Ngr.).

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. (1774—1832.) Zwei Theile. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Der von G. E. Guhrauer herausgegebene „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel“ zeichnet sich nicht allein durch die ungewöhnliche über ein halbes Jahrhundert umfassende Dauer aus, sondern auch durch die darin herrschende Vertraulichkeit zwischen dem großen Meister und seinem alten weimarischen „Urfreunde“, wie Goethe Knebel einmal nennt, welchem er die erste so erfolgreiche Bekanntschaft mit dem sachsen-weimarischen Fürstenhause verdankte. Goethe's äußeres wie inneres Leben, von der stürmischen Werther-Epoche bis herab zu der milden und erhabenen Contemplation des Greises, rollt hier stufenmäßig vor unserm Blick sich auf: ein ebenso treuer Spiegel seines Privatlebens wie der Eindrücke, den die großen Weltbegebenheiten seit der Französischen Revolution auf des Dichters Geist und Gemüth machten; eine neue reiche Quelle nicht blos für literarische Ausbeute, sondern ebenso sehr für den unmittelbaren lebendigen Genuß jedes Gebildeten in Deutschland und aller Orten, wohin Goethe's Name gedrungen ist; kurz eine neue überaus wichtige Bereicherung der Goethe-Literatur. Aber auch Knebel gibt hier in seinen vertraulichen Ergüssen sein Bestes, und insofern bildet diese Briefsammlung auch ein unentbehrliches Supplement zu Knebel's schon früher von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt herausgegebenen „Literarischen Nachlaß und Briefwechsel“.

(Der Beschluß folgt.)

Druckschriften der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien
vom Jahre 1856.

In **Wilhelm Braumüller's** Buchhandlung des k. k. Hofes in Wien ist zu haben:

Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1857. Cart. 1 Thlr.

Die feierliche Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1856. 20 Ngr.

Inhalt: Das mechanische Aequivalent der Wärme und seine Bedeutung in den Naturwissenschaften von Sr. Excellenz dem Präsidenten der k. Akademie Dr. A. Freiherr von Baumgartner. — Ueber die Leistungen der k. Akademie der Wissenschaften und die in derselben seit dem 30. Mai 1855 vor sich gegangenen Veränderungen von dem Generalsecretär der k. Akademie Dr. A. Schrötter. — Ueber die Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich im Jahre 1813. — Ueber den Einfluss des Maschinenwesens auf unsere socialen Verhältnisse von Regierungsrath Ritter von Burg.

A. Schriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe.

Atlas der Hautkrankheiten. Text von Prof. Dr. Ferd. Hebra. Bilder von Dr. Anton Elfinger. I. Lieferung. „Lupus" mit 12 Tafeln in lithographirtem Farbendruck und 12 Contouren Blätter. Gr. Folio. 20 Thlr.

Denkschrift der Akademie der Wissenschaften. X. Band mit 26 Tafeln. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

— — XI. Band mit 61 Tafeln. 18 Thlr. 20 Ngr.

Jahrbücher der k. k. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus von Director Prof. Dr. Kreil. IV. Band. Jahrgang 1852. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften 1856. XIX. Band. 1. Heft 2 Thlr. 20 Ngr. 2. Heft 1 Thlr. XX. Band. 1. Heft 1 Thlr. 20 Ngr. 2. 3. Heft 3 Thlr. 20 Ngr. XXI. Band. 1. Heft 2 Thlr. 2. Heft 2 Thlr. 15 Ngr.

Register zu den zweiten 10 Bänden der Sitzungsberichte (Band 11—20) 7½ Ngr.

Von grössern Aufsätzen sind als Separatabdrücke zu haben:

a) Aus den Denkschriften:

Diesing, Dr. *K. M.*, Zwölf Arten von Acanthocephalen. Mit 3 Tafeln. 20 Ngr.

— — Neunzehn Arten von Trematoden. Mit 3 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Zwanzig Arten von Cephalocotyleen. Mit 6 Tafeln. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gümbel, *C. W.*, Mittheilungen über die neue Färbeflechte Lecanora Ventosa Ach. Nebst Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Flechten. Mit 1 Tafel. 18 Ngr.

Grailich, Dr. *J.*, Berechnung und Reflexion des Lichtes an Zwillingsflächen, optisch einaxiger, vollkommen durchsichtiger Medien. II. Abtheilung mit 1 Tafel. 15 Ngr. (Die I. Abtheilung kostet 1 Thlr. 4 Ngr.)

Hauer, *Franz* Ritter *von*, Ueber die Cephalopoden aus dem Lias der nordöstlichen Alpen. Mit 25 Tafeln. 4 Thlr. 20 Ngr.

Heckel, *Joh. Jacob*, Beiträge zur Kenntniss der fossilen Fische Oesterreichs. Mit 15 Tafeln. 4 Thlr. 20 Ngr.

Hörnes, Dr. *M.*, Ueber einige neue Gastropoden aus den östlichen Alpen. Mit 3 Tafeln. 18 Ngr.

— — Ueber Gastropoden aus dem Trias der Alpen. Mit 3 Tafeln. 16 Ngr.

Hyrtl, Prof. Dr. *J.*, Ueber die accessorischen Kiemenorgane der Clupeaceen, nebst Bemerkungen über den Darmcanal derselben. Mit 3 Tafeln. 18 Ngr.

— — Anatomische Mittheilungen über Mormyrus und Gymnarchus. Mit 6 Tafeln. 1 Thlr. 18 Ngr.

Kreil, Dr. *K.*, Erste Ergebnisse der magnetischen Beobachtungen in Wien. 12 Ngr.

Langer, Prof. Dr. *K.*, Ueber das Sprunggelenk der Säugethiere und des Menschen. Mit 2 Tafeln. 17 Ngr.

Lorenz, Dr. *J. R.*, Die Stratonomie von Aegagropila Sauteri. Mit 5 Tafeln. 1 Thlr. 6 Ngr.

Oeltzen, *W.*, Schwerd's Beobachtungen von Circumpolarsternen in mittleren Positionen. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rathke, *H.*, Bemerkungen über die Carotiden der Schlangen. 15 Ngr.

Reuss, *A. E.*, Paläontologische Miscellen. Mit 7 Tafeln. 1 Thlr. 15 Ngr.

Richter, *H.* und *Unger*, *Franz*, Beitrag zur Paläontologie des Thüringer Waldes. Mit 13 Tafeln. 3 Thlr. 20 Ngr.

b) Aus den Sitzungsberichten:

Ebner, Major Freih. *von*, Ueber die Anwendung der Reibungselectricität zum Zünden von Sprengladungen. Mit 5 Tafeln. 1 Thlr.

Engel, Prof. Dr., Ueber das Wachsen abgeschnittener Haare. Mit 2 Tafeln. 8 Ngr.

— — Die Entwickelung der menschlichen Hand. Mit 2 Tafeln. 7½ Ngr.

Ettingshausen, *A. von*, Ueber die neuern Formeln für das an einfach brechenden Medien reflectirte und gebrochene Licht. 4 Ngr.

Ettingshausen, Prof. Dr. *Const. von*, Bericht über das Werk Physiotypia plantarum austriacarum. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fialkowsky, *N.*, Bestimmung der Axen bei den Ellipsen. Mit 2 Tafeln. 8 Ngr.

— — Rotation ohne Grundriss. Mit 3 Tafeln. 17 Ngr.

Fitzinger, Dr. *L. J.*, Ueber das System und die Charakteristik der natürlichen Familien der Vögel. 6 Ngr.

— — Geschichte des k. k. Hof-Naturalien-Cabinets zu Wien. I. Abtheilung. Aelteste Periode bis zum Tode Kaiser Leopold II. 1792. 7½ Ngr.

Frauenfeld, *G.*, Naturhistorische Fragmente, gesammelt auf einer Reise am rothen Meere im Frühjahre 1855. Mit 2 Tafeln. 12 Ngr.

Heeger, *E.*, Neue Metamorphosen einiger Dipteren. Mit 4 Tafeln. 15 Ngr.

Heuglin, Dr. *Th. von*, Systematische Uebersicht der Vögel Nord-Ost-Afrika's mit Einschluss der arabischen Küste des rothen Meeres und der Nil-Quellen-Länder südwärts bis zum vierten Grade nördlicher Breite. 12 Ngr.

Hirsch, *Ad.*, Vorausberechnung der totalen Sonnenfinsterniss 18. Juli 1860. Mit 3 Karten. 20 Ngr.

Kreil, Ueber die Bestimmung der Seehöhe aus dem beobachteten Luftdruck. 4 Ngr.

Leitgeb, Dr. *H.*, Die Luftwege der Pflanzen. Mit 1 Tafel. 10 Ngr.

Leydolt, Dr. *Franz*, Ueber die Structur und Zusammensetzung der Krystalle

des prismatischen Kalkhaloides, nebst einem Anhange, über die Structur der kalkigen Theile einiger wirbellosen Thiere. Mit 9 Tafeln. 28 Ngr.

Littrow, K. von, Ueber lichte Fäden im dunkeln Felde bei Meridian-Instrumenten. Mit 1 Tafel. 4 Ngr.

— — Drei Quellen über den Kometen von 1556. Mit 1 Tafel. 5 Ngr.

Oeltzen, W., Nachweis des Vorkommens von Sternen aus den Argelanderschen nördlichen Zonen in andern Quellen. II. Abtheilung. 12 Ngr. (Die I. Abtheilung kostet 10 Ngr.)

Pohl, Dr. *J. J.*, Ueber die Verwendbarkeit des Mitscherlich'schen Polarisations-Sacharimeters zu chemisch-technischen Proben. 5 Ngr.

Pokorny, Dr. *A.*, Ueber die Darstellung einiger mikroskopischer, botanischer Objecte durch Naturselbstdruck. Mit 2 Tafeln. 8 Ngr.

— — Ueber die Anwendung der Buchdruckerpresse zur Darstellung physiotypischer Pflanzenabdrücke. Mit 3 Tafeln. 10 Ngr.

Reichardt, H. W., Ueber das centrale Gefässbündel-System einiger Umbelliferen. Ein Beitrag zur anatomischen Kenntniss dieser Familie. Mit 3 Tafeln. 20 Ngr.

Reslhuber, P. A., Ueber Prof. Stampfer's Lichtpunkt-Mikrometer im Fernrohre des Meridiankreises der Sternwarte zu Kremsmünster. Mit 1 Tafel. 6 Ngr.

— — Untersuchungen über das atmosphärische Ozon. 5 Ngr.

Reuss, Beiträge zur Charakteristik der Tertiärschichten des nördlichen und des mittlern Deutschlands. Mit 12 Tafeln. 1 Thlr. 16 Ngr.

Schmidt, Prof. *O.*, Zur Entwickelungsgeschichte der Najaden. Mit 4 Tafeln. 15 Ngr.

Stark, Dr. *J. B.*, Eine neue Methode des Doppelsprechens in derselben Richtung auf einem Drahte. Mit 1 Tafel. 6 Ngr.

Stur, D., Ueber den Einfluss des Bodens auf die Vertheilung der Pflanzen. Als Beitrag zur Kenntniss der Flora von Oesterreich, der Geographie und Geschichte der Pflanzenwelt. 15 Ngr.

Türk, Dr. *L.*, Ueber Degeneration einzelner Rückenmarksstränge, welche sich ohne primaire Krankheit des Gehirnes oder Rückenmarkes entwickelt. 5 Ngr.

Wedl, Prof. Dr. *C.*, Ueber einige Nematoden. Mit 1 Tafel. 5 Ngr.

— — Ueber die Mundwerkzeuge von Nematoden. Mit 3 Tafeln. 16 Ngr.

Winkler, Dr. *A.*, Neue Theoreme zur Lehre von den bestimmten Integralen. 6 Ngr.

Zevarovich, Ritter *von*, Die Halbinsel Tihany im Plattensee und die nächste Umgebung von Füred. Mit 2 Tafeln. 16 Ngr.

Zeuschner, Prof., Geognostische Beschreibung des Liaskalks in der Tátra und in den angränzenden Gebirgen. Mit 2 Tafeln. 20 Ngr.

B. Schriften der historisch-philosophischen Classe.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der k. Akademie der Wissenschaften. XV. Band. 2. Abtheilung. 24 Ngr. XVI. Band 1. und 2. Abtheilung. 1 Thlr. 14 Ngr.

Denkschriften der kais. Akademie der Wissenschaften. VII. Band. Mit 13 Tafeln. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Fontes rerum austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen herausgegeben von der historischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften. II. Abtheilung. Diplomataria et acta.

XI. Band. Urkunden des Cistercienser-Stiftes Heiligenkreuz im Wiener Walde herausgegeben von J. N. Weis. I. Theil. 1 Thlr. 5 Ngr.

XII. Band. Urkunden zur ältern Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig mit besonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante, vom neunten bis zum Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts herausgegeben von Dr. G. L. F. Tafel und G. M. Thomas. I. Theil. 2 Thlr.

Geschichte Wossaf's. Persisch herausgegeben und deutsch übersetzt von **Hammer-Purgstall**. I. Band. 4. 10 Thlr.

Notizenblatt, Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausgegeben von der historischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften. Sechster Jahrgang. 1856. 2 Thlr.

Sitzungsberichte der kais. Akademie 1856. XIX. Band. 1. Heft 17 Ngr. 2. Heft 20 Ngr. XX. Band. 1. Heft 28 Ngr. 2. 3. Heft 1 Thlr. 5 Ngr. XXI. Band. 1. Heft 15 Ngr. 2. Heft 15 Ngr.

Register zu den zweiten 10 Bänden der Sitzungsberichte (Band 11 bis 20) 4 Ngr.

Von grössern Aufsätzen sind als Separatabdrücke zu haben:

a) Aus den Denkschriften:

Lanza, Dr. *F.*, Monumenti Salenitani inediti illustrati. Mit 12 Tafeln. 3 Thlr. 4 Ngr.

Miklosich, F., Die Sprache der Bulgaren in Siebenbürgen. 20 Ngr.

b) Aus den Sitzungsberichten:

Aschbach, Prof. Dr. *J.*, Die römischen Legionen prima und secunda Adjutrix. Geschichte ihrer Entstehung, ihrer frühern Stationen und endlichen festen Standlager in Niederpannonien. 7½ Ngr.

Baerwald, Dr. *H.*, Ueber die Echtheit und Bedeutung der Urkunde König Rudolf I., betreffend die baierische Kur. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des kurfürstlichen Collegiums. 12 Ngr.

Bergmann, J., Pflege der Numismatik in Oesterreich im achtzehnten Jahrhundert, mit besonderm Hinblick auf das k. k. Münz- und Medaillen-Cabinet in Wien. 15 Ngr.

Boller, Prof., Vergleichende Analyse des magyarischen Verbums. 15 Ngr.

Bonitz, H., Beiträge zur Erklärung des Sophocles. 15 Ngr.

Chmel, J., Habsburgische Excurse. VI. 1. Abtheilung. 8 Ngr.

Diemer, J., Kleine Beiträge zur ältern deutschen Sprache und Literatur. III. Theil. 20 Ngr.

Dümmler, Dr. *E.*, Ueber die älteste Geschichte der Slawen in Dalmatien. 15 Ngr.

Jaeger, Dr. *A.*, Ein Beitrag zur Privilegiumsfrage. 4 Ngr.

Karajan, Th. G. von, Bericht über die Thätigkeit der historischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften während des akademischen Verwaltungsjahres 1854 bis 1855. 4 Ngr.

Lorenz, O., Die Siebente Kurstimme bei Rudolf's I. Königswahl. 8 Ngr.

Pfizmaier, Dr. *A.*, Notizen aus der Geschichte der chinesischen Reiche vom Jahre 572 bis 546 vor Christo. 15 Ngr.

Rössler, Dr. *E. F.*, Beiträge zur Staatsgeschichte Oesterreichs aus dem G. W. von Leibnitz'schen Nachlasse in Hannover. 4 Ngr.

Seidel, *F. G.*, Beiträge zu einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie. V. Fortsetzung. 20 Ngr. (Die bisher erschienenen vier Hefte kosten 1 Thlr. 20 Ngr.)

Schmeller's sogenanntes cimbrisches Wörterbuch, das ist deutsches Idiotikon der VII und XIII comuni in den venetianischen Alpen. Mit Einleitung und Zusätzen im Auftrage der kais. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Joseph Bergmann. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tickel, Dr. *Th.*, Die ambrosianische Republik und das Haus Savoyen. Beitrag zur Geschichte Mailands im 15. Jahrhundert. 15 Ngr.

Stögmann, *K.*, Ueber die Vereinigung Kärntens mit Oesterreich. Eine historische Abhandlung. 15 Ngr.

Weitenweber, Dr. *W. R.*, Beiträge zur Literärgeschichte Böhmens. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Wolf, *F.*, Proben portugiesischer und catalonischer Volksromanzen. Mit einer literar-historischen Einleitung über die Volkspoesie in Portugal und Catalonien. 24 Ngr.

Soeben erschien bei **Aug. Hirschwald** in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das physische Leben

in populären Vorträgen dargestellt

von

Dr. Daniel Friedrich Eschricht,

Professor der Physiologie an der Universität in Kopenhagen.

Mit 208 Abbildungen.

Zweite Ausgabe.

Eleg. geb. Preis 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Diese populäre Darstellung des physischen Lebens ist allen Gebildeten als eine interessante und belehrende Lectüre zu empfehlen. Man kann dreist behaupten, es sei Niemand, der nicht einmal in die Lehre vom Leben hineinsehen möchte, wenn er nur erst wüßte, was darin alles abgehandelt wird. Die Lebenserscheinungen selbst können Niemand ganz fremd bleiben, am allerwenigsten die Lebenserscheinungen unsers eigenen Körpers. So muß sich Jedem, der nicht ohne Augen und Sinn ist für die Natur, nicht ganz gleichgültig für Alles, was im wundervollen Bau seines eigenen Körpers verliehen worden, eine Reihe Fragen aufdrängen, die er nur in der „Lehre vom Leben" — welche das obige Buch in anziehender Weise behandelt — erläutert und beantwortet findet.

Aus dem reichen Inhalt des Werks ist unter Anderm Folgendes anzuführen:

Das Leben im Allgemeinen. Charakter des Lebens. Organische — anorganische Körper. Organische Structur. Organische Stoffe. Organisches Leben. Scheintod. Wechselverkehr mit der Außenwelt. Physikalische Deutung der Lebenserscheinungen. Thierische Wärme. Einsaugungsvermögen. Blutumlauf, Lichtbrechung, Muskel- und Nerventhätigkeit. **Ernährungsleben.** Bearbeitung der Nahrungsstoffe. Haushalt der Natur. Charakter des Pflanzen- und des Thier-Organismus. Wahl der Nahrungsstoffe. Zähne. Einsaugung und Absonderung. Drüsen. Zellenabsonderung. Stoffaustausch mit der Luft. Kiemen. Tracheen. Lungen. Mechanismus des Athemholens. Blut und Blutumlauf. Kreislauf des Blutes. Das Herz. Schlagadern. Haargefäße. Venen. Lymphgefäße. Blutmenge. **Bewußtes Leben.** Nerventhätigkeit. Das Rückenmark. Das Gehirn als Sitz des Bewußtseins. Bau des menschlichen Gehirns. Nervensystem der Thiere. Sinnesthätigkeit. Gefühl. Geruch. Geschmack. Bau des Ohres. Licht. Bau des Auges. Willkürliche Bewegungen. Muskeln. Skelet. **Vorzüge des menschlichen Organismus.** Hand und Fuß. Sprachorgane. Geberdensprache. Lautsprachen. Schriftsymbole. Gehirn. Gehirnleben. Seelenleben ꝛc.

Eine neue Schrift von Bunsen.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gott in der Geschichte

oder

der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

In sechs Büchern.

Erster Theil. Erstes und zweites Buch.

8. Geh. 5 Thlr.

Ein neues höchst wichtiges Werk des berühmten Verfassers der „Zeichen der Zeit", wie die meisten Schriften desselben nicht für abgeschlossene Gelehrtenkreise, sondern für die weitesten Kreise, die „Gemeinde" bestimmt.

Von dem Verfasser erschienen ebendaselbst:

Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Erstes Zehend. Briefe an Ernst Moritz Arndt über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart. Dritte unveränderte Auflage. Erstes und zweites Bändchen. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Allgemein ist diese rasch in **drei Auflagen** erschienene Schrift Bunsen's als **ein Ereigniß** betrachtet worden.

Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Zwei Bände. (Erster Band. Die Kritik. Zweiter Band. Die Herstellung.) 8. 7 Thlr.

Dieses Werk Bunsen's ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise haben dem Werke in England wie im Vaterlande des Verfassers die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 52. —— 25. December 1856.

Leopold Schefer's neueste Dichtungen.

1. Hausreden. Von Leopold Schefer. Dessau, Gebrüder Katz. 1855. 16. 2 Thlr.
2. Koran der Liebe nebst kleiner Sunna. Von Leopold Schefer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1855. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Der Hirtenknabe Nikolas, oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212. Nach den Chroniken erzählt von Leopold Schefer. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leopold Schefer ist als Dichter in seiner Art ein Phänomen, wie auch seine ganze Entwickelung etwas Phänomenartiges hat. Schon zu der Zeit, als die jungdeutsche Knappenschaft zuerst in den Schacht der Literatur fuhr, um bald wirkliches Gold, bald bloßes Katzengold heraufzuholen, war Schefer im Grunde ein alter Schriftsteller. Sein erstes Erzeugniß, seine „Gedichte mit Compositionen", die anfangs bekanntlich als eine Federübung Pückler-Muskau's angesehen wurden, fällt bereits in das Jahr 1811. Später, besonders in den zwanziger Jahren, überschüttete er aus dem üppigen Füllhorn seiner Phantasie das Publicum mit einem wahren Blumenregen von Novellen, gemischt mit Liedern und tiefsinnigen Balladen. Trotzdem war er damals nicht eigentlich populär; er war der Menge zu wenig verständlich, zu dunkel, zu sonderbar, während feinere Kenner und für Poesie empfängliche Gemüther seine Originalität und seine tiefen Anschauungen, die sich zuweilen jedoch nur zu sehr auf Kosten einer klaren plastischen Form geltend machten, wohl zu würdigen wußten. Schon 1830, also vier Jahre vor dem Erscheinen des „Laienbrevier", sagte A. Wendt in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" über ihn:

> Die Natur ist seine Göttin, die er vor allen preist. In der Natur erblickt unser Dichter das ewige Gesetz, dem der Einzelne sich unterordnen muß; ihre unvergängliche Schöne tröstet ihn über die Vergänglichkeit der Dinge, und mit Rührung empfängt er die Freuden des kurzen Daseins und die Frühlings-, Sommer- und Mondnächte aus ihrer Hand. Sie verwandelt sich ihm in seine Geliebte und die Geliebte in die Natur, und die Liebe selbst spricht er mehr in der naiven, heitern Weise der antiken Welt aus, von welcher sein Geist angeweht ist und die ihm in dem eigenen Anschauen Griechenlands und Italiens lebendig gegenwärtig geworden.

Im Jahre 1834, also in seinem funfzigsten Lebensjahre, trat Schefer mit seinem „Laienbrevier" hervor, dem er sein Bekanntwerden auch in weitern Kreisen, ja eine Art Popularität verdankt, soweit von der Popularität eines deutschen Dichters in unsern Tagen die Rede sein kann. Das Glück pflegt sonst mehr mit der keck vorwärtsstürmenden Jugend zu sein, und wir haben hier einen jener seltenern Fälle, wo ein Dichter erst mit und nach seinem funfzigsten Lebensjahre eigentlichen Erfolg zu haben beginnt. Die Reflexionspoesie hat freilich immer ihr Publicum in Deutschland gehabt, Gleim's „Halladat" so gut wie Tiedge's „Urania"; es ist ein Publicum, auf das sich der Dichter jederzeit verlassen kann, nur muß die Reflexion des Dichters zugleich auch der Empfindung der Trostbedürftigen, deren es in Deutschland immer eine große Zahl geben wird, Genüge zu thun wissen. Indeß geziemt es einem Funfzigjährigen wohl, sich ernsten Lebensbetrachtungen, welches Stoffs sie auch seien, hinzugeben und sich in die Gottheit zu versenken, wie er sie sich auch denken und construiren möge. Wunderbarer, obschon doch wieder mit seiner quietistischen Weltvergessenheit im Zusammenhange stehend, erschien es, als derselbe Schefer, nachdem er wieder 20 Jahre älter geworden, seinen „Hafis in Hellas" erscheinen ließ, worin er den Göttern Trotz bot, ihnen das Recht des Menschen auf irdische Freuden entgegenhielt, die Schönheit des Weibes apotheosirte und den Liebesgenuß mit dem Feuer eines Dichters und der Weihe eines Priesters der Kypris predigte.

In den drei oben angeführten neuesten Schriften Leopold Schefer's finden wir nun diese drei Richtungen Schefer's, die didaktische, erotische und novellistische, vertreten, sodaß wir aus ihrer Betrachtung und Zusammenstellung ein Gesammtbild des Dichters zu erhalten hoffen dürfen. Wenn wir dabei den Novellisten auf den Didaktiker und Erotiker folgen lassen, so geschieht dies hauptsächlich darum, weil wir in seiner neuesten novellistischen Arbeit ein Zurückgehen auf die Lieblingsgattung und die schriftstellerischen Neigungen seiner Jugend erkennen dürfen, nach dem alten Gesetz, wonach der Greis am liebsten

sich zu den Reminiscenzen seiner Jugend zurückwendet. Es ist aber nicht die kindische Schwäche eines Greises, die wir hier uns gegenüber haben; vielmehr ist auch dies phänomenartig an Schefer, daß er sich das Feuer und die Frische eines Jünglings bis in sein jetziges hohes Lebensalter erhalten hat. Hierzu mag freilich beigetragen haben, daß der Dichter seit seinen Reisen in Italien und im Orient, zu denen ihm bekanntlich sein Protector, der Fürst Pückler-Muskau, großherzig die Mittel gewährte, in der grünen Einsamkeit von Muskau nur sich selbst und der Natur lebte, fern von dem zehrenden, verwirrenden und oft die Kräfte vor der Zeit abschwächenden oder doch von ihrem Mittelpunkte auf frivole Aeußerlichkeiten ableitenden Treiben der großen Welt. Ueberhaupt war Schefer von Hause aus mehr Autodidakt als Studirter; um so tiefer und reicher gestaltete sich seine innere Welt, um so ursprünglicher konnte sie sich erhalten. Vor der bei den gewöhnlichen hin- und herpfuschenden Autodidakten so häufig anzutreffenden Selbstgefälligkeit und Oberflächlichkeit bewahrten ihn die Tiefe und die ernste Richtung seines Geistes und die Wahl seiner Studien, die er aus der ersten, d. h. seiner eigenen Hand hatte. Soviel wir wissen, hat Schefer niemals eine Universität besucht; und vielleicht ist gerade hierin mit ein Grund zu suchen, daß sein Herz so menschlich fühlt und so reich an Liebe, Wohlwollen und Freudigkeit ist. Um aber Volkstöne wie Burns anzuschlagen, dazu war er wieder zu modern gebildet durch früheste Erziehung, durch den Verkehr mit Gebildeten, durch Lectüre und philosophische Studien. Jedenfalls und glücklicherweise hat Schefer durch sein Beispiel bewiesen, daß man ein tiefer, origineller und bedeutender Dichter sein kann, ohne doch den sonst in Deutschland vorgeschriebenen höhern Bildungscursus vollständig durchgemacht und ein halb Dutzend Examina bestanden zu haben, wiewol wir nicht verkennen, daß seine sehr beschränkte Fähigkeit plastisch zu gestalten, sein Hang zum Quietismus, seine Unklarheiten und Inconsequenzen und so manche Wunderlichkeiten diesem überwiegend autodidaktischen Bildungsgange wie seiner Absonderung von der Welt zuzuschreiben sein mögen. Für uns persönlich ist es immer eine Freude, in unserer so sehr auf Dressur und allgemeine Abhobelung bedachten Zeit hier und da noch Menschen anzutreffen, die, was sie sind, mehr durch sich selbst als durch Andere geworden sind. Den geistigen Kern und das eigentliche Lebensprincip des althellenischen Wesens hat Leopold Schefer vermittels seines Anschauungs- oder poetischen Ahnungsvermögens vielleicht besser erkannt als mancher Philolog, dem keine Variante entgangen ist. Es scheint uns dies ein Zeugniß zu sein, daß das Vermögen des ursprünglichen Anschauens und Schaffens doch trotz allen Abrichtens und Dressirens auch jetzt noch nicht gänzlich verlorengegangen ist.

Schefer's „Hausreden", von denen wir zuerst sprechen wollen, sind im Grunde nur eine Nachgeburt seines „Laienbrevier" und werden daher, obschon sich das Schicksal eines Buchs niemals mit Bestimmtheit voraussagen läßt, schwerlich dasselbe Glück machen, da es wol immer den Eindruck eines spätern Werks schwächt, wenn ein Dichter darin zu sehr sich selbst copirt. Manche Zeitumstände waren dem „Laienbrevier" günstig. Lange Zeit war diese Gattung von Erbauungsliteratur nicht oder doch nur vor ungeschickten Leuten cultivirt worden, welche die Denkresultate der Zeit nicht in sich aufgenommen hatten oder in einer außer Gebrauch gekommenen Sprache zu Denen redeten, welche des Trostes und der Versenkung in sich und die Natur, einer Hinweisung auf die Gottheit bedürftig waren. Zwar, wie Taillandier in seiner „Histoire de la jeune Allemagne" bemerkt, wird man über den Schefer'schen Gottheitsbegriff nicht vollkommen klar. „Sans doute on ne saurait pas toujours dire quel est ce dieu", sagt Taillandier; „tantôt c'est le dieu du christianisme, supérieur au monde et qui l'éclaire, tantôt le dieu du panthéisme moderne"; aber es war doch immer ein Gott, oder wie der Franzose weiter bemerkt: „Mais malgré ce qu'il y a de vague dans les croyances du poëte, un ardent amour de la divinité y éclate à chaque vers." Dieser Schefer'sche Gott war nun freilich kein persönlicher Gott, der Ohren hatte, um die Gebete des Leidenden, Duldenden und Gequälten zu vernehmen und zu erhören; aber auch nicht der zornige, eifrige Gott, der zwar die Tugend jetzt oder künftig belohnt, aber auch über die Sünde seine Zuchtruthe schwingt, überhaupt kein Gott, der Nieren und Herzen prüft und in das Innerste des Menschen blickt, der diesen vielmehr so wenig incommodirt als möglich. Und einen solchen Schefer'schen Gott läßt sich ja wol das jetzige Geschlecht gern gefallen. Der Hauch der Lenzluft, der Duft der Blüte, die Farbe des Regenbogens, der Strahl des Mondes — alles Das war Gott, und wenn man Gott davon trennte, so blieb doch immer etwas sehr Angenehmes, den Sinnen Schmeichelndes übrig: Hauch, Duft, Farbe, Strahl. „In diesen charmanten Predigten", sagt Taillandier, „wird die Philosophie eine Idylle und die Moral gewinnt die ganze Anmuth eines Hirtengedichts."

Auch die „Hausreden" enthalten wie das „Laienbrevier" vieles Schöne, Treffliche, Herrliche, viele Trost- und Lebenssprüche von goldenem Klang und Gehalt, viele sinnige und praktische Sentenzen. Aber obschon es dem Dichter nicht versagt ist, irgendeinen Moralsatz in zwei oder vier Kernzeilen zusammenzufassen, so ist die Untugend der Redseligkeit bei ihm doch etwas weit gediehen; statt zu sprechen, plaudert er oft; und wenn er ein Goldkorn findet, so schlägt er es breit, bis es seine runde Gestalt verliert und zuweilen vollkommen platt wird. Man weiß sich vor Worten bei ihm oft kaum zu lassen, und wenn wir sie dann auf ihren Grundgedanken zurückführen, so ist dieser mitunter doch ziemlich trivial und hausbacken. Diese Redseligkeit, diese Wortmacherei findet man auch schon hier und da im „Laienbrevier", aber nicht in dem Grade wie in diesen „Hausreden"; und wahrlich, es ist keine Kleinigkeit, nahe 500 Seiten solcher monotonen Jamben zu lesen, in de-

nen häusliche Moral verarbeitet ist. An ermüdenden Wiederholungen kann es dabei nicht fehlen. Ueber Schefer's eigentlichen Gottesbegriff werden wir uns auch aus diesen „Hausreden" nicht klar. Oft spricht er von Gott, wie dies schon Taillandier hervorhebt, wie von einem persönlichen, der Dies oder Jenes vom Menschen verlangt oder ihm Dies oder Jenes gewährt; ein ander mal wird ihm die ganze umgebende Natur zu seinem Gott, und ein drittes mal ist ihm das eigene Selbst der Gott, von dem allein man Gesetze zu empfangen habe. Aehnlich verhält es sich mit seinem Religionsbegriff. Zwar jede Religion in kirchlicher Form ist ihm zuwider und vom Kirchengehen ist er kein Freund:

> Wer erst in Noth und Tod zum Tempel rennt,
> Der ist zu Hause nicht bei Gott gewesen,
> Nicht bei Vernunft und seinem weisen Willen.
> Und wer zu Haus bei Gott war — bleibt zu Hause.

Die Natur ist ihm, wie so vielen Dichtern, Gottes Tempel; die Naturverehrung ist ihm Religion. Ein andermal leistet ihm aber auch der Cultus weiblicher Schönheit dieselben Dienste, oder die Kunst:

> Die Kunst, sie ist die frohste Religion,]
> Die reichste . . . .

Dann wieder das Leben selbst:

> Das Leben ist des Gottes Thun und Walten,
> Das Leben selbst ist die Religion.

Und er führt diesen Gedanken noch detaillirter aus:

> Religion ist: recht das Leben führen,
> Rein, unbeschädigt, glücklich und vollkommen
> Zufrieden, von der Wiege bis zum Grabe.
> Der reifen Jungfrau ist Religion:
> Sich einen Mann zu nehmen, einen Vater
> Für ihre Kinder u. s. w.

Der Dichter macht es hiermit den Leuten sehr bequem: Jeder kann seine Lieblingsneigung und Lieblingsgewohnheit als einen religiösen Cultus betrachten und pflegen. „Vollkommen zufrieden leben", das ist der Gipfel der Religion, die Schefer predigt, obschon dieser Grundsatz mit einem andern sehr richtigen des Dichters, daß die Unzufriedenheit allein die Mutter alles Bessern sei, in directem Widerspruche steht. Denn wie kann der Mensch sich zugleich vollkommen zufrieden fühlen, wenn er, um zu einem bessern Zustande zu gelangen, nothwendig unzufrieden sein muß? Solche Widersprüche sind bei Schefer, der durchaus kein logischer Denker ist, überaus häufig; aber die Mehrzahl der Leser, weil sie gleichfalls nicht logisch denkt, schlüpft darüber hinweg; denn das Publicum hat, wie die Kirche, einen großen Magen, der Alles, auch das Heterogenste, wenn auch nicht verdauen, doch wenigstens als Rohstoff in sich aufnehmen kann. Doch was fangen mit der Religion oder vielmehr den Religionen Schefer's die Millionen an, denen es ihre Lage unmöglich macht, je vollkommen zufrieden zu sein, deren Augennerv durch die Noth für die freundlichen Eindrücke der Natur abgestumpft und getödtet ist, denen die Genüsse der Kunst und des Schönen unzugänglich sind? Schefer gedenkt zwar der Armen und Nothleidenden, er tadelt die Herzlosen, welche behaupten, daß die Armen nur dazu da seien, „um sie zu Tod zu füttern", er hält es für verdammlich, sie immer auf den Himmel zu verweisen, „der ihnen nach der Erde kommen soll", er beklagt ihre Geistes- und ihre Herzensarmuth, aber er weiß für sie keine andere Hülfe, als sie „in die Natur und in ihr eigenes Haus einzuweihen". Sie nennen ja aber kein Stück Natur das ihre, sie besitzen ja kein Haus! Doch auch dafür weiß Schefer Rath. Man soll sich eben „ein Haus, ein kleines, ein Hüttchen nur, ein eigenes" bauen; denn nur wenn man ein Eigenthum besitze, wisse man auch Anderer Eigenthum recht zu achten u. s. w. Der Dichter hängt, wie man sieht, den Armen den Brotkorb sehr hoch. Trost für die gegenwärtige Noth bringt er ihnen nicht; er macht sie höchstens nur lüstern nach Gütern, die ihnen unerreichbar sind; er speist sie mit Versen und Wünschen ab, welche die Armen selbst nicht verstehen oder nur belächeln würden. Sie wollen Brot und wieder Brot, und man räth ihnen und preist ihnen als das höchste Glück:

> Die schöne Welt im Herzen zu verstehen,
> Als größtes Kunstwerk einer guten Seele.

Mundt sagt in seiner „Geschichte der Literatur der Gegenwart" von Schefer als gnomischem Dichter:

> Eine prästabilirte Harmonie schwebt über der ganzen Lebensansicht des Dichters, die Tugend herrscht in Frieden über der verklärten Erde, ein frommer Purismus und Sauberkeitsgeist hat sich hell und leuchtend über die Formen und Gestalten des Lebens gebreitet, und alle Negationen des Daseins werden als überwunden zurückgestellt oder unberührt gelassen, wenn man auch nicht immer einsieht, wie sie überwunden werden konnten. Unter Schefer's reinem poetischen Himmel nimmt sich ein Tugendidealismus herrlich genug aus, obwol er unter dem Dunstkreis des wirklichen Lebens als unmächtig sich erweist.... Dieser Optimismus führt zu einer solchen Heiligsprechung der Erde, wie sie in dem „Laienbrevier" gewissermaßen zum Moralprincip, zum Sittengesetz erhoben worden ist.

Mundt ist aber mit Recht der Ansicht, daß auch die poetische Wirkung dieser Gedichte gewonnen haben würde, hätte Schefer darin zugleich in die andere Seite des Lebens mehr hinübergegriffen, die Conflicte und die Unruhe gezeigt, aus denen er seine Ruhe gewonnen, einige Dämonen und Ungeheuer in dies fortwährende Blütengewimmel losgelassen, einige kräftigende Donnerschläge in dies ununterbrochene Nachtigallensingen hineingesendet, mit einem Worte, hätte er auch die Schlange im Paradiese gezeigt.

Nicht blos die poetische Wirkung würde dadurch gewonnen haben, sondern mehr vielleicht noch die moralische. Schefer's Ansicht führt zum Quietismus wie zur Selbstüberschätzung. Die Erde ist ihm, wie Mundt ganz richtig bemerkt, ein vollkommenes Paradies ohne die Schlange darin, ohne den Racheengel, der am Eingange mit dem flammenden Schwerte wacht, um die Genießenden aus dem Paradiese zu treiben. Jeder einzelne Mensch kann sich nach Schefer Herr und Gott in diesem Eden dünken. Der Mensch ist vollkommen gut, sowie er ist und wie er geboren ist. Von den dämonischen Gewalten, die im Menschen herrschen, ist bei Schefer nicht die Rede. Aber der Mensch ist weder vollkommen gut noch vollkommen böse. Wäre er von Hause aus vollkommen gut, so würde ja Schefer gar nicht nö-

thig haben, Moral zu predigen. Der Egoismus wird mit dem Menschen geboren, und wie aus diesem Egoismus, wenn er auf große Zwecke geleitet wird, das Höchste und Größte hervorgehen kann, so ist er zugleich auch der Abgrund des Bösen, dem der Mensch bei schlechter Leitung entgegengetrieben wird. Ein Blick auf die Geschichte, die ihrem größten Theile nach aus niedriger Selbstsucht, Perfidie, Grausamkeit und Nichtachtung des Menschen als Menschen zusammengeleimt ist, sollte den Menschen doch vor seiner Gottähnlichkeit bange werden lassen. Man lasse nicht ab, ihn an die bessern Elemente seiner Natur fortdauernd zu mahnen, aber man schläfere ihn auch nicht mit der Vorspiegelung ein, daß er auf Erden nichts weiter zu thun habe, als sich als vollkommenes Wesen zu fühlen und zu genießen. Freilich muß man es auch mit dieser Vorspiegelung bei Schefer so genau nicht nehmen. Wir wissen ja gar nicht, ob wir etwas Wirkliches sind. In einem sonst sehr schönen Gedichte des „Laienbrevier" meint Schefer: wir Menschen seien nur Märchenwesen, die Kinder bloße Märchenkinder, die Bäume Märchenbäume, die Lerchenlieder Märchenlieder und die Sonne, die dort niedergehe, sei auch nur ein Märchen. Ja, dann ist Schefer selbst nur ein Märchen-Schefer, und ich als Kritiker bin nur ein Märchenkritiker und meine Kritiken sind bloße Märchen, wie sie die Großmutter ihren Enkeln erzählt; ja selbst die Tinte, womit ich diese Recension schreibe, ist vielleicht bloße Märchentinte. Auch meine guten Leser werden auf den Gedanken verzichten müssen, wirkliche, reale Wesen zu sein.

Indeß diese Widersprüche und Besonderheiten gehen bei Schefer mit einer Liebenswürdigkeit, mit einer oft hervortretenden Tiefe der poetischen Empfindung und mit einer ansprechenden Wohlberedtheit Hand in Hand, und der etwas breite Strom seiner Reflexionen führt so viele Goldkörner verständiger Moral mit sich, daß wir ihm unsere Liebe und Verehrung nicht versagen können und es begreiflich finden, daß seine gnomischen Poesien und zumal das „Laienbrevier" in gebildeten Familien so großen Anklang gefunden haben, wiewol, wie es scheint, sich jetzt Manche, denen vielleicht die pantheistische Richtung Schefer's doch nicht ganz zusagt, bei andern Lehrdichtern nach einem festern Grunde umsehen. Es gilt von Schefer's gnomischen Dichtungen, was der nordamerikanische Essayist Tuckerman von Dichtungen dieser Gattung im Allgemeinen bemerkt:

Die Gedanken der Menschen zu den versöhnenden Seiten des Lebens zu leiten, den Sonnenschein und die Blumen als Bilder der ewigen Güte und Symbole der menschlichen Freude zu feiern, den übersättigten Schwelger herauszuführen und ihn die Glorie der Sterne und die Frische des Lufthauchs fühlen zu lassen, in das Ohr der Arbeit die Melodien des Abends zu hauchen — das sind sittliche Specifica, deren Ueberlegenheit über förmliche Vorstellungen oder directe Anrede wohlerprobt ist.

Namentlich die stillen häuslichen Freuden, die kleinen und doch so erhabenen Vorgänge im Schoose der Familie, die Verhältnisse zwischen Ehegatten, zwischen Geschwistern, zwischen Aeltern und Kindern versteht der Dichter mit den ansprechendsten Farben darzustellen, ebenso das Mitgefühl des Menschen für die Erscheinungen der Natur von den größten herab bis zu den kleinsten, für Alles was in der Natur blüht, klingt, strahlt und duftet. Er predigt mit eindringlichen Worten, daß sich der Mensch von jedem äußern Zwange moralisch unabhängig halten müsse, weil das sittliche Handeln nur dann einen Werth haben könne, wenn es in sich frei sei. Der Mittelpunkt, von dem er bei seinen Reflexionen ausgeht, bleibt immer die Liebe. Es ist sein Grundsatz, daß nur Der wahrhaft glücklich sein könne, der Andere glücklich mache, der Andern wohlthue; das sei die Selbstsucht, die der Gott verlange. Liebe, die sich nicht mittheile, sei keine Liebe mehr, und der Weise, der kein Leben schaffe, sei „schlechter als der Stein am Wege". Die Aufstellung des Princips, daß des Menschen „schöne Eigenthümlichkeit nur das Gutsein" sei, behält seinen Werth, wennschon uns die weitere Motivirung, daß Güte den Menschen von Bäumen, Blumen, von allen Thieren, von Sonne, Mond und Sternen unterscheide, eine bloße Redensart zu sein scheint, die, weil sie zu viel sagen will, eigentlich nichts sagt. Auch widerspricht sie seiner pantheistischen Ansicht. Denn der Pantheist, der sich Alles göttlich belebt und beseelt denkt, muß auch wol dem Baum, der Blume und den Himmelskörpern eine Art Güte vindiciren; sonst sind sie für ihn todt.

Wie die „Hausreden" ein Nachläufer des „Laienbrevier" sind, so ist der „Koran der Liebe" ein Nachläufer des „Hafis in Hellas", dem ersterer ohne Zweifel an Werth und Bedeutung nachsteht. Der Dichter scheint das Schubfach, welches seine Hafispoesien enthielt, noch ein mal umgestürzt zu haben, um auch noch den meist minder bedeutenden Rest an den Mann zu bringen. Vielleicht fehlt uns der rechte Sinn für diese etwas exotische Gattung gräco-persischer Poesie überhaupt; aber wir müssen offen bekennen, daß uns Schefer in seinem gemüthlichen deutschen Hausrock befreundeter ist als im morgenländischen Kaftan, befreundeter im Kreise der Seinen und unter dem Grün der deutschen Eiche, als im Arm der Sklavin Suleika und unter den Rosen von Schiras.*) Re-

*) Wolfgang Müller von Königswinter eifert in einem im Schad'schen „Musenalmanach" für 1857 mitgetheilten Gedicht „An Uhland" gegen diese capriciöse Ausländerei:

Welch kunderbunt Geschnörkel
Von lauter Seltsamkeit!
Nach fremder Tracht zu haschen,
Zu suchen Auslandskunst,
Kopfhängen, Würze naschen,
Das ist nicht deutsche Kunst.
— — — — —
Die Türken und Chinesen,
Wir halten gern sie weit,
Und auch das Slawenwesen
Paßt nicht in deutsch Gebreit.

Im Gegensatz dazu feiert er die reindeutsche Weise Uhland's. Wolfgang Müller wird es dadurch mit Manchem verdorben haben, denn eine unabhängige Meinung dulden die Coterien in Deutschland nicht. Wir unserntheils wünschen ihm Glück dazu.

ben dem Schönen und Herrlichen, was der „Koran der Liebe" allerdings bietet, begegnen wir darin zu Vielem, was für unser ästhetisches Empfinden zu fremdartig, zu spielend und gesucht ist. Wir rechnen dahin das Gedicht „Das Glöckchen" und besonders die beiden Verszeilen:

Horch, horch! .... es schlägt .... o je! o je!
Was kümmert mich nun der Nixenthee?

Oder auf S. 270:

Liebende sind wie gefrorener Wein, sich geronnener Weltgeist.

Ferner das Gedicht „Nur und Auch" mit dem Anfange:

Ach, wie wissen doch die Mädchen
Hierzulande gar so wenig!
Nur bewußte Zelte sind sie,
Nur bewußte Seidenhöschen,
Nur bewußte Busentücher,
Auch bewußter Turban, Schleier
Und der Gürtel um die Hüften!
Nur bewußter guter Mokka
Sind sie, Täßchen Rosa-Scherbet,
Nur bewußter Schöpsenbraten (!),
Süßbewußtes weiches Bette!

Das Gedichtchen „Verliebte und Verglaubte" lautet:

Die Verliebten sind nur Thörchen,
Eros führt sie an den Oehrchen;
Die Verglaubten, das sind Thoren,
Groß wie ein Kameel geboren;
Plump und elefantendümmer
Geh'n sie über Brückentrümmer —
Die selbst Kindverstand-beraubten,
Die unseligen Verglaubten.

Auch vermögen wir beim besten Willen nicht gerade viel poetische Tiefe oder großen Witz in folgendem Gedichtchen zu finden:

Sic!

Wer ein junges Weib sich freit,
Der baut die Welt fort
Aus eig'nem Mittel;
Wer, alt, sich altem Weibe weiht,
Der wirft sein Geld fort
Auf einen Spittel.

Laß dich nicht schlachten in das Haus,
Jung Mädchen! eh' halt Armuth aus!

492 Seiten, meist theils mit solchen orientalischen Späßen, theils mit verliebter Tändelei und Hymnen auf das Mysterium der Liebe, auf Suleika's „Haut" u. s. w. angefüllt, zu lesen, war für uns, wir gestehen es, mehr eine Art Arbeit als wirklicher Genuß, namentlich nachdem wir gerade von der Lecture der „Hausreden" kamen. Wir glauben auch einigen Sinn für Humor zu haben, aber die Feinheiten dieses scheferisirten orientalischen Humors sind uns leider nicht sehr genießbar, und wir müssen es Andern überlassen, sie herauszuschmecken. Manche Motive hatten für uns etwas Schneidendes. So schildert Schefer in dem sonst originellen Gedichte „Es ist schön!" die Schönheit des Sturms, die Schönheit des Feuers, und er fährt dann fort:

Sieh nur, da tragen sie eilend die Todte
Fort aus den Flammen zum rettenden Boote ....
Bringen sie uns! Ihr Bräutigam fällt
Rücklings ins Meer — ihm graute die Welt, —
Athemlos bleiben wir vor ihr steh'n, —
Aber die Todte ist schön!
Was uns die Götter auch immer beschieden,
Ist es nur schön, dann sind wir's zufrieden u. s. w.

Und wenig Zeilen später schließt das Gedicht:

Freuet euch .... Freude ist schön!

Eine kreischendere Dissonanz als diesen Jubelruf beim Anblick einer schönen Todten kann es wol nicht geben.

In manchen andern Gedichten erkennen wir unsern alten lieben Schefer, den Dichter des „Laienbrevier", mit Vergnügen in seiner bessern poetischen Natur wieder. So in dem Gedichte „Der Thron der Schönheit" mit dem Anfange:

Seele, wie bist du so reich,
Seele, wie bist du so schön!

Wisse, das Schöne bist du.
Bild' es dir ein, und du hast's,
Bilde dich aus, und du bist's.
Du trägst Schönheit in dir,
Hell wie die Fackel zur Nacht
In vorleuchtender Hand.
Immer den Kreis, wo du gehst
Durch den umnachteten Wald,
Zaubert sie reizend dir hell;
Baum, Zelt, jegliches Blatt
Bis in die Wipfel hinauf
Schmückt sie mit Feuer und Glanz,
Drunter der Boden am Weg
Flimmert von Edelgestein!

Ferner das tiefsinnige Gedicht „Mysterium", eine der Perlen der Sammlung:

Der Himmel kann nicht leuchten —
Da ballt er sich zur Sonne
Und leuchtet voller Pracht!

Die Nacht, sie kann nicht glänzen,
Da schmilzt sie still zum Monde,
Und sanft erglänzt die Nacht!

Die Erde kann nicht duften,
Da faßt sie sich zur Rose
Und würzt die Welt mit Duft! u. s. w.

Auch im schalkhaften Genre findet sich einzelnes recht Sinnige und hübsch Ausgedrückte, z. B.:

Wer nicht will in die Kirche gehen,
Hört selbst nimmer die Glocke läuten;
Aber wer die Geliebte erwartet,
Hört Nachts selber das Mäuschen knuspern.

Eine Kritik darf ihrer ganzen Natur nach keine Hymnologie sein, und sie wird gerade an einen Dichter von bedeutendem Talent und großem Namen einen strengen Maßstab anzulegen verpflichtet sein, wenn Gefahr da ist, daß minder Begabte auf das von ihm gegebene Beispiel keck lossündigen; sie darf aber auch keine Leichenpredigt sein, und mit Vergnügen wird sie auch das schöne Einzelne anerkennen, das ihr in einer Gedichtsammlung entgegentritt, deren Hauptmangel ihr vielleicht darin zu liegen scheint, daß sie sich nicht recht in das specifisch deutsche Wesen einregistriren läßt. Türken oder Perser zu sein, wenn auch nur in der Poesie, dazu haben wir Deutsche wol sehr wenig Beruf; wir werden Muskau niemals in ein Ispahan oder in ein Stambul, niemals den muskauer Park in die Rosengärten von Schiras verwandeln können.

Leopold Schefer hat seinem „Koran der Liebe" auch ein längeres gedankenreiches Widmungsgedicht vorangestellt. Er bezeichnet darin „Scherz, Schönheit, Liebe" als die Gegenstände seiner Korandichtungen und ruft vielleicht mit Recht: „Glaub' nicht, sie seien jemals ausgesungen"; denn: „Das Ewig-Schöne bleibt das Ewig-Neue", und: „Was ewig menschlich ist, muß immer passen." Sich selbst aber ruft er zu:

Kein Alter hat der Dichter, wahrlich, keines,
Denn alle wohnen ihm im ew'gen Herzen.

Merkwürdig ist ein prophetischer Vergleich der Deutschen mit den Griechen:

Wir aber gleichen mehr an Aetentfaltung
Homer's so vielzerstückeltem Geschlechte
Und theilen seine Bürgschaft für Erhaltung.
Nur was wir schufen, gibt uns Lebensrechte.
Wir sind kein Volk an unsern eig'nen Herden,
Wir sind — der Kitt im ganzen Weltgeflechte!
Es scheint, als sollten nimmermehr auf Erden
Die Racen, die für alle andern denken,
Zu körperlich begrenzten Massen werden!
Noch zehrt die Welt an Hellas Gastgeschenken,
Und wir — o was der deutsche Geist geschaffen,
Wird nach Jahrtausenden noch Völker lenken —
Uns aber wird die Flut von hinnen raffen!

In seinen „Hausreden" dehnt er diese Prophezeiung noch weiter aus:

Die Völker auch vergeh'n, und einst die Menschheit.
— — — — — — — — —
Wie sterben keine Schmach dem Einen ist,
Ist einst vergeh'n auch Völkern keine Schande,
Wenn frei und groß und tapfer es geschah.

Es ist ein bedenkliches Symptom der Zeit, daß die Ansicht, die neuern Völker, alle oder einzelne, seien im Absterben begriffen, hätten ihre Mission erfüllt und würden demselben Schicksal nicht entgehen, dem alle alten Völker, nachdem sie den Gipfelpunkt erreicht, verfallen sind, nichtblos von Dichtern, wie Schefer, sondern selbst von Culturhistorikern, wie Vollgraff und der Franzose Gobineau, in die Welt hinausgerufen wird. Hat doch selbst Lord John Russell mitten im Parlament auf die Möglichkeit hingewiesen, daß Großbritannien als Großbritannien in näherer oder fernerer Zeit aufhören könne zu sein, und dieser Prophezeiung den Trost hinzugefügt, Großbritanniens Geist werde auch dann in seinen Töchterstaaten und in der allgemeinen Cultur fortleben. Einstweilen wollen wir uns noch an Schefer's schönen Ausspruch halten:

Gesinnung macht das Volk und macht den Menschen.

Wir wenden uns nun zu dem Novellisten Schefer. Allen Eigenheiten, allen Vorzügen und Mängeln, die man als unverkennbare, organisch aus ihrem innersten Lebensprincip hervorgehende Merkmale der specifisch Schefer'schen Novellistik betrachten kann, begegnet man auch in der chronistischen neuesten Novelle Schefer's, die eine der wunderlichsten Erscheinungen, den deutschen Kinderkreuzzug im Jahre 1212, zum historischen Hintergrunde hat. Mehr als vielleicht in manchen andern Novellen Schefer's paßt hier auch das phantastische Colorit seiner Erzählungsweise zu der phantastischen Natur des Gegenstandes, der eine gute Wahl zu nennen ist. Der Kinderkreuzzug ist zwar in die Annalen der Weltgeschichte als eine Merkwürdigkeit eingezeichnet, indeß kann sich die Geschichtschreibung mit solchen Kindereien, so tragische Seiten sie auch bieten, nicht ausführlicher beschäftigen; selbst der Culturhistoriker wird nur von denjenigen Symptomen Gebrauch machen können, die zu der allgemeinen Krankheitsgeschichte der Zeit gehören. Als der eigentliche Geschichtschreiber solcher absonderlichen Phänomene, der in ihre kleinsten Détails eingeht, ja dem die kleinsten und die individuellsten Züge oft die seinem Zwecke entsprechendsten sind, tritt nun der Novellist, der Romandichter auf, freilich immer nur für einen bestimmten, meist sehr kleinen Zeitabschnitt oder vielmehr nur für diese oder jene Episode innerhalb desselben. Die Kreuzzüge als Ganzes werden sich von einem Romanschriftsteller unmöglich behandeln lassen, ohne Gefahr zu laufen, ein monströses, als Kunstwerk ungenießbares Opus zu liefern; aber irgendeine Gruppenstellung, eine Episode daraus mit scharf ausgeprägten Figuren kann ihm ein sehr dankbarer und ergiebiger Stoff sein, und Personen, die für den Geschichtschreiber als Individuen vielleicht gar keinen Werth haben, sind für seinen Zweck oft wie geschaffen. So war für den Novellisten Schefer der Hirtenknabe Nikolas, der „Herzog" der deutschen jungen Kreuzfahrer, gewiß ein köstlicher Fund, während der Geschichtschreiber mit ihm nicht viel anzufangen wissen würde. Denn der Roman kennt andere Helden als die Geschichte, und Figuren wie der Vicar von Wakefield und Werther mit seiner Lotte werden von einem Romanschriftsteller zu den höchsten Preisen gesucht, wärend nach Helden wie Cäsar, Karl der Große, Gottfried von Bouillon, Friedrich Barbarossa, Wellington und Napoleon kaum Nachfrage ist, weil sie der Romanschriftsteller in seinen Schöpfungen doch nicht genügend verwerthen kann.

Ueber diesen Wunderkreuzzug, über den man in Geschichtsbüchern nicht gerade viel wird lesen können, wird man also in Schefer's Novelle manches Interessante erfahren, was man früher nicht gewußt hat. In Bredow's Geschichtstabellen wird wahrscheinlich und meines Erinnerns hierüber nichts weiter stehen als: „1212. Kinderkreuzzug" — und in den geschichtlichen Darstellungen der Kreuzzüge wird man dann wol noch die Angabe finden, daß die kreuzfahrenden Kinder theils auf dem Landwege verhungert und verschmachtet, theils auf der See verunglückt, theils in Noth und Elend zurückgekehrt, theils in die Fremde verkauft worden seien. Aber über die Leiden, die zwischen dem fröhlichen Auszuge der Kinder und dem traurigen Ende lagen, wie sie unterwegs geleitet wurden, wie sie sich nährten und kleideten, wie die Bevölkerungen der verschiedenen Landstriche sie aufnahmen, wie sie hungerten und dürsteten und verlumpten und froren und bettelten — darüber erfährt man aus ihnen nichts. Der Geschichtschreiber läßt sich durch die Vorstellung menschlicher Leiden begreiflicherweise ebenso wenig stören als der Naturhistoriker durch den Gedanken, daß

von den Geschöpfen, die er beschreibt, vielleicht in dem Augenblicke, wo er sie beschreibt, Tausende und Millionen zugrunde gehen. Aber der Poet bringt auch ein Herz in die Geschichtsbeobachtung mit, ja ohne dieses Mitgefühl für menschliche Schicksale und Leiden würde er vielleicht gar nicht daran denken, sie als poetischen Stoff zu benutzen. Freilich gibt es auch Poeten genug, bei denen das Herz sehr wenig oder gar nicht ins Spiel kommt, welche die Schicksale eines Menschen oder einer Menschengruppe nur zur Aufgabe künstlerischer Behandlung oder, wie der Arzt einen interessanten Krankheitsfall, zum Gegenstande reinpathologischer Beobachtung machen; aber man wird ihnen, so Großes sie auch leisten mögen, sofort ansehen, daß ihr Herz nicht bei der Sache war. Leopold Schefer geht aber ganz in Liebe zur leidenden, fortdauernd in Irrthümern befangenen und in Irrthümern künstlich erhaltenen Menschheit auf, freilich in einer Art Phantasieliebe. Wenigstens muß man die Menschen, die er schildert, fast immer erst aus ihrem schattenhaften und traumartigen Wesen ins eigentlich Menschliche und Körperliche übersetzen, um sich wahrhaft für sie interessiren zu können. Es ist jedoch gerade keine schwierige Operation. Denn der Inhalt seiner Gestalten ist immer ein menschlicher, nur ihre äußern Umrisse verlaufen sich ins Schattenhafte und Ungreifbare. Auch meidet Schefer fast geflissentlich, sich nach den klaren Regeln des gesunden Menschenverstandes auszudrücken — ich meine nicht jenes Weltverstandes, der im Grunde nichts weiter ist als das bloße savoir faire und die reinkaufmännische Geschäftspraxis und jetzt auch schon von Schriftstellern ganz ungescheut als gesunder Menschenverstand und als der höchste Gipfel menschlicher Vollkommenheit gefeiert wird, sodaß jetzt Tugend und Erwerb („Geld ist Tugend", sagte schon Byron), Sittlichkeit und praktisches Umschwissen fast einsbedeutend sind. Es ist dies jene Kinderfreundsmoral, die in einem Millionär, der auf einer Subscriptionsliste zu wohlthätigen Zwecken mit einer beträchtlichen Summe vor seinen Mitbürgern prunkt, dafür aber wegen eines verlorengegangenen Schwefelhölzchens der ganzen Familie und Dienerschaft einen schweren Tag macht, das Muster eines sittlichen und ordentlichen Mannes erkennt. Nein, wir meinen jenen gesunden Menschenverstand, der im Gegentheil weiß, daß gerade diese Anschauung vom Leben nicht conservativ ist und der Gesellschaft statt mancher ihr entzogenen Steinpfeiler nur eine Holzstütze unterschiebt, die außen glatt und blank, innen aber morsch ist. Wenn ein Mensch von dem Wohlwollen und der überfließenden Liebe Schefer's immer die Sprache des wahren gesunden Menschenverstandes sprechen wollte, er würde ohne Zweifel viel Gutes stiften können. Er hat es auch in seinen didaktischen Dichtungen, namentlich im „Laienbrevier" vielfach gethan, aber, wie wir oben gesehen, nicht ohne Beimischung fremdartiger und verwirrender Elemente und in einer Form, in der sie in das eigentliche Volksherz doch keinen Eingang finden dürften. Wie man zu gewissen Zwecken aufregend und aufreizend zu dem Volke spricht, hat man in neuester Zeit wohl verstanden, aber leider nicht in demselben Grade, wie man veredelnd, erhebend und vermenschlichend zu ihm spricht. Wir haben im Grunde jetzt gar keinen Volksschriftsteller in dem Sinne, wie bei allen halb kindischen Einfällen und Manieren der Wandsbecker Bote in seinen bessern Tagen war, und wir halten dies für ein unermeßliches Unglück, ohne daß wir die Möglichkeit abzusehen vermögen, wie und durch wen diesem Mangel abgeholfen werden könnte. Leopold Schefer besitzt hierzu wol das Herz, aber nicht die Sprache, die bei allen neuern Schriftstellern (den zu specifisch schweizerischen und viel zu tendenziösen Bitzius nicht ausgenommen) den eigentlichen überall verständlichen Volkston verloren hat.

Wie so manche entzündliche Krankheiten kam auch die des Kinderkreuzzugs von Frankreich nach Deutschland. Die kleinen deutschen Kinder wollten damals nicht hinter den französischen zurückbleiben, wie in spätern und noch in unsern Tagen die großen deutschen Kinder buchstäblich nachmachen zu müssen glaubten, was die großen französischen Kinder der Welt vorgemacht hatten. In Frankreich war der Hirtenknabe St.-Etienne der Herzog der Kinder. Er thronte bei seinen Umzügen auf einem mit Teppichen behangenen Wagen, eine Ehrenwache von Kindern umgab ihn und andere Jungen zogen den Thron in die Thore der Städte hinein, die er besuchte. Sein Majordomus oder Generaloberst war ein Hirtenknabe von Chartres. Beide thaten Wunder, und das Volk glaubte daran. Als sich St.-Etienne seine zu vollen und schönen, ihm aber aus „gewissen kleinen Uebeln" unangenehmen blonden Locken kurz hatte abschneiden lassen, schlugen sich Knaben und Mädchen um ihren Besitz mit wahrem Fanatismus, ebenso um Fetzen aus seinem Rock oder um einen Rest Wassers, den er in seinem Wasserkruge zurückgelassen hatte. Die Procession bestand aber nicht aus Kindern allein, es schlossen sich ihr auch erwachsene Mädchen, Jünglinge, Weiber und Greise an, und überall wurden dem Zuge vom Volke Lebensmittel und Erfrischungen gespendet, welche sich die Kinder, die übrigens mitunter auch jämmerlich weinten, vortrefflich schmecken ließen. Das Ganze war ein unerhörter Unsinn, über den wir Angehörige einer aufgeklärtern Periode mitleidig die Achseln zucken dürften, wenn die Vernunft nicht auch in unsern Tagen sich häufig genug wie rasend und toll geberdet hätte. Manche Vorgänge bei der Französischen Revolution, z. B. der Cultus der Göttin der Vernunft in der Person einer entblößten Hetäre, die Errichtung eines militärischen Hetärencorps unter dem Namen der „Vésuviennes" und die wahnsinnigen „Volksbälle" und Orgien im Schlosse Neuilly und in den Tuilerien im Jahre 1848, der mehr burlesken Dienstmädchenparlamente in Deutschland nicht zu gedenken, waren gerade vollkommen so toll, nur weniger naiv, kindlich und unschuldig. Die deutschen Kinder ahmten, wie schon bemerkt, den französischen nach und wählten sich ebenfalls einen Herzog, der gleichfalls ein Hirtenknabe sein mußte, und sie ließen sich nicht durch die Nachricht schrecken,

daß von den sieben Schiffen, mit denen sich die französischen Kinder in Marseille eingeschifft hatten, zwei untergegangen und viele Tausende von Kindern von einem Seelenverkäufer an die Sarazenen verkauft worden waren. Wie dies bei solchen Volkstollheiten geht, würde Jeder, der sich diesem Wahnsinn widersetzt oder sich nur Bemerkungen darüber zu machen gestattet hätte, unfehlbar gelyncht worden sein, wie Demjenigen die Guillotine gewiß war, der sich zur Zeit der Französischen Revolution eine kritische Bemerkung gestattete. So ist die gepriesene menschliche Vernunft.

20,000 deutsche Kinder brachen nun über die Alpen nach dem Heiligen Lande auf, in dem Wahne, daß bei ihrem bloßen Erscheinen alle Ungläubigen sich zum Kreuze bekehren würden. Man kann sich einen solchen Zug von Kindern vorstellen. Es ging mit ihm sehr langsam vorwärts. Es wurde viel gebetet, in den Dörfern, wo man sie bewirthete, viel geschmaust (die größern Städte scheinen diese Heuschreckenschwärme aus naheliegenden Gründen vermieden zu haben), dann aber auch viel gebadet, viel gespielt, nach Eichhörnchen gejagt, Vogelnester und Bienenkörbe ausgenommen, in den Bächen gekrebst und auch viel geweint; denn unter den mancherlei Krankheiten, von denen die armen Kinder heimgesucht wurden, war das Heimweh die schrecklichste. An jedem Kreuze am Wege, an jeder Kapelle wurde stillgehalten, oder man rastete, weil man die zerfetzten Kleider und die zerlaufenen Strümpfe flicken oder waschen und trocknen mußte, wiewol die meisten barfuß gingen; endlich hatten sie noch mit den Köpfen ihre Noth: „sie lagen wie Lämmchen den Andern im Schoose. . . . Fromme alte Weiber nahmen sich ganze Schürzen voll mit nach Hause zu ewigem Andenken.“ Mit der Zeit bildete sich ein ganzes Lazareth längs dem Wege; Hunderte bekamen das Fieber oder konnten nicht mehr fort, weil sie sich die Füße blutig gelaufen oder auf den Bergpfaden in der Schweiz gar die Beine verstaucht oder gebrochen hatten. Dazu wurden sie von den fast unzähligen Spitzbuben und Spitzbübinnen, die, um größeres Vertrauen zu erwecken, in Beguinen- und Beghardenkleidern mit dem Kreuze auf dem Rücken mitgepilgert waren, aufs grausamste bestohlen. Wie es mit der Sittlichkeit bei so gemischten Elementen stand, läßt sich denken, und wiewol man zum Theil den größern und größten Mädchen inwendig und auswendig mit Wachs bestrichene Säcke mitgegeben hatte, in die sie zur Nachtzeit hineinkriechen und die sie mit den Bändern unter dem Kinn sich festbinden sollten, so läßt sich doch mit Recht fragen, ob diese seltsame Erfindung immer in Anwendung gekommen sei, oder gegen die nächtlichen Versuchungen den nöthigen Schutz gewährt habe. Wenigstens sah man die mitgezogenen Weibspersonen und jungen Dienstmädchen nach ihrer Rückkehr verhüllt in den Städten umherschleichen und sich bei armen barmherzigen Bekannten oder bei den Barmherzigen Schwestern selbst verbergen; „denn bei einigen hatte man Kindchen auf ihren Armen unter dem über den Kopf gedeckten Mantel schreien gehört“, wie ein Chronist jener Tage erzählt. Eines Morgens war durch Fahrlässigkeit Feuer ausgebrochen, da hatten die Säcke „geschrien, sich fortgewälzt, sich selbst nicht erlösen können, und Keines hatte das Andere, vor zitternden Händen, aufknötern können — und so waren sie fortgehüpft, niedergefallen, wieder mühsam aufgestanden“, und im Feuerscheine sahen sie aus „wie große graugelbe Ameiseneier mit menschlich schreienden Köpfen“. Glücklicherweise hatte dabei keines der Mädchen Verletzungen erlitten, wie Schefer zum Trost der Leser ausdrücklich versichert. Das Kinderheer war schon entsetzlich geschmolzen, als es endlich in Genua eintraf, eine Schar abgezehrter, hungernder, bettelnder Jammergestalten. Hunderte entschlossen sich hier zur Rückkehr in die Heimat, die ja für Kinder doch immer das eigentliche Gelobte Land ist und bleiben wird, andere, namentlich Hirtenknaben, wurden wie auf einem Sklavenmarkt von Gutsbesitzern und Landbewohnern gemiethet oder bei Handwerkern untergebracht, manche schöne und feine Edelknaben aber von vornehmen und söhnelosen, ja in den höchsten Familien an Kindesstatt aufgenommen, die Kranken endlich guten Leuten zur Pflege übergeben. Der noch gesunde Rest, der nicht untergebracht werden konnte, zog weiter nach Pisa, wo die Hälfte der noch übriggebliebenen Mädchen in zwei Schiffen verschwand. Was aus ihnen und dem andern Rest weiter geworden ist, darüber fehlen wol alle sichern Nachrichten.

Dies ist nun die Kunde, die uns durch Schefer über den Kinderkreuzzug vom Jahre 1212 gebracht wird, die sich aber begreiflicherweise bei ihm in der farbenreichern, ausführlichern, novellistischen Einkleidung interessanter liest als in unserm nur das Nöthigste aneinanderreihenden Auszuge. Es ist dies zugleich die historische Tapete, in die er seine novellistischen Figuren und Gruppen eingedruckt hat. Die Situationen sind oft von höchst wunderbarer drastischer Art, welche einem Romanschriftsteller von der praktischen Sorte Stoff zu mehr als einem Bande gegeben haben würden. Auf eine Ausführung, die uns diese Situationen körperlich näher rückte, läßt sich jedoch Schefer, seiner Weise getreu, niemals ein; sie lassen in uns nur den Eindruck eines unser Gemüth zwar eigenthümlich, aber unbestimmt aufregenden nächtlichen Traumgesichts zurück; sie sind tief und originell gedacht und empfunden, kommen aber zu keiner breiten, plastischen Gestaltung; man muß ahnen, statt zu sehen. Eine vortreffliche Figur ist z. B. die Kölnerin Irmengard, die für die heilige Idee des Kinderzugs schwärmt und ihre himmlische Ekstase an einen irdischen Gegenstand knüpfend, sich dem Kinderherzog Nikolas hingibt. Sie kehrt zurück, geisteskrank, ihrer Sprache beraubt. Sie schreibt auf eine Pergamenttafel, daß sie ihr Kind vor Angst und Jammer, Lieb' und Leid an ihrer Brust erdrückt habe, es liege in ihr Brusttuch gewindelt in der hohlen Eiche im Dorfe. Sie wird eingekerkert, sie soll gerichtet werden. Inzwischen hat ein Verwandter, Raimund, in Aachen die große Scharfrichterei angekauft, bewirkt es, daß er selbst seine Nichte hinrichten soll, schenkt

ihr aber, als die Unglückliche bereits das Haupt auf den Block gelegt hat, kraft uralten Rechts und unverkümmerten Gebrauchs das Leben, indem er erklärt, sie zu seinem Weibe zu nehmen. Dies thut er denn auch, obschon nur zum Schein. Denn ebenfalls nach altem Brauch in solchen Fällen legt er im Ehebett zwischen sich und sie der Länge nach das große Schwert als Scheidewand. Nach seinem Tode heirathet sie Nikolas, gebiert ihm ein Kind und erhält hierauf ihre Sprache wieder, um aber auch sofort ihre Seele auszuhauchen.

Man kann dem Dichter wie seinem Publicum nur Glück wünschen, daß er als Veteran noch ein mal auf seine frühe Jugendliebe, auf die Novelle zurückgekommen ist. Und wer sich an die Eigenheiten Schefer's gewöhnt hat, wird auch diese neueste Novelle vom Hirtenknaben Nikolas mit großem Genuß lesen. Es zeigt sich auch in ihr eine bedeutende Erfindungsgabe, ja sie ist sogar reich an Effecten, die ein dramatischer Dichter verwerthen könnte, die aber bei Schefer in ein so phantastisches Helldunkel gehüllt sind, daß sie eben nur den Eindruck eines wunderlichen Traumbildes machen, welches uns beim Erwachen halb wie Wirklichkeit, halb wie bloßer Spuk erscheint. Die Gestalten kämpfen und ringen vor uns wie hinter einem düstern Nebel, der zuweilen von den wunderbarsten Sonnenblicken eines fast grotesken Humors durchbrochen wird. Schefer steht mit dem einen Fuße auf der intuitiven unplastischen Anschauungsweise Jean Paul's, in dem der gemüthliche Humor überwiegend war, mit dem andern auf der Anschauungsweise der Romantiker, die mit dem Leben und der Geschichte ein ironisches Spiel treiben. Mit Jean Paul hat er das Ahnungsvolle und Orakelhafte und die Liebe zur Menschheit, mit den Romantikern das Phantastische, mit Beiden das Formlose gemein. Hierzu kommt aber noch bei ihm ein wesentlich modernes Element, ein auf socialphilosophischer Grundlage beruhender entschiedener Rationalismus und Liberalismus, womit er gegen alles Abergläubische und gegen alle orthodoxen Satzungen ankämpft und der freien Selbstbestimmung des Menschen, hauptsächlich auf dem Boden der Familienmoral und der häuslichen Selbständigkeit, als guter Familienvater wie als ehrlicher und solider Bürger und Weltbürger das Wort redet. *)

Hermann Marggraff.

*) Eine jedenfalls sehr interessante literarische Erscheinung ist die bereits mit der ersten Lieferung ins Leben getretene Auswahl Schefer'scher Werke, welche unter dem Titel „Leopold Schefer's ausgewählte Werke. Neue Ausgabe" bei Veit u. Comp. in Berlin erscheint und zuvörderst das „Laienbrevier", dann seine Gedichte und seine besten Novellen umfassen wird. Diese Ausgabe wird mit einer besonders werthvollen Zugabe ausgestattet sein, mit einer Biographie des Dichters, von seinem vieljährigen vertrauten Freund, dem Geheimrath von Lüdemann nach Schefer's eigenen Mittheilungen entworfen und zusammengestellt.

Literarische Erinnerungen und biographische Fragmente.

Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Schilderungen nach Selbstanschauung theils auch berühmter Zeitgenossen aus dem Leben von Goethe, Schiller, Wieland, Klopstock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich von Kleist, Knebel, Lessing, Basedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, Voß, Matthisson, Gleim, Zacharias Werner, Musäus, Ramler, Kästner, Gellert, von Haller, Fernow, Tieck, Oehlenschläger, H. Steffens, Fouqué, Chamisso, Johanna Schopenhauer und Andern. Bisher in keiner Sammlung. Zwei Bände. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1854—55. 8. 2 Thlr.

Der Titel des Buchs verspricht ohne Zweifel sehr viel Schönes. Schilderungen jener Schriftsteller, deren Erzeugnisse uns so oft erquickt haben, werden immer willkommen sein, willkommen vollends, wenn sie von berühmten Zeitgenossen herrühren. Der erste Band hat jedoch unsern durch den vielversprechenden Titel angeregten Erwartungen nicht ganz entsprochen; er hätte sich bequem auf die Hälfte seines Umfangs beschränken lassen, und er würde an Werth dadurch nur gewonnen haben. Er enthält zuvörderst Goethiana. Ein Besuch bei Goethe 1786, von Professor Dietmar, ist ohne besonderes Interesse. Es folgt ein Brief von Goethe's Aeltern an Schönborn 1776, aber hier nicht zuerst gedruckt, über Goethe's Leben in Weimar erzählend; die hinzugefügten ausführlichen Bemerkungen über dasselbe Thema bieten nichts Neues und konnten ganz ausgelassen werden, namentlich sind die Cabalen Kotzebue's gegen den Goethe'schen Cirkel, die hier breit erzählt sind, allbekannt, wol neu nur ein Gedicht aus jener Zeit, welches den Jammer schildert, den die Damen in Weimar darüber empfanden, daß das von Kotzebue vorbereitete Krönungsfest Schiller's scheiterte. Daran schließt sich ein Auszug aus einem Briefe Riemer's über Goethe's Scheiden von der Theaterleitung 1817 und eine warme Schilderung Goethe's beim Jubiläum des Großherzogs am 3. Sept. 1825 von M. (Kanzler von Müller?) und des Goethe'schen Jubiläums am 7. Nov. 1825, wobei der vom Kanzler von Müller gedichtete Prolog zur Aufführung der „Iphigenia" mitgetheilt ist, sowie ein Ineditum, welches einem frankfurter Jugendfreunde Goethe schrieb:

Ist uns Jugendmuth entrissen,
Mag zum Troste dann Erfahrung
Sicher leiten zur Bewahrung
Aller, die wie treu uns wissen.
So in jetz'gen Tagen träumen
Wir zurück wol sonstig Walten
Steter Frühlingswelt uns Alten,
Um in ewig lichten Räumen
Ew'ge Jugend festzuhalten.

Hieran schließen sich Aufsätze, betreffend die Feier des 28. August in der Mittwochsgesellschaft zu Berlin, zunächst eine Rede über Goethe als Kritiker und dann zwölf Gedichte zur Preisbewerbung in diesem Kreise; ihre Veröffentlichung für das große Publicum möchte wol überflüssig erscheinen, da sie auf hohen poetischen Werth keinen Anspruch machen können, vielleicht am wenigsten die von Zelter gekrönten Lieder von Houwald und Stieglitz. Aus dem Reisetagebuche der englischen Schauspielerin Fanny Kemble ist ein Aufsatz über Goethe und Werther's Lotte nach Einsicht in die Kestner'schen Familienpapiere mitgetheilt, der nach dem, was wir jetzt davon wissen, nichts Neues bietet.

Die Mittheilungen über Schiller enthalten einen Auszug aus dem Tagebuche eines jungen Theologen über einen 1792 in Jena Schiller abgestatteten Besuch, aus dem wir nichts als die Albernheit des jungen Menschen erkennen, *) Werthvoller

*) Unser Berichterstatter hätte an dieser Stelle übrigens nicht vergessen sollen, die Bemerkungen anzuführen, die der Zusammensteller

sind die Erinnerungsblätter eines Studenten über die Aufführung der „Braut von Messina“ in Lauchstädt in Schiller's Gegenwart, die ein humoristisches Bild von dem Studentenfeste entwerfen, welches nach der Vorstellung Schiller gegeben wurde und bei dem sich der Dichter der feurigen Jugend anzuschmiegen verstand. Intressant ist die Notiz, die wir aus der folgenden Mittheilung über Schiller's Anwesenheit in Berlin 1804 entnehmen, daß Schiller durch das günstige Urtheil über „Die Söhne des Thals“, die im Manuscript von Iffland ihm mitgetheilt wurden, Veranlassung war, daß Werner nach Berlin versetzt wurde.

Reichhaltiger sind die Wielandiana. Die Mittheilungen über Wieland's Privatleben rühren her von Dr. Lütkemüller, der zehn Jahre lang in Weimar in Wieland's nächster Umgebung lebte. Sie geben über Wieland's Wohnung, sein Leben im Familiencirkel auf seinem Landgute Osmannstädt viele Aufschlüsse, die die bekannten Schilderungen von des Dichters liebenswürdiger Persönlichkeit bestätigen und vervollständigen. Der Verfasser, ein enthusiastischer Verehrer Wieland's, hat diese Mittheilungen erweitert durch Auszüge aus Gesprächen zwischen ihm und dem Dichter; doch wenn dieselben auch allgemeine Interessen berühren, vermögen sie nicht tiefer den Leser anzuregen, und wir würden gerade nicht viel verlieren, wenn sie ungedruckt geblieben wären. Von größerm Werthe sind die Mittheilungen über die Personen, die Wieland als Gäste bei sich sah: 1793 Baggesen, der als ein feuriger Verehrer der Girondisten erscheint; Voß, der mit seinem scharfen Wesen einen Gegensatz gegen Wieland bildet; Matthisson; Jean Paul, dessen unstätes Wesen und besonders seine Geringschätzung des griechischen Alterthums Wieland nicht ansprach; 1799 Sophie La Roche, die nach 30 Jahren zuerst Wieland wiedersah, aber mit ihrem feierlichen Ernste schlecht in die heiter-gemüthliche Welt Wieland's paßte, während ihre Enkelin Sophie Brentano, die auch nachher öfters bei Wieland sich aufhielt, mit ihrer Munterkeit Wieland wohlgefiel.

In den Mittheilungen über Klopstock erhalten wir vier Verse, die er als Schüler an die Wand des Carcers in Schulpforte schrieb, die Widerlegung des Gerüchts, daß er für eine Ode von Kaiser Joseph 50 Dukaten erhalten habe, sowie des Berichts, den Frau von Genlis über ihren Besuch bei dem Dichter in Hamburg hat drucken lassen. Einen Nachmittag bei Thümmel in Sonneborn im Jahre 1808 beschreibt Ernst Woldemar in ermüdender Breite. Weit anziehender ist die Schilderung eines zwiefachen Zusammentreffens mit Johannes Falk, dem Satiriker, von Fouqué, durch die man Falk auch in seiner praktischen Wirksamkeit als Leiter einer Besserungsanstalt liebgewinnen lernt; neue Data für die Würdigung des Schriftstellers bietet übrigens auch dieser Aufsatz nicht. Eine Reihe interessanter Züge aus dem Leben des phantastischen Karl Philipp Moritz hat einer seiner ältern Freunde, Professor Dietmar in Berlin, geliefert, welche gerade des Burlesken genug geben, über die Werke freilich sonst keine Aufschlüsse bieten, nur daß wir hier erfahren, daß das Buch, welches zuerst Moritz Ruhm verschaffte, nämlich seine „Reise nach England“, durch einen sehr äußerlichen Umstand entstanden ist. Der Buchhändler Maurer wünschte von ihm etwas zu drucken, Moritz hatte nichts; da foderte ihn Maurer auf, eine Reise zu machen und zwar nach England; Moritz erklärte sich bereit, ließ sich von Maurer Reisegeld vorschießen und reiste noch am selbigen Tage ab, nachdem er den Schuldirector Büsching durch ein Billet ersucht, seine Schulstunden durch einen Stellvertreter geben zu lassen. Bald nach seiner Ankunft in England schickte er schon die ersten Bogen des Reisewerks.

Aus dem Leben Heinrich's von Kleist erzählt Peguilhen eine Scene, die der Dichter mit der Schauspielerin Händel-Schütz bei einem Mittagsmahle hatte. Wol das werthvollste Stück in diesem ersten Bande ist das folgende Charakterbild des Majors K. L. von Knebel, mit Wärme von einem seiner Verwandten entworfen, wenn es auch gerade nichts wesentlich Neues über den vortrefflichen Mann gibt. Den Aufsatz „Ueber eine Predigt von Lessing“ finden wir schon in der Lachmann'schen Ausgabe Lessing's. Die folgenden Mittheilungen über Basedow von Ernst Woldemar suchen diesen Mann zu gebührendem Ansehen zu bringen. Das von Kästner an Basedow gerichtete Epigramm (in Kästner's „Werken“, I, 105): „Warum nennst du den Mann Göttingens Pädagogen? u. s. w.“, bezieht sich auf Basedow's Gegner, Schlözer in Göttingen, und erfahren wir zu dessen Verständniß, daß Schlözer Lehrer seiner nachmaligen Gattin, der Tochter des Professors Röderer, gewesen war. Eine kleine Erzählung, betitelt „Das Schrecken im Walde“, angeblich von einem Augenzeugen, führt uns Jean Paul vor, wie er in wenig gewählter Kleidung den Thüringer Wald im Jahre 1821 durchstreifend durch sein fast räubermäßiges Aussehen die einsamen Waldbewohner in Schrecken setzte. Weiter führt Fouqué in seiner überschwänglichen Weise seinen alten Freund Rochlitz vor. Mit den Mittheilungen des Dr. Groke über F. G. Wetzel aus dessen bautzener Schulzeit schließt der erste Band der Sammlung.

Beachtenswertheres bringt, wie uns scheint, der zweite Band. Der erste Dichter, der uns in diesem Bande vorgeführt wird, ist Gellert; wir lernen einige neue Züge seines menschenfreundlichen Charakters und aus seinen Gesprächen seine feindliche Gesinnung gegen Rousseau kennen. Mit besonderer Liebe ist Gleim behandelt und ihm verhältnißmäßig die erste Stelle in diesen Anekdotis eingeräumt. Es sind theils Erinnerungen an ihn von Dr. Ernst Woldemar, theils Mittheilungen aus seinem Leben von J. von Großmann, die uns mit ihm in eini-

und Herausgeber des in Rede stehenden Buchs selbst zu diesen Mittheilungen über Schiller macht. Jener junge Theolog, der übrigens, wie im Buche bemerkt ist, später selbst zu „gebührender Schätzung“ kam, erzählt, wie er, in Schiller's in einem Hinterhause gelegene Wohnung eintretend, drei Herren an einem Tischchen Karten spielend erblickt habe. „»Verzeihen Sie!« sprach ich (fährt der Theolog fort), »wohnt der Herr Hofrath Schiller hier?« — »Ja!« antwortete einer der Herren, wies auf seinen Mitspieler ihm gegenüber und ging mit dem andern Herrn hinweg in eine Seitenstube. . . . . Alles von Schiller widersprach Dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und ihren Ausdruck eingebildet hatte. Ein langer Mann mit der Darstellung eines schlaffen Körpers, die Knie eingebogen, einen Arm auf die Stuhllehne gestützt, ein mattes Auge mit unstätem Blick, ein bleiches längliches Gesicht ohne besondern Ausdruck und dazu röthliches Haar und langfingerige Hände, die ein Schnupftuch hin- und herdrehten. Ehre sei Schiller's herrlichem Geist! Nur dieser ist Schiller, nicht sein Leib, wie ich ihn sah!“ Der auf große Männer sozusagen reisende Theolog erzählt dann weiter, wie Schiller mit eben der Stimme, womit er das Herein! gesprochen, d. h. mit unmännlicher, schwacher, fast „quäkender“ Stimme gefragt habe: „Wer sind Sie?“ Auf die Antwort des Besuchenden, daß er eine Fußreise durch Thüringen mache, habe Schiller, wie zerstreut das Schnupftuch drehend, geschwiegen und dann leise gesagt: „Sie machen also eine Reise?“ — „Länger konnte ich es nicht aushalten“, schließt der Theolog seine Erzählung, „ich bat um Verzeihung, daß ich zur Unzeit gekommen, und eilte von dannen.“ Der Herausgeber des Buchs bemerkt hierzu: „Diese Schilderung, vor länger als 30 Jahren aus einer Zeitschrift (dem „Gesellschafter“) entnommen, fand hier nur deshalb eine Stelle, um einer Klage zu gedenken, die man oft hört von unbedeutenden Personen, wenn sie berühmte Männer besucht haben und sie eben nicht in gleicher Liebenswürdigkeit fanden. Seit langer Zeit schon machten junge Müßiggänger, die kein anderes Werkzeug erfassen wollten als die Feder, Jagd auf hervorragende Geister, um dann durch die Bekanntmachung der Gespräche mehr sich selbst als die angeblich von ihnen Verehrten in das beste Licht zu stellen. Wer solche Besucher nicht abwehren kann, dem ist es nicht zu verargen, wenn er sich vorsichtig benimmt.“ Der Herausgeber des Buchs erinnert außerdem noch daran, daß Schiller im Jahre 1791 einen schweren Anfall seiner Brustkrankheit überstanden hatte und 1792 erst wieder in Genesung war.

D. Red.

gen Momenten seines Lebens genauer bekannt machen, als dies durch die Körte'sche Biographie geschehen ist. Gleim tritt selbst als Erzähler auf und zwar als ein anmuthiger Erzähler; er unterhält uns, ohne zu ermüden, von seiner Jugend, seiner ersten Anstellung als Secretär bei dem von ihm angebeteten Prinzen von Schwedt. Sehr interessant ist seine Erzählung, wie er durch seine launigen Gedichte einen ihm bisher unbekannten Offizier, Ewald von Kleist, der im Duell schwer verwundet darniederlag, geheilt und denselben zur Poesie begeistert habe. Kleist wurde bekanntlich sein treuester Freund und war in seiner Nähe, als er den Prinzen in den zweiten Schlesischen Krieg begleitete. Gleim sah den Prinzen an seiner Seite vor Prag fallen und kehrte trostlos nach Berlin und Potsdam zurück. Dann kam er in den Dienst des Fürsten von Dessau, verließ denselben aber bald, da der Fürst seine rauhe Soldatenseite nicht verleugnete, und wurde kurz darauf Secretär bei dem Domcapitel zu Halberstadt.

Die Mittheilungen des Assistenzraths Schmidt (gestorben 1784 in Weimar) geben Auskunft über das Verhältniß zwischen Musäus und Nicolai, welcher den bescheidenen Musäus zu neuer schriftstellerischer Thätigkeit anregte. Professor Dietmar schildert hierauf Musäus in seinem heitern, humoristischen, geselligen Leben. Hieran schließen sich die Mittheilungen über Kästner. Als Lehrer schildert ihn einer seiner Zuhörer, Bornemann, fügt einige noch ungedruckte Epigramme von ihm hinzu und macht auf eine in die gesammelten Werke nicht aufgenommene Streitschrift gegen Zimmermann (Altenburg 1780) aufmerksam. Ein zweiter Aufsatz von A. Münde enthält eine klare Replik Kästner's gegen Matthias Claudius, worin er seine bei Gelegenheit der Recension des Göthe'schen „Götz" geäußerte Meinung, daß Götz am linken Arm verwundet worden sei, unter Bezugnahme auf die Autobiographie vertheidigt. Danach folgen noch einige kurze Bemerkungen aus Kästner's Papieren, von Seebode mitgetheilt, und die Grabschrift Gleim's auf Kästner. Eine beredte Schilderung Fernow's und Zoega's erhalten wir aus dem Nachlaß von Friederike Brun, Erinnerungen an die geselligen Kreise bei Johanna Schopenhauer während ihres Aufenthalts in Weimar von St. Schütze. Von Liebe und Hochachtung vor dem edeln Charakter Fouqué's zeugt der Vortrag „Zu Fouqué's Gedächtniß", den Julius Curtius 1843 hielt und hier mitgetheilt hat. Friedrich Kurts bringt Erinnerungen an Chamisso, aus dem Badeaufenthalte in Reinerz vom Jahre 1835, A. Rebenstein erzählt ausführlich von seinem letzten Besuch bei dem Dichter im Jahre 1838 und theilt uns namentlich die Urtheile Chamisso's über die neuern Dichter, sowie über die von ihm besonders geschätzten Uhland und Freiligrath mit; von des Letztern Gedichten hatte Chamisso auch eine Anzeige geschrieben, die im Anhang abgedruckt ist. Ohne die chronologische Ordnung festzuhalten, werden wir hierauf zu Ramler geführt, sein „Rath für eine junge Schriftstellerin" aus dem Jahre 1771 von Catel mitgetheilt und aus dem Nachlaß von Professor Dietmar und J. J. Engel einzelne Züge seines pedantischen Lebens veröffentlicht. Hieran schließen sich Erinnerungen an Z. Werner, sowie an Johann Georg Scheffner, von einem Verwandten Werner's, die nur dazu dienen, die phantastische unklare Natur Werner's in ein helles Licht zu setzen, obgleich sie dieselbe eigentlich in Schutz nehmen wollen. Die Erinnerungen an Tieck von Strombeck und dem Schauspieler P. A. Wolff durchweht innige Liebe zu dem Dichter, auch sind sie insofern nicht werthlos, als sie in Bezug auf seine Kunst des Vortrags schätzbares Material liefern. Eine Rechtfertigung des breslauer Journalisten Karl Schall erhalten wir von Steffens. Aus seinem Zusammenleben mit Achim von Arnim und Clemens Brentano gibt Gubitz kürzere Mittheilungen; Friederike Brun schildert uns Oehlenschläger's antirömische Stimmung während seines Aufenthalts in Rom. Der Staatsrestaurateur K. L. von Haller erscheint in den folgenden Mittheilungen, die seine Conversion zum Katholicismus betreffen, in keinem günstigen Lichte. Dagegen gibt am Schluß Gubitz Mittheilungen über Raupach, welche die vielen gäng und gäben ungünstigen Urtheile über den Charakter Raupach's in vielen Stücken zu entkräften wohl geeignet sind.*) 9.

Jakob Böhme.

Schatzkästlein aus Jakob Böhme's Schriften von Leo Adelarius. Mit Porträt. Weimar, Voigt. 1855. 12. 20 Ngr.

Das schwärmerisch-geistreiche Porträt des gotterfüllten Schuhmachers, Propheten und Apostels Jakob Böhme in mittelalterlicher Tracht schmückt dies wahre Schatzkästlein sammt der Unterschrift eines ebenso frommen, später lebenden Mannes und Dichters, Johann Angelus Silesius:

> Im Wasser lebt der Fisch, die Pflanze in der Erden,
> Der Vogel in der Luft, die Sonn' am Firmament;
> Der Salamander muß im Feu'r erhalten werden,
> Und Gottes Herz ist Jakob Böhme's Element.

Wer nach dieser Unterschrift nur mystische Schwärmerei in dem Buche erwartet, wird erstaunen über die Fülle reiner Vernunft und hoher Weisheit, die darin waltet, und sich mit großem Interesse dem Manne zuwenden, der im niedrigen Stande geboren, jedes wissenschaftlichen Unterrichts entbehrend, so tiefe philosophische Wahrheiten offenbart, wie nur je die Weisen alter und neuer Zeit. Er erinnert fast an die Apostel Jesu Christi und befestigt den Glauben an eine unmittelbare Berufung Gottes, um sein Wort auf Erden hell leuchten zu lassen, wozu er fast immer Menschen aus dem arbeitenden Stande erwählte, deren Phantasie nicht mit der Eitelkeit der Welt zu sehr erfüllt war.

Jakob Böhme wurde von armen Hirtenleuten in dem Dorfe Altseidenberg, drei Stunden von Görlitz, 1575 geboren. In der Dorfschule lernte er nichts als Lesen, Schreiben und etwas Christenthum, welches in den Zehn Geboten, den Glaubensartikeln, dem Vaterunser, einigen Gebeten und der Beichte bestand. Bis zu seinem zehnten Jahre war Böhme ohne allen Unterricht geblieben und mußte das Vieh hüten, was er auch später noch that. In der Einsamkeit bildete sich seine reiche Phantasie aus. Der Berg Landskrone in seiner Gegend wurde ihm der Horeb, wo er die Stimme Gottes vernahm und fern blieb von dem rohen, thierischen Leben der armen Kinder seines Alters. Später kam Böhme zu einem Schuhmacher nach Görlitz, wo er ein fleißiger und geschickter Geselle wurde, der sehr abgesondert lebte und viel in der Heiligen Schrift las. Er erzählt, daß in dieser Zeit einst ein schlichtgekleideter Mann mit ernstfreundlichem Antlitz und lichtfunkelnden Augen in den Schuhladen gekommen sei, als Böhme eben allein darin war, und von ihm ein Paar Schuhe, ohne zu handeln, kaufte. Dann habe er ihn bei der Hand gefaßt, ihm tief in die Augen geblickt und gesagt: „Jakob, du bist jetzt klein, aber du wirst groß und ein Mann werden, über den die Welt sich wundern wird. Sei fromm, fürchte Gott und lies in der Heiligen Schrift." Damit verschwand der Mann und Jakob glaubte fest, er habe einen Engel gesehen. Er wurde nun immer stiller und in sich gekehrter und so zeigte er sich auch auf seiner Wanderschaft, wo er sich durch den strengsten sittlichen Lebenswandel auszeichnete. Bisher hatte er fleißig den Gottesdienst besucht, aber es herrschten damals bittere theologische Streitigkeiten über den Kryptocalvinismus in der Kirche, die ihr lebendiges frisches Leben ertödteten,

*) Wir halten es nicht für überflüssig, folgende kurze Bemerkung zu citiren, womit das „Athenaeum français" seinerzeit diese Sammlung dem französischen Publicum empfahl: „Daß diese biographischen Fragmente von sehr ungleichem Werthe sind, brauchen wir wol nicht erst ausdrücklich zu bemerken, nichtsdestoweniger gehören sie zu jener Gattung interessanter, an literarischen Mittheilungen reicher Publicationen, welche Deutschland eigenthümlich sind und sich auch in Frankreich einbürgern sollten." D. Red.

darum zog sich Böhme immer mehr von ihr zurück und hielt seinen Gottesdienst im Innern seines frommen Gemüths. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre ließ er sich in Görlitz als Schuhmacher nieder, heirathete die Tochter des Fleischers Kuschmann und lebte mit ihr 30 Jahre in glücklicher Ehe, alle Pflichten des Hausvaters treu erfüllend. Vier Söhne, die aus dieser Ehe hervorgingen, wurden alle Handwerker.

So treu Böhme auch die Pflichten seines Handwerks erfüllte, so wurde es seinem strebenden Geiste auf die Länge doch zu drückend. Er gab es darum nach und nach auf und ernährte sich durch Abschreiben seiner Schriften, was in jener Zeit, wo die Buchdruckereien noch nicht allgemein verbreitet und gedruckte Bücher sehr theuer waren, ihm viel einbrachte. Dabei las er unaufhörlich theologische Schriftsteller und die Bibel, hatte höhere Offenbarungen und sah sich oft von einer geistigen Fata Morgana umgeben, die ihn tiefe Blicke in alle Geheimnisse der Natur thun ließ. Viele verspotteten nun den armen einfachen Schuhmacher und er faßte den Vorsatz, seine Offenbarungen und Gesichte ferner nicht mitzutheilen, „aber da", sagt er, „war in meinem Herzen ein brennendes Feuer, daß ich es nicht leiden konnte, sondern wäre schier vergangen".

Böhme fuhr also fort zu schreiben. Seine wichtigste Schrift hat den Titel: „Aurora, oder die Morgenröthe im Aufgang, die Wurzel oder Mutter der Philosophie, Astronomie und Theologie aus rechtem Grunde, oder Beschreibung der Natur, wie Alles gewesen und im Anfange Alles geworden ist. Alles aus rechtem Grunde in Erkenntniß des Geistes, im Wallen Gottes mit Fleiß gestellt durch Jakob Böhme in Görlitz, seines Alters 37 Jahre Dienstag zu Pfingsten."

Dies Buch kam dadurch ins Publicum, daß ein Freund Böhme's, ein Edelmann, es für sich abschrieb und seinen Bekannten mittheilte. Es gerieth auch in die Hände des Oberpfarrers Gregor Richter in Görlitz, der ein strenger Orthodoxer und maßloser Zelot war. Dieser schleuderte wüthende Blitze von der Kanzel gegen den gottesfürchtigen Schuhmacher und bedrohte Görlitz seinetwegen mit den Strafen Gottes über Sodom und Gomorrha, verklagte ihn beim Gericht und veranlaßte eine strenge Untersuchung gegen ihn. Da man aber dem in jeder Hinsicht unsträflichen Manne nichts anhaben konnte, verurtheilte man ihn nur zu kurzer Haft wegen unbefugter Einmischung in ihm nicht zustehende Sachen und confiscirte sein Buch.

Durch diese Verfolgung wurde er erst recht bekannt und sein Buch berühmt, was er auch mit Dank gegen Gott erkannte, seinem schriftstellerischen Eifer fortan keine Schranken mehr setzte und in dreiviertel Jahren nicht weniger als 31 theologische Schriften herausgab, die bei den damals noch seltenen Druckereien nur in Abschrift circulirten. Nun fing aber der Pastor Richter aufs neue seine Verfolgungen an, wandte sich an den Magistrat zu Görlitz und foderte die Geistlichkeit zu Liegnitz auf, dem Sektirer ein Ende zu machen, brachte es auch dahin, daß Böhme durch den Vorstand des Magistrats benachrichtigt wurde, daß der Kurfürst ihn würde verhaften lassen, weshalb man ihm die Weisung gebe, sich zu verbergen. Böhme's Vertheidigungsschrift wurde zurückgewiesen, aber die Aufmerksamkeit der Regierung und des Hofs war durch diese Verhandlungen erregt worden und Böhme sah sich unerwartet nach Dresden beschieden. Er reiste im Mai 1624 mit Furcht und Bangen, aber auch mit frommer Ergebung in den Willen Gottes dahin ab.

Hier erging es dem schüchternen Manne, der von kleiner unansehnlicher Gestalt, aber edel und bescheiden in Worten und Geberden war, über alle Erwartung gut. Die zu seiner Prüfung ernannten Commissare erklärten ihn für einen hocherleuchteten Mann, dessen Lehren gegen keinen Artikel des christlichen Glaubens anstößig wären, sondern vielmehr alle für trefflich erklärten. Der Kurfürst und die Minister ließen Jakob Böhme zu sich rufen und unterhielten sich lange mit ihm. Die Gelehrten und Vornehmen bemühten sich um seine Bekanntschaft und das Publicum sah in ihm eine höhere Erscheinung. Die hellste Sonne war über Böhme's dunkles Leben aufgegangen, aber es war seine Abendsonne. Nachdem er drei Monate in Dresden zugebracht hatte, wurde er, vielleicht infolge seiner veränderten Lebensweise, von einem hitzigen Fieber befallen und ließ sich nach Görlitz zurückbringen, und am 27. November 1624 verschied er als ein echter gläubiger Christ mit Freudigkeit und Gottvertrauen. Kurz vor seinem Tode hörte er eine himmlische Musik, die keiner der Anwesenden vernahm. Dasselbe erzählt man vom Sterben der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.

Nach Böhme's Tode erhoben sich aufs neue seine Verfolger. Die Geistlichen legten dem seiner würdigen Begräbniß, das seine Freunde veranstaltet hatten, allerlei Hindernisse in den Weg. Die Leichenrede, welche der Diakonus Elias Dietrich hielt, war eine Schmährede; die andern Geistlichen, welche den Zug begleitet hatten, schlichen sich heimlich vom Kirchhofe weg, ja es wurde später sogar das Denkmal zertrümmert, welches seine Freunde ihm hatten setzen lassen. Jedoch blieben das nur ohnmächtige Versuche, dem Nachruhm dieses Mannes zu schaden. Die Wirkungen seiner Lehren strahlten hell und seine Schriften wurden gedruckt und ins Holländische und Englische übersetzt. Reiche und berühmte Männer traten für ihn in die Schranken, ließen seine Schriften drucken, wurden seine Jünger und suchten seine Anschauungen des Ewigen weiter auszubilden. Unter ihnen waren Angelus Silesius, später auch Saint-Martin, Antoinette Bourignon, Johann Roth, Friedrich Krause u. A. Im Jahre 1697 stiftete Jane Leade eine Gesellschaft zur Erklärung seiner Schriften. In Frankreich und Italien, selbst in Rom, in Lithauen und Polen erhoben sich ihm zahlreiche Verehrer und sein leiblicher Tod wurde eine Verherrlichung seines Geistes.

In der getroffenen Auswahl zum „Schatzkästlein" wird der Leser recht inne werden, daß Jakob Böhme Recht hat, wenn er sagt: „Gebet meine Schriften nicht Jedermann in die Hände, denn sie sind nicht Jedermanns Speise. Es versteht sie kein Leser recht im Grunde, sein Gemüth sei denn aus Gott geboren." Klar aber und wahr sind seine Klagen über den Verfall der Sitten und bekunden, daß die Klage von heute auch schon im 16. Jahrhundert stattfand. Er sagt: „Schickt ein Mann seinen Sohn auf die hohe Schule, daß er soll etwas Gutes lernen, daß er möge Gott und der Welt nütze sein, so lernt er Ueppigkeit, Hochmuth, Listigkeit, wie man einem Einfältigen möge das Seine nehmen, seinen Schweiß mit List abdingen, da macht man einen Mantel darum, das heißt Jura! Aber der Mantel ist des Teufels und das falsche Herz ist sein Diener.... Buhlen und Jungfrauschänden ist bei der Jugend eine höfliche Kunst, und es sind Leute, die da können fein thun, bis sie mancher Mutter Tochter den nagenden Wurm ins Herz oder Gewissen schieben. Solche setzt man dann den Kirchen und Schulen vor, so werden sie in die weltlichen Regimenter eingesetzt, die regieren hernach wie der Geist in ihrem Herzen es will. Also wirkt der Obere die größten Laster und lernt sie von ihm der Untere, lernt von ihm Schwelgen, Prassen und das rechte Viehleben. Was der Obere in höflichen Sitten vollbringt, das thut der Untere in viehischem, säuischem Leben und Sitten. Also wird Laster mit Laster gewirkt."

Der Herausgeber des „Schatzkästlein", Leo Adolarius, ist von einer tiefen Frömmigkeit beseelt und gedenkt binnen kurzem dem Publicum eine Bibel der Natur zu übergeben, worin die Naturbetrachtung, im Lichte des Christenthums und im Volkstone geschrieben, ein Buch werden könnte, das das Volk sicherer zur Religion zurückführen würde als tausend zelotische Predigten. Er sieht in der Irreligiosität und der Glaubenslosigkeit die Ursache der Revolution des Jahres 1848, wo der Versucher dem Genius des deutschen Volks zurief: „So du niederfällst und mich anbetest, sollst du Freiheit, gesetzliche Ordnung, Gemeinschaft des Eigenthums und Brüderlichkeit haben"; glänzende Geschenke, deren Kern Verderben ist und die eine

Religion ohne Gott, Christus, Himmel und Tugend, eine Religion der Sinnlichkeit mit dem Glaubensbekenntniß: Ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas, am wenigsten gewähren kann. 32.

Mittheilungen aus Berlin.

Mitte December 1856.

Wie im vergangenen Winter, so hielt auch beim Beginn des diesmaligen Fräulein Elise Schmidt Vorlesungen über antike Gestaltungen altgriechischer Dramatiker. Die unstreitig mit hohem Talente begabte Dame hat sich einem Idealismus hingegeben, zu dem sie unsere dramatische Kunst erheben möchte. So sehr jedes hohe Streben eines reichen Geistes anzuerkennen ist, so ist es doch eine Art Hypochondrie, mit seinen Ideen sich fortwährend in der Schwebe zu bewegen und nicht einen soliden Grund und Boden zu suchen, auf dem sie befruchtend zu wirken vermögen. Fräulein Schmidt hat gewiß viele Verehrer ihres Talents und verdient dieselben in reichlichem Maße; alle Kritiker anerkennen ihr Streben und ihre danach gebildeten dramatischen Schöpfungen; aber ich glaube, sie entbehrt eines aufrichtigen Rathgebers, den man freilich nirgends seltener als unter literarischen Collegen findet. Die Galanterie gegen schöne Frauen ist eine Pflicht der Männer, wol aber nicht gegen geistreiche. Als Frau von Staël einst den Consul Bonaparte fragte, welche Frau ihm die größte sei, antwortete er lächelnd: „Celle qui a fait le plus d'enfants"; eine kleine Bosheit, die sich französisch besser sagen läßt als deutsch. Trotz alledem darf man manches weibliche Talent für berufen halten, in gewissen Sphären zu wirken, selbst durch ihren Geist zu befruchten; so würde gewiß Fräulein Schmidt sich selbst und der Kunst mehr nützen, wenn sie mit ihrem Talente mehr menschlich verführe und dasselbe auf solidem Boden einsetzte, wo es Frucht tragen kann, während es so wie ein Ballon schwebt, den jeder Sturm zerreißen und zu Boden schleudern kann. Die antike Tragödie ist gewiß recht schön; aber es zeigt mehr von einer classischen Manier und einem Großthun seines Geschmacks, dieselben als unsere Vorbilder anzusehen; sie passen weder für uns, noch können sie uns groß nützen; denn unsere Menschen sind anders und unsere Bühne hat ganz andere Poesien nöthig, will sie eine nationale und echtvolksthümliche werden. Fräulein Schmidt möge wohl bedenken, wie schädlich ein aufreibendes Abringen nach einem Ziel der Chimäre aus bloßer Laune ist. Wie warm sie jetzt auch von den galanten kritischen Stimmen anerkannt werde, so wird die Enttäuschung doch nicht ausbleiben; sie wird nach einem mühevollen Leben erkennen müssen, wie spurlos ihre Schöpfungen vorübergingen, wie nichtig ihr Ringen und Streben, wie unfruchtbar ihr Wirken war. Das Bedauern für sie wird nicht dem Genie, sondern der unglücklichen, unheilsamen Chimäre gelten, für welche sie lebte: das ist hart, aber gewiß wahr, und möge dies Loos nicht seinen Grund in einer weiblichen Sucht nach Originalität haben!

Bekanntlich besteht in Berlin ein Schriftstellerverein unter dem Namen „Tunnel". Die lustigen Leutchen vor beinahe 30 Jahren, welche Literatur fast so zum Vergnügen trieben, wie sie Champagner tranken und Austern aßen, kamen auf den liebenswürdigen Einfall, diese drei Annehmlichkeiten möglichst zu vereinigen, und stifteten den „Tunnel über der Spree" (vielleicht einer der besten Saphir'schen Witze, der damals noch unsterblich war und es auch solange bleibt, als er lebt). Es scheint nach Art der Serapionsbrüder zur Gründung dieses Tunnels gekommen zu sein. Die drei Serapionsbrüder pflegten bekanntlich in einem Weinlocale ihre lustigen Convivia zu halten, deren attisches Salz der Kater-Murr-Hoffmann war. Hoffmann war zugleich Kammergerichtsrath und einer der sonderbarsten; auf alle Acten hat er Männerchen, Teufelein und Hexlein mit Tinte gezeichnet, sodaß man ihm vernünftige Sachen zuletzt gar nicht mehr zur Entscheidung geben konnte. Ein alter Schreiber des Kammergerichts — entschuldigen Sie die kleine Abschweifung — war ein unverantwortlicher Gourmand und sehr gut Freund mit Hoffmann. Bekam er am Ende des Monats seinen Gehalt, so aß er drei Tage lang bei Lutter und Wegener Caviar und Austern, trank Champagner, und zwar mit Devrient um die Wette. Die übrigen 27 oder 28 Tage des Monats hungerte der Schreiber natürlich; aber er hatte solche Wuth zur dreitägigen Gourmandise, daß er es aushielt und zerlumpt und erfroren nach der Kanzlei schlich, bis wieder die drei goldenen Tage mit dem nächsten Gehalt anbrachen. Dieser Schreiber nun war der Diener der Serapionsfeste, die alle Montag Abend stattfanden, und wo Chamisso, und Hoffmann noch soviel übrigließen, daß der alte Schreiber sich und seine über die Verhältnisse feine Zunge sättigen konnte. Der Gram dieses originellen Menschen nach dem Aufhören der Serapionsfeste war unendlich tief; er entbehrte ja alle Montage des schönen Essens und Trinkens; so kam es denn, was ihm der Rath Hoffmann häufig im Scherze gesagt: man fand ihn eines Tags verhungert auf einem Düngerhaufen des damals noch einsamen köpnicker Feldes.

Die literarischen Commerse des berliner Tunnelvereins waren aus demselben Motiv entstanden und haben, bald zahlreich, bald dürftig fortgesetzt, unlängst ihr neunundzwanzigjähriges Stiftungsfest gefeiert. Im Café Belvedere versammeln sich seine Mitglieder alle Sonntage; es sind Dichter und Literaten, Maler und Künstler, die sich lustig und heiter beim Commers vergnügen und nebenbei jene unleidliche Hechelei treiben, die man sonderbarerweise so häufig in reinliterarischen Cirkeln findet, indem sie dem geschmacklosen Genusse fröhnen, sich gegenseitig mit ihren Leistungen aufzuziehen und die Liebe für ihren Beruf und ihre Beschäftigung dadurch an den Tag zu legen, daß sie die Literatur und ihre Leistungen verspotten und ins Lächerliche ziehen.

Bei Gelegenheit des Devrient'schen Gastspiels und des angekündigten von Marie Seebach auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne hat die berliner Kritik ihre schärfsten Pfeile gegen die Intendanz des Hoftheaters abgeschossen. Die berliner Kritik hat wahrlich nie soviel Freundschaft für den Intendanten des Hoftheaters an den Tag gelegt, daß derselbe ihr irgendwie verpflichtet sein könnte; sie liebte es immer feindlich gegen ihn aufzutreten, ohne ihm je gerecht zu werden. So auch hierin. Freilich würde es wohlanständiger sein, wenn die großen Künstler nicht auf Theatern vierten Rangs aufträten; aber da sie mehr dem Geschäft als der Kunst dienen, so hat sich darüber füglich Niemand zu beschweren. Die königliche Bühne zieht von den großen Künstlern keinerlei Nutzen, da sie die etwaige Mehreinnahme denselben als Honorar entrichten muß; die kleinen, meist nur zum vierten Theil besetzten Theater dagegen können gern die Ansprüche der großen Künstler befriedigen, da sie nach Abzug der Hälfte von der Einnahme immer noch ein glänzenderes Geschäft als ohne sie machen. Es fragt sich wirklich sehr, was besser sei: dem Kunstgeschmack eine große Summe zum Opfer zu bringen, oder den exorbitanten Ansprüchen der großen Künstler entgegenzutreten und aus Liebe zum Kunstgeschmack die maßlosen Honorarfoderungen der Künstler abzuschlagen. Würden alle großen Bühnen dies Princip verfolgen, so würden die großen Künstler auch wol bald zu vernünftigern Ansprüchen gebracht werden und nicht die Speculation mit ihrem Talent über die Kunst stellen; wollen sie blos Geschäfte machen, so mögen sie immerhin zu denjenigen Bühnen gehen, welche sich damit allein abgeben, aber sich nicht beschweren, daß ihrer Habsucht die bessern Tempel einer Kunst verschlossen bleiben.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Macaulay und sein Beurtheiler in diesen Blättern.

Schon in manchen einzelnen Aeußerungen wurden die Deutschen gewarnt — als ob sie leicht verführbar wären — durch das Glück des Geschichtschreibers Macaulay, dessen Geschichte in zahllosen Exemplaren von Engländern gelesen wird, sich nicht hinreißen zu lassen, ihm nachzustreben und in seiner Art zu schreiben. Er unterscheidet sich von andern durch Eingehen in die persönlichen Verhältnisse und Denkweisen der Handelnden, selbst Kleines dabei nicht verschmähend, sie mit ihren Zeitgenossen und Vorgängern vergleichend, in Anspielungen deutend, überhaupt mehr Psychologie und Urtheil in die Ereignisse einmengend, als einfache Erzählung des Geschehenen erfodert, sodaß der Leser mitten unter Personen und Sachen zu stehen meint, von denen er liest, und gerade dies wird von seinen Gönnern gerühmt, von seinen Gegnern getadelt, er sei anziehend wie ein Roman oder eine Novelle. Ob seine Kunst und Eigenthümlichkeit nicht manchmal zu viel gethan, bleibe dahingestellt, denn freilich darf die Geschichte nicht in einen Roman oder eine Novelle verwandelt werden, wozu einige stilfertige deutsche Schriftsteller vielleicht Neigung haben möchten.

Vor einiger Zeit sprach Bettziech-Beta ausführlicher über Macaulay und seine Schriften (vgl. Nr. 6 d. Bl. f. 1856), gab Lob und Tadel und verdient gehört zu werden.

Lobend heißt es: Der Mann hat enorme Gelehrsamkeit, den höhern modischen facetiösen Umgangsstil, die höchste Kunst der Darstellung, malerischen Schmuck, rhetorische Antithese; sein specifisches Talent ist historische Composition; sein lebendiges Buch schildert das verflossene Leben, führt uns mitten hinein; seine Größe ist Erlösung von der Tyrannei der Zahlen, Schlachten, Actenstücke; er hat den Stil eines Gelehrten, der zugleich perfecter Weltmann ist; als Whig verdient er Lob für seine parlamentarische Stellung und besitzt ein specielles Verdienst für England.

Der Tadel lautet: Er besitzt kein tiefes Genie mit neuen Forschungen und Wahrheiten, zeigt Mangel an schweren, tiefen Deductionen, in seiner Geschichte ist etwas Opium; seine Abhandlung über Milton mit muthwilliger Eleganz und Ornamentik ist später von ihm selbst nicht gebilligt; er trägt einen Schönheitsmantel, der als Versündigung an der Geschichte erscheint; da er 1834 nach Kalkutta mit 10,000 Pf. Gehalt ging, lehrt er über Clive und Hastings eine Raubthierphilosophie; er ist ausschweifend in Paradoxen laut eigenem Geständniß, das gibt eine falsche Schönheit; er warnt z. B. vor zu viel Reformen, weil dadurch den Nachkommen das Reformiren ausgeht; sein Cultus des Genius ist kein gläubiger, er krönt die eine Hälfte des Helden und kreuzigt die andere; er verstellt die Thatsachen für stilistische Zwecke; der tieferliegende Inhalt der Geschichte ist ihm verschlossen, die Logik, Dialektik und Nemesis in dem chemisch-sittlichen Proceß der Ereignisse, der tiefer producirende Gedanke des höhern Flugs der Geister; sein Stoff ist ihm über den Kopf gewachsen, er wollte nichts Großes, sondern Interessantes, Amüsantes, Pikantes; als Historiker hatte er die Verpflichtung eines Naturforschers, nicht des Parlamentssitzes; noch weniger als in seinen allgemeinen Darstellungen ist ihm in Behandlung der Thatsachen zu trauen; hier ist hyperbolisch idealisirt, dort übertrieben schwarz gemalt; er ist Parteischriftsteller.

In diesem Für und Gegen den Erngelesenen liegt gewiß viel Wahrheit, und durchgängig hier und dort etwas abzurunden, anders zu begrenzen, wäre eine weitschichtige Aufgabe. Angemessener beschränken wir uns auf einiges allgemeiner zu Beherzigende, vorzüglich nach Seite des Tadels, da den Vielgelobten noch weiter zu loben eine unerfreuliche Anstrengung fodert.

Alle Geschichte, wie der Mensch selbst, ist doppelseitig, welchen von Wahrheit überfüllten Satz schwerlich Jemand leugnet.

Alles menschliche Urtheil ist einseitig, weil jeder Urtheilende nur eine Seite sieht, wie denn die allseitigen Philosophen in ihren Begriffreihen immer von einer Seite anfangen müssen, entweder von unten nach oben, oder von oben nach unten, und es zweifelhaft bleibt, ob der Historiker Raumer mit seinem beliebten „einerseits" und „andererseits" diesem Denkgesetz entgehen konnte.

Wenn nun irgendein Urtheil Menschenalter hindurch gegolten und wiederholt worden, heißt, was sich ihm entgegenstellt, parador, wird von Einigen schon um deswillen verworfen, von Andern um deswillen geliebt. Macaulay hat sich selbst in Bezug auf Dryden ausschweifend im Paradoxen genannt (wantoned in paradox) und mag zu viel darin gethan haben. Indessen alle ausgezeichneten Schriftsteller neigen sich dahin mehr oder weniger, außer die Liebhaber des Gemeinplätzigen, wie Isokrates, oder Förderer des Erbaulichen, wie Kanzelredner, oder Verehrer des Xenophon, welche in seiner trockenen, spartanisch-gesäumten Geschichte Griechenlands attischen Honig finden. Rousseau war parador in seiner Zeit, Niebuhr gegen Geschichten des Livius, gegen Alexander den Großen als civilisirten Barbaren, Lessing gegen Theaterherkommen und in Beziehung auf Theologie heterer dazu. Wären nicht oft in einem Gegenwinde wider Luftzüge der Mitwelt Wahrheiten für die Nachwelt zu suchen? Macaulay freilich wegen Gunst für Wilhelm III. und Britenstolz auf eine dem Thronwechsel folgende parlamentarische Verfassung, als Bewunderer jener Männer, deren Kühnheit dahin führte, wird wol ungerecht, wie gegen Lord Temple (vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1854), und überläßt dem Leser zu wenig, welchen Fehler große Geschichtschreiber vermieden haben.

Kein ausgezeichneter Schriftsteller umhängt einen Schönheitsmantel, er gibt sich selbst und seine Gedanken. Diese können sich in einem malerischen Ganzen, in Vergleichungen und geistreichen Gegensätzen entwickeln. Der Mantel ist ein Erbtheil Jener, deren blühende Schreibart von Schwächlingen gepriesen zu werden pflegt. Solchem Preise zu entgehen, haben ältere deutsche Historiker allem bessern Schwunge der Sprache entsagt und (z. B. Mannert) in den gemeinsten Wendungen ungemeine Ereignisse vorgetragen, ja der britische Parlamentsredner For will weiser in seiner Geschichte Jakob's II. keine ihm geläufigen heftigen Auswüchse der Rede sich erlauben. Gesundes Urtheil, Folgerungen aus Zusammenstellung von Einzelheiten, feine Entwickelung der handelnden Charaktere nach Umständen der Zeit und deren Denkrichtung bleiben, was sie sind. Darin ist Macaulay Meister.

Von einem tieferliegenden Inhalt der Geschichte, dem wir Deutschen gern huldigen — so wie einem tiefen Hegel, noch tiefern Franz von Baader und Jakob Böhme — von solcher Geschichte unterhalb der Geschichte, etwa der göttlichen Weltführung, ist Vieles zu glauben, Weniges in hinreichender Begrenzung zu fassen und endet in einer verständigen Lesern unverständlichen Mystik, welcher bedächtige Historiker sich nicht hingeben dürfen; in einem Idealismus, wovon der realistische Macaulay derb genug sich lossagt. Für seine dem Wirklichen stark ergebenen Engländer gereicht ihm dies vielleicht zum Verdienst, Foderung des Gegentheils ist mit nichten allgemein gültig.

Als eins der verkehrtesten Paradoxen wird gerügt, daß Macaulay vor zu viel Reform warne, weil alsdann den Nachkommen Stoff fehle zum Reformiren. Inzwischen beweist sich die historische Richtigkeit der Warnung im Jahre 1848 an den Unternehmungen der Paulskirche, über welche die auf festern halben Reformen stehenden Engländer spotteten. Unsere Kirchenreform des 16. Jahrhunderts dankt ihrer Halbheit ihre Dauer. Halbes Allmälige wirkt mehr in der Menschengeschichte als plötzlich Ganzes. Selbst in der Offenbarung Johannis erscheint vor dem vollendeten Reich Christi das Tausendjährige Reich.

Ob Witz und Ironie einem ernsten Geschichtschreiber ziemen, ist gewiß zweifelhaft, ungeachtet sie das Wahre zu treffen fähig sind. Dagegen sind sie angemessen für kleinere Leistun-

gen, für gelehrte Streitigkeiten, Lebensläufe Einzelner, Bücherbeurtheilungen, um das wiederkehrend Alltägliche derselben zu beleben und den Geist des Lesers zu erfrischen. In dieser Art schrieb Macaulay eine köstliche Anzeige der Biographie Johnson's von Boswell („Essays", Thl. 1) und beginnt sie mit dem Gedanken: „Wäre Boswell nicht ein so großer Narr gewesen, würde er nie ein großer Schriftsteller geworden sein." *) Der ironische Satz trifft, mit allerdings verändertem Werthe, einen Las Cases über Bonaparte, die Riemer und andere Goethe-Literatur, und Beltzieh-Beta widerlegt ihn bündigst: „Weil also dem Mann alle Eigenschaften zum Schriftsteller fehlten, hat er ein ausgezeichnetes Buch geschrieben? Weil er ein Dummkopf u. s. w. war, wurde er unsterblich? Und aus diesen Gründen wird Boswell's Buch allgemein für das Ideal der ganzen reichen englischen Biographen- und Memoirenliteratur gehalten? Das ist die Antithese des Unverstandes, Paradoxon ohne Doxon, Oxymoron ohne Spitze!" Jean Paul beschuldigt die Deutschen, keine Ironie zu verstehen. Schreiber dieses hat darüber merkwürdige Erfahrungen gemacht und obige Worte geben eine neue. Macaulay's Ironie hält sich in der ganzen Anzeige mit schwer zu behauptender Durchführung. Und so, scheint es, habe der Deutsche den Briten in seiner lues Indiae et whiggismi ganz gut erkannt, allein für dessen Bericht über lues Boswelliana kein genügendes Verständniß bewiesen.

26.

Notiz.

Literarische Leichtfertigkeit.

Man darf wol sagen, daß ein Zug der Leichtfertigkeit fast durch unsere ganze gegenwärtige Literatur geht, soweit sie mehr oder weniger belletristischen Charakters ist. Es kann wol einmal ein Schriftsteller ein Buch schreiben, welches seines Talents und seines höhern Strebens nicht ganz würdig erscheinen mag. Er schreibt es vielleicht, um mit einer Seite seines Talents abzuschließen, oder um eine neue zu entfalten und zu sehen, wie er damit auf das Publicum wirke, oder um überhaupt Stoff loszuwerden, oder auch aus andern Gründen. Man kann ihm dies hingehen lassen, insofern er dadurch, daß er das Publicum vielleicht an seinem Talent und seinem Streben vorübergehend irre macht, nur sich selbst schadet. Für ihn selbst war das Buch vielleicht doch ein Gewinn, indem es ihn abklären half. Wir meinen eine Leichtfertigkeit anderer Art, jene oft höchst ärgerliche und schädliche Leichtfertigkeit, womit man gegenwärtig mit geschichtlichen Personen und Verhältnissen umzuspringen pflegt, jene Respectlosigkeit, womit man, selbst Thatsachen verfälschend, Schwarz in Weiß und Weiß in Schwarz verwandelt, unwürdige Personen in eine ideale Sphäre erhebt und würdige in ein verächtliches und lächerliches Licht stellt, blos um diesen oder jenen äußern Effect hervorzubringen. Freilich arbeiten jetzt selbst sehr gravitätische Geschichtschreiber und Literaturgeschichtschreiber den belletristischen Geschichtsfälschern in dieser Richtung vor, indem auch sie sich sehr häufig nicht scheuen, zu Parteizwecken sich desselben Fehlers schuldig zu machen. Wir wollen hier noch ein mal, wir denken zum letzten mal, mit ein paar Worten auf die bald hier, bald dort wieder auftauchende Bacherl-Affaire zurückkommen. *) Als eine dramatische Fabrikantin sich herausnahm, die gedruckt vorliegende Novelle eines beliebten Autors in ein Drama zu verwandeln, so erhob man in der Presse ein allgemeines Zetergeschrei und klagte laut über Beeinträchtigung des literarischen Eigenthumsrechts; als es sich aber um die Frage handelte, ob ein Manuscript, welches amtlicher Discretion anvertraut worden, von einem Andern im Stillen ausgebeutet und benutzt werden dürfe, so beschuldigten dieselben Leute Diejenigen, welche diese Frage gewiß mit vollstem Recht verneinten, des Neides, ja der Lächerlichkeit und Erbärmlichkeit. Kann es eine größere Inconsequenz, eine größere Frivolität geben? Haben wir Schriftsteller überhaupt die Aufgabe, das Recht in Schutz zu nehmen, so sollen wir es ohne Unterschied thun, möge es sich dabei um das Recht eines hochgestellten oder beliebten Autors oder um das Recht eines armen excentrischen Schullehrers handeln. Sonst erkläre man offen und rund, daß in der Literatur nicht das Recht, sondern das Faustrecht, das Recht des Stärkern allein maßgebend sein solle, daß jene Gleichheit vor dem Gesetz, für die wir auf anderm Gebiete zu kämpfen vorgeben, von uns Schriftstellern aus unserm eigenen Kreise auszuschließen sei.

H. M.

*) Der soeben ausgegebene zwölfte Band der „Encyclopaedia Britannica" enthält, wie wir bei diesem Anlaß bemerken, aus Macaulay's Feder ein „Life of Johnson", welches vom „Athenaeum" in jeder Hinsicht ein kleines Meisterwerk, ein „little work of art, choice alike in matter and in style" genannt wird. Es ist zu wünschen und wol auch kaum zu zweifeln, daß die Verlagshandlung der „Encyclopaedia Britannica" von dieser Biographie auch eine Sonderausgabe veranstalten möge. D. Red.

*) Wir sind darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Wiener Cornelius Hermann von Ayrenhoff (geb. 1734, gest. 1819), dessen „Postzug" ehemals ein beliebtes Lustspiel war, ein Trauerspiel „Thumelicus" geschrieben habe.

Bibliographie.

Aehrenlese im Gotteshause. Eine Sammlung Predigten unverändert herausgegeben von H. A. Schmid. Querfurth, Schmid. Gr. 8. 15 Ngr.

Mörike, E., Vier Erzählungen. Stuttgart, Schweizer. 16. 18 Ngr.

Mundt, T., Pariser Kaiser-Skizzen. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1857. 8. 2 Thlr.

Pantheon deutscher Dichter. Herausgegeben von A. Stern. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Matthes. 1857. 16. 2 Thlr.

Trendelenburg, A., Herbarts praktische Philosophie und die Ethik der Alten. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.

Vilmar, D., Ueber die Einführung einer geschichtlich begründeten Rechtschreibung. Marburg, Koch. Gr. 16. 6 Ngr.

Vischer, W., Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland. Basel, Schweighauser. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Volkmar, G., Die Religion Jesu und ihre erste Entwickelung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Volkmar, Reginald, Die Rose von Seeland. Ein romantisches Gedicht. Dresden, Adler u. Dietze. 16. 12 Ngr.

Vörösmarty, M., Gedichte. Aus dem Ungarischen in eigenen und fremden metrischen Uebersetzungen herausgegeben durch K. M. Kertbeny. Pest, Lampel. 1857. Gr. 16. 24 Ngr.

Wachenhusen, H., Reisebilder aus Spanien. Zwei Bände. Berlin, Huber. 1857. Br. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Erdmann, Glaube und Wissenschaft. Akademische Rede zum Geburtstage S. M. des Königs gehalten. Halle, Schmidt. 16. 5 Ngr.

Die Freimaurer. Aus J. N. Bouilly récapitulations zu Lehr und Kurzweil für Freund wie Feind ins Deutsche übersetzt. 2te Auflage. Cassel, J. G. Luckhardt. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 51.)

96. **Fischer (K.), Franz Baco von Verulam.** Die Realphilosophie und ihr Zeitalter. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte Verfasser, zugleich einer der ausgezeichnetsten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, hat in diesem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos seine „Geschichte der neuern Philosophie", sondern zugleich eine sehr fühlbare Lücke unserer philosophischen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erschöpfende und zusammenhängende Darstellung Baco's**, des größten unter den englischen und überhaupt realistischen Philosophen der neuen Zeit. Eine solche wird hier zum ersten male geboten.

Das Buch bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Es entwickelt in allen seinen Theilen die Baconische Philosophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der französischen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant'schen Epoche. So enthält es zugleich die Geschichte der Realphilosophie, die dem Geiste der Gegenwart nahe steht.

Unser Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geist der Industrie, der naturwissenschaftlichen Erfindung, der praktischen Cultur. Baco ist der Philosoph dieser Richtungen. Der Verfasser hat diesen Punkt ins hellste Licht gesetzt und dadurch seine Schrift in lebendiger Weise auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleuchtet er die Baconische Philosophie in ihrer eigenthümlichen Selbständigkeit, indem er sie andern gegenüberstellt, bald vergleichend, bald unterscheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwischen Baco und Cartesius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der Verfasser die auf Baco bezüglichen Parteistimmen. Er trifft sowol den blinden Gegner Baco's in dem französischen Romantiker de Maistre, als den blinden Bewunderer in dem englischen Geschichtschreiber Macaulay.

97. **Gramática sucinta del Idioma aleman.** Compuesta por **A. Guillermo de Duvo y Huckener.** 8. Geh. 20 Ngr.

Eine Grammatik für Spanier, um Deutsch zu lernen, woran es bisher fast ganz fehlte. Der Verfasser ist ein seit langem in Malaga wohnender Deutscher.

98. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. 8. Geh. Zweiter Band: **Gliederthiere.** Erste Abtheilung: **Insekten und Spinnen.** 3 Thlr.

Bereits früher erschienen:

Erster Band: **Wirbelthiere.** Dieser Band besteht aus drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:

I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1847—48. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. **Die Fische der Vorwelt.** 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dritter Band: **Mollusken.** Erste Abtheilung: **Cephalopoden.** Erste und zweite Hälfte. 1851—52. 1 Thlr.

Giebel's „Fauna der Vorwelt" ist die umfassendste Darstellung der vorweltlichen Organismen, ein für jeden Paläontologen und Geognosten unentbehrliches Werk, welches nach competentem Urtheil die „Paléontologie universelle" von d'Orbigny hinsichtlich der Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit weit hinter sich läßt und abgesehen von dem ausführlichen Texte auch den Bronn'schen „Nomenclator" übertrifft.

99. **Helfferich (A.), Der Organismus der Wissenschaft** und die Philosophie der Geschichte. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Grundgedanke dieses nicht blos für das eigentlich philosophische Publicum, sondern zugleich für jeden Fachgelehrten und überhaupt jeden gebildeten Leser interessanten Buchs (zumal es sich von der abstracten Terminologie der neuern philosophischen Systeme fernhält) ist der: den **Umfang der einzelnen Wissenschaften nach ihren gegenwärtigen Leistungen** auf Grund einer eigenthümlichen Auffassung der Psychologie zu bestimmen. Der Leser findet darin den Ertrag der neuesten Untersuchungen aller Wissenschaften: der Medicin, Philosophie, Sprachwissenschaft, Jurisprudenz u. s. w., sowie den ersten, durch alle Gebiete der Wissenschaften geführten Versuch, die philosophische Behandlung mit der geschichtlichen zu verbinden.

100. **Sturm (J.), Neue Gedichte.** 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Julius Sturm hat sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form, schon so viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß von seinen Dichtungen rasch zweite Auflagen nöthig wurden und die vorliegende Sammlung seiner neuen Gedichte einer freundlichen Aufnahme gewiß sein darf. „Diese Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Lyrik —, eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst beruhigtes Sein, ein Dasein, das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Ausblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären."

Julius Sturm's frühere Dichtungen erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Fromme Lieder. Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

101. **Wildberger (J.), Neue orthopädische Behandlungsweise** veralteter spontaner Luxationen im Hüftgelenke. Erfunden und mit Erfolg durchgeführt. Mit drei Tafeln Abbildungen. 4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der auf dem Felde der praktischen Orthopädie längst und rühmlichst bekannte Verfasser legt hier die Resultate mehrjähriger Erfahrungen und Beobachtungen zur Würdigung und Prüfung vor. Die demselben eigenthümliche Behandlungsweise und die von ihm angewendeten Apparate werden in dieser Abhandlung auf das genaueste beschrieben. Eine Anzahl Krankengeschichten ist beigegeben und zeugt für den günstigen Erfolg; die angeführten Abbildungen veranschaulichen die Apparate und deren Anwendung. Außer für Sachverständige ist das Werk namentlich auch für die Angehörigen von Leidenden dieser Kategorie von Wichtigkeit.

Das Register zum Jahrgang 1856 wird im Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE
[illegible]	[illegible]		

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856
im Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 51.)

96. **Fischer (K.), Franz Baco von Verulam.** Die Realphilosophie und ihr Zeitalter. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte Verfasser, zugleich einer der ausgezeichnetsten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, hat in diesem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos seine „Geschichte der neuern Philosophie", sondern zugleich eine sehr fühlbare Lücke unserer philosophischen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erschöpfende und zusammenhängende Darstellung Baco's**, des größten unter den englischen und überhaupt realistischen Philosophen der neuern Zeit. Eine solche wird hier zum ersten male geboten.

Das Buch bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Es entwickelt in allen seinen Theilen die Baconische Philosophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der französischen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant'schen Epoche. So enthält es zugleich die Geschichte der Realphilosophie, die dem Geiste der Gegenwart nahesteht.

Unser Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geist der Industrie, der naturwissenschaftlichen Erfindung, der praktischen Cultur. Baco ist der Philosoph dieser Richtungen. Der Verfasser hat diesen Punkt ins hellste Licht gesetzt und dadurch seine Schrift in lebendiger Weise auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleuchtet er die Baconische Philosophie in ihrer eigenthümlichen Selbständigkeit, indem er sie andern gegenüberstellt, bald vergleichend, bald unterscheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwischen Baco und Cartesius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der Verfasser die auf Baco bezüglichen Parteinahmen. Er trifft sowol den blinden Gegner Baco's in dem französischen Romantiker de Maistre, als den blinden Bewunderer in dem englischen Geschichtschreiber Macaulay.

97. **Gramática sucinta del Idioma aleman.** Compuesta por **A. Guillermo de Duve y Huckener.** 8. Geh. 20 Ngr.

Eine Grammatik für Spanier, um Deutsch zu lernen, woran es bisher fast ganz fehlte. Der Verfasser ist ein seit langem in Malaga wohnender Deutscher.

98. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. 8. Geh. Zweiter Band: **Gliederthiere.** Erste Abtheilung: **Insekten und Spinnen.** 3 Thlr.

Bereits früher erschienen:

Erster Band: **Wirbelthiere.** Dieser Band besteht aus drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:
I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1847—48. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. **Die Fische der Vorwelt.** 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.
Dritter Band: **Mollusken.** Erste Abtheilung: **Cephalopoden.** Erste und zweite Hälfte. 1851—52. 5 Thlr.

Giebel's „Fauna der Vorwelt" ist die umfassendste Darstellung der vorweltlichen Organismen, ein für jeden Paläontologen und Geognosten unentbehrliches Werk, weil es nach competentem Urtheil die „Paléontologie universelle" von d'Orbigny hinsichtlich der Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit weit hinter sich läßt und abgesehen von dem ausführlichen Texte auch den Bronn'schen „Nomenclator" übertrifft.

99. **Helfferich (A.), Der Organismus der Wissenschaft** und die Philosophie der Geschichte. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Grundgedanke dieses nicht blos für das eigentliche philosophische Publicum, sondern zugleich für jeden Fachgelehrten und überhaupt jeden gebildeten Leser interessanten Buchs (zumal es sich von der abstracten Terminologie der neuern philosophischen Systeme fernhält) ist der: den **Umfang der einzelnen Wissenschaften nach ihren gegenwärtigen Leistungen** auf Grund einer eigenthümlichen Auffassung der Psychologie zu bestimmen. Der Leser findet darin den Ertrag der neuesten Untersuchungen aller Wissenschaften: der Medicin, Philosophie, Sprachwissenschaft, Jurisprudenz u. s. w., sowie den ersten, durch alle Gebiete der Wissenschaften geführten Versuch, die philosophische Behandlung mit der geschichtlichen zu verbinden.

100. **Sturm (J.), Neue Gedichte.** 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Julius Sturm hat sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form, schon so viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß von seinen Dichtungen rasch zweite Auflagen nöthig wurden und die vorliegende Sammlung seiner neuen Gedichte einer freundlichen Aufnahme gewiß sein darf. „Diese Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Lyrik —, eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein, das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Ausblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären."

Julius Sturm's frühere Dichtungen erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:
Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Fromme Lieder. Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

101. **Wildberger (J.), Neue orthopädische Behandlungsweise** veralteter spontaner Luxationen im Hüftgelenke. Erfunden und mit Erfolg durchgeführt. Mit drei Tafeln Abbildungen. 4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der auf dem Felde der praktischen Orthopädie längst und rühmlichst bekannte Verfasser legt hier die Resultate mehrjähriger Erfahrungen und Beobachtungen zur Würdigung und Prüfung vor. Die demselben eigenthümliche Behandlungsweise und die von ihm angewendeten Apparate werden in dieser Abhandlung auf das genaueste beschrieben. Eine Anzahl Krankengeschichten ist beigegeben und zeugt für den günstigen Erfolg; die angefügten Abbildungen veranschaulichen die Apparate und deren Anwendung. Außer für Sachverständige ist das Werk namentlich auch für die Angehörigen von Leidenden dieser Kategorie von Wichtigkeit.

Das Register zum Jahrgang 1856 wird im Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli**, **August** und **September** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 51.)

96. **Fischer (K.), Franz Baco von Verulam.** Die Realphilosophie und ihr Zeitalter. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte Verfasser, zugleich einer der ausgezeichnetsten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, hat in diesem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos seine „Geschichte der neuern Philosophie“, sondern zugleich eine sehr fühlbare Lücke unserer philosophischen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erschöpfende und zusammenhängende Darstellung Baco's**, des grossten unter den englischen und überhaupt realistischen Philosophen der neuen Zeit. Eine solche wird hier zum ersten male gegeben.

Das Buch bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Es entwickelt in allen seinen Theilen die Baconische Philosophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der französischen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant'schen Epoche. So enthält es zugleich die Geschichte der Realphilosophie, die dem Geiste der Gegenwart nahesteht.

Unser Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geist der Industrie, der naturwissenschaftlichen Erfindung, der praktischen Cultur. Baco ist der Philosoph dieser Richtungen. Der Verfasser hat diesen Punkt ins hellste Licht gesetzt und dadurch seine Schrift in lebendiger Weise auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleuchtet er die Baconische Philosophie in ihrer eigenthümlichen Selbständigkeit, indem er sie andern gegenüberstellt, bald vergleichend, bald unterscheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwischen Baco und Cartesius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der Verfasser die auf Baco bezüglichen Parteistellungen. Er trifft sowol den blinden Gegner Baco's in dem französischen Romantiker de Maistre, als den blinden Bewunderer in dem englischen Geschichtschreiber Macaulay.

97. **Gramática sucinta del Idioma aleman.** Compuesta por **A. Guillermo de Duve y Huchener.** 8. Geh. 20 Ngr.

Eine Grammatik für Spanier, um Deutsch zu lernen, woran es bisher fast ganz fehlte. Der Verfasser ist ein seit langem in Malaga wohnender Deutscher.

98. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. 8. Geh. Zweiter Band: **Gliederthiere.** Erste Abtheilung: **Insekten** und **Spinnen.** 3 Thlr.

Bereits früher erschienen:

Erster Band: Wirbelthiere. Dieser Band besteht aus drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:

I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1847—48. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. **Die Fische der Vorwelt.** 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dritter Band: Mollusken. Erste Abtheilung: **Cephalopoden.** Erste und zweite Hälfte. 1851—52. 5 Thlr.

Giebel's „Fauna der Vorwelt“ ist die umfassendste Darstellung der vorweltlichen Organismen, ein für jeden Paläontologen und Geognosten unentbehrliches Werk, weil es nach competentem Urtheil die „Paléontologie universelle“ von d'Orbigny hinsichtlich der Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit weit hinter sich läßt und abgesehen von dem ausführlichen Texte auch den Bronn'schen „Nomenclator“ übertrifft.

99. **Helfferich (A.), Der Organismus der Wissenschaft** und die Philosophie der Geschichte. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Grundgedanke dieses nicht blos für das eigentliche philosophische Publicum, sondern zugleich für jeden Fachgelehrten und überhaupt jeden gebildeten Leser interessanten Buchs (zumal es sich von der abstracten Terminologie der neuern philosophischen Systeme fernhält) ist der: den **Umfang der einzelnen Wissenschaften nach ihren gegenwärtigen Leistungen** auf Grund einer eigenthümlichen Auffassung der Psychologie zu bestimmen. Der Leser findet darin den Ertrag der neuesten Untersuchungen aller Wissenschaften: der Medicin, Philosophie, Sprachwissenschaft, Jurisprudenz u. s. w., sowie den ersten, durch alle Gebiete der Wissenschaften geführten Versuch, die philosophische Behandlung mit der geschichtlichen zu verbinden.

100. **Sturm (J.), Neue Gedichte.** 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Julius Sturm hat sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form, schon so viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß von seinen Dichtungen rasch zweite Auflagen nöthig wurden und die vorliegende Sammlung seiner neuen Gedichte einer freundlichen Aufnahme gewiß sein darf. „Diese Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Lyrik —, eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein, das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Ausblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären.“

Julius Sturm's frühere Dichtungen erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Fromme Lieder. Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

101. **Wildberger (J.), Neue orthopädische Behandlungsweise** veralteter spontaner Luxationen im Hüftgelenke. Erfunden und mit Erfolg durchgeführt. Mit drei Tafeln Abbildungen. 4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der auf dem Felde der praktischen Orthopädie längst und rühmlichst bekannte Verfasser legt hier die Resultate mehrjähriger Erfahrungen und Beobachtungen zur Würdigung und Prüfung vor. Die demselben eigenthümliche Behandlungsweise und die von ihm angewendeten Apparate werden in dieser Abhandlung auf das genaueste beschrieben. Eine Anzahl Krankengeschichten ist beigegeben und zeugt für den günstigen Erfolg; die angeführten Abbildungen veranschaulichen die Apparate und deren Anwendung. Außer für Sachverständige ist das Werk namentlich auch für die Angehörigen von Leidenden dieser Kategorie von Wichtigkeit.

Das Register zum Jahrgang 1856 wird im Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.